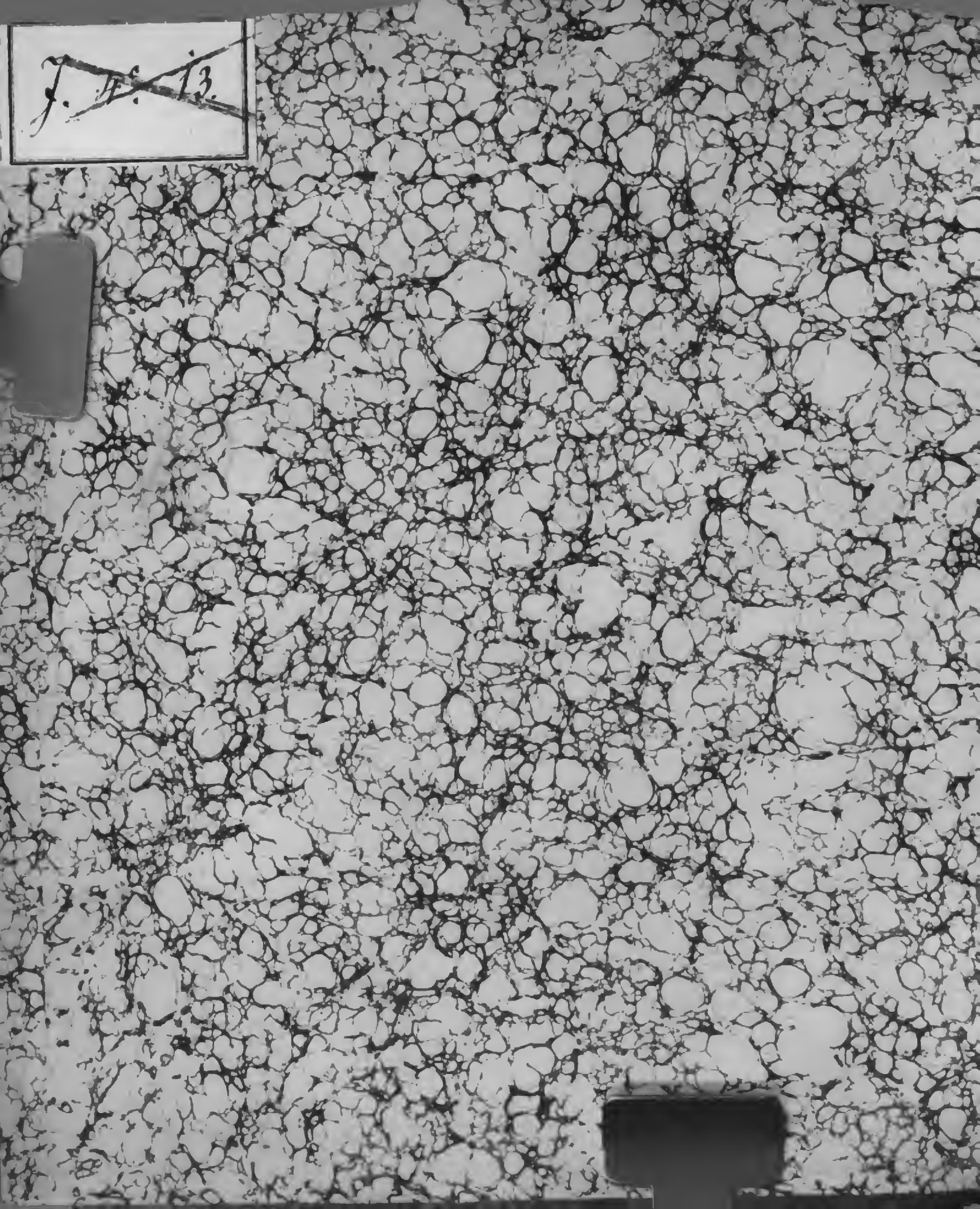
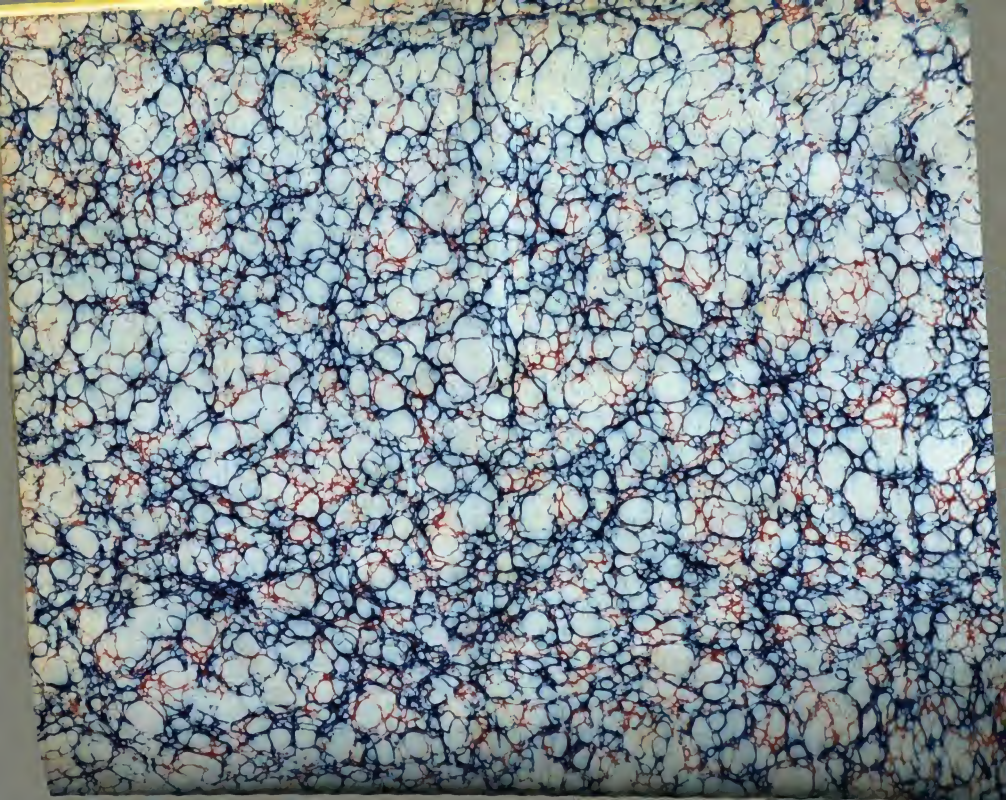
ERINNERUNGEN AN MERKWÜRDIGE GEGENSTÄNDE UND BEGEBENHEITEN, VERBUNDEN MIT...

Carl Eduard Rainold

Digitized by Google

J. E. 13.

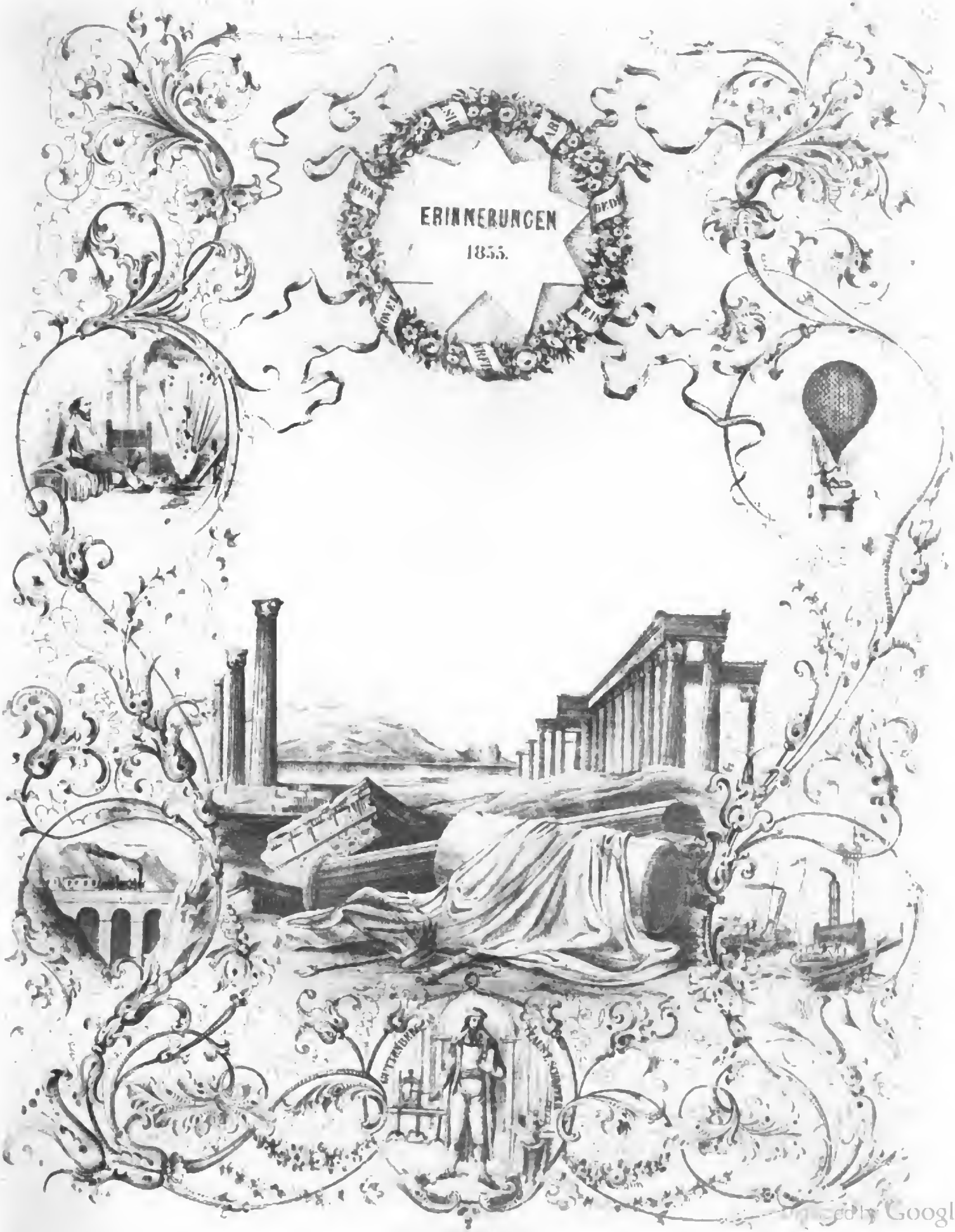




Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Erinnerungen

an

merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten,

verbunden mit

Novellen, Humoresken, Sagen

und

einem zeitgemäßen Feuilleton,

nebst beigefügten

Portraits, Tableaux, Stein- und Holzstichen, Musikalien

und

Mode-Bildern.

Eigenthümer:
C. F. Bellmann.

Verantwortlicher Redakteur:
Wendelin Hugo Landt.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Druck und Verlag von C. W. Medau und Comp. in Prag.

1855.

104.743 C.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlechte Gesellschaft.

Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lederer.

I.

Es war Schlafenszeit.

Der alte Werner lag bereits im Bette und las seine „Allgemeine," doch nicht mit der Aufmerksamkeit wie sonst. Wichtiges schien seinen Geist zu beschäftigen. Oft legte er das Blatt weg, schwere Seufzer hoben seine Brust, rasch fuhr er mit der Hand an die Stirne, als wollte er die Gedanken, die auf ihn eindrangen, abwehren, und über seine Lippen stahl sich der Name Karl, aber so leise, daß er ihn selbst nicht hörte. Zu wiederholten Malen versuchte er weiter zu lesen, sich in die Ereignisse der Welt zu versenken, aber umsonst. Er wurde von Minute zu Minute trüber, eine Unruhe bemächtigte sich seiner, die ihn nicht mehr am Ort der Ruhe, im Bette, duldete, und er ging wankenden Schrittes im Zimmer umher. Mehrmals schlich er an die Thüre, die in das Zimmer seiner Gattin führte, horchte, ob sie schlafe, und als er dessen gewiß war, zog er sich leise zurück. Mit jedem Schritte wuchs sein Kummer, der Raum in der Brust und im Zimmer wurde ihm zu enge, er öffnete das Fenster, das ihm die Aussicht in den Garten seines Hauses bot. O wie wetteiferten Mond und Blumen, das kranke Gemüth des alten Mannes zu stärken! Wie glänzte heute der Mond so hell, und wie dufteten die Blüthen so süß, und in welchen Zügen trank der Schwererkrankte Licht und Duft! Bald war aber auch der herbe Schmerz, wenngleich nur auf Augenblicke, gewichen, stille Wehmuth zog in seine Seele und mit einem Blick zum Sternenhimmel sprach er mit weicher Stimme: „O, es kann nicht sein! So kann sein Gesicht, das die Züge seiner guten Mutter trägt, nicht lügen! — — Wenn es aber doch wahr wäre? Bruder Fritz warnte mich oft; ich gab ihm nicht Gehör. Jetzt kommen Klagen über Klagen. Ich fürchte mich zu überzeugen, und doch ist diese Ungewißheit qualvoller als — — — — Ich will, ich muß ihn sprechen, und sogleich!"

Hastig ging er an seinen Schlaftisch, griff zur Schelle und klingelte, schrak aber dabei zusammen, wol weniger über den Klang der Glocke als über sein eigenes Begehren.

Es trat eine kleine Pause ein.

Inzwischen war die alte Anne auf den Zehen herbeigeschlichen, pochte an die verschloffene Thüre und eben, als Werner öffnen wollte, scholl aus dem Garten ein lautes heiseres Gelächter, das ihn tief erschreckte. Werner kannte die eine Stimme; irrte er nicht, so war es die seines Sohnes Karl. Der ehrliche, gerade Werner kannte nie Verlegenheit, zum ersten Male lernte er sie jetzt kennen. Fast zitternd wendete er sich zu Anne und sagte mit stotternder Stimme: „Geh' zu Bett', gute Anne; ich berührte unwillkürlich die Glocke, ich wünsche nichts."

Die alte Anne schüttelte den Kopf und ging. Werner eilte nun an's Fenster und schärfte Ohr und Auge, um Gestalten und Stimmen zu unterscheiden. Er sah an der Gartenthüre, die der Gärtner eben geöffnet hatte, vier fremde Männer im lüderlichen Anzug, die Röcke über die Achseln geworfen, die Halstücher herabhängend, die Hemde offen, um seinen Sohn stehend, und hörte, wie sie ihm die rohesten Vorwürfe machten, daß er heute so zeitlich nach Hause gehe; Minna sei gar so lieb und verdiente, daß er ihr einmal eine ganze Nacht opferte; übrigens sei's gar nicht in der Ordnung, daß er als Gewinner das Spiel vor dem Ende verlasse, und er müsse ihnen und der Minna morgen Revanche geben.

„Mein Ehrenwort!" entgegnete Karl, „daß ich morgen die Nacht hindurch bleibe."

„Ja," warf ihm einer der wüsten Gesellen ein, „wenn nicht die väterliche Tyrannei wäre!"

„Mein Wort," versicherte Karl, „daß ich von heute an außer der Tyrannei stehe! Ich bin es satt, von den Wohlthaten meiner Hausgesetze länger zu leben!"

„Das nenne ich wie ein Charakter gesprochen," stimmten alle Vier unisono ein.

„Heißt mich einen Schurken, wenn ich mein Wort nicht halte!" versicherte nochmals Karl. „Nun aber macht Euch davon; ich habe noch einen langen, gefährlichen Weg."

„Wie so? wie so?" frugen alle Vier.

„Dieser lange Weg ist kurz beschrieben: Meine Mutter ist furchtsam. Um zehn Uhr wird von ihr eigenhändig Alles abgesperrt. Sie fürchtet nichts auf der Welt so sehr als Diebe. Ich habe die Wahl, die eigentlich keine zuläßt; entweder eine Nacht von unverdaulichen Predigten, gespickt mit Drohungen und Warnungen, wie sie eine Frau Mama in ihrer Herzensspeisekammer immer vorräthig hat, mit geheucheltem Appetit zu verschlucken — o meine Frau Mama hält viel auf ihre moralische Küche — oder, da der gerade Weg gehemmt ist, den krummen zu gehen. Und so muß ich durch den Garten, seht, dort über die Stiege, die zur Terrasse führt, von da in den Pavillon, den mir ein Nachschlüssel öffnet, und endlich durch ein Labyrinth von Gängen in mein Zimmer. So ahnt doch Keiner, wo der Dieb in's Haus kömmt."

„Ein genialer Junge!" rief der Eine.

„Du Kerl, hast eine große Zukunft!" schrie der Andere.

„Ich bin nicht werth, Deine Fußsohle zu sein!" brüllte der Dritte; und alle Vier warfen sich an seinen Hals.

„Pst! pst!" flüsterte Karl, „das Fenster meines Alten ist offen."

„Und Licht ist auch noch darinnen," bemerkten die Vier, als Karl auf das Fenster hindeutete.

„Der Alte kann ohne Licht nicht schlafen, aber auch nicht bei offenem Fenster," meinte Karl; „da ist etwas faul im Staate Werner. Laßt mich ein wenig lauschen."

Und Karl schlich über die Stiege auf die Terrasse, während sich Werner in den Hintergrund des Zimmers zurückzog. Als Karl weder Gestalt noch Schatten bemerkte,

Digitized by Google

eilte er zurück, drängte aber die lieben Brüderchen zum Nachhausegehen.

„Also auf Wiedersehen morgen Nachts bei unserer göttlichen Minna!" riefen die Vier, ihm die Hände reichend.

„Nur der Tod hält mich ab zu ihr zu kommen, und selbst dann käme mein Geist über sie!"

„Deine Hand!" schrie der Eine, der völlig berauscht war und dem die Andern vergeblich den Mund zu stopfen suchten. „Deine Linke sage ich, nicht die Rechte, die nichts mehr werth ist, Deine linke Hand, daß Du kommst, daß Du mit vollerem Säckel kommst, daß Du mit Deiner Ehrenschuld kommst, daß Du mir ja nicht kommst und sagst: Du kommst ohne den hundert Gulden, weil Du sie von Deiner lieben Frau Mama nicht bekommen. So komm' mir nicht!"

„Demontirt mir doch den Kerl, der wie eine Kanone besoffen ist," lispelte Karl. „Hier meine Linke und Rechte; nun aber eilt wie die Sonnenstrahlen!"

Umarmungen, Händedrücke, Küsse und ein wildes Gejauchze, das noch im Hofraume wiederhallte, als die Vier um die Ecke der langen Straße bogen, schloß die Szene. Karl drückte dem Gärtnerjungen ein Geldstück in die Hand, stahl sich durch die schmalen Rasenwindungen über die Stiege in den Pavillon, während der alte Werner, betäubt von dem, was er gehört, in seinen Lehnsessel sank.

Aber auch Bruder Fritz, der den andern Flügel des Hauses bewohnte, war unbemerkt Zeuge dieses Auftrittes von seinem Fenster aus, da es versteckt im Schatten eines dichtbelaubten Kastanienbaumes stand.

Der schwergetroffene Vater war zusammengebrochen, als ob ihn eine Kugel durchbohrt hätte. Seine Lippen preßten sich zusammen, als sollten sie sich nie wieder öffnen, und die krampfhaft geballten Hände drückte er an die fieberhaft glühende Stirne. Kaum daß er die Worte stammelte: „So ist es doch wahr! Entsetzlich!" — als er in jenen bewußtlosen Zustand, eine Art geistiger und physischer Abspannung, verfiel, wie er gewöhnlich Schreckensmomenten zu folgen pflegt. So lag er einige Minuten, ganz das Opfer seines Schmerzes, als er wieder wie aus einem betäubenden Schlummer erwachte und, um seiner gepreßten Brust Luft zu schaffen, in immer gesteigerter Leidenschaft sprach:

„Also doch wahr! Während ich sorge, den ehrlichen Namen zu retten, dem mein Unglück mit Schande droht; während ich Nächte kümmernd durchwache, ein Mittel auszusinnen, das mein Mißgeschick versöhnt; während ich meine ganze Last allein trage, die mich niederdrückt; während ich das ganze Unglück in mich verschließe, daß Niemand durch Theilnahme und Mitgefühl leide, gibt er meinen Namen jedem Spotte, jeder Schande preis und verspielt mein blutig erworbenes Geld und meine Ehre! Und ich Thor habe gescharrt, habe vom Munde den kleinsten Ueberfluß gespart, habe auf Alles verzichtet, was nicht Lebensbedürfniß war, um ihm, wenn ich sterben sollte, doch einen Anfang für seine Zukunft zurückzulassen: und er dankt mir schon im voraus mit Schmach und Entehrung! — Glücklich sind die todten Eltern, die den Dank ihrer Kinder nicht hören; doch noch glücklicher die Lebenden, die erfahren, welcher Lohn ihrem Streben wird! Ich fluche — nein, nein! ich segne den Tag, der mich zur Erkenntniß gebracht! Mein Sohn soll sich meines Todes nicht freuen! Auf meinem Grabe soll er sich nicht die Blumen seiner Lust pflanzen; das soll er nicht, bei Gott! das soll er nicht!" —

Und taumelnd erhob er sich, schwankenden Schrittes eilte er zum Sekretär, öffnete eine Schublade, nahm mit zitternden Händen ein Paket hervor, löste das Siegel und faßte eine Schrift, um sie zu zerreißen.

„Mit diesem Blatte zerreiße ich jedes Band, das mich an den Verworfenen knüpfte!" Und schon —

Da trug die leichtbewegte Luft von dem fernen Kirchenthurme die Trauerbotschaft in die Welt, daß eben ein Leben vergehe. Wie Klagelaute eines Kindes, das im Sterben, klangen die Trauertöne durch die stille Nacht. Kaum hatten die ernsten Töne sein Ohr berührt, wiederhallten sie auch schon im Herzen. Das Papier entglitt seinen Händen, von einer heiligen Regung erfüllt trat er an's Fenster, faltete die Hände, heftete andächtig das thränenfeuchte Auge zum Himmel und betete mit stummer Lippe aus innerster Seele: „Bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. Amen! — Herr! erleichtere ihm den kurzen Abschied für die lange Trennung!"

Die Trauentöne einer Todtenglocke üben wol auf jedes unverdorbene Gemüth einen tiefen Eindruck und regen fromme Empfindungen und ernste Betrachtungen an. Und so legte sich auch der wilde Sturm in der Brust des tiefgebeugten Vaters, und mildere, wenn auch noch immer schmerzliche Gedanken zogen in seine Seele. Er hob das Blatt wieder von der Erde auf, legte es in die Schublade, die er wieder verschloß und sprach mit kurzen Pausen:

„Ja, Gott hat mich gewarnt! Eh' ich richte, will ich den Angeklagten hören, will prüfen, will mich überzeugen! Wohl uns Beiden, wenn Alles Lüge! Wohl ihm! — — — Doch es kann nicht Lüge sein; und wenn Lüge und Verleumdung Alles wäre, was mir wahre Freunde gesagt; was ich selbst gehört, kann nicht trügen! — O Gott, wenn ich falsch gehört, wenn in dem Augenblick alle die Klagen, die ich über seinen Leichtsinn vernehmen mußte, mir im Ohr gelegen wären! Ja, ich will es glauben, der Mensch glaubt ja so gerne, was er wünscht. —

„Wenn er noch nicht sich, mir und der Welt verloren ist, — ich wäre der glücklichste Vater! Ja, ich will jede Klage prüfen, und wenn er unrettbar verloren, dann soll mich nichts zurückhalten ihn zu enterben. — O es ist schrecklich, am Sterbebette den Blick eines Mißvergnügten zu sehen; aber noch schrecklicher dem eines Vergnügten zu begegnen, bei dem Menschen, dessen liebevoller Blick uns in's Jenseits geleiten sollte! Ja, ich will richten, strenge richten!

„Und mein Weib, das tausend Augen für mich hat, sollte nichts an ihrem Sohne gemerkt haben? sollte nichts ahnen? O sie ist zu gut, um an Böses zu denken! Sie ist zu wahr, um irgend etwas zu verhehlen. —

„Und woher nimmt er das Geld? Mir bangt zu denken, daß es ihm die Mutter giebt, und mir bangt, daß sie es ihm nicht giebt. Ich will sie sprechen!

„Vergieb mir Gott den ersten Zweifel an ihr nach dreißigjährigem liebevollen Verein; ich will meine ganze Kraft aufbieten, ihr all' das Herbe zu sagen, obgleich ich noch immer schwieg, wenn ich ihre guten, lieben Augen sah. — Ich will zu ihr." —

Inzwischen wurde im Nebenzimmer eine Thüre behutsam aufgeschlossen und wieder abgesperrt, und leise, zögernde Schritte näherten sich der Thüre zu Werners Zimmer.

Es war sein Weib. Sie war noch nicht zu Bette gegangen, wie Werner glaubte. Die sorgsame Wirthin hatte

Digitized by Google

wol bis in die ſpäte Nacht vollauf zu thun, zu räumen und zu ordnen, was der Tag geſtört.

Sie horchte, ob ihr Gatte, deſſen Leiden ſie nicht ahnte, ſchon ſchlafe. Als ſie ihn aber im Zimmer auf- und abgehen und mit ſich ſprechen hörte, ohne ihn zu verſtehen, öffnete ſie mit zurückgehaltenem Athem und einer Angſt, als wollte ſie eine ſchlechte That begehen, unbemerkt die Thüre und lauſchte. Sie mußte heute erfahren, was ihm die Ruhe raube.

Seit längerer Zeit ſchon iſt er ſo verſchloſſen, ſo taub für ihre Bitten, ſeine Laſt mit ihr zu theilen, ſo traurig, daß es ſie zu dieſem Schritte treibt, den ſie ſonſt verabſcheut haben würde.

Ihr Eintreten, nicht ohne Geräuſch, machte ihn aufmerkſam, er hielt inne und brauchte ſich wahrlich keinen Zwang anzuthun, ihr mit der herzlichſten Freundlichkeit entgegen zu kommen.

„O Franziska," rief Werner, „Du noch wach? Ich glaubte, ich hoffte Dich ſchon längſt zu Bette."

„Ich glaubte und hoffte dasſelbe von Dir," entgegnete Franziska mit dem wärmſten Lächeln, aber ſie war blaß und das Auge thränenfeucht. Und als ſie ſich an ſeine hochpochende Bruſt ſchmiegte, in ſein ernſtes Antlitz ſah und ſagte: „Ich war unten bei der armen Marthe; mußte ihr doch die Augen zudrücken, da ſich alle Nachbarinen ſcheu zurückzogen. Es ſtirbt ſich ſchwer in der Heimat unter Fremden," — da ſah ſie aus wie der Engel des Lebens, der weinend ſeinen Menſchen verlaſſen hat.

Der tiefgerührte Mann küßte ihr Stirn und Augen. „Ja Du biſt das beſte Weib, der Himmel erhalte Dich mir noch lange!" Und ein qualvoller Seufzer entrang ſich ſeiner gedrückten Bruſt.

„Das wird er auch, ich habe ja ihn und Dich und meinen Karl ſo lieb!" ſprach ſie mit einer Stimme, in der die vollſte Wahrheit lag.

„Karl?!" rief Werner, daß Franziska erſchrak, und eine dunkle Wolke zog über ſeine ſchon klarer gewordene Stirne.

„Karl?! Warum betonſt Du den ſüßen Namen ſo ſonderbar, den Namen, für den Du nicht genug Wohllaut ſonſt zu finden wußteſt? Was iſt geſchehen? Zum erſten Male ſeh' ich in Dein Antlitz und ein Bangen beſchleicht meine Bruſt. Theuerer Mann, keinen Rückhalt! Schon ſeit vielen Tagen, was ſoll ich es nicht ſagen, ſeit vielen Wochen kann ich mir Dein verbolenes Weſen nicht erklären; mit jedem Tage ſteigt meine Sorge, weil Du mir nicht mehr wie ſonſt ſo vertrauungsvoll entgegen kömmſt. Was es auch iſt, laſſe es mich wiſſen. Ich bin ſtark, Alles, was Dir das Schickſal auferlegt, zu ertragen, fühle mich aber für Dein Schweigen zu ſchwach. Bei Gott, Du wirſt mir Alles ſagen." — Und die ſchlichte Bürgersfrau ſprach dies mit einem Ernſt und einer Würde, die bittend und zugleich gebietend war.

Werner wollte ſie ſchon unterbrechen, wollte ſie beſchwichtigen, wollte ihr wie immer ſeinen Gram verſchweigen, denn ſie war ſein Himmel, den er, wenn die ganze Welt ihm zur trüben Nacht werden ſollte, rein und ungetrübt erhalten wollte; aber diesmal war das Maß voll, es mußte überfließen; und als ſie ausgeſprochen, fiel er ihr um den Hals und ſprach unter Thränen mit gebrochener Stimme: „Wir ſind unglücklich! Unſer Karl hat uns unglücklich gemacht!"

Franziska zitterte und indem ſie ihn wie ein Schreckensbild anſtarrte, rief ſie mit bebender Lippe: „Was iſt geſchehen?"

„Was geſchehen iſt? Mehr als ich Dir ſagen kann. Denke Dir, Karl iſt ein Spieler, ein Verſchwender, ein Schuldenmacher! weiß Gott was! Gläubiger bewachen jeden ſeiner Schritte, ſtadtbekannte Schurken ſind ſeine Freunde, Hazardſpiele und liederliche Dirnen ſein Zeitvertreib. Ihm droht Arreſt und uns Schande vor uns ſelbſt und der ganzen Stadt. Denke, wenn Du's kannſt, und ermeſſe unſer grenzenloſes Unglück!"

Franziska wurde noch bläſſer, doch glitt ein kaltes Lächeln über ihre Wangen, ſie ſchüttelte zweifelhaft das Haupt und antwortete: „Unmöglich! unmöglich! Dich hat falſche Verleumdung hintergangen, unſer guter Karl iſt zu ſo Schändlichem nicht fähig. Unmöglich! unmöglich!"

„Unmöglich, ſagſt Du? Dann höre Bruder Fritz; dann höre Freund Rott, der ihn öfter beobachtet; dann höre den Juden Zodik, der ihm, wie die Mägde ſagen, täglich mit Pfändung droht; dann frage den Gärtner, der ihn in ſpäter Stunde durch den Garten nach Haus läßt; dann höre alle Leute, die offenherzig und wahr ſind."

„Es kann nicht ſein!" entgegnete Franziska. „Wenn Du ihn nicht mehr kennſt, ich kenne ihn beſſer. Sein reines Gemüth, ſein heller Verſtand, ſeine Bildung ſchützen ihn vor jedem böſen Streich. Er hat uns zu lieb, um ſich ſo verſündigen zu können. Leider gönnen Dir die Geſchäfte nicht, ihn ſo zu beobachten wie ich. Ich ſehe ihn immer ernſt, kindlich, liebevoll. Ich ſtehe für ſeine Ehre."

„Immer?" frug Werner; „immer ſiehſt Du ihn? Dann mußt Du auch wiſſen, daß wir an ihm einen verlorenen Sohn haben."

„Werner, Du biſt bitter!" erwiederte Franziska. „Er kann nicht die Schuld tragen; böſe — — —"

„Weib!" unterbrach ſie Werner, den die Worte aufregten; „die Liebe zu Deinem Sohne hat Dich, wie viele Mütter, blind gemacht. Nun ſiehſt Du immer das ſchöne Bild, das Deine Mutterliebe erregte und entflammte; ſiehſt aber nicht den Frevel, den er während Deiner Blindheit beging; und willſt auch nicht hören, wo er mit tauſend Zungen zu Dir ſpricht. Gott gebe, daß Du Deine grenzenloſe Liebe nie bereueſt. Auch ich habe lange genug gezweifelt; wo aber die Wahrheit ſo mir von allen Seiten entgegentritt — —"

„Iſt der böſe Leumund Wahrheit? Wie kannſt Du mißgönniſchen Fremden trauen, wenn Du mir, Deinem Weibe nicht glaubſt, die ihn täglich ſieht und die unwiederleglichſten Proben ſeiner Liebe, ſeiner Güte und ſeines Zartſinns empfängt?"

„Ich ſagte Dir ſchon: Du biſt zu gut und haſt ihn zu lieb, um ſeine Fehler zu ſehen. Warum flieht er mich? Ich ſah ihn ſchon ſeit einigen Tagen nicht."

Franziska wußte nichts zu entgegnen.

Werner fuhr fort: „Wo iſt er denn die ganzen Tage und Nächte? Wo ſind die Reſultate ſeines Fleißes? Er geht am Morgen vielleicht in ſeine Kollegia; und kommt erſt wieder gegen Morgen zurück. Die Prüfungszeit naht, und wo ſtudirt er denn ſeine Kollegia? Ich habe für meine Geſchäfte nicht Zeit und Sorge genug, und könnte ich jeden Tag in Wochen ausdehnen; Du lebſt für mich und ihn, Du ſollteſt es ja wiſſen."

Franziska war ſichtbar froh erregt, nun ſagen zu können: „Er hat ja keinen freien Augenblick. Die ſchönen Tage

Digitized by Google

nützt er im Freien zu studiren. Im Freien lerne es sich am Besten, so sagt er selbst; und es ist wahr. Und die freien Stunden reichen kaum für die Ausbildung des Körpers und des Gemüthes. Da muß er bald reiten, bald schwimmen, bald turnen. Und auch das Theater ist für die Erholung so gut als ersprießlich. Du siehst also, wie lügnerisch Die sind, die da sagen: Er vergeude die Zeit. Ueberzeuge Dich nur wie ich, und Du wirst —"

Da erscholl vom Gange aus Karls Zimmer, das offen stand, ein so ausgelassenes Lachen und das fand auf der Straße ein so lautes und weithin hallendes Echo, daß die Nachbarsleute aus den Betten fuhren und voll Verdruß ihre Köpfe aus den Fenstern steckten.

„Was war das?" frugen Beide, sich überrascht ansehend und hielten den Athem zurück.

„Ich glaube es ist Karl," fügte Werner hinzu: „Laß doch einmal sehen, was das — —"

„Geh' nicht!" hielt ihn Franziska bittend zurück. „Karl ist es nicht, Karl liegt gewiß im tiefen Schlafe. Doch ich will die alte Anne, die noch auf meinem Zimmer wach ist, auf den Gang schicken, daß sie nachsehe, was dort vorgeht. Ohne Zweifel rührt das Gelächter von der Straße her."

Franziska blieb in der Thüre und horchte, während Werner den Schlafrock umwarf, um sich selbst zu überzeugen. Er wollte zu ihm; und trotz des Ungestüms, mit dem sein Zorn allen Zärtlichkeiten, Bitten und Beschwörungen Franziskas widerstand, gelang es ihr doch, ein Zusammentreffen mit Karl in diesem Augenblicke der Aufregung zu verhüten und ihn so lange zurückzuhalten, bis die alte Anne wiederkehrte.

Auch Franziska hatte Karls Stimme erkannt und gab Annen durch Augenwinke zu verstehen, in ihren Mittheilungen zurückhaltend zu sein; aber Werner bat seine Gattin im dringendsten Tone, ihm nicht länger den Weg zu vertreten, und Franziska mußte endlich nachgeben, denn sie sah, wie ein längeres Widerstreben seine Aufregung auf's Aeußerste treiben wurde.

Werner ging der zögernden Anne, die eine solche Szene während ihrer zwanzigjährigen Dienstzeit im Hause nicht erlebt hatte, entgegen, faßte ihre zitternde Hand und führte sie in sein Zimmer, während Franziska in tiefster Besorgniß folgte.

In demselben Augenblick wiederholte sich das rohe Gelächter Karls, das auf der Straße ein vierfaches Echo fand.

Werner brach im höchsten Unmuth aus: „Ja er ist's! Was werden die Menschen im Hause von dem Herzlosen sagen, der einen Todten, dessen Geist noch in diesen Mauern weilt, auf solche Weise schändet! — Anne!" fuhr er sie strenge an, „was gibt's? Frei ohne Rückhalt!"

„Du mein lieber Herrgott!" erwiederte stotternd Anne; „ich kann Das ja gar nicht sagen. Nein! ich habe den jungen gnädigen Herrn gar nicht gekannt! Kenn' ihn doch schon zwanzig Jahre, aber so ist er mir noch nie vorgekommen. Nein! nein! nein!"

Die alte Anne kam vor Verwunderung gar nicht zu sich.

„Nun, mach schnell!" mahnte Werner, der vor Erwartung fieberte, während die arme Mutter wie leblos dastand.

„Du mein lieber Gott!" fuhr die Alte wieder fort; „was der junge gnädige Herr — Gott sei bei uns! — für gottlose Reden führt! Mir lief's eiskalt über den Rücken! Da ist er oben am Fenster gesessen und hat so gemacht, als wollte er herunterspringen zu seinen Kameraden, die unten vor dem Hause so ungezogenes Zeug sprachen — und als der Eine, der gar so ein gottloses Maul hatte, rief: Er soll nur herunterspringen — nämlich der junge gnädige Herr — es sei besser den Hals brechen als mit geradem Halse im Zwinger zu sitzen — da sagte der junge gnädige Herr — — mein Gott, wie kann ein guter Christ so was sagen! — „Erst brech' ich meinem Nachtwächter den Hals, dann erst mir." — Was er damit sagen wollte, das weiß Gott! Und wie ich ihm sagte: „Der gnädige Herr Papa sei noch wach und schicke mich zu ihm und im Hause sei — Gott sei mit uns! — eine Todte, und der gottlose Lärm wecke alle Leute im Hause auf und jeder ehrliche Christ müßte darüber Aergerniß nehmen" — — da lachte er mir in's Gesicht und sprach so keck, als ob ich eine — Du mein lieber Gott! nein! der junge gnädige Herr muß nicht bei Trost sein! Nein!"

„Hast Du's gehört, Franziska?" sprach Werner. „Nun, was sagst Du?"

Franziska konnte keinen Laut hervorbringen.

„Und hörst Du das immerwährende Geschrei? hörst Du den Ehrvergessenen?"

Und Werner schwankte auf den Gang hinaus und rief mit einer donnernden Stimme: „Karl! Karl!"

Lautes Hohngelächter, Zuschlagen und Absperren der Thüre war die Antwort, die aus Karls Zimmer kam.

Wie vom Blitz gerührt fiel der unglückliche Vater in die Arme seines Weibes, das ihn mit Hilfe der alten Anne in's Zimmer brachte und auf sein Bett legte.

Wie vom Schlag getroffen lag der Tiefverletzte da, alle Pulse schienen zu stocken, der Athem war kaum hörbar, leise nur hob sich die Brust, die Augen lagen fest geschlossen, er sah aus wie das Leben in den letzten Zügen.

Mit einer Todeshast brachte das verzweifelnde Weib Riechfläschchen, goß kaltes Wasser auf die kalte Stirne und versuchte Alles, das zurückgedrängte Leben zurückzurufen.

Sie schickte hinüber zu Karl. Vergebens wurde geklopft. Er sagte: „Zum Aufmachen sei bis morgen Zeit."

Franziska litt unsäglich. Sie sandte schnell nach einem Arzt, der zum Glück in derselben Straße wohnte.

Ein rascher wohlthätiger Aderlaß brachte Werner bald wieder zu sich, doch auch seinen Schmerz; denn die ersten Worte, die er schwer hervorächzte, waren: „Wer die Todten nicht ehrt, ehrt auch die Lebendigen nicht!"

II.

Es war eine recht traurige, schlaflose Nacht.

Franziska, selbst trostlos, versuchte vergebens Werner zu trösten.

Erst gegen Morgen beschlich ihn ein wohlthätiger Schlummer. O wie dankte sie Gott im Stillen, daß er einen Augenblick vergessen werde und daß sie nun zu Karl eilen konnte, der so schwerer Vergehen angeklagt wurde.

Es war noch in aller Frühe, als sie an Karls Zimmer pochte.

Karl war schon wach; der Gedanke an seinen bösen Gläubiger, den Juden Zodik, der schon am frühesten Morgen kommen wollte, um das gestern verfallene Accept einzukassiren, und der nur gegen eine bedeutende Vergütung über Nacht damit gewartet, ließ ihn nicht schlafen. Karl rechnete auch diesmal wieder auf seine Mutter, die ihm schon häufig aus ähnlichen Lagen geholfen, dachte aber bei der Schauspie-

Digitized by Google

lerin Minna, bei der er den Abend wie gewöhnlich zubrachte, nicht daran, und trank sich bei Spiel und Lieb' ein so lustiges Räuschchen an, daß er selbst auf Zodik ganz vergaß.

Als er an die Thüre klopfen hörte, rührte er sich nicht, weil er schon draußen den Juden vermuthete. Erst als die Mutter ihn bedeutet, daß sie es sei, öffnete er, eilte ihr mit der liebevollsten Freundlichkeit entgegen, entschuldigte sich damit, daß er sie nicht klopfen gehört, und that so zart, so innig, liebkoste sie so warm und schloß sie so glühend an sich, daß der getäuschten Mutter aller Vorwurf, alle Klagen, alle Ermahnungen auf den Lippen erstarben.

So kurzsichtig, so unglückselig leichtgläubig ist die Liebe vieler Mütter!

Karl mochte in der ungewohnt ernsten Miene der Mutter das Alles gelesen haben, und er wußte ihr so Vieles, so Entschuldigendes, so ihn Lobendes und sie Ehrendes so feurig und beredt zu sagen, daß sie fast versöhnt ihm in die Arme fiel und während sie ihm das Haar aus dem Gesichte strich und die Wangen streichelte und in sein schönes Auge versank, sprach sie: „Nicht wahr Karl, Alles ist Lüge, was die böse Welt sagt, Du bist kein Spieler — kein —"

Karl fiel ihr ganz betroffen in's Wort: „Mutter, was denkst Du von mir! — Ich?"

Die Mutter ließ ihn nicht ausreden: „Ich habe es auch nicht geglaubt — Du kannst ja gar nicht spielen! Wie oft wollten wir Dich zwingen dazu, wenn wir Gesellschaft hatten, — Du hattest keine Idee davon —; und wo solltest Du es auch gelernt haben? Ja es sind Lügen, und Du wirst den Vater überzeugen, daß Alles Lüge ist, was — —"

„Wer hat mich verleumdet, Mutter?" fiel Karl entrüstet ein. „Wer hat es gewagt? Sage mir's Mutter! Wer kann mir beweisen, daß ich Etwas gethan, was gegen die Welt und gegen Dich?!"

„Der Vater," bemerkte die Mutter, „ist bitterböse auf Dich — Die vielen Klagen: daß Du ein Schuldenmacher, ein leichtsinniger — ein — Ich will Dich gar nicht kränken, Dir alle die Verleumdungen zu sagen — der viele Gram um Dich hat den Vater krank gemacht —"

„Krank!" eiferte Karl und zog eine Miene, die wie Schreck und Schmerz aussah. „Laß mich zu ihm. All' das Schändliche will ich widerlegen — laß mich zu ihm!"

Aber sein ganzes Wesen sträubte sich dagegen.

„Jetzt nicht!" hielt ihn die Mutter mit allen Bitten zurück; „er ist nach der schlaflosen kummervollen Nacht eben ein wenig eingeschlummert. — Es wäre Sünde, ihn zu stören."

„Besser Frieden bringendes Erwachen, als ein Schlaf voll böser Träume!" deklamirte Karl, den Thürriegel fassend.

„Nur jetzt nicht, Karl!" bat die Mutter; „der Schlummer wird wol nicht lange dauern. Ich gehe hinüber — und hole Dich sodann."

„Wenn Du glaubst, wenn Du willst, Mutter — so sei es —"

Und er fügte sich, scheinbar ungern, aber im Innern froh.

Karls Benehmen nahm die Mutter ganz wieder ein und mit einer freudigen, trostbringenden Miene wollte sie fort. Da zog sie Karl an sich mit einer so gewinnenden Anmuth, erzählte ihr mit so wirksamen Worten: daß der Prozeß seines präsumtiven Schwiegervaters, der ihn, wenn er ihn gewänne, zum reichen Manne mache, zwar noch immer nicht entschieden, aber bereits einem für ihn günstigen Ende entgegensähe; daß er zu dessen Beendigung noch eine kleine Summe von fünfhundert Gulden brauche, um die er ihn, als den einzigen Vertrauten, angesprochen und die er ihm füglich nicht absprechen konnte, ohne den Verdacht zu wecken, daß er selbst nichts habe; und daß er dem Vater darum nicht sagen könne, da er in diese Heirat durchaus nicht willigen wolle, weil er an das Gewinnen des Prozesses nicht glaube und selbst bei seinen jetzigen schlechten Geschäften nichts entbehren könne; und die gute Mutter möchte ihm nur noch die fünfhundert Gulden geben, sie bekomme Alles verdoppelt, verdreifacht in wenigen Tagen zurück, in welchen der Prozeß entschieden und er als der Bräutigam seiner schönen, überaus reichen Braut erklärt werden würde u. s. w. — daß die gute Mutter Alles einsah.

Obgleich sie ihm zu bedenken gab: es seien die letzten fünfhundert Gulden von den Dreitausend, die sie ihrem Gatten als Braut mitgebracht, die er in sein damals kleines Geschäft genommen, die er nach zehnjährigem Eifer erst wieder entbehren konnte und die er ihr wieder als ihr Eigenthum, das er nur geliehen, zurückgegeben habe, und daß diese dreitausend Gulden all ihr Reichthum, ihr einziges Nothgeld seien — — so zweifelte sie doch nicht im Geringsten an der Wahrheit Karls, eilte in ihr Zimmer und brachte die fünfhundert Gulden, die sie ihm mit aller Willigkeit und nur mit Bedauern in die Hand drückte, daß es die letzten sind.

Karl war glücklich. Mit feuriger Beredsamkeit malte er der Mutter den Himmel seiner, ihrer Zukunft, daß ihr vor Freude die Thränen in den Augen standen. Eben wollte sie sich entfernen, um zu sehen, ob der Vater schon wach geworden und um ihr wonnevolles Herz in das seine auszuschütten, da flog ein Haufen Sand mit Steinen gemischt an Karls Fenster, daß ein paar Schreiben zersplitterten.

Die Mutter war darüber so erschrocken, daß sie im ersten Augenblick keinen Schritt zu machen vermochte. „Was ist das?" frug sie und ließ sich auf den hinter ihr stehenden Sessel nieder.

Karl, weniger überrascht, stürzte an's Fenster und sah seine Freunde von gestern, die sich wegen des ungeschickten Wurfes in das anstoßende Gäßchen flüchteten.

„Ich sehe Niemanden," versetzte Karl; „es müssen Straßenjungen gewesen sein, die nach vollbrachter That die Flucht ergriffen."

Die Mutter wischte sich die Stirne, pustete dreimal, was ein gutes Erholungsmittel nach dem Schrecken sein soll, klagte über die Ausgelassenheit der Jugend, die Alles ruinirt, was das Alter zu erhalten strebt, und ging.

Da es noch hoch am Morgen war, wurde Niemand aufgeweckt, und die Kameraden wagten sich wieder an das Haus heran. Sie überhäuften sich gegenseitig mit Vorwürfen; die unten: daß er oben so fest schlafe und mehrere vergebliche Würfe nicht gehört; er oben: wie er bald in eine ungeheure Verlegenheit gekommen wäre; die unten drangen in ihn, er möchte machen, daß er fortkomme; er oben versicherte, auf Zodik warten zu müssen, der mit dem Oeffnen des Hausthores kommen werde, um nicht Aufsehen zu erregen. Die unten aber wußten so eindringlich mit lustig reizenden Propositionen ihn anzulocken, daß er in wenigen Augenblicken den Gärtner weckte und sich von ihm Garten und Hausthor aufschließen ließ.

Die drei Freunde nahmen Karl in ihre Mitte, ein

Digitized by Google

lustiges Thema wurde angeschlagen, und bald waren Mutter, Vater und — Zodik vergessen. — — —

An demselben Tage wurde im Theater die „Jungfrau von Orleans" gegeben.

Minna gab zur Verwunderung des Publikums die Johanna als Abschiedsrolle. Sie folgte einem andern Rufe, boshafte Menschen sagten, einem schlechten. Minna war allerdings eine routinirte Schauspielerin voll Feuer, Eleganz und Grazie, hatte eine feine Tournüre, kokettirte comme il faut, war eine geborne Eboli, doch keine Johanna. Aber wie bei allen Schauspielerinen, ohne Unterschied des Faches und des Alters, blieb die Johanna ihre Favoritrolle, obgleich sich seit fünfzehn Jahren, wo sie damit den ersten theatralischen Versuch gewagt, keine Direktion entschließen konnte, sie darin auftreten zu lassen. Für ihren letzten Theaterabend ließ man ihr jedoch freie Wahl, und der fünfzehnjährige fromme Wunsch mußte erfüllt werden. Uebrigens hatte ihr eine gut organisirte Claque den künstlerischen Erfolg verbürgt, und da man die Jungfrau mit ihren grandiosen Aufzügen und Schlachtscenen zu den sogenannten „Spektakelstücken" zählte, stand ein volles Haus zu erwarten.

Ein junger hübscher Fashionable war vor der Vorstellung in der Garderobe und half Minna, was ihr noch zur „Jungfrau" abging, nach Möglichkeit ersetzen. Minna's Frühling war längst vorbei und der heiße Sommer mit seiner Dürre hatte sich eingestellt.

Minna zitterte trotz aller Hebel, die die Hände in Bewegung setzen sollten, für den Erfolg, obgleich ihr im Leben für keinen bange wurde.

Der junge Elegant hatte Muth zuzusprechen, und als der von Minna abgedankte Regisseur hereintrat und mit einem schadenfrohen Grinsen versicherte, das Haus sei leer, und Minna eine theatralische Ohnmacht anwandelte, da blieb dem Begünstigten nichts übrig als ein Fläschchen Kölnisch Wasser auf sie schütten zu wollen, was sie aus Rücksicht für ihr Kleid wieder zu sich brachte. Er tröstete sie damit, daß es noch nicht an der Zeit sei; bis sieben Uhr müsse es sich füllen, daß die Mauern bersten.

Da wurde zum erstenmal geläutet.

Der enthusiastische Liebhaber wollte Minna noch küssen, aber es wäre um die Jugend ihrer Wangen geschehen gewesen, und so blieb es nur bei einem Händedruck des innigsten Verständnisses. Der junge Mann eilte von der Bühne in das Parterre, das noch sehr schwach besucht war; aber es war auch erst dreiviertel auf sieben. In einer Viertelstunde ließ sich ein ganzes Publikum aus der Erde stampfen.

Er flog in das Cafeehaus vis à vis.

An einem Tische saßen ein Dutzend Duzbrüder.

„Sind die Meubles und das Souper besorgt? Sind die Bouquets und Kränze schon an Ort und Stelle? Ihr habt mir doch den ganzen Grünmarkt zusammengekauft? Ich möchte, daß aus den Sophiten und der Gallerie ein ganzer Wolkenbruch von Blumen auf sie herabstürze! — Sind die Gedichte auf Seide schon gedruckt? Die müssen zum Schluß des ersten Aktes flattern! — Sind Leute genug geworben, den leeren Schauplatzmagen voll zu füttern? — Sind die Choristen nach Mitternacht bestellt?"

Alle diese Fragen in einem Athemzuge gesprochen, wurden von den verschiedenen Kommissionären einstimmig bejaht.

„Aber der Plunder kostet Geld," meinte der Eine.

„Ah, was Geld!" versetzte der Andere; „wozu sind die Gläubiger auf der Welt? Alles auf Puff! Und sind der Püffe zu viel, dann noch ein Puff durch den Kopf und — Alles ist bezahlt!"

Und schallendes Gelächter folgte dem lustigen Witz.

Die Uhr schlug sieben.

„Auf Wiedersehen bei Minna!" rief der Exaltirte. „Schlagt darein, daß das Theater in seinen Grundfesten erschüttert wird!"

Und er stürzte hinaus, während sich die Tafelrunde unter mokantem Lachen und der gegenseitigen Versicherung: „Er sei ein Narr," erhob und in's Theater ging.

Das Theater war ziemlich gefüllt, aber man sah's den Meisten an, daß sie besoldete Claqueurs waren.

Die Vorstellung begann.

Minna wurde mit einem Orkan von Applaus empfangen.

Bei der Stelle:

„Johanna geht und nimmer kehrt sie wieder!"

war ein lautes „Pst" das Signal zum donnernden Applaus, der auch einige Sekunden anhielt und an dem sich selbst der besonnene Theil des Publikums aus Freude darüber betheiligte: daß sie geht und nimmer wiederkehrt.

Bei den Worten:

„Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh'
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebiet'risch mahnend meinem Schicksal zu" —

flog aus dem Hintergrund einer Loge ersten Ranges ein schöner Mirthenkranz, und gleich darauf fiel von der Gallerie und aus dem Parterre ein kleiner Blüthenregen. Es war jammerschade um die kostbaren Blumen, die in der nächsten Scene von den Soldaten zertreten wurden.

Bald darauf, als Minna deklamirte:

„Kennt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?"

ließ Jemand im Parterre seinen Stock fallen, was wieder ein Zeichen war, einen ungeheuren Beifallssturm auf die Bühnenwelt zu senden.

Und als sie Margot auf die Frage:

„Du wolltest allen diesen Glanz verlassen?"

mit Verzückung in jene Loge kokettirend, aus der der Kranz kam, zur Antwort gab:

„Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck,
Der Euer Herz von meinem Herzen trennet,
Und eine Hirtin will ich wieder werden,
Wie eine nied're Magd will ich Euch dienen,
Und büßen will ich's mit der strengsten Buße,
Daß ich mich eitel über Euch erhob" — —

brach auf eine laute Lache von der Gallerie der nimmer müde Applaus wieder los. Zum Schlusse wurde Minna mit Blumen und Kränzen überschüttet, daß sie bald ihr Grab darunter gefunden hätte, und wie nach jedem Akte, zahllose Male herausgerufen. Kurz, Minna feierte einen Triumph, wie ihn die größten Tragöden unserer Zeit nicht erlebt. Gewiß ist's, daß die Komödie im Schauplatz besser und exakter eingeübt war, als auf der Bühne.

Noch vor dem Ende der Vorstellung entfernte sich der Mann aus jener Loge, es war Minnas Geliebter, und eilte auf die Gallerie, um jenen Kommissionär zu suchen, dem die Pflicht oblag, die Gedichte auf veilchenblauer Seide über die Häupter der Menschheit zu schütten.

Traurig kam ihm dieser entgegegen, denn die Gedichte

Digitized by Google

waren noch nicht gedruckt und konnten erst in einer Stunde fertig werden.

„Fluch allem Druck, dem die Ewigkeit selbst zu kurz ist!“ stürmte der Enthusiast. „Fliege wie ein Blitz in die Druckerei, zünde ihren Eifer an, schlage drein, wenn's nicht gehen wollte, setze jeden Preis aus; nur daß sie wenigstens während des Soupers erscheinen könnten. Fliege!“

Und der Bote rannte, als ob ihm das Haupt glühe.

Jener Enthusiast aber, in dem die geneigten Leser wol auf den ersten Blick Karl erkannt haben werden, eilte hinab in den Fiaker, der für Minna bestimmt war, lehnte sich in eine Ecke und wartete mit glühender Sehnsucht auf das Ende der „Jungfrau.“ Wie fieberte sein Blick, als ihm der Fiaker versicherte: er habe alle Gattungen Applaus gehört und mitgemacht, er sei selbst in seinen jüngeren Jahren, als er noch kräftig drein schlagen konnte, bei dem Geschäfte, das ihm jedesmal freies Entrée und eine Maß Bier eingetragen habe, betheiligt gewesen; aber der heutige Spektakel sei wie ein jüngstes Gericht. Wie hob es ihm die Brust, als Minna wie im Siegeszug getragen, geschmückt mit einem kleinen Paradies von Blumen, wie eine Sylphe in den Wagen schwebte, während zwei dicht gedrängte Reihen vergeblich ihre Arme zur Straße anboten, daß ihr Fuß nicht den Staub berühre.

Als Minna Karl an ihrer Seite sah und fühlte, sandte sie nur noch einen langen Kuß der ganzen Welt, warf sich überselig in die offenen Arme Karls, und rasch fuhr der Wagen von dannen. Als sie ausstiegen, wurden sie mit einem Halloh und einer schmetternden Fanfare empfangen, und stolzer schritt nicht Karl VII. in seinem Siegeszug mit Johanna, als dieser Karl an Minnas Arm. — —

Während Minna gaukelte, wurde auf Karls Anordnung ihre Wohnung, besonders ihr sogenannter Empfangssalon, restaurirt, aber nicht mit der vollen Achtung, wie sie alten Denkmälern gebührt, sondern eben mit jener Halbheit, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist. So ließ man den zerschlagenen Trumeau, dessen Risse mit Bonquetchen und Visitkarten maskirt waren, den wurmstichigen Sekretär, den offenen und sehr entblößten Kleiderschrank, die mit Spinnenweben drapperirten Wände, an deren einer das lithographirte Bild des Grafen X. wie unter einen Baldachin sich versteckte, sowie ein Paar Strümpfe, die im Fenster zum Trocknen hingen, unangetastet; während man das abstrapazirte Ruhebett und die lahmen entpolsterten Sessel, die für Minna eine kulturhistorische Bedeutung hatten, aus Rücksicht für den Glanz und die Lasten des Festabends in die Küche einquartirte. An ihre Stelle wurden profaner Weise ein eleganter Divan mit Fauteuils von rothem Sammt gestellt, was natürlich einen schreienden, Karl förmlich in Anklagezustand versetzenden Kontrast zu den ehrwürdigen Alterthümern des Salons bilden mußte.

Aber in einen noch grelleren Widerstreit gerieth die Dürftigkeit des Lokales mit dem glänzend gedeckten Tisch. Da stand eine herrliche Bronzelampe und zwei dreiarmige Girandols, auf denen Wachskerzen brannten. Der Rand des Tisches und jedes Gedeck war mit Blumen bekranzt. Silberbestecke fehlten ebenso wenig als das feinste Porzelain. Die köstlichsten, kostbarsten Gerichte, nicht wie sie die Jahreszeit bringt, sondern wie sie der Jahreszeit vorangehen, waren bereits in Schlachtordnung um eine Trüffelpastete aufgestellt, um sie bis zum letzten Mann zu vertheidigen, und eine Reihe Flaschen echten Rheinweins streckte die langen Hälse so begehrlich in die Luft, als hätten sie selbst Lust auf einander.

Minna war im hohen Grade überrascht, als sie eintrat und gleich von einer lustigen Gesellschaft, die aus vier Herren bestand, mit einem „Hoch“ begrüßt wurde. Obgleich sie keine Freudenthränen bei der Hand hatte, glaubte sie doch Karl mit seinen Lippen empfangen zu haben.—

Minna hatte bereits mit den Herren, die sie durch Karl kennen gelernt, manchen heiteren Abend verlebt. Sie wußte zwar nicht, wer sie seien, aber Damen wie Minna sind in dem Punkte nicht so rigoros, und jede Theaterfonne muß auch ihre Trabanten haben. Uebrigens waren die Herren ihre Verehrer, dazu exakte Claqueurs, und somit immer heute insbesondere willkommen.

Minna war in ihrem Kleide als Jungfrau, das ein treuer Dollmetsch ihres edelgeformten Körpers war, geblieben aus Gründen, die nicht schwer zu finden sind, und nahm neben Karl Platz am Divan, während sich die Gesellschaft in die Fauteuils postirte.

Jeder der freundlichen Leser wird die Herren bereits gestern Abend als Freunde Karl's in der Dunkelheit bemerkt haben, und ich erlaube mir nur, sie näher vorzuführen.

Isidor war eine imposante Gestalt mit großen, schwarzen, glanzlosen Augen, die einen unheimlichen Blick hatten. Er trug sein üppiges schwarzes Haar à la Beduine, und einen riesigen Schnurr- und Knebelbart. Sein Gesicht war gelbfahl, scharf markirt und enthielt für den flüchtigsten Physiognomen die ganze Chronique scandaleuse seines Lebens. Isidor hatte sich mit siebzehn Jahren schon von aller Lebensordnung, mit achtzehn von allen Studien, mit neunzehn von allen Gesetzen des Anstandes und der Sittlichkeit, mit zwanzig von aller väterlichen Autorität, mit einundzwanzig von allen Gesetzen des bürgerlichen und staatlichen Lebens und mit zweiundzwanzig Jahren von aller Religion emanzipirt. Nach einer Reihe von Schurkenstreichen, die ihn bis zu einer Kriminaluntersuchung brachten, dem selbst er aber immer durch seine geniale Pfiffigkeit entging, war er eine Art Sensal geworden und verkaufte Existenzen für eine angemessene Provision an Wucherer und Gelegenheitsmacherinen, deren Addressen Niemand so kannte wie er. Um ihm den Zutritt überall möglich zu machen, wurde er von ihnen elegant gekleidet und selbst mit dem nöthigen Gelde versehen, wenn es galt, mittelst Aufwand und Splendidität leichtgläubige Opfer an sich zu locken.

Paul war der Sohn eines reichen Bräuers. Erst sollte er studieren, und als er dazu die Lust verlor, sollte er das Geschäft seines Vaters lernen, um es einst zu übernehmen. Aber auch dazu machte ihn die Ueberzeugung, einen reichen Vater zu haben, dessen Vermögen er erben müsse, unfähig, und so war sein einziges Geschäft müssiggehen und nur fleißig essen, gut, sehr gut essen. Er war Gourmand première qualité. Jeder delikate Bissen, jeder feine Trunk wurde mit einer wahren Pietät an den Mund geführt, mußte darin so lange Zunge und Gaumen laben, bis der Reiz des Geschmackes abgestumpft, dann erst ging er den Weg alles Fleisches. Im Tranchiren war er Virtuose und konnte es mit den renommirtesten Anatomen aufnehmen. Er kannte alle Delikatessen aller Meere und Länder und genau die Saison, wann und wie lange dieses oder jenes Produkt noch zu den Delikatessen zählte. Ja er machte mehrmals deshalb Reisen und kehrte stets mit großen Erfahrungen bereichert

Digitized by Google

zurück, die er dann in seiner Heimat ausbeutete. Seit aber sein Vater, dem er einen Theil des Vermögens im wahren Sinne des Wortes aufgegessen, gestorben war und ihn enterbt hatte, war Paul ein armer Schlucker geworden und schloß sich nur an solche Gesellschaften an, wo ein guter Bissen in Aussicht stand. Pauls Vater wurde frühzeitig inne, daß bei seinem Sohne Hopfen und Malz verloren war und hatte deshalb auch bei Lebzeiten eine Altersſünde dadurch gesühnt, daß er den nichtgeringen Rest seines Vermögens, der in seiner großartigen Brauerei steckte, seinem zweiten, natürlichen Sohne übergab, weil er von ihm überzeugt war, er werde bei seinem Eifer und seiner Sachkenntniß würdig ein Etablissement fortsetzen, das mit großen Opfern gegründet, zu den bedeutendsten des Landes zählte und geeignet war, die bierdurstigen Kehlen ganzer Staaten zu löschen. Dabei war nur bedungen, Paul so viel auszusetzen, daß er bei seinem zur zweiten Natur gewordenen Müssiggang nicht Hunger leide.

Alfred, der Dritte im Bunde, war ein fasher Kommis, zu deutsch Flausenmacher gewesen. Er hatte dreihundert Gulden Gehalt gehabt und verrauchte für das Doppelte Cigarren. Er verrauchte Alles: seine Stube, seinen Dienst, das Geld seiner Gläubiger, seine Zeit und selbst sein Leben. — Er sah schon so mager aus, daß sich zwischen seinen Rippen förmliche Fenster bildeten, durch die man in sein Inneres schauen konnte, und vermochte auf keinem ungepolsterten Stuhl mehr zu sitzen. Ein Glück, daß er keine Eltern hatte, denn er hätte dieselben gewiß ebenso verraucht, wie seine reiche Geliebte, die bei seinen Besuchen nicht aus den Stickanwandlungen herauskam und endlich einen Geliebten aufgab, bei dem sie keinen Augenblick, bei Tag und Nacht, sicher war, mit Rauch erstickt zu werden. Nun war er Cigarrenschmuggler geworden und in seinem Element.

Der Vierte des seltenen Kleeblatts, der noch abwesend, war Robert, ein Schmarotzer von Profession. Er hatte das Handwerk nach seinem Vater geerbt, der Direktor einer herumziehenden Komödiantenbande war und dies Geschäft, nämlich das des Schmarotzens, im Großen betrieb. Auch er war mehre Jahre Gaukler und zog mit seinem Vater und der Gesellschaft schmarotzirend durch's ganze Land. Als er aber nach der Auflösung seines Vaters und der Gesellschaft die Residenz heimsuchte und das Terrain gewahr wurde, das seinem Talente offen stand, ging er von Gasthaus zu Gasthaus auf Gastrollen, und fand er auch nicht Beifall, so konnte er doch seine Existenz fristen. Ueberdieß beschäftigte er sich, wie so mancher Komödiant, um Reziprozität zu üben, mit Theaterberichten, aber nicht blos darum, denn Komödianten reißen und lobhudeln kann auch seinen Mann erhalten, wenn man es nur auf unverschämte Weise im Großen zu betreiben versteht. Jedes Stückchen Gewand, das Robert am Leibe trug, war von Jemand Andern auf ewig ausgeliehen, die ganze Toilette aber, was bei einem Komödianten nicht zu verwundern ist, mit Geschmack zusammengestellt. Er hatte keine Wohnung und war entweder bei seinen Kameraden oder in den Wirthshäusern zu Hause, und so fand man ihn fast jede Nacht auf einem andern Lager. Sonst war er ein guter Kerl und hing an Karl mit ganzer Seele, so oft Karl seinem Berufe Spielraum bot.

Talentirte Lumpen waren alle vier. Isidor besorgte ihre Ausbildung und fand in ihnen gelehrige und gefügige Schüler. Welchen Exzeß die Viere ausgeübt, dazu hatte Isidor den Impuls gegeben. Sie waren seine Hände und Füsse, die er zu bösen Streichen und auf schlechte Wege leukte.

Karl hatte die Vier im achtundvierziger Jahre, dem Jahre, das so viel Verworfenes zum Verworfenen gesellte, das manchen halben Schurken zum ganzen machte und manches böse Saatkorn, das schlechte Erziehung oder vernachlässigte Geistes- und Gemüthspflege in die Brust warf, zur giftigen Frucht heranreifen ließ, kennen gelernt. Alle Fünf gehörten einem Korps an, das wahrlich nicht der guten Sache angehörte. Aber obgleich dasselbe längst wie Spreu im Sturme zerstreut war, hielten die Fünf zusammen, nicht durch ihre so benamste politische, sondern durch ihre unmoralische Gesinnung.

Ich habe nun dem geneigten Leser die Freunde Karls vorgestellt und bitte, aus Rücksicht für mich, und nicht wie sie es verdienten, von selben den Blick zu wenden.

Die Tafel begann.

Beim Essen herrschte ein stiller Eifer, der nur durch die enthusiastischen Ausrufungen Paul's: „Famos! superb! delizios" unterbrochen wurde. Die Speisen verschwanden wie Regentropfen im Meer.

Eben wollte Isidor die Trüffelpastete öffnen, da stürzte Robert athemlos herein und brachte das in vielen hundert Exemplaren auf Seide gedruckte Gedicht.

Hastig griff Karl darnach und wollte lesen; doch welch ein Schrecken erfaßte ihn, als er gleich in der ersten Zeile statt „Augenlieder" „Augenleder" las. Er sprang zornig auf, hielt den ganzen Seidenpack, obgleich ihm Alle zu wehren suchten, über die Kerzen und warf ihn, als er im vollen Brande war, zur Erde, daß die feurigen Blätter im Zimmer herumflogen. Vergebens raunte ihm Robert in's Ohr: „Die Gedichte kosten hundert Gulden."

„Was hundert," eiferte Karl, „und wären es tausend, die Minna vor einer Lächerlichkeit schützen!"

Und er reichte Minna die Hand, die sich sanft an ihn schmiegte und ihn bat, sein stürmisches Gemüth zu beruhigen.

„Was hat Dich denn angewandelt?" frug Robert.

„Hast Du in dem Gedichte vielleicht einen Geist gesehen?" setzte Isidor hinzu. „Ich glaube, Du bist kein Geisterseher!"

„Charmant, wie die Heeren witzig sind," bemerkte Minna, während Karl sich zu dem Korrektor des Gedichtes, zu Robert mit den Worten wandte: „Dir wäre auch besser, man hätte Dich bei Zeiten einer Korrektionsanstalt einverleibt."

„Keine Witze, meine Herren!" warnte Isidor. „Mit Witzen fängt das Ding an, und mit Galle hört es auf."

„Isidor hat Recht!" riefen Alle.

„Mach' Dir nichts daraus," tröstete Isidor Karln, dem der Verdruß noch auf den Falten der Stirne saß. „Dein Gedicht ist nicht das erste und nicht das letzte, dem der Druck den Hals gebrochen. Ein ander Mal sei selbst bei der Niederkunft und überlaß Dein Kind nicht einer so unverständigen Hebamme wie Robert ist."

Robert wollte in die Höhe fahren, aber Paul hielt ihn zurück.

„Keine Gereiztheit, meine reizenden Herren!" bat Minna mit gefalteten Händen und einem Blick, der Karl alle Seligkeiten verhieß.

„Hoch lebe Minna!" rief begeistert Karl.

Digitized by Google

„Hoch!“ klang es im Quartett.

Minna erhob ſich und that Allen auf's aimableſte Beſcheid.

„Und nochmals gefüllt die Gläſer bis zum Rand,“ kommandirte Iſidor; „und mit einem Trunke allen Verdruß hinuntergeſchluckt!“

„Es lebe die Harmonie!“ ſtimmten Alle ein und die Gläſer gaben das Accompagnement.

„Iſidor, ſinge uns ein Lied!“ hub Robert an, der inzwiſchen das verſäumte Eſſen mit Rieſenbiſſen eingeholt hatte.

„Ja, er ſinge!“ rief Paul mit vollen Backen, der den Moment, als man ſich ſtreitend von der Trüffelpaſtete zurückzog, benützte, um es allein mit ihr aufzunehmen.

„Singe uns Dein Lied!“ bat Karl.

Minna holte aus der Alkove die Guitarre und reichte ſie mit einem vielverſprechenden, aber nichtsſagenden Blick Iſidor, der raſch noch mit einem Zuge ein Glas leerte und begann:

„Es lebe der Schmaus
Mit Saus und mit Braus!
Je toller die Luſt,
Je freier die Bruſt!

Er lebe der Wein!
Der Lethe iſt ſein;
Je ſchwerer der Kopf,
Je leichter der Zopf!

Es lebe das Spiel!
Man wagt nie zu viel:
Das Glück iſt ein Weib,
Nur keck an den Leib!

Es lebe das Geld,
Die Noth in der Welt!
Je mehr es begehrt,
Je mehr es auch werth.

Es lebe das Blut,
So lang es voll Muth,
So lang es noch glüht,
Zum Weibe uns zieht!

Es lebe die Nacht,
Zum Tag uns gemacht!
Je dunkler es drauß',
Je heller im Haus!

Es lebe der Geiſt,
Der Feſſeln zerreißt!
Das Herz iſt die Reu' —
Wer kein's hat, iſt frei!

Es lebe das Heut!
Das Morgen iſt weit;
Wer heute noch karg,
Liegt morgen im Sarg!

„Ein Vivat dem Dichter, dem Sänger und dem herrlichen Baß!“ toaſtirte Minna.

Die vollen Gläſer wurden angeſtoßen, im Nu klangen ſie leer wie hohle Köpfe.

Inzwiſchen hatte Minna Karl mit Zärtlichkeiten, Paul die Trüffelpaſtete mit einem wahren Magengaudium, und Alfred den Salon mit Rauch eingenommen.

„Aber Minna, Sie trinken nicht!“ bedauerte Karl, der ſie noch beim erſten Glaſe fand.

„Wir ſind doch nicht bei Frau Lukretia Borgia, und der Malvaſier vergiftet?“ witzelte Robert, der nicht viel vertrug und dem die Augen ſchon illuminirt waren, als hätte Monſeigneur Rauſch bei ihm ſchon den Einzug gehalten.

„Keine Witze!“ ermahnte Iſidor.

„Ein Pereat Dem, der ſchlechte macht,“ ſetzte Karl hinzu. „Champagner her! So ſüßen Lippen mundet nicht ſo ſaurer Wein!“

Minna beſiegelte mit einem ſüßen Küßchen den Ausſpruch.

„Champagner her!“ wiederholte der Chor.

„Wo iſt er?“ frug Robert und taumelte ſchon in die Höhe.

„Dort auf dem beſten Lager der Welt!“ deutete Karl auf die anſtoßende Alkove, Minna's Schlafgemach.

Robert wollte darum, doch Alfred drückte ihn in das Fauteuil zurück und ſchlüpfte ſelbſt hinein.

Eine kleine Gaslampe beleuchtete ein blendend weißes, reizend üppiges Bett und ein effektvolles Bild in Lebensgröße „Leda's Traum mit dem Schwane“ mit einem wahrhaft magiſchen Lichte. Der Ort war für glühende Herzen geſchaffen. Unter der Toilette, auf der ein Miniaturgemälde, Karl's Porträt, zwiſchen Schmink- und Riechfläſchchen auf einem Haufen vielfarbiger Billetsdoux und welker Sträußchen lag, ſtand ein Dutzend Flaſchen Champagner.

Alfred, der mit den Augen Fraß und Völlerei trieb, während er ſelbſt nur ſehr wenig vertrug, flimmerte es bei dem Anblick ſo ahnungsvoller Genüſſe vor den Augen. Mit Mühe raffte er die Hälfte der Flaſchen zuſammen und ſtellte ſie auf den Tiſch, der unter der Laſt zuſammen zu brechen drohte.

„Herunter mit dem Ballaſt, wenn das Schiff zu ſinken droht! Werft Alles über Bord, was unnütz!“ rief Karl.

„Ganz in der Ordnung,“ bekräftigte Iſidor, der an Karl's Fortſchritten eine ſichtliche Freude hatte. „Eins muß dem Andern Platz machen, das iſt Naturgeſetz!“

„Ganz richtig,“ plärrte Robert, dem die Zunge den Gehorſam zu verſagen anfing. „Wenn Champagner kommt, muß der Rheinwein weichen.“

„Allons! an's Werk!“ kommandirte nochmals Iſidor.

Und jeder der folgſamen Eleven griff nach ein paar Flaſchen und ſchleuderte ſie in die Ecken, daß der Wein und die Glasſplitter auf allen vier Wänden herumſpritzten.

„Jeder nehme eine Flaſche zur Hand!“ begann wieder Karl in nicht geringem Grade vom Weine aufgeregt. „Nicht mehr aus Gläſern, wir trinken aus Flaſchen, wenn wir Minna hoch leben laſſen. Nicht wahr, mein Schätzchen, wir ſind Eine Seele und bald auch Ein Leib?! Wir trinken darum auch aus Einer Flaſche! Sprengt mit Einem Male die Feſſeln!“

„Ja,“ deklamirte Minna; „laßt ihn frei ſtrömen den freien Wein!“

„Meinetwegen!“ ſtotterte Robert; „mag er überfließen in ſeiner Freiheitsluſt!“

Und Jeder nahm ein Meſſer, überſchnitt den Faden, brach den Draht, daß ſich die Klingen bogen; und auf Eins, zwei, drei, die Minna diktirte, ſprangen die Pfropfen mit einem Knalle an den Plafond.

Karl ſchenkte Minna ein; ſie hob das Glas, Alle ſchwenkten die Flaſchen.

„Minna lebe hoch!“ brüllten Alle und ſchmetterten die Flaſchen an einander.

„Wie im Himmel!“ fügte Karl gegen Minna hinzu.

„Wie im Himmel!“ brüllte das Echo nach.

„Minna lebe hoch!“ brauſte Karl. „Ein Feind, wer bei Minna's Wohl nicht auf den Grund kommt!“

Digitized by Google

„Minna hoch!"

Und bis auf Roberts, der schon berauscht war und seine Flasche herabgleiten ließ, waren die Flaschen leer.

Karl schloß Minna fieberhaft glühend an sich und jauchzte in Extase: „Jetzt wollen wir für uns leben! Champagner her!"

Paul holte für Robert, der sich bei dem Rufe nach Champagner mehrmals zu erheben versuchte, aber immer wieder in das Fauteuil zurücktaumelte, die übrigen Flaschen.

Das Sprengen des vergitterten Korks dauerte zu lange.

„Schlagt die Hälse weg, wenn die Sklaven nicht frei werden wollen!" schrie Karl, und die Köpfe flogen unter wildem Jauchzen.

Die Gläser wurden wieder gefüllt und nun nahm das „Leben lassen" seinen verheerenden Gang. Während die Einen die Freiheit, das reiche Erbe, den Wein, die Karten, die Delikatessen, die Cigarren, die Theaterkritiken und, weiß der Rausch und die Leidenschaft was Alles, leben ließen, brachten die Andern Pereats aus auf alle Sklaverei, auf alle reichen Verwandten, auf alle spröden Dirnen und Denunzianten, unter immerwährendem Füllen und Leeren der Gläser.

Robert aber, der Anfangs bewußtlos bei jedem Toaste mitschrie, wurde endlich matt und matter und schlief ein, doch nur auf einige Augenblicke, denn er begann im Fauteuil, das auf Rollen war, zu rutschen und rutschte so lange, bis er zu Boden glitt und mit seiner Nase auf den Fuß des Tisches so heftig trat, daß dieser gar gewaltig anschlug. Dies weckte ihn nicht blos auf, sondern verwickelte ihn mit sich selber in einen argen Disput, da er sich für einen frechen Kerl hielt, der absichtlich mit ihm zusammengestoßen. Seine Wuth gegen sein eigenes Fleisch, das er freilich für das seines Gegners ansah, ging so weit, daß er sich die Haare zerzauste, seiner Brust tüchtige Püffe beibrachte und nicht eher nachzugeben gelobte, bis er oder sein Gegner todt am Platze bleiben. Ja er gab seinem Todfeinde, da er nicht von der Stelle wollte, nämlich sich selber, einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er ihn wirklich erschlagen zu haben glaubte. Er raffte sich nun mit allem Aufwand seiner Kräfte zusammen, kroch wieder unter dem Tische hervor, sank in das Fauteuil zurück, indem er außer sich vor Furcht lallte: „Ein Fiaker! Ein Fiaker! Eine Kritik dafür! Dieser Wütherich wird dem Lande nicht mehr schaden!" — und entschlief auf's Neue.

Inzwischen waren auch Minna und Karl nicht müßig. Sie nippten immer und immer wieder von den Lippen und dem Weine und tranken, von dem elektrischen Strome ihrer fest aneinander geschlossenen Körper durchwogt, auf ihre gegenseitige Glückseligkeit.

„Ewig unsere Liebe!" jubelte Karl.

„Daß sie ewig so bliebe!" flüsterte Minna und sie umschlangen sich, wie sich zwei Flammen ergreifen, während Minna mit feurigem Pathos deklamirte:

Das nenn' ich Lieb', das nenn' ich Leben,
Wenn Zweie sich in Eins verweben,
Wie Doppelklang zusammenklingen,
Wie Hauch und Athem sich bedingen;
Das nenn' ich höchstes Wohlergehen,
Wenn Zwei in Einem Hauch vergehen!

Karl's Blick hing an ihren Lippen, wie ein glühender Sonnenstrahl an einem Rosenkelch und sprach voll Begeisterung ihr jede Zeile nach. Paul und Alfred waren stille Leute geworden. Ersterer starrte abgespannt die sterbliche, teigige Hülle der unsterblichen Trüffelpastete an. Letzterer schoß wie aus einer Kanone die Rauchwolken aus seiner Cigarre und glotzte voll trauriger Ueberraschung in seine Cigarrentasche vulgo Munitionskarren, der keine Ladung mehr hatte.

Nur Isidor, an dem die unruhigen Geister des Weines spurlos vorübergingen, schielte, obgleich er von Karl und Minna weggewendet saß, von Zeit zu Zeit auf die Beiden, blickte bedeutungsvoll auf seine Uhr, jubelte in seinem Innern über den Funken, den er in Karls Brust geworfen, und der nun lichterloh aus dessen ganzem Wesen schlug, und berechnete die Provision, die ihm das Geschäft mit Karl eintragen werde. —

Da ließ sich draußen am Gange eine heisere Stimme, die sich nicht zurückweisen lassen wollte, auf folgende Weise vernehmen: „Es dauert mir zu lang. — Die Gesellschaft bleibt zu lang. — Es ist schon zwölf Uhr. — Wart' schon seit zehn Uhr. — Lassen Sie mich ein! Ich hab' ein wichtiges Geschäft für Ihr gnädiges Fräulein."

Und ehe noch die Magd hinein konnte, um das Fräulein zu rufen, schleppte sich der Inhaber der heiseren Stimme schon in's Zimmer.

Es war Zodik, eine kleine untersetzte, um den Hals verkürzte Figur, der der Kopf fast unmittelbar auf der Schulter saß. Sein Gesicht, von Blattern förmlich tätovirt, hatte grünlichgraue Augen, die er immer beim Lachen so zusammenkniff, daß sie gänzlich verschwanden; und darüber hingen lückenhafte Büscheln struppiger Brauen wie das welke Stroh auf den Hütten. Seine breitgedrückte tabakerfüllte Nase sah nach oben, und der verzogene breite Mund zeigte eine Reihe gelber Stoppeln. Wollte ihm beim Sprechen, was bei Affekten fast immer der Fall, die Zunge mit den Worten heraus, hielt er sie zwar mit den Zähnen zurück, es erzeugte dies aber ein widerliches Kreischen, das mit seinem schnarchenden Aspiriren eine wahre Höllenmaschine gegen das Gehör war. Den schwarzen Spitzen seines zu Berge stehenden Kopf- und Backenhaares sah man es wol an, daß er die Farbe desselben verläugnen wolle; aber es drängten sich von allen Seiten widerspenstige, röthlichgraue Stellen an das Tageslicht hervor, als wollten sie zeigen, daß sie ihr Besitzer vergeblich anzuschwärzen suche. Sonst hatte er keine Kennzeichen, als daß er in kritischen Momenten den Mund bis zu den Ohren verzog und in Augenblicken stolzen Selbstbewußtseins die Achsel in die Höhe zog, und mit den Händen in den Taschen wühlte. Er trug eine schwarz manchesterne Weste; eine schwarz-atlasne Kravatte, deren Borsten sich ihm auf den Hals setzten, um ihn mit Sticheleien zu sekiren; grau melirte Hosen, die gewöhnlich in kurzen Stiefeln, bei denen die glänzenden Zeiten auch längst vorüber waren, staken; einen in allen Farben schillernden Frack, dem der Kragen, wie bei Fuhrmannspferden das Kummet in die Höhe stand; und einen Hut, der schon so abgeschossen aussah, als wollte er wieder in seinen rohen Naturzustand zurückkehren und Hase werden. Ein tüchtiger Knotenstock vollendete das Charaktergemälde.

Minna, als sie Zodik ansichtig wurde, wandte sich von Karl, der in seinem Taumel nichts sah und hörte, und wollte ihm entgegen eilen, aber schon stand er am Tische und musterte die Gesellschaft, die trotz des apathischen Zustandes ein Schrecken wurde, mit einem grinsenden Lächeln. „Ah, aha!

Digitized by Google

Da sind' ich Sie ja Alle, die ich den ganzen Tag mit Verzweiflung gesucht! Freut mich! freut mich! Aber erschrecken Sie nicht! Ich hab' ja ein Herz! Ich werd' Ihnen Ihre kostbare, sehr kostbare Freud' nicht verderben. Weiß', was das Geld werth ist!"

Karl sprang voll Wuth in die Höhe und schrie: „Hinaus, gottverfluchter Wucherer!" und wollte Zodik eine Flasche an den Kopf werfen, doch Minna fiel ihm in den Arm.

„Halte ein! Zodik ist ein guter Mann. Du kennst ihn nicht. Er ist der beste Gläubiger der Welt. Ich kenne Herrn von Zodik besser. Was wettest Du? Wenn ich jetzt sagte: Ich brauche hundert Stück Dukaten, daß er sie augenblicklich auf den Tisch zählt?"

Und sie ging zu Zodik und drückte ihm verbindlich die Hand.

„Was haben Sie für Zuständ' lieber Herr Wernerleben?" frug Zodik, der bei dem Auffahren Karls ein paar Schritte zurückfuhr. „Was soll die Flasch' in meinem Gesicht? hab' ich sie verdient?"

Und er wendete sich wieder vortretend mit einer schmunzelnden Miene zu Minna: „Das versteht sich! das versteht sich! Obgleich wir, Fräulen, auch noch ein Bissel Ordnung zu machen haben, und der Herr da (und er deutete auf Karl) mir noch einen verfallenen Wechselbetrag schuldet und heut' früh noch vor Tagesanbruch sich schon aus dem Staub' gemacht hat, so will ich ihm doch den Wechsel prolongiren. Ja, und wenn die Herren da Alle, Alle für Einen und Einer für Alle aceeptiren, geb' ich vom Herzen gern' die hundert Dekoten her."

Zur Bekräftigung seines Wortes nahm er einen Seckel aus der Seitentasche seines Fracks, und wog ihn bedächtig in der Hand.

„Her damit!" drängte Karl und streckte die Hand darnach aus.

„Gleich," entgegnete Zodik und steckte den Beutel wieder hastig zu sich; „sobald Sie Alle unterschrieben."

Und er zog ein Wechselblanquet und ein Schreibzeug hervor.

„Karl, Du glaubst doch nicht, daß ich es mit der Wette ernst meinte?" sprach Minna und lehnte voll Koketterie ihr Haupt an Karls Schulter.

„Allerdings ist es mein Ernst," versicherte Karl; „man muß den Juden schmieden, so lange er heiß ist."

„Ja, wir schmieden den Juden!" riefen Alle, selbst Robert, in dessen Kopfe es wieder ein wenig zu tagen begann.

„Scherz oder Ernst, meine Herren?" frug Zodik mit schlauem Lächeln.

„Voller Seckel, voller Ernst!" repetirten Paul, Alfred und Robert.

Zodik zog Wechselblanquet und Schreibzeug hervor, machte sich Platz am Tische, setzte sich auf Isidors Sessel, der scheinbar gleichgültig auf- und abging, und füllte mit vor Eile zitternden Händen die leeren Stellen des Wechsels aus.

Als er fertig, wendete er sich zu Karl: „Der Wechsel wär fertig bis auf die schätzbaren Unterschriften. Und weil mir Einer von die Herren so gut ist wie der Andere, darf ich als Kaufmann keinen zurücksetzen. Der Herr (und er deutete auf Isidor) wird die Genad' haben ihn auszustellen. Der Herr (und er wies auf Karl) wird ihn mit Aeeept versehen. Der Herr (und er zeigte auf Alfred) wird ihn giriren an den Herrn (und er winkte auf Paul) und dieser Herr girirt ihn weiter an den Herrn, (und er blinzelte auf Robert) und der Herr wird die Genad' haben und girirt ihn auf mich. Ich hätt' mir auch die Ehr' ausgebeten, die Fräulen auf dem schätzbaren Dokument zu haben, aber Damen ohne Firma sind, wie Sie wissen, nicht wechselfähig. Hier, meine Herren, ist die Feder, e paar Strich und das Geschäft ist abgemacht."

„Der Jude ist doch ein göttlicher Mann, er soll leben!" rief Alfred.

„Er soll leben!" scholl's im Chore.

„Bei was, meine Herrn?" frug Zodik mit einem lüsternen Blick auf die Gläser, die wieder eingeschenkt überschäumten, und die Zunge schlüpfte ihm begehrlich zwischen die Lippen.

„Beim Champagner," erwiederte Minna und reichte ihm wie eine Hebe lockend ihren Pokal, der eine halbe Flasche Weines faßte.

Zodik erhob ihn mit einer gewissen Salbung und sprach: „Sie sollen Alle lang leben, so lang wie ich, und ich wünsch' mir ein langes Leben, und meine Schuldner, und Gott soll mich nicht vergessen!"

Zodik nippte nur.

„Zodik muß ausleeren! Er ist ein Schuft, wenn er nicht austrinkt!" stürmte Karl.

„Gott soll mir meine Besinnung lassen! Wie geschäh' mir, wenn ich einen Rausch kriegt' und mit mein' Bissel Hab und Gut in böse Händ' gerieth!"

„Zodik muß austrinken!" brüllten Alle. „Einen Juden bringt nichts so leicht um!"

„Zodik muß austrinken!" brummte auch Robert, der durch den Lärm geweckt die Augen wie nach einem schweren Traume aufrieß und Zodik, dem gegenüber er sein finanzielles Gewissen schwer belastet fühlte, wie ein Gespenst anstarrte.

Zodik machte einen tüchtigen Schluck, stellte aber das Glas wieder auf den Tisch: „Jetzt kann ich nicht, meine lieben Herrn! Aber nach und nach, wenn Sie mir erlauben, will ich das Glas genießen. Doch wenn's gefällig ist," — und er reichte Isidor den Wechsel, während er die Feder eintauchte.

Isidor rieß ihm den Wechsel aus der Hand und las mit donnernder Stimme: „Zweihundert Dukaten. — Was? Hundert Dukaten willst Du für die kurze Frist von sechs Wochen, Du Aussatz der Menschheit?"

Und Alle sprangen aus den Fauteuil's; selbst Robert, dem Schlaf und Rausch vergangen war.

„Werft ihn zum Fenster hinaus!" stürmte Karl.

„Werft ihn hinaus! Der Weg ist kürzer als durch die Thüre!" brüllte Isidor und näherte sich Zodik, aber mit einer Miene, die im vollen Widerspruche mit seinen Worten stand.

„Hinaus! hinaus!" schrieen Alle und streckten die Arme thatkräftig in die Luft.

Zodik retirirte sich zur Thüre.

„Was wollen Sie meine Herrn? Was machen Sie für zweideutige Bewegungen? Ist das viel für die Gefahr? Soll ich nicht hundert Dekoten für die schlaflosen Nächt', für die bösen Träum' von verschwundenen Schuldnern haben? Ist das viel?!"

Minna flüsterte Karl Etwas zu, sah ihn dabei mit einem Blick an, dem er nicht zu widerstehen vermochte, und Karl gebot Ruhe den stürmischen Gemüthern, fand unter obwaltenden Umständen die Forderung gerechtfertigt, und als

Digitized by Google

ſich dennoch Alle der Zumuthung Zodiks mit Geberden widerſetzten, die von dem Hinauswerfen nicht weiter entfernt waren, als Zodik von ihnen, ſtand Karl auf, ſtellte ſich zwiſchen ſie und Zodik, der die Klinke der Thüre bereits ſprungfertig in der Hand hielt und ſprach: „Was wehrt Ihr Euch um meine Haut? Ob Ihr auf dem Wechſel ſteht oder nicht — Ihr zahlt ja doch nicht. Unterſchreibt, und ich zahle."

„Wenn dem ſo iſt," meinte Paul.

„Das iſt was Anderes," entgegnete Alfred.

„Da unterſchreiben wir gleich," ſchloß ſich Robert an, griff nach der Feder und reichte ſie Karl.

„Du wirſt doch nicht?" fiel ihm Iſidor in den Arm, während Zodik wieder bis zum Tiſche ſchlich.

„Du ſingſt ja ſelbſt," erwiederte Karl:

„Es lebe das Geld,
Die Noth in der Welt!
Je mehr es begehrt,
Je mehr es auch werth!"

„Es iſt der einzige Weg, der zum Gelde führt," wand ſich aus Iſidors Hand und acceptirte den Wechſel; „Iſidor fahre fort!"

„Soll mich mein Lied nicht zum Lügner machen," fügte ſich Iſidor, „ſo muß ich Deinen Fußſtapfen folgen."

Und er unterſchrieb.

Ihm folgten die Andern in der von Zodik vorgeſchriebenen Ordnung, die er ſelbſt mit Eifer überwachte.

Als Alle auf dem Wechſel den ihnen angewieſenen Platz eingenommen hatten, nahm Zodik wieder ſeinen Beutel heraus, zählte erſt die Dukaten, ängſtliche Blicke nach links und rechts werfend, mit geläufiger Hand auf den Tiſch, und nachdem Alle mit glänzenden Augen die Richtigkeit der Hundert beſtätigt, ſtreifte er ſie wieder in ſeinen Beutel. Dann nahm er voll Förmlichkeit mit der rechten Hand von Karl den Wechſel in Empfang, während er mit der linken das Gold Robert übergab. Dieſer reichte es Paul, dieſer Alfred, und dieſer Karl.

„Das Nebengeſchäft wär' alſo abgemacht," bemerkte Zodik; „aber wie ſteht es mit dem Hauptgeſchäft, weßhalb ich eigentlich hergekommen? Ich hab' noch hier einige Inkaſſi zu beſorgen."

„Heute iſt erſtens Nacht, zweitens und drittens Feiertag," verſetzte Iſidor. „Du biſt ja Kaufmann und mußt wiſſen, daß erſtens bei Nacht nichts gezahlt wird; zweitens daß an Feiertagen nichts gezahlt wird; und drittens —

„Und drittens," fiel Paul Iſidor in's Wort, „daß überhaupt gar nichts gezahlt wird."

„Keine ſchlechten Witze!" erinnerte Karl.

„Und drittens," ergänzte Iſidor ſeine Erklärung: „Daß an Feiertagen keine rohen Arbeiten unternommen werden dürfen."

„Iſt Inkaſſi beſorgen eine robe Arbeit?" frug Zodik mit verſchmitztem Lächeln und zog Mund und Achſeln bis an die Ohren.

„Bei Leuten, wo ſie unmöglich ſind, gewiß. So ſteht geſchrieben im Buche Iſidors, Kapitel — Zahl — eigentlich Kapital Null," entgegnete Iſidor.

„Gott, wie witzig!" bemerkte Zodik; „aber Spaß bei Seit'! wie ſteht's, meine Herren, mit die Reſt'?"

„Geben wir Zodik gleich ſeinen Reſt!" proponirte Robert; „wenn er auf unſern Reſt nicht warten will."

„Ja! ja!" ſchloſſen ſich Paul und Alfred an.

„Gott! das iſt noch witziger!" verſetzte Zodik, machte aber dazu ein Geſicht, als fände er ein Haar in der Suppe.

„Verdirb' uns nicht den Abend, Zodik!" ermahnte Iſidor. „Wir ſind jetzt ſolventer als je: Der Eine macht eine reiche Heirat, der Andere hat den Plan durchgeſetzt, mit einer großartigen Anleihe ſeine kleinlichen Anlehen zu verſchlingen, dem Dritten ſtarb eine reiche Tante, dem Vierten ein detto Onkel und der Fünfte hat einen reichen Vater am Sterbebette."

„Gott gib's! Gott gib's!" wünſchte Zodik; „uns wär' Allen geholfen. Ich will mir alſo dieſer Tag', oder ſchon morgen, erlauben, wenn Sie erlauben, wieder anzuklopfen, vielleicht" — —

„Nun aber Herr von Zodik, nun Alles ſo ziemlich geordnet, nehmen Sie Platz!"

Und Minna ſtand auf, rollte Zodik ein Fauteuil in den Rücken und drängte ihn hinein.

Neuer Champagner wurde gebracht, die Gläſer wieder auf's Neue gefüllt, Toaſte auf Toaſte ausgeſtoßen, frivole Lieder geſungen und die Völlerei ging zur zweiten Auflage über, obgleich, wie ſo oft bei eitlen Autoren, die erſte noch nicht erſchöpft war.

Robert hatte ſich ſchon ſo angetrunken, daß er Alles, was an ihm lag, Halstuch, Rock und Weſte, und was vor ihm lag, Teller, Meſſer, Gabel und Serviette über den Kopf warf und noch mehr abgeworfen hätte, wenn nicht Iſidor zur rechten Zeit zu Präventivmaßregeln ſeine Zuflucht genommen. Robert gerieth wieder mit ſeinem Fauteuil auf die Rutſchbahn und kollerte unter einem ungeheueren Halloh unter den Tiſch. Paul und Alfred ſprangen auch ſchon über Alles hinweg, was Asmodi Räuſchchen ihnen in den Weg gelegt, und ſelbſt Zodik war mit ſeinem Pokal faſt zur Hälfte und ſchaukelte mit dem Kopfe und bewegte die Lippen wie eine Pagode aus Gyps.

Nur Minna ſaß an Karl gelehnt mit einer Miene, die, wenn ſie der Spiegel ihrer Seele war, Iſidor verrathen konnte, daß, ſo nahe auch ihr Körper an Karl, ſo ferne ſtehe ihm ihr Herz. Obgleich ſich Minna und Iſidor nur wenige verſtohlene Blicke zuwarfen, ſo iſt es das Eigenthümliche ſolcher Blicke, daß ſie ſich wie Diebe bald finden und verſtehen. —

Da kam wieder über Karl die ganze Extravaganz ſeines Weſens, die der Wein mit Feuerruthen aus ſeinem Blut in das Gehirn gepeitſcht, er faßte Minna trotz ihres Sträubens zum Ergötzen Pauls und Alfreds und ſelbſt Zodiks, der mit lüſternen Blicken dem ſeltenen Luſtſpiel zuſah, in ſeine glühenden Arme und phantaſirte:

„Das nenn' ich Lieb', das nenn' ich Leben,
Wenn Zwei ſich in Eins verweben, — —
Wenn Zwei in Einen Hauch vergehen.

„Minna! Minna! Die Hölle flammt, komme mein Himmel, löſche!"

Auch Paul und Alfred ſtürmten empor und ſelbſt Robert fuhr bei dem Spektakel wieder von ſeiner Parterreſtation in die Höhe und ſtolperte wie ein Eiſenbahnkondukteur, der immer und ewig dieſelbe Route auf- und niederfährt, in ſeine Fauteuilſtation zurück. Zodik amüſirte ſich köſtlich, um ſo köſtlicher, weil gratis.

Minna klammerte ſich mit einer theatraliſchen Attitüde und mit einem vielſagenden Blick auf Iſidor, für den das Schauſpiel zwar nicht mehr den Reiz der Neuheit hatte,

Digitized by Google

der aber mit den Augen eines nüchternen Kritikers, die Ausstattung nicht beachtend, in das innere Wesen der Komödie drang, die ihren Ursprung in seiner Seele hatte, — an Karl und rief pathetisch: „Ich gehöre Karl! Karl schütze mich!"

„Ja, ich schütze sie!" kreischte Karl, stand auf und sank wieder in den Sessel zurück. „Ihr Alle sammt dem Juden, habt nicht Leben genug für mich, wenn Minna auch nur ein Haar gekrümmt wird. Zurück!"

Und er faßte einen Leuchter und schleuderte ihn Zodik an den Kopf, daß die fetten Haare fingen und lichterloh aufflammten.

„Sodom brennt, die Wuchererseele!" jubelten Paul, Alfred und Robert.

Isidor griff rasch nach einer vollen Flasche, um zu löschen, aber Zodik, außer sich vor Schrecken, am ganzen Leibe bebend und mit den Zähnen knirschend, stürzte wie wahnsinnig heulend im Zimmer umher, raufte sich die brennenden Haare, schlug sich Stirne und Brust, spreizte alle zehn Finger, um Isidor, der ihm folgte, die Augen auszukratzen, bis er zu Boden stürzte und es Isidor gelang, ihn fest zu halten und ihm den Champagner auf den Kopf zu schütten, der schäumend ihm über Wangen und Kleider bis auf die Haut strömte.

Paul und Alfred bekamen Lachkrämpfe. Robert waren die Augen vor Schaulust aus den Höhlen getreten. Karl hielt Minna fest im Arm und sein Gesicht war todtenblaß geworden.

Als Zodik, dem die Haare bis auf den Scheitel weggebrannt und selbst die Augenbrauen versengt waren, wieder zu sich kam und sich vom ersten panischen Schrecken erholt hatte, sprang er mit einem Satz vom Boden auf und zetterte aus voller Kehle, indem er wieder anfing gegen sein eigenes Fleisch zu wüthen: „Mein Geld! meine Augen! Mein Kopf! Meine Wechsel! Ich kom' um meine Augen! Mein Kopf! mein Kopf! — Aber jetzt ist's aus mit allem Pardon! Jetzt werden Sie zahlen auf der Stell', soll mir Gott helfen!"

„Was zahlen!" brauste Karl auf. „Ich zahle Niemand und nichts! weder dem Himmel noch der Erde, meine Schulden. Du erbärmlicher Wicht! glaubst Du, ich bin nur Deinem Bettelsacke schuldig? So viel Haare an Deinem Kopfe brannten, so viel Sand im Meere liegt, so viele Sterne am Himmel kreisen, so viel hab' ich Schulden. Einen zahlen wäre himmelschreiendes Unrecht gegen die Andern; ich zahle nichts, nichts!"

„Mordbrenner! Verbrecher, reif für den Galgen!" ächzte Zodik und wollte vor Wuth schnaubend gegen Karl; doch Isidor ergriff ihn am Arme und riß ihn an sich, indem er ihn beschwichtigte: „Siehst Du denn nicht, guter Zodik, daß die Herren nicht wissen können, was sie thun? So was ist kein Mordbrand, so was ist kein Verbrechen; das ist nur ein Unglück; das fatale Licht hätte ja ebenso meinen Kopf in Flammen setzen können."

„Ist das e Gewissen von einem Christen?" stöhnte Zodik; „einem Menschen, der ihm so viel Gut's gethan, und soll mir Gott helfen! ganz ohne Interesse, aus bloßer Menschlichkeit — e brennendes Licht auf den Kopf zu werfen?! Sagen Sie mir Herr Isidor, Sie sind ja ein vernünftiger Mann, ist das e Gewissen?" Und Zodik standen Thränen in den Augen.

„Beruhige Dich, Zodik; nimm den Zufall als eine Bescherung vom Himmel an!" tröstete Isidor mit einer Stimme, die wie gemüthlich klang, und auch Minna ließ es an versöhnenden Worten nicht fehlen.

„Schöne Bescherung!" jammerte Zodik; „schöner Zufall! schöne Beruhigung!"

Und er brach wieder in Wuth aus, da ihn die Brandwunden am Kopfe heftig schmerzten. „Ich bin in e Räubernest gerrathen, ärger als das von Schiller, und Der (und er zeigte auf Karl) ist ein ärgerer Mordbrenner als Karl Moor!"

„Der Jude macht Witze!" jubelte Paul; „da hat sich das Laster schon erbrochen und die Tugend setzt sich wieder zu Tische."

„Faß' Dich, Zodik!" beschwichtigte nochmals Isidor; „der Aerger könnte Deiner Gesundheit mehr schaden als das bischen Strohfeuer, das schnell aufflammt und gleich wieder zusammenfällt. Komm' mit mir in die Küche, draußen machen wir einige kalte Umschläge auf den heißen Kopf, und in wenigen Minuten ist Alles wieder gut."

Und er führte Zodik, der Karl einen Blick zuwarf, der, wenn er ein Pfeil gewesen wäre, ihm die Brust hätte durchbohren müssen, aus dem Zimmer.

Minna machte sich schnell aus Karls Armen los, denn er war eingeschlafen, und folgte Isidor.

Paul, Robert und Alfred brachen in ein neues Gelächter aus, ergriffen die Gläser und riefen Isidor, der den Juden „auf unchristliche Weise vom gerechten Flammentod" gerettet, ein Pereat nach.

Minna, der bei Karls Glaubens- und Schuldenbekenntniß die Seele schauderte, erfuhr draußen von Isidor die traurige Bestätigung.

Sie hatte Karl, der ihr die glänzendsten Vorspiegelungen machte, für einen reichen Mann gehalten. Falsche Briefe, die er ihr von seinem Vater zeigte, nahmen ihr jeden Zweifel an ihn. Sein elegantes und gemüthliches Wesen, das allerdings in der letzten Zeit etwas abgenommen hatte, nahm sie für ihn ein, und selbst dieses entschuldigte sie als eine erfahrene Dame, denn sie wußte nur zu gut, daß die Männer in der Regel, wenn sie erreicht, was ihre glühenden Wünsche begehrten, zu erkalten pflegen. Sie hoffte aber, wenn sie ihm das Opfer gebracht und die Bühne verlassen, was sie nebenbei gesagt, gern gethan, da sie in das ältere Fach übertreten sollte und wie alle ihre Kolleginen nicht übertreten wollte, — wenn sie ihm als Geliebte, und bald als Frau leben werde, würde es ihr gelingen, den auf kurze Zeit zurückgedrängten Eifer zu erwärmen.

Und so toll der Abend, und so sehr die Gesellschaft geeignet war, sie mißtrauisch zu machen, so nahm sie bis zum Augenblicke der schrecklichen Enthüllungen das Ganze in seiner ungebundenen Lust, vom Weine in die Scene gesetzt, als ein Abschiedsfest, das Karl mit seinen Freunden feierte und in dem mitzuwirken ihr als Schauspielerin und mehr noch, als sogenannter freisinnigen Dame nicht schwer wurde. Wie konnte sich aber eine in jeder Beziehung routinirte Schauspielerin, wie Minna, deren langjähriges Studium nur Täuschung und Verstellung zum Ziele hatte, auf solche Weise täuschen lassen?! Sie eilte in ihre Alkove, schob den Riegel vor und warf sich händeringend und wie verzweifelnd auf ihr Bette.

In demselben Augenblick, als Zodik, dem der Kopf nach den kalten Umschlägen weniger schmerzte, von Isidor in's Zimmer geführt und mit einem ironischen Jubel über

Digitized by Google

den „wiedererstandenen Juden" empfangen wurde, war ein Wagen am Hause vorgefahren.

Minna richtete sich auf und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Wenige Augenblicke später pochte es leise an die Thüre ihrer Alkove, die auf den Gang führte.

Sie sprang vom Bette, öffnete behutsam und ließ einen schmucken Büchsenspanner eintreten, der ihr ein kleines Briefchen überreichte. Fiebernd vor Ungeduld erbrach sie das Siegel, das sie sogleich erkannte, und las:

„Meine Theure!

Ich klopfe zum letzten Male an Ihr Herz. Glücklich Sie und ich, wenn Sie „Herein!" sagen. Mein Wagen steht bereit, um Sie an ein Herz zu führen, das sich durch viele Jahre in seinen Gefühlen bewährt. Was Liebe, Reichthum und Bildung bieten können, lege ich zu Ihren Füßen. Kommen Sie frei von Skrupeln. Was Sie unbefriedigt zurücklassen, das soll mein Geschäftsleiter hier beruhigen. Wir gehen nach Schlesien. Kommen Sie, ich bitte darum. Mit glühenderer Sehnsucht erwartet nicht der Kranke die Genesung, als Sie, meine Theuere Ihr

Graf X."

Minna ließ den Jäger unten warten, raffte mit aller Hast Briefe und Sträuße von dem Toilettetische und warf sie in den Ofen, steckte einige Sachen, auf die sie Werth legte, in ihr Reisenecessaire und flüsterte der ganz konsternirten Magd zu: „die Betten und was überhaupt transportabel, augenblicklich zu entfernen, und ihren rückständigen und nächsten Lohn damit bezahlt zu machen;" — womit sich auch diese mit zahllosen Handküssen und Bücklingen nicht blos einverstanden erklärte, sondern auch gleich daran ging, Alles, was sich in der Eile wegschleppen ließ, der Nachbarin in sichere Obhut zu geben.

Minna warf nur noch Hut und Mantille auf sich, drückte der klugen und ihr ergebenen Magd, der die Thränen stromweise aus den Augen flossen, einen herzlichen Kuß auf, versprach ihrer bald mit der größten Dankbarkeit zu gedenken, und in wenigen Augenblicken waren Minna und alle leichtbeweglichen Güter aus der Alkove verschwunden.—

Minna sah in den letzten Auftritten des Abends, obgleich darin nur die Expositionsscenen des Dramas, dessen Träger sie und Karl sein sollten, abgespielt waren, daß sie ihre Parthie vergriffen und das Ende bei einer konsequenten Durchführung voraus, und mit einem Blick in ihre jüngste Vergangenheit gab sie ihrer Lebensrolle eine andere Richtung. Sie gedachte des Grafen X., der ihr schon seit mehreren Jahren seine linke Hand anbietet, dessen rechte sie aber selbst trotz seines Adels und seiner Reichthümer verschmäht, weil er ihr nicht jung und liebenswürdig genug war, und der dennoch nicht müde wird, ihr den jahrealten Antrag immer und immer wieder zu erneuern. Sie erinnerte sich, daß er ihr erst vor ein paar Tagen geschrieben, er werde nur noch ihre Benefice- und Abschiedsvorstellung abwarten, ihr zum letzten Male den gutgemeinten Antrag wiederholen und dann am nächsten Morgen, wenn sie ihn annähme, diese Stadt verlassen, um sich mit ihr auf seine Güter in Schlesien zurückzuziehen. Ja, irrte sie nicht, so wollte er noch in der heutigen Nacht an sie schreiben und ihr Ja oder Nein erfahren. Wenn Ja, so würde der Wagen bereit stehen, um sie an sein Herz zu führen; wenn nein, sollte sie ihn im Leben nimmer wiedersehen. Ihr Gedächtniß hatte sie nicht getäuscht. Das Ultimatissimum kam. Der Gesandte drängte auf die Abreise. Hier war keine Wahl.

Gläubiger, ein unseliges Verhältniß, Blamage vor der ganzen Stadt und der schadenfrohe Jubel der Kolleginen auf der einen Seite, und auf der andern eine glänzende Existenz und der Neid der Letzteren. Minna folgte dem Rufe des Verstandes.

Hatte also die Welt Recht, wenn sie bei ihrem Scheiden von der Bühne argwöhnte, sie folge einem schlechten Rufe?!

Während nun Minna in der gräflichen Equipage dahinbrauste, erscholl von dem Hofraum unter ihrem Alkovefenster ein kräftiger Chor. Es war die bestellte Serenade, die sich entweder im Wirthshaus verspätet hatte oder die recht gut wußte, die Gesellschaft bis zum frühen Morgen hindurch in dulci jubilo anzutreffen.

„Wo ist Minna?" schrien Alle bis auf Karl, der für einen ersten Liebhaber doch zu häßlich schnarchte, und Zodik, der ganz betäubt von dem Erlebten da saß, und stürzten in die Küche und Alkove, und durchsuchten jeden Winkel und drangen auf die Magd ein, die sie bis auf den einen Augenblick in der Küche nicht bemerkt haben wollte, und stürmten wieder in's Zimmer, indem sie riefen: „Minna ist fort! sie ist auf und davon!"

Karl und Zodik fuhren zusammen wie auf einen Zauberschlag.

„Wo ist sie?" brüllte Karl, seiner Sinne nicht mächtig. „Schleppt sie her, wenn sie die Flucht ergriffen! Wenn Ihr sie nicht findet, tödtet sie und sagt ihr dann: So rächt sich Karl!"

Und er wollte sich erheben, aber vergeblich.

Zodik machte wie wahnsinnig einen dreimaligen Rundlauf durch Zimmer, Küche und Alkove, und stöhnte: „Sie ist fort! Wo ist sie hin?"

Isidor war im ersten Augenblicke wüthend, zumeist darüber, daß es ein Frauenzimmer sei, die seinen Plan auf eine Weise durchkreuzt, wie es seit Jahren Niemanden gelungen. Er ballte die Hände, stampfte mit den Füßen und rief, während er nach jedem Worte die Lippen im Zorne zusammenpreßte: „Platen hat Recht: „Abgründe liegen im Gemüthe eines Weibes, tiefer als die Hölle!" Was bin ich, gegen diese Minna? Ein Lehrling, der es nie zum Meister bringt!"

Doch ein Mensch wie Isidor, bei dem jedes Mittel der Zweck heiligt, verliert bei einem mißglückten Coup nicht auf lange die Fassung. Wenige Augenblicke später fuhr ein Gedankenblitz ihm durch das Gehirn, die Wolken seines Unmuthes zertheilend, er stieß eine Lache aus, daß die ganze Gesellschaft zusammenschrack und sang:

Es lebe der Geist,
Der Fesseln zerreißt!
Das Herz ist die Reu' —
Wer kein's hat, ist frei!"

Er hatte noch nicht ausgesungen, da zerrte Zodik die Magd in das Zimmer: „Canaille! wo ist sie hin?" kreischte er sie an. „Bist ein Kind des Todes, wenn Du nicht eingestehst!"

Die Magd, der vor Angst der Schweiß auf der Stirne stand, schwor bei Allem was ihr heilig, sie wisse nicht, wo

Digitized by Google

das Fräulein hingekommen, und ſuchte umſonſt von ihren Nägeln und Zähnen Gebrauch zu machen, um ſich aus Zodik's Händen zu befreien.

Da erhob ſich Karl mit geſchloſſenen Augen, taumelte auf die Magd zu, riß ſie von Zodik, der ſie in Karls Händen noch ſicherer glaubte und losließ, mit ſich auf den Divan und bedeckte ihr das verwitterte ſechzigjährige Geſicht mit feurigen Küſſen, indem er jauchzte: „Du biſt's, himmliſche Minna! kommſt zur irdiſchen Minne! — Es wogt das wilde Meer — laß uns Arm in Arm in die Fluthen ſtürzen und Zwei in Eins vergehen! — Komm', o komm' Du Heißerſehnte!"

Die Magd jammerte, als wenn es ihr an das Leben ginge.

Alle lachten, daß ihnen die Augen überſtrömten, und ſelbſt Zodik, dem gar nicht luſtig zu Muthe war, ſchnitt eine Fratze, die von der Erſchütterung ſeines Zwerchfelles zeugte.

Endlich gelang es der ſchwerbedrängten Magd, die ſeit vierzig Jahren einen ſolchen Angriff nicht erfahren, ſich los zu ringen. Sie flüchtete ſich gegen die Alkove, Karl ihr nach, bei jedem Schritte nahe daran hinzuſtürzen. An der Alkovethüre, gerade als ſie öffnete, um in die Küche zu gelangen, erhaſchte er ihr Kleid. Sie drängte ihn zurück und ſchlug die Thüre ſo gewaltig zu, daß er die größere Hälfte desſelben in der Hand behaltend, zurückprallte und mit ausgebreiteten Händen nach Minna rufend in die Arme Iſidors fiel, der ihm auf dem Fuße gefolgt war.

Iſidor zog Karl unter den pikanteſten Vorſpiegelungen auf das Bett, das nur aus einem harten Strohſack beſtand, legte ihm diaboliſch lächelnd Minnas Fußſchemmel unter den Kopf und deckte ihn mit einem alten Fußteppich, auf den die Magd im Drange des Augenblicks vergeſſen hatte, bis über die Ohren zu.

Ein Glück für Karl, daß er in ſeinem unbewußten Zuſtande den moraliſch zerſchmetternden Abgrund nicht merkte, der zwiſchen ſeiner Erwartung und ſeiner Erreichung lag.

Bald waren auch Paul, Alfred und Robert unter tollem Gejauchze: „O ſeht, das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd!" nachgekommen; doch Iſidor hieß ſie mit finſterer Miene dem Lachen ein Ende und ſich bei Zeiten aus dem Staube zu machen, denn nach Allem, was da vorgefallen, ſei es nicht geheuer, noch länger zu bleiben. Er ſelbſt werde nur Karl, der untransportabel, hier in Schlaf zu lullen ſuchen und ihnen in's Kaffé folgen, um mit ihnen den Reſt der Nacht dort zuzubringen.

„Aber wie bringe ich Alfred und Robert fort?" frug Paul, der noch am meiſten ſeiner Sinne mächtig die Gefährlichkeit eines längern Aufenthalts einſah; „und wie entkommen wir Zodik?"

„Du nimmſt," entgegnete Iſidor, „Alfred und Robert, einen in den rechten, den Andern in den linken Arm, ich öffne Euch die Alkove, leuchte Euch über die Stiege, unten werft Ihr Euch in die Arme des Chors, deſſen Geſang eine ſchreiende Ironie auf unſere Situation iſt und ſchon weniger den Charakter einer Serenade, als den der Schmarotzerei an ſich trägt, ſagt ihm unſern Dank, zugleich das große Bedauern: ihn deshalb, weil Minna ganz weg ſei, nicht bewirthen zu können, und macht ihm den Mund recht wäſſerig auf eine Fete, die Minna, ſobald ſie wieder zu ſich komme, ihm zu Ehren geben werde. So kommt Ihr auch aus dem Hauſe, ohne mit Zodik eine Steaplecheaſſe zu reiten.

„Alſo Minna iſt krank?" frugen alle Drei und Jeder mit ſo viel Stannen, als es ſeine Zurechnungsfähigkeit zuließ. Und auf Iſidors Kopfnicken folgt ein ganzes Hagelwetter von Fragen: „Wie, ſie iſt krank? Durch wen iſt ſie krank? Warum iſt ſie krank? Von was iſt ſie krank? Wo iſt ſie krank? dem nur Iſidor mit Antworten dadurch entging, daß er mit Gefahr im Verzuge drohend zur „Schuld" ſeine Zuflucht nahm: „Das Warum wird Euch offenbar, bis wir morgen auferſtehen."

Iſidor wollte nun ſchnell die Thüre öffnen, doch ſie war verſchloſſen. Es mußte auf einen andern Rückzugsplan gedacht werden. „Kein Ausweg blieb als über Zodik's Leiche." Er drängte deshalb die Drei wieder in's Zimmer hinein und empfahl ihnen Schonung mit dem Feinde, falls ſie bei Zodik auf Widerſtand ſtoßen ſollten.

Kaum waren ſie jedoch darin, erhob ſich ein entſetzlicher Lärm.

Iſidor ſetzte ſich auf das Bett zu Karl, der inzwiſchen trotz des Spektakels mit den beſeligendſten Illuſionen eingeſchlafen war, und horchte.

Zodik widerſetzte ſich ihrer Flucht und ſchrie in Einem fort: „Sie iſt fort! Soll mir Gott helfen! Alles will fort! Ich laß keinen von der Stell'! Wie komm' ich zu meinem blutigen Geld? Gott, iſt das e Nacht! —"

Paul verſuchte es Anfangs mit Bitten, als dieſe nichts halfen, mit Drohungen, und als auch dieſe umſonſt waren, ſtieß er, da er keinen Arm frei hatte, mit Alfred und Robert nach dem winſelnden Zodik, der an der Thüre aufgepflanzt ſtand, um jedem Angriffe die Spitze ſeiner zehn ſcharfen Nägel zu bieten.

Paul hatte eine ſchwierige Stellung. Hier gab es kein langes Belagern. Zodik und die Thüre konnten nur mit Sturm erobert werden.

Er zwängte daher erſt Robert und Alfred, die gefügig wie ſeine eigenen Arme waren, zum Schutze ſeiner eigenen Augen zuſammen und drängte ſie dann mit einem ſo gewaltigen Stoße gegen Zodik, daß dieſer ein paar Schritte zur Seite fuhr.

Alfred benützte den Moment und öffnete die Thüre, doch auch Zodik ſprang wieder vor und klammerte ſich mit aller Kraft an Robert.

Es entſtand ein förmliches Ringen, bei dem alle Vier nahe daran waren, zu Boden zu ſtürzen.

Paul, Robert und Alfred krümmten ſich förmlich vor Lachen, Zodik vor Angſt und Jammer.

Endlich gewann die ſtärkere Hälfte die Oberhand. Paul fühlte, wie Robert nicht zu halten war, ließ ihn aus, und Robert und Zodik kugelten übereinander auf die Erde. Ehe ſich noch Zodik erhoben hatte, waren Paul und Alfred unter wildem Jauchzen zur Thüre hinaus, hatten dieſelbe hinter ſich abgeſperrt und fanden das Weite.

Zodik ſchrie: „Räuber! Mörder!" raffte ſich mit aller Anſtrengung zuſammen und wollte nach, doch die Thüre war verſchloſſen.

Er eilte nun mit Schreckenshaft an Minnas Schlafgemach, klopfte, rüttelte an der Thüre, polterte mit den Füßen darauf, rief Iſidors und Karls Namen mit Attributen der Schmeichelei und des Haſſes, die ganze Tonleiter hinauf vom

Digitized by Google

tiefen schnarrenden Baß der Kraft bis zur schneidenden Fistel der Erschöpfung; doch die Thüre blieb verschlossen.

Da wurde endlich auch Robert des Spektakels müde, er erhob sich leise vom Boden, löschte die Kerzen aus und warf sich in's Fauteuil, fest entschlossen, diesen Platz bis zum Morgen zu behaupten.

Zodik brach, als es finster geworden war, in ein entsetzliches Winseln aus, denn eine ungeheure Angst bemächtigte sich seiner. Er wollte nach Robert rufen, doch die Angst schnürte ihm die Kehle zu, und während sie ihn zu Robert mit einer Todeshast trieb, ließ sie ihn nicht in dem schauerlichen Dunkel herumtappen.

So oft er den Arm ausstreckte, wähnte er, es werde eine fremde Hand, die eines Mörders oder gar eines Räubers, nach der seinen greifen, und er rieß sie, am ganzen Körper zusammen bebend, wieder zurück. Vor Bangigkeit fast außer sich, kauerte er sich mit zurückgehaltenem Athem auf die Erde, kroch auf allen Vieren, unartikulirte Laute stöhnend, in der Richtung gegen den Tisch und stieß mit einem Schrei des Schreckens und bis in die Seele schaudernd auf ein Paar Füße, die bei seiner Berührung zusammenzuckten.

„Gotteswillen! Sind Sie es, Herr Robert?" ächzte Zodik. „Geben Sie e Lebenszeichen von sich, oder es ist mein End'!"

„Ja," brummte Robert im halben Schlafe und mit hohler Geisterstimme:

„Ja ich bin's, den Du genannt,
Den die Räuber Brüder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!"

„Gott sei's gedankt, daß Sie's sind! Gott sei's gedankt!" flüsterte Zodik schwer athmend, klammerte sich an Roberts Füße und drückte seinen Kopf auf dessen Kniee. „Gott sei's gedankt, daß Sie Spaß machen! — Nicht wahr, die schöne Stell' ist aus der „Ahnfrau?"

Robert gab keine Antwort mehr, denn Morpheus, dem er längst verfallen war, dem er mehrmals entwich, faßte nun den Sklaven fest in seine Arme, um ihn nicht eher, als bis er der Natur seinen Zoll gebracht, wieder frei zu geben.

Zodik rüttelte an Robert, dessen Füße wie leblos herabhingen, und als er kein anderes Zeichen von sich gab, als daß er unmenschlich zu schnarchen begann, brach Zodik wieder in den alten Jammer aus und stöhnte: „Gott soll mir helfen! — Wie finster! — Mir ist ganz schwarz vor die Augen! — Hätt' ich nur Schwefelhölzl bei mir — Gott! ich seh' nichts, ich bin ganz blind. — Diese Nacht ist meine letzte!"

Und wieder bemächtigte sich seiner die schrecklichste Bangigkeit. Er drückte die Augen zu, um nur nicht die gräßliche Finsterniß zu sehen, seine Lippen murmelten ein Gebet, und erst nach einer langen Weile, in der er Alles fürchtete, was nur ein Mensch seiner Art fürchtet, wenn er sein Hab und Gut und kein gutes Gewissen bei sich hat, schlief auch er endlich ein.

Er mochte kaum zwei Stunden geschlafen haben, weckte ihn ein leises Geräusch.

Er horchte — es kam aus einer Ecke des Zimmers. Ihm stockte der Athem.

Er stieß Robert, der sich nicht rührte. Er wollte schreien: „Mörder! Räuber!" aber die Schreckensangst schnürte ihm den Hals zu und ließ ihn nur einzelne Naturlaute ausstoßen.

Es wurde wieder stille.

Er lauschte, während ihm das Herz hörbar pochte. — Es kam wieder, wieder aus der Ecke, so leise und doch so vernehmlich, als rollte der Wind dürre Blätter über den Boden — immer näher, immer näher, und doch wieder stille haltend.

Zodik rann der Schweiß von der Stirne.

Auch aus einem andern Winkel trippelte es heran — immer mehr — bald von allen Seiten — nun war es gar am Tische und lief über die Teller. —

Zodik konnte vor Angst nicht mehr kauern und hatte auch nicht Muth aufzustehen. Zögernd, als griff er in's Feuer, tappte er nach Robert. Da sprang ihm etwas in's Gesicht; ihm wurde so todesmatt, als geröune ihm das Blut, die Hand fiel wie gelähmt zurück, aus trockener Kehle, die ihn zu ersticken drohte, stöhnte er: „Ratten! Ratten! Böser als Räuber und Mörder! Soll mir Gott helfen! — Sie fressen mich auf! — Ich bin verloren! Ich kann nit von der Stell'! —"

Und er streckte sich, als führe ihm schon der Tod durch die Glieder.

Es trat eine entsetzliche Pause ein.

Zodik hörte, wie aus allen Ecken ganze Schaaren nagend, pfeifend herangerückt kamen, die sich jagten, bißen, auf dem Tische herumsprangen, daß die Teller und Gläser klirrten, bald über ihn setzten, bald über Robert, der nur mit der Hand abwehrend im Schlafe brummte: „Verfluchte Mücken! Macht die Fenster zu!" — und konnte nicht schreien und sich nicht rühren.

Zodik wäre vor Angst vielleicht erstickt, hätte nicht Robert, dessen Kopf die leichtfüßigen unterirdischen Gaukler zu ihren Trambulinsprüngen benützten, mit der Hand ausschlagend, einige Teller herabgeworfen und sie so in die Flucht getrieben.

Als es wieder stille geworden, versuchte Zodik die Augen zu öffnen, und es dauerte schon einige Zeit, bis er sie gänzlich aufschloß. Der Morgen graute bereits und ließ die Gegenstände im Zimmer mit ziemlich scharfen Umrissen erkennen.

Eben schlüpfte eine kleine Maus, die sich in seiner Nähe mit einem Beine gütlich that, hinter den Ofen.

Zodik brachte dieß zur vollsten Besinnung wieder. Mit dem Anblick des Morgens und der Maus wich alle Angst und mit einem Anflug von Freude rief er: „Soll mir Gott helfen, eine Maus, eine kleine Maus! Gott, was für eine kleine, winzige Maus! und keine bösen Ratten mit die Giftschwänz'! E Mäusl nur — und ich hab' mich geängstigt für tausend Gulden!"

Zodik erhob sich mit einem schweren Seufzer, als wäre ein Mühlstein von seinem Halse abgenommen worden, und schwankte zum Spiegel.

Schreck und Entsetzen bei dem Anblick seines haarlosen Kopfes trieb ihn zurück.

„Soll mir Gott helfen, war das e Nacht! Ewig soll'n die Reschoim solche Nächt' haben, wie sie mir sie für mein Mitleid, für mein gutes Herz gemacht! Versengt und verbrennt soll'n sie sein, wie sie mir mein' Kopf zugericht't! Soll mir Gott helfen, ich kann so nicht unter die Leut' geh'n — Wenn ich nicht e Herz hätt', weiß Gott! ich könnt' den Hund da stoß'n und zertret'n; doch mir hat leider Gott, Gott e weiches Herz gegeb'n. —"

Da rührte es sich in der Alkove, ein Schlüssel knarrte im Schloß und Karl stürzte außer sich in das Zimmer.

Digitized by Google

Karl hatte sich in dem ausgeleerten Schlafgemache Minnas umgesehen und die Scenen der verflossenen Nacht, die in dunklen Umrissen in seinem Gedächtniß waren, stellten sich nun als volle Wirklichkeit heraus.

„Kein Zweifel!" rief er, während er am Divan und auf dem Tische herumsuchte; „sie hat mich betrogen, bestohlen und ist entflohen! Dein schrecklicher Anblick, Zodik, benimmt mir jeden Zweifel und sticht mir wie ein zweischneidiges Messer die furchtbare Gewißheit in die Brust! — Was hab' ich Narr gethan! — Ich fürchte mich vor mir selbst — ich möchte mich zerfleischen! Herr Gott! ich bin das elendeste Geschöpf unter der Sonne!"

„Was fällt Ihne ein? e kleiner Jugendstreich!" tröstete ihn der schadenfroh grinsende Jude, hoch erfreut, doch Zwei in seinen Händen zu haben. „Sein Sie ruhig! Der Mensch muß sein Lernen theuer bezahlen. Es hat mich viel gekost', eh' ich bin so klug geworden wie ich bin. Freilich hab' ich e geborenen Kopf!" (Ein Lieblingssprichwort Zodiks, das so viel bedeuten sollte als: ich bin ein geborenes Genie.) „Umarmen Sie mich, Ihren Freund, und Gott soll mir helfen, Ihren Schlafkameraden."

„O ich möchte die ganze Welt umarmen, daß ihr der Athem ausginge!" tobte Karl, in dessen Seele ein furchtbarer Tag anbrach.

„Ja, wenn's Millionen wären, wie der große Schiller sagt," entgegnete Zodik; „die ließ ich mir schon gefallen; aber die Welt, die Welt!"

„Schweig Wucherseele, mit Deinem verfluchten Geld!" fuhr ihn Karl mit wüthendem Ungestüm an; „schweig, oder ich stopfe Dir das Maul, daß" —

„Er hat den Verstand verloren," brummte Zodik zwischen den Zähnen, während Karl fast wahnsinnig das Zimmer auf- und niederrannte, wie getrieben von einer Herde wilder Wölfe.

Endlich bemerkte er Robert und stieß ihn mit dem Fuße. „Auf! der Tag mit seiner Täuschung ist da!"

Robert riß die rothen Augen auf. „Wir sind noch hier?" frug er ganz überrascht und streckte sich der ganzen Breite und Länge nach; „das ist ja zum Todtlachen!"

„Zum Todtweinen, sag' ich Dir!" jammerte Karl; „Minna ist fort und das ganze Gold, für das ich mich der Hölle verschrieben habe! — Robert, ich bin verloren! Mein Unglück steht vor mir und ich kann ihm nicht entrinnen! Zodik weiß, was geschehen, er wird nicht warten, — und stehlen kann ich nicht, und hingen die fremden Millionen auf den Bäumen wie Früchte, nur zum Darnachgreifen und Brechen."

„Was sagst Du? Minna fort?" frug ganz verblüfft Robert und rieb sich Stirn und Augen.

„Spurlos verschwunden!" antwortete Karl.

Da trat Isidor, der auf einem Sessel hinter dem Ofen eingeschlafen war, und den Karl, als er aufwachte, in seiner Verzweiflung gar nicht bemerkt hatte, aus der Alkove in das Zimmer.

Karl eilte auf ihn zu, warf sich an seine Brust und weinte die ersten bittern Thränen seiner eigenen Schuld.

„Denke Dir, Isidor," klagte er unter lautem Schluchzen: „Minna ist fort und hat die hundert Dukaten gestohlen. Isidor, Du bist mein bester Freund auf Erden; Du kannst meinen Schmerz ermessen. Denke Dir, Minna, mein Ideal — eine Diebin!"

Isidor biß sich in die Lippen, fuhr mit der Hand nach seiner linken Brusttasche, an der Karl's Haupt ruhte, zog dasselbe mit der größten Zärtlichkeit, während seine Augen wie schwermüthig niedersahen, auf die rechte Seite und sprach im singend schneidenden Tone:

„Es lebe der Geist,
Der Fesseln zerreißt!
Das Herz ist die Neu' —
Wer kein's hat, ist frei!"

„Du hast Recht," faßte sich Karl mit der Resignation eines Verurtheilten, der auf die Galeere geht; „aber jetzt fort von hier!"

In Roberts Kopf dämmerte es noch immer, seine Augen liefen von Einem zum Andern, er hörte, und glaubte zu träumen.

Als Zodik sah, daß man zu den Hüten griff, maß er Karl mit Basiliskenaugen, zog aus der Tasche Karls verfallenen Wechsel und sprach, während er den Oberkörper aus Vorsicht immer zurückzog: „Die Zeit der Schonung ist vorbei. Sie haben mich nicht geschont, ich schon' Sie nicht. Schlagen Sie mir meinen Juden, schlag' ich Ihnen Ihren Juden. Heut werden Sie zahlen, oder Sie kommen nicht von der Stell'!"

Karl bestürmte Isidor, mit seinem ganzen Einfluß zu interveniren; nur um paar Tage Zeit bat er, dann würde Alles bezahlt werden.

Isidor nahm Zodik bei der Hand und sprach wie ein Vater für seinen Sohn: „Zodik! habe Geduld nur acht Tage, Karl zahlt Dich gewiß; heute ist es ihm nicht möglich. Das schändliche Weib hat ihn so arg betrogen."

„Seh'n Sie!" bemerkte Zodik zu Karl gewendet; „und Sie schimpfen mich, daß ich für mein Vertraun e paar Perzent mehr rech'n. Sie sind von Ihrer eigenen Lieb' betrogn worden, und ich soll dem Haß der Christen traun?! Jetzt werden Sie doch einsehn, daß ich e ehrlicher Mann bin."

„Ja," unterbrachen Isidor und Karl ihn; „Du bist ein ehrlicher Mann, und habe nur acht Tage Geduld!"

„Acht Tag'? In acht Tagen ist der andre große Wechsel fällig!" erwiederte Zodik; „der kleine aber muß noch heut bezahlt werden" — und er brummte: „Weil er mir mein Haar verbrennt — zappeln soll er!"

„Heute kann ich nicht!" versetzte Karl! „mach' mit mir was Du willst; heute kann ich nicht! Und quälst Du mich, dann mußt Du —"

„Du wirst ihn doch nicht zur Verzweiflung treiben wollen!" sagte Isidor, und warf Zodik einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Also will ich bis morgen warten," entschloß sich der Jude; „bis Morgen ist lang —"

Und seine Lippen murmelten wieder: „Krepiren soll er wie e Hund, weil er mich so — —"

„Ich kann morgen nicht," versicherte Karl; „gib mir drei Tage Zeit, Galgenfrist, wie sie selbst der Verbrecher hat."

„Drei Tag'?" meinte Zodik, sich an Karls Kummer weidend, „ist lang, lang; doch ich will Mitleid haben, obgleich Sie mich unchristlich gepeinigt haben — ich hab' e weich's Herz. — Wenn ich aber in drei Tagen mein Geld nicht hab', laß' ich den Wechsel protestiren, protestiren, versteh'n Sie? Es wird mir leid thun um Sie, dann ist's aber zu spät. Geb'n Sie mir die ehrliche rechte Hand — die rechte, nicht die linke!" als ihm Karl, gewohnt von seinen Freunden her, die linke reichte. „So! so! Und ich rechn' auf Ihren noblen

Digitized by Google

Charakter. — Nun will ich aber vor Allem Alles hier in Beschlag nehmen. Zuerst das Silber, dann die Möbel, das Tischzeug, die Lampen, die Leuchter — —"

„Die Funken weg von dem Pulver!" protestirte Isidor; „Silber und Möbel, Lampen und Leuchter sind ein bloßes Darlehen, für dessen Rückerstattung noch heute Morgen ich bei Katz, Wolf und Bär mit meinem ganzen Vermögen einstand."

„Ist das ka Fint?" frug Zodik mit einem schweren Blick auf Silber, Möbel, Lampen und Leuchter, die er mit seinen Augen schon in seinem Hause sicher gestellt sah.

„Hier der Schein von Katz, hier von Bär, hier von Wolf!"

Und Isidor zog drei Lieferscheine aus der Tasche.

Zodik durchstach sie mit seinen Blicken und gab sie mit einem tiefen Seufzer Isidor zurück.

„Also lassen Sie mich wenigstens das Tischzeug retten, oder sperren's mit ein?" drang Zodik in Isidor und war schon im Begriffe Alles zusammenzuraffen.

„Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Gut!" wiedersetzte sich Isidor.

„Bin ich nicht der Nächste?" eiferte Zodik.

„Das wird das Gericht entscheiden," entgegnete Isidor mit einer wahren Amtsmiene.

Zodik schnappte zusammen und erhob ein Wehegeschrei: „Gott! was für e Pech! Was sein wir Juden gegen diese Christen!"

„Nun wollen wir aber fort," drängte Isidor auf Eile und Karl athmete wieder freier. „Wenn Minnas Flucht ruchbar, sind wir Alle hier in Gefahr."

„In Gefahr?" rief Zodik und suchte hastig Hut und Stock. „So will ich fort. In mein' Leben werd' ich auf die böse Nacht nicht vergessen. — Hab' ich nur erst mein Geld, soll'n Sie Alle verschwarzt liegen, sammt dem Isidor, für jedes gute Haar, um was ich bin hier gekommen — ich will geh'n eh' es noch recht Tag wird — ich werd' schon in drei Tagen wieder kommen zeitlich früh. — Nicht daß Sie mir wieder echappiren — ich werd' Sie schon finden — für's Geld krieg' ich schon e paar Augen, die Sie sehen, und wenn Sie im tiefen Bauch der Erd' versteckt wären — hören Sie?"

Und er ging, während er noch Karl, Robert und selbst Isidor mit einem giftigen Blicke von den Scheiteln bis zu den Füßen maß, indem er murrte: ‚Verweinen soll'n Sie's, wie mich meine Feind' jetzt auslachen werden, wenn sie mein' verbrannten Kopf seh'n werden. Brennen sollen Sie zu Staub und Asch' —"

„Nichts für ungut!" rief Isidor, die Thüre öffnend.

Und zahllose Flüche folgten aus Karls und Roberts Munde dem bösen, aber auch hart mißhandelten Juden.

Isidor räumte nun mit Hilfe Karls und Roberts die Alkove aus, warf alles darin Befindliche in's Zimmer und sperrte den Divan mit den Fauteuils nebst den Lampen und Girandols in dieselbe. Die Silberbestecke aber zählte er ab, fand sie in Ordnung und nahm sie zu sich.

„Nun ist es höchste Zeit," drang auf Eile Isidor, „daß wir uns ungesehen entfernen, denn die Sonne beginnt schon ihre verrätherischen Strahlen der fliehenden Nacht wie Steckbriefe nachzusenden."

Karl stieß noch einen bitterbösen Fluch gegen das Zimmer und Minna aus, und die Drei schlichen aus der Thüre, die sie offen ließen.

Gerade als sie durch das bereits geöffnete Thor zogen, stießen sie auf Zodik, der mit einer Hast, als wenn er etwas Wichtiges vergessen hätte, und ohne sie bemerken zu wollen, wieder in Minnas Wohnung zurückeilte.

III.

Der Rausch der Leidenschaft war vorüber. Karl in vollster Nüchternheit, erschrak vor den Gedanken, die nun auf ihn einstürmten. Gestern Abend triumphirend, heute Morgen vernichtet! Karl hätte in seiner jetzigen Lage verzweifeln müssen, hätte er denken können; aber er hatte das nie gelernt, sein Leichtsinn sprang über Alles hinweg. Denken war ihm zu unbequem und zu anstrengend; was sich nicht gleich als klar herausstellte, das hatte er nicht weiter berührt, und war er in die Lage gekommen, sich selbst Rath zu schaffen, so durchkreuzten die heterogensten Ideen sein Gehirn, es fehlte ihm jedes System, Gedanken an Gedanken zu reihen, den einen aus dem andern zu leiten und so zu einem Resultat zu kommen, und er blieb rathlos. Nichts geschah bei ihm nach einem wohlerwogenen Plane, Alles Drang oder Eingebung des Augenblicks. So hatte Karl geborgt, ohne daran zu denken, wie er bezahlen werde. Kam die Verfallzeit der Schuld, ging er zur Mutter und die half, so lange sie konnte. Kam der Gläubiger zu einer Zeit als er bei Geld war, so zahlte er; kam er später und ihm war inzwischen Gelegenheit geboten es durchzubringen, so dachte er an den Gläubiger nicht und drohte ihm auch der äußerste Verdruß. Karl that nichts aus bösem Herzen, Alles aus Leichtsinn. Dem Leichtsinn ist aber auch ein größeres Feld gegeben und darum sind die Folgen auch weit ärger. Kam Karl in eine kritische Lage, die sich mit Einem Blick nicht übersehen ließ, verlor er gleich den Kopf, und jedes Mittel, das ihm einfiel oder vorgeschlagen wurde, ergriff er, wenn es ihn nur auf dieselbe vergessen machte. Dieser bodenlose Leichtsinn hatte seinen Grund nur in der gänzlich vernachlässigten Erziehung und in deren Folge, dem Mangel an wahren Grundsätzen; denn Karl war sonst nicht ohne Talent. —

Karl's Vater hatte mit dreißig Jahren geheiratet. Er übernahm kurz vor seiner Vermälung das Geschäft seines kränklichen Vaters, der ein sehr geachteter Kaufmann war, aber nur sehr wenig Vermögen hatte. Der Ruf der Firma war so gut als verbreitet und brauchte nur eine kleine Summe Geldes für den Anfang, da die wenigen Fonds in Waaren lagen und die Zeit keine günstige war, sie zu Geld zu machen. Er hatte damals Franziska, ein Mädchen voll Liebreiz und Anmuth zur Geliebten, konnte sich aber trotz seiner glühenden Liebe zu ihr nicht gleich entschließen sie zu heiraten, denn von ihrem Vater, der allerdings nicht ohne Vermögen war, der aber sein Kind nicht durch eine Mitgift opfern wollte, stand nichts zu erwarten und Werner war zu ehrlich, sie einer ungewissen Zukunft hinzugeben. Würde es ihm gut gehen, was ohne Anschaffung eines kleinen Betriebskapitals nicht so bald zu hoffen war, dann wollte er kommen und um Franziska's Hand, die ihm unter allen Verhältnissen treu zu bleiben gelobte, bitten.

Als ihr Vater Werner's Redlichkeit und ihre unabwendbare Liebe sah, nahm er sich selbst des schönen Verhältnisses an, und bot dem wackern Werner dreitausend Gulden zu dem Geschäfte, wenn es hinreichte ihm zu nützen.

Digitized by Google

Es war genug. Werner war glücklich und heiratete sein braves Mädchen.

Bald änderten sich die merkantilischen Mißverhältnisse und es traten lukrative Konjunkturen für den Handelszweig Werner's ein und bald gelang es seinem richtigen Takte, seinem eifrigen Streben und der klugen Benützung des Moments, die dreitausend Gulden zu erübrigen und sie seiner Franziska als ein Darlehen zurückzuzahlen.

Franziska gebar ihm nur das eine Kind Karl. Das wurde nun mit aller Liebe und Sorgfalt gehegt und gepflegt; und waltete bei dem Vater entsprechende doch liebevolle Strenge beim Lernen, schmückte die zärtliche Mutter seine freien Stunden mit tausend Freuden aus. Noch gelang es Werner, zweitausend Gulden für seinen Sohn bei Seite zu legen; aber schon traten wieder Mißjahre ein und der spröde Geschäftsboden wollte nicht die reiche Saat lohnen. Werner ging es immer schlechter, die Zeit wurde immer kritischer, Verluste häuften sich auf Verluste, er hatte nicht mehr den Muth und auch nicht die Fonds zu größeren Spekulationen, und so mußte er sich in Bagatellen, bei denen wenigstens nichts zu verlieren war, zersplittern, die seine ganze Zeit und Thätigkeit in Anspruch nahmen. Es war dies gerade in jenen Jahren Karl's, die besonders überwacht werden müssen: Es war die Zeit der ersten Eindrücke, der ersten Verhältnisse, der ersten Freundschaften, des ersten bewußten Lebens.

Karl gerieth unter schlechte, verführerische Kameraden; die Mutter wußte nicht darum, der Vater war beschäftigt und konnte auf seinen Sohn nicht Acht haben. Die grenzenlose Liebe der Mutter konnte ihm kein Vergnügen versagen; denn er sah ja in seiner Ungebundenheit so lieb aus. Das ofte Studieren machte ihm Kopfweh, unruhige Nächte, das schadete den lieben Augen und machte ihn blaß; sie bat ihn selbst, sich nicht zu sehr anzustrengen, das Lernen nahm ab, das Vergessen des Erlernten zu, die Mußestunden mit ihren leichtsinnigen Vergnügungen beschäftigten blos seinen aufgeregten Sinn, so verlernte er das Denken und selbst das Lernen; dazu kam noch die gefährliche Zeit der physischen Reife, die schlechten Kameraden zeigten ihm hundert unbewachte Schlupfwinkel, dort verlor er alle Scham und Scheu; das gesellschaftliche Leben, das einzige, das den jungen Mann solid erhält, erforderte zu viele Rücksichten, zu viel Zwang, er mied es, suchte Ersatz dort, wo es ihm besser gefiel, und stürzte sich so in jenes behagliche, allen Gesetzen des Anstandes, der Sitte und der Sittlichkeit Hohn sprechende Schlaraffenleben, in dem wir ihn kennen gelernt. —

Auf der Straße trennte sich Robert von Isidor und Karl, um den Andern in's Kafé zu folgen, wohin auch später Isidor mit Karl zu kommen versprach. Als Karl in's Freie kam, war ihm wie einem Kranken, der lange das Bett gehütet und wieder zum ersten Male die reine Luft betritt. Mit einer wahren Wollust schöpfte er Athem, lüftete den Hut und ließ seine glühende Stirne in der erfrischenden Kühle des Morgens baden. Sie gingen einige Straßen fort. Isidor richtete mehre Fragen an Karl, er hatte sie nicht gehört. Endlich brach Karl, der sich vor den vielen innern Mahnungen und Drohungen nicht zu flüchten und zu retten wußte, im Unmuth aus: „Was nun machen? Wohin mich wenden?"

„Wohin?" frug Isidor nicht ohne Staunen. „An Deinen Vater; es wäre wahrlich einmal an der Zeit, daß er Dir die Brosamen seines Ueberflusses gönnte; an Deine Mutter, die bewährte Retterin in der Noth; an Deine reiche Braut, Du hast auf jeder Seite mehr Hilfe, als Du je anzusprechen nöthig hast."

Karl sann nach und sprach wie für sich: „Die einzige Quelle ist verstopft, bis auf den letzten Tropfen erschöpft; der Alte ist ein unerweichlich harter Felsen."

„Ein Kerl wie Du," bemerkte Isidor, der die letzten Worte gehört, „das einzige Söhnlein, der ewige Abgott, das eheliche Alles in Allem, das muß ja Moses Zauberkraft haben, aus dem starren Felsen die goldene Quelle zu schlagen!"

„Wol," versetzte Karl mit finsterem Unmuth; „mir daran den Kopf zu zerschellen."

„Oho!" rief Isidor, „Du spielst Komödie, und gar nicht übel."

„Eine traurige Komödie, vor deren Ende mir bangt!" entgegnete Karl; und die Beiden schritten wieder stumm eine Straße entlang.

Da hob Isidor von Neuem an: „Jag' doch die Grillen zum Teufel! Der Besitzer einer so reichen Braut wird doch nicht darben! Sie gibt Dir Alles her, ehe sie Dich auch nur eine Nacht im Schuldenarrest fürchten müßte. Da ist doch leicht Rath geschafft. Ein Kerl wie Du sollte verzagen, und Tausende schwelgen im Ueberflusse, ohne zu wissen, wer ihr Vater und wie sich ein Pfennig mit Kopf oder Hand erwirbt. Ich weiß nicht, wie Du mir heute vorkommst."

„Wenn es nur von mir abhinge," fiel ihm Karl in die Rede; „aber zum Heiraten gehören mindestens zwei; und dann wird ihr väterlicher Dummkopf den Prozeß gewinnen und mir die Thüre weisen. Uebrigens ist das Mädel nicht so naiv, als Du wähnst. Zwar noch ein Fratz, aber klug trotz Einer —"

„Trotz Dir, willst Du sagen. Was bist Du für ein erster Liebhaber! Und daß Du der Erste bist, will ich bei ihrer Jugend annehmen, wenn Du nicht gleich in der ersten Liebesscene entschieden Glück machst! Da lob' ich mir den Sohn der Wildniß, der ist mit der spröden koquetten Partheria bald fertig geworden. Pfui über Dich, deutscher Jüngling!"

„Schweig mit Deinen erbärmlichen Späßen!" sprach unwillig Karl; „wäre Dir wie mir, Dir verginge das Leben."

„Eben deshalb," entgegnete lachend Isidor; „bin ich vif und mache erbärmliche Späße. Die dumme Welt muß für mich sorgen und ich erspar' ihr dafür die Sorge um Gesellschaft!"

Isidor und Karl bogen gerade um die Ecke in die Straße ein, in der Karls Geliebte wohnte, als Isidor die gespannte Neugierde aussprach, das „widerspenstige Frätzchen" doch einmal zu sehen — da wurde in ihrer Nähe ein Thor aufgesperrt, eine alte Dame trat heraus, dann ein junges Mädchen.

„Sie ist's," flüsterte Karl, der sie sogleich erblickte.

„Donner und Doria! ist das ein allerliebstes Goldfischchen! Wegen dem tränk' ich alles Wasser der Welt aus, um es zu erhaschen!"

„Ja, ein Goldfischchen," bestätigte Karl; „aber glatt, geschmeidig und flüchtig, wie Goldfischchen sind."

„Vielleicht hast Du es zu ungeschickt, mit rohen Händen gefaßt, daß ihm die Schuppchen von den Augen fallen mußten," bemerkte Isidor.

„Ich sagte Dir schon, daß ich noch nicht so weit bin,"

Digitized by Google

entgegnete Karl. „Sie will nicht anbeißen, die Lockspeise will ihr nicht behagen; zwischen Angel und Hängen liegt ein Stück Ewigkeit!"

Es war Lucie, des Kaufmanns Marr sechzehnjähriges Töchterlein. Ein liebliches herziges Kind, zwar klein und üppig, eine volle Knospe, aber doch dabei niedlich wie ein Porzelainfigürchen, voll Naivetät, aber auch voll gesunden, frischen, harmlosen Witzes und in ihrer rosigen Laune sprudelten die Gedanken wie Fontainchen. Kam manchmal Satyre zu Gast, blieb sie nur so lange, bis ihr das gute Herz wieder die Thüre wies.

Die Dame, ein veraltetes Fräulein, Namens Cölestine, deren große Eitelkeit nur noch von der Erinnerung an ihre Jugend, die den sterblichen Resten nach hübsch gewesen sein mußte, lebte, war ihre Gouvernante, noch immer bis zum Sterben verliebt, obgleich sich Niemand fand, der das Feuer unterhalten wollte. Dennoch ging es nicht aus; in ihrem ewig jungen Herzen muß ein unvergänglicher Brennstoff geglüht haben.

Cölestine hatte Karl zuerst gesehen und flüsterte: „Dort geht Herr Werner."

Lucie sah sich schnell um.

„Aber Lucie, das schickt sich nicht," sagte Cölestine im zurechtweisenden Tone.

„Warum nicht?" frug Lucie und sah sich nochmals um.

„Aber Lucie!" wiederholte Cölestine mit vorwurfsvoller Betonung. „Ist das die gänzliche Gleichgiltigkeit? Schau! schau!"

Und Lucie sah sich nochmals um.

„Aber Lucie! das ist doch recht un —"

„Was?" fiel ihr Lucie schalkhaft lächelnd in's Wort. „Verdien' ich Vorwürfe und Zurechtweisungen, weil ich dem Fräulein auf die Gefahr hin folge, mir den Kopf zu verdrehen? Schau! schau! Und ich sollte nicht sehen? Da müßte ich ja nur blind oder unfolgsam sein. Eher Ersteres als Letzteres!"

„Wie der liebe Fratz heute wieder ausgelassen ist!" bemerkte Cölestine nach Karl hinüberschielend, der mit Isidor nun schneller ging und sie bald eingeholt hatte.

„Aber Fräulein Cölestine, wer ist denn die andere stattliche Figur, die mit Karl geht? Ich darf mich nicht umsehen, doch Sie waren so gütig, es sich zu erlauben."

Cölestine sah noch immer hin und überhörte dies.

Da zupfte sie Lucie am Arm und rief, sie persiflirend: „Aber Fräulein Cölestine, das schickt sich nicht."

Cölestine war gleich mit einer Rechtfertigung bei der Hand. Sie gab vor, dort drüben eine greise Kokette, ein Nachtgespenst, eine wahre Vogelscheuche gesehen zu haben, die in einem entsetzlichen Morgenneglige mit zerrauftem, stellenweise in Papilloten gewickelten Haar im Fenster stand und sich die Wangen, wie ein vergilbtes Holzdach, mit rother Farbe anstrich.

Lucie, weit entfernt es zu glauben, that doch sehr neugierig und frug: „Wo?"

Cölestine sah sich wieder um und zeigte unwillkürlich auf Isidor und Karl, da kein Haus in jener Richtung stand, und auch Lucie benützte den Moment, um Karls Begleiter noch einmal anzusehen.

„Aber Fräulein Cölestine," persiflirte Lucie wieder; „ist das die gänzliche Gleichgiltigkeit? Schau! schau!"

„Nein, was das Frätzchen heute wieder muthwillig ist!" bemerkte Cölestine gezwungen lächelnd, während sie sich über Lucens mehr als naive Manier sichtbarlich ärgerte.

„Aber Fräulein Cölestine!" fuhr Lucie sarkastisch lächelnd wieder fort; „was schneiden Sie für eine Miene? Ach jammerschade für das würdige Bild Ihres Antlitzes, das durch solche Mienen förmlich in Stücke geht! Gleich weg mit den Falten! Könnten Sie doch sehen, wie Sie sich entstellen, Sie würden ewig über mich schmunzeln. Sind Sie, die immer Gute, denn böse auf mich? Ach nein, so habe ich es nicht gemeint."

„Ach nein," unterbrach sie schmunzelnd Cölestine; „aber es ist unrecht, mich für fähig zu halten, daß ich mich auf so Einen, überhaupt auf Einen umschauen könnte; mir ist Jeder recht, Jeder gleich —"

„Halten Sie ein!" fiel ihr Lucie wieder in's Wort; „es war ja nur Scherz!"

„Aber bei mir ist es Ernst! Kommen Sie, wir wollen Ihrer Versuchung aus dem Wege gehen."

„Ja eilen wir," fügte Lucie hinzu und hing sich in Cölestine ein.

Da hörte Cölestine ihren Namen mit dem Attribute „Jungfer" nennen. Unwillkürlich bekamen ihre Schritte Hemmschuhe und Lucie versuchte es vergeblich, die schwergewordene Cölestine zum Eilen anzuhalten; Lucie hatte zu thun, sie nur von der Stelle zu bringen.

„Aber was ist Ihnen?" frug scheinbar besorgt Lucie, die die Ursache bemerkt hatte.

„Mir nichts; ein wenig enger Schuh," antwortete nicht ohne Verlegenheit Cölestine.

„Aha!" sagte ironisch Lucie, die auf Cölestinens Fuß sah; „ja, ja, ich seh' schon, wo Sie der garstige Schuh drückt."

„Es wird aber doch gehen," meinte Cölestine in gesteigerter Verlegenheit, da sie Lucens Ironie wahrnahm. „Wir müssen eilen. Es ist ein altes Gesetz der Frauensitte, wenn Männer voraus, zu eilen; und wenn sie im Rücken, langsam zu gehen."

Sie wollte es umgekehrt sagen.

Laut rief Isidor Karl ein Adieu zu, als er sah, daß die Damen eiligere Schritte machten, und ging rechts in eine Straße, während Karl zu ihnen trat und sie freundlichst grüßte. „So früh schon auf, meine Damen?" fragte er.

„So spät noch auf, mein Herr?" entgegnete Lucie, die mit Cölestine Karls derangirtes Aeußere maß.

Karl fühlte sich getroffen, versuchte es aber damit zu maskiren, daß er sagte: „Fräulein sind heute wieder sehr witzig! So ich sonst Ihren Witz auch bewundert habe, heute thut er sehr weh. Ich fühle mich recht unwohl — habe die ganze Nacht — bin recht krank —"

„Da sind der Herr Werner wol zu viel gesund gewesen?" sprang ihm Lucie schalkhaft lächelnd in's Wort.

„Sie belieben heute sehr zu scherzen," entgegnete Karl, der den Sentimalen spielen wollte, was ihm gar nicht schwer wurde.

„Ja, Fräulein Lucie ist heute sehr scherzhaft; man könnte darüber sehr ernst werden," bestätigte Cölestine, die Karl sehr gut war und seine fable Bläße mit Theilnahme betrachtete. „Wohin gehen Sie, Herr von Werner?" frug sie weiter.

„Ich gehe ziellos, mein Zimmer ist mir nach der durchwachten Nacht ein Kerker. Ich lechze nach freier Luft."

Digitized by Google

„Dann, Herr Werner, können uns in den freiherrlichen Garten begleiten," versetzte Lucie; „da haben wir gleich Alles beisammen: schöne Gegend, Ruinen, Garten, sprudelnde Kaskaden, Grotten, Liebende und Mondschein —" und sie zeigte auf Karls bleiche Wangen und lachte aus voller Kehle.

„Aber Lucie, das schickt sich doch nicht! An dem Lachen erkennt man —" ermahnte Cölestine, die den Stich fühlte.

„Aber böses, mißgönnisches, undankbares Fräulein! Wer soll über meinen Witz lachen, wenn nicht ich? Ich bin gar so armselig mit Publikum bedacht!"

„Herr von Werner! bitte, gehen weg von dem boshaften Fräulein! Kommen her auf meine Seite! Das soll die Strafe sein," sagte Cölestine nicht ohne Interesse.

„Nur für Herrn Werner," setzte Lucie in witzeludem Tone hinzu.

„Wie meinen Sie das?" frug Cölestine mit gereizter Stimme.

„Ich meine," entgegnete Lucie; „es sei eine Strafe für Herrn Werner, von Ihnen bei Seite gestellt zu werden."

Cölestine stieß ein „Ah so" aus und lächelte zufrieden.

„Ja, dennoch gehe ich, obgleich ich dem Fräulein nie von der Seite möchte," erwiederte Karl, der sich zu einer freundlichen Miene zwang, die aber doch sauer darein sah, und ging an die Seite Cölestinens, die er bei der Hand ergriff, sich freilich denkend, wie oft „nur über solche Leichen der Weg zum Altare führe."

Cölestine hatte das so sehr gefreut, daß sie in ein lautes anhaltendes Lachen ausbrach, so sehr sie sich auch dagegen sträubte.

„Aber Fräulein Cölestine, das schickt sich doch nicht!" wiederholte persiflirend Lucie; „an dem Lachen erkennt man —"

„Aber Lucie!" rief Cölestine recht aufgebracht; „ich bitte, und verbiete mir alle Glossen."

Lucie sah Cölestinens Unmuth, den hatte sie nicht gewollt; und mit aller Freundlichkeit, die ihr im reichen Maße zu Gebote stand, nahm sie Cölestine beim dürren Kinn, streichelte ihr die hohlen Wangen und bat sie recht herzlich, nicht böse zu sein, sie habe es so nicht gemeint, es sei nur kindischer Scherz, und sie möchte vom Kinde nicht mehr verlangen. Cölestine wäre sonst auch wieder gut geworden, denn sie hatte Lucie lieb, aber sie glaubte sich vor Karl, für den sie privatissime glühte, lächerlich gemacht. Sie machte deshalb, ohne daß es Karl hörte, Lucie leise aber strenge aufmerksam, daß sich derlei Benehmen überhaupt und insbesondere auf der Straße, und wenn sie auch noch so leer sei, nicht schicke, und sie möchte doch bedenken, wie dies von wenig Liebe zeuge und daß sie darauf gerechte Ansprüche zu haben glaube u. s. w. Und Lucie wurde wieder über sie, die keinen unschuldigen Scherz verstehe, verdrießlich; und so gingen Beide stumm und mißlaunt neben einander her, und Karl hatte nicht einmal so viel Takt, die dankbare Rolle eines Vermittlers zu spielen; oder aber, ihn machte das gegenseitige Flüstern befangen und ließ ihn bei jedem Worte, das die beiden Damen wie im Vertrauen wechselten, um so mehr Verrath befürchten, als Cölestine ihn unverweilt mit Augen ansah, wie sie nur einem Inquisitor eigen sind. Die beiden Mädchen schlugen die Richtung gegen den am Ende der Straße gelegenen Garten ein, in dem eine Trinkanstalt jeden Morgen ein zahlreiches Publikum versammelte. Es war dies ein kleiner Kurort der Stadt, den alle Kurbrauchende und sich Cour machen Lassende zum Heil und zum Vergnügen besuchten. Erst beim Gartenthore kam Lucie die frühere, aber gemildetere Laune wieder, sie sprang wie ein Kind um Cölestine und bat so lieb um den Versöhnungskuß, daß ihn Cölestine trotz des Ungeziemenden, sich auf offener Straße zu küssen, mit aller Herzlichkeit gab.—

Nicht so bald fand man einen Garten, wie den des Freiherrn von J., der so reich an schöner und sinnvoller Abwechslung war. Der edle großmüthige Freiherr, der den Garten früher zu seinem eigenen Vergnügen benützte, hatte ihn vor mehreren Jahren, als darin zwei vorzügliche Gesundheitsquellen entdeckt wurden, ganz dem Vergnügen des Publikums gewidmet. Es wurde eine komfortable Restauration errichtet und der wackere Eigenthümer fand in dem zahlreichen Besuche und der Unterhaltung des Publikums seine größte Freude. Der Garten war aber auch der schönste auf viele Meilen in der Runde. Wo die Natur schuldig blieb, zahlte die Kunst. Die innere hohe Mauer, die den Garten umzog, bildete eine Reihe künstlicher, natürlich unzugänglicher Felsenpartien, voll Moos, Schlingkraut und andern Vegetabilien, wie sie denselben eigenthümlich; auf den steilsten Punkten standen steinerne Gemsen eben im Sprunge begriffen, täuschend der Natur abgelauert. Die schroffen Abhänge wölbten sich stellenweise zu herrlichen Grotten wie aus Tropfstein, über die sich rauschende Quellen wie Kaskaden ergoßen, während von oben helles Tageslicht dieselben magisch beleuchtete. Auf dem mit hohen Matten eingerahmten Teiche, in dem sich blendend weiße Schwäne wiegten, standen bunte Kähne mit den Flaggen aller Nationen dem Publikum zur Verfügung und ließen Jeden überzeugen: wie der, der nicht mit dem Strome, und nicht gegen den Strom schwimmt, zwar doch schwimmen kann, aber nicht aus dem engen Kreise heraus kommt. —

In dem lieblichen Tannenwäldchen winkte schwellendes üppiges Grün zum freundlichen Niederlassen. Außerdem boten auch noch dichte Laubeu, die in Form von Sternen in kleine Zellen abgetheilt waren, und schattige Alleen angenehme Ruhestellen und Abkühlung nach den Hitzen des Sommertages. Zahlreiche Beete der farbenprächtigsten, duftigsten Blumen fesselten Auge und Geruch; und machten im Wäldchen die hohen Sänger der Lüfte geisterhebende Konzerte, so erklangen an dem einladenden Restaurationsplätzchen die gemüthlichsten, das Gehör berauschenden und die Füße erhebenden Harmonien. Es fehlte aber auch nicht an überraschenden, sinnigen Fontainen. Da war in einer, die ein Eisengitter (doch nicht Vorsichts halber?) umschloß, ein freibeuterischer Amor, der in silbernen Strahlen seine Pfeile schoß, die aber wieder auf seine eigene Brust zurückfielen. In einer andern trieb die Kraft des Wassers ein schmächtiges Figürchen mit der Porträtähnlichkeit eines renommirten Dichters in die Höhe; aber er konnte sich nicht oben erhalten und fiel unter komischen Pirouetten und Purzelbäumen herunter, und was das Spaßigste war, immer auf den Kopf. Wieder in einer andern, die einem Divan nicht unähnlich sah, lag ein dickes unbewegliches Figürchen am Rücken, behaglich ausgestreckt, dem aus dem großen Munde der Strahl wie eine Rakete emporschoß, und die herrlichsten,

Digitized by Google

glänzendsten Sterne fielen ihm auf die Brust, an der sie brachen und wieder in ihr eitles Nichts zerflossen. Besonders sinnig war die große Fontaine, in der sich verschiedene hohe Charaktere mit Spiegelchen vor den Gesichtern um sich selbst, und Andere, die sich wieder um ein goldenes Symbol drehten.—

Lucie am Arm Cölestinens, die heute wieder auf den Schuhspitzen ging und hin und her schwebte, um die angeborne Grazie, die Karl oft an ihr gerühmt, nicht vermissen zu lassen, an der Seite des höchst interessanten Werner, wie sie ihn nannte, durchzogen die anmuthigsten Partien des Gartens. Das eigentliche belebteste Terrain am Quell war noch nicht wie sonst besucht, denn der Morgen war kühl. Dort stand in Mitten eines großartigen Marmorbassins eine prachtvolle Marmorstatue, Hygiea vorstellend, nicht mit den gewöhnlichen Attributen, sondern sie hielt eine Schale, aus der der Quell schäumend niederströmte, wie zu einem Toast erhoben, während die Lippen zu rufen schienen: „Es lebe die ganze Menschheit!"

Lucie hatte manchen animirenden Gegenstand angeregt, aber Karl war zu zerstreut, zu bedrängt, um ihn aufzunehmen, und so wurde jeder zu ihrem Mißvergnügen, da sie gar zu gerne debattirte, abgebrochen. Einige Male war Karl so abwesend mit seinen Gedanken, daß er die einfachsten Bemerkungen Luciens nicht hörte und kein Wort der Erwiderung gab, so daß sie ihn oft schelmisch ermahnte, es sei gar nicht schicklich, seine Gedanken wer weiß wo, herumtummeln zu lassen, wenn man so hohe Gäste wie die ihren sind, empfangen soll. Er versuchte sich immer zu entschuldigen, verrieth aber immer mehr seine innere Unruhe, die überdies in unverkennbaren Zügen in seinem Gesichte ausgeprägt lag.

Cölestine war verliebt und thöricht genug, sich seinen Mißmuth als nichts anderes, denn als Eifersucht zu denken, die sie bei seinem letzten Besuche durch ihr lachlustiges Gespräch mit dem invaliden Lieutenant X. angeregt. Einmal sogar, als er gar keine Entschuldigung mehr fand und Lucie ihn scherzweise, und Cölestine ernstlich mit Vorwürfen überhäufte, und er gegen Cölestine den Namen Minna mit gereizter Stimme rief, da funkelte es in Cölestinens Augen, ein langverholener Seufzer entrang sich ihrer seufzervollen Brust, wie krampfhaft faßte sie Lueiens Arm, daß diese aufschrie, und diese war herzlos genug in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Sie gingen nun eine lange Weile stumm umher, während Lucien der belehrende Anblick der Fontaine mit dem Amor sinnreich beschäftigte. Cölestine kam bald zur Fassung wieder und mußte schweigen, ihr war bange genug sich schon verrathen zu haben, und die kluge Lucie fand sich wieder einmal bestätigt, daß Karl nicht der Mann ihres Herzens sei. Aber ihre Eitelkeit war doch verletzt und sie richtete lange kein Wort an ihn. Erst am Quell, an dem schon ein zahlreiches Publikum versammelt war, genirte es sie, in der Gesellschaft eines Mannes gesehen zu werden, dessen Schweigen und sichtbarer Mißmuth verschiedenartig ausgelegt werden und den sie doch nicht abschaffen konnte, der übrigens das Renommée eines feinen, chevalereskeu Wesens hatte. Uebrigens gab ihr auch ihr Muthwille keine Ruhe, und da Cölestine gerade von einer ihrer Doppelgängerinen mit aller Gewalt trotz ihres Sträubens auf die Seite gezogen wurde, um neidischen Erkundigungen über den jungen interessanten Mann Rede zu stehen, durfte nicht die günstige Gelegenheit versäumt werden. Lucie stellte sich ganz ernst, während in ihr Alles voll Lustigkeit war, und frug mit einer Betonung, die direkt an Karls Herz mußte: „Karl, Sie sind wol recht leidend? Leiden sehen und nicht helfen können, ist das größte Unglück!"

Karl, der sich täuschte, ließ seine ganze Beredsamkeit los: „Lucie, wir sind allein. Hören Sie, ehe das lästige Weib wiederkömmt. Meine Liebe ist eine Sünde! So sollte man nur die Gottheit lieben! Tag und Nacht sind Sie mein einziger qualvoller Gedanke, denn mein Herz schlägt an einen Felsen, der für mich nur Hohngelächter als Echo hat! Der Himmel stand mir offen, als Sie meine Schwüre mit bewegtem Gemüthe angehört; ist es meine Schuld, wenn ich ihn erreichen will? Nun schweb' ich zwischen Himmel und Hölle; reichen Sie mir, rettender Engel, nicht die Hand, ist der Himmel für mich verloren und ich stürze in den Abgrund trost- und hoffnungslosen Lebens! Was habe ich gethan, mir den Himmel zu verscherzen? Wer einen Himmel verleihen kann, der richtet nicht nach menschlichem Fehl! Lucie! Ich beschwöre Sie bei jener Stunde, in der die Herzen sich verstanden, lächeln Sie nicht zu meiner Qual; es ist die größte Pein im Schmerze, lachende Gesichter zu sehen; der Himmel könnte Ihnen vergelten! Lucie! Ich schwöre Ihnen, daß — —"

Plötzlich stockte seine Stimme, glühende Röthe schoß in sein Gesicht und wie starr sah sein Auge in eine jener Sternenlauben. Obgleich Lucie Karls Phrasen wenig Aufmerksamkeit schenkte, so hatte sie doch sein plötzliches Abbrechen überrascht; und als sie seine Röthe, seine Aufregung sah, die mit jedem Hauche zunahm, als ihm die Stirnader schwell, die Augen unheimlich blitzten und er die Lippen wie im Krampfe mit den Zähnen zusammenbiß, während sich unter Aechzen der Athem seiner gepreßten Brust entrang, da erfaßte sie eine Bangigkeit, mit scheuem Auge folgte sie seinem Blick, und als sähe sie ein Schreckbild, erblaßten plötzlich die Rosen ihrer Wangen. Sie sah sich ängstlich nach Cölestine um. Zum Glück konnte man da auf einen Seitenweg ablenken, dessen dichtes Gestrippe jede Aussicht absperrte, und so war sie mit Karl des entsetzlichen Anblicks überhoben. Dadurch kam ihr aber auch Cölestine aus dem Gesichtskreis und da sie um keinen Preis der Welt zurückgegangen wäre, obgleich ihr Karls alleinige Nähe nicht minder bange machte, war sie schon auf dem Sprunge die Flucht zu ergreifen. Doch Cölestine, deren Eifersucht sie von dem Paare keinen Blick abwenden ließ, als sie dasselbe sich im versteckten Laubgange verlieren sah, riß sich plötzlich von ihrer Peinigerin los, eilte nach, und obzwar die Beiden ruhig nebeneinander mit weggewandten Gesichtern gingen, kam es ihr doch so vor, als ob sie sich, weiß die Eifersucht was, zuflüsterten. Leise schlich sie hinter ihnen her, um doch Etwas zu erlauschen, und obgleich sie Beide zu ihrer Freude stumm fand, trat sie hastig zwischen sie und nahm Lucien in den linken Arm, während der rechte nach Karl zitterte, den sie sich doch nicht zu ergreifen traute. Lucie, deren Fassung und Röthe mit Cölestine wiederkehrte, schloß sich heftig an sie und flüsterte ihr in's Ohr: „Wie froh bin ich, daß Sie wieder da sind. Ich habe in den wenig Augenblicken unendlich viel Angst gelitten!"

„Warum?" platzte Cölestine heraus.

„Warum?" antwortete Lucie, die bemerkte, daß

Digitized by Google

Karl aufhorchte. „Die freundliche Witterung in dem Gesicht des Herrn Werner hat sich urplötzlich so ungünstig verändert, es hat sich eine so wetterschwere Wolke darauf gelagert, daß ich fürchtete, es müßte gleich dareinschlagen; seine Augen blitzten, es war ein wahres Wetterleuchten, und Fräulein Cöleſtine, Sie wiſſen, wie ich das liebe Gewitter fürchte."

„Bei mir?" frug Karl wie bewußtlos und zwang ſich vergeblich zu einer lächelnden Miene.

„Ihr ſeid mir Beide ein Räthſel," bemerkte Cöleſtine bedenklich den Kopf ſchaukelnd, mit einem Blick auf Beide, den die Furie Eiferſucht wieder geſchleudert; „warum denn ſo abſeits? Warum nicht den geraden Weg?"

Karl ſah man den Kampf an zu reden, aber er brachte nur einzelne unzuſammenhängende Worte hervor.

Da entgegnete Lucie: „Herr von Werner hat ſelbſt dieſen Weg eingeſchlagen. Herr von Werner ſcheint den geraden Weg nicht zu lieben und geht gerne auf Seitenwegen."

„Herr von Werner wird wol wiſſen, warum er es thut," bemerkte Cöleſtine mit einem ſüßen Schmunzeln, das Karl vergeblich galt, denn Luciens Worte, die er nicht anders deutete, als daß ſein jetziges Leben verrathen ſei, machten ihn konfus und ließen ihn ganz vergeſſen, daß er nur über Cöleſtine zu Lucie gelangen könne.

„Endlich, endlich," bemerkte auch Cöleſtine, deren unſinnige Eiferſucht ihr bald die beiden ſchwachen kurzſichtigen Augen nahm, bald ihr tauſend wiedergab, daß Karl in der That ſehr verändert ausſehe, und mit einer Miene, in der ſich Beſorgniß und Mißtrauen um die bleibende Stelle ſtritten, wandte ſie ſich gegen Karl: „Was iſt Ihnen Herr von Werner? Sie glühen ja wie pures Feuer! Hat Sie etwa das kindiſche Fräulein wieder gekränkt? Sie wiſſen ja, ſo ein ſechzehnjähriges Herz, wo ſoll das die Bildung hernehmen, um mit gebildeten Männern von feinem Ton umzugehen? Da muß das Herz große Erfahrungen machen, bis es ſolchen gewachſen ſein will, — ich weiß das nach mir."

„Wer könnte den Herrn von Werner gekränkt haben als ich?!" verſetzte Lucie mit einem Anflug von Ironie. „Aber es thut mir leid, obgleich mich eigentlich der Einfluß freuen ſollte, einen Herrn von Werner kränken zu können."

Karl, der Lucie wieder bei Laune ſah, konnte gar nicht daran glauben, daß Sie den Vorgang in der Laube bemerkt, und er athmete mit ſeiner ſchon geſunkenen Hoffnung wieder auf.

„Aber Lucie!" korrigirte Cöleſtine. „Es iſt heut ein kleines Teufelchen in ihr! — Wiſſen Sie denn ſchon die Siegesnachricht?" fuhr ſie fort, dem ſchon wieder gereizten Geſpräche eine andere Wendung gebend. „Den Prozeß hat unſer Papa gewonnen. O Sie nehmen gewiß den lebhafteſten Antheil!"

„O gewiß nehme ich ihn gerne," verſicherte Karl, dem die Augen bei der Nachricht erglühten; „und daher der fürſtliche Uebermuth des Fräuleins!"

„Das nicht," berichtigte Cöleſtine, die dießmal wieder einmal als Gouvernante über ihren Zögling ſprach; „ich ſtaunte ſelbſt; auf Lucie machte der glückliche Ausgang keinen andern Eindruck als die Freude, daß ihr liebes gutes Väterchen über die unzähligen Intriguen geſiegt habe und ſeine gerechten Anſprüche anerkannt worden. Das iſt wahr! Mich hat es aber ſo ergriffen, daß ich in Ohnmacht gefallen wäre, wenn ich nicht ſo geſunde, kräftige Nerven hätte. Hunderttauſende gewinnen, darüber könnte man den Verſtand verlieren!"

„Fräulein Cöleſtine hat Recht," beſtätigte Lucie; „wer ſo viel gewinnt, der kann ſo wenig ſchon verlieren."—

Karls Streben bekam einen erneuerten Impuls und er bot jede Nuance Liebenswürdigkeit auf, die ihm noch ſein wüſtes Leben übrig ließ, Lucie, eigentlich den gewonnenen Prozeß, zu gewinnen, und er, der außer in ſeiner Kindheit, vielleicht nie eine fromme Stimmung kannte, flehte zu Gott jetzt um eine Gelegenheit, mit Lucie allein ſprechen zu können. Und er ward erhört.

Sie waren eben am Gartenthore angekommen; Cöleſtine wollte zwar wieder retour, doch Lucie klagte über Unwohlſein, und da auch Karl, dem die Luft des Gartens ſchwer auf der Bruſt lag, Luſt zum Fortgehen äußerte, ſo willigte Cöleſtine ein. Cöleſtine war zwar ſonſt ein lebendiges Auskunftskomptoir und ſie diente jedem mit der eifrigſten Bereitwilligkeit, heute aber war ihr jede noch ſo ehrende Begrüßung, jede Anſprache läſtig, denn ſie raubte ihr mindeſtens einen Blick auf Karl; um ſo unmuthiger wurde ſie, als ihr gerade jetzt eine ſehr vornehme alte Dame, die wie ein ambulanter Auslagkaſten ausſah, und bei der ſie einſt als Kammerjungfer geweſen, freundlich zuwinkte, und als ſie dieß nicht merken wollte, ihr den Bedienten mit der Bitte: „Auf ein Wort" zuſchickte. Sonſt würde ſie ſich den bloßen Wink im Angeſicht des Publikums als höchſte Ehre angerechnet haben. Was war zu thun? Cöleſtine mußte folgen, aber ſie that es mit einer Haſt und einem Unwillen, der die Dame faſt erſchreckte. Die arme Sehnſüchtige frug ja nur, wie ſchon ſo oft, ob ihre liebenswürdige Cöleſtine noch immer nicht erfahren, wo der junge liebe Jäger Fritz hingekommen, der über Nacht auf einmal verſchwunden war. Dumme Leute meinten, ſie habe ihn mißhandelt, aber die Geſcheidten wußten, daß ſie ihm wohlwollte; was der Undankbare aber übel nahm. Cöleſtine konnte ſich nicht losmachen; inzwiſchen waren Lucie und Karl fortgegangen.

Lucien war das Stehenbleiben mit Karl noch unangenehmer als das Gehen, denn ſo kam ſie doch ihrer Wohnung und der Erlöſung von ihm näher. Karl benützte die Abweſenheit Cöleſtinens, wandte ſich ganz reſolut an Lucie um Entſcheidung über ſeine „einzige Lebensfrage" und wiederholte ihr faſt wörtlich ſeine erſte Liebeserklärung, während Lucie ſeine extravaganten und ſie verletzenden Reden keines Wortes der Erwiederung würdigte. Gerade als ſie bei ihrem Hauſe angekommen, hatte ſie auch Cöleſtine keuchend vor Eile, weil getrieben von Eiferſucht, eingeholt. Karl legte ſich Luciens Schweigen und ihre ernſte Miene zu ſeinen Gunſten aus. Er dachte: Bei Lucie ſei es ſo, als wenn Jemand an einer verſchloſſenen Thüre Einlaß wünſcht und der vorſichtige Diener erkundigt ſich erſt bei der Herrſchaft, ob er ſie öffnen oder verſchloſſen laſſen ſoll. Er glaubte, ſie gehe in ſich, und ohne Rückſicht für Cöleſtine, die gar nicht zum freien Athmen kommen konnte, frug er Lucie mit brennender Begierde: „Lucie, hab' ich zu fürchten oder zu hoffen? Sie haben mir jetzt wie damals mit Theilnahme zugehört. Lucie! Ein Wort ſchafft Himmel und Hölle!"

Lucie, in deren Gemüth trotz manchem trüben Wölkchen, das der Augenblick für den Augenblick bringt, die Heiterkeit dominirte, konnte nicht lange ernſt ſein und begann wieder zu lächeln, indem ſie wie ſinnend langſam zu ihm ſprach: „Ich habe den ganzen langen Weg darüber nachge-

Digitized by Google

dacht, woher Sie alle die hübschen Phrasen genommen haben. Es hat mich wirklich sehr interessirt, alle die Autoren herauszufinden. Viele habe ich, möchte aber alle wissen, und von Ihnen, als einem so belesenen Herrn, werde ich mir sie bei Gelegenheit erbitten."

Karl war zornerglüht. „Guten Tag! Sie sehen mich nie wieder!" rief er mit wildem Ungestüm und eilte davon, während Lucie in ein recht herzliches Lachen, das sie zu unterdrücken suchte, ausbrach. Umsonst rief ihm Célestine mit flehender Stimme nach: „Herr von Werner! Sie müssen doch dem Papa gratuliren, daß er den — Prozeß — verloren —" Sie wußte in der Angst ihres Herzens gar nicht, was sie sprach. — Er war verschwunden.

Lächelnd hüpfte Lucie über die Stiege hinauf, brummend und seufzend folgte ihr langsamen Schrittes Célestine. — — —

Was muß aber in der Laube vorgegangen sein, das auf Karl und Lucie einen so erschütternden Eindruck gemacht hat?

Gesellschaft war da, inmitten Paul, Alfred und Robert, im Wettkampfe begriffen, wer den Andern an Ausgelassenheit und Büberei übertreffen werde. Wie sie Karl an der Seite Luciens erblickten, sprangen alle Drei unter Lärmen vor die Laube, verschränkten grimassirend die Arme und brachen in ein lautes Spottgelächter aus. Paul ging sogar zum Bassin, schöpfte seine Kappe voll mit Wasser und schwenkte sie laut rufend: „Hoch lebe Minna!" worauf sich das bübische Gelächter, die Augen aller Vorübergehenden auf sich ziehend, im verstärkten Grade wiederholte. Erst als Karl und Lucie ihren Blicken entschwunden waren, zogen sie sich wieder in die Laube zurück und gingen nun daran, das angeregte Thema durch alle Tonarten der Bosheit und Gesinnungslosigkeit zu variren. In wenigen Augenblicken waren Karl und Lucie moralisch in ihre Atome zerlegt. Vor Allen war es Paul und Alfred, die in ihrer groben, Alles höhnenden und verspottenden Manier Züge aus Karls Leben erzählten, die zumeist bedauern ließen, daß ein so wächsernes Gemüth, wie es Karl besaß, in so schlechte Gesellschaft gerathen sei. Wie geberdeten sich erst die Zwei, und wie öffneten sie ihrer Gemeinheit und Verleumdung die Kanalschleußen, als ein paar Besserdenkende, die aber auch zu der Gesellschaft als passive Mitglieder gehörten, meinten: „Es könne doch mit ihm nicht so arg sein, wenn es ihm unverwehrt bleibe, an der Seite eines so vornehmen Mädchens vor aller Welt zu erscheinen." Karl schilderten sie als ein mauvais sujet, als den lüsternsten Wüstling, theilten als Prachterempel die Nacht bei Minna mit, mit der sich keine der Orgien der Lukretia Borgia vergleichen ließe, und rissen so lange an dem schon rißhaften Ehrenkleide Karls, bis er auch vor diesen in seiner ganzen moralischen Blöße dastand. Von Lucie sagten sie: sie passe zu ihm, sie sei trotz ihrer bessern Herkunft eines der bornirtesten und frivolsten Geschöpfe, die je aus der Rippe des starken Geschlechtes hervorgegangen; Karl werde sie auf neun Monate gefangen nehmen, dem Vater dann den Preis diktiren, und sie nur gegen großes Lösegeld als seine Frau aufgeben. Robert, der Einzige von ihnen, der noch einer guten Gemüthsregung fähig, und Karl wirklich geneigt war, der sich wenigstens dankbar von Karl zeitweilig in's Schlepptau nehmen ließ, versuchte wol mehrere Male zu widersprechen und jenen, die Karl nicht näher kannten, eine bessere Meinung beizubringen; aber der Fluch der Schmarotzerei, der seit seiner Geburt auf ihm haftete, da sein Vater die Autorschaft verläugnet und Robert gewissermassen in die Welt hineinschmarotzt wurde, machte jede Selbstständigkeit bei ihm unmöglich und so wurde er bald mit seiner Opposition nicht blos zum Schweigen gebracht, sondern von dem giftigen Wortschwalle Pauls und Alfreds so hingerissen, daß er am Ende eines jeden Schmähkapitels nicht blos zustimmend mit dem Kopfe nickte, sondern zum Schlusse sogar selbst Einiges über Karl zum Besten gab, das alle früheren Verleumdungen übertraf, weil es Wahrheit war. —

In der Laube nebenan, die durch eine Wand von Taxus und Epheu von der Laube getrennt war, in der die Freunde Karls dessen Richtstatt aufgeschlagen, saß ein ältlicher Herr von frischer kräftiger Gesichtsfarbe, marquirten aber edlen Formen und feinem Anzug, dem man es jedoch auf den ersten Blick ansah, daß er nur den Körperformen und nicht der Mode gerecht sein sollte. Die ganze Erscheinung mußte jedem Respekt einflößen, denn sie war durch das unverkennbare Merkmal strengster Solidität ausgezeichnet. Derselbe rauchte behaglich seine Cigarre, und so oft ein Pärchen, Jung oder Alt, Arm in Arm mit heiteren Mienen vorüberzog, sah er mit freudigen Augen nach, in dem Glück eines jeden sein eigenes fühlend, und dachte an sein fernes Weib, an sein herziges Töchterchen. Hatte er noch in seiner Zufriedenheit einen Wunsch, so war es der fromme: Der Himmel möchte sein Mädchen in der Wahl ihres künftigen Gatten segnen, auf daß sie mit ihm so glücklich würde, wie ihre Eltern es sind. Da erhob sich in seiner Nähe das bübische Geschrei, das ihn aus seinen süßen Betrachtungen aufscheuchte; und als der Name Karl Werner mit einem ganzen Anhang prostituirender Attribute genannt wurde, ließ er, ohne daß er es merkte, vor Ueberraschung die Cigarre aus dem Munde fallen. Er horchte auf und so sehr ihn mehr als bloße Neugierde trieb, die Gesellschaft zu sehen, die, während sie Karl auf die roheste Weise anklagte, zugleich das Henkeramt übte, — so machte dies doch die undurchdringlich dichte Blätterwand nicht möglich. Bei den meisten Beschuldigungen, die ausgesprochen wurden, zog er eine ernste ungläubige Miene, aber auch bei mancher nickte er wehmüthig lächelnd mit dem Haupte, als würden Nachrichten bestätigt, an denen er nicht gezweifelt. Schon wollte er sich erheben, um im Vorübergehen den fürchterlichen Kreis in Augenschein zu nehmen, als er Karl mit Lucie die Allee heraufkommen und die Richtung gegen die Laube einschlagen sah. Er zog sich, um eine kompromittirende Szene zu vermeiden, in die Vertiefung zurück und mußte nun hören, wie der Name Lucie Marx demselben Schicksal, wie der Karls, verfiel. Er brauchte seine ganze Kraft und Besonnenheit, um sich zu halten und nicht über die Verwegenen zu stürzen. Während sein Ohr trotz der Marter, die ihm angethan wurde, jedem Worte lauschte, haftete sein Auge an Karl und Lucie. Er sah Lucie erbleichen, als sie einen Blick auf jene Laube warf, Karl im Zorn erröthen, und Beide wie entsetzt sich abwenden und einen andern Weg einschlagen. Was vor der Laube geschah, konnte er nicht sehen, diesem aber allein schrieb er die Ursache des Entsetzens zu, das Lucie und Karl ergriffen. Kaum waren sie jedoch aus dem Gesichtskreis, stürzte er hervor und in jene Laube hinein.

„Meine Herren!" hub er mit einem Ernste und einer Würde an, die Alle unheimlich berührend verstummen machte. „Mein Name ist Marx, ich bin der Vater jenes Mädchens, das Sie beschimpft und verleumdet haben. Ich fordere Sie

Digitized by Google

auf bei Ihrem Gewiſſen, in dieſem Augenblick Alles zu wiederrufen, was Sie von meinem Kinde behauptet haben; widrigens ich Sie Alle, wie Sie hier ſind, dem Gerichte übergebe. Ich ſetze voraus, daß Sie noch ein Gewiſſen haben, und daß Sie das Geſetz noch nicht als vogelfrei erklärt hat."

Dieſe Anſprache, der Ton derſelben übte einen mächtigen Eindruck auf Alle, und Keiner wagte es, auch nur eine Miene zu verziehen. Erſt als er ſich zwiſchen den Eingang der Laube ſtellte und nochmals frug: „Werden Sie wiederrufen, oder ich appellire an das Publikum, unter deſſen Schutz dieſer Garten und jeder Beſucher geſtellt iſt?" erhob ſich Robert und erklärte ſich bereit, für Alfred und Paul, die unzurechnungsfähig ſeien, Alles zu wiederrufen. Er versicherte, daß die Beiden das Fräulein gar nicht kennen und eben nur ſprachen, wie es Ihnen der noch nicht ausgeſchlafene Rauſch im Augenblick eingegeben; was auch die Beiden mit bleichen Geſichtern und ſtotternden Worten beſtätigten. Auch die Andern am Tiſche mit jämmerlichen Mienen bezeichneten das Ganze als zufälliges Zuſammentreffen, als einen unliebſamen Vorfall, der durch Mißverſtändniſſe herbeigeführt wurde, da die beiden Herren eben in ihrem Zuſtande Perſonen und Namen verwechſelt hätten; wozu ſich auch Paul und Alfred, ganz glücklich, Vertheidiger gefunden zu haben, nicht blos bekannten, ſondern auch ganz zerknirſcht um Verzeihung baten.

Nun forderte Marx auch, daß alle Verleumdungen, die über ſeinen Freund Karl ausgeſprochen wurden, wiederrufen werden; und mit derſelben Feigheit und Willfährigkeit wurde Folge geleiſtet. Marx durchſchaute bald die Erbärmlichkeit der ganzen Clique, die ſeiner Aufregung nicht werth war, ſein Geſicht konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, als ſie, die Karl vor wenigen Augenblicken verdammten, ihn nun wieder heilig ſprachen; er gab ihnen einige Lehren, die ſich der Ohren freilich nur als Durchhäuſer bedienten, gratulirte ihnen unter herzlichem Lachen, daß ſie dießmal mit ſo heiler Haut davongekommen, und ging mit einem verächtlichen „Guten Morgen!" ohne daß Einer ſich ihm auch nur zu empfehlen wagte. Mehr noch als der feierliche Ernſt, mit dem Marx im Anfang aufgetreten, imponirte ſein verächtliches Lachen der Geſellſchaft, die eine lange Weile betroffen daſaß, und ſich endlich mit gegenſeitigen Vorwürfen zerſtreute.

Marx eilte nun Lucien nach, hatte ſie aber erſt vor ihrem Hauſe erblickt, als ſich Karl von ihr trennte. Karl nahm denſelben Weg zurück, und als er Marx ſah, drückte er den Hut tief über die Stirne und wollte ſich mit weggewandtem Geſichte an ihm vorüberſtehlen, doch Marx, dies merkend, hatte für den Augenblick keine beſſere Zurechtweiſung, als daß er ihm laut einen „guten Morgen" zurief. Karl fuhr darüber ſo zuſammen, als wäre er bei einem ſchlechten Streich betreten worden, machte Halt und verſuchte es mit Entſchuldigungen; doch Marx rief ihm noch einen „guten Tag" zu, eilte davon und überließ ihn einer gar nicht amüſanten Geſellſchaft, der Verlegenheit. Marx's erſter Weg war zu Lucie, die er über die Gartenſcene tief ergriffen befürchtete; er wollte ſie beruhigen, ihr troſtreich darthun, wie das, was ſie von ferne erſchreckte, ihn in der Nähe lachen gemacht, er habe ſelbſt den Schrecklichen in die Augen geſehen und gefunden, daß ſie nicht einmal als Vogelſcheuchen ſchrecklich genug wären, Spatzen zu ſchrecken u. ſ. w. Als er aber an der Thür ihres Zimmers ſie am Piano ein heiteres Liedchen mit der beſten Laune trillern hörte, ſchwand jede Beſorgniß und er ſchritt nun mit dem Vorſatze, Karl ſobald als möglich zur Rede zu ſtellen, an ſeine Tagesgeſchäfte.

Wäre Karl ein Gefühlsmenſch oder ein Verſtandesmenſch geweſen, die Wucht des ſeit geſtern Erlebten hätte ſein Herz oder Gehirn zerrütten müſſen, aber Karl war keines von Beiden, er hatte ein bloßes Pflanzenleben, unterthan jedem Lüftchen des Augenblicks, deſſen Strich er ſich zuneigte, und Stürme und Ungewitter, die darüber hinbrauſten, machten es ſchwanken und beben, warfen es vielleicht auch zu Boden, aber der nächſte Sonnenſchein hob es wieder auf. So war Karl nach der Begegnungsſcene mit Marx beſtürzt, denn er fürchtete in ihm Mißtrauen erregt zu haben; aber ſchon in der nächſten Viertelſtunde war er der Skrupeln müde, die ſich wie Hummeln in ſeinem Kopfe anſetzten, und jagte ſie fort. So zog er zwei ganze Stunden, mit allem andern als ſeiner Lage beſchäftigt, durch die Straßen, bis er unwillkürlich ſeinem Inſtinkte folgend, an das Kaffeehaus kam. Er ging hinein. Alfred, Robert, Paul und Iſidor waren an vier Tiſchen vertheilt und ſpielten Karten mit Glück. Robert nannte ſchon einen Tag Exiſtenz, Paul ein Schock Natifes-Auſtern, und Alfred fünfundzwanzig Regalia-Cigarren ſein! Iſidor, der mit dem unmündigen Sprößlinge eines kröſusreichen Adeligen ſpielte, hatte demſelben bereits nicht blos Alles abgenommen, ſondern ihm ſchon einen großen Theil des Gewinnſtes gegen einen Bon wieder geliehen. Karl ging von einem Tiſch zum andern, ſchnitt trübe Geſichter, denn er gedachte des Auftritts in dem freiherrlichen Garten, aber Paul, Robert und Alfred riſſen Witze und Karl, der ſchon Vorwürfe auf der Zunge hatte, war wieder verſöhnt und machte gute Miene zum böſen Spiel. Er ſetzte ſich nun zu Iſidor, ſchaute ſtaunend dem Spiele zu, das faſt immer zu Iſidors Gunſten ausfiel, und fühlte ſich beinahe unheimlich berührt, wenn er die Leidenſchaftlichkeit des jungen Kavaliers mit der kalten, berechnenden Ruhe Iſidors verglich. Endlich war er nahe daran einzuſchlafen, als ihn Iſidor, einen Augenblick frei geworden, aufrüttelte und ermahnte nach Hauſe zu gehen, um von den Mühſeligkeiten der ungewohnten Nacht auszuruhen. Iſidor legte auf die „ſeligkeiten" einen ironiſchen Nachdruck. Karl ſprach ſeine Muthloſigkeit aus, war um Ausflüchte verlegen. Iſidor litt daran nicht Mangel. „Du gehſt nach Hauſe," rieth er ihm, „ſagſt, Du hätteſt die Nacht hindurch ſtudirt, Du macheſt in drei Tagen Rigoroſum; das verſöhnt Vater und Mutter, und iſt dies etwa eine Lüge? Wirſt Du nicht in drei Tagen ein ſchweres Rigoroſum zu beſtehen haben, bei dem die wichtigſten Fragen des Wechſelrechts an die Tagesordnung kommen werden?! Doch Scherz bei Seite! Du gehſt nach Hauſe, trinkſt noch zuvor ein Glas Punſch, und die Wärme, die der erzeugen wird, thaut alle Kälte von Vater und Mutter auf. Am Abend ſehen wir uns bei Lottchen wieder. Du ſollſt eine Freude haben, wie ſie den zurückgekehrten reuigen Liebhaber verzeihend in ihren Schoß aufnehmen wird. Alſo gute Nacht und zugleich guten Morgen!"

Karl nahm ein, was ihm Iſidor ärztlich angeordnet, und wie neubelebt trat er voll Courage ſeinen Weg an. Der Vater hatte wieder das Bett verlaſſen und arbeitete in ſeinem Comptoir, die Mutter war in der Kirche; Karl konnte keinen beſſern Zeitpunkt treffen, in ſeine Wohnung zu kommen. Eben ſchloß er ſeine Thure auf, als ihn die

Digitized by Google

alte Anne, die wahrscheinlich von der Mutter auf den Wachtposten gestellt war, laut beim Namen rief. Karl wollte sie nicht hören und schnell in sein Zimmer schlüpfen, doch dies würde sie nur bestimmt haben, seinen Namen noch lauter zu rufen, und so ging er entgegen und zog sie mit geheuchelter Freundlichkeit in sein Zimmer, was sie Anfangs stutzen, aber bald darauf ganz glücklich machte. Er vertraute ihr unter dem Siegel größter Verschwiegenheit, daß er die ganze Nacht mit einem seiner Kollegen studirt habe, was sie auch in seinem blassen Gesichte bestätigt fand, daß er in drei Tagen sein Rigorosum mache, daß er damit den Papa und die Mama, die keine Ahnung davon hätten, und weiß Gott glauben wo er sich herumtreibe, überraschen werde, und sie möchte ihn nur nicht verrathen.

Die alte Anne hatte Thränen in den Augen und gelobte schweigend mit erhobenen Fingern. Und als ihr Karl eine Guldennote in die Hand drückte und sie gar mit gefalteten Händen bat, ihm durch Ausplaudern ja nicht die Ueberraschung zu verderben, da war sie vor Freude außer sich, jubelte in Einem fort: „Die Ueberraschung! Die Freude! Nein, wie der junge Herr ausgewechselt ist! Nein, wie das der junge Herr versteht!" — ließ sich nicht mehr halten und wackelte hinaus, indem sie rief: „Da muß ich doch gleich zur gnädigen Frau Mama, gleich zum gnädigen Herrn Papa! Die Ueberraschung, die Freude drückt mir sonst das Herz ab."

Karl erreichte so was er wollte, schloß sich ab und legte sich zu Bette. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Staatsmänner.

1. Graf Buol-Schauenstein, k. k. öster. Ministerpräsident.
2. Freiherr von Manteuffel, k. preuß. Staatsminister.

(Mit Porträts.)

Die Familie, welcher Graf Buol-Schauenstein entsprossen ist, stammt aus der Schweiz und gehört zu den ältesten Geschlechtern dieses Landes. In den Urkunden des Jahres 1398 geschieht dieses Hauses bereits Erwähnung. Die Erzkämmererwürde des Stiftes Chur war später in demselben erblich und es war in den Gemeinden Parpan, Lenz und Tumins verbürgert. Die Burg Schauenstein lag in der Nähe des Marktfleckens Thusis in Graubünden, und ihre Trümmer sind noch jetzt dort zu sehen. Geadelt wurde die Familie 1649. Der Urgroßvater des jetzigen Ministers war noch Besitzer des Schlosses Reichenau. Der 1662 gestorbene Bundeslandamann J. A. v. Buol-Straßberg zu Parpan ist der gemeinsame Stammvater der Straßberg'schen und Schauenstein'schen Linien, von denen erstere noch jetzt in Graubünden fortbesteht. Durch eine Heirat mit der Erbin der Herrschaften Reichenau und Tamins entstand im achtzehnten Jahrhundert der Zweig der Schauensteine, nachdem schon zuvor das Haus 1690 die freiherrliche, am 27. Februar 1696 aber die reichsfreiherrliche Würde erhalten hatte. Der kaiserl. Feldmarschall Franz Thomas Freiherr von Schauenstein wurde zum Lohn seiner Verdienste 1739 in den Grafenstand erhoben, und da er kinderlos war, so adoptirte er seinen Neffen Karl Rudolf, dem durch Kaiser Franz II. am 18. Januar 1805 die gräfliche Würde bestätigt ward. Ein Bruder dieses Letzteren starb 1833 als Bischof von Chur und St. Gallen. Graf Karl Rudolf, der Vater des Ministers, 1763 geboren, legte bereits eine glänzende Laufbahn zurück. Im Alter von 27 Jahren kaiserlicher Gesandter in Haag, 1792 zu Basel, 1794 Direktorialminister in Regensburg, dann Gesandter in Dresden, ward er der erste Präsident des deutschen Bundestages, und älteren Männern wird noch die herrliche Rede erinnerlich sein, womit er den deutschen Areopag eröffnete. Die Entwickelung der Dinge entsprach seinem Sinne nicht und gern überließ er 1822 diesen Platz dem Grafen Münch-Bellinghausen, während er als wirklicher Geh. Rath, Staatsminister, Präsident der Hofkommission, Minister des kaiserl. Hauses und des Aeußern in Wien thätig wurde, bis er am 12. Februar 1834 starb.

Sein einziger Sohn und der letzte männliche Sprosse dieses berühmten Zweiges ist der am 17. Mai 1797 geborene Graf Karl Ferdinand. Die Pflege der höchsten Güter der Menschheit ist seinen Händen in einem der wichtigsten Wendepunkte der Weltgeschichte vertraut worden. Während Staaten und Völker sich im verbürgten Genuß eines langen Friedens wähnten, erging überraschend der Ruf des Weltgeistes an sie, sich zu einem Entscheidungskampfe zu rüsten, wobei es sich darum handelt, ob die Völker des Abendlandes den Weg der Gesittung, des geistigen und materiellen Fortschrittes auch ferner verfolgen, ob Nationalität, Sprache, Glaube, selbstständige Macht erhalten bleiben sollen, oder ob das nordische Slavenreich zu allgewaltiger Herrschaft gelangen, die Eigenthümlichkeiten anderer Nationen zerstören und ihnen seine Staats- und Glaubensformen aufdrängen werde. Oesterreich, an dem sich der muhamedanische und der gallische Völkersturm brach, die beide Deutschland zu überfluthen drohten, sollte auch wieder der Hort gegen die von Nordost her sich wälzenden Wogen werden, und zu Deutschlands Heil steht in dieser denkwürdigen Zeit am Throne der Habsburger ein treuer und weiser Berather, der Kraft mit Mäßigung, Festigkeit mit Ruhe und Geduld, so wie den beharrlichen Willen besitzt, Oesterreichs und Deutschlands Macht, Ehre, Wohlfahrt und Selbstständigkeit um jeden Preis zu wahren.

Graf Karl Ferdinand wurde nach einer gründlichen akademischen Bildung von seinem Vater in die diplomatische Laufbahn eingeführt und bekleidete zu Neapel wie an andern italienischen Höfen, wie es denn überhaupt wenig europäische Hauptstädte gibt, in denen der junge Diplomat nicht nacheinander wirksam wurde. In selbstständiger Leitung der Geschäfte sahen wir ihn zuerst als kaiserl. Gesandten und bevollmächtigten Minister in Stuttgart, wo er bis zum Jahre 1844 blieb, und dann in gleicher Eigenschaft an den Hof von Turin versetzt wurde. Im Jahre 1848 bedurfte jedoch die kaiserl. Regierung eine tüchtige Persönlichkeit am russischen Hofe, und Graf Buol, der seine Befähigung hierzu bewährt hatte, wurde am 29. Dezember daselbst beglaubigt. Als es sich um eine Umgestaltung der deutschen Bundesverfassung durch die Dresdner Conferenzen handelte, berief der Kaiser den Grafen dahin und vertraute ihm den Vorsitz. Der Ausgang dieses Versuches war aus bekannten Gründen den Erwartungen nicht entsprechend, allein noch während der Graf sich in Dresden aufhielt, wurde ihm ein neuer wichtiger Wirkungskreis angewiesen. Er erhielt den Gesandtschaftsposten in London, wo er sein Beglaubigungsschreiben am 18. Juli 1851 überreichte.

Durch den Tod des Fürsten Felix Schwarzenberg wurde aber sehr bald ein hochwichtiger Platz leer, der sich nicht geeigneter ausfüllen ließ, als durch einen Staatsmann, der mit allen wichtigen diplomatischen Persönlichkeiten Europas durch Umgang so bekannt, mit den Verhältnissen der Höfe, der Lage der Staaten und den Zuständen und Eigenthümlichkeiten der Völker so vollständig vertraut war, als Graf Buol, dem der Kaiser die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs und die Geschäfte des kaiserl. Hauses am 12. April 1852 übertrug.

Die „Grenzboten" schreiben: Graf Buol gehört heute im besten Sinne des Wortes zu den populärsten Männern Europas. Er ist populär in Kreisen, welche sonst mit Geringschätzung von Popularität sprechen, populär in den Kabineten der Fürsten und Diplomaten. Aber eben so populär in allen Volksklassen, soweit dieselben den größten politischen Interessen zugänglich und einer Theilnahme an der Zeitgeschichte fähig sind.

Das Porträt zeigt uns einen Mann in den Fünfzigen, von edler, freier Haltung, in dem üblichen staatsmännischen, einfachen Gewand. Nur ein Orden schmückt die Brust des Ministers, es ist das Großkreuz des österreichischen Leopoldordens. Hiemit allein sollte der leitende Gedanke, der Stolz und das Selbstgefühl des Mannes ausgedrückt werden, in dessen Händen faktisch seit Beginn der jetzigen europäischen Verwickelung die diplomatische Entscheidung ruht. Der fein geformte Kopf und der helle Blick sind, der künstlerischen wie der politischen Auffassung angemessen, vom Körper ab-

Digitized by Google

Carl Ferdinand Graf von Buol Schauenstein,

k. k. östr. Minister der auswärtigen Angelegenheiten

und des kais. Hauses.

Digitized by Google

Digitized by Google

gewendet hinaus in's Freie gerichtet, ruhig die Welt überblickend, deren stürmisches Treiben jetzt die ganze Seele des Staatsmannes in Spannung hält. Die schön gewölbte Stirn, die Nase von klassischem Schnitt, der Mund fest geschlossen, aber von einem Zuge selbstzufriedenen Wohlwollens belebt, das Kinn hervorragend, weich gerundet, Kopf- und Barthaar in schlichter Eleganz — so gibt das Bild den ganzen Eindruck wieder, den der Geist nach den Aeußerungen und Thaten des Mannes, von dessen Wesen empfangen hat. Es ist eines von jenen wahrhaft aristokratischen Gesichtern, an welchen der Continent fast täglich ärmer wird, während sich im deutschen Inselreiche der Typus noch ziemlich rein erhalten hat. Wer dem Grafen näher steht, kann auch in dessen Sprache und Benehmen die humane Bildung, den gereiften Verstand, den weltmännischen Ton erkennen, wodurch die alte Schule des englischen Staatsadels bis auf den heutigen sich den vollen Einfluß auf ihre Landsleute und auf die Geschicke des Auslandes zu erhalten gewußt hat. Graf Buol hatte es während seiner langjährigen diplomatischen Thätigkeit an fremden Höfen verstanden, mit unbefangenem Blick die eigenthümlichen Zustände der verschiedenen Völker aufzufassen, und sich selbst von den Vorurtheilen freizuhalten, durch welche von vornherein so viele seiner Standes- und Berufsgenossen an einer gerechten Würdigung ausländischer Verhältnisse behindert werden. Im unmittelbaren Verkehr mit den politischen Celebritäten unserer Zeit bildete sich das feste Urtheil und der eben so feste Charakter des Grafen heran, die Milde, welche seinem Herzen natürlich ist, ward durch die Ueberzeugungen des Verstandes geleitet und beherrscht; dieser edle Kampf macht sich in kleinen und großen Dingen bemerkbar und charakterisirt daher auch seine politische Handlungsweise. Ueberall mit Offenheit und Wärme entgegenkommend, leiht er andern Meinungen und Wünschen seine volle Aufmerksamkeit und Theilnahme, theilt dann eben so offen und warm die Ansicht mit, die ihm von seinem Standpunkt aus die richtige scheint, stellt endlich nach reiflicher Ueberlegung sein Urtheil und seinen Entschluß fest und weicht dann nur so weit davon ab, als Pflicht und Ehre es gestatten. Teansaktionen, wie sie besonders während der letzten Jahre in der diplomatischen Welt wieder beliebt waren, sind Graf Buol zuwider. Fair play ist der Grundzug und das Stichwort seiner staatsmännischen Thätigkeit.

Als Oesterreich im April 1852 den Mann so plötzlich verlor, dem es binnen wenigen Jahren seine Rettung aus der größten Gefahr, in der es je geschwebt, und seine rasche Erhebung zu neuem Ruhm zu danken hatte, als einen Augenblick der ganze Staat von dem unerwarteten Schlage gelähmt erschien und der junge Monarch, gewohnt an die kühne und sichere Hand des Fürsten Felix Schwarzenberg, sich mitten in den schwierigsten Verhältnissen der festen Stütze beraubt sah, auf die er unbedingt vertraute, als kaum die trüben Tage von Dresden und Olmütz glücklich überstanden waren und Oesterreich sich berufen fühlte, eine neue übermächtige Stellung im Rathe Europa's zu erringen — da war der bange Moment eingetreten, wo das Geschick des Reiches abermals zu schwanken schien, wo das geistige Leben des todten Mannes erst in seiner ganzen Größe und Bedeutung anerkannt wurde, da die Lücke, welche sein Ausscheiden im ganzen Staatsorganismus zurückließ, so schwer ersetzbar schien. Aber selbst über das Grab hinaus hatte Fürst Schwarzenberg die Situation beherrscht. Indem er die Augen seines Souveräns und der politischen Welt schon während der letzten Jahre auf den Staatsmann gerichtet hatte, den er zunächst berufen glaubte, als Erbe seiner Ideen in den Rath des Kaisers einzutreten, zeigte der erste und letzte Premierminister des restaurirten Oesterreichs, daß er seine eigene Aufgabe eben so scharf und selbstbewußt aufgefaßt hatte, im Sinne seines eventuellen Nachfolgers. Fürst Schwarzenberg war Soldat in seinem Denken und Handeln, Soldat in der höheren chevalereskeu Bedeutung. Als Soldat hatte er die Gefahr erfaßt, in welcher sein Vaterland und sein Kaiser schwebte. Ohne Zögern und ohne jene Rücksichtnahme, welche dem Bureaukraten von Geblüt eigen ist, stürzte er sich persönlich in den Kampf, zuerst auf den blutigen Schlachtfeldern in Italien und Ungarn, dann auf dem politischen Wahlplatz der heimischen Parteien und der auswärtigen Diplomatie. Nachdem es ihm gelungen war, die Staatseinheit mit dem Schwerte herzustellen, proklamirte er dieselbe offen als das Fundament des neuen Reiches, als das Ziel der neuen Reaktion. Dem Auslande gegenüber suchte er, gehoben von dem Gefühl des rasch errungenen Sieges und von dem Stolz des neu belebten Patriotismus, die frühere Stellung Oesterreichs als europäische Großmacht wieder zur Geltung zu bringen. Auch hier wirkte er mit soldatischem Geist. Unbeirrt von älteren Traditionen, von den Separatgelüsten früherer Bundesgenossen, belästigt durch den schwerfälligen Mechanismus des deutschen Bundeswesens, stürmte er bald mit gewaffneter Hand in's fremde Land hinein, das politische Terrain des Augenblicks und jede falsche Stellung des Gegners zum Vortheile seiner Operationen benutzend. Daß es ihm hierbei nicht darauf ankam, Recht und Unrecht mit der historischen Goldwage abzuwägen, lag eben auch in dem eigenthümlichen soldatischen Wesen seines Auftretens und in dem sichtbaren Bestreben, die Gunst des Momentes, gleichsam das Lächeln des Schicksals, durch rasches Handeln der wiedererstandenen felix Austria dauernd zuzuwenden. Der politische Feldzug endete mit Ehren für Oesterreich. Aber er ließ viele Wunden in Deutschland zurück, welche, wie wir bis heute sehen, bei der leisesten Berührung wieder schmerzhaft werden und einer gründlichen Heilung bedürfen. Ueberall im eigenen Lande und in den angrenzenden Staaten war das Restaurationswerk begonnen, die Erbauung des aufgewühlten Bodens vorbereitet, neue Organisationen sollten in's Leben treten, alte und junge Leidenschaften, provinzielle und reaktionäre Gelüste, radikale Erinnerungen sollten gedämmt und dem allgemeinen Staatswohl untergeordnet werden, die materiellen Interessen stürzten mit einem Male in voller Naturwüchsigkeit über den hohlen Doktrinarismus der Bewegungsjahre hinweg, und die Finanznoth, die knurrende Sprache des Geldsacks, wurde lauter vernehmbar, als das leise Flüstern der constitutionellen Epigonen. Die Zolleinigung mit Deutschland war kaum zum Abschluß gebracht, noch schwebten die Verhandlungen zwischen dem Steuerverein und dem Zollverein, und die Klagen des bedrohten Industriellen diesseits und jenseits der österreichischen Grenze setzten die Handelswelt in Unruhe. Auch die Beziehungen zum Auslande hatten durch den Staatsstreich des Napoleoniden vom 2. Dezember eine unerwartete Wendung genommen. Schon der Name des neuen Dynasten setzte ganz Europa in Bewegung. Athemlos verfolgte man jeden seiner Schritte, und seine stumme Verschlossenheit gab Raum zu den schlimmsten Befürchtungen für die Ruhe Europa's. Das ganze mühevolle und blutige Werk der letzten Jahre schien abermals in Frage gestellt. Und kaum hatte das Londoner Protokoll mindestens dem Scheine nach eine Quelle der schwierigsten Verwicklungen im Norden unseres Welttheiles verstopft, als am andern Ende desselben, im Südosten, Verhältnisse und Zustände zur Sprache kamen, welche, anfangs wenig beachtet, bald als die wichtigsten Faktoren der gemeinsamen europäischen Politik erkannt werden mußten. Eine unsichtbare Hand tauchte aus dem Norden in die slavisch-türkische Welt hinein, knüpfte und löste die seit Jahrzehnten gesponnenen Fäden und trat endlich mit einem ungeschlachten Faustschlag an's Tageslicht. In den serbischen Ländern, in den Fürstenthümern führte das stehende Kapitel der „Christenverfolgungen" bald zum offenen Kampf zwischen den Orthodoxen und den Muselmännern, das kleine Montenegro begann eine selbstständige Rolle zu spielen, in Griechenland und auf den Inseln des Archipelagus regte sich ein unruhiges, heidnisches Gesinde von Piraten und orthodoxen Fanatikern. Endlich trat auch die lange verschollene Frage wegen der heiligen Grabstätte mit neuer Macht in den Vordergrund und das ganze Treiben erhielt nun das offene Gepräge eines allgemeinen Kampfes zwischen der orientalischen und occidentalischen Kirche und ihrer Politik. So sah Oesterreich mit einem Male seine südöstlichen Länder von einem Kreise aufflackernder Brände umzingelt, welche gar bald in die helle Lohe eines großen orientalischen Weltkrieges zwischen den Großmächten Europa's zusammenzuschlagen drohten.

In diesem kritischen Moment übernahm Graf Buol die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Was sein Vorgänger im Amte durch soldatischen Muth, durch geistvolle Aperçus und kühne Entschlüsse in und für Oesterreich erkämpft und geschaffen, sollte nun durch entschiedenes Festhalten an der Staatseinheitsidee geordnet und erhalten, mit weiser Mäßigung in Fleisch und Blut der Nation übertragen, durch eine geschickte Verknüpfung mit den Interessen des Auslandes auch zur allgemeinen europäischen Geltung gebracht werden. Zugleich erforderte die eigenthümliche Lage des Reiches inmitten der bedrohten Situation, welche der Sturm im Orient heraufbeschwor, einen freien und festen Blick in die verwickelten Fragen des Jahrhunderts, eine sichere, unbeugsame Hand am Staatsruder der in ihrem Lebensnerv berührten Großmacht. Fürst Schwarzenberg war durch eine höhere Fügung in dem Augenblicke vom Schauplatz seiner Thaten abberufen worden, als er im Siegesjubel das Panier Oesterreichs hoch emporhielt, dem eigenen Lande zum Richtzeichen seiner Zukunft, den vielen Gegnern daheim und auswärts zum Trotz. Das Schlachtfeld nach dem plötzlichen Falle des siegreichen Führers zu behaupten, das Panier für immer daselbst aufzupflanzen und

Digitized by Google

gegen jeden innern und äußern Feind zu wahren, dies war die Aufgabe des Mannes, den der Scharfblick des Fürsten schon früher dazu ausersehen hatte.

Wie hat Graf Buol die Erwartungen seines Vorgängers bisher erfüllt?

Hierauf antworten zu wollen, würde in andern Zeiten fast unmöglich, gewiß aber anmaßend sein. Es sind noch nicht drei Jahre abgelaufen, seit der jetzige Minister des Auswärtigen sein Portefeuille übernommen hat. Und was sind drei Jahre im gewöhnlichen Laufe der Dinge? Was sind drei Jahre im Leben eines Staatsmannes, der seit seiner frühesten Jugend sich in den politischen Geschäften bewegt und in denselben ergraut ist? — Aber unsere Zeit entzieht sich der gewöhnlichen Schätzung, die Jahre wollen jetzt nicht gezählt, sondern nach dem Maße ihrer Weltbedeutung gewogen werden. Besonders wir Oesterreicher, sonst gewohnt, in stiller Behaglichkeit dem regelmäßigen Pendelschlag der mechanischen Staatsuhr zu lauschen, müssen nun die Versäumnisse von Jahrhunderten und Jahrzehnten unseres politischen Kalenders in wenigen Schaltjahren einzubringen suchen und ein Ueberblick der großen Ereignisse, durch welche in dem jüngsten Zeitraum unser Reich aus der langen Erstarrung herausgerissen und in die erste Reihe der weltbestimmenden Mächte gedrängt wurde, muß unserem Ideengang und unserem patriotischen Gefühl eine verdoppelte Spannkraft geben. So ist denn auch die Anforderung, welche die Zeitgeschichte an unsere leitenden Staatsmänner stellt, die höchste; in möglichst kurzer Zeit soll das Beste und das Dauerndste geleistet werden. Dem Diplomaten fällt es am schwersten, eine solche Anforderung zu erfüllen. Jeder Moment erheischt einen neuen, aber vollen Entschluß, dieser Entschluß soll organisch in die Reihe von Entschlüssen eingreifen, welche diesem Moment vorhergegangen sind und ihm nachfolgen werden. Aber wo ist da die Norm, nach welcher der einzelne Entschluß, so wie die Reihe derselben gefaßt werden kann? Jeder nächste Moment kann die Botschaft eines unerwarteten Ereignisses bringen. Die Berechnung, welche der politische Verstand eben anstellte, findet eine ganz neue Verlage. Welche Umstellung der bestimmenden Faktoren, welche vielgearteten Kombinationen sind da möglich! Hier hilft kein Rechenschlüssel, kein Buch voll der triftigsten Für und Wider, kein witziger Einfall, kein guter Rath, wie ihn eben ein Freund in der Noth zu geben pflegt, hier hilft nur der Mann selbst, aber der ganze Mann. Und ein solcher, meinen wir, ist Graf Buol. Wie verschieden auch die Urtheile über die Richtung seiner politischen Thätigkeit lauten mögen, diese Anerkennung werden ihm selbst die erbittertsten Feinde — und deren zählt er, zu seiner Ehre, jetzt nur unter den offenen Feinden Oesterreichs und Deutschlands — nicht versagen können, daß er, „jeder Zoll ein Mann," die großen Fragen unserer Zeit erfaßt und dieselben nach jeder Seite mit ganzer, ungetheilter Kraft im Interesse Oesterreichs, Deutschlands und der mitteleuropäischen Machtstellung vertreten hat. Diese männliche Haltung ist es aber, wodurch ihm die Sympathien des österreichischen Volkes für jede Eventualität gesichert sind und wodurch alle bei dem jetzigen Weltkampfe betheiligten Mächte, sowol Rußland als die Alliirten und die Neutralen sich berechtigt fühlen, mit gleichem Vertrauen in die Offenheit der österreichischen Politik den kommenden Ereignissen entgegen zu sehen. Oesterreichs Mittelstellung, so vielseitig verketzert, war bisher durch die Zeit und durch die geographische Lage nothwendig bedungen. Nur in voller Rüstung und in voller Klarheit über die jetzigen Zwecke des Kampfes konnte der Krieg gegen den bisher befreundeten Nachbarstaat begonnen werden, und nur im wirklichen Vereine oder mindestens in fester Ideeneinheit mit den übrigen Mächten Mitteleuropa's kann ein solcher Kampf, der den ganzen Continent so gewaltig erschüttern würde, mit dem Anspruch auf richtigen Erfolg zu Ende geführt werden.

Freiherr von Manteuffel.

Von diesem Standpunkte aus möge man, nach unserer Ansicht, die bisherige Politik des österreichischen Ministers beurtheilen und dadurch ermessen, ob Graf Buol der ganze Mann sei, wie ihn Oesterreichs Lage in den schweren Jahren, welche seit Schwarzenberg's Tod verflossen sind, dringend erheischt hat.

Graf Buol ist in den Traditionen der österreichischen Politik groß gezogen. Sie ist versöhnlich, vorsichtig, bedächtig fortschreitend, aber fest, offen und treu.

In dem Wechsel der öffentlichen Gestaltungen nimmt Oesterreich seine Stellung nach vorheriger sorgfältiger Erwägung ein, verläßt aber den betretenen Weg nicht wieder, und thut keinen Schritt auf demselben zurück. Diese Politik widersteht der Ungeduld, die sie unbesonnen vorwärts treiben, wie dem Zügel, der sie unangemessen zurückhalten möchte, und erfährt deshalb von zwei entgegengesetzten Seiten her nicht selten eine unbillige Beurtheilung, die sie nur durch die Entwickelung der Thatsachen widerlegt. Graf Buol ist ganz der Mann, die Geschäfte in diesem Geiste zu leiten, und das Jähfahrende in dem Wesen seines Vorgängers, der kühn und energievoll viel erreichte, ist ihm fremd. Mit unerschütterlicher Willenskraft ausgerüstet, besitzt er zugleich eine völlige Leidenschaftslosigkeit und Selbstbeherrschung, Ruhe und Gemessenheit. Er gehört zu den schweigsamen Diplomaten, denen kein vorlautes Wort entschlüpft. Seiner Zwecke sich bewußt, sieht jede seiner Aeußerungen, seiner Handlungen damit in Harmonie und führt ihn unfehlbar zum Ziele. Das unbeschränkte Vertrauen seines Monarchen belohnt die vollständige Hingabe des Ministers an das Kaiserhaus, mit dem er auch darin übereinstimmt, daß er, wo es sich um die Wohlfahrt des Staates handelt, keine Familienrücksichten kennt. Obgleich ein Schwager des gewesenen russischen Gesandten, hat dieses Verhältniß dennoch nicht den geringsten Einfluß auf die Rathschläge gehabt, welche Graf Buol seinem Kaiser ertheilte, und diejenigen sind arg beschämt worden, welche dem Grafen eine schwägerliche Politik beimaßen.

Er hat dem russischem Hofe all das Wohlmeinen bewiesen, welches eine alte Allianz und geleistete Dienste ansprachen. An freundlichen, wie ernsten Warnungen vor

Digitized by Google

verhängnißvollen Schritten hat es nicht gefehlt, und als sie dennoch gethan wurden, ermüdete Graf Buol nicht, Wege ausfindig zu machen, auf denen Rußland ohne Verletzung seiner Ehre und Macht zurückweichen konnte. Das Scheitern dieser Versuche machte ein einträchtliches Zusammenstehen Deutschlands zum dringenden Bedürfniß. Graf Buol bahnte es an und verlor die Geduld nicht, wenn die Hindernisse, die er unerwartet auf diesem Wege fand, sich nicht sogleich überwältigen ließen. Für den Fall, daß eine Einigung unmöglich würde, fand frühzeitig eine Annäherung an die Westmächte statt, denen er bei den großen Fragen, welche Oesterreichs, Deutschlands, Europas Zukunft betreffen, in allen Grundsätzen begegnete. Schon während des neunmonatlichen Aufenthaltes des Grafen in Landen und vermöge desselben war die Spannung gewichen, welche zwischen Oesterreich und England herrschte. Der Graf weiß zu vergessen und zu vergeben, wenn er eine aufrichtige Umkehr wahrnimmt. Auch mit dem französischen Hofe änderten sich die Verhältnisse so vortheilhaft, und der österreichische Einfluß im Oriente gestaltete sich zugleich so günstig, daß dem Kaiserhause die wichtigsten Zugeständnisse gemacht wurden. Die Entfaltung imposanter Militärkräfte, vor denen Rußland ohne Schwertstreich aus einer Stellung nach der andern zurückwich, legte die Entscheidung des Weltstreits in Oesterreichs Hände, bewirkte es, daß man um seinen Beitritt sich bewarb, und sicherte dem Kaiser eine unabhängige Stellung, selbst wenn er in das engste Bündniß mit England und Frankreich tritt. Dieses männliche, edle, ruhige und doch kräftige Verfahren hat im eigenen Volke die lebhafteste Begeisterung, in Deutschland die wärmsten Sympathien, in ganz Europa Hochachtung erzeugt, und wir sagen daher nicht zu viel, wenn wir den Grafen Buol als einen der bedeutendsten Staatsmänner der Gegenwart bezeichnen.

Aus seiner Ehe mit Caroline, Prinzessin von Isenburg Bieistein, geboren am 25. November 1809, ist der Graf Vater zweier Töchter: Josefine, geboren am 10. Oktober 1835 und Alexandrine, geboren am 21. Februar 1837. Von seinen drei Schwestern ist die älteste, Gräfin Caroline, geboren am 29. Mai 1796, unvermält geblieben, während die zweite, Maria, geboren am 20. Mai 1798 Sternkreuz- und Theresienordens-, sowie Palastdame der Kaiserin Elisabeth — seit dem 20. Mai 1822 mit Carl, Reichsfreiherrn Breints von Tennenfeld, k. k. Kämmerer und fürstlich-taxischem Hofrath und Oberpostmeister zu Frankfurt am Main; die dritte, Wilhelmine Sophie, geboren am 14. September 1800, seit dem 20. Februar 1830 mit Peter Freiherrn von Meyendorf, kaiserlich-russischem wirklichen Geheimen-Rath, Obersthofceremonienmeister und Mitglied des Reichsraths, gewesenen Gesandten am Wiener-Hofe, verheirathet ist.

Rückblick auf das Jahr 1854.

Wer einen nachdenkenden Blick auf die Ereignisse des vergangenen Jahres wirft, der muß, wenn er nicht anders prinzipiell einer gewissen Partei angehört, reichliche innere Befriedigung finden. Er sieht da den Kampf des Rechtes mit dem Unrecht und bemerkt mit Freude, daß das erstere, wenn es auch noch nicht vollständig Sieger geblieben, doch immer im Vortheile gewesen. Ein bedeutsames Zeichen der Zeit und ein sehr erfreuliches, bietet zugleich die Beobachtung, wie die fortschreitende Civilisation und die gereifte Kultur auch nun im blutigen Würfelspiele des Krieges ihr entscheidendes Wort reden. Nicht mehr hängt es von der Laune eines Machthabers, wie noch in den Kämpfen des vergangenen Jahrhunderts, ab, sich irgend einer der streitenden Parteien nach Belieben anzuschließen, das Interesse der Nationen ist es nun, welches das gewichtigste Moment in den Entschließungen der Cabinete bildet und das alle Traditionen der bisherigen Politik zu Nichte macht. — Frankreich und England, deren Nationalfeindschaft bis in die Zeiten Wilhelm des Eroberers hinauf datirt, haben nun ihre Armeen und Flotten vereint zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes, der den Fortschritten der Civilisation und somit auch ihrem eigenen Nationalwohlstande eine eherne Schranke setzen will, und Oesterreich mit dem gesammten Deutschland, vielleicht auch Skandinavien, stehen hinter ihnen bereits bewaffnet zum Schutz und Trutz, die Hand an den Griff des Schwertes gelegt, wenn dies auch noch nicht gezogen ist. — Das gesammte europäische Staatensystem hat in diesem Jahre und durch diese Prinzipien ebenfalls eine gewichtige Veränderung erlitten. Die Türkei, die man bisher nur als den schwächsten aller bestehenden Staaten ansah, ist jetzt durch die moralische und materielle Garantie der vier Großmächte einer der stärksten geworden. Der kranke Mann hat sich vom Sterbebette zu neuem Leben aufgerafft, die gewaltsame Erschütterung, die ihm anfangs Vernichtung drohte, ist ihm heilsam angeschlagen; sie hat ihn aus der todtenähnlichen Lethargie gerissen und neues Leben in die bereits erstarrten Glieder gebracht. Der Hattischerif, den die hohe Pforte feierlich verkündet hat, und womit sie allen ihren Unterthanen ohne Unterschied der Religion gleiche Rechte verleiht, zeigt, wie sie sich des Schutzes, den sie eben den christlichen Mächten verdankt, nicht unwürdig zeigen will und wie sie von jetzt ab gesonnen sei, als gleich berechtigtes wie auch als gleich würdiges Mitglied im europäischen Staatenbunde dazustehen.

Haben schon diese vorläufigen Bemerkungen gezeigt, wie wichtig und erfreulich zugleich die Ereignisse des vergangenen Jahres in der Geschichte der Staaten und der Menschheit sind, so ergreift uns ein besonders freudigstolzes Gefühl, wenn wir auf unser Vaterland, auf das geliebte Oesterreich blicken. Seit den Zeiten Karl des V., der die Sonne in seinen Reichen nicht untergehen sah, ist Oesterreich nie so groß und mächtig dagestanden, als eben in diesem Jahre. Das Gebiet ist wol kleiner als damals, wo Spanien, die reichen Niederlande und das eben entdeckte Amerika dem Habsburgischen Szepter gehorchten, dafür aber ist die Zerfahrenheit der fremdartigen Elemente geschwunden; das Reich wird nach einheitlichen Prinzipien regiert, und ist durch die Einheit doppelt stark. Kein Fortschritt in Kultur und Wissenschaft ist nunmehr fremd in Oesterreich und alles, was einem heilsamen Vorwärtsstreben förderlich sein kann, wird sorgfältig benützt. Wie groß die innere Kraft und die riesigen Hilfsmittel des heutigen Oesterreichs seien, hat es eben durch die Ereignisse des vergangenen Jahres glänzend bewähret. Eine aufrichtige, aber gesunde Politik hat die österreichischen Staatsmänner es schnell erkennen lassen, auf welcher Seite die wahren Interessen Oesterreichs und Deutschlands lägen, und sie haben keinen Augenblick gezögert, diesem gemäß zu handeln. Die österreichische Regierung nahm eine Stellung ein, die nur deßhalb so imponirend wurde, weil sie sich über alle Parteien erhob und nur das Beste ihres Volkes unwandelbar im Auge behielt. Die Augen der Welt waren fortan auf Wien gerichtet, von dort aus mußte die Entscheidung kommen, das fühlte man früher und fühlt es noch heute — und nicht von den Schlachtfeldern an der Donau oder in der Krim. Welche Richtung aber Oesterreich einzuschlagen gedenke, das haben seine Staatsmänner bereits deutlich in den Wiener Kyeil-Protokollen ausgesprochen, wo sie den Krieg der Westmächte und der Pforte als berechtigt erklärten. Wenn eine wirksame Betheiligung nicht zu Stande kam, so war dies einerseits durch die löbliche Vorsicht der österreichischen Regierung, die eigenen Streitkräfte nicht eher zu verwenden, bis nicht die andern kriegführenden Parteien eine genügende Macht auf den Kriegsschauplatz geworfen, und andererseits durch das stete Zaudern Preußens bedingt. Im Juni aber schloß Oesterreich eine Convention mit der Pforte, die ihm die Besetzung der Donaufürstenthümer und die Beschützung derselben bis zu Ende des Krieges gewährte. Es gab eine Partei, welche diesen Schritt Oesterreichs durch allerlei ausgespeengte Gerüchte verdächtigen wollte, aber der österreichische Minister erklärte wiederholt in den Noten an seine Gesandten, daß der Vertrag mit der Pforte den türkischen Truppen, wie denen der Westmächte freien Durchzug durch das Gebiet der Fürstenthümer sichere und nur den Russen dasselbe verschließe. Diese Erklärung war deutlich und gewichtig genug, und in der That folgte ihr der Abschluß des Vertrags vom 2. Dez., der Oesterreich mit den Westmächten auf das Engste verbindet. Fürst Gortschakoff hatte wol einige Tage früher eine Note dem Grafen Buol überreicht, worin Rußland sich zur unbedingten Annahme der vier Garantiepunkte bereit erkläre, die das gemeinsame Protektorat der fünf Großmächte über die christlichen Unterthanen der Pforte und über die Donaufürstenthümer, sowie die Freiheit des schwarzen Meeres und der Donauschifffahrt verlangen, aber diese Bereitwilligkeit Rußlands, die nur wenig Monden noch der Welt den Frieden gegeben hätte, kam jetzt zu spät. Die Westmächte haben bereits zu große Opfer gebracht, die Erbitterung ist bei ihren Nationen durch das in Strömen geflossene Blut allzusehr gestiegen, und sie verlangen jetzt mehr. Was sie verlangen, ist noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben und ziemt es uns nicht hier darüber ein Urtheil zu fällen, doch dürfte noch manche Schlacht geschlagen werden, ehe das heißersehnte Friedenswerk zu Stande kömmt.

Sei dem wie ihm wolle, Oesterreichs Völker blicken mit Vertrauen auf ihre Regierung, und diese wird sie zu allem bereit finden. Was einheitlicher Wille in einem großen Staate vermag,

Digitized by Google

das bewies deutlich das österreichische Nationalanlehen, das in diesem Jahre ausgeschrieben und mit so glänzendem Erfolge gekrönt wurde. Das geforderte Maximum von 500 Millionen wurde bei den Zeichnungen, wo einzelne Gemeinden besonders durch Patriotismus hervorragten, überschritten und bei den ersten Ratenzahlungen wurden noch eine bedeutende Anzahl von Millionen im Voraus eingezahlt. Das hat der Staat geleistet, über dessen finanzielle Lage sich so manche auswärtigen Parteiorgane in so herbem Spotte ergangen hatten! Im Einklange mit dem Nationalanlehen und gewissermassen als nothwendige Fortsetzung der Maßnahmen zur Herstellung einer gleichmäßigen Valuta, steht das mit der französischen Gesellschaft wegen Uebernahme der österreichischen Staatsbahnen getroffene Uebereinkommen, das noch in den letzten Stunden dieses Jahres definitiv abgeschlossen wurde.

Wir kommen nun zu einem besonders freudigen Ereignisse für die Völker Oesterreichs, zur Vermälung unseres Kaisers. Nie hat ein Monarch bei ähnlicher Gelegenheit so viele Zeichen herzlicher Liebe und Verehrung von seinem Volke erhalten, nie wurde eine Fürstenbraut mit so viel Enthusiasmus begrüßt, als die huldschöne **Elisabeth.** Wer von den Lesern in unserm engern Vaterlande wird sich nicht noch der freudenreichen Tage erinnern, als das hohe Herscherpaar zum erstenmale das schöne Böhmen besuchte. Die alte Praga schien damals neu verjüngt und prangte in ihrem schönsten Schmucke. Mehr noch aber als aller festliche Zierrath mußte das hohe Kaiserpaar der begrüßende Jubelruf des Volkes, der aus dem vollsten Herzen kam, erfreuen.

Die innere Verwaltung Oesterreichs ist in diesem Jahre ebenfalls vollends geregelt weeden. Mit dem 1. Dez. ist im ganzen Reiche eine gleiche Gerichtsordnung eingefähet, und bereits früher sind das neue Böesengesetz und das neue Eisenbahngesetz erschienen, die von den heilsamsten Folgen begleitet sein weeden. Noch haben wir einen Erlaß des hohen Unterrichtsministeriums zu erwähnen, der in den letzten Tagen erschien und die bisherige provisorische Ordnung der Gymnasien, die sich als so teefflich erwies, für definitiv festsetzte. Die hauptsächlichsten diplomatischen Aktionen dieses Jahres sind schon bereits früher bei Oesterreich erwähnt worden, und wir kommen nun zu den kriegerischen Ereignissen. Omer Pascha zeigte bei Csetate, wie früher bei Oltenizza, daß Begeisterung für eine gerechte Sache die militärische Disziplin reichlich aufwiege, und die Russen maßten sich von Kalafat unverrichtetee Dinge zurückziehen. Sie warfen sich nun mit aller Macht auf Sillstria; ihre besten Feldherren Paskewitsch und Schilder wurden herbeigerufen und sie opfeeten Tausende von Menschenleben bei den zahlreichen Stürmen. Umsonst, Mussa Pascha und Grach vertheidigten die Stadt heldenmüthig, und als Oesterreich eine drohende Stellung einnahm, mußten die russischen Heeresmassen abziehen. Darauf folgten blutige Kämpfe bei Giurgewo und Fokschan, die alle zum Vortheile der Türken ausfielen. Seit der Besetzung der Donaufürstenthümer sind die streitenden Parteien dort getrennt. Aber dafür begannen die Kämpfe in der Krim. Bereits früher hatten die vereinigten Flotten Odessa bombardirt, jetzt sollte aber eine bleibende Eroberung in den russischen Besitzungen am schwarzen Meere gemacht werden. Sebastopol wurde dazu ausersehen, das an sich eine der stärksten Festungen der Welt ist und noch dazu von einer mächtigen Armee und einer großen Flotte unter Mentschikoff vertheidigt wird. Der Marschall St. Arnaud befehligte die für unmöglich gehaltene Expedition. Er siegte in der Schlacht an der Alma, fiel aber selbst als Opfer seiner riesigen Anstrengungen. Jetzt übernahmen Lord Raglan und General Canrobert den Oberbefehl. Am 5. Nov. wueden sie bei Inkerman von einer großen Ueberzahl Russen angegriffen; es entbrannte eine der blutigsten Schlachten, die Russen fochren wie Wüthende, sie waren durch Branntwein und die Anwesenheit zweier Großfürsten begeistert, aber die Alliirten siegten dennoch, obwol mit den schwersten Verlusten. Fünf englische Generale allein wurden kampfunfähig gemacht, und zwei von ihnen starben den Heldentod. Sebastopol steht noch immer trotz der Tartarennachricht, die ganz Europa freudig täuschte, aber es sind riesige Anstalten zur Eroberung der Stadt getroffen. Täglich langen feische Schaaren in Balaklawa an, und neuerdings wuede Omer Pascha von der Pforte mit 30,000 Mann nach der Krim beordert. — In Asien ist auf dem Kriegsschauplatze Nichts von Bedeutung vorgefallen, einige Siege der Russen blieben ohne weiteres Resultat. — Auch in der Ostsee erfüllte die gewaltige Expedition Napiers nicht das, was man sich von ihr versprochen. Bomarsund allein war die einzige, kleine Trophäe derselben.

Vor den gewaltigen Ereignissen des Weltkrieges treten die in den einzelnen Ländern in den Hintergeund. In Spanien ist in diesem Jahre eine Revolution ausgebrochen, die noch immer dies traurige Land erschüttert. Die Königin Christine, die eine der Hauptursachen war, mußte fliehen; ebenso die Glieder des Ministeriums Salamanka, das einen Staatsstreich gegen die Verfassung beabsichtigt hatte. Espartero, der Held von Lujano und frühere Regent, ergeiff die Zügel der Regierung, und ihm im Vereine mit dem loyalen O'Donnel, der zuerst sich gegen das frühere Ministerium ausgesprochen, ist es zu verdanken, daß die Revolution bis jetzt dort in Scheanken gehalten wurde.

In Dänemark beabsichtigte das Ministerium Oerstädt ebenfalls einen Umsturz der Verfassung, wurde aber durch die wiederholte, einmüthige Opposition des ganzen Landes zum Rücktritte gezwungen. Ein Ministerium Scheel-Bang ist jetzt ernannt, das verfassungsmäßig zu regieren verspricht, und die Eintracht zwischen Krone und Volk wieder hergestellt.

Zum Schlusse wollen wir noch die Industrie-Ausstellung in München erwähnen, die, obwol duech die Cholera traurig gestört, doch glänzend bewies, was deutscher Fleiß, deutscher Gewerbs- und Kunstsinn vermögen. Oesterreich war dort wieder das erste und bestvertretene Land, und hat auch doer die wohlverdiente Palme erhalten.

In Kirchensachen.

Das Dogma der unbefleckten Empfängniß der h. Jungfrau Maria. Die Erörterung über das Dogma der unbefleckten Empfängniß der h. Jungfrau Maria hat in dee bischöflichen Synode in Rom zwanzig Stunden gedauect, und war auf vier Sitzungen in der Aula des Vatikans am 20., 21., 23. und 24. November vertheilt. Den Vorsitz führten die Kardinäle Brunelli, Caterini und Santucci, kein Bischof fehlte und es waren fünfzehn Theologen aus der Welt- und Klostergeistlichkeit als Konsultateren herangezogen worden. Sobald die Sitzung eröffnet und der Entwurf zur Bulle vertheilt war, wurden alle Beweise der Reihe nach einer strengen Besprechung unterzogen. Bischöfe und Konsultateren machten von Allem Gebrauch, was Vernunft und Kritik nur immer an die Hand gaben, um von Neuem zuverlässig zu ermitteln, eb die unbefleckte Empfängniß wirklich in der Offenbarung so enthalten sei, wie duech scheiftliche und mündliche Ueberlieferung überkommen. Dieser Glaube sprach sich in der Versammlung der hohen Prälaten sichtlich aus und brach in der letzten Sitzung am 24. November v. J. mit unbesiegbaeer Wärme und Einhelligkeit hervor. Es war die letzte Sitzung. Eben schlug es 12 Uhr. Die ganze hohe Versammlung fiel auf die Kniee und betete in heiliger Andacht den englischen Gruß. Dann kehrte jeder auf seinen Platz zurück, und kaum waren nur wenige Worte gewechselt, so erfolgte eine Acclamation für den hlg. Vater, an den hlg. Stuhl, den Sitz des hlg. Petrus mit den Worten: „Petre doce nos, confirma fratres tuos" (Petrus lehre uns, stärke deine Brüdee!) Und die Belehrung, welche die Bischöfe im Namen der Kirche vom Oberhirten verlangten, war die Definition der unbefleckten Empfängniß. — Das Dogma hat sich siegreich aus dee Synode erhoben. Von 576 auf dem Concilium vetieenden Stimmen haben sich 540 für das Dogma ausgesprochen, 32 erklärten sich gegen die Opportunität der Diskussion, und 4 gegen das Dogma. Zu diesen 4 gehört der Erzbischof von Paris und der bereits verstoebene Bischof Olivier von Evreux. — Am 8. Dezember wurde das Dogma dee unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau Maria als Glaubensartikel der Kirche in der St. Peterskirche von dem Papste, nachdem derselbe ein feierliches Hochamt pontifizirt hatte, öffentlich bekannt gemacht. Nach dem Hochamt krönte der h. Vater in Mitte aller anwesenden Kardinäle und Bischöfe (54 Kardinäle, 133 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe) ein Marienbild eigenhändig, zum ewigen Andenken an diesen hochwichtigen Akt, mit einer goldenen Krone. Da erklangen alle Glocken der ewigen Stadt. Das feierliche Geläute währte eine Stunde, während die Geschütze der Engelsburg diese wahrhaft erhabene Feier weithin verkündeten. Dem Festtage war ein Fasttag vorausgegangen. — Am 9. Dezember fand ein Konsistorium im Vatikan statt; am 10. folgte eine neue große Feierlichkeit, indem der hl. Vater die aus fernen Ländern hergekommenen Kirchenfürsten nicht heimgehen lassen wollte, ohne die St. Paulskirche, an deren Aufbau schon 31 Jahre gearbeitet ward, persönlich konsekrirt und dem feierlichen Akt durch ihre Gegenwart eine höhere Weihe verliehen zu haben. — Vom 6. Jänner angefangen werden in Rom

Digitized by Google

Digitized by Google

Gmunden.

Digitized by Google

durch neun aufeinander folgende Tage zur Feier der unbefleckten Empfängniß Predigten in den verschiedenen Sprachen gehalten werden. Der Erzbischof von Wien Dr. Ritter von Rauscher wird die erste Predigt in deutscher Sprache halten.

Gmunden.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Eine der reizendsten Gebirgslandschaften, ein herrliches Stück von Gottes schöner Erde, das uns vom verlorengegangenen Paradiese träumen macht — bilden die Ufer des Traunsees, der in einer Länge von 6310 Klaftern sich ausbreitet. Wir besteigen statt des Dampfbootes, das uns einladet, einen Kahn und rudern nordwärts auf der dunkelgrünen, krystallhellen Fluth. Da erblicken wir am rechten Ufer desselben die majestätischen Felsenwände des „Röthelsteins" und „Traunsteins," der 890 Klafter hoch aus der Wasserfläche emporsteigt; ferner die wild hinausstarrenden Zacken des „Edlakogis" und „Spitzelsteins," links den steilen „Sonnensteinspitz." Plötzlich halten die Schiffer die Ruder ein und fragen uns: ob wir den See zum erstenmal befahren? Wenn wir die Frage bejahen, kündigt uns der Aelteste von ihnen mit feierlicher Miene an, daß wir die Taufe empfangen werden; trotzdem wir wenig Lust haben, Wiedertäufer zu werden, so schicken sich doch die Schiffer an, die Ceremonie enthlößten Hauptes zu beginnen. Wir sind in ihrer Gewalt; was sollen wir machen? Der älteste Schiffer befiehlt uns ohne Umstände die Hüte abzunehmen, dann schöpft er mit possierlicher Würde eine Hand voll Wasser aus dem See, benetzt uns damit und spricht feierlich die Worte: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufe ich Dich, und Dein Name soll sein „August von Hochkogl." So nahe er sich jedem der Gesellschaft und tauft den einen „Hugo von Traunstein," den andern „Josef von Edlakogl," und eine schöne Dame, deren Liebenswürdigkeit ihm eine Galanterie abzwingt, „Ludowika von Schönberg." Kurz, die örtliche Sitte behauptet ihr altes Recht und es versteht sich von selbst, daß wir die Taufgebühr nicht vorenthalten dürfen, um die es ihm eigentlich zu thun war. Die Ruder werden nun wieder eingesetzt, und plötzlich überrascht uns der Anblick der uralten Hofmark „Traunkirchen," ferner am rechten Ufer die gähnende Schlucht der Eisenau, am linken die der Viechtau, in welcher der Weststurm lauert, den die Schiffer fürchten. Nun erhebt sich das freundliche Schloß „Ebenzweier;" weiterhin „Altmünster," von dem der Volksglaube berichtet, daß es der älteste Ort im ganzen Gaue sei; dann das Schlößlein „Ort;" am andern Ufer das Dorf „Traunstein," der Freisitz „Reith" und das Schloß und Dorf „Weyer." Und nun liegt, wo der Fluß Traun den See wieder verläßt, das freundliche Städtchen Gmunden vor uns, im Halbkreis das nördliche Ufer des Sees umschmiegend. Die Pfarrkirche, wo der Held des Bauern- und 30jährigen Krieges, der „Soldat" und „Schrammhans," Gottfried Heinrich von Pappenheim seinen Schlachtdegen neben dem Hochaltar aufhing, ferner die Spitalkirche, das Rathhaus und das Kapuzinerkloster sind werth, daß der Reisende sie besucht.

Todtenschau 1854.

Es beschleicht uns ein eigenthümliches Gefühl der Wehmuth, wenn wir zum Jahresschlusse all' das Erlebte noch einmal in unser Gedächtniß zurückrufend, das, was wir gewonnen, und was wir verloren, einander gegenüber stellen. Das viele Große und Heilsame, was das geschiedene Jahr uns gebracht, haben wir in dem „Rückblick" angedeutet; wir müssen nun auch unsern geehrten Lesern den Verlust mittheilen, welchen wir an hervorragenden und interessanten Persönlichkeiten durch den Tod erlitten haben. Es starben 1854:

Aus souverainen Familien: Friedrich August, König v. Sachsen (9. Aug.). — Therese, Königin v. Baiern (26. Okt.). — Karl III., Herzog v. Parma (27. März). — Heinrich XLII., Fürst v. Reuß-Schleiz (19. Juni). — Karoline, Fürstin v. Schwarzburg-Sondershausen (11. Jän.). — Marie Antonie, Herzogin v. Sachsen-Koburg-Kohary (17. Jän.). — Amalie Auguste, Fürstin v. Schwarzburg-Rudolstadt (11. Juni). — Karoline, Fürstin v. Schwarzburg-Rudolstadt (21. Juni). — Karoline, Prinzessin v. Hessen (28. Nov.). — Karoline, Prinzessin v. Wasa (19. Juli). — Oskar, Herzog v. Südermanland, Erbprinz v. Schweden (13. März). — Vinzenz, Graf v. Milazzo, Prinz beider Sizilien (14. Okt.). — Friedrich, Prinz v. Lippe (20. Okt.). — Karl, Landgraf v. Hessen-Philippsthal-Barchfeld (18. Juli). — Abbas Pascha, Vicekönig v. Egypten (14. Juli).

Aus fürstlichen Häusern: Fürst Karl Egon v. Fürstenberg (22. Okt.). — Fürst Franz Josef Dietrichstein-Leslie (8. Juli). — Fürst Wilhelm v. Malte zu Putbus (26. Sept.). — Fürst Anton v. Collalto (23. Nov.). —

Würdenträger der Kirche: Kardinal Lambruschini (12. Mai). — Kardinal Fornari (22. Juni). — Kardinal Mai (9. Sept.). — Kardinal Castellani (10. Dezb.). — Bischof Salzmann in Solothurn (23. April). — Arneth, Abt v. St. Florian (24. März). — Schlosser, Abt v. Raigern (16. Aug.). — Kanonikus Renner zu Prag (13. März). — Bischof Mynster, Primas v. Dänemark (30. Jän.). — Rost, evang. Bischof der Rheinprovinz (29. Okt.). —

Oesterreichische Generäle: F. M. Graf Wimpffen (29. Aug.) — G. d. C. Baron Appel (21. Jän.). — G. d. C. Graf Grünne (26. Jän.). — G. d. C. Graf Hardegg (11. Juli). — F. M. L. Castellis (16. Febr.). — F. M. L. Kareisl (16. April). — F. M. L. Malkowsky (17. Mai). — F. M. L. Pfersmann (23. Juni). — F. M. L. Habne (10. Nov.) — F. M. L. Veralde (13. Nov.). — G. M. Sterndahl (3. April). — G. M. Van der Nüll (Okt.). — G. M. Döpfner (1. Nov.) — G. M. Frölich (22. Nov.). —

Staatsbeamte und andere hochgestellte Persönlichkeiten: O. L. G. Präsident Roskoschny (Brünn, 3. Jän.). — O. L. G. Präsident Schrell (Venedig 2. Juni). — Graf Keglevich, ung. Kammerpräsident (16. Juni). — Graf Mar Thun (15. Okt.). — Fürstin Melanie Metternich (3. März). — Gräfin Radetzky (13. Jän.). — Graf Serenyi (Brünn 29. Nov.). — Baron Bedekowich, ung. Hofkanzler (26. Nov.). — G. R. Graf Hoyos (18. Nov.). — K. k. Ruth Mylius (Mailand 21. Apr.). — Obertruchseß Graf Schönborn-Buchheim (25. Apr.). — Senats-Präsident Pederzani (19. Apr.). — Geh. R. Nadasd (7. März). — Ritter v. Hönninger, ehem. Kreisbyrt. (5. Jän.). — Hofr. v. Ladin (7. Okt.). — Hofr. v. Peche (2. Aug.). —

Gelehrte, Schriftsteller und Dichter: Dr. Marenzeller (6. Jän.). — Prof. Ant. Ritter v. Jungmann (10. Apr.). — Dir. Prechtel (29. Okt.) Prof. Nowak (Okt.). — Prof. Chiari (11. Dezb.). — Prof. Kustl (24. Juli). — Prof. Kondek (28. Dezb.). — Ebersberg (26. Okt.). — Santer (Novb.). — Heliod. Trusin (15. Okt.). — Ferner starben: Der seiner Zeit beliebte Clauren (Karl Heun) (2. Aug.). — Der Jugendschriftsteller Chr. v. Schmid (3. Sept.). — Buchhändler Gerold in Wien (23. Sept.). —

Schauspieler, Sänger ꝛc.: Korn, Hofschauspieler (23. Jän.). — Dir. Carl (15. Aug.). — Fl. Rettig (14. Sept.). — Kapellm. Ballin (Wien im Okt.). — Ferner: Rubini (2. März). — Mad. Sonntag (Gräfin Rossi) (17. Juni). Charles Kemble (Nov.).

Banquiers, Großhändler, Fabrikanten: Jos. Halla (Prag, 2. Juni). — Siegm. v. Werthheimstein (Wien, 17. Juni). — Preßnitz (Szegedin im Juni). — Brüchl (Preßburg, 1. Aug.). — Oppenheim (Pest, 25. Dezb.). — Fr. Leitenberger (29. Sept.). Ferner: Aler. Rothschild (Neapel im März). — v. Werthheim (Baden, 22. Juli). — Hope (Amsterdam, 14. März).

Theaterrevue.

Die Uebersicht der im Monate Dezember 1854 auf der Prager Bühne gegebenen Stücke zeigt uns folgende Novitäten: „Der Tannhäuser" große dramatische Oper von Richard Wagner (dieses Stück wurde wol schon im November aufgeführt, behielt aber noch das volle Interesse der Neuheit); „Pitt und Fox," historisches Lustspiel von Gottschall; „Ein gutes Herz," Lustspiel von Wilhelmi; „Dienstboten," Lustspiel von Roderich Benedix, und endlich: „Ein Hausmeister aus der Vorstadt" Posse von Langer. Unter den angeführten Stücken ist der „Tannhäuser" unbedingt das hervorragendste. Wagner hat mit diesem Werke einen großen Wurf gethan, er führte damit seine Ansicht, die Oper von dem leeren italienischen Geklingel zu emanzipiren, praktisch durch. Ob er und seine Nachfolger bei Verfolgung dieser Ansicht auch reussiren werden, das hängt von der Zukunft ab. Sie müssen sich nicht nur ein Publikum schaffen, sie müssen sich auch Sänger bilden. Bei dem Unwesen, wie es jetzt leider in der Oper eingerissen ist, hat man bei der Composition stets nur auf gefällige, leichte Melodien, und bei den Sängern auf eine volle, wohlklingende Stimme gesehen. War noch eine glänzende Ausstattung da, und für ein Ballet gesorgt, wo die Tänzer thurmhohe Sprünge machen konnten, so war Alles beisammen, was das Publikum wünschte, und die Häuser waren zum Erdrücken voll. Wagner aber ver-

Digitized by Google

langt von seinen Zuhörern gespannte Aufmerksamkeit, er erschüttert sie ohne sie zu unterhalten, er gibt in seinen Compositionen kein Thema für einen populären Walzer oder einen schwindelndmachenden Galopp, und entzieht also unsern Dandy's die willkommene Gelegenheit, bei den ersten Klängen des Orchesters im Ballsale und während des Handschuhanziehens den Tänzerinen zuzuflüstern: „Himmlisch, superb, der genialе Verdi! War auch bei dieser Oper; der Platz in der Fremdenloge hat mich drei Gulden und viele Rippenstöße gekostet, aber für die Kunst thun wir Gebildeten Alles!" — Das ist viel verlangt vom Publikum, von den Sängern fordert Wagner aber noch mehr. Wies ein erster Tenor mit voller, reiner Bruststimme soll auch die Hände bewegen lernen, und ein Baßist, dessen dreifach gestrichenes C die Trompetenklänge übertönt, soll sich um Spiel kümmern? Das ist in der That schaudervoll, ganz abgesehen von den Primadonnen, die nicht kokettiren und nicht launeln, sondern empfinden und agiren sollen. — Was wir da geäußert, soll keineswegs einen speziellen Bezug auf unsere Bühnenzustände haben. Wir müssen es vielmehr hier anerkennend erwähnen, wie Herr Direktor Stöger alle Vorurtheile überwunden und mit großen Opfern das Wagner'sche Tonwerk mit sehr splendider Ausstattung zur Aufführung gebracht, und in seinen Bemühungen von den Darstellern auf überraschende Weise unterstützt wurde. Der „Tannhäuser" hat hier bereits sechs übervolle Häuser gemacht, und hat alle Aussicht, trotz seiner ernsten Tendenz ein gutes Kassestück auf unserer Bühne zu werden. — Wir wollen hier noch flüchtig die andern in diesem Monate im hiesigen Theater zur Aufführung gelangten Opern erwähnen. Halévy's gefällige Composition: „Die Musquetiere der Königin" wurde zum Vortheile der beliebten und äußerst bescheidenen zweiten Primadonna, Frl. v. Bracht, neu einstudirt gegeben und hat sehr angesprochen. Außerdem waren noch die zwei berühmten Tonwerke des göttlichen Mozart: „Die Hochzeit des Figaro" und „Don Juan," wie die herrliche Oper Meyerbeers: „Robert der Teufel," letztere zum Vortheile unseres vortrefflichen Baßisten, Hrn. Dr. Schmid, auf dem Repertoir. — „Pitt und Fox" Lustspiel von Gottschall, wurde zum Benefize unseres Kunstveteranen Herrn Fischer gegeben. Gottschall liefert darin eine geisteiche Skizze des englischen Lebens, untermischt mit einer leicht geschürzten, aber zu lang ausgesponnenen Intrigue. Uebrigens ist das Lustspiel unter den andern in diesem Monate aufgeführten das beste. Wilhelmi's Stück bietet manche komische Situation und manche witzige Pointe, enthält aber zuviel abgebrauchtes Element. Benedix hat in seinen „Dienstboten" nur gelungene Genrebilder ohne Zusammenhang, aber keine Charaktere und keine Handlung. Der „Hausmeister aus der Vorstadt" schließe den Reigen der Novitäten und müssen wir dieses Langer'sche Machwerk als herzlich schlecht bezeichnen. — Von erwähnenswerthen Vorstellungen in diesem Monate sind nur noch die Gastdarstellungen des Frl. Schwelle in „Deborah," „Kabale und Liebe," „Sonnenwendhof," „Mathilde" und „Egmont" zu nennen, in denen sich das Fräulein zumeist auf einem anständigen Niveau erhielt.

Historischer Monats-Kalender.

Jänner.

Am 1. Jänner 1718 erhielt der berühmte Schauspieler Brockmann in Berlin eine auf ihn geprägte silberne Schaumünze.

— 2. — 1781 wurde das Leopoldstädter Theater als erstes privilegirtes Theater eröffnet. — 1835 starb der seiner Zeit beliebte humoristische Schriftsteller Longbein. — 1851 einigten sich Oesterreich und Preußen über die deutsche Centralgewalt.

— 3. — 3843 nach Erschaffung der Welt oder 109 vor Christo, 648 nach Erbauung Roms, wurde der große Redner M. T. Cicero geboren. — 1752 starb der ausgezeichnete Historiker Johann von Müller. — 1786 starb der berühmte vaterländische Komponist J. Chr. Schneider zu Waltersdorf.

— 4. — 1720 ward der berühmte Komponist J. Agricola geboren.

— 5. — 1066 starb Eduard der Bekenner von England. — 1762 starb Kaiserin Kathoxina von Rußland. — 1805 starb der deutsche Dichter, Klavierspieler und Improvisator Gottl. W. Burmann, im äußersten Elend. — 1849 wurde Ofen von den Kaiserlichen unter F. M. Fürsten Windischgrätz wieder besetzt.

— 6. — 1575 wurde die Universität Leyden gestiftet. — 1831 starb Rud. Kreutzer, Stifter der französischen Violinschule am Pariser Konservatorium.

— 7. — 1767 wurde Jos. Bonaparte, Napoleons Bruder, geboren, der 1805 König von Sizilien, 1808 König von Spanien wurde. — 1812 ward Sigm. Thalberg geboren.

Am 8. Jänner 1198 wurde Papst Innozenz III. (Lothar Graf von Segni) gewählt. — 1705 ließ Händl in Homburg seine erste Oper Almira aufführen. — 1763 wurde der Postmeister Denet geboren, der König Ludwig XVI. auf der Flucht zu St. Menehould festnehmen ließ. — 1816 starb der berühmte Staatsmann Fr. J. Albini.

— 9. — 1514 starb Anna von Bretagne. — 1744 starb Kardinal Fleury, Premierminister Ludwig XV.

— 10. — 1055 starb Herzog Bretislaw von Böhmen in Chrudim. — 1760 wurde der Komponist Jomelli geboren. — 1763 schloß Friedrich II. von Preußen Frieden mit Frankreich.

— 11. — 1531 wurde Ferdinand I. zu Aachen gekrönt. — 1721 Ferdinand Herzog von Braunschweig, Feldherr, geboren. — 1757 der berühmte Schauspieler Fleck geboren. — 1801 starb der Komponist Dom. Cimarosa in Venedig.

— 12. — 1522 wurde von einem schwäbischen Adeligen zum ersten Male das Lutherthum in Oesterreich gepredigt. — 1813 (in der Nacht auf den 13.) Wittenberg von den Russen unter General Tauenzien erstürmt. — 1829 starb der deutsche Kritiker und Schriftsteller Friedrich Schlegel.

— 13. — 1237 wurde Richard, Graf von Cornwallis, zum deutschen Kaiser gewählt. — 1773 das Manifest Rußlands, Oesterreichs und Preußens, die erste Theilung Polens betreffend, gegeben. — 1803 Ferd. Beckmann, Hofschauspieler, in Breslau geboren. — 1838 starb Ferd. Ries, Beethovens Lieblingsschüler.

— 14. — 1301 wurde Elisabeth, Tochter Andreas, von der Erbfolge ausgeschlossen. — 1756 die Kirchenbuße abgeschafft, — der dramatische Schriftsteller Bobe geboren.

— 15. — 1790 ward der berühmte Dichter Grillparzer geboren. — 1848 der Tagesbefehl Radetzky an die italienische Armee gegeben.

— 16. — 1707 wurde Carlo Goldoni zu Venedig geboren, der 2000 Theaterstücke schrieb. — 1733 gab Josef II. das Ehepatent. — 1815 starb Lady Hamilton, Nelsons Geliebte.

— 17. — 1642 ward die Schlacht bei Kempen geschlagen. — 1706 Franklin geboren.

— 18. — 1772 wurde Fried. Schiller als Militär-Eleve in die Karlsschule aufgenommen. — 1803 starb die berühmte französische Schauspielerin Clairon.

— 19. — 1576 starb der Meistersänger Hans Sachs. — 1821 starb der Dichter Chr. Graf Stolberg. — 1849 beschloß das deutsche Parlament, ein Reichsoberhaupt zu wählen.

— 20. — 1666 starb Marie Anna von Oesterreich, Gemalin Ludwig XIII. — 1779 wurde der berühmte englische Schauspieler David Garrik geboren. — 1781 der ausgezeichnete Historiograph Freiherr von Hormayr geboren. — 1842 starb die k. k. Hofschauspielerin Sophie Koberwein.

— 21. — 1794 wurde der Dichter L. A. Follen geboren.

— 22. — 1788 wurde Lord Byron geboren.

— 23. — 1516 wurde Ferdinand V. von Arragonien, der Katholische geboren. — 1831 legte Chlopicki die Diktatorswürde nieder.

— 24. — 1712 wurde Friedrich der Große von Preußen geboren. — 1755 der Dichter Klinger geboren. — 1814 war das Gefecht bei Bar sur Aube. — 1831 starb August Klingemann.

— 25. — 1588 wurde E. H. Mor von Oesterreich bei Bitschin in Schlesien von den Polen geschlagen und gefangen. — 1793 starb der französische Marschall Charles Dumouriez. — 1802 nahm die Cisalpinische Republik den Namen der italienischen an.

— 26. — 1781 wurde der Dichter Achim von Arnim geboren. — 1783 die Schriftstellerin Helmine von Chezy geboren. — 1807 die Schlacht bei Eylau geschlagen.

— 27. — 1547 starb Anna, Gemalin Ferdinand I. Königs von Böhmen. — 1781 wurde der Dichter Chamisso geboren. — 1810 Andreas Hofer von den Franzosen gefangen. — 1822 Griechenland für unabhängig erklärt.

— 28. — 1792 starb der berühmte Komponist Louis Herold, von dem „Zampa" und mehrere Opern sind.

— 29. — 1720 wurde der Stockholmer Friede geschlossen. — 1749 Christian VII. von Dänemark geboren. — 1784 der Komponist D. F. Auber geboren. — 1824 Maria Louise Gräfin Albony, die Geliebte des Dichters Alfieri, geboren.

— 30. — 1646 wurde Karl I. von Schottland, wohin er sich geflüchtet, ausgeliefert.

Digitized by Google

Am 31. Jänner 1797 wurde der Liederkomponist Fr. Schubert geboren. — 1801 starb der Bildhauer L. Carrachi als Verschwörer gegen Napoleon auf dem Blutgerüste.

Sanitäts-Bulletin.

In Prag sowie in ganz Böhmen hat sich der schreckliche Gast, die Cholera, noch nicht gezeigt. In Wien hat die Epidemie ihren verheerenden Charakter verloren, wenn sie auch noch nicht als gänzlich erloschen erklärt werden kann. Seit deren Ausbruche daselbst bis Ende Dezember sind 5180 Personen erkrankt, 3110 genesen, 1833 gestorben — eine Ziffer, die zu der so reichen Bevölkerung der Hauptstadt gehalten, in der That als höchst gering, ja unbedeutend erscheint. Die hohe Sanitätskommission, welche mit unermüdlicher Sorgfalt wirkt, hat ihre wahrhaft heilsame Thätigkeit nicht eingestellt. Die Festtage und die Zeit des Karnevals, die so viel Gelegenheit zu Exzessen und Diätfehlern bieten, sollen das Vorhandensein der Epidemie nicht ganz vergessen lassen. Da das Miasma zu vernichten oder völlig unschädlich zu machen außer der menschlichen Kraft liegt, so handelt es sich vorzüglich um die Vermeidung veranlassender Ursachen, die mehr oder weniger in der Lebensweise eines jeden Einzelnen liegen. — In Tarnow sollen einzelne Cholerafälle vorgekommen sein. — In Toskana tritt die Epidemie nur gelinde auf, so daß auf 10,000 Personen ungefähr 50 Fälle zu nehmen sind. In Florenz zeigt sich die Cholera sporadisch (vereinzelt), ebenso in mehreren Distrikten des Herzogthums Modena; die Provinz Parma ist bis jetzt gänzlich befreit geblieben, am entschiedensten äußert sie sich in der Provinz Piacenza. — In München ist sie als erloschen erklärt, im November sind 93 Personen gestorben. — Schweden hat sie noch nicht völlig verlassen. Seit ihrem Beginne sind bis jetzt in Stockholm 1433 Personen erkrankt, 556 gestorben. — In Upsala hat sie gänzlich aufgehört, dagegen ist sie in Stadt Trosa und Nyköpingshehn neuerdings aufgetreten.

Briefkasten der Redaktion.

Das „Rösselsprung-Problem" im 11. Hefte des vorigen Jahrgangs „Erinnerungen" haben nachträglich noch richtig gelöst: Hr. Ignaz Lang in Pohlig. — Hr. Franz Chiaro in Wien. — Hr. Adolf Mannsberg in Kremsier (Mähren). — Hr. Moriz Löwy in Manetin.

☞ Wir ersuchen, den Umschlag des Heftes beachten zu wollen.

Rösselsprung *).

Von Gustav Käffer.

		Be	wer	schon	helt	lich	nicht	en	zue		
		Die	tem	nem	mert	then	Feru	mög	ze		
Ziehn	her	mei	ruf	Mit	ja	Steen	sei	en	zu	nicht	Tod
felt	voll	Sinn	längst	häm	fei	de	Ihr	Sou	nicht	Nutz	lot
de	sie	schwer	Ta	es	din	Zehn	Zu	Nicht	Euch	er	beit
Be	vom	kann	da	te	Wee	winst	Tag	fach	Ar	weit	zum
wu	Berg	ges	ein	Zum	die	sie	frei	lo	zu	tel	sah
licht	em	Gang	ten	Sho	Im	liegt	Er	zue	ren	Koh	Lohn
leu	sich	Wa	Tiel	deen	schmiegt	Ein	der	lich	Flötz	ge	leuch
Raum	fern	te	Me	kaum	im	ze	Zum	blick	Wem	en	wo
		un	oft	nu	föe	Er	Au	ten	spär		
		talt	Sie	ten	mals	tin	fur	de	gen		

Die erste Hälfte vorstehenden Rösselsprungs mit deutschen Lettern enthält eine Frage, die zweite mit lateinischen Lettern deren Beantwortung.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung einsenden, werden im kommenden Hefte genannt werden. D. R.

Pariser Moden Nr. I.

1. Kleid von Taffet mit drei schottischen abgepaßten Volants; Mantel von Damentuch mit Pallototleib und großem Kragen, der die Aermel bilder, vorn durch Patten und Knöpfe zusammengehalten und ringsherum durch Sammtstreifen ausgeputzt; Spitzen-Unterärmel; Muff von Marder; Zughut von Atlas, mit Spitzen ausgeputzt.

2. Kleid von abgepaßtem Taffet mit Rosetten und Borten von Plüsch, auf dem Rock kein Aufputz; hohe Schoßleibchen mit einer Borte gleich jenen auf dem Rock und Revers; enge Aermel mit drei großen Zacken und weißen Spitzen-Unterärmeln; Kragen Ludwig XIII. mit der Nadel gearbeitet; Mantel von schwarzem Sammt, reich gestickt; Zughut von ungerissenem Sammt mit Sammtgeflechten.

3. Kleid von Taffet mit Schößchenleibchen, das mit schwarzen Sammtbändern besetzt ist und zwei großen Volants auf dem Rocke, die ebenfalls mit schmalen Sammtbändern besetzt sind; Kragenmantel vom Kleidstoffe, vorn zusammengeknüpft und aufgeputzt mit schwarzen Sammtstreifen und Knöpfen; weiße offene Unterärmel, Hut von Atlas, auf und unter dem Schirme mit Blumen, an den Wangen zuweilen mit schwarzen Sammtschleifen aufgeputzt.

4. Kleid von Taffet mit zwei großen Volants, unten mit Plüschband besetzt; Schoßleibchen, mit Plüschband garnirt, und halblange unten herum mit Plüsch garnirte Aermel; Schamyl-Mantel von Sammt mit ombrirtem Velourinéplüsch und Troddelknöpfen besetzt. Pompadourhut von weißer und schwarzer Blonde, Band, Federn und Blumen.

Bilder-Magazin.

Definitionen.

Was iſt der Menſch?

Der Menſch iſt das Meiſterſtück der Schöpfung.

Was iſt das Weib?

Das Weib iſt die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes.

Was iſt die Philoſophie?

Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft, welche uns lehrt unſere Leidenſchaft beherrſchen.

Was iſt die Arithmetik?

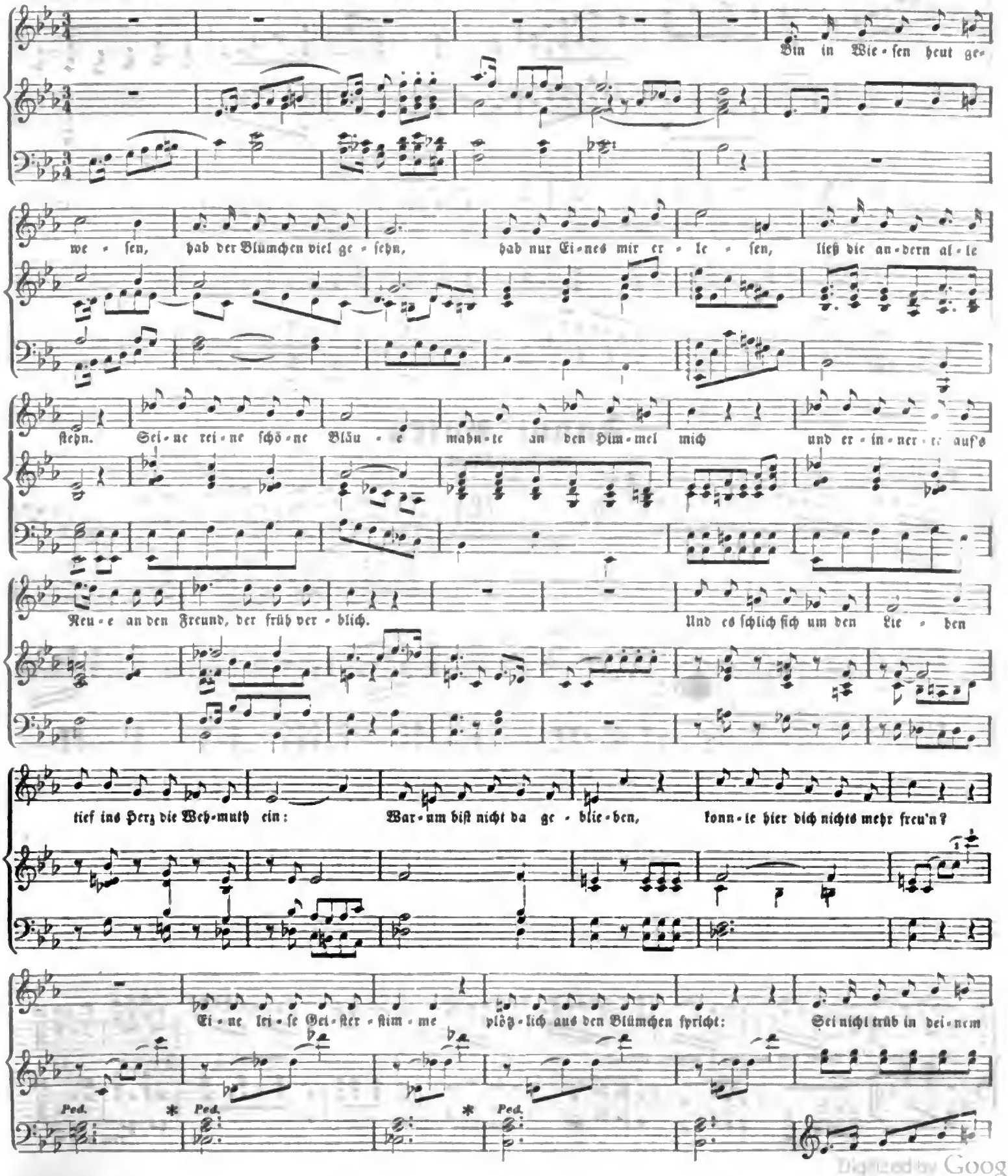
Die Arithmetik iſt die Kunſt des Addirens und Subtrahirens.

Digitized by Google

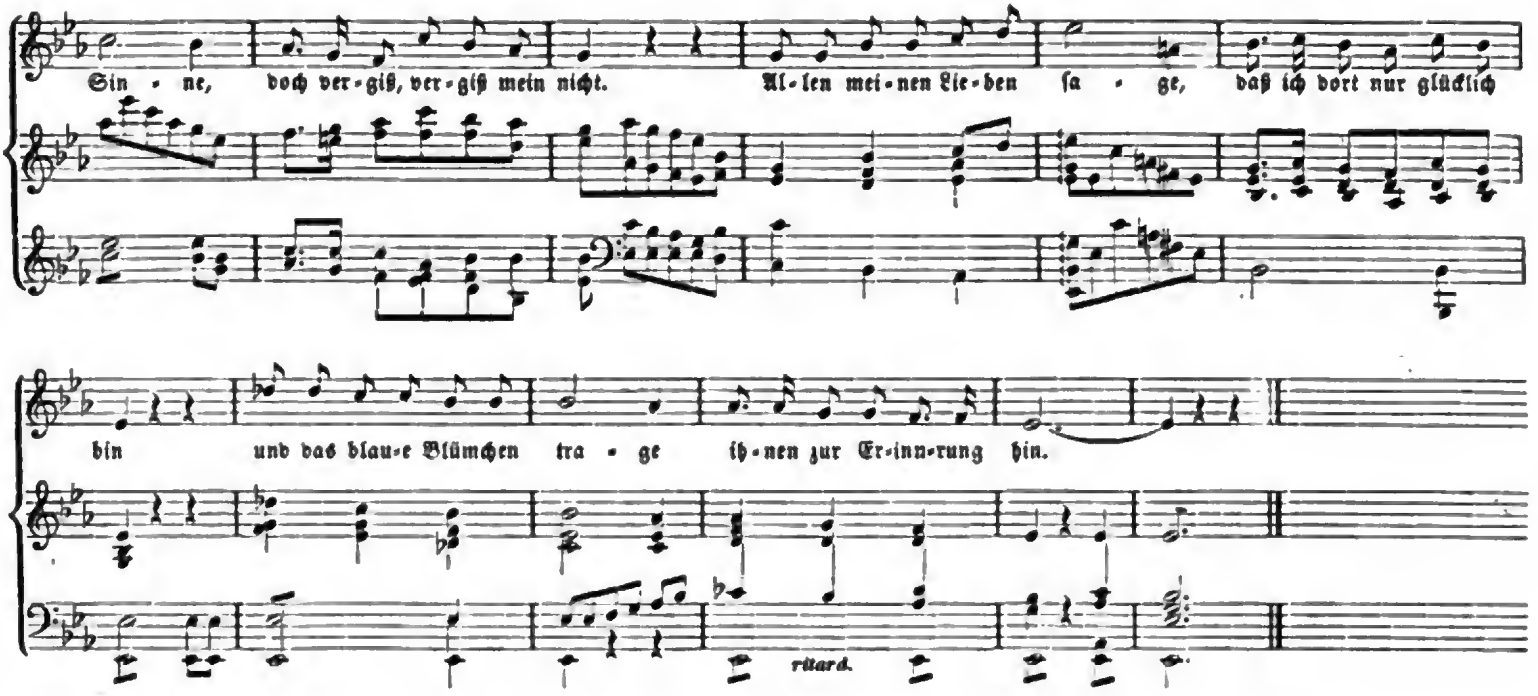
Digitized by Google

Vergiß mein nicht!

Moderato. Worte von Schmidt. — Musik von F. A. Vogl.

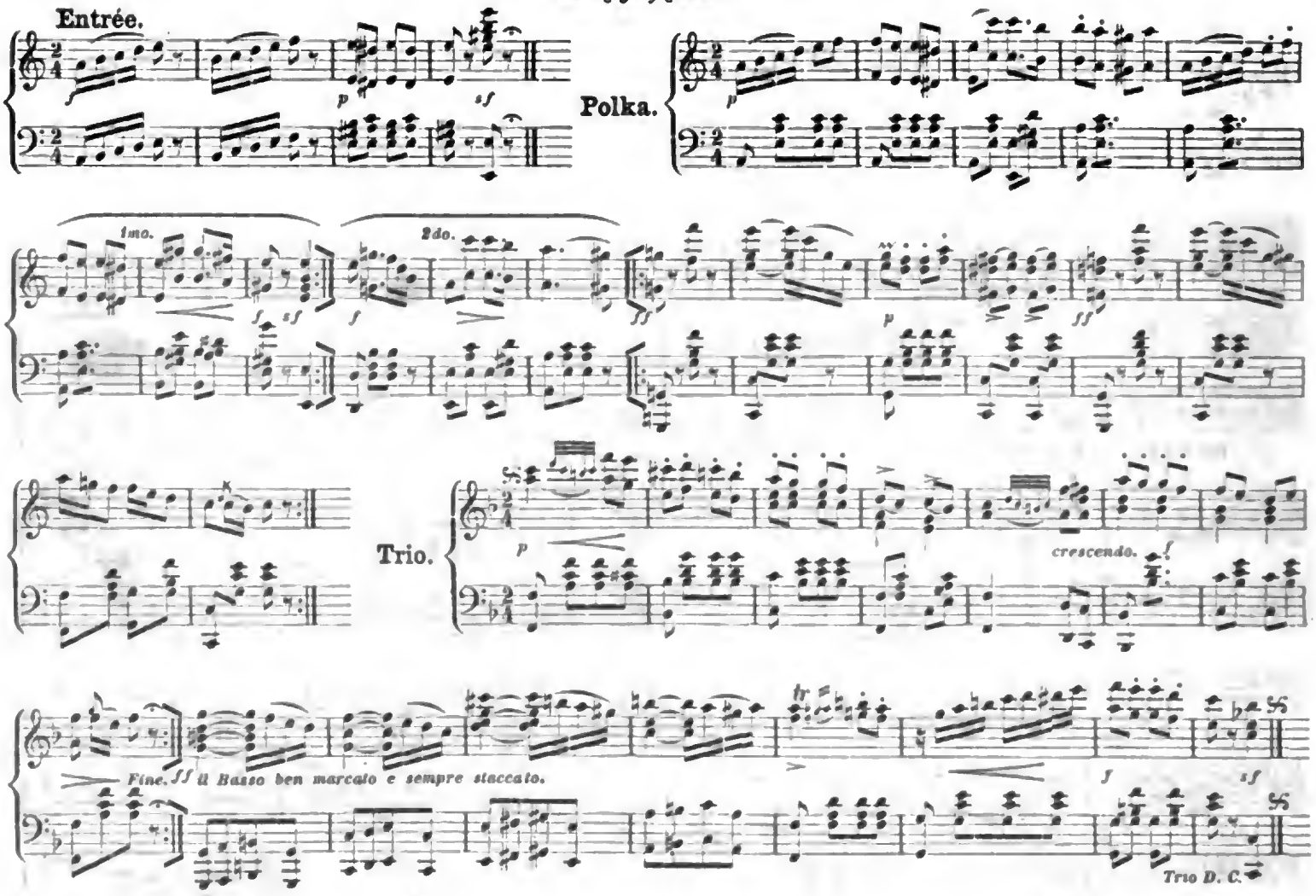


Digitized by Google



Fanni-Polka

von Ignaz Jelinek.



Digitized by Google

Schlechte Gesellschaft.

Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lux.
(Fortsetzung.)

IV.

Zodik, der in Minnas Wohnung geeilt war, um die zurückgelassenen Güter der flüchtigen Verrätherin zu konfisziren, hatte inzwischen eine entsetzliche Szene erlebt. Nachdem er alle Thüren verriegelt, durchschaute er mit klugem, prüfendem Auge jedes Effekt, notirte es, Stück für Stück mit dem angenommenen Werthe in seine Brieftasche, und obgleich ihn sein Schätzungstalent überzeugte, daß Alles kaum den kleinsten Theil seiner Forderungen an Minna decke, schleppte er es doch auf einen Haufen in die Mitte des Zimmers zusammen. So vorsichtig Zodik sonst auch in ähnlichen Fällen war und sich mit sklavischer Unterwürfigkeit an den Buchstaben des Gesetzes hielt, so war ihm doch diesmal der Weg zu Klage und Gericht für die kurze Zeit und den sehr kritischen Fall zu lange, und er nahm sich ohne alle Umstände selbst das Pfandrecht. Länger als eine Stunde lugte er hinter dem Fenstervorhang in großer Ungeduld hervor, ohne Jemand zu sehen, mit dem er das dringende Geschäft abmachen konnte. Endlich kam der „Handerl" Aron daher, eines der vollendeten Schmutzexemplare, die der jüdische Schacherstand in die Handelswelt schickt, sich überall umschauend, in jede Hausflur, in jeden Laden, in jedes Erdgeschoßfenster sein „Nichts zu handeln" kreischend, jede Magd, die einen Korb, jeden Lehrjungen, der einen Pack trug, anlockend; kaum die Last seines Alters erschleppend, drohte er jeden Augenblick zusammen zu sinken. Als er Zodik am Fenster ihm zuwinken sah, da wurde der Greis plötzlich jung, das erloschene Auge flammte wieder auf, flüchtigen Schrittes, als triebe ihn ein wüthender Hund, eilte er hinauf, und ehe noch Zodik zur Thüre kam, um aufzusperren, war Aron schon da und rüttelte an der Klinke mit einem solchen Ungestüm, als — gäbe es Etwas zu schachern.

„Bist Du's, Aron?" frug Zodik vorsichthalber, während er den Riegel wegschob.

„Ob ich's bin," antwortete Aron und war schon im Zimmer und die Thüre hinter ihm geschlossen.

„Herr von Zodikleben! auch einmal was für mich?" versetzte Aron, dem die Augen beim Anblick der Waare vor Begierde funkelten. „Woll'n mich auch einmal leben lassen! Gott stärk' Sie dafür! Ich bin e armer alter Mann."

„Mach' Aron, schau' Dir die Waare an, aber schnell!" trieb ihn Zodik, jeder Fratze folgend, die der scharf untersuchende Aron je nach Befund, mehr oder weniger geschnitten.

„Nun?! Was sagst Du zu den Servietten, zum Geschirr, zu die Möbel? Weiß' Gott, ein nobles Stück Waar'!"

„Herr von Zodikleben!" entgegnete Aron, der seinen Ueberschlag schon fertig hatte, mit einem schlauen Lächeln: „Verzeih'n Sie, ist die Waar' reell oder zweideutig? Das müssen Sie wissen, das ändert die Sach' gewaltig. Mir scheint —"

„Die Fräul'n, die hier gewohnt, — verkümmern soll sie, wie ich dabei verkümmern muß — ist mir ein schweres Stück Geld schuldig geblieben," erklärte ihm Zodik, „und ist auf und davon. — Hals brechen soll sie unterwegs! — ich hab' mich gepfändet."

„Sie hab'n sich gepfändet? Das müssen Sie wissen, dann ist die Sach' gewaltig zweideutig."

„Was zweideutig oder nicht zweideutig! die Waar' ist reell, Du machst ein feineres Geschäft als ich. Nun, wie schätzest Du es?"

Aron besah sich noch einmal Alles in der Eile, und doch mit einer Genauigkeit, der kein Fleckchen, kein Sprüngchen, kein Ritzchen, nicht der leiseste Makel entging, und so zögernd, als ob er, während er den Anbot machte, noch einmal Alles berechnete, und mit einer Besorgniß, als spräche er ein Todesurtheil, dessen Verantwortlichkeit nur einzig auf ihm berube, antwortete er: „Zwanzig Gülden Conventions-Münz'!!!"

Der jähzornige Zodik war über den schlechten Anbot so ergrimmt, daß er den alten Aron an der Brust packte, krächzend: „Schuft was Du bist! Soll mir Gott helfen, was Du für ein Schuft bist!"

Aber schon beim ersten Rüttler, dem noch derbere zu folgen drohten, blieb ihm der ganze Besatz des Rockes, wie er ihn erfaßt, in den Händen, und Aron knickte wie ein dürres Rohr zusammen. Zodik gerieth darüber in arge Verlegenheit, bückte sich rasch zu Aron und wollte ihm, nicht aus Mitleid, sondern aus Furcht überrascht zu werden, aufhelfen; doch Aron, der mehr über den Riß an seinem einzigen Rocke wie über sein Niederfallen einen Schrei des Schreckens ausgestoßen hatte, schmunzelte wieder, als ihm Zodik die Hand reichte, und bat nur Zodik inständig, ihn einen Augenblick von dem Schrecken auf der Erde ausruhen zu lassen. Aron war an derlei Mißhandlungen so gewöhnt, daß sie nur, wenn sie plötzlich kamen, ihn überraschten.

„Nun Aron," begann Zodik in milderem Tone; „hast Du Dir es besser überlegt? Ich sag' Dir, Du machst da ein Geschäft, lukrativ, einzig! Besinn' Dich nicht lang, die Zeit ist kurz. Nu?"

„Das sagen Sie," versetzte Aron, der den abgerissenen fadenscheinigen Besatz mit traurigem Gesicht betrachtete, ihn einige Male an seine frühere Stelle angepaßt und dann mit einem Seufzer in die Tasche gesteckt hatte. „Ich sag' Ihnen aber, für Sie ist das e Profit, für mich ist es e reiner Häfig (Schaden). Sie müssen doch wissen, die Waar' ist zweideutig."

Zodiks queckfilberner Jähzorn wollte schon wieder losbrechen, aber Aron saß noch auf der Erde, die Klugheit gebot Mäßigung, und Aron keinen der verschlingenden Blicke von den Sachen abwendend fuhr fort: „Zwanzig Gülden ist e schöner Anbot! Sie müssen doch wissen, so e zweideu-

Digitized by Google

tige Waar' muß doch neun Jahr liegen. Neun Jahr, Gott, welche Zeit! — Weiß Gott, mehr kann ich nicht! Ich zwing' mich dazu, weil Sie leben und leben lassen. — Sie müssen wissen, ich bin nur der Sensal vom Herrn Wolf. Was kann mir das ganze Geschäft für e Schadchones (Zubringerlohn) eintragen?! Die Waar' ist verdächtig — neun Jahr sind auch lang — baar und gleich bezahlen auch — das ist e schwere Sach'."

„Was schwätzest Du von neun Jahr? So, oder so. Halt' mich nicht auf, mach'!"

„Seh'n Sie, wenn Sie das nicht wissen?! Weil Sie sind Einer von die Unsern, will ich Ihnen vertrau'n. Unter uns — Sie müssen wissen ...."

„Ich weiß nicht," wandte Zodik unwillig ein, den das Geschwätz ärgerte.

„Sie müssen wissen," fing Aron wieder an, der sich in seinem Konzept nicht stören ließ: „Bei uns ist e großartige Einrichtung; für die zweideutige, für die gewisse gerappste Waar' haben wir große geheime Archiv gerad wie im Versatzamt, so groß und so versteckt; da bleiben nu die Effekten neun Jahr liegen — neun Jahr, Gott, ist das e Zeit! — neun Jahr, bis sie verfallen sein. Nun müssen Sie wissen, wir haben e großes Verfallzeitsbüchel, das hat uns der große Buchhalter, der bei die Itzischen draußen in der Fabrik Geschäftsführer und Magazinär war ... er heißt .... Gott wie heißt er? ... er war auch der Chosen (Bräutigam) von der Resi von der Itzischen, hat sich aber zu wenig eingelassen mit ihr ... Gott wie heißt er nur? ... Auf der Zung' hab' ich ihn .. weiß Gott ich bring' ihn nit herunter ... der hat uns das großartig eingericht't, wie bei e Banquier. — Gott! das ist einzig, was wir da für e Waar' haben aus die nobelsten Häuser, lauter Kabinetsstück: Goldene Jüvelen, von Nümero Drei bis herunter zum feinsten Messing; Silber ganze Service von die sechzenlöthige bis zum Pakfong; echte Stein', und falsche wie die echte; feine Wäsch', lauter Battist von Hausleinwand, nicht e Faden Baumwoll'; Wollkleider von Sammt; Pantalons, Fräks nach alle Moden seit zwanzig Jahr von e Tuch, nichts als Spiegel; Komisüniformen für lauter Stabsoffizier' — — Gott weiß was noch Alles! Ich sag' Ihne, das ist e Pracht, daß Einem die Augen überlaufen! Und neun Jahr' von dem Tag des Kaufs, versteh'n Sie? nach neun Jahr', an demselben Tag, geht erst die Schore (Waare) mit aller Vorsicht in die Welt, unter die Leut' — seh'n Sie mein lieber Herr von Zodikleben, kann ich mehr geben? Das ist neun Jahr e todtes Kapital" (und er zeigte mit traurigem doch begehrlichem Blick auf die vor ihm liegenden aufgehäuften Sachen). „E todtes Kapital ist wie e Stoppelfeld; e grauser, trauriger Anblick ... es trägt kein' Wiener Interessen ... und macht großartige Aengsten. Von die Aengsten muß man doch auch Zinsen rechnen, die fressen am Gesundheitskapital, und Gesundheit, soll mich Gott erhalten! ist e Geschenk Gottes.... Nu, Herr von Zodikleben, machen Sie e Geschäft, haben Sie Rachmones (Herzleid) mit mir! Sie thun e gutes Werk, weiß Gott, e gutes Werk an meine Kinder!"

Zodiks Wuth brach wieder los und er bückte sich nochmals zu Aron, faßte ihn am Kragen, der bald mit dem Besatz ein gleiches Loos getheilt hätte, und zog ihn in die Höhe: „Jetzt mach', daß Du fortkommst, sonst werf' ich Dich über die Stieg' herunter, alter Ganew (Spitzbube)."

Aron stand wieder auf den Beinen, verzerrte aber sein Gesicht und rieß den von Schnupftabak eingerahmten Mund so fürchterlich auf, daß Zodik, ein Geschrei befürchtend, wieder von ihm abließ.

„Gott sei gelobt, daß ich wieder steh'!" hub Aron an und befühlte ängstlich seinen Rockkragen; „hat mir schon das viele Liegen auf der Erd' Schweiß und Angst ausgetrieben. — Nu, nichts für ungut. Ihr ist die Waar', mein ist das Geld. Bleiben Sie mir gewogen!" empfahl sich Aron mit einem trüben Abschiedsblick auf die Sachen und ging in die Küche.

Während Zodik an's Fenster eilte, um einen andern „Handerl" zu erspähen, kam Aron wieder zurück, steckte den Kopf zwischen die Thüre und streckte seine Hand, fünf Stück Fünfgulden-Banknoten anlockend haltend in's Zimmer hinein, indem er rief: „Fünfundzwanzig Gülden baar Geld! — — Herr von Zodikleben, mehr kann ich nicht! Soll'n mir meine Weiber leben, ich verdien' kein' Pöm (Groschen) dabei! Laß'n Sie mich auch was verdienen."

„Fünfzig Gulden Münz', wenn Du geben willst!"

„Soll'n Sie mir gesünd bleib'n, ich kann nit. Ich will Ihne berechne, Sie werd'n seh'n, reiner Häsig."

„Also mach' fort! Ich hab' schon einen Andern. Mit Euch Bagage soll man sich gar nicht einlassen."

„Nu, nichts für ungut. Bleib'n Sie mir gewogen!" bat ihn Aron, der eiligst noch einmal Alles durchvisitirt und berechnet. „Ja, wenn das Alles reell wär'! Aber die Waar' muß liegen und geht kapore. Neun Jah'r! ich bring' die fünfundzwanzig Gülden nicht heraus. ...."

Nach einer kleinen Pause, in der Zodik ungeduldig vom Fenster hinuterſah und Aron mit sich selbst handelte und stritt, trat Aron listig schmunzelnd zu Zodik: „Nu, wissen Sie was: Sie müssen wissen, ich will leben und laß leben. Sie soll'n ka Häsig haben und ich nit; ich geb' Ihne Dreißig Gülden Die ganze Waar', wie sie liegt und steht, kost't fünkelnagelneu nit mehr. Soll'n mir meine Kinder gesünd sein, ich kann nit mehr!"

„Keinen Dreier weniger als fünfzig Gulden!" versetzte Zodik, der unruhig im Zimmer umherlief; „mach' fort, es ist die höchste Zeit! Soll mir Gott helfen, wie man uns noch überrascht!"

„Seh'n Sie also," versicherte Aron; „daß ich Recht hab', daß die Waar' zweideutig ist?! Dreißig Gülden, weiß Gott, mehr nit! Ein Schuft, wer mehr giebt!"

So ging das Schachern fort. Zodik, um Aron und die Sachen los zu werden, ließ ein paar Gulden nach und drang auf Eile, während Aron noch Alles mehrmals zusammennehmend und wieder über'n Haufen werfend Anfangs „Gulden-", dann „halbe Gulden-"weise, mit sich selbst schacherud, zugab. Endlich, nachdem fast eine halbe Stunde so vergangen, rief Aron mit einem Gesicht, als würde er Zodik reich machen:

„Verzig Gülden Banknoten!"

Der Schweiß lag ihm auf der Stirn und die Augen fieberten ihm, als er aus einem Lederpaquet, das er unter'm Hemd um den Leib gebunden trug, noch fünfzehn Gulden Banknoten mit zitternden Händen hervornahm und die acht Stück Banknoten mit überaus ängstlicher Vorsichtigkeit am Tische, ein Stück nach dem andern, zuzählte. Zodik war lange uneinig, ob er das Geld nehmen sollte; er trat zum Tisch, ließ eine Note nach der andern durch die Hand gleiten, und legte sie auf ein Häufchen. Da wie ein Blitz aus hei-

Digitized by Google

terem Himmel erhob sich draußen plötzlich ein heilloses Gepolter, das sich, gleich einem dumpfen Gewitter, über die Stiege hinaufrollte; ein Chaos von keifenden, kreischenden und brüllenden Stimmen, vom Bierbaß bis zum Kinderdiskant hinauf, schlugen an die Ohren Zodiks und Arons; und während Ersterer, trotz des Schreckens noch immer unschlüssig die Hand nach dem Gelde ausstreckte und wieder zurückzog, und Aron in seiner Angst, wie die Henne die schützenden Flügel über die Küchlein ausbreitet, alle die Sachen mit seinen Armen umschließen wollte, schlug es schon wie furchtbarer Donner an die Thüre.

Zodik und Aron, beide von panischem Schrecken erfaßt, sprangen mit Einem Satze zum Tische und griffen vor Hast zitternd nach dem Gelde; jeder hielt wie krampfhaft, den Andern mit durchbohrenden Blicken messend, die eine Hälfte des Häufchens fest, keiner wollte loslassen, keiner Gewalt brauchen, da — — — ächzte die Thüre unter dem gewaltigen Andrang, die Fugen krachten, das Schloß sprang, die Thürflügel schlugen an die Wand und .... die Gläubiger Minnas hielten unter einem ohrenzerreißenden Halloh ihren skandalösen Einzug.

Zwei Schusterbuben, echte Prototyps dieser Spezies von Rangen, jeder mit einem Conto in der Hand, hüpften unter Bocksprüngen herein, den Zug gleichsam würdig eröffnend. Nun folgte ein vierschrötiges Milchweib, das selbst so aussah, als ob es täglich dreimal gemolken werden müßte, eine ziemlich vollgeschriebene Schiefertafel in der erhobenen Faust haltend. Ihr folgten zwei schwerfällige Schlächterjungen, beide noch blutjung, doch wahre Mordkerle, die sehr zweideutig mit ihrem blanken am Riemen hängenden Stahl in der Luft herumhieben. Dann kam der gravitätisch einherstolzirende Friseur X., der in der Stadt dadurch zu Kundschaften kam, daß er sich vor einigen Monaten sein ganzes langes Rabenhaar, das an Schönheit nicht seines Gleichen hatte, abrasiren ließ. Man erzählte sich, eine alte hochgestellte Dame hätte dieses prachtvolle Haar von ihm gewünscht, ihm eine hohe Summe angeboten, wenn er damit eine Tour auf das kahle Hauptgebirge ihres Geliebten, auf dem nur wenig rothes Moos zu Berge stand, unternehmen wollte; und er habe diese Tour gemacht. Seit jener Zeit ist er ein mobiler Auslagskasten, bedient sich seines Kopfes als Perückenstock, und trägt fast jede Woche eine andere Tour von anderem Schnitt und anderer Farbe zur Schau und Auswahl. So sah er heute in seiner Perücke von schneeweißem Haar wie ein Greis aus, während er vor wenigen Tagen mit hellblonden Locken einem Lafontaineschen Schäfer nicht unähnlich sah. Dieser junge Friseur verdiente in den Annalen spekulativer Industrie nicht mit Schweigen übergangen zu werden. —

Ihm folgte ihm Zuge der alleweil betrunkene Hausmeister an der Seite der alten vertrockneten Wäscherin. Ersterem schuldete Minna für den Schmutz ihrer Verehrer, Letzterer für den halbjährigen eigenen Schmutz; Ersterer konnte vor Ueberraschung die angelweit aufgerissenen Mund- und Augenpforten nicht schließen, nicht einmal die zahllosen Schimpfe, die seine Enttäuschung ausgebrütet, loslassen, Letztere kreuzigte sich und schüttelte ihren Jammer in derben Flüchen ab.

Nun schwebten vier rauschende, voluminöse, aber auffallend kurze Reifröcke herein, unter denen sich die Hennenfüßlein wie Hämmerchen in Glocken bewegten. Aus ihren Strohhütchen guckten Physiognomien, denen man es beim ersten Blick ansah, daß sie jenen Ständen angehörten, die ihre Existenz schlaflosen Nächten verdanken und sich schlechtweg „Putzmacherinen" nennen. Auch diese erhoben ein Geschnatter, als gäbe es ein zweites Kapitol zu retten.

Endlich wälzte sich die kolossale gemästete Gestalt des Wirths vom „großen Bären" herein, umgeben von seinen Kellerburschen, die wie seine Ableger aussahen. Der Wirth vom „großen Bären" war ein so origineller Kauz, daß auch er ein kleines Dagnerreotyp verdient. Figur hatte er eigentlich keine. Es war ein ungeheurer Fleischklumpen, der auf zwei dünnen Füßen nicht am besten ruhte und dem die zwei beschenkelten Arme als Henkel dienten. War sein enormer Bauch, der zu springen drohte und von dem er oft mit traurigem Lächeln meinte, er würde ihm bald Reifen anlegen müssen, ein ganzer Bierkeller, glich sein strobbliger Kopf, dessen Gesicht vor Völle aus dem Leim zu gehen schien, einem Heuboden, auf dem eine juchtene Lederkappe stattlich wie ein rothes Dach saß; so war seine furcht- und fruchtbare Nase, auf der über Nacht nach jeder großen Bierüberschwemmung Pilze wie junge Nasen aufschossen, einem Leuchtthurm nicht unähnlich, den man schon von weitem sah, ehe man noch von dem Bierhasen eine Spur bemerkte. Das Gasthaus führte wahrscheinlich nach ihm den Namen „zum großen Bären" schon deßhalb, weil er sich gerne in der Zucht der Zoten bewegte. —

Und dieser imposante Zug, der sich in seiner Anordnung mit den festlichsten Aufzügen großer Bühnen messen konnte, wurde erst mit dem allezeit getreuen Populus auf würdige Weise geschlossen.

Die Nachricht von Minnas Flucht war wie ein Allarmschlag schon in den frühesten Morgenstunden durch den Stadtbezirk gedrungen und trieb alle Gläubiger, die da wohnten, auf den Platz des Ereignisses. In dem geräumigen Hofe des Hauses hatten sie erst debattirt, was zu thun sei, und als der Wirth als Hausherr von Vorrechten sprach, die er habe, schrieen Alle: „Wer früher kommt, mahlt früher!" und stürzten über die Stiege hinauf. Machte sich schon der Aerger darüber, daß nicht Alle wenigstens gleichzeitig mit der Thüre in's Haus fallen konnten, in Schimpf und Rippenstößen Luft, so wechselten Alle vor Wuth die Farbe, als sie schon zwei Männer fanden, die bereits die traurige Verlassenschaft Minnas in Beschlag genommen hatten. Die Ueberraschung führte aber nur auf einen Augenblick Waffenstillstand ein, im nächsten fielen Alle mit Blitzesschnelle über den Haufen her, und nach einem nur kurzen Faust- und Wortkampfe hatte Jeder schon ein Stück erbeutet und stimmte ein heilloses Lamento über seine Verluste an. Aber wie veränderte sich die Scene, als sie die zwei Männer näher betrachteten! Zodik und Aron, mit dem Rücken gegen sie gekehrt, standen todtenblaß mit klappernden Zähnen wie erstarrt am Tische, und glotzten sich mit stieren Augen an. Zodik hielt noch immer seine rechte, Aron seine linke Hand wie in den Tisch gewurzelt auf dem Päckchen Banknoten, keiner wollte auslassen, keiner nachgeben. Alle Wuth war verschwunden und die tollste Lachlust hatte Alle ergriffen. Die jungen Fleischerknechte johlten, daß sich die „Putzmacherinen" wie im Wirbel kreisend die Ohren zuhielten, während sie doch auch ihr mehr als hinreichendes Contingent zu dem Höllenkonzerte beitrugen. Die Schusterbuben pfiffen wie tausend Ratten und schlugen dem Wirthe Purzelbäume über die Füsse. Die Wäscherin fiel in ihrem Lachkrampf dem Hausmeister um den Hals, dem Einzigen, der bei seiner Besoffenheit nur theilnamloses Publikum war. Dem Friseur sank vor Lachen die Perücke vom

Digitized by Google

Kopf, die der eine Schusterbube erwischte und der Wäscherin gewaltsam über die rothe Tüffelhaube zog. Der Wirth, der sich von seinen Kellerburschen wie ein Faß im Kreise drehen ließ, mußte fest gehalten werden, um den Schusterbuben zu widerstehen und nicht vor Lachen zu platzen. Das Milchweib war die Erste, deren Zwerchfell in Ebbe gerieth, denn der Hausmeister hatte sich ihrem Anliegen bald mit einem ungalanten Stoß widersetzt und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als die beiden Schusterbuben auf die Juden zu hetzen. Die Buben brauchten kein langes Anspornen, zwei Seidel Milch sollten gleich erworben sein, und wie Eichhörnchen sprang der Eine auf Zodiks, der andere auf Arons Rücken, ohne daß sich diese dagegen wehrten. Beide hielten die Banknoten fest und schienen sich um das, was hinter ihren Rücken vorging, nicht zu kümmern.

„Bravo! bravo!" kreischte der Wirth mit einer Stimme, als rieben sich die verrosteten Angeln eines alten Hausthors, und klatschte in die Fäuste, daß es wie Schüsse krachte, so oft es einem der Buben gelang, mit Einem Satze auf den Rücken Zodiks oder Arons zu springen und sich an ihrem Halse festzuklammern.

„Einzig!" fistelte der Friseur; „einzig! wie die Juden Lasten tragen und nicht muksen dürfen!"

„Bravo! bravo!" schrie das Milchweib und hielt sich vor Lachen die Seiten.

„Bravo! bravo!" zetterte der Chor und repetirte das frühere Gelächter.

„Einzig! fistelte wieder der Friseur, als es stille wurde, ermuntert durch den Beifall des Publikums; „einzig, was der Jude für ein Pfiffikus ist. Er wird vom Christen gedrückt und läßt doch dabei den Christen aufsitzen!"

„Bravo! bravo! bravo!" wiederholten Milchweib, Wirth und Chor auf gleich erschütternde Weise.

„Das ist ja ein ganzes Thiater mit den Juden!" hub endlich der Hausmeister an, dem die Wäscherin die Perücke bis über den Mund herabzerrte und der trotz Stickanwandlungen in ein heiseres Gelächter ausbrach.

„Ein ganzes Thiater!" bestätigte das Milchweib, die vor Lachen über den weißköpfig gewordenen Hausmeister sich an einen den Fleischerjungen anhielt, der eben mit einer der Putzmacherinen beschäftigt, dieselbe mit sachkundigen Fleischerblicken maß und während er sie in die Seiten kniff, wizzelte: „Wenig Fleisch, aber viel Bein!"

Neuerlicher Applaus, neuerliches Lachen folgte, nur die vier Putzmacherinen, die sich erkannt sahen, waren davon ausgeschlossen.

Inzwischen hatten die Schusterbuben die immerwährende Rückenspringerei satt bekommen, um so mehr als Aron und Zodik ihre disponiblen Hände denselben auf fühlbare Weise in die Weichen krallten. Dagegen ging der Friseur an sein Geschäft. Er streichelte Aron den langen weißen Bart, ihn versichernd, die Matratze sei noch zu brauchen, aber die Roßhaare müßten tüchtig gezupft werden, hieß die beiden Schusterbuben, die anfangs keine Lust hatten, dieselbe aber nach einigen Versprechungen des Milchweibes wieder bekamen, an ihre Arbeit gehen. Und während der Eine wieder auf Arons Rücken sprang und die Arme um dessen Hals schlug, riß und zerrte ihn der Andere so heftig am Barte, daß er weinend und unter einem jämmerlichen Wehegeschrei das Geld fahren ließ und die beiden Peiniger mit sich reißend zu Boden stürzte. Aron fiel mit seinem Kopfe so heftig auf die Erde, daß er sich eine blutige Wunde schlug und ohnmächtig wurde; aber auch die bösen Buben erlitten durch den Fall so heftige Contusionen, daß sie sich nicht aufzuraffen vermochten. Einem Theil des Publikums, den nervenschwachen Putzmacherinen, war bei dieser Gräuelszene gar nicht lustig zu Muthe und sie ergriffen die Flucht. Zodik, der den Mißhandlungen Arons wie einer Hinrichtung zusah, auf die dann seine eigene folgen sollte und dabei Todesqualen litt, hatte trotzdem auf das am Tisch liegende Geld nicht vergessen, die Bestürzung, die der blutige Auftritt herbeiführte, benützt und dasselbe zu sich gesteckt. Der Wirth, der sich zwar gern umsonst oder um ein Billiges belustigte, wenn es auch manchmal gar nicht billig war, konnte Blut überhaupt, insbesondere aber Menschenblut nicht sehen. War es nun Blutscheu, Nervenschwäche oder doch einiger Herzensbodensatz, gleichviel, er wandte sein Gesicht von Aron ab, befahl seinen Burschen ihm aufzuhelfen, und dieser wurde mit Hilfe der Fleischerjungen, die trotz ihrer handwerksmäßigen Blutdürstigkeit recht theilnehmende Gesichter schnitten, auf das Ruhebett gelegt. Der Wirth holte selbst aus der Küche Wasser, die Fleischerlehrlinge, herzensgute Jungen, schlichen hinter das Milchweib und die Wäscherin, banden denselben mit einem raschen Zuge die Schürzen auf, rissen sie trotz aller Gegenwehr und unter einen Hagel von Püffen, die sie gar nicht genirten, in Streifen, tauchten sie in das Wasser und legten sie Aron, der in Einem fort ächzte: „Mein Kopf! mein Geld! meine Waar'!" auf die schmerzhafte Wunde.

Als Zodik, der unaufhörlich nach der Thüre schielte, um einen günstigen Moment zur Flucht zu erhaschen, das Ruhebett vom Blute gefärbt sah, schrie er: „Gott soll mir helfen! Blut! Blut! Werft ihn herunter! Das ganze Kanapee geht zu Grund!"

„Was?! Herunterwerfen Deinen Glaubensgenossen?!" brüllte der Wirth und erhob in Wuth ausbrechend seinen Arm, der wie ein Morgenstern aussah, gegen Zodik. „Unmensch, schlechter als der schlechteste Jud! Reißt ihm das Geld, das er zu sich gesteckt, aus der Tasche! reißt ihm das Herz aus dem Leibe!"

„Weh mir! mei letzte Stund!" stöhnte Zodik und lief mit sträubenden Haaren im Zimmer umher, doch Alle statt ihn anzugreifen, retirirten sich gegen die Thüre. Da stürzte die Wirthin, von panischem Schrecken ergriffen, in das Zimmer und konnte nur die Worte herausbringen: „Die Kommission kommt!" — Sie packte ihren Gatten am Arme, doch ehe sie den Koloß aus der Thüre zu ziehen vermochte, waren Alle, Zodik an der Spitze, selbst die zwei wundgeschundenen Schusterbuben, bis auf die zwei Unschuldigen, den Hausmeister und Aron, geräuschlos entflohen.

Wenige Augenblicke später war die Kommission eingetreten, arretirte Aron und den betrunkenen Hausmeister, erbrach die Thüre und die Alkove, die inzwischen durch Isidors Leute ihres Inhalts entledigt worden war, und legte an sämmtliche Thüren das Amtssiegel an.

V.

Als Karl erwachte, war es bereits Nacht geworden. Obgleich durch den langen Schlaf gekräftigt und vollkommen nüchtern, fand er sich doch im ersten Augenblick mit der Zeit und der Finsterniß nicht zurecht und wollte den Rest der Nacht weiter schlafen, aber die Erlebnisse des verflossenen Tages,

Digitized by Google

die ihn trostlos, als er einschlief, verlassen hatten, standen wieder wie Schreckensgestalten vor seinem Bette und erhoben gegen ihn so laute Anklagen, daß er sich vergeblich die Decke über Augen und Ohren zog, vergeblich die Angen zum Schlafe schloß; er vermochte nicht ihnen zu entrinnen. Da schlug die Uhr in seinem Zimmer Acht. Er traute seinem Gehör nicht. Erst als die Stunde von dem nahen Kirchenthurme wiederholt wurde, kam er wieder zur vollen Besinnung und erinnerte sich, daß er gegen Mittag zu Bette gegangen, und es müsse erst Abend sein. Freudig darüber, seinen fürchterlichen Anklägern nun entweichen zu können, sprang er aus dem Bette, machte Licht und warf die Kleider über sich.

„Wohin rette ich mich gegen die wilde Meute von Sorgen, die mich verfolgt? Wo finde ich Zerstreuung?" frug er sich selber. „Bei Lottchen," antwortete ihm die Erinnerung; „sie wird dich, wie Isidor versichert, trotz deines Treubruchs mit offenen Armen empfangen. Zu ihr! zu ihr!" rief ihm der Leichtsinn zu. Und er folgte seinem Rufe.

Als er die Thüre öffnete, stand schon wieder die alte Anne da und äußerte ihre große Freude darüber, daß der junge Herr so gut geschlafen habe, sie sagte ihm: er solle nun zur Mama kommen, die ihn erwarte und strengen Auftrag gegeben habe, jedes Geräusch am Gange, das ihn stören könnte, zu vermeiden; die jede Viertelstunde an der Thüre gehorcht und jedesmal ganz glücklich in das Zimmer wiedergekommen sei, wenn sie es bei dem jungen Herrn todtenstille fand; die alte Anna versicherte, Papa und Mama seien ganz ausgesöhnt, und besonders die Mama ganz glücklich, daß sich der junge Herr durch Schlaf in seinen schweren Studien stärke, und er möchte ja nur gleich nach dem Erwachen zu ihr kommen und ihre große Sehnsucht befriedigen.

Karls Muthlosigkeit rieth ihm anders. „Da, liebe gute Anne," erwiederte er; „nimm eine Bagatelle für Deine Liebe," und wiederholte die Gelddosis von Vormittag; „da nimm," redete er ihr zu, als sie einwendete: sie hätte es nicht verdient — „greife zu und verdiene es also. Sage der Mama, ich schlafe noch, wäre wol aufgewacht und hätte Dich nach der Stunde gefragt, da meine Uhr stehen geblieben; und als ich gehört, wie frühe es noch sei, wäre ich wieder zu Bette gegangen. Ich sei zu schläfrig gewesen und Du habest mich durch die Botschaft der Mama, der ich gewiß gleich gefolgt wäre, nicht um den weitern Schlaf bringen wollen. Verstehst? Ich gehe jetzt wieder zu meinen Kollegen, um die Nacht hindurch fleißig zu sein; geh, liebe gute Anne, Du bist gescheidt, und verdirb mir nicht die Ueberraschung, auf die ich mich kindisch freue."

„Auch die Mama," versicherte die alte Anne.

„Also siehst Du," bestätigte Karl; „geh' und mache Deine Sache gut und zähle auf meine Dankbarkeit."

Die alte Anne begriff nicht, aber der Guldenzettel in der Hand, den sie gleich bei Licht besehen, überwand alle Bedenken, und sie hieß Karl nur eilen, damit ihm die Mama nicht zuvorkomme. Karl verschloß sachte die Thüre und huschte über die Stiege herab. Die alte Anne schlich leise über den Gang zur Mama und gab auf die erste Frage: „ob der junge Herr noch schlafe?" die Antwort laut Vorschrift.

Franziska, der dies sonderbar vorkam, ging mit der alten Anne hinaus und lauschte an der Thüre; um so mehr war sie überrascht, als in demselben Augenblicke die Uhr in Karls Zimmer, die stehen geblieben sein sollte, repetirte.

„Was ist das?" frug Franziska.

„Der junge Herr hat die Uhr wol, bevor er sich wieder niederlegte, aufgezogen," meinte die alte Anne.

„Am Ende ist Karl gar nicht zu Hause," versetzte Franziska mit einer Aufwallung von Verdacht. „Du Anne wirst doch nicht —"

„Bei Leibe!" erwiederte wie gekränkt Anne; „Sie werden mich doch nicht für fähig halten — — da ist ja gleich Alles im Klaren. Wir brauchen nur anzuklopfen." — Und sie pochte leise an die Thüre.

„Zurück!" flüsterte Franziska, „Du wirst mir ihn doch nicht wecken wollen; ich danke Gott, daß er ausruht. Gehst mir gleich von der Thüre!" Und sie nahm sie bei der Hand und zog sie hinweg.

„Seh'n Sie also, gnädige Frau," sagte Anne schmollend; „wie Sie mir himmelschreiendes Un —"

„Nur nichts für ungut," bat sie Franziska; „Du weißt, ich bin seit einigen Tagen sehr gereizt, man muß sich im Hause so viel ärgern und dann trifft der Unmuth den Schuldigen wie den Unschuldigen. Aber jetzt leise fort!" Und sie schlich noch einmal an die Thüre, horchte mit verhaltenem Athem, und die grenzenlose Mutterliebe hörte deutlich Karls Athemzüge.—Franziska und Anne, beide beruhigt, stahlen sich nun auf den Fußspitzen wieder in ihre Zimmer.

Karl ging erst in's Café, und da er dort keinen seiner Freunde fand, zu Lottchen. Lottchen war eines jener erbärmlichen Geschöpfe, von denen es heißt:

„Ihr seid so schön im Putz bei Tag,
Ihr seid so schön im Putz bei Nacht;
Doch ohne Putz bei Tag und Nacht
Hätt' nie ihr es zu Putz gebracht."

Isidor war schon mit seinem neuen Opfer, dem jungen Kavalier da gewesen, hatte mit ihm und Lottchen auf's feinste sonpirt und diente nun dem unglücklichen Fremdling als Cicerone auf einem Rundgang durch die Stadtbezirke des Lasters. Karl, wenig für die Nachlese animirt, wollte wieder gehen, aber Lottchen sprach von einem feinen Billetdour, das sie für ihn habe und das sie nur um den Preis hergebe, wenn er nicht fortgehe. Karl wurde neugierig, um so neugieriger, als ihn Lottchen reizte. Und als er endlich durch die That zu bleiben versprach, in dem er sich's bequem machte, hieß sie ihn sich das Briefchen aus ihrer Busenschleife, in der es stack, selbst nehmen. Karl griff darnach mit einem warmen Kusse und las den telegraphischen Inhalt:

„Geld — Zodik — Haß — drei Tage — kein Pardon — Protest u. s. w. — keine Zeit — zwischen den Zeilen — à revoir — Isidor."

Karl fiel das Blatt aus den Händen, er erblaßte. Lottchen zog ihn an sich und sang mit einem reizenden Lächeln, das Karl's Blut rascher wallen machte:

„Es lebe das Blut,
So lang es voll Muth!
So lang es noch glüht,
Zum Manne uns zieht!"

Karls plötzlicher Mißmuth konnte der lockenden Sirene nicht widerstehen; er räumte stärkeren Gefühlen das

Digitized by Google

Feld und Karl stimmte, umschlungen von Lottchens üppigen Armen mit ein:

„Es lebe das Blut,
So lang es voll Muth!
So lang es noch glüht,
Zum Weibe uns zieht!"

In wenigen Minuten waren: Geld, Zodik, drei Tage, kein Pardon, Protest u. s. w. vergessen. —

Am frühen Morgen, kurz nachdem das Hausthor geöffnet worden, kam erst Karl nach Hause. Er war noch kaum in sein Zimmer getreten, war auch schon wieder die alte Anne da, unter deren Aufsicht, so zu sagen, Karl stand. Nachdem sie sein wüstes Aussehen mit Bedauern gemustert, ihm aus Theilnahme größere Schonung mit seiner Gesundheit empfohlen und ihn auf Fälle aufmerksam gemacht, wo Leute durch viel Studieren überschnappt seien, bat sie ihn sogleich zur Mama zu gehen, die über sein unnatürlich langes Schlafen, das krankhafter Natur sein müsse, unruhig sei und fast die ganze Nacht kein Auge zugemacht habe. Auch der Papa sei unruhig im Zimmer auf und abgegangen, habe manches ernste Wort, das gar nicht gut klang, mit der Mama gewechselt und habe sich dann recht böse in sein Schlafkabinet zurückgezogen. Der junge Herr thäte gar nicht gut, das nicht einzusehen, und ein bischen Schmeicheln und um den Hals fallen der Mama und dem Papa würde ihm gar nicht schaden. Und die alte Anne sprach so eindringlich und das Wiedergutwerden des Papa und der Mama mit so vieler Zuversicht aus, daß er sich endlich bewegen ließ. Er brachte nur sich, da er sehr derangirt war, flüchtig in Ordnung und ging. Als er das Zimmer seiner Mutter öffnete, saß sie im Sorgenstuhle eingeschlafen; er hatte aber kaum zwei Schritte gethan, so war sie erwacht und stürzte ihm mit einem Ausruf der Freude an den Hals. „O Du Siebenschläfer!" fing sie an. „Du verschläfst meine ganze Ruhe. Seit gestern Abend war ich hundertmale an Deiner Thüre, um Dich zu sehen und mich mit Dir zu freuen; und Du schliefest und wußtest gar nichts davon. Du Garstiger, warum machst Du mir unnütz so viel Sorgen? Auf solche Weise, wie Du thust, muß man ein gequältes Mutterherz nicht überraschen wollen. Was hättest Du davon, wenn ich mich zu Tode quälte und Du kämest mit der Ueberraschung zu spät? Gott aber, der uns Alle lieb hat, wollte das nicht und hat uns Alles verrathen lassen. — Hätt' doch mein Lebtag nicht geglaubt, daß Du heimlich thust wie ein Schelm! Aber ich weiß Alles, Alles, und der Vater auch." Und nun überhäufte sie ihn mit heißen Küssen und bat ihn recht inbrünstig, vor Allem auf seine Gesundheit zu sehen und sich bei allem Fleiße Ruhe und Erholung zu gönnen. Ein paar Tage früher oder später machen es nicht aus, und Gesundheit des Leibes sei die Hauptsache, weil sonst der Geist auch nichts tauge.

Karl erbebte in seinem Innern; und obgleich die Mutter Alles mit dem freundlichsten Tone, mit Thränen in den Augen sprach, so klang doch jedes Wort in seinen Ohren ganz anders. Sein Gewissen, das noch nicht ganz unterdrückt war, mischte sich in jeden Ton mit einem Mißlaut, und kein Engelswort der reinsten Mutterliebe sollte als lindernder Balsam in die klaffenden Wunden seiner unreinen Seele eindringen. Sein strafbares Bewußtsein zwang ihn manchen Blick in seine innere Verderbniß zu werfen und er schauderte vor sich selbst zurück. Zögernd nur, als fühlte er, wie seine sündige Hand nicht würdig sei die Mutter zu berühren, griff er doch, gezwungen durch ihre Liebkosungen, nach ihrer Hand und führte sie nach den kalten Lippen.

„Nicht die Hand, Du spröder Knabe!" rief die Mutter; „einen warmen Kuß gib mir auf die Lippen und das Versprechen in die Hand, uns nie wieder so unnütze Sorgen zu machen." Und Karl küßte die Mutter mit zusammengepreßten Lippen und einem Gefühl, als sollte er Flammen trinken, die ihn verzehren.

„Was ist Dir, guter Karl?" frug die Mutter ganz bestürzt, als sie ihn so zerknirscht sah.

Karl preßte eine Thräne im Auge; das war wol die letzte Schwalbe, die von seinem Seelenfrühling noch zurückgeblieben war.

In demselben Augenblick trat Werner, ein Paket Schriften unter dem Arme, bereits vollständig gekleidet, in das Zimmer.

„Du hier, Karl, schon so früh?" fing er an und reichte Franziska mit einem herzlichen „guten Morgen" Mund und Hand.

Karl stand wie in den Boden gewurzelt, keiner Bewegung, keines Wortes mächtig.

„Man spricht," fuhr Werner fort, während er Karl mit Blicken maß, als sollten sie dessen Seele durchdringen; „Du studierest jetzt, Du habest die Absicht sogar, in kurzer Zeit Dein Rigorosum zu machen."

„Freilich," fiel ihm Franziska in's Wort. „Das muß man doch Karl ansehen, daß er Tag und Nacht fleißig ist," und nahm Karl bei der Hand und drückte sie, während ihr Auge mit Wohlgefallen die Thräne herabrollen sah, die sie als Zeichen seines Herzleids, der Mutter so viele Sorgen gemacht zu haben, betrachtete.

„Ich bitt' Dich, Franziska, laß mich ausreden," sprach Werner und wendete sich wieder gegen Karl: „Ist das wahr? Ich sage: man spricht; man spricht aber auch das Gegentheil; was ist nun wahr? Und Eins kann nur wahr sein! Ich will noch hoffen obgleich ich wenig Ursache dazu habe, daß Du jenes bestätigst; Deine Mutter verdiente es wahrlich um ihrer Liebe willen zu Dir."

Karl bot seine letzte moralische Kraft auf und versicherte mit ziemlich fester Stimme: „In drei Wochen werde ich durch die That alle Verleumdungen verstummen machen."

„Das wird Karl," versicherte Franziska. „Ich weiß es, ich weiß es so gewiß, daß ich es auf die Hostie —"

„Liebes Weib!" fiel ihr Werner in's Wort; „laß Deinen Verstand nicht mit Deinem überstürzten Muttergefühl durchgehen, sonst bleibst Du trostlos, wenn Du Dich getäuscht. Das Herz hat schon mehr Schaden angerichtet als der Kopf. Ich sage nur: Gott gebe, daß Karl wahr spricht; denn darin hat er Recht: Nur durch eine solche That kann er sich von manchem schweren Verdachte reinigen und so manche Beschuldigung wiederlegen. Gern will ich ihm dann Alles verzeihen, was er sonst gethan und will es seiner Unerfahrenheit zuschreiben, aber erst dann, — bis dahin jedoch wollen wir getrennt bleiben."

„Aber Werner," bat Franziska; „wie soll Karl nicht allen Muth verlieren, wenn Du ihm keinen Glauben schenkst?"

„Kein Aber, liebe Franziska," entgegnete Werner; „was Karl gethan, bekommt erst dann seine Bedeutung. Zwischen Unterlassung einer Pflicht und Verbrechen ist

Digitized by Google

ein großer Unterschied. — Ich bitte Dich, mache mich mit Deinem Aber nicht bitter, ich würde es werden, und Du verdienst es, bei Gott! nicht."

„Aber Werner," drang Franziska; „schau doch nur Karl an, und jeder Zweifel muß schwinden."

„Schon wieder mit dem Aber!" versetzte Werner mit gereizter Stimme. „Karl steht vor mir wie eine Maske, die Du für meinen Sohn ausgibst und der ich mein Herz zuwenden soll. Ich weiß nicht, ist er es, oder ist er es nicht? So lange ich nicht Gewißheit habe, so lange er nicht durch die That mir beweist, daß er noch mein Sohn sei, so lange bleibt mein Herz ihm fern."

Franziska brach in Thränen aus und warf sich an die Brust Werners. Er tröstete sie damit, daß er bis dahin seine Hoffnung nicht aufgeben wolle, küßte ihre Augen und Stirne und ging mit einem feuchten Blick auf Karl, der wie zum Tode verurtheilt dastand, aus dem Zimmer. Franziska trat vor das Muttergottesbild, das über ihrem Bette hing, faltete die Hände und sah hinauf mit einem Blick, aus dem das reinste Gebet sprach. Karl wandte sein Gesicht ab, trat zum Fenster und — sah Isidor den Weg zu seinem Hause nehmen. Die Nähe seines bösen Genius' trieb neues Feuer durch seine Adern, er stürzte auf die Mutter los, daß sie, versunken in tiefe Andacht, zusammenschrak, und sprach: „Mutter, der Vater hat mich tief gekränkt und beleidigt, doch er ist mein Vater — bald soll er sein Unrecht einsehen!"

„Das wird der Vater auch," versicherte ihn Franziska; „Du weißt, er ist strenge und die Welt schlimm, aber er ist gerecht und hat das beste Herz von der Welt. Darum kränke Dich nicht und gehe guten Muthes an Deine Studien." Sie drückte ihm noch einen Kuß auf die Stirne und sah ihm wehmüthigen Blickes nach, als er aus dem Zimmer mit dem Versprechen trat, daß er Alles aufbieten wolle, um die Versöhnung mit dem Vater zu beschleunigen.

Als Karl an seine Thüre trat, stand Isidor schon da. Karl fiel ihm um den Hals und rief: „Das war eine Komödie zum Haarausraufen!"

„Wo? wann? wie?" frug Isidor, und die Beiden traten hinein.

Karl erzählte in gedrängter Kürze Alles, was ihm seit gestern früh bis zu diesem Augenblick widerfahren, alle bösen Zufälle hätten sich gegen ihn verschworen und er sei verloren, wenn ihm nicht Isidor die bewährte hilfreiche Hand böte. Isidor hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und sprach: „Karl, Du bist doch immer noch ein Rohr im Winde. Sei doch fest, ausdauernd wie ein Mann. Wer wird sich denn vor Zufällen fürchten, die man in seiner Hand gestalten kann nach Belieben? Rathen, helfen will ich Dir, wenn Du Dir ernstlich vornimmst, ein Mann zu sein, der seiner Kraft bewußt sich selbst zum Herrn seines Schicksals macht. Bevor ich Dir aber das Mittel zur Rettung verschreibe, verlange ich, daß Du mich, frei von aller Hypochondrie, genau über Deinen Zustand informirst. Ich will wissen, was Du bist, nicht was Du Dir einbildest zu sein. — Wie Du mit Deinen Eltern stehst, das ist kein Gegenstand der Behandlung. Das gibt sich von selbst. Dein Verhältniß zu Marx ist wichtiger. Liebt Dich das Mädchen? Was sagt ihr Vater?"

Karl stand wie ein Schulknabe vor seinem Lehrer und antwortete: Lucie liebe ihn kaum, Marx aber sei ihm gut, außer daß der ärgerliche Auftritt im Garten ihn um dessen Gunst gebracht habe.

Isidor ließ sich auseinander setzen, weßhalb Karl vermuthe, daß ihn Lucie kaum liebe, und woraus er schließe, daß ihm Marx gut sei.

Karl meinte: Lucie necke ihn, mache über ihn Witze, höre seine Liebeserklärungen mit Theilnahme an, und so oft er auf ihre Erwiederung dringe und schon in der Thüre zu sein glaube, schlage sie ihm dieselbe vor der Nase zu. Was Marx betreffe, so habe er bereits mit ihm über Lucie gesprochen, Marx sei gar nicht dagegen gewesen, nur habe er die wesentliche Bedingung ausgesprochen: Karl müsse erst sein Doktorat machen und in Staatsdienste treten, und ihm zu bedenken gegeben, daß er seiner Tochter nicht eher eine Mitgift zuwenden könne, als bis er den Prozeß gegen die Verwandten, die das Testament seines Vaters gefälscht, und der ihm bereits sein ganzes Vermögen gekostet, gewonnen habe; wozu allerdings so lange Aussicht vorhanden sei, so lange es noch ein Recht und eine Gerechtigkeit auf Erden gibt. Bei der Bedingung und dem Bedenken aber setzte er voraus, daß ihn Lucie zum Gatten haben wolle.

„Dann steht ja das ganze Feld reif zum Schnitte," erwiederte Isidor, „während Du es vom Hagel vernichtet wähnst. Der Prozeß ist, wie bekannt, gewonnen, das Bedenken fällt weg; Du wirst das Doktorat machen und in Staatsdienste treten, und die Bedingung wird erfüllt. Das Mädchen neckt Dich und macht Witze, und geht doch stundenlange mit Dir auf öffentlichen Promenaden herum; kein Zweifel, sie ist eine kleine Kokette, sie hängt Dir die Trauben nur deshalb höher, um Dich zu reizen. Nur kleine Geduld — die reife Frucht fällt Dir bald, ohne daß Du darnach zu langen brauchst, in den offenen Mund. Also auch die Voraussetzung ist so gut als behoben. — Nachdem ich nun die richtige Diagnose habe, ist die Therapie eine leichte. Vor Allem verschaffe Dir elegante Kleider, feine Parfüms, gehe mir nicht unfrisirt und ohne französische Handschuhe, thue Alles, um Dein Gesicht blaß zu erhalten, je blässer um so besser, und mache dem alten Marx die Cour auf Tod und Leben, während Du Dir den Anschein gibst, als ob Du Lucie vernachlässigtest — und das Mädel wirft sich Dir selbst an den Hals. Alle Koketten graben den Männern, die sie besitzen möchten, so lange Gruben, bis sie selbst hineinfallen, und sind am Ende überselig, wenn sie der Erste Beste aus der Fatalität herauszieht."

„Und studiren soll ich?" frug Karl; „und in Staatsdienste treten?"

„Freilich," entgegnete Isidor voll Satyre. „Einem wilden Roß der Wüste mag es anfangs nicht schmecken, vor einen Lastwagen gespannt zu werden, doch es gewöhnt's mit der Zeit; aber immer auf Tod und Leben von den Cisikos gejagt zu werden, ist das ein besseres Loos? Ein Rigorosum hast Du hinter Dir, wenn auch weit, sehr weit. Paar Wochen Studium und die Beliebtheit Deines Vaters ermöglichen Dir den guten Erfolg des zweiten. Inzwischen bist Du Hahn im Korbe, und die Henne legt ein Ei, — und Du brauchst keinen Staatsdienst, um Dich zu behaupten."

„Bei Gott, Du hast Recht!" versetzte Karl, ganz willig in Isidors Plan einstimmend. „Aber," fügte er mit Skrupeln hinzu, die ihn, wie Sommerfliegen manche Nase, unaufhörlich umschwirrten und malträtirten; „aber das dauert doch einige Zeit, und ich brauche fünfhundert Gulden schon

Digitized by Google

übermorgen für Zodik, und in den nächsten Tagen eine gleiche Summe. Im Cafée, im Hotel, und hie und da gibt es auch schon genug der mahnenden und drohenden Gesichter. Lottchen muß doch auch leben — und wo bleibe ich? Die fünfzig Gulden, die mir der Alte gibt, reichen nicht für Cigarren, Handschuhe und Trinkgelder an ergebene Domestiken."

„Das ist freilich der abonnirte Sitz der Krankheit," entgegnete Isidor; „doppelt gefährlich, weil vernachlässigt; doch wenn Du Dich zu einer Operation entschließen kannst, werden wir ihn aufheben. Ohne Geld ka Chassene, sagt Zodik; darum höre: Deine Mama gibt für Dich ihr Leben, das Deinem Papa unendlich theuer ist; was sind dagegen tausend Gulden? Deine Mama sei ausgefackelt, sagtest Du das letzte Mal; gleichviel, Dein Papa ist reich, und wenn die starken Mamas wollen, geben die schwachen Papas ihre schwächste Seite her, und das ist Geld. Darum schmeichle Du der Mama, und sie wird acceptiren; und die Mama schmeichelt dem Papa, und er wird zahlen."

Karl verschlang jedes seiner Worte. Die neue böse Saat, die Isidor in Karls empfängliche Brust gestreut, ging auf, und mit ihr entfalteten sich auch seine Hoffnungen. Karl lebte wieder auf, umschlang Isidor mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit und nannte ihn den Retter seines Lebens. Isidor, der von Karls Inkonsequenz die eklatantesten Beweise hatte und wußte, wie die meisten seiner Vorsätze eben nur Vorsätze blieben, sprach Karl zu, gleich an's Werk zu gehen und nicht seinen jetzigen Feuereifer von der nächsten Laune, die ein Ohngefähr hervorrufen könnte, erkalten zu lassen. Karl fand den Zeitpunkt, um mit der Mutter zu sprechen, nicht geeignet, dafür entschloß er sich zu Marx zu gehen, dort zuvor das etwas unsicher gewordene Terrain zu recognosziren, hie und da mit den Vorposten zu plänkeln, und wenn Gelegenheit, auch den Feind, nämlich Lucie, die hinter einem alten Bollwerk, nämlich Cölestine, verschanzt sein dürfte, anzugreifen. Isidor billigte sein endlich männliches Vorhaben, geleitete ihn bis zum Hause und verlangte bei Lottchen das erste günstige Bülletin aus seinem Munde zu vernehmen.

Marx, obgleich er Karl zu sprechen wünschte, war nicht wenig überrascht, als Karl eintrat. Daß er selbst kam, hatte in Marx manchen Zweifel überwältigt und er hieß ihn mit ungeheuchelter Freundlichkeit neben sich am Sopha Platz nehmen. Karl hatte Isidor nicht belogen, denn Marx war ihm wirklich geneigt, und da dieser den alten Werner für vermögend, die Familie für höchst solid und Karl für seelengut, wenn auch für etwas feurig und leichtsinnig hielt, so hatte er sich gar manchmal mit der Idee, aus ihm und Lucie ein glückliches Pärchen zu bilden, um so mehr beschäftigt, als Lucie an Karls Aeußerlichkeit Gefallen verrieth, niemals ein Wort des Tadels über ihn fallen ließ, im Gegentheil nicht selten äußerte, Karl könnte, wenn er in seinem Innern ebenso interessant sei wie in seinem Exterieur, recht liebenswürdig sein. Mehr brauchte es auch nicht, um ihren Vater über die „stillen Absichten" seiner Tochter, die wirklich noch keine, oder mindestens keine für Karl hatte, zu täuschen. — Marx sprach von den seltenen Besuchen, von seiner Zerstreutheit, wenn er doch einmal sich sehen lasse, von seiner eigenthümlichen Blässe, die mindestens unruhige Nächte vermuthen lasse; Karl antwortete, was ihm Isidors böser Geist zuflüstert, an Allem seien nur seine forcirten Studien einzig schuld. Marx erwähnte nun des mehr als garstigen Auftritts im freiherrlichen Garten; Karl protestirte feierlich gegen die Zumuthung, je mit jenen mauvais sujets eine Gemeinschaft gehabt zu haben, er kenne sie wol von der Universität, habe auch mit ihnen einige Male gesprochen, als er aber in ihnen wüste Gesellen erkannt, habe er sich von ihnen losgesagt. Diesem schreibe er auch nur den Racheakt zu. Schließlich gedachte auch Marx noch der Begegnungsscene mit Karl auf der Straße, die ihm sehr auffallend vorgekommen wäre und die er versucht war, mit dem Vorfalle kurz vorher in einen gewissen Einklang zu bringen; und Karl gestand, daß ihn allerdings die Situation im Garten sehr verlegen gemacht und daß diese Verlegenheit durch das ungewohnte, höchst schmerzliche Benehmen Luciens auf dem Rückwege so gesteigert wurde, daß er sich vor lauter Befangenheit gar nicht getraut habe, ihm vor die Augen zu treten. Marx gedachte bei Karls Rechtfertigungen, die täuschend wahr klangen, an die Art und Weise, wie die Schändlichen in der Laube wiederrufen, und Karl stand purifizirt vor ihm. Karl, ermuthigt durch die zunehmende Freundlichkeit Marxs, sprach nun auch die größte Besorgniß aus, ob ihm Lucie nicht gram sei; und als ihm Marx versicherte, sie hätte des ganzen Vorfalls mit keiner Silbe erwähnt und er habe sich gehütet selbst davon etwas zu sprechen, war Karl sichtlich erfreut und erbat sich von Marx die Erlaubniß, das Fräulein auf ihrem Zimmer zu besuchen. Marx nahm Karl in den Arm und führte ihn selbst zu Lucie, die das anstoßende Zimmer bewohnte. „Da bringe ich Euch eine seltene Pflanze!" sagte Marx; „die müßt Ihr fein pflegen, wenn Ihr sie als einheimisch erhalten wollt."

Lucie saß am Rahmen und stickte.

Cölestine, die Karls Stimme gehört und an der Thüre gelauscht hatte, war eben, als sich Schritte derselben näherten, auf ihren Platz geeilt, den sie vor dem Spiegel aufgeschlagen hatte.

Lucie, ohne von der Arbeit aufzusehen, in die sie vertieft schien, erwiederte: „Schön, Papa, daß Du uns etwas Exotisches bringst, Du weißt, wie ich das liebe. Kommt es auch selten zur Blüthe, und trägt es keine genießbaren Früchte, so bleibt es doch immer grün." —

„Du bist doch immer bei guter Laune!" bemerkte Marx und lachte ein Erkleckliches.

Karl stutzte.

Cölestine, die vor Ueberraschung ganz vergaß, daß sie einen großen, schwarzwollenen Winterstrumpf für ihr zartes Füßchen in den Händen hielt und sich in denselben förmlich verstrickte, warf einen flüchtigen Blick durch den Spiegel auf Karls grünes Gesicht, und ließ über das neuerliche Attentat Luciens auf Karls Haupt den Strumpf aus der Hand fallen. Wer beschreibt ihre Verlegenheit, als Karl in demselben Augenblick auf den Strumpf zustürzte, als sich auch Cölestine schamerröthend niederbückte, um ihn aufzuheben, und Karls Nase mit Cölestinens Lippen so heftig zusammenstieß, daß Karl sich die Nase, und Cölestine ihr falsches Gebiß, das eine Erschütterung bis in die Wurzeln erlitten, halten mußten. Lucie sprang vom Rahmen auf, hüpfte wie ein Kind vor Heiterkeit im Zimmer herum, faßte Marx, dem vor Lachen die Augen übergingen, und drehte ihn paarmal im Kreise; auch Karl, dem die Nase von dem scharfen und harten Elfenbein schmerzte, zwang sich zu einer lächelnden Miene, und zuletzt lachte auch Cölestine, als sie

Digitized by Google

sich überzeugt, daß sie lachen könne ohne fürchten zu müssen, dabei die Zähne zu verlieren. Cölestine, die sich nicht traute, Lucie vor dem Papa eine andere Ermahnung zu geben, als daß sie ihr mit dem Finger drohte, suchte unbemerkt den Strumpf erst in die Schürzentasche, dann in den Schubladen des Spiegels, als die nächsten Schlupfwinkel, zu verstecken; doch da beide Räume zu klein waren, um so Großes zu fassen, nahm ihn Marx, der bei guter Laune war und ihre Absicht merkte, aus ihrer Hand, legte ihn in seiner ganzen Länge und Breite auf den Stickrahmen und rief unter Lachen, das von Lucie und Karl accompagnirt wurde: „Aber Cölestine, wer auf einem so großen Fuße lebt, wie Sie, kann doch daraus kein Geheimniß machen!"

Cölestine warf einen dämonischen Blick erst auf den Strumpf, dann auf Karl, den sie im Spiegel an der Seite Lucions lachen sah, erfaßte den schwarzen Verräther und warf ihn voll Wuth, während sie aus dem Zimmer eilte, Karl vor die Füße. Marx, der sich an der Scene ergötzte, nahm den Strumpf und hing ihn über Cölestinens Spiegel, hieß aber Lucie Cölestinen folgen und sie mit einigen „süßen Busserln" auszusöhnen. Marx empfahl Karl fernere gute Unterhaltung und zog sich in der fröhlichsten Stimmung in seine Arbeitsstube zurück.

Bald war Lucie zurückgekehrt, aber ohne Cölestine, die zwar durch Luciens einschmeichelndes Wesen gut geworden, doch um nichts in der Welt jetzt vor Karl wieder erschienen wäre.

Lucie, die heute in einer rosigen Laune war, setzte sich wieder an ihre Stickerei, hieß Karl neben sich Platz nehmen, plauderte mit ihm über dieß und das, sagte ihm manches artige Wort, wenn er ihr Komplimente über ihre ebenso geschmackvolle als kunstreiche Arbeit machte, und hörte ihm aufmerksam zu, als er von dem Abschluße seiner Studien, von seinem künftigen Lebensplane und von seiner Sehnsucht sprach, nun bald seinem ledigen Stande ein Valet zurufen zu können.

Karl wollte nun eben zu dem Wichtigsten schreiten und suchte einer neuerlichen Wiederholung seiner unausweichlichen Liebeserklärung aus dem Wege zu gehen, als er in Marxs Zimmer eine Stimme hörte, die ihm durch Mark und Bein ging und seine Lippen mit Beschlag belegte. Er täuschte sich nicht: Es war Zodik. — Karls Muth, der bereits im besten Zuge war, retirirte sich zur Feigheit; er hatte keines Bleibens mehr, schützte ein plötzliches Unwohlsein, die Folge des vielen nächtlichen Wachens vor, und bat Lucie, ihm von der andern Seite die Thüren zu öffnen, damit er den Papa nicht störe, der eben Besuch habe. Lucie, die Karl in Aufregung sah, wollte das Fenster öffnen, um frische Luft einzulassen, wollte ihm Riechfläschchen reichen, wollte ein Glas Wasser holen, wollte Cölestine, den Papa rufen; doch Karl verbat sich Alles und drang nur darauf, ihn fortgehen zu lassen. Lucie, die keine Ahnung hatte, was Karl anwandle, öffnete ihm die Thüre, die in Cölestinens Zimmer führte, und wünschte ihm eine baldige Erholung, die er in der frischen Luft zu finden versicherte. Cölestine, als sie Karl eintreten sah, stieß einen Schrei aus und verhüllte schamhaft ihr Gesicht. Karl benützte den günstigen Moment und verschwand durch die Thüre.

Karls Barometer des Glücks, der seit einigen Stunden auf Beständigkeit zeigte, stand nun wieder auf veränderlich, und sein Thermometer der Courage, der bereits einige Wärmegrade erreicht hatte, war wieder auf Null herabgesunken. Wenn Zodik ihn verriethe, dann wäre Alles verloren, dachte sich Karl, und hatte keine Ruhe, bis er Isidor sprach, der ihn versicherte: Ein Charakter wie Zodik verrathe niemals diejenigen an Andere, die er selbst für sich selber verrathe; oder, als Karl nicht begriff: Zodik sei einer von den wenigen Klugen, die nie die Splitter in den Augen Anderer vor den Balken in den eigenen sehen wollen; und als auch dieses noch nicht in Karls Kopf wollte: Wucherer, wie Zodik, seien stumm und in üblem Geruche wie faule Fische. —

Karl, der nun endlich faßte, frug um so bestürzter: „Was macht dann ein Zodik bei Marx?"

„Närrchen," entgegnete Isidor; „Geschäfte! Auch ein Großkaufmann hat Momente, wo er dem Wucherer näher steht als sonst und eine Frage an ihn frei hat, ob er Gelder zu zwanzig Prozent verwenden könne! Hat Dein kleiner Kopf nun eine Thür, um so große Ideen einzulassen?!"

Karl wurde wieder ruhiger.

Isidor, den Karl am Café getroffen eben im Begriff, mit seinem neuen adeligen Freunde, den wir Otomar nennen wollen, und in Gesellschaft Pauls, Alfreds und Roberts eine Landpartie zu unternehmen, für die eine gemiethete elegante Privatkutsche bereits dastand, trug ihm an mitzuhalten, die Gesellschaft unterstützte den Antrag, und Karl nahm ihn ohne Bedenken an; denn heute stand ja Alles gut und morgen war noch Zeit, für Zodik zu sorgen. Mit diesen Gedanken stieg er mit Isidor, Otomar, Alfred und Paul in den Wagen, und Robert, den Isidor Anstandshalber zurückbleiben hieß, ließ es sich nicht nehmen, seiner Schmarotzerei eine Konzession zu machen und mit dem breiten Kutscher den schmalen Bock zu theilen.

Die Gesellschaft fuhr in ein, zwei Stunden von der Residenz entferntes Städtchen, in dem gerade Jahrmarkt abgehalten wurde. Die Gesellschaft stieg im besten Gasthof ab, bestellte ein Diner, so fein als nur möglich; und während sich Isidor mit Otomar und mit der Equipage „nur auf kurze Zeit" vorgeblich in Geschäftsangelegenheiten entfernten, ließen Karl, Paul, Alfred und Robert die besten Weine bringen, und tranken sich die ausgelassenste Laune an. Bald war ihnen das Gastzimmer zu enge, und sie stürzten sich in das bunte Bäuerinen-Gewühl zwischen den Buden. Da standen „weibliche Kerle," wahrhaft werth, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Jede im Wege wurde angehalten; die nicht gleich mit der Hand und dem Fuße ausparirte, die wurde gefangen genommen und ihr ein Stück Jahrmarkt als Fessel angelegt. Aber auch manche, die sich wegen des nahen Liebhabers widersetzte, wurde auf die Seite gebracht und mit einem Handgeld, das entweder aus Paaren großer messingener Ohrringe, gewirkter blauer Baumwollstrümpfe, mottiger Pelz-Fäustlinge, gestrickter Kindersöcklein oder aus einem einschichtigen glanzledernen Gürtel, einer schwarzmanchesternen Kropfbinde, einem wächsernen in Glas eingerahmten Heiligenbild oder einem fischbeinenen Schnürleib bestand, angeworben. Karl hatte noch fünfzig Gulden in der Tasche, und die mußten daran. Jede der Gefangenen und Rekrutirten wurde um ein Stelldichein gebeten, jede versprach längstens in einer Stunde in das unmittelbar hinter dem Stadtthor gelegene Tannenwäldchen zu kommen, jeder wurde Verschwiegenheit gegen die andere angerathen, und jeder eine Dankbarkeit in Aussicht gestellt, die nach der Darangabe zu schließen, die größten Erwartungen anregen mußte.

Digitized by Google

Die Stunde wurde im Gasthaus mit Plänen zu einem „großen Jux" und mit Trinken ausgefüllt. Alle Vier, bereits in einem Zustande, der zu jedem Skandal fähig machte, miethten im Gasthof den größten Leiterwagen, ließen zwei Riesenschinken, mehrere Laibe Brod und einen Korb mit ungarischem Champagner, den der Wirth bereitwilligst als echten Sillery präsentirte, hineinstellen, und fuhren unter einem Halloh des lauten Marktes, über den Markt zum Stadtthor hinaus. Die Bauern schlugen über das Gusto dieser Stadtherren die Hände über die Köpfe zusammen; der Wirth lachte sich Eins in's Fäustchen und meinte, er theile solchen Gusto gerne mit seinen Passagieren.

Unter lustigen Liedern kamen sie zur Stelle. Der Wagen mußte in kurzer Entfernung vom Walde warten, aus dem ihnen schon ein Höllenlärm entgegenschallte. Karl, Robert, Alfred und Paul, entzückt über die gelungene Exposition des Jures, schlichen, jeder an einer andern Stelle, in den Wald. Nach etwa hundert Schritten fanden sie die Rekruten und Gefangenen, bis zwanzig an der Zahl, in einem Streite begriffen, der es bei dem bloßen leichten Geschütz der Zungen nicht bewendet sein lassen wollte und schon daran ging, zu dem groben Geschütz der Fäuste und den jungen Tannenbäumchen zu greifen. Die Vier wären von den aus Eifersucht und verletzter Eitelkeit empörten Bäuerinen zerrissen worden, hätte ihnen nicht der Instinkt der Selbsterhaltung eingegeben, sich nicht leer vor sie hinzuwagen, sondern Schinken, Brod und Champagner mitzunehmen, um Mund und Hände auf nützlichere Weise zu beschäftigen. Die Vier schlichen wieder zurück, griffen zu den siegreichen Waffen und traten gerüstet mitten unter sie. Drohte ihnen früher die Eifersucht mit dem Tode des Zerrissenwerdens, war es jetzt die Liebe zu dem Schinken und Champagner, die ihr Leben in Gefahr brachte, denn Alle fielen über sie her und zwangen sie ihre Waffen zu strecken und die Flucht zu ergreifen.

Versteckt im nahen Gebüsche sahen Paul, Alfred, Robert und Karl, wie die Schinken das Schicksal ereilte, das ihnen bevorgestanden; im Nu waren dieselben zerrissen, den Flaschen die Hälse abgebrochen, und Fraß und Völlerei im vollen Zuge.

Das war nun ein Tollen und Rasen, daß die Aeste krachten und die Kittel flogen, ein Singen und Springen; Alle, wie von einem Strudel erfaßt, drehten sich bald einzeln, bald paarweise im Kreise, so lange, so heftig, bis sie schwindelnd in das Gras hintaumelten.

Da wagten sich endlich auch die vier Sonntagsjäger, denen die gefallenen Mägde weniger gefährlich schienen, aus ihrem Gebüsche hervor und schlichen auf den Fußspitzen mit halb ängstlichen und halb geilen Blicken auf dieselben los.

Kaum waren ihrer aber die parodirten Willis ansichtig geworden, so erhoben sie sich mit einem Zetergeschrei, drangen auf jene ein, schlossen erst um sie einen Kreis, der sich wie ein Wirbelwind drehte, und dann ging es von Arm zu Arm, von Brust zu Brust im bachantischen Tanze, bis alle Vier fast zu Tode gehetzt zusammensanken. Darauf stürzten die wilden Jägerinen unter Juchheis aus dem Walde, packten den betrunkenen Knecht, der eine Flasche zum Zeitvertreib erhalten hatte, und sich ihrer Aufforderung sie nach der Stadt zu fahren, widersetzte, warfen ihn in den Wagen, legten Stroh auf ihn und benützten ihn zu einem Sitz für zwanzig große Sitze. Und nun wurde die Fuhre unter einem Gejohle, das in den nahen Bergen wiederhallte, im Galopp nach der Stadt kutschirt.

Nach und nach ermannten sich auch die Vier, die wie gerädert dalagen, sahen einander mit sauern Gesichtern an und wußten nicht, sollten sie lachend oder jammernd den Jux verwünschen. Sie klaubten sich mühselig zusammen, fühlten aber keine Lust, bei Tage in das Städtchen zurückzukehren, weil sie mit Recht befürchteten, im besten Falle mit einem Hohngelächter des ganzen Markts, im schlimmsten mit einer tüchtigen Tracht Prügel von Seite der keinen Jux verstehenden Väter, Brüder und Liebhaber der Mägde empfangen zu werden. So erübrigte ihnen nichts anderes, als sich bis zum Abend im Walde die Zeit mit Hunger, Durst und Furcht, die sie immer tiefer in denselben hineinjagte, zu vertreiben. Als es dunkel geworden war, schlichen sie in die Stadt, die bereits, da der Tag der letzte des Marktes, stille geworden war, und kamen, ohne auf Hindernisse oder Schläge zu stoßen, glücklich im Wirthshause an.

Wer beschreibt ihren Schrecken, als sie der Wirth in ein Zimmer des ersten Stockwerkes führte und ihnen daselbst zu verstehen gab, Isidor habe auf sie mehrere Stunden gewartet, und sei, ohne für sie zu zahlen, wieder abgereist. Er ersuche um die Ausgleichung der Rechnung, die sich auf runde hundert Gulden belaufe, widrigenfalls er sich gezwungen sehe, die Herren hier so lange einzusperren, bis er bezahlt sein werde.

Karl, Paul, Alfred und Robert suchten überflüssiger Weise alle Taschen durch, schimpften fruchtlos über Isidor, auf den sie gerechnet, da er sie zur Partie geladen und nun im Stiche gelassen hatte, boten vergeblich jedes ihrer überflüssigen Kleigungsstücke als Deckung an; flehten vergebens um Geduld bis morgen, wo sie ihm das Doppelte zuschicken wollten, und trugen ihm umsonst Robert und auch Paul als Pfand an; der Wirth verlangte mehr — gleich baare Bezahlung, oder Captur.

Bezahlung war nicht möglich; er wünschte ihnen eine gute Nacht, hieß sie Gott danken, daß sie so vor den ihnen vielseitig zugedachten Schlägen gesichert sind, warnte sie vor Exzessen, weil er sie sonst der Ortspolizei übergeben würde, und sperrte ab. Und so erübrigte ihnen wieder nichts anderes, als sich wie im Walde die Zeit mit Hunger, Durst und Furcht zu vertreiben.

Nachdem sie sich einige Zeit angesehen und pantomimisch Isidor und ihre Verlegenheit verwünscht hatten, denn zu sprechen traute sich keiner, thaten sie das Vernünftigste und gingen zu Bette.

Alle schliefen wie die Gerechten!

Isidor, obgleich unwillig über den öffentlichen Skandal, den seine Freunde veranlaßt hatten, und ebenso überzeugt, daß Karls Baarschaft nicht ausreichen werde, als daß die Andern zusammengenommen nicht ein Glas Wein zu bezahlen im Stande seien, war dennoch schon in seinem eigenen Interesse weit entfernt einen schlechten Witz zu machen und dieselben einer ebenso peinlichen als gefährlichen Verlegenheit auszusetzen. Aber er war ebensowenig selbst als sein bejammernswerther Schützling Otomar im Stande, die Summe von hundert Gulden zu zahlen, da der eigentliche Zweck ihrer Partie unvorhergesehener Weise vereitelt wurde. Isidor führte nämlich den talentirten Verschwender Otomar, dem bereits in der Residenz alle Quellen des Kredits versiegt waren, zu einem Bauer des Städtchens, der

Digitized by Google

außer Getreide- auch Geld-Wucher trieb, und hoffte denſelben zu einem Darleihen für Otomar zu bewegen. Doch dieſer war, als Iſidor an ſeine Wohnung gefahren kam, nicht zu Hauſe, und hatte am Markte erſt die Geſellſchaft mit Iſidor, der ihm allerdings manches gute Geſchäft zugewendet, ankommen, dann aber auch dieſelbe auf dem Leiterwagen zum Thore hinausfahren ſehen, und hatte auch durch ſeine Mägde, die mit zu den Rekrutirten gehörten, das mehr als Mißtrauen einflößende Vorhaben erfahren. Der Bauer war zu klug, um den eigentlichen Grund anzuführen, der ihn abhalte, diesmal zu helfen, daher er nur bedauerte, gerade kein Geld zu haben, da er paar tauſend Strich Getreide liegen hätte, die er zu den niedrigen Preiſen nicht verkaufen könne, und Iſidor ging eine bedeutende Proviſion verloren. —

In aller Frühe trat der Wirth in's Zimmer und brachte einen Brief an Karl, den er ihm mit den Worten reichte: „Nach dem Bauch zu ſchließen, iſt an keine Entbindung zu denken."

Alle Vier ſprangen aus den Betten und fielen über den Brief her, der von Iſidor war und folgendermaſſen lautete:

„Lieber Karl!

Ich mache Dir keine Vorwürfe. Ueber meine Abfahrt folgt eine mündliche Rechtfertigung. Löſegeld kann ich nicht auftreiben. Frei zu werden, gibt es nur ein Mittel. Du ſchreibſt an die Mutter wegen des beſprochenen Acceptes. Sei recht dringend und verzweifelt. Nicht Wahrheit, ſondern Lügen laß zum Herzen ſprechen. Daß Du in Gewahrſam biſt, darf nicht verhehlt werden, denn das allein ſchießt Breſchen. Kombinirt zuſammen einen Angriff, und die Mutter kapitulirt. Ich lege Dir den fertigen Wechſel bei, die Mutter braucht nur „angenommen" und ihren Namen darauf zu ſchreiben. Durch den Boten, den ich ſende, ſchicke den Brief und laſſe ihre Antwort wieder durch ihn retour gehen. Er iſt genau inſtruirt, wird ihn mir übergeben, ich nehme den Wechſel, ſende Dir Geld, und mündlich das Weitere von

J.

P. P. Folgſt Du nicht, dann mögt Ihr alle Vier eſſen, was Ihr Euch eingebrockt."

Der Wirth, der ſchon ein klägliches Geſicht ſchnitt, als dem offenen Briefe jener Inhalt mangelte, der ihn perſönlich anging, konnte ſich vor Aerger nicht faſſen, als er die Vier abwechſelnd anſah; denn was er in ihren betroffenen Geſichtern las, mußte der Nachdruck von dem ſein, was im Briefe ſtand.

„Nun, meine ſauberen Herren," fing er an; „werden Sie im Guten hier, oder im Böſen auf dem Stadthaus zahlen?"

„Geduld, Herr Wirth!" rief Karl; „geben Sie uns nur ein Schreibzeug, und wir machen Geld."

„Wollen Sie um die hundert Gulden wetten," prahlte Robert, „daß Sie in einigen Stunden das lumpige Geld bezahlt haben?"

„Ja noch mehr," fügte Alfred hinzu, „daß Sie, der uns jetzt mit dem Stadthaus droht, bald im Staube als unterthänigſter Wirth vor uns kriechen, und uns echten, und nicht falſchen Champagner kredenzen werden?"

„Wollen Sie wetten?" frugen Alle und reichten ihm die Hände zum Einſchlagen.

Der Wirth ſtutzte, dachte an „vergeſſene Brieftaſchen," an „Reiſefatalitäten," an „verſchneite Kavaliere," und unwillkürlich fuhr ihm der Reſpekt in Hals und Rücken, die er bog, dann in den Mund und die Beine und ließ ihn mit Kratzfüßen ſagen: „Verzeihung, meine Herren, wenn ich mich getäuſcht! Heutzutage iſt es oft ſehr ſchwer, den Lumpen vom Kavalier zu unterſcheiden. Irren iſt menſchlich und zumeiſt bei einem Wirth. Alſo nochmals Verzeihung, meine Herren, wenn ich mich in Ihnen, wie im Champagner vergriffen." —

„Wir laſſen Gnade für Recht ergehen," fiel ihm Robert mit Pathos in die Rede. „Sie machen, Herr Wirth, zu viele Worte; machen Sie lieber ein feines Gabelfrühſtück und machen Sie durch eine gute That gut, was Sie durch eine ſchlechte That ſchlecht gemacht haben."

Ein Frühſtück à la fourchette!" drängte Paul, Alfred und Robert, warfen ſich in die Bruſt und ſtolzirten im Zimmer umher.

„Vor Allem ein Schreibzeug," verlangte dringend Karl.

Der Wirth wie verzaubert, voll ſüßem Schmunzeln, verſprach die prompteſte Bedienung und eilte hinaus, ſperrte aber doch die Thüre hinter ſich zu, ſich denkend: „Auch bei Kavalieren kann Vorſicht niemals ſchaden."

Bevor der Wirth die Schreibrequiſiten brachte, wurde der Brief entworfen und dann gemeinſchaftlich Karl, wie folgt, diktirt:

„Theuerſte Mama!

Ich bin gefangen von einem rachegierigen Vater, deſſen Tochter mich als den Mörder ihrer Unſchuld und als den Schöpfer ihres Unglücks bezeichnet. — Leider muß ich bekennen, daß meine Jugend und Unerfahrenheit die Schuld trägt. — Ich bin auf einer Partie hieher, die ich zur Erholung unternahm, in ſeine fürchterlichen Hände gerathen. Er verlangt, daß ich mit Geld oder Geldeswerth die mir geopferte Tugend ſeiner Tochter bezahle, widrigenfalls er mich auf gerichtlichem Wege zwingen werde, die befleckte Ehre ſeiner Tochter zu reinigen. Mama! Ermeſſe die Strafe für den kleinen Fehler meines heißen Temperaments; ermeſſe, was auf dem Spiele ſteht! Ich kann nicht fort, denn er droht meinem Leben, wenn ich entfliehen wollte. Ich ſchreibe in ſeiner Gegenwart dieſe Zeilen mit Verzweiflung, denn ich denke an das Herzleid, das ich Dir mit dieſer Nachricht verurſache. Um Gotteswillen, ſage nichts dem Vater, denn es wäre ſein Tod, um Gotteswillen aber auch, unterſchreibe den beifolgenden Wechſel, denn ſonſt iſt es der meine! — Verzage nicht, es iſt dies mein letzter Jugendſtreich. Der Wechſel iſt auf drei Monate gezogen; bis dahin iſt Lucie mein, und ich zahle ihn ſelbſt, und Dir mit einer glücklichen Ehe alle die Leiden, die ich Dir verurſacht habe. Sende den Wechſel unter Couvert mit dem Boten, der dieſe unglückſeligen Zeilen bringt, und erwarte noch heute Deinen Sohn, der Deiner Hilfe verſchmachtend entgegenſieht. Ewig Dein dankbarſter

Karl."

Dieſer Brief, der nur eine große Lüge war, wurde dem Boten übergeben, und nun ging man frohen Muthes zu Tiſche, auf dem bereits das Beſte aus Küche und Keller aufgetragen war. Karl, Paul, Alfred und Robert aßen und tranken nach Magenluſt, ließen ſich dann Karten bringen und ſpielten zum Zeitvertreib ohne Geld um das Geld, das in einigen Stunden zu erwarten ſtand.

Karl, der um ſein Bangen und ſeine Ungeduld zu

Digitized by Google

unterdrücken, hazardirte, verlor in wenigen Stunden an Paul und Alfred bis hundert Gulden, und auch Robert stand in bedeutendem Nachtheil, den Karl tragen mußte. Karl wurde über den doppelten Verlust so verdrießlich, daß er Paul und Alfred des falschen Spieles beschuldigte. Paul und Alfred benützten den günstigen Moment, sich als Gewinner zurückzuziehen, indem sie lieber aufzuhören beschlossen, als solch einen unwürdigen Verdacht von einem Freunde hören zu müssen. — Karl würde bei andern Spielern gerade dies animirt haben weiter zu spielen, aber bei diesen, die nichts verlieren konnten, weil sie nichts zu verlieren hatten, war nur zu verlieren, und nie zu gewinnen.

Paul und Alfred erhoben sich vom Tische und spielten die Beleidigten. Robert bat Karl, ihm sein unvorsichtiges Spiel mit der Besorgniß um das Ende der fatalen Affaire zu verzeihen, und die Vier schritten im Zimmer umher, ohne ein Wort zu sprechen.

Da riß der Wirth die Thüre auf und brachte die Antwort mit einer triumphirenden Miene; er hatte bereits auf der Stiege das gewichtige Couvert durchgonstirt. Sie kam von Isidor. Karl öffnete voll Hast und todtenbleich vor Erwartung das Couvert, die Drei warfen Augen darauf, als wollten sie es verschlingen, und zum Vorschein kamen drei hundertguldige Banknoten und ein Zettel mit folgenden Zeilen:

„Kurz und gut. Die Mutter acceptirte. Zodik nahm den Wechsel als Zahlung für den verfallenen und schickt beiliegend den Ausgleich. Mehr mündlich heute Abend bei Lottchen. J."

Alle brachen in lauten Jubel aus. Der Wirth stand mehrere Minuten bis zur Erde gebückt. Paul, Robert und Alfred sahen mit verächtlichen Blicken auf ihn, der, so oft er sich aufrichten wollte und ihren Blicken begegnete, wieder zusammenschnappte. Karl zahlte, miethete eine Kutsche, und unter Komplimenten, die des Wirths Gesicht unsichtbar machten, stiegen die Vier ein und fuhren wieder ausgesöhnt und voll Lustigkeit nach der Residenz. —

Bei Lottchen stiegen sie ab, als es bereits dunkel war. Isidor und sein Eleve Otomar waren schon da. Alle überhäuften nun Isidor mit Vorwürfen. Er ließ sie sich erschöpfen, weil dieses ihn und Lottchen belustigte, und als sie fertig waren, erhob er sich und hielt ihnen eine kurze Standrede, deren langer Sinn war: „Lasset Euch für die Folge die Bären zum leuchtenden Vorbild dienen, die nur dann auf das Eis tanzen gehen, wenn es ihnen wohl geht.—"

Bald herrschte wieder Harmonie. Paul, Robert Alfred und Karl mußten nun das Abenteuer zum Besten geben, jeder mußte erzählen, jeder stattete in seiner Weise die verfehlte Posse, die den Doppeltitel Blamage und Skandal führte, aus, und so entstanden vier fast ganz verschiedene Ture, die alle trotz des glänzenden Fiaskos einen ergötzlichen Nachgenuß in der Rückerinnerung gewährten, da sie einmal überstanden waren. Isidor und Lottchen erfuhren so zwar den eigentlichen Inhalt des erbärmlichen Machwerks nicht, aber daß die Verfasser insgesammt auf schmähliche Weise durchfielen, unterlag keinem Zweifel. Nach einer Stunde geselligen Vergnügens ging jeder seiner krummen Wege, nur Karl und Isidor blieben zurück. Nachdem die Beiden Alles in Betreff des Accepts der Mutter besprochen und Isidor Karl zu dem glücklichen Zufall gratulirt, der ihn so schnell der dringendsten Sorge überhoben, und wie er nun deutlich sehen könne, daß ihm das Schicksal wohlwolle, entfernte sich auch Isidor und überließ Karl Lottchen, damit sie nach Leibeskräften dort fortbane, wo er eben aufgehört. Karl, der schon mit Grausen an sein Nachhausegehen und das Spektakel dachte, das seiner bei der Mutter harre, wurde von Lottchens Liebreiz bald eines Bessern belehrt und gab ihr Alles, was ihm noch an Geld übrig geblieben war, für die gute Lektion. Nach einigen Stunden kehrte er ohne einen Groschen, aber reich an Selbsttäuschung, in seine Wohnung zurück.

VI.

Seit Franziska Karls Brief gelesen, seit sie gedrängt von der ängstlichsten Besorgniß den Wechsel acceptirt hatte, schien sie förmlich gealtert. Tiefster Kummer und namenloser Schmerz hatten ihre sonst so milden Gesichtszüge verzerrt; sie, die gewohnt war, in häuslichen Verrichtungen zahllose Male die Stiege auf und nieder zu steigen, keinen Augenblick zu rasten, immer zu schaffen und anzuordnen, war seit diesem Moment unfähig, sich auf den Füßen zu erhalten, ja nur an das Wichtigste der Wirthschaft zu denken. Sie überhörte die wichtigsten Tagesfragen und vergaß auf die nothwendigsten Veranstaltungen. Sie, die ihr Hauswesen trotz mancher Krankheit, die sie an das Bett gefesselt, immer selbst geführt, hatte plötzlich allen Sinn dafür verloren; sie, die nie bei der Mahlzeit fehlte, weil sie wußte, daß ihrem Gatten kein Bissen schmecke, den sie nicht mit ihm theile, oder wenn sie nicht mindestens am Tische mit ihm sitze, kam heute nicht zum Mittagsmahl und ließ es geschehen, daß ihr Gatte mit der Suppe auch das Essen beschloß. Ja sie ging ihm sogar überall aus dem Wege, weil sie fürchtete, er müßte in ihrem Gesichte den Grund ihrer Qual lesen. All ihr Denken und Fühlen war in der größten Sorge um Karl vereinigt, dessen Ankunft sie mit der peinlichsten Ungeduld entgegensah. Ihre fieberhafte Erwartung trieb sie wol hundertmal an das Fenster, hundertmal an die Thüre; so oft sie Schritte am Gange vernahm, so oft Jemand die Thürklinke berührte, ja bei jedem Geräusch bebte sie zusammen, schellte nach der alten Anne, daß diese nachsehe, ob Karl schon da sei, und jedesmal gab ihr die Enttäuschung einen Stich durch's Herz. Mit jeder Viertelstunde wuchs ihre Besorgniß, nach jeder Stunde fast warf sie sich trostlos auf das Bett und weinte wie verzweifelt.

Werner, der zwar keine Ahnung von der eigentlichen Ursache ihres Leidens hatte, aber doch in seinem Innersten überzeugt war, daß nur Karl der Urheber desselben sein müsse, vermied selbst während des ganzen Tages jede Gelegenheit mit Franziska zusammenzukommen; er frug nicht einmal, was ihr fehle, um nicht ihre Qualen, die sie ihm doch aus Liebe zu ihm wie zu Karl nicht verrathen haben würde, zu vermehren. Im Gegentheil, er that heute sehr geschäftig und entschuldigte sein kurzes Mittagsessen mit dringenden Postarbeiten, die keinen Aufschub erleiden dürften. Als es aber bereits Nacht war und die alte Anne ihm trotz Befehl und Verwarnung von Seite Franziskas doch vertraute, mit der gnädigen Frau stehe es sehr schlimm, sie esse nichts und trinke nichts und könne nicht wachen und nicht schlafen, und sie würde, wenn das so fortginge, schwer krank werden und am Ende gar an gebrochenem Herzen sterben, und es müsse der junge gnädige Herr wieder was angestellt haben; da ging Werner zu ihr. Er fand sie am Bette mit abge-

Digitized by Google

wandtem Gesicht, ihr Herz klopfte hörbar, ihre Stirne glühte und die Pulse flogen fieberhaft.

„Was ist Dir, Franziska?" frug er voll Theilnahme, über ihr Gesicht gebeugt, das sie immer tiefer in das Kissen drückte, um ihm ihre Thränen zu verbergen, während sie vergeblich das Schluchzen zu unterdrücken suchte.

Mit großer Ueberwältigung brachte sie nur die Worte heraus: „Sei ohne Sorge, lieber Werner, es sind die alten Krämpfe, heute etwas heftiger als sonst. — Sei nicht böse, daß ich Mittag —"

„Ja, ja, die alten Herzenskrämpfe!" sprach Werner für sich und preßte die Lippen zusammen.

Er stand wol eine Viertelstunde bei ihr, verlegen um Worte, denn trösten konnte er sie nicht, da er selbst trostlos war, und was sein Gehirn durchwühlte, das konnte er ihr nicht sagen, ohne ihren Schmerz zu vergrößern. Da aber die alte Anne, die nur mit den halbblinden Augen ihres beschränkten Kopfes sah, zu weinen anfing und das ganze Haus über den bedenklichen lebensgefährlichen Zustand der gnädigen Frau in Alarm versetzte, so schickte Werner, obgleich er fest überzeugt war, daß die ganze Aufregung nur von Gemüthsaffekten herrühre und mit dem Anblick Karls wieder verscheucht sein werde, um den Hausarzt. Der Arzt, der schon einigemale aus ähnlichen Veranlassungen geholt worden war, kam. Wenige Sekunden Beobachtung, ohne eine Frage zu stellen, reichten hin, daß er Werner die Hand gab, mit ihm einige Blicke des Verständnisses wechselte und sagte: „Hier ist nichts zu thun. Was der gnädigen Frau eigentlich fehlt, kann ich ihr nicht geben, denn das liegt nicht in meinem Bereich. Und da ich die Ursache der Krankheit aufzuheben nicht im Stande bin, so kann ich nur die Wirkungen, die dieselbe auf das Blut und auf die Nerven äußert, zu mildern versuchen. Geben Sie daher der Gnädigen ein niederschlagendes Pulver."

Franziska brach in lautes Weinen aus, gab aber auf alle Fragen des Arztes, auf alle Bitten ihres Gatten, dessen Hand sie fest in der ihren hielt, keine Antwort.

Der Arzt, der fühlte, daß seine längere Anwesenheit für die beiden Gatten ebenso peinlich werden müßte wie für ihn, überdies einer jener wenigen Aerzte war, die mit einer heiligen Scheu ihre sonst hilfreiche Hand von den Krankheiten des Familienlebens abwenden, weil sie fühlen, daß ihre Kunst hier nicht ausreiche und daß es zur Heilung solcher Seelenübel eines ganz andern Arztes bedürfe, war eben daran sich zu entfernen, als die alte Anne mit einem Freudenschrei hereinstürzte und die Botschaft brachte, der junge gnädige Herr sei eben ganz frisch wie ein Fisch zu Hause angekommen.

Franziska, wie neubelebt, fuhr empor, vergaß des Gatten und des Arztes, die mit verschränkten Armen an ihrem Bette standen, und stürzte aus der Thüre, die alte Anne jubelnd vor Freude ihr nach.

Der Arzt reichte Werner die Hand, die dieser kräftig schüttelte und Beide nahmen von einander stummen Abschied.

„Franziskas Krankheit kann nur drei Wochen dauern," sagte Werner zu sich selbst, während er in sein Zimmer zurückkehrte; „bis dahin ist die entscheidende Krisis vorbei. Ist mein Sohn auch verloren, muß mein Weib gerettet werden, und wenn sie auch noch mit stärkeren Fesseln an ihm hinge, als die sind, die sie jetzt mit in sein Verderben zu reißen drohen. Mit Gott werde ich mir sie erhalten!" —

Franziska flog wie eine Wahnsinnige zu Karl und stürzte vor ihm nieder, seine Füße umfassend. „Karl!" rief sie mit fast von Thränen erstickter Stimme; „um Gotteswillen, wie steht's mit Dir?" —

Karl ganz betroffen versuchte die Mutter aufzuheben, bat sie nicht zu weinen, sich zu beruhigen, der Vater konnte sie hören und dann wäre Alles vorbei. Franziska umschloß seine Knie um so fester, sie wollte nicht eher aufstehen, als bis er sie versichert habe, daß alle Gefahr, die ihm gedroht, beseitigt sei. Karl, dem bei dem Anblick der Mutter, die sich wie eine Verzweifelnde geberdete, ganz unheimlich zu Muthe wurde, und der in hohem Grade fürchtete, ihr Gejammer könnte auch noch den Vater herbeiführen, schwor ihr bei Allem, was ihm heilig, „nur ihre Gnade hätte ihn gerettet, denn sonst wäre er verloren gewesen. Nun aber sei er frei."

Franziska lauschte seinem Schwure mit einer wahren Andacht, und als wäre sie urplötzlich von einer lebensgefährlichen Krankheit genesen, erhob sich ihr Auge nach oben und mit einem Tone der seligsten Beruhigung rief sie: „Gott sei gelobt bis in die Ewigkeit!"

„Amen!" fügte Karl hinzu und unterdrückte glücklich eine Stimmung, die, wenn sie in seinem Gesichte Ausdruck gefunden hätte, das wahrhaft religiöse Weib, das in seinen Anblick versunken war, hätte tödten oder wahnsinnig machen müssen.

Karl drängte nun mit Bitten und Liebkosungen, mit seinem ganzen Aufgebot von Schmeicheleien in Franziska, die noch immer seine Füße umklammert hielt, aufzustehen, sich zur Ruhe zu begeben, die sie so sehr bedürfe, und er werde ihr morgen den ganzen Sachverhalt treulich und ausführlich erzählen. Sie werde daraus ersehen, wie er eigentlich ein schuldloses Opfer der Verführung war und wie dieser eine Fall ihm als warnendes Beispiel für sein ganzes Leben dienen werde; und sie möchte nur den Vater schonen und Alles sei wie gar nicht geschehen, und der Wechsel werde von ihm vor der Zeit ausgelöst werden, und sie möchte darüber keine Sorge haben, und bei Marr stünde Alles gut und seinem Glücke mit Lucie nichts im Wege. —

Doch Franziska wollte nicht eher aufstehen, nicht eher von ihm ablassen, als bis er ihr feierlich, mit einem Schwure gelobe, von nun an ein neuer Mensch zu werden, nur seinen Eltern, seinen Studien und seiner Braut zu leben, die schlechten Kameraden zu fliehen, die Kirche allwochentlich zu besuchen, und vor Allem sich durch das heilige Sakrament die Lossprechung seiner Sünden von Gott zu erbitten.

Karl fühlte sich ganz unheimlich bewegt, ein Schauer rieselte durch seinen Körper, die Situation wurde ihm unerträglich, sie mußte rasch zu Ende geführt werden und — — er schwor der Mutter, was sie verlangte.

„Gott, der den Meineid richtet, hat Deinen Schwur gehört!" rief Franziska mit erhobener Stimme, stand auf, machte ihm das Zeichen des Kreuzes, das seine Stirne verfinsterte, seine Lippen verzerrte und die Brust unheimlich berührte, und begab sich mit der alten Anne, die vor der Thüre auf sie gewartet, zur Ruhe.

Karl, dem die Szene den Busen wie krampfhaft zusammengeschnürt und den Schweiß auf die Stirne getrieben hatte, athmete erst leichter, als die Mutter ihn verlassen hatte. Er versuchte Isidors Liedchen zu singen, und als es nicht ging, zündete er sich eine Cigarre an, öffnete das

Digitized by Google

Fenster, legte sich in dasselbe und — dachte an Minna, Lottchen und Lucie. Gedanken, ob Minna den alten Grafen liebe? ob ihm Lottchen allein gehöre? ob es ihm gelingen werde, Lucie zu verführen? durchkreuzten sein Gehirn. Er sann eben auf Pläne, wie bei Lucie rasch zum Ziele zu gelangen, da war Franziska schon wieder an seiner Thüre, horchte, ob er bereits zu Bett gegangen, versuchte leise das Schloß, und als sie es offen fand, öffnete sie und trat voll Eifer zu Karl: „Da Karl, bringe ich Dir noch ein Buch; es ist zwar nicht für die Unterhaltung der Sinne, doch um so mehr für die Erbauung von Herz und Geist. Ein solches Buch, mein Karl, ist der stärkste Pilot, wenn wir zu sinken drohen, ist der sicherste Wegweiser, wenn wir auf Abwege gerathen, gibt den besten Trost in jedem Ungemach des Lebens. Ein solches Buch" — — Sie hielt plötzlich inne, denn Karl rauchte dabei seine Cigarre so behaglich, als ob sie ihm wie in frühern Zeiten, wo er noch einen Theil des Abends bei ihr zubrachte, ein Kapitel über die von Tag zu Tag zunehmende Demoralisation der Dienstmädchen vortrüge. Mit einem leisen flüchtigen Schatten der Befremdung, der über ihre Stirne strich, bat sie ihn, die Cigarre bei Seite zu legen, da die garstigen Wolken ihr sein liebes Gesicht verhüllen, und wie es bei so ernsten Gesprächen ersprießlich sei, wenn Eines dem Andern in die Augen sähe.

Karl entschuldigte sich mit der fatalen Gewohnheit des Rauchens und warf die Cigarre voll Unwillen auf die Erde.

Franziska, durch die kleine Episode nicht aus der frommen Fassung gebracht, fuhr fort: „Du hast gewiß die vielen schönen Gebete, die ich Dich in Deiner Jugend gelehrt und die Du damals, obgleich Du sie nicht ganz verstanden, wie das Vaterunser auswendig gekannt, schon vergessen; dieses Buch ruft sie alle in Dein Gedächtniß zurück und wird sie Dir um so schärfer einprägen, als Du nun den göttlichen Inhalt zu begreifen im Stande bist. Dieses Buch wird Deine Brust erleichtern und Deinen niedergedrückten Geist wieder zu Gott erheben. Glaube mir Karl, so wie ich, wirst auch Du Trost und Ermunterung in diesem Buch der Andacht finden und Dich nach wenigen Gebeten schon gestärkt in Deinen Vorsätzen fühlen. Thue mir's zu Lieb', Karl, und lese ein Stündchen darin, und Du wirst es mir ewig danken." Und Franziska reichte ihr Gebetbuch, nachdem sie das silberne Kreuz darauf geküßt, Karl, der es mit einem Gefühl, das ich nicht beschreiben möchte, doch mit geheuchelt freundlicher Miene aus ihren Händen nahm und sie versicherte, er werde ihrem Rathe folgen, weil sie es wünsche, und darin lesen, obgleich er sein Gewissen nicht belastet fühle und ihre Huld ihm mehr als Alles in der Welt gelte.

„Daran erkenne ich meinen guten Karl wieder," versetzte Franziska, der schon wieder vor Rührung die Thränen in den Wimpern zitterten. „Dennoch mein gutes Kind, lese darin, auf daß Dich der Himmel schütze gegen die Anfechtungen des Bösen, der sich dem Menschen am meisten nähert, je tugendhafter dessen Vorsätze sind. Und morgen, wenn Du zur heiligen Beichte gehst, vergiß ja nicht das Buch mitzunehmen und Dich darin zu dem großen Schritte, der Dich Gott näher bringt, auf würdige Weise vorzubereiten. — Und nun mein Karl schlafe wohl, wie ich es heute werde. Seit lange ging ich nicht so beruhigt zu Bett wie heute, und das danke ich nur einzig Dir. — Bevor Du aber zur Ruhe gehst, schließe die Fenster, wir bekommen heute Nacht ein schlimmes Wetter." — Und Franziska, aus deren Gesicht die Seligkeit strahlte, nahm nochmals von Karl mit Hand und Mund den innigsten Abschied.

Als Franziska aus dem Zimmer war, stampfte Karl vor Unmuth mit den Füßen, schleuderte das Buch auf den Tisch, zündete sich eine neue Cigarre an und sehnte sich nach seinen Freunden, um sich durch Zerstreuung von dem katzenjämmerlichen Gefühl, in das ihn seine Mutter mit ihren frommen Zumuthungen versetzt, zu befreien. Es war bereits eilf Uhr. Aus dem Hause zu kommen war unmöglich. Wie ihm die alte Anne vertraut, hatte die Mutter seit gestern die Anordnung getroffen, daß ihr die beiden Schlüssel des Haus- und Gartenthores gleich nach dem Absperren zur Aufbewahrung übergeben werden müssen. Ihm wurde so bange, so heiß und ängstlich, daß er sich das Hemd aufriß und mit entblößter Brust, die Schweiß bedeckte, sich der kühlen Nachtluft aussetzte. Wäre das Fenster nicht zu hoch gewesen, er würde durch dasselbe einen Fluchtversuch gemacht haben.

„Gibt es denn kein Mittel, die Revolution in meinem Innern zu tödten, wenn ich schon nicht vermag, sie nach außen zu leiten?" so rief er voll Wuth und sah mit finstern Blikken hinauf zum Himmel, den ein fürchterliches Gewölke inzwischen verschlungen hatte. In demselben Augenblicke brach draußen ein schrecklicher Sturm los, der die beiden Fensterflügel mit einem solchen Schlage an die Rahmen schleuderte, daß die Scheiben zersplitterten und die Kerzen erloschen; und gleich darauf rauschte der mit Schlossen untermischte Regen wie ein Wolkenbruch nieder und strömte in Massen durch das Fenster, dessen innere Flügel Karl vergeblich zu schließen versuchte, da der Hagel wie spitze Steine an sein Gesicht schlug. Bald erhob sich auch ein entsetzliches Gewitter. Blitze, auf die der Donner so unmittelbar folgte wie Schatten dem Licht, durchkreuzten das schwarze Firmament und ließen jeden Augenblick den ganzen Horizont wie ein Flammenmeer erscheinen, während der Erdball in seinen Grundfesten zu erbeben schien. Karl, dessen reizbare Nerven bei solchem Wetter in die furchtbarste Aufregung geriethen, der den empörten Elementen in ihr göttlich schönes Angesicht nicht zu sehen, ihre weltenbeherrschende Stimme nicht zu hören vermochte, schloß fest die Augen, hielt sich die Ohren zu, wußte vor Beängstigung nicht, wohin sich zu retten, wo die Thüre zu finden, um sich auf den fensterlosen Gang zu flüchten, und taumelte wie ein Verlorener im Zimmer umher, so lange, bis er an seinen Schreibtisch stieß. Dort, erinnerte er sich, liege ein hilfreiches Mittel, das schnell jeder Bedrängniß entführt; wie ein Verzweifelnder tappte er darnach, erfaßte es und nahm mit größerer Begierde, als ein Sterbender die Hostie, eine bedeutende Dosis Opium, die ihm Isidor für alle die Fälle, wo er den Kopf verlöre, verschafft hatte.

Wenige Augenblicke später knickte er zusammen, schlief ein, und während der Regen niederströmte, als sollte er die Sünden der Welt hinwegschwemmen, und Blitz und Donner dareinschlugen „als pochte an die Erde der jüngste Tag," hielt er träumend Lucie an seiner Brust und küßte ihr die Unschuld von den Lippen. —

Am nächsten Morgen war Karls erster Weg allerdings in die Kirche, doch ohne Gebetbuch und nur um Lucie zu sehen. Er wußte, daß sie jeden Tag um die bestimmte

Digitized by Google

Stunde die heilige Messe hörte. Als er in die Kirche trat, den Ort, den er seit langen, langen Jahren nicht betreten, übte die Pracht der Gott geweihten Hallen, das mysteriöse Halbdunkel und die feierliche Stille, die nur unterbrochen wurde durch den scheuen Tritt der Kommenden, durch das leise Blättern in den Andachtsbüchern und durch manches Stoßgebetlein, das sich bedrängten Herzen entrang, einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn aus. Er gedachte seiner Kinderjahre, der seligen Stunden, die er in Kirchen bei hohen Festen verlebt, und fühlte, wie nie, sein ganzes jetziges Elend. — Er suchte Lucie und fand sie nach kurzem Suchen knieend an der Seite Cölestinens. Um Cölestines Andacht war es natürlich geschehen, als sie Karls ansichtig wurde; von dem Moment an war sein Gesicht das Gebetbuch, in dem sie las, und jeder Blick Karls, der auf sie fiel, die Erhörung ihres Gebetes. — Lucie sah mit gefalteten Händen unverwandten Blickes auf den Hochaltar, während sich ihre Lippen wie Rosenblätter bewegten, über die ein leises Frühlingslüftchen weht. In ihrem Antlitz, das von heiliger Andachtsgluth entzündet war, paarte sich frommer Sinn und Heiterkeit, und als blickte ein Engel selig grüßend auf sie nieder, strahlte ihr Auge in verklärtem Glanze. —

Als Karl Lucie sah, war sein Blick wie geblendet, er traute seinem Auge nicht; voll Bewunderung blieb er stehen und beinahe hätte er die Hände gefaltet, wenn ihn nicht sein böser Geist daran gehindert. Zum ersten Male fand er Lucie schön, schöner und reizender als alle Mädchen, die sein Blut sieden gemacht, und fühlte, daß ihr Besitz ihn glücklich machen könne und daß er sie besitzen müsse.

Schon horchte er auf den finstern Dämon, der ihm in seinem Innern zuflüsterte: „Nur mir nach, und sie wird Dein!" Da gab der Meßner das Glockenzeichen, die Orgel erbrauste, der Priester trat vor den Altar, die andächtige Menge erhob ihre Seelen im frommen Gesange — — Karl wandelte es entsetzlich unheimlich an, ihm wurde so ängstlich, so beklommen, sein Gesichtskreis wurde immer enger, seine Augen umdunkelten sich, ihm schien es, als drängten sich die weiten Gotteshallen immer mehr zusammen, — und es trieb ihn wie mit Feuerruthen von dem geweihten Orte. Als er wieder das Freie betrat, kehrte sein natürlicher Zustand allmälig wieder, doch der mächtige Schall der Orgel und des Gesanges, der aus der Kirchenpforte klang, ließ ihn auch da nicht harren und zwang ihn so weit zu gehen, bis kein heiliger Laut seine schuldbewußte Seele mehr erreichen konnte.

An der Ecke, die die lange Straße beherrschte, blieb er stehen. Vermochte er sich auch nicht zu erklären, was ihn in der Kirche angewandelt, so war er sich doch des großen Eindrucks bewußt, den Lucie auf ihn gemacht hatte, und konnte sie kaum erwarten. Nach etwa einer Viertelstunde kam sie mit Cölestine. Sie erwiederte seinen Gruß, der heute sehr herzlich klang, gleich innig. Aus den ersten Worten, die sie wechselten, schöpfte er die beruhigende Ueberzeugung, daß er Zodiks Anwesenheit bei ihrem Vater umsonst gefürchtet habe. Lucie und Cölestine sprachen von seinem Unwohlsein, das ihn plötzlich bei seinem letzten Besuche überrascht und daß sie sich noch an demselben Tage mit dem Vater nach seinem Befinden erkundigt, und wie sie ihn schon mehrmals erwartet hätten; — und Karl war überglücklich. Karl geleitete sie in ihre Wohnung und sah auch aus dem intimen Entgegenkommen Marxs, daß dort, wie Isidor mit Recht behauptet, Alles reif zum Schnitte sei.

Als Karl nach einem mehrstündigen Aufenthalt, in dem Lucie vor ihm sang und Piano spielte, was sie sonst nie that, von Allen aufgefordert wurde, sie recht oft mit seinen Besuchen zu erfreuen, und Marx sogar hinzufügte, sein Haus stehe ihm jederzeit offen, da jubelte Karl vor Freude, eilte nach Hause, warf sich seiner Mutter an die Brust, gab ihr auf alle Fragen die ausführlichsten, befriedigendsten Antworten, sprach so viel Lügen als sie zu ihrer Beruhigung brauchte, und verharrte bei ihr bis zur Mahlzeit, mit einer Heiterkeit des Gemüths, die in der Brust der bejammernswerthen Mutter ein hundertfaches Echo fand.

„Siehst Du, Karl, nun die Allmacht der Religion?" sprach sie mit Salbung; „wo hättest Du so schnell Deine verlorene Seelenruhe wieder gefunden? Nun raubt mir Dich keine Macht der Erde!"

Karl blickte wie demüthig zu Boden und entgegnete mit einem gelungenen Seufzer: „Mutter, Du hast recht! O daß ich das nicht früher eingesehen!"

„Nun, nun," beruhigte die Mutter; „nur nicht wieder melancholisch werden. Durch Schaden wird man klug, und mit Gott wird dieser Schaden auch wieder gut gemacht werden." — Sie wollte ihn bewegen, am Mittagsessen, bei dem er schon seit einem Jahr mit Ausnahme von besonderen unausweichlichen Familienfesten fehlte, theilzunehmen, aber Karl fand dies nicht gerathen und die Mutter sah's auch bald ein, und so entließ sie ihn mit einem stummen Segen, den ihr wieder frohbewegtes Herz über ihn aussprach.

Karl duldete es nicht zu Hause, und er zog auf die Straße. Seit lange fühlte er sich nicht so wohl wie heute. Wenn etwas fehlte ihn ganz glücklich zu machen, so war es Lucie, an die er unaufhörlich dachte. Er begriff nicht, durch was seine Augen so geblendet waren, daß er den unaussprechlichen Reiz, der Luciens ganzes Wesen verklärte, nicht früher bemerkt habe. Wie er auch ziellos ging, so führte ihn doch die feurigste Sehnsucht unwillkürlich an Luciens Haus, und wie er auch gerathen fand, diese Straße zu meiden, um nicht Aufsehen zu erregen, so kehrte er doch immer wieder in dieselbe und sah mit unverwandten Augen nach ihrem Fenster. Es überkam ihn ein schwärmerisches Gefühl wie Liebe, doch Liebe war es nicht. — In seiner Brust konnte kein Stern wie die Liebe aufgehen, denn ihr fehlte der Himmel dazu. Was die Nacht seines Herzens durchflimmerte, war nur ein Irrwisch, war die Sinnlichkeit. — Mit jeder Minute unbefriedigter Sehnsucht fühlte er diese wachsen, und schon wollte er zu ihr, um das schmerzlich süße Bangen, das sich seiner zu bemächtigen anfing, zu verlieren, da klopfte ihm Isidor in dem Augenblick auf die Schulter, als er mit verzückten Augen Lucie am Fenster zu sehen wähnte, während es Cölestine war, deren sympathetisches Herz von der Anwesenheit des Geliebten im Geiste unterrichtet wurde.

„So wär's recht!" hub Isidor an; „wenn nur oben statt der Alten die Junge herunterlugte."

Karl zog sein Lorgnette, sah Cölestinens Kußhändchen — — und als wäre er ein Train, der sich bei einer Station, auf der es keinen Aufenthalt gibt, zu lange aufgehalten, brauste er mit Isidor die Straße dahin.

Isidor war schon voll Ungeduld zu erfahren, wie Karls Aktien auf der Marx'schen Börse stünden. Karl sprach von ihrem immerwährenden Steigen und wie selbst sein Gefühl, das im Anfang außer allem Cours war, bereits einen solchen Aufschwung genommen habe, daß er dasselbe um

Digitized by Google

keinen Preis losgeben würde. Isidor mit Karls Stimmung, die mehr kräftiger als reiner Natur war, vollkommen zufrieden, spannte noch mehr die Saiten seiner erhitzten Einbildungskraft, indem er ihm zu dem sichern Siege im voraus gratulirte. Nur hieß er seiner Vorsicht ja das unvernünftige Blut zu überwachen, daß es ihm keinen verderblichen Streich spiele. Ein solches Blut, von der Klugheit gehörig gezügelt und zur rechten Zeit losgelassen, müsse direkt zum Ziele führen. Er empfahl ihm hauptsächlich darauf bedacht zu sein, der schwachen Seite Lueiens, die die aller Mädchen sei, zu fröhnen und den Kulminationspunkt, „wo sich die Tugend erbricht und das Laster zu Tische setzt," ja nicht zu versäumen, weil ein Augenblick früher oder später Alles verderben könnte. Auf ein Mädchen wie Lucie müsse man es wie auf eine Biene anlegen: „Man lasse sie ungestört die lockende Blume umgaukeln, ruhig den süßen Saft der Blüthe einsaugen, verrathe sich nicht durch das leiseste Geräusch, durch den geringsten Anschein ihr nahe treten zu wollen, — doch wie sie der Blume in's Herz gedrungen, dann schließe man mit Blitzesschnelle den Kelch, und gehe der Gefangenen mit kecker Hand an den süßen Leib. Wie sie auch dann den Stachel braucht, Dein ist die Biene, — Dein ist der Honigsack. — Verstanden?"

Karl hing selbst wie eine Hummel an seinem Munde und saugte mit wahrer Wollust das süße Gift seiner Lehre ein. Isidor ermahnte auch Karl an sein Rigorosum zu denken, eine solche Aufgabe sei um den großen Preis gering zu nennen, und sich deßhalb einige Wochen, die er ohnedies mit Otomar in Finanzangelegenheiten bei dessen Vater zubringen wolle, von allen Kameraderien zurückzuziehen. So würde er auch seine Kräfte für jene Zeit sammeln, wo er sie brauchen werde, um seinen Reichthum zu genießen; denn es gäbe keine größere Qual, als im Ueberfluß darben zu müssen. — Karl glaubte an Isidor und folgte seinen Lehren wie ein würdiger Jünger. Isidor reiste mit Otomar auf die Herrschaften dessen Vaters.

Karl zog sich von seinen Kameraden, die keine große Sehnsucht nach ihm hatten, weil sie wußten, daß er geldlos sei, zurück, besuchte keine Cafés, schlief jede Nacht in seinem Bette, brachte täglich eine Stunde bei seiner glücklichen Mutter zu, bewog dadurch den Vater, wenn er ihn grüßte, zum Danke, suchte seine Studienbücher hervor und schmachtete jeden Tag in den Abendstunden bei Lucie. Lueie sah Karl nicht ungerne, denn seit die Mutter verreist war, hielt sich auch der Vater weniger zu Hause auf, und sie blieb nur auf die gute, aber beschränkte Célestine angewiesen, bei deren Geschwätz sie ihre Gedanken, mit denen sie allein sich prächtig unterhalten haben würde, schweigen heißen mußte. Karl brachte durch seine Besuche einige Abwechslung in das einförmige Leben. Célestine war im dritten Himmel und wäre im fünften, der nicht weit entfernt vom siebenten Himmel liegen kann, gewesen, hätte sie nicht allabendlich, während Karls Anwesenheit, auf einige Zeit in die Küche gehen müssen, um nach Marrs Willen das Nachtmahl statt der abwesenden Hausfrau zu überwachen, das sie freilich aus Lieb' und Eifersucht fast jedesmal versalzen und verbrennen ließ. — So oft Karl mit Lucie in der verführerischen Dämmerung allein saß und mit ihr über Liebe und Ehe sprach, (ein reizendes Thema, das er immer und immer wieder um diese Zeit anregte) und sie in ihrer Jungfräulichkeit Liebe und Ehe nach dem Vorbilde ihrer Eltern als ein Eden pries, überkam Karl eine so glühende Leidenschaftlichkeit, daß er den Frevel gewagt, wenn ihn nicht ihr Blick, der wie ein Engel mit dem Feuerschwerte an dem Himmel ihrer Unschuld stand, zurückgeschleudert hätte. Und obgleich ihn sein glühendes Blut fast jeden Abend bis zum höllischen Abgrund seiner Begierden drängte, wo er nur den starken Arm auszustrecken brauchte, — so fühlte er doch, daß er keine Macht über sie habe. — Nach solchen Aufregungen war aber auch für ihn kein Bleiben mehr, und er ging zu — — Lottchen.

VII.

So verstrichen vierzehn Tage, seit Karl bis auf Lottchen Alles mied, was sonst sein Leben auf Leib und Seele verwüstende Weise ausfüllte, und sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, Lucie um jeden Preis zu besitzen. Und selbst Lottchen hatte er bereits durch drei Abende vernachlässigt, da sie nicht mehr im Stande war, seinem abgestumpften Reize das zu ersetzen, was ihm bei Lucie abging. Seine Leidenschaft für Lucie wuchs mit jedem Tag und hatte bereits jene Höhe erreicht, die sich tollkühn über jedes Hemmniß hinwegsetzt. Er lauerte nur wie ein Weglagerer auf den Moment, der die Straße für den Raub sicherer machen würde; und der Moment war gekommen.

Célestine mußte Lueiens Mutter abholen und von Marr stand zu erwarten, daß er ihm Lucien durch ein paar Abendstunden anvertrauen werde. Der Tag war da. Karl gelobte sich, heute müßte sie ihm verfallen und hielte sie selbst Gott in seiner Hand. — Voll fieberhafter, schmerzlichsüßer Aufregung konnte er den Abend kaum erwarten. Als die Dämmerung hereinbrach, zog er sich förmlich ballmäßig an, ließ sich, um sein Vorhaben, das bisher immer seine „feige" Seele vereitelt hatte, durch nichts erschüttern zu lassen, Wein bringen, und trank gerade so viel, um bei voller Besonnenheit das Aeußerste zu wagen. Eben sich in der nöthigen Fassung fühlend, wollte er zu Lucie, da kam die alte Anne zu ihm und sagte: „Ein Mädchen wäre eben zum weiß Gott wie vielten Male da und verlange Antwort auf das Briefchen ihres Fräuleins."

„Was für ein Mädchen? Was für ein Briefchen? Was für ein Fräulein?" frug Karl in einem Athemzuge.

„Haben denn der junge Herr," erwiederte die alte Anne, „nicht das Briefchen gelesen, das ich mit vielen andern dort unter die Studierbücher gelegt habe, schon vor einigen Tagen? Die Frau Mama hatte mir anbefohlen, Alles nur hinzugeben und dem jungen Herrn nichts zu sagen, weil das gewiß — — Wie sagte nur die gnädige Frau Mama? Ich weiß schon — nur lauter Reizmittel von den Herrn Kameraden wären, um den jungen Herrn von seinem jetzigen gottesfürchtigen Leben abzulocken. Die gnädige Mama meinte, wenn die Briefchen was Wichtiges enthielten, würden sich schon die Herrn Kameraden nochmals melden, und der junge Herr würde schon, wenn er seine Bücher zur Hand nimmt, von selbst darauf kommen. Da aber das Mädchen immer Antwort will und sehr dringlich thut, habe ich es aus Liebe zum jungen Herrn für gut befunden, den jungen Herrn darauf aufmerksam zu machen. Ich muß der gnädigen Frau Mama folgen, und ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn der junge Herr die Briefchen nicht gelesen hat und dadurch vielleicht zu Schaden kommt."

Karl, der inzwischen ein ziemlich großes Päckchen Briefe unter seinen Schriften, die er durch acht Tage nicht

Digitized by Google

in die Hand genommen, hervorgeholt hatte, wurde bei jedem, das er erbrach und las, unruhiger, denn es waren Mahnungen und Drohungen von seinen Gläubigern, bis er beim letzten, das von Lottchen kam, todtenbleich vor Schrecken auf den Sessel sank. Sie schrieb ihm:

„Angebeteter Karl!

Im Drange meines verzweifelnden Herzens schreibe ich Dir. Ich bin namenlos unglücklich. In einer Zeit, wo ich nur an Gott und Dich glaubte, habt Ihr Euch Beide von mir gewendet. Theurer Karl, kehre zurück, und söhne mich so mit Gott und mir selber aus. Meine Brust ist von den qualvollsten Gefühlen erfüllt, die sich aus jener Zeit herdatiren, wo ich Dir für einen Augenblick meine ganze Ewigkeit hingab. Ich beschwöre Dich bei jener grenzenlosen Liebe, die mich, um Dich glücklich zu sehen, namenlos elend machte: kehre zurück, denn sonst bin ich verloren. Mir fehlt die Kraft, Dir weiter zu schreiben, — das Papier ist durchnäßt von den Thränen, die über Dich und mein Schicksal meinen Augen entströmen. — Ich muß schließen, doch lege ich nochmals meine Bitte Dir zu Füssen: kehre zurück, willst Du nicht was Entsetzliches erfahren. — Bei dem Gott, der mich verlassen, schwöre ich Dir, mein Leben, das mir ohne Dich zur unerträglichen Last wird, abzuwerfen, wenn Du mir aufhörst Stütze zu sein. — Auf Dich fällt dann der Fluch und der Mord Deines

Lottchen."

Karl, zitternd am ganzen Körper, las das Briefchen noch einmal und ließ es bewußtlos zu Boden fallen. Er konnte den Inhalt gar nicht fassen, aber die schrecklichsten Ahnungen durchzuckten seine Seele. Außer sich fuhr er empor, sagte dem Mädchen, er würde die Antwort persönlich überbringen, stürzte noch ein volles Glas hinab, und auf Lucie und die Briefchen vergessend eilte er davon.

Die alte Anne, die vor Staunen mehrere Minuten regungslos dastand, hob nun das Briefchen von der Erde auf, klaubte die andern, die am Tische zerstreut umherlagen, zusammen, besah dieselben lange vergeblich von allen Seiten, da sie nicht lesen konnte, und wollte sie aus Ordnungsliebe wieder an ihre Stelle legen; doch war nun die Liebe zu Karl oder die Neugierde größer, sie nahm das ganze Päckchen und trug es unter dem Fürtuche versteckt zu Karls Mutter hinüber.

Franziska empfing die Briefe, die die alte Anne als schlimme Nachrichten bezeichnete, mit einiger Betroffenheit, doch auch diese wich während des Lesens und machte, da die „schlimmen Nachrichten" zu spät kamen, der gewöhnlichen freundlichen Miene Platz. Was die Forderungen betraf, auf deren Begleichung die Gläubiger Karls drangen, so hatten dieselben ein älteres Datum und mußten jedenfalls schon geordnet sein, weil sie sonst gewiß in strengerer, oder doch wiederholter Weise wären geltend gemacht worden; und was den Brief von Lottchen anbelangte, der ohne Datum war, so mußte derselbe mit dem Briefe im Zusammenhange stehen, den Karl aus dem Städtchen geschrieben, und da ihr der unangenehme Inhalt bekannt war, durchflog sie nur flüchtig die Zeilen und legte denselben keine schlimme Wichtigkeit bei. Franziska war überhaupt mit solchem Vertrauen für Karl wieder eingenommen, daß alle die Briefe, die sie unter andern Umständen in die ärgste Bestürzung versetzt hätten, keinen Eindruck auf sie machten.

Die alte Anne sah sich die Augen heraus, um mindestens aus den Mienen Franziskas, in denen sonst Alles veröffentlicht erschien, was deren Seele im geheimsten Winkel druckte, — zu lesen, aber in diesen Gesichtszügen fand sie zu ihrer Ueberraschung die schlimmen Nachrichten, die sie brachte, nicht bestätigt. Franziska dankte im Gegentheil der alten Anne mit leiser Ironie für die „schlimmen Nachrichten" und den guten Willen, und die alte Anne ging mit dem Bewußtsein, doch ein gutes Werk verübt zu haben. War auch ihre Neugierde nicht befriedigt, so waren doch von dem jungen Herrn die Dinge entfernt, die ihn so sehr gekränkt und die ihrer Vermuthung nach ihn immer kränken müßten, so lange er sie vor Augen hätte. — Als Anne fort war, eilte Franziska auf Karls Zimmer, legte die Briefe an Ort und Stelle, genau so wie sie Anne gefunden zu haben vorgab, und steckte aus Vorsicht den Schlüssel des Zimmers zu sich, damit „die schlimmen Nachrichten" nicht auch noch einer lesekundigen Neugierde verfielen. — —

Karl eilte so sehr, daß er Lottchens Dienstmädchen noch in derselben Straße einholte. Umsonst beschleunigte diese ihre Schritte, um ihm zuvor zu kommen.

Karl hatte bereits mehrere Male gepocht, und obgleich er drinnen Schritte und Geflüster vernahm, wurde doch nicht geöffnet. Ungeduld und Befremden ließen ihn nicht delikat sein, und er klingelte und klopfte so heftig, als es nur die Glocke und seine Hand zuließen. Erst nach einer langen Weile frug eine Stimme von innen, es war die Lottchens, „Wer draußen?"; und obgleich Karl zu wiederholten Malen sein wohlbekanntes „Ich!" seinen Vor- und Zunamen, getrennt und vereinigt, in das Schlüsselloch geflüstert und geschrien hatte, so blieb die Thüre nicht blos geschlossen, sondern Lottchen frug immer und immer wieder, wer an der Thüre sei. Karl wurde darüber so ungestüm, daß er die Thüre zu sprengen drohte, wenn ihm dieselbe nicht gutwillig und gleich geöffnet würde. Endlich räusperte es am Schloße, doch so, als wäre ein unrechter Schlüssel hineingesteckt worden; Karl hörte deutlich flüchtige Schritte, mehre Thüren sachte öffnen und wieder schließen, und erst nachdem das geheimnißvolle Treiben, das einige Minuten gedauert, einer lautlosen Stille gewichen war, näherte sich wieder Jemand der Thüre und dieselbe wurde zögernd geöffnet.

„Du bist es Karl?" sagte Lottchen voll Staunen und Verlegenheit, ließ Karl hinein und schob rasch wieder den Riegel vor. In demselben Augenblick wurde auch von dem Dienstmädchen, das inzwischen über die Hofstiege in Lottchens Wohnung angelangt war, eine zweite Ausgangsthüre geöffnet und Jemand herausgelassen. —

Karl war schon am Gange von einer beklemmenden Empfindung wie Eifersucht ergriffen, zu der sich noch das Gefühl der Enttäuschung gesellte, als er Lottchen in einem verlockenden Negligée und ganz verlegen fand, aber in ihrem erglühten Gesichte keine Spur von der Verzweiflung bemerkte, die sie zu seinem Schrecken in dem Briefe geschildert. Ihm fehlte in diesem Augenblick der Athem, diesen seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben. Lottchen benützte den Moment, ihre Befangenheit abzustreifen, und als Karl anheben wollte sich Luft zu machen, hatte schon Lottchen ihre ganze Fassung gewonnen und zog Karl, der mißtrauisch bald nach der Thüre, bald nach jedem dunklen Winkel blickte, zu sich auf das Sopha. In wenigen Minuten waren die paar finsteren Wolken des Unmuths, die in seiner Brust aufgestiegen waren und sich auf seine Stirne gelagert hatten, von

Digitized by Google

dem Sturme der Leidenschaft, den Lottchens ewig Wind fächende Koketterie heraufbeschworen, wieder zerstreut. Karl, der Anfangs eine despotische Miene machte, als ob Lottchen seine Leibeigene wäre und ein ihr anvertrautes Gut veruntreut hätte, — lag nach wenigen schmeichlerischen Anstrengungen, unterstützt von ihrem reizenden Negligée, in dem sie schon seit einigen Tagen in süßer Erwartung nach ihm zu schmachten vorgab, als ihr Leibeigener zu ihren Füßen.

„Aber sage mir doch, mein Othello," frug Lottchen nach einer Weile süßer Schwärmerei, ganz glücklich über Karls Talent zur Eifersucht, das sie niemals in ihm gesucht; „wen hast Du denn hier vermuthet?"

„Wen?" erwiederte Karl; „Jeden, jeden!"

„Ihr Eifersüchtigen seid doch kuriose Käuze," versetzte Lottchen. „Ihr höret Stumme reden und sehet Blinde sehen. — Was hat Dich denn auf die unselige Vermuthung geführt?"

„Was?" antwortete Karl; „Alles, Alles!"

„So seid Ihr, Ihr Eifersüchtigen," entgegnete Lottchen; „wo nichts ist, da findet Ihr Alles."

„Nichts? Das heißt Du also Nichts?" sagte Karl, dessen kaum eingeschläferte Eifersucht durch Lottchens Mahnungen wieder wach geworden war; „eine versperrte Thür ist nichts? Vergebliches Klopfen und Klingeln ist nichts? Leises Flüstern und flüchtige Schritte ist nichts? Nach einer Viertelstunde erst öffnen ist nichts? Dabei noch im Negligée erscheinen ist nichts? Voll Verlegenheit sein ist nichts? Ich denke doch — —"

„Das ist Alles?" fiel ihm Lottchen in die Rede, die sich an seiner Eifersucht weidete; „das Alles wird zu Nichts, wenn ich Dir nur Etwas sage. Aber weil Du Garstiger so mißtrauisch, bist Du auch meines Vertrauens nicht werth; darum bleibe Du nur in der Schlinge, die Dir Dein unwürdiger Verdacht selbst um den Hals gelegt, ich löse sie Dir nicht, im Gegentheil, ich ziehe sie Dir so fest zu, daß Dir mit dem Athem die Eifersucht vergehen soll, —" und sie schlang ihren Arm um seinen Hals und drohte ihn mit Küssen zu ersticken. „Willst Du mir nun geloben: nie mehr an mir zu zweifeln, stets an mich zu glauben und Dich durch keine Irrlehren meiner Widersacher, und wer hat deren mehr als ein auf der Welt alleindastehendes Mädchen! von diesem Glauben abwenden zu lassen?! So will ich Dir gestehen, wer bei mir war, und Du sollst ob Deines Mißtrauens vor Dir selber vor Scham vergehen!"

„Also wer?" frug Karl voll Spannung.

„Erst die Leistung, dann den Preis!" entgegnete Lottchen.

„Nun gut," versetzte Karl; „ich gelobe Dir Alles, aber laß nur einmal den Berg die Maus gebären."

„Ich bleibe dabei; erst gelobe jedoch in aller Form —"

„Lottchen!" rief Karl ganz ungestüm; „reize meine ohnedieß gereizte Eifersucht nicht länger. Du weißt, daß ich Dich liebe, — und wenn ich Dich liebe, — und wenn ich Dich auch nicht liebte, so bist Du mein, und es kann mir nicht gleichgiltig sein, durch welche Hände mein Eigenthum geht. Ich verlange, daß Du mir eingestehst, sonst — siehst Du mich nie wieder!"

Karl, dem es voller Ernst war, nahm seinen Hut, doch Lottchen schmiegte sich an ihn, entwand ihm denselben, schmeichelte ihn zu sich auf das Sopha, warf über ihn das weiche Seidennetz ihrer Arme, und während ihre Stimme wie Lorlei lockte, war ihr Blick ein tiefer See, in dem der seinige versank.

Als Karl an ihrem Herzen ruhte, flüsterte Lottchen: „Hörst Du's pochen? Hörst Du den Doppelschlag? Den einen stark, wie die Liebe eines Weibes, den zweiten schwach, wie die eines Kindes? Macht Dich der Gedanke nicht zu einem Gott, daß es zwei Herzen sind, die Dir angehören und nur für Dich schlagen?! Theurer Karl! in welcher liebevollen Brust hätte noch ein drittes Raum? O Karl, Du ahnst nicht, wie tief Du mich gekränkt hast!"

Karln machte in dem Augenblick die Eitelkeit zum Gotte. Jubelnd drückte er Lottchen an seine Brust und rief: „Ich zweifle nicht und will ewig an Dich glauben, doch reiße den Stachel aus meiner Brust, den meine überwundene Eifersucht noch darin zurückgelassen. Sage mir, wer war bei Dir?"

Lottchen, auf Karl einen Blick werfend, der ebenso strafend als verzeihend war, zauderte mit der Antwort.

Karl wurde wieder unruhig und suchte sich aus Lottchens Netz herauszuwinden. „Nun Lottchen! spielst Du mit mir Ball, den Du nur zum Himmel schleuderst, damit er zur Erde fällt? Lottchen! Ich beschwöre Dich, reize nicht meine Langmuth! Alles hat sein Maß, und meines droht zu überfließen!"

„O wie bist Du, Karl, in Deiner Eifersucht so schön und fürchterlich zugleich!" brach endlich Lottchen ihr geheimnißvolles Schweigen. „Ich wollte Dir die Demüthigung vor Dir selbst ersparen, doch da Du Dich wie ein Römer für Deinen Fehl selbst richten willst, — so schließe fest Dein Ohr an meine Lippen, daß kein Laut der verrätherischen Luft das Geheimniß vertraue, und höre — —"

„Nun?" drängte Karl fast fieberud vor Erwartung, als Lottchen noch immer das Geständniß zurückhielt; „willst Du mich, Lotte, aufs Aeußerste treiben?"

„Es war — —" flüsterte Lottchen, „es war — — o ich bitte Dich Karl, schau' mich nicht mit solchen Augen an — siehst Du denn nicht die Schamröthe, die auf meinen Wangen wie Feuer brennt? — So lange Dein Blick auf meinem Antlitz ruht, bringe ich das verhängnißvolle Wort nicht über meine Lippen."

„Was werde ich hören müssen!" rief Karl aus dem Himmel gestürzt, in den ihn Lottchens früheres Geständniß gehoben hatte, und schlug voll Bangigkeit die Augen nieder.

„So höre Karl — aber lache mich nicht aus — es — es war — es war die He — es war die Hebamme."

Karl brach schon bei der ersten Sylbe in ein homerisches Gelächter aus, und mußte sich aus Lottchens Armen winden, um nicht vor Lachen zu ersticken.

Lottchen bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, ließ aber doch einige Schießscharten für ihre Augen offen, und versicherte Karl mit einem Tone, der wie beleidigt klang, nun habe sie leider alle Ursache, ihn für einen Mann von wenig Herz und Delikatesse zu halten, wenn er zur Angst eines Mädchens lache, die durch sein Ungestüm gedrängt, einen Namen nennt, der nie über die Lippen einer gebildeten Dame kommen solle. —

Karl, der bei dieser Enthüllung wieder roele in den Himmel seines stolzen Selbstbewußtseins gefahren war, nahm Lottchens scheinbares Gekränktsein für bare Münze pochte dreimal an seine reumüthige Brust, gelobte Besserung und bat sie, ihm wieder den Himmel ihres Angesichts, den sie,

Digitized by Google

um ihr eigenes Lachen zu verbergen, noch immer mit ihren Händen bedeckte, von Angesicht zu Angesicht zu zeigen.

Ein Himmel wie der Lottchens blieb nicht lange unversöhnt, und nahm bald den reuigen Sünder in seinen Schoß.

Erst nachdem jeder Ton zum Verstummen gebracht, der die Harmonie dieser liebenden Seelen stören konnte, frug Lottchen: „Aber sprich doch Karl: wo warst Du so lange? Ehe Du mir jedoch antwortest, sage ich Dir, es ist unmöglich, daß Dich die Liebe zu einer Andern mir entführt habe. Nicht wahr, Karl, es ist unmöglich?"

Karl, dem diese Wendung der Unterhaltung unangenehm war, betheuerte, nur seine Studien, die ihm alle Liebeslust vergällten, seien Schuld; sein Ausbleiben sei eben nur ein Beweis seiner Liebe, denn er wollte mit seinem Unmuth nicht ihr süßes Leben verbittern.

„Warum kamst Du aber nicht, als ich Dir so dringend heiß geschrieben?" frug Lottchen, und spielte mit ihren Fingern in seinen Locken.

Karl beklagte die Nachlässigkeit seiner Leute, durch die der Brief eben erst in seine Hände gekommen.

Karl und Lottchen plauderten nun über ihre Vergangenheit, die so mächtig in ihre Zukunft hinausgreife. Karl fühlte sich glücklich, Lottchen nicht minder, wenngleich Beide aus verschiedenen Gründen. — Lottchen sprach die Zuversicht aus, Karl könne sie nun nicht verlassen, denn er sei durch die heiligsten Bande an sie gefesselt; Karl gelobte ihr unwandelbare Treue. Lottchen sprach von neuen Sorgen; Karl meinte, ihre Sorgen seien überflüssig, da er ihr Treue zugeschworen habe. Lottchen sprach nun von öffentlichen Rücksichten und privaten Veranstaltungen, die zu treffen an der Zeit sei; Karl fand ihre Erscheinung gar nicht auffallend, und hielt den Zeitpunkt, sich aus aller Oeffentlichkeit zurückzuziehen, noch für sehr entfernt. Lottchen sprach bei obwaltenden Umständen von Rathlosigkeit, und wie sie sich bei ihrer Bedrängniß gar nicht helfen könne; Karl hieß sie recht häufig mit der Wehfrau verkehren und sich bei ihr Raths erholen. Lottchen sprach endlich von Geld, — — und Karl stürzte wieder aus seinen Himmeln, nicht aber auf die Erde, sondern in eine Hölle von Teufeln, denn plötzlich tauchten in seinem Gedächtniß die drohenden Gestalten seiner Gläubiger auf und riefen ihm ihr entsetzliches „Schuldig!" zu; und er blieb auch Lottchen die Antwort schuldig. —

Da pochte es wie Hilfe in der Noth kräftig an die Thür. Ohne ein „Entrez!" abzuwarten, trat Isidor ein, der am Morgen mit Otomar zurückgekehrt war.

Nach gegenseitigen Begrüßungen und Umarmungen war Isidors erste Frage, wo Ottomar sei?

Lottchen wechselte die Farbe und wollte ihn gar nicht gesehen haben.

Isidor behauptete, ihn vor einigen Stunden bis an Lottchens Haus begleitet zu haben, und zwar mit der Verabredung, ihn hier abzuholen.

Karl, von der fatalen Geldfrage eingenommen, verlor Ohren und Augen; und Lottchen gab mit ihren Blicken Isidor jene Aufklärung, die ihn jedes weitern Fragens überhob. —

Isidor mußte nun Otomar, der mit seiner väterlichen Unterstützung nicht in fremde Hände gerathen durfte, aufsuchen, und Karl ergriff die günstige Gelegenheit, sich mit ihm zu entfernen.

Lottchen war bei der Trennung heiß, Karl bedeutend abgekühlt, trotzdem sah er mißtrauisch darein, als Lottchen Isidor Etwas ins Ohr flüsterte. Isidor, der dies merkte, nahm Karl am Arme, zog ihn zu Lottchen und sagte: „Mein Fräulein! Wohlgemerkt, ich sage mein Fräulein, denn seit Lottchen ausschließlich Dein Lottchen ist, ist sie für mich und die ganze Welt nur „mein Fräulein." Also: Mein Fräulein! huldigen Sie für die Folge mehr dem feinen Ton und flüstern Sie Niemanden Etwas in's Ohr, wenn Jemand dabei ist, dem Ihr leisestes Flüstern gehört. Am allerwenigsten aber wenden Sie sich in Geldangelegenheit an Fremde, denn das ist mancher Dame schon theuer zu stehen gekommen. Brauchen Sie Geld, nun so richten Sie Ihre Augen und Hände auf den, den die Natur der Verhältnisse zu Ihrem Zahler gemacht hat. Doch Scherz bei Seite! Lottchen braucht Geld und traut sich nicht, Dich darum anzusprechen. Für heute, aber auch nur für heute, will ich ihr Sensal sein, und ihr Kredit bei Dir verschaffen; dann macht Euch sans gêne Eure Geschäfte unter Euch ab, und hütet Euch vor allen Sensalen, dazu rathe ich Euch!"

„Verzeihung meiner Befangenheit!" rief Lottchen und schlang Karl an sich, während Isidor und Lottchen Blicke wechselten, die sich in der Falschheit vereinigten und doch gegenseitig übertrafen.

„Die Geschäftsverbindung wäre also angeknüpft," schloß Isidor die Scene. „Merkur segne Euch, wie Euch Hymen gesegnet!" und er hielt lachend die Hände über Beide.

Isidor forderte Karl auf, mit ihm in's Gasthaus zu gehen. Karl verspürte keine Lust, durch sein Erscheinen sich in dem Gedächtnisse des Wirths und der Marqueure aufzufrischen. Er beschloß nach Hause zu gehen, und Isidor, der die Ursache wußte, drang nicht weiter in ihn. Unterwegs vertraute Karl Isidor die fatale Geschichte mit Lottchen, die ihn in dreifacher Beziehung nicht freuen könne. Erstens habe er wenig Ursache sich als den einzigen und direkten Veranlasser derselben anzusehen, zweitens habe er kein Geld, und drittens sei bei Lucie Alles verloren, wenn dieselbe verrathen würde. Isidor, der darum bereits wissen mußte, suchte Karl zu beruhigen. Ein Zweifel an Lottchen sei eine Ungerechtigkeit, denn Lottchen müsse solid sein, weil sie sonst nicht in mißlichen und zugleich in interessanten Umständen sein könnte; was die Geheimhaltung des Geheimnisses betreffe, so hängt diese Beziehung allerdings mit der dritten, das ist mit Geld zusammen, und das müsse geschafft werden. Uebrigens sei ihm zu der Geschichte zu gratuliren, denn diese sei eine Lokomotive mehr, die das Glück seinem Schulden-Lasttrain angehängt habe, um denselben um so schneller in den Marr'schen Bahnhof zum Abladen zu führen. —

Karl merkte nichts von Lokomotive und nichts vom Glück, im Gegentheil, vor seiner Seele stand das ganze unheilschwangere Malheur und hing sich an ihn, um ihn niederzudrücken. Karl, dem es mit dem Muthe wie mit dem Gelde ging, war wieder ganz desperat und bestürmte Isidor um Rath und Hilfe. Isidor spekulirte hin und her, während Karls leicht gereizte Einbildungskraft ihm alle Folgen dieses ominösen Falles mit Schreckensbildern enthüllte, und fand endlich nur die Alternative, entweder die noch immer kreditsfähige Mutter oder einen kreditfähigen Fremden für ein Accept zu gewinnen.

„Isidor, Du räthst mir zu Unmöglichkeiten," sagte Karl, über diesen Rath ganz verzagt.

„Es gibt keine Unmöglichkeiten," erwiederte Isidor; „dem Muthe ist Alles möglich. Der Preis, den Du erringen

Digitized by Google

willſt, iſt groß, Du mußt vor keinem Mittel zurückſchrecken. Uebrigens haſt Du keine Wahl. In der einen Wagſchale liegt Lucie, Ehe, Reichthum und Segen; in der andern Lottchen, Konkubinat, Gefängniß und Fluch."

„Aber Iſidor," verſetzte Karl, dem angſt und bange wurde; „nenne mir in der ganzen Stadt einen Menſchen, der für mich gut ſteht?! Und die Mutter? Sie wird und kann es nicht. Um des Himmels willen, Iſidor, rette mich aus dieſer verzweifelten Lage! Ich weiß mir keinen Rath."

„Du biſt doch ein jämmerlicher Kerl!" entgegnete Iſidor; „voll Courage ſtürzeſt Du Dich in die Fluthen, die die Dich in's Meer des Wohllebens ſtrömen ſollen, und biſt Du darin, und geht Dir nicht jede Welle aus dem Wege, oder wagt es gar eine Dir über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen, ſo heulſt Du voll Verzweiflung, damit man ſich Deiner erbarme und Dich wieder herausfiſche. Wer kann Dir beſſer rathen als Du Dir ſelber? Die Noth iſt der beſte Rathgeber; drum präge Dir meine neue Strophe ein:

„Es lebe die Noth,
Sie kennt kein Gebot,
Sie braucht keinen Rath,
Denn ihr iſt die That!"

„Du meinſt alſo, daß kein anderer Ausweg?"

„Keiner, außer der in der Mitte liegt." —

„Und der wäre?" frug Karl, und klammerte ſich mit ſeiner Hoffnung an dieſe Worte, wie ein Ertrinkender an ein Stück Treibeis.

„Kein anderer," erwiederte Iſidor mit Lachen und Karl an ſeine Bruſt ziehend, „als der Selbſtmord, wenn Dir nämlich auch für dieſen nicht der Muth fehlte."

Karl fuhr Iſidors Scherz wie ein Meſſer durch die Bruſt.

Inzwiſchen waren ſie bei Karls Wohnung angekommen und Iſidor wollte ſich entfernen, doch Karl beſtürmte ihn nochmals ihn nicht in der Verzweiflung allein zu laſſen.

„Offen geſtanden, Karl," ſagte Iſidor im vollſten Ernſte: „Du machſt mich mit Deiner Unerträglichkeit müde. Dein Umgang iſt ein ſtetes Bergſteigen, Deine Feigheit ein ewiger Hemmſchuh. Wenn ich ſchwach genug wäre, mich auf Dich zu ſtützen, könnte es mir am Ende paſſiren, daß Du mich mit Deiner Schwere in den Abgrund herunterreißeſt."

Karl wußte nicht zu antworten und drängte Iſidor auf ſein Zimmer. Dort bat er ihn in dem larmoyanteſten Tone, nicht ſeine Hand von ihm abzuwenden. Er war nahe daran, ihm zu Füßen zu ſinken.

Iſidor ſah mit einer Art Mitleid auf Karl, der ihm in dem Augenblick wie ein aufgegebener Kranke vorkam; und wie ein Arzt, deſſen Mittel erſchöpft ſind, noch einige Rezepte verſchreibt, um damit den noch immer hoffenden Patienten zu tröſten, nahm er aus ſeiner Brieftaſche ein Wechſelblanquet hervor, griff nach der Feder und frug: „Welche Zeit? Welche Summe?"

Karl ſtarrte Iſidor an und antwortete wie bewußtlos: „Sechs Wochen — tauſend Gulden." Iſidor ſchrieb. Karl lief im Zimmer umher und preßte ſich die Hände vor die glühende Stirn.

Als Iſidor fertig war, reichte er Karl den Wechſel: „Hier biſt Du für beide Fälle verſorgt; entweder Du füllſt die Stelle des Traſſaten mit dem Namen des Fremden, oder mit dem Namen der Mutter aus; ſobald er acceptirt iſt, ſchaffe ich Dir Geld."

„Um Gotteswillen, Iſidor!" rief Karl, als er Iſidor in Weggehen begriffen ſah; „iſt das das einzige und letzte Mittel?"

„Ich bitte Dich, Karl, laſſe mir Gott aus dem Kinderſpiele. Iſt es nicht genug, wenn ich Dir helfe? Acceptе machen iſt gar nichts, aber ſie für Geld an den Mann bringen — das iſt Alles. Und nun ſtatt einer guten Nacht wünſch' ich Dir einen guten Muth!" Und Iſidor ging.

Karl ſchritt lange gedankenlos im Zimmer umher. Endlich wurde ſein aufgeregtes Blut wieder ruhiger. Er bemerkte die auf der Erde und dem Tiſch zerſtreuten Briefchen, hob ſie auf, ſetzte ſich zu ſeinem Schreibtiſch und fing an ſein Schuldenregiſter zu leſen. Nichts als Forderungen, abgelaufene Termine, Drohungen mit Klage, Pfändung und Schuldenarreſt, und — vor ſich ein Wechſelblanquett, auf dem ein einziger Federzug Alles quitt machte. Karl ſchlug ſich vor die Stirne, als ſollte aus derſelben ein kreditsfähiger Acceptant hervorgehen. Vergebens. Er lief wie im Flnge die Namen aller ſeiner Freunde durch, und nur von Freunden ſtand ein ſolcher Dienſt zu erwarten, aber er fand keinen beſſern als den ſeinen. — So verging eine peinliche Stunde in fruchtloſen Spekulationen. Schon ganz ermattet von dem raſtloſen Ankämpfen gegen Unmöglichkeiten bemerkte er zufällig das ihm von der Mutter gegebene Gebetbuch. Er erinnerte ſich der Worte, die ſie dabei geſprochen, auf alle die Wunderkraft, die dasſelbe in ſich enthalten ſolle, nahm es mit einer halb ernſten und halb lächelnden Miene, begann darin herumzublättern und ſuchte umſonſt ein Gebet, deſſen Anfang ihn animirt hätte, weiter an den Quell des Troſtes und der Beruhigung zu dringen. Endlich fiel ſein Blick auf die innere Seite des Deckels, auf der der Name „Franziska Werner" und darunter „am Geburtstage meines Karl" und die Jahreszahl, von ſeiner Mutter Hand geſchrieben, ſtand.

Karl ſtarrte die Zeilen an, die noch ſo friſch waren, als hätte ſie Franziska wenige Stunden vorher geſchrieben; es überkam ihn ein ſo eigenthümliches Vorgefühl, als läge darin die Losſprechung ſeiner Schulden, und mit einemmale ward ihm ſo leicht um die Bruſt, als wäre all die Laſt von ihm abgefallen, die tödtendſchwer wie ein Alp auf ihm gelegen. Und je mehr er in die Zeilen ſah und ſich in die einfachen weichen Züge vertiefte, deſto wohler wurde ihm, und mit einem faſt heiteren Geſicht griff er unwillkürlich nach der Feder, zog erſt einige krumme Linien, ſchrieb dann mehrere Male „Lucie" und „Werner" getrennt und verbunden, und löſchte ſie mit einem Klere wieder aus, und machte endlich wie ſpielend jeden Strich des Namens „Franziska Werner" nach, ſo lange und mit ſolch' unbewußtem Eifer, bis derſelbe täuſchend ähnlich auf dem Papiere lag. Damit wie noch nicht zufrieden, ſchloß er das Buch, legte die gelungenen Proben zur Seite, verſuchte aus dem Gedächtniß die Züge zu wiederholen, und ſiehe da — — der Name ſtand auf dem Wechſel.

Im erſten Augenblick erſchrak er vor der faſt unheimlich frappanten Aehnlichkeit der Schriftzüge, im nächſten jauchzte er auf, denn er fühlte ſich gerettet. — —

VIII.

Am nächſten Morgen begab ſich Karl zu Iſidor und überreichte ihm mit einiger Befangenheit den Wechſel.

„Nun ſiehſt Du, wie allmächtig der Wille iſt," ſagte

Digitized by Google

Isidor und sah abwechselnd bald auf das Papier, bald in Karls Gesicht, das sich mit jedem Blicke Isidors mehr entfärbte. „Das Accept ist doch echt?" frug er weiter; und obgleich die Antwort klar in Karls Schweigen und Betroffenheit ausgesprochen lag, so hieß er ihn doch den Wechsel in bianco giriren und einige Stunden gedulden, binnen welcher er den Rembours dafür schaffen würde. Karl, der dadurch wieder zur Fassung gekommen, wollte die Echtheit der Unterschrift beschwören, doch Isidor, der ein Geständniß befürchtete, fiel Karl gleich in das erste Wort und sprach: „Keine Bekenntnisse; was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Dein Giro ist echt, das ist meine Sache; ob das Accept echt, das ist Deine Sache."

Wie versprochen, brachte auch Isidor Geld, doch vorläufig nur die Hälfte, und zwar vierhundert Gulden, die andere Hälfte sollte in den nächsten Tagen folgen, da Zodik nicht hinreichend Kassa vorräthig hätte. Der Rest von zweihundert Gulden entfiel auf die übrigen Zinsen, Provisionen und dell' eredere.

„War der Blutigel Zodik gleich bereit?" frug Karl.

„Der Blutigel Zodik wollte nicht gleich packen," erwiederte Isidor mit Blicken auf Karl, die dieser nicht zu ertragen vermochte. „Trotzdem ist er unter den Blutigeln eine seltene Ausnahme. Hast Du schon solche Thiere, denen man das kaum eingesogene Blut wieder abgezapft, mehr als zweimal saugen sehen?! Und Zodik borgt Dir zum dritten Male, obzwar Du ihn gleich bei Deinem ersten Accept in einen Prozeß verwickelt hast, bei dem er wegen Deiner „Minderjährigkeit" um das ganze Geld gekommen."

Karl fühlte den Stich und schwieg. — —

Karl gab Lottchen zweihundert Gulden zur vorläufigen Anschaffung des Unentbehrlichsten, wie sie sagte, und befriedigte bis auf ein Weniges, das er für sich behielt, einige der dringendsten Gläubiger, die ihm neuerlich eine Frist von vierundzwanzig Stunden bewilligten, nach deren vergeblichem Ablauf sie zu den strengsten Maßregeln ihre Zuflucht nehmen wollten.

So verflossen wieder einige Tage in Sorglosigkeit, mit Besuchen bei Lucie, die recht liebenswürdig gegen ihn war, und Lottchen, die Alles aufbot ihn zu fesseln, und es war die Zeit des zugesagten Rigorosum herangerückt.

Werner und Franziska saßen eines Morgens eben beim Frühstück, beide in gar nicht guter Laune, denn Werner hatte ein Thema angeschlagen, das gar nicht zu den Lieblingsmotiven Franziskas gehörte. — Werner war auf der Promenade gewesen, hatte dort mit einigen der Professoren gesprochen und von denselben erfahren, daß sich Karl noch nicht zu dem Rigorosum angemeldet habe. „Die Zeit ist um, liebe Franziska," sagte Werner; „und Karl verlangt noch immer nicht die Rigorosengelder. Ist dies nicht geeignet, uns wieder zu beunruhigen? Beweist das nicht mindestens, daß —"

„Das beweist, lieber Mann, gar nichts," fiel ihm Franziska in die Rede. „Wo soll Karl den Muth hernehmen, Dich darum anzusprechen? er wird sich lieber von seinem Monatsgelde die Taren abgespart haben."

„Meinst Du?" erwiederte Werner und hielt eine zornige Aufwallung zurück.

Da pochte Jemand leise an die Thüre.

„Herein!" riefen Werner und Franziska, Ersterer unwillig, Letztere herzlich froh, gestört zu werden.

Und Zodik trat mit devoten Bücklingen in's Zimmer. „Verzeihn Sie, daß ich Sie in Ihrem Logis, grad' beim Frühstück stör'," sagte Zodik. „Ich hab' e kleine bescheidene Anfrag' bei der gnädigen Madam, zwar in Geschäften, aber weil die gnädige Madam eigentlich nicht in's Geschäft gehört, so bin ich auch nicht in's Bureau gegangen und hab' mir gedacht, e Privatsach' gehört in's Logis."

„Was wünschen Sie?" frug Franziska und sah ganz betroffen auf Werner.

„Nun was gibt's?" fuhr ihn voll Befremdung Werner an, der mit Individuen wie Zodik nicht gerne Eine Luft athmete.

Zodik zog aus seiner Schreibtafel einen Wechsel und während er auf Werner mit forschenden Blicken blinzelte, reichte er ihn Franziska mit den Worten: „Verzeihn Sie gnädige Madam, wenn ich mir erlaub', die unterthänigste Frag' zu stellen, ob das Accept, das vor e paar Tag' in meine Händ' gekommen, in Ordnung ist?"

Franziska nahm den Wechsel und erbleichte.

Werner von einer schrecklichen Ahnung erfaßt, griff nach demselben, sah hinein und taumelte wie besinnungslos in seinen Sorgenstuhl.

Zodik zog die Achseln bis zu den Ohren und riß verblüfft Mund und Augen auf.

Franziska hatte sich zuerst gefaßt, schon wollte sie sagen: „Dies ist nicht meine Unterschrift," da ermannte sich Werner, mit dem ganzen Aufgebot seiner moralischen Kraft, stürzte auf Zodik und versicherte ihm mit tonloser Stimme: „Das Accept ist in Ordnung!" —

„Schon recht, Herr von Werner," versetzte Zodik, aus dessen Gesicht ein ungläubiges Lächeln grinste und wandte sich gegen Franziska: „Aber der Ordnung wegen muß ich doch die gnädige Madam bitten, mir selber das gnädigst zu bestätigen."

Franziska wiederholte wie bewußtlos: „Das Accept ist in Ordnung!"

„Jetzt ist es in Ordnung," bestätigte Zodik, steckte den Wechsel wieder ein, küßte Franziska die Hand und entfernte sich mit der nochmaligen Bitte: „seine Störung zu entschuldigen, da er gern Numero sicher geht, und e wahrhafte Freud' hat, weil er wirklich Numero sicher gegangen."

Werner folgte mit schwankenden Schritten ihm bis zur Thüre und rief ihm noch zu, sich in einer Stunde bei ihm den Wechsel einzukassiren.

„Natürlich," bemerkte Zodik, „gegen Ersatz von sechs Perzent Zinsen," und tänzelte förmlich vor Lustigkeit aus der Thüre.

Zwischen Werner und Franziska trat nun eine lange schmerzliche Pause ein. Keines getraute sich ein Wort zu sprechen. Franziska stand vor Werner wie eine Verbrecherin, denn jetzt fühlte sie erst das ganze schwere Unrecht, das sie durch ihr Accept gegen ihren Gatten begangen; Werner, den es trieb, seinem Zorn wie seinem Schmerz freien Lauf zu lassen, kämpfte mit aller Anstrengung dagegen, denn er fühlte, daß jedes Wort zum giftigen Pfeile werden mußte, — und Beide brachen endlich in ein lautes Wehklagen und Weinen aus. Franziska warf sich Werner an die Brust, bat und beschwor ihn, „sich zu fassen, das Ganze werde nicht so arg sein wie er es sich vorstelle; sie selbst begreife nicht was —"

Da konnte sich Werner nicht länger mehr halten und

Digitized by Google

ſchrie mit gebrochener Stimme: „Der Wechſel iſt falſch! Deinen Namen hat der Schändliche unterſchrieben, ich erkannte es an dem Strich, den er auch bei ſeiner Unterſchrift macht. Ich wollte den Schurken, wie es meine Pflicht geweſen wäre, dem Kriminal überliefern, aber aus Schonung für Dich ließ ich Dich das Accept gut heißen. Gott wird mir das große Unrecht verzeihen!"

Franziska, die über Werners ſchreckliche Sprache im tiefſten Herzen gekränkt war, begann ihn mit Vorwürfen über ſeine eiſerne Strenge, die keines Vaters würdig ſei, zu überhäufen; Werner bat ſie mit aufgehobenen Händen, nicht länger für das Scheuſal blind zu ſein, das vor ihren geblendeten Augen aufgewachſen; — und als ſie dennoch dabei verblieb: Karl ſei im Herzen unverdorben und nur das unſchuldige Opfer der Verführung, da war Werners Langmuth erſchöpft und zum erſten Male ſeit ſeiner fünfundzwanzigjährigen Ehe befahl er ihr im gebieteriſchen Tone, ihn augenblicklich zu verlaſſen, ſich auf ihr Zimmer zu verfügen und ohne ihm den geringſten Widerſtand zu leiſten, ihn als Mann von Ehre handeln zu laſſen.

„Werner, Du biſt ſchrecklich!" ſprach Franziska mit einer Todesangſt. „So hab' ich Dich mein Lebtag nicht geſehen. Was willſt Du um Gotteswillen thun?"

„Was?" antwortete Werner; „ich ſelbſt will ſein Richter ſein."

„Bedenke," bat Franziska mit gefalteten Händen; „er iſt unſer Kind!"

„Wenn ich das nicht bedächte," entgegnete Werner; „ſo wäre er jetzt ſchon in den Armen der Gerechtigkeit."

„Bedenke ſeine Jugend!"

„Wer Verbrechen begeht, den macht die That großjährig!" Und Werner öffnete die Thür und beſchwor Franziska bei der himmelſchreienden Liebe, die ſie für ihren Sohn hegt, ihm keinen längeren Widerſtand entgegen zu ſtellen, ſonſt thue er ſeine Pflicht.

Franziska fiel Werner zu Füßen, bat um aller Märtyrer willen um Schonung für Karl.

Werner nahm Hut und Stock: „Wenn Du es alſo vorziehſt, daß ich ihn der Strenge der Geſetze überliefere, ſo — —"

Franziska erhob ſich und ſchwankte mit einem Blick auf Werner, in dem ſich die ganze Pein und Angſt ihres Herzens wie zu einer letzten inbrünſtigen Bitte vereinigte, auf ihr Zimmer, und brach dort zuſammen. Werner aber ging an das ſchwerſte Geſchäft ſeines Lebens.

Er ließ Bruder Fritz, der im Hauſe die Stelle eines Buchhalters bekleidete und ſein ganzes Vertrauen genoß, zu ſich rufen, hieß ihn vorerſt in Karls Zimmer alle Schriften verſiegeln und ihm alle Mahnbriefe und unbezahlte Rechnungen überbringen, dann ſo ſchnell und geheim als möglich das Zimmer ausräumen, die Fenſter aushängen und die gemalten Wände mit rohem Kalk übertünchen zu laſſen. „Beeile Dich," ſagte er, „und vernichte dort ſchonungslos jede Erinnerung an ihn, den zu vergeſſen nun die Aufgabe meines Lebens iſt. Ich will inzwiſchen ſeine letzten Angelegenheiten in Ordnung bringen."

Bruder Fritz, der längſt vorausgeſehen, daß Alles ſo kommen würde, handelte präzis und nach Ordre; und in wenigen Stunden war Karl delogirt. —

Werner beſah eben die zerſtörte Wohnſtätte ſeines Sohnes mit ähnlichen Gefühlen, mit denen ein reſoluter Mann im Kriege an der Ruine ſeines Hauſes ſteht, das er lieber in Brand geſteckt als in den Händen des Feindes wiſſen wollte. — Da kam Karl die Straße herauf.

„Den gibt Gott ſelbſt in meine Hand!" ſagte Werner zu ſich, als er ihn bemerkte, und ging ihm auf die Stiege entgegen. Karl wollte ausweichen. Werner faßte ihn feſt am Arme und ohne ein Wort zu ſprechen führte er ihn in das Zimmer der Mutter. Sie ſollte ſelbſt in die moraliſchen Wunden Karls greifen, um von ihrer Ungläubigkeit und der unglückſeligen Liebe geheilt zu werden. So gefährlich auch dieſes Mittel war, ſo blieb ihm doch kein anderes. Franziska, die die ganze Zeit über im Bette wie bewußtlos gelegen, erhob ſich wieder, als ſie Karl ſah und bat in der rührendſten Weiſe für ihn um Gnade.

„Gerechtigkeit iſt Gnade, ſage ich mit Richelieu," erwiederte Werner und wendete ſich zu Karl. „Geſtehe mir, biſt Du mit Deinen Studien ſoweit, daß Du an Dein Rigoroſum gehen kannſt?"

Karl machte eine trotzige Miene und ſagte mit rauher Stimme: „Nein!"

„Geſtehe mir, liebt Dich Lucie, willſt Du ſie heiraten, und iſt Marx damit einverſtanden?"

Karl antwortete mit derſelben Miene und demſelben Tone: „Ja."

„Geſtehe mir, biſt Du ein Hazardſpieler, haſt Du Schurken zu Kameraden und Straßendirnen zum Zeitvertreib?"

Karl antwortete nicht.

„Geſtehe mir endlich, haſt Du Schulden, mehr Schulden als Du je ehrlich bezahlen kannſt?"

Karl ergriff die Thürklinke und wollte ſich entfernen.

„Zurück!" rief Werner. „Wir ſind noch nicht fertig. Verlierſt Du etwa die Geduld? Ich habe ſie längſt verloren und Dich doch geduldet. — Bis hieher wäre Alles noch zu verzeihen, obgleich dies der Boden iſt, aus dem Dein Verbrechen hervorwuchs."

„Verbrechen?" brummte Karl zwiſchen den Zähnen, warf dem Vater einen durchbohrenden Blick zu und wollte wieder fort.

„Zurück!" ſchrie Werner und rieß ihn von der Thüre weg. „Wer den Muth hat Verbrechen zu begehen, muß auch den Muth haben ſein Urtheil anzuhören. Was man iſt, muß man ganz ſein. — Dein Verbrechen iſt konſtatirt. Es bedarf keines Beweiſes mehr, alle Vorbedingungen ſind erfüllt, es fehlt nur zum Urtheilsſpruch des Verbrechers eigenes Geſtändniß. Und ſo frage ich Dich: Haſt Du dieſes Accept gefälſcht?" Und er hielt mit zitternder Hand Karl den Wechſel vor die Augen.

Karl wurde todtenblaß, ließ das Haupt ſinken und ſchwieg.

„Du ſchweigſt? Deine ſchuldbewußte Seele hat in Deinem Geſicht das Geſtändniß deutlicher ausgedrückt, als es je Dein Mund auszuſprechen vermag. Ich brauche Dein „Ja" nicht mehr. So höre denn auch das Urtheil, deſſen Vollziehung gleich geſchehen ſoll. Von dieſem Augenblicke an biſt Du mein Sohn nicht mehr. Mein Haus bleibt Dir verſchloſſen wie mein Herz für ewig. Mein Erbe, da ich nun kinderlos bin, fällt Bruder Fritz zu, der darauf den gerechteſten Anſpruch hat. Wenn Du je in mein Haus wiederkehrſt, dann breche an der Schwelle — —"

„Hab' Erbarmen! Gnade!" jammerte Franziska und ſtürzte ſich zu Werners Füßen.

Digitized by Google

„Ich will auch Gnade üben," rief Werner, der während der ganzen Szene unsäglich litt, hob Franziska auf, nahm vom Schreibtisch einige Papiere und übergab sie Karl. „Deine Schulden sind gezahlt, hier die saldirten Rechnungen; hier Dein Paß nach Bremen, von wo Du Dich nach Amerika einschiffst; und hier das Reisegeld bis hin. Morgen entziehst Du mir Deinen verhaßten Anblick und verläßt die Stadt für immer. Wenn nicht, so gibt mir dieser falsche Wechsel ein anderes Mittel Dich zu entfernen und unschädlich zu machen. Und nun fort auf die Reise, und meinen Fluch noch mit als Fersengeld!"

Franziska bekreuzigte sich und flehte zu Gott, ihn vom Haupte ihres Kindes abzuwenden.

Karl hatte zugehört, als wäre ihm sein Todesurtheil gesprochen worden und schickte sich eben an, mit voller Resignation und doch zerschmettert seinen letzten Gang anzutreten, da wollte sich Franziska noch an ihn anklammern und ihn zurückhalten.

„Franziska!" bat Werner mit ausgebreiteten Armen; „o komm' an die Brust Deines Gatten, der nur für Dich lebt!"

Franziska kämpfte gleich einer Verzweifelnden; es zog sie zum Gatten, es zog sie zum Sohn. Sie sah in Karls herzloses, in Werners liebevolles Gesicht, und die Liebe zum Gatten siegte und sie flog in Werners Arme, der sie als eine Gerettete mit einem dankbaren Blick zum Himmel an seine Brust schloß. — —

Karl schritt wie ein gebanntes Gespenst aus der Thüre. „Nun ist Alles verloren," sprach er zu sich selbst. „Wohin mich nun wenden?" Das väterliche Haus kam ihm wie ein Kerker vor, der ihm jedes Licht und selbst die Luft versagte. Es trieb ihn in's Freie. Und obgleich ihm zu Muthe war, als ob Jeder das Verbrechen auf seiner Stirne lesen müßte, und sich deshalb ängstlich nach allen Seiten umsah und Jedem aus dem Wege ging, so durchirrte er doch voll des peinlichsten Gefühls die abgelegensten Theile der Stadt. Seine Gesellschafter aufzuchen, wie er Anfangs wollte, hatte er später alle Lust verloren, und so kehrte er nach einigen Stunden in finsterer Nacht in sein Haus zurück und begab sich auf sein Zimmer. Als er dasselbe aufsperren wollte, fand er es offen. Voll Befremdung trat er ein und fuhr vor der Oede, die ihn trotz des Dunkels anstarrte, entsetzt zurück. Er suchte mit aller Hast seinen Schreibtisch, auf dem gewöhnlich Leuchter und Feuerzeug standen, und konnte ihn nicht finden. Er durchtappte das Zimmer nach allen Seiten und stieß immer ganz zusammenbebend auf die kahle Wand. Hier ging es entweder nicht mit rechten Dingen zu, oder er mußte träumen, oder dies war nicht sein Zimmer, so dachte er; und je mehr er die Augen aufrieß und seine Sinne schärfte, um sich zurecht zu finden, desto undurchdringlicher wurde ihm das Dunkel, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken. Es erfaßte ihn unheimliches Grauen und drängte ihn zur Flucht, doch wie er auch nach allen Richtungen zu suchen wähnte, er fand keinen Ausweg. Da fiel ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch in's Zimmer. Er stürzte auf die Thüre los, und die alte Anne trat keuchend herein. Sie trug auf ihrem Rücken einige Stück schwerer Betten, unter den Armen zwei versiegelte Pakete, die ihr Onkel Fritz für Karl gegeben, in der linken Hand eine Flasche mit Wasser und in der rechten einen Wachsstock. Bei dem Anblicke Karls brach sie in ein lautes Weinen aus und war keines Wortes mächtig. Sie überreichte ihm die Pakete mit einem tiefen Seufzer und mühte sich lange ab, ein Lager auf der Erde auszubreiten, da sie die Fluth von Thränen nicht einmal die Stelle sehen ließ, wo sie die Betten hinlegte. Karl rieselte ein eisiger Schauer durch Mark und Bein, als er nun die Zerstörung seines Zimmers wahrnahm; nichts war darin als ein Stuhl, ein vollgepackter Reisekoffer und ein Mantel.

Als die alte Anne fertig war, kehrte sie sich gegen Karl und wollte sprechen, aber ein neuer Thränenstrom erstickte ihre Stimme und sie vermochte nur die Worte zu ächzen: „Mein Gott! mein Gott! mein Gott!" und schwankte aus der Thüre.

Karl gerieth außer sich, wie ein Rasender stürzte er umher, knirschte mit den Zähnen, raufte sich die Haare, schlug sich die Brust, verfluchte Alles, was ihm nur in den Sinn kam, und warf sich endlich ganz erschöpft auf das Bett. Er mochte da eine Stunde im bewußtlos wachen Zustande gelegen sein, da fühlte er eine kalte Hand, die erst seine Stirne, dann seine Brust berührte. Ganz zusammenschauernd riß er die Augen auf und starrte seine Mutter an, aus deren Gesicht eine geisterhafte Bläße glänzte. „Erschrick nicht Karl, ich bin's!" sagte Franziska und versuchte vergeblich ihn freundlich anzublicken. „Der Vater ist eben erst zu Bette gegangen, ich wußte von der alten Anne, daß Du da seiest, aber ich konnte nicht früher von ihm. — Komm', ich habe Dir in der Arbeitsstube des Vaters ein Bett bereitet, denn hier kannst Du doch nicht bleiben, ohne Dich zu Tode zu verkühlen. — Komm'! mein schwergeprüftes Mutterherz hat ein Mittel gefunden, daß Du in unserer Nähe bleibst. Du gehst mit Gott auf einige Zeit zu meiner Schwester auf's Land, inzwischen werde ich den Vater auszusöhnen suchen. — O komm', fürchte nichts. Der Vater schläft gut, bis zum Morgen bist Du auf seinem Zimmer sicher und geschützt gegen die Nacht, die keines Menschen Freund ist. O komm'!" — Und sie half ihm mit aller Zärtlichkeit aufstehen, obgleich ihr selbst die Füße vor Ermattung zitterten.

Karl ging an ihrer Hand wie ein Blinder.

In dem neuen Asyl angelangt, hieß ihn Franziska sich Ruhe gönnen; sie wolle nur zum Vater hinüber, um zu sehen, ob er nicht wach geworden und nach ihr verlange, und dann dessen Zimmer abschließen, damit für alle Fälle vorgesorgt sei. Karl, den schon ein unheimliches Gefühl beschlich, als er das düstere, nur von einem Wachsstock beleuchtete Gemach betrat, wurde bei der ängstlichen Besorgniß der Mutter von einer solchen Unruhe ergriffen, daß er sie förmlich anflehte, ihn da nicht allein zu lassen. Franziska bat ihn nur einen Augenblick zu gedulden, sie würde sogleich wiederkehren und dann bis zum Morgen bei ihm bleiben. „Ist es nicht besser," vertröstete sie ihn, „sich erst beruhigende Gewißheit zu verschaffen, als die Nacht in den immerwährenden Aengsten zuzubringen?" Karl wollte unter keiner Bedingung bleiben, und da erübrigte der geängstigten Mutter nichts anderes, als sich aus der Thüre zu flüchten und dieselbe hinter sich abzusperren.

So lange die Mutter wie ein Engel ihm zur Seite stand, waren auch die Quälgeister des Unmuths von ihm gewichen, kaum aber war er allein, begannen sie wieder seine Seele auf die Folter zu spannen. „Vermaledeite Bangigkeit! vermaledeite Existenz!" murrte er zwischen den Zähnen, während er die Hände wie drohend gegen den Himmel ballte;

Digitized by Google

„kann ich denn nicht vor mir selbst entfliehen?" Nein! rief es in seinem Innern. „Muß ich denn für ewig den innern Peinigern verfallen sein?" Ja! donnerte die Stimme seines Gewissens. „Nein!" knirschte er mit den Zähnen. „Noch gibt es einen Rettungsort, wo ihr meiner todten Seele nichts anhaben könnt!" — — Das war in dem Augenblick das einzige Asyl, dem alle seine fieberhaften Gedanken zustürmten, und wie vom Wahnsinn erfaßt rieß er das Fenster auf und schwang sich empor, um sich hinabzustürzen. Da klang aus dem Nebenzimmer die Stimme seiner Mutter. — — — War es nun diese, die ihn in's Leben rief, oder der starke Regen, der seine brennende Stirne abkühlte, oder war es sein zweites Ich, die Feigheit, was ihn zurückhielt; — im nächsten Augenblick lag er froh seines Lebens in den Armen seiner Mutter, die von seiner selbstmörderischen Anwandlung keine Ahnung hatte, da sie eben eingetreten war, als er wieder den Boden des Zimmers erreicht hatte. Sie übergab ihm in aller Eile einen Brief an ihre Schwester, bat ihn, sich sorglos zur Ruhe zu begeben und ihr zu verzeihen, daß sie sogleich zum Vater müsse, der eben von Dieben entsetzlich träumend erwacht, sich fürchte wieder einzuschlafen und wach bleiben wolle; machte über ihn flüchtig das Zeichen des Kreuzes, versprach ihn jedenfalls noch vor dem Morgen zu sprechen und wünschte ihm vom Herzen eine gute Nacht.

Karl fühlte sich mit einemmale wie umgewandelt. Sein Gewissen war verstummt. Er konnte nicht begreifen, was plötzlich seine Sinne verwirrt und ihn zu einem solchen Narrenstreich gedrängt habe. Seine Gedanken flogen schon, während die Mutter zu ihm sprach, einem ganz entgegengesetzten Ziele zu und ließen ihn den Beschluß fassen, auf und davon zu gehen, aber nicht in die „andere" Welt, in den Tod, sondern in die neue Welt, in das Leben. Und als die Mutter fort war, trat noch der entsetzliche Traum des Vaters vor ihn hin und gab seinen Vorsätzen den Fingerzeig. — Er warf einen Blick auf den alten Sekretär, der sich tief in der Nische befand, und bei der kargen Beleuchtung des Raumes kaum zu sehen war. Sah er recht, so stand die Lade offen. In dem zweiten Fache linker Hand pflegte der Vater seine Fonds aufzuheben. Eine lockende Idee durchzuckte wie ein Blitz sein Gehirn, während ihm eine Stimme, wie die Isidors, zuflüsterte:

„Es lebe die Nacht,
Zum Tag uns gemacht!
Je dunkler es drauß',
Je heller im Haus!"

„Wie wär' es," sprach er nach dem Fache starrend zu sich selbst; „wenn ich mich des Erbtheils, das Er mir entziehen und einem Andern zuwenden will, noch bei seinen Lebzeiten versicherte?" schrak aber dabei zusammen, als ob eine fremde Stimme seine eigenen Worte ausgesprochen hätte. Ein Blick im Zimmer umher gab ihm seine Fassung wieder und er fügte leise hinzu: „Wie wäre es, wenn ich mich meines Eigenthums bemächtigte?! — dann könnte ich allerdings als ein neuer Mensch in der neuen Welt auftreten!" Und er lauschte. Draußen hatte der Regen aufgehört und im ganzen Hause herrschte eine Todtenstille, die nur durch den geisterhaften Pendelschlag der hundertjährigen Wanduhr unterbrochen wurde.

Ersonnen, begonnen.

Karl griff nach dem Wachsstock; athemlos, mit leisem, zögerndem Schritte, die Augen bald nach der Thüre, bald nach dem Fenster gerichtet, näherte er sich dem Sekretär.

Da knarrte das Uhrwerk, die Glocke schlug zwölf. Karl erbebte.

Es dauerte einige Minuten, bis er sich von der Ueberraschung erholte und seine Aengstlichkeit belächelte, dennoch wagte er keinen Schritt vorwärts zu machen. Das Picken der Uhr schlug so verrätherisch an sein Ohr, als folgte ihm Jemand Tritt für Tritt, und er hatte nicht eher wieder den Muth, als bis er den fatalen Verfolger zum Stehen gebracht. — Nun schien ihm jedes Hinderniß beseitigt und er war eben daran, seinen Arm nach dem Fache auszustrecken, da fiel ein Strahl des aufgegangenen Mondes in das Zimmer und Karl, den Vater mit dem Lichte im Rücken wähnend, fuhr vor Schrecken zitternd einige Schritte zurück. — — Es vergingen wieder einige Sekunden, in denen er wie versteinert dastand, bis er auch der Täuschung inne geworden und seine schwachen Nerven, die ihm schon so oft einen Strich durch die Rechnung gemacht, verwünschend, mit verdoppelter Begierde an sein Werk ging. Rasch zog er nun die Schublade zur Hälfte heraus. — — Er hatte sich nicht getäuscht. Mit einem Blick sah er unter den vielen Paketen, die ungeordnet durcheinander lagen und seine Augen aus den Höhlen hervortreten machten, eines mit „Obligationen," das andere mit „Preußischen Kassascheinen" überschrieben. Er wollte nur noch die übrigen besichtigen, um die beste Wahl zu treffen, da erhob sich nebenan ein starkes Geräusch, das sich der Thüre näherte — — er glaubte des Vaters Stimme zu hören — und außer sich vor Hast und Entsetzen ergriff er ein Paket und stürzte sich, wie wahnsinnig geworden, damit zum Fenster hinunter — —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Die Frauen, d. h. die Menschen weiblichen Geschlechts, bilden die Hälfte der gesammten Menschheit. Man hat behauptet, daß mehr Knaben als Mädchen geboren würden, ebenso daß in den bevölkerten Gegenden des westlichen Europa die Anzahl der Frauen stärker sei als die der Männer. Die Sage der alten Europäer berichtet von ganzen Staaten, die nur aus Frauen bestanden und wo die Männer nur in der Minderzahl und als Dienende vorhanden. In den weniger dicht bevölkerten Theilen der Erde hat man eine große Gleichmäßigkeit in der Personenzahl beider Geschlechter bemerkt, so auch auf den Inseln der Südsee, in den Urwäldern von Amerika und bei den Polaevölkern. Nimmt man nun die Personenzahl der gesammten Menschheit auf tausend Millionen und eine gleichmäßige Vertheilung derselben auf beide Geschlechter an, so würde die gesammte Frauenschaft der Erde auf fünfhundert Millionen Individuen anzuschlagen sein.

Die Frauen bilden indessen nicht blos in Hinsicht auf ihre Anzahl die Hälfte der Menschheit; sie stehen auch außerdem in jeder Beziehung dem Manne ergänzend zur Seite. Die göttliche Vorsehung hat die zum Bestand der gesammten Menschheit nothwendigen Kräfte und Eigenschaften ursprünglich unter beide Geschlechter in angemessener Weise vertheilt. Allerdings finden wir in

Digitized by Google

der körperlichen Beschaffenheit wie in der geistigen Begabung einen wesentlichen Unterschied zwischen Mann und Frau. Der Körper des Mannes ist im Allgemeinen größer und stärker als der der Frau; seine Knochen sind scharfkantig, seine Muskulatur ist kräftiger und dichter, er ist im Stande größere Lasten zu bewältigen, und zu gewaltsamen Anstrengungen bei weitem mehr befähigt als die Frau. Der männliche Körper gedeiht auch in allen Zonen verhältnißmäßig spätee zu vollkommener Reife als der weibliche. Die Stimme des Mannes ist tiefer und stärker, sein Blick ist rücksichtsloser und trotziger. — In geistiger Beziehung ist der Mann nicht sowol hinsichtlich der Kräfte verschieden vom Weibe, als hinsichtlich der Neigungen. Er ist geneigt zu kühnen Unternehmungen und Wagnissen aller Art; er ist es auch vornehmlich, der sich nicht scheut, durch berauschende und narkotische Mittel seine Seelenstimmung zu erhöhen und zu wildem Uebermuthe zu steigern. Die Frau, deren sanftere und mildere Natur sich schon von Außen durch weichere und abgerundetere Formen ankündigt, übt Mitleid und Erbarmen, wo der Mann in blinder Leidenschaft nur zerstörend auftritt; sie pflegt mit Liebe das, was der Mann, als dem Verderben verfallen, rücksichtslos von sich gestoßen hat. Der Muth des Weibes ist andeeee Art als der des Mannes, und nicht minder groß, wenn es gilt, mit geringen und schwachen Mitteln Mühevolles auszuführen. Die Ausdauer dee Frau ist größer als die des Mannes in den Dingen, die Abwarten und Geduld erfordeen, und sie wird minder davon ermüdet als der Mann, und wo dieser Alles aufgibt, sucht sie wenigstens den Schein zu retten. Der Mann schlägt in seinem Uebermuthe Wunden, welche die Frau mit zarter Sorgfalt heilt; der Mann schafft und eebaut, die Frau pflegt, schmückt und erhält das Gebaute. Der Mann führt den Stoff herbei, den die Frau zu anmuthiger Foem ausbildet.

Wir sehen auf allen Stufen der Kultur die Frau als Schwester und Gespielin, als Geliebte und Braut, als Gattin und Lebensgefährtin, als Mutter und Pflegerin in dem innigsten, anregendsten und förderndsten Verhältnisse dem Manne zur Seite stehen. Sie nimmt den lebhaftesten und hilfereichsten Antheil an seinen Entwürfen, Sorgen, Mühen und Arbeiten. Wenn nun auch die eigentliche Grundarbeit dee schwierigen, staunenerregenden Werke in Krieg und Frieden, in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst meist durch das harte Geschlecht der Männer gescheben muß, so sind es doch eben die Frauen, welche den Mann zur Arbeit ausrüsten, den Arbeitenden stärken und laben, den Ermatteten eequicken und aufrichten, den Verzweifelnden trösten, den Sieger abee krönen und durch ihren Beifall beseligen. — Wenn wir die Geschichtbücher der Völker durchlesen, so finden wie allerdings da, wo die Aufzeichnung der Persönlichkeiten beginnt, die Namen der Männer bei Weitem in gößeree und überwiegendee Zahl als die der Frauen; da aber, wo sie erscheinen, stehen sie, mit geringen Ausnahmen, deßen der Männer zur Seite; ebenso fehlen in den Götteesagen dee Griechen, Hindus, Geemanen und Celten keineswegs den Göttern und Heroen weibliche Gefährten. — Die Eebauer der Wege, Brücken, Städte, Paläste und Festungen waren durchgehends Männer, obschon Sage und Geschichte auch einige Frauen nennen, die Anlaß dazu gaben. Im Getümmel des Krieges kommen Frauen nur selten vor; allerdings nimmt die Suge auch für die Frauen, wie die Amazonen, Kriegsruhm in Anspeuch, und die altgermanischen, wie die neuspanischen Frauen stellten hinter Wall und Mauer sich wol dem Feinde entgegen, während das Mädchen von Orleans das Kriegsvolk ihres Königs gegen den Feind führte. — Dee Bergbau, die Jagd, die schweee Uebung und Leitung lastenbezwingendee Mechanik, so wie die Bändigung dee Rosse wird nur von Männeen beseegt. Vor Allem aber ist die See und die Schifffahrt stets ausschließliches Eigenthum der Männer geblieben. — Die Erwerbung der Stoffe für die menschlichen Bedürfnisse durch Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackeebau und Handwerk ist Geschäft des Mannes. Nur auf den niederen Stufen dee Kultur dient ihm dabei die Frau als Gehilfin und Trägerin. Die Beeeitung der Naturstoffe zu Speise und Trank, Kleidung und Schmuck, die Ehaltung der Wohnung und deeen Veeziernng ist Sache der Frau bei allen Völkern. — Im Staate wie in der Kirche hat die Frau keine entscheidende Stimme von Rechtswegen. Nicht bei allen Völkern tritt bei dem Tode des Fürsten seine Gemalin oder Tochter an seine Stelle als selbstständige Lenkerin des Staates. Bei germanischen Völkern — mit Ausnahme dee salischen Franken — finden wir mehrere Fürstinen, die fast durchgängig sich den höchsten Ruhm erworben haben, wie Margaretha, welche die drei noedischen Reiche vereinigte, Ellsabeth von England, Maria Theresia und Kathurina II. Auch die kleineren deutschen Staaten haben unter iheen Füesten Frauen von hohem Verdienst. — Trotzdem daß dem Weibe in der Kirche zu sprechen nicht erlaubt ist, hat dasselbe den größten Einfluß auf dieselbe ausgeübt. Bei den indischen, griechischen, altitalischen, celtischen und geemanischen Völkern finden wir die Frauen als Verkünderinen des göttlichen Willens und der Zukunft, als Pflegerinen heiliger Orte nnd Bilder und im ausschließlichen Dienste gewisser Gottheiten. Ja unter den Gottheiten der europäischen, wie der indischen, ägyptischen, altenropäischen und altamerikanischen Nationen erscheinen die weiblichen in gleicher Zahl wie die männlichen, wie auf Erden in der Familie der Fall ist. Das Christenthum stellte dem Weibe in der Mutter des Herrn ein hohes Vorbild weiblicher Tugend auf, und unter den frühesten Bekennerinen desselben fehlte es nicht an edlen Frauen. Die Mutter des Kaisers Konstantin, die hlg. Helena, wurde eine der Stützen dee öffentlich anerkannten Lehre, und früh schon fanden sich Frauen zu gemeinsamen Gottesdienste nnd Uebung der Frömmigkeit zusammen. In den Zeiten der Reformation machte sich Argula von Grumbach besonders bemerkbar.

Die ernste Wissenschaft, namentlich die Intageförderung des Materials durch Beobachtung der Naturerscheinungen, der Erforschung der Denkmäler, der Zerlegung der Körper, durch Reisen, Versuche und strenge Prüfungen dee Erscheinungen und Gegenstände, ist vorzugsweise Sache der Männer gewesen, die den Stoff des Wissens in umfangreichen Werken zue Benutzung darbeten. Bei der Betrachtung desselben betheiligten sich jedech auch die Frauen ebenso wie bei der Anwendung desselben auf das Leben. Wir finden die Frauen namentlich sehr zahlreich vertreten unter den Pflegern der Heilknnde, der Philosophie nnd Oekonomie. Vor Allem aber ist es das Gebiet der Kunst, auf welchem die Frauen sich mit besondeeem Glück bewegt haben. Zunächst finden wir bei den Arabern, Chinesen, Griechen, den romanischen und germanischen Völkern Europas eine überaus große Anzahl von Dichterinen. Ihnen ist die Darstellung von Gefühlen und die Erzählung vorzugsweise eigen, obschon es auch dramatische Dichteeinen von Weeth gibt. Baukunst und Bildhauerei ist Eigenthum der Männer, da eine wesentliche Betheiligung hieran nicht ohne physische Keaft möglich ist. Die Malerkunst, sowol mit flüssigen Farben als vorzugsweise mit gefärbten Fäden durch Weben, Nähen und Sticken, dann die Ornamentistik in Wohnzimmern, Hausgeräth und Kleidung, die Nachbildung der Blumen u. s. w.— das ist dasjenige Feld dee bildenden Kunst, auf dem das weibliche Geschlecht so zahllose als gelungene Aebeiten hervorgebracht hat. Das eigentliche Kunstgebiet der Frauen bleibt aber die darstellende Kunst durch Stimme und Geberde, und die Sängerinen, Tänzerinen und Schauspielerinen zählen, mit Ausnahme des chinesischen Reiches, ein zahlreiches Heer in Asien und Europa.

Die eigentliche Heimat des Weibes ist allerdings das Haus der Eltern oder des Gatten, während der Mann auf eine weitere Thätigkeit außerhalb des Hauses angewiesen ist. Im chinesischen Reiche, im Orient, im alten Aegypten und Rom wie in den meisten eueopäischen Staaten vor der französischen Revolution war das Innere der Familie die ehrenvolle Heimat der Frauen. Die Frau galt als die Herrin des Hauses, die Ordnerin dee Wirthschaft, die Pflegerin und Freundin des Mannes, die Erzieherin ihree Kinder. Hier hatte sie Gelegenheit, die edlen, dem Weibe eigenthümlichen Eigenschaften zu entfalten. Die stille Erhaltung und Pflege des Verhandenen, die zweckmäßige Veewendung des vom Manne herbeigeschafften Stoffes, die Verschönerung des Innern, die Ueberwachung der Vorräthe, das war ihr Amt. Sie tröstete und ermahnte, sie erheiteete und belehrte und war der eigentliche Mittelpunkt des Hauses. Wir finden namentlich im romanisch-geemanischen Europa vom elften Jahehundeete an eine außerordentliche Verehrung dee Frauen. Die großen Heldengedichte, das Nibelungenlied, das Heldenbuch, dann Wolfram von Eschenbach, Walthee von der Vogelweide, Heinrich von Würzbueg, Gottfried von Straßbueg, Conrad Flecke, Ulrich von Lichtenstein athmen nur Lob und Peeis der edlen Frauen. Gelehrte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundeets, wie Coen. Agrippa von Nettesheim, schrieben von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechtes. Auch im siebzehnten Jahehnnderte erschienen demselben noch warme Lobredner, wie der Dichter Joh. Peter Lotichius nnd Wilhelm Ignaz Schütze. Dagegen beginnen aber auch schon am Ende des sechzehnten Jahrhundeets Stimmen entgegengesetzten Inhalts laut zu werden, nachdem Boeaeeio und Arioste schon früher den Italienerinen mancherlei Neckereien angethan hatten, ohne jedoch das Feld dee Liebe zu überschreiten. Das Unaetigste und Gröbste, was jemals wider die Frauen gesagt worden ist, hat wol der Jurist

Digitized by Google

Hieronymus von Karvallos aus Tolosa drucken lassen. Er gibt einen förmlichen Katalog von Untugenden, die er den armen Frauen anfbürdet. Unbeständigkeit und Lästernheit, Schwatzhaftigkeit und Klatscherei, Hochmuth und Eitelkeit, Schwachheit und Bosheit, kleinlicher Neid und Schadenfreude, Neugier und Leichtgläubigkeit, Gleißnerei, Schmeichelei, Lügenhaftigkeit, Liebedienerei, Mißtrauen u. s. w. nennt er in bunter Reihe, die er nur unterbricht, um das langweilige Register mit einigen groben Schimpfworten zu verzieren. In seiner Bosheit denkt er gar nicht daran, daß diese Untugenden zwar an manchen Frauen einzeln vorkommen mögen, daß aber wol kaum je eine Frau gefunden werden dürfte, die sie alle zusammen an sich hat, noch viel weniger aber ein Mann, der nicht eine derselben an sich trüge. Indessen ist es keinem auch noch so erbosten Weiberfeinde eingefallen, den Frauen Rohheit, Raufen und Händelsucht und Freude an wüsten Gelagen mit Trunk, Spiel und Prügelei vorzuwerfen, die demnach ein unbestrittenes Eigenthum des allerdings stärkeren Männervolkes bleiben. Mißkranke Gelehrte am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sind so ungalant gewesen, die Frage aufzuwerfen: ob die Frauen denn auch Menschen seien; und haben sich damit dem verdienten Spott und Gelächter derjenigen ausgesetzt, die mit Verehrung ihrer Mutter gedenken, ohne welche sie nicht auf Erden wandeln würden. Derartige, ein rohes und undankbares oder krankes Gemüth verkündende Anfeindungen des weiblichen Geschlechts stehen immer nur vereinzelt da, sofern sie ernsthaft gemeint sind.

Männer wie Frauen haben zu allen Zeiten gefühlt, daß sie eines ohne das andere nicht bestehen können. Wir finden daher auf den niedrigsten Stufen der Kultur ebenso wie auf den höchsten das innigste und das dauerndste Verhältniß zwischen Mann und Frau, die Ehe, die auch in den Zeiten rückschreitender Kultur und des Verfalls der Staaten sich noch erhält, und zwar trotz der mannigfaltigsten Hindernisse, die sich der Schließung derselben entgegenstellen. Allerdings werden in solchen Zeiten die Ehen seltener eingegangen, allein allgemeine Ehelosigkeit wird, menschlicher Berechnung und Erfahrung nach, unter solchen Zuständen niemals stattfinden. Die Ehe ist es vorzugsweise, durch die und in welcher die Frauen ihren Antheil an der Entwicklung der menschlichen Kultur wie an der Gestaltung der Verhältnisse und Erscheinungen in der Familie, dem Staate und der Kirche in der Ausbildung der menschlichen Lebensformen erhalten.

Vaterländische Dichter.

Uffo Horn.

(Mit dem lithographirten Porträt.)

Wir bringen unseren freundlichen Lesern das wohlgetroffene Porträt eines der hervorragendsten Dichter der Gegenwart, unseres gefeierten Landsmannes Uffo Horn. Die schönen Leserinen der „Erinnerungen" werden uns gewiß Dank wissen, daß wir ihnen das Porträt des genialen Dichters geben, dessen herrliche Geistesschöpfungen tausend und tausend Leser entzückt haben, und dessen majestätischer, volltönender Gesang auch an ihren Herzen seine ganze Zauberkraft geübt haben wird. Näheres über das reichbewegte, hochinteressante Leben des Dichters werden wir im künftigen Hefte unserer Zeitschrift bieten.

Lorelei.

Von Josef Mehner.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kömmt mir nicht aus dem Sinn!"
H. Heine.

Es war einmal — aber das ist schon lange, lange her — ein großes, mächtiges Reich, das ward das teutsche geheißen. Es war auch einmal ein teutscher Kaiser. Die Edlen des Landes saßen auf stolzen Vesten, von Burg zu Burg zogen, immer willkommene Gäste, ihr Saitenspiel im Arme die Sänger der Minne und Ehre, in den weiten Wäldern tummelte Bär und Eber sich herum und, wenn die sich schlafen gelegt, schloß der Elfen luftiges Volk nächtlich den nächtlichen Reigen. Die teutschen Ströme und Flüsse rauschten frei nach eigenem Bedünken zwischen ihren Ufern hin und eben so frank trieben unter ihrem grünen Spiegel Nix und Undine ihr spukhaft Wesen; der Irrwisch tanzte auf dem Moore, tief in den Bergklüften wirthschafteten Gnom und Kobold und in den heiligen Eichenhainen brachen wahrsagende Priester und Nornen die geheimnißvolle Mistel.

Das ist Alles — Alles anders geworden!

Aus Teutschland ist Deutschland geworden; der Kaiser schläft im Untersberge, die stolzen Burgen sind zerbrochen und zerfallen, die Sänger der heutigen Minne singen in kalten, ärmlichen Mansarden ihre zerrissenen Lieder, die teutschen Mannen und Frauen sind Herrlein und Fräulein, die weiten Wälder Nutz- und Jagdreviere, Bär und Eber Menageriestücke geworden und das Volk der Elfen entfloh vor dem Hallelih der Menten. Die Ströme und Flüsse sind in Schnürleibchen gezwängt, eingedämmt und dienstbar geworden, statt verlockenden singenden Undinen und neckischen Nixen, pfeifende, schnaubende, dampfende Ungethüme zu tragen; Gnom und Kobold liegen mausetodt in versunkenen Schachten, erstickt und erschossen durch Sprengpulver — kurz und gut es ist Alles anders geworden.

Und so anders, daß Heine eine der schönsten poetischen Reminiszenzen jener großen versunkenen Zeit in Gott weiß welcher Spinnstube oder Köhlerhütte erlauschen mußte: ich meine die Sage von der Lorelei, der Nixe des Rheins.

Er wußte es damals nicht, was es zu bedeuten habe, daß er so traurig war, als er das „Märchen aus alten Zeiten" vernahm — er wußte es nicht.

Wer ihn aber heute früge: Du armer Lebendigtodter! weißt Du es noch nicht, warum Du so traurig warst, als Du das Lied sangst von der Lorelei? der würde wol — zuversichtlich die Antwort bekommen: „Ach ja! ich weiß es heute! es war die bange Ahnung, die Lorelei ist nicht versunken im grünen Rhein, und werde aber und abermal erscheinen auf der Lurleiklippe und kämmen ihr goldenes Haar und ertönen lassen ihren verlockenden, berauschenden, sinnberückenden Gesang, und es werden aber und abermals todesmuthige Schiffer heranstürzen zu lustiger Regatta, sich zu erkämpfen das schöne zauberische Weib und — werden abermals, zerschellt die Nachen, zerschlagen die Glieder, tiefdrunten sich betten im grünen Wogengrab."

Und — sie hat gesungen! sie singt noch!

Wer hört ihren Gesang nicht tönen durch das Land, durch die Welt?

Ob sie das Haupt erhebt, die phrygische Mütze d'ranf und singt von Krieg und Tod; ob sie den Bürgerleib erhebt, mit buntem Seidenflitter angethan und mit den Füssen El Ole und Verzükkung singt — — all Eins: Geist der Zeit! du bist die echte Lorelei! und — so oft ich höre von neuen Opfern, die dir gefallen, muß ich traurig — ach! gar traurig sagen:

Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan!

Das Standbild Gustav Adolfs von Schweden.

(Mit Xylographie.)

Zu Ende des vorigen Jahres fand die feierliche Einweihung des Standbildes des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf in Gothenburg statt.

Das Standbild, welches die Stadt dem Kriegshelden als ihrem Gründer setzen ließ, hat, wie sich die Leser wol noch erinnern dürften, ein eigenthümliches Mißgeschick erfahren. Wir wollen dasselbe nur in kurzen Worten berühren.

Der erste Guß in der Münchner Ausstellung mißglückte; der Guß wurde wiederholt und ein glücklicher Erfolg krönte die mühevolle und beschwerliche Arbeit. Mit aller Sorgfalt, welche der Transport eines solchen Werkes erfordert, um es nach Schweden gelangen zu lassen, wurde das Standbild auf ein Schiff gebracht, das dasselbe nach dem Orte seiner Bestimmung, nach Gothenburg tragen sollte. Doch ein eigenes unglückliches Verhängniß waltete über demselben. Das Schiff scheiterte in der Nähe der Insel Helgoland, und die Helgoländer betrachteten das Werk als Strandgut. Die Verhandlungen, welche wegen Hebung des kostbaren Schatzes zwischen Gothenburg und Helgoland lange Zeit hindurch gepflogen wurden, konnten deshalb zu keinem erwünschten Resultate führen, weil die Helgoländer eine so übertriebene Kostenberechnung machten, daß Gothenburg es vorzog, das Standbild nach dem glücklicherweise erhaltenen Modell in München noch einmal gießen zu lassen. Das Werk gelang vollkommen, es wurde diesmal ohne weitere Unfälle

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

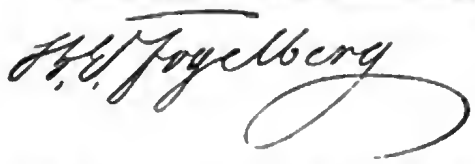
Digitized by Google

Miller's garden.

Digitized by Google

glücklich nach Schweden gebracht und, wie wir schon weiter oben bemerkten, feierlich eingeweiht.

Der Meister des Standbildes ist Professor Fogelberg, der ausgezeichnete schwedische Bildhauer, welcher auf der Rückreise von Stockholm, wo er der feierlichen Enthüllung seines letzten Werkes, der Reiterstatue Karls XIV. Johann von Schweden (am 4. November 1854) den Glanz des Festes erhöhend beigewohnt hatte, zu Triest an einem Schlagflusse starb, in einem Alter von 71 Jahren.



Professor Fogelberg lebte lange Zeit in Rom, wo er, hochgeehrt als Künstler und geliebt als Mensch, mit ungeschwächter Kraft herrliche Werke schuf, die seinem Vaterlande Schweden zum Ruhm und Stolz gereichen.

Das Original zu unserm Holzschnitte verdanken wir der Güte des ausgezeichneten vaterländischen Historienmalers Herrn Wilhelm Kandler, welcher während seines Aufenthalts in Rom sich der besonderen Freundschaft des Prof. Fogelberg erfreute und bei Gelegenheit seiner Abreise nach Pesth im Jahre 1850, die photographirte Abbildung mit einigen bezeichnenden Worten in schwedischer Sprache von der Hand des Altmeisters, als Albumblatt zur Erinnerung an ihn erhielt.

Berchtesgaden.

(Mit einer lithographirten Abbildung.)

Wer von dem uralten, durch Kriegs- und Elementarereignisse, besonders durch fruchtbare Feuersbrünste oft und hart geprüften, freundlichen Städtchen Reichenhall die Berchtesgadener Straße einschlägt, kommt nach kurzer Wanderung in ein paradiesisches Thal, das der „Watzmann" wie ein Hoherpriester überschaut; schon erblickt das Auge den „Untersberg" und den „Göhl," freundliche Häuser auf den Bergeshöhen und tief im Grunde; auf jedem Weg und Steg winken uns rothwangige Gesichter traulich zu, vor jeder Thüre schaffen Kinder und Greise kunstfertig und unverdrossen am zierlichen Schnitzwerk; dort unten in der Allee kommen emsige Bergleute aus den Gruben zu Tage, und drüben schießt eben ein ungeheuerer Wasserstrahl, im Sonnenlicht schimmernd, auf den Berg. Wir sind in dem rührigen, durch seine Schnitzarbeiten allgemein bekannten Berchtesgaden, und unternehmen eine Einfahrt in den Salzberg. Schnell sind wir in Bergleute umgewandelt, die Geubenlichter flammen, Glück auf! 500 Klafter tief fahren wir ein in den Schacht, von dem die zahlreichen „Schaftritte" wie so viele Adern auslaufen. Wie flimmern die Wände! das Auge erblindet fast von dem Glanz der erleuchteten Salzkrystallgeotten. Das sind die Zellen, in denen die Gnomen geheimnißvoll schaffen und walten; horch, wie sie pochen und hämmern! Glück auf! ihnen nach, ob wir sie beim emsigen Treiben belauschen. — — Halt! wir stehen am Rande eines Kraters. Ein ungeheuees Amphitheater liegt unabsehbar tief unter uns, ein Kranz von Fackeln umschlingt es oben, unten zeigen sich wandelnde Lichtlein wie Irrwische. Das Seil angefaßt! muthig hinab! Wie im Traum finden wir uns plötzlich drunten im Boden des Kessels und blicken ängstlich aufathmend empor — ein Kranz von blutroth leuchtenden Sternen schwebt hoch über unserm Haupte. Jetzt verlöschen sie, einer nach dem andern; uns wird zu Muthe, als senke sich die schwarze Decke auf uns niedee; wie hilflose Kinder lassen wir uns an dee Hand fassen und führen, — eine Höhe hinan; tiefe Stille eingsum und schwarze Nacht, wie im Grabe. Leiser athmend harren wir — da zereißt ein Blitz die Nacht, furchtbar tagt es weit umher, und wird mit dem nächsten Pulsschlag wieder Nacht; ein entsetzlicher Schlag — der Boden zittert unter unsern Sohlen, Dampf hüllt uns ein, beengt uns die Brust, wir stürzen zusammen, Donner rollen, als rüttle der Beegesfürst im Grimm an den Pfosten und Säulen seines Hauses, daß die Decke berste und uns begrabe. — Allmälig wird es nun ruhiger, der Dampf verzieht sich, wir athmen freier, die Fackeln leuchten wieder und lächelnd geleitet uns der Führer zu den Trümmern des Salzfelsens, den die Knappen eben durch Pulver gesprengt. Wir verlassen, gekräftigt in dem Gedanken, wie des Menschen Wille und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, das Bergwerk und begrüßen freudig das sonnige Thal, das uns nach den Wundern der Tiefe doppelt reizend erscheint. — Einst war dies Thal, das uns jetzt wie ein herrlicher Garten umfängt, wo des Menschen Fleiß im Großen wie im Kleinen so rührig schafft, eine kalte, furchtbare Wildniß, nur vom flüchtigen Wild durchschweift, welches die Hallgrafen, die auf Geafengaden saßen, pirschten; bloß eine Jagdhütte stand daein. Auf einer Jagd war's, daß Engelbert II. von Lindburg in großer Gefahr das Gelübde that, dem heil. Martin in jener Wildniß eine Kapelle zu bauen; seine Gattin Irmengard erfüllte das Gelübde und berief zu der erbauten Kapelle vier Klausner, die sich jedoch bei Einbruch des Winters vor grimmiger Kälte und den Anfällen wilder Thiere kaum zu schützen vermochten. Der Tod Engelberts unterbrach die Vollendung des frommen Beginnens; seine Tochter Adelheid beschwor ihren Gatten Beerengar von Sulzbach vor ihrem Tode, dieses fromme Gelübde zu erfüllen. Berengar berief nun vier Priester und vier Laienbrüder von Raitenbuch zur Gründung von Baumburg und Berchtesgaden; zu ihrem Propst ward Eberwein ernannt, der einige Bender in die Wildniß Berchtesgaden führte, um dort das Chorstift zu gründen. Sie bezogen die verlassene Zelle, aber die Schrecken der Natur, Meteore, Erdbeben und Orkane (Vorzeichen des jüngsten Gerichts

Digitized by Google

nach dem Volksglauben jener Zeit) scheuchten sie alsbald zur Matteekirche zuück. Strenge jedoch forderte der Erzbischof Konrad von Salzburg die Vollstreckung des Gelübdes, und der Propst Eberwein zog nun selbst nach Berchtesgaden, wo er in Beharrlichkeit fortkämpfend gegen die Schrecken und Gefahren der Wildniß, aus der verfallenen Martinskapelle ein Kloster schuf. 1122 schon stand das Münster, und wuede durch den Erzbischof Konrad zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und des heil. Petrus eingeweiht.

Poetisches Album.

Offenbarung.

Von D. Mendl.

Es war die Schlacht bei Aspern, der schicksalsschwere Tag,
An dem der Franken Hochmuth vor deutscher Kraft erlag;
Da tritt, als kaum das Frührоth am Himmel matt entbrennt,
Der greise, würdige Pater hinaus vor's Regiment.

„Gar Mancher, der am Morgen noch freud'gen Gruß entbot,"
So spricht er, „wird nicht schauen das nächste Abendroth;
Gar Mancher, der der Heimat itzt und der Lieben denkt,
Wird heute in der Erde tiefdunklen Schoß gesenkt:

„Doch wollt darum nicht zagen; vom Himmel schaut ein Gott,
Der straft der Trotz'gen Hochmuth, der Frevler argen Spott;
Der euch zum heil'gen Kampfe, ihr Beüderei auserwählt,
Hat auch auf en'rem Haupt ein jedes Haar gezählt!"

Der Priester hat geendet, und das Gewehr im Aem,
Die Hände faltend beten die Kriegee fromm und warm;
So ziehen sie in's Blachfeld, das glänzt im Morgenschein,
Der Obrist hoch zu Rosse, selbst betend, vor den Reih'n.

Nur Einer mag nicht beten, der zieht im ersten Glied,
Der wird des Spottens, Schеltens und Fluchens nimmee müd';
Er lacht und ruft: „Ihr Thoeen! vom Himmel schaut kein Gott
Es treibt ein arger Zufall auf Erden bittern Spott!"

Da fährt die eeste Kugel, ein rascher Blitz, heran,
Und hart getroffen ächzet der gottvergeß'ne Mann;
Die zweite Kugel flieget, trifft ihn mit Todsgewalt,
Der Obersten Kommando ertönt, ein mächtig „Halt!"

Der Oberst ritt behende die Kriegerreih'n entlang,
Ha, wie sein Wort so keästig wie Donnerruf erklang:
„Wohlauf, ihr wackern Kriegee! seht Gottes Strafgericht,
Der thatlos hier gefallen, entweiht den Sieg uns nicht!"

Gar Mancher, der am Morgen noch freud'gen Gruß entbot,
Hat nimmermehr gesehen das nächste Abendeoth;
Doch tapfee ging in's Treffen, und führt' manch guten Schlag
Das Regiment „Reuß-Plauen" an jenem Heldentag.

Kriegszeitung.

Sebastopol spottet noch immer der unermeßlichen Anstrengungen der veebündeten Heere und Füest Mentschikoff liefeet den Beweis, daß er nicht bleß im Divan zu Konstantinopel, sondeen auch in den Bastionen einer Festung trotzen könne. Die Verluste, weiche die Verbündeten durch die blutigen Kämpfe bei Balaklava und Inkerman, durch die lange Daner dee Belagerung und duech die in Folge der Noth und der Strapazen eingerissenen Krankheiten erlitten haben, sind ungeheuee. Daß auf eine so langwierige Belagerung nicht gerechnet wae, geht aus dem Maagel allee Anstalten für eine Winterkampagne hervoe. Nachdem die Teuppen durch Nässe und Kälte halb umgekommen waren, teafen die ersten Baeaken für die Engländee, aber keine Nägel zu ihrer Befestigung ein. Die Brettwände mußten daher liegen bleiben, bis diese nachgeschickt wueden. Ungleich besser sah es im französischen Lager aus; die Soldaten waeen gut gekleidet, genähet, fröhlichen Muthes, und jeder hatte füe sein Unteekommen nach Keästen gesorgt. Nun, freilich etwas spät, ist diesem großen Uebelstande abgeholfen worden. Die Hochebene um Sebastopol hat sich in eine Stadt von Beetterhütten verwandelt. Die feanzösischen Soldaten eehielten Paletots aus Schafspelz und große Mäntel mit Kapuzenkeagen; als Fußbekleidung Gamaschen ebenfalls aus Schafspelz. Die Winteraneüstung der Engländer besteht zunächst aus einer Art Mützen aus Seehundsfell, welche den Kopf, den Hals und das Gesicht bis an den Mund bedecken. Die Mütze der Offiziere ist aus feinem braunen Pelzwerk gemacht, hat die Form eines Heimes und ist mit braunem Seidenstoff gefüttert. Dee Mantei der Offiziere ist militärisch zugeschnitten, vorn mit Schnüeen versehen, geht bis auf die Mitte der Wade herab und ist ebenfalls aus Pelz von brauner Farbe. Die Unteroffiziere und Gemeinen eehalten Pelze von Schaffell und haben eine Schulterbedeckung von einem Stoffe, der duech eine Kautschukauflösung wasserdicht gemacht ist. Offiziere und Gemeine erhalten ferner starke Gamaschen von Kahhaut, welche bis zum Oberschenkel reichen und unseren Wasseestiefeln ähneln. Von diesen hat die Londoner Firma Almand und Comp. allein 44,000 Paar für die Gemeinen und 10,000 Paar für die Offiziere geliefert, ferner gegen 50,000 Paar pelzgefütterter Fausthandschuhe. Die Masse von Winterkleidern, welche bis Ende Dezember nach der Krim abgegangen sind, ist erstaunlich. Unter andern sind 90,000 Paar dee besten baumwollenen Unteeziehhosen, 200,000 Paar Handschuhe, 200,000 Paar Strümpfe von Lammwolle, 50,000 Schlafröcke für die Spitäler, 30,000 Requeiors oder Mäntel, die über die gewöhnlichen gezogen werden, wenn der Soldat im Wintee auf Vorposten oder Feldwache steht, nach der Krimm verschifft worden.

Die gegenwärtige Stärke dee Verbündeten wird auf 115,000, die der Türken auf 25,000 Mann angenommen. Damit wäeen sie dem Feinde überlegen, der im Felde nur gegen 80,000 Mann besitzt. Fürst Mentschikoff hat das Korps des Generals Liprandi an sich gezogen und blos etwa 6 bis 8000 Mann am linken Ufer der Tschernaja belassen, welche Balaklava bedrohen und die Verbündeten hindern, im Lande zu fouragiren. Es heißt ferner, Fürst Gortschakoff habe, seitdem das ihm gegenüberstehende türkische Heer so geschwächt woeden, ansehnliche Verstärkungen nach der Krimm entsendet, und daß auch die donischen Kosaken in Masse sich dahin wenden. Uebrigens sind derlei Märsche in der jetzigen Jahreszeit höchst gefäheiich, und es gehört nicht zu den Seitenheiten, daß ganze Tenusporte von mehreren hundert Mann im Schneesturm zu Gennde gehen. Die durch das ewig wechselnde Wetter erschwerte Zufuhr ist es hauptsächiich, was den Russen am nachtheiligsten wird, da der Mangel sich immee fühibarer zu machen beginnt. Sollte es den veebündeten Heeren gelingen, den Fürsten Mentschikoff aus dem Felde zu schlagen, so würde die Beschießung Sebastopols mit voller Kraft erfolgen und dann zum Hauptsturme geschritten werden. Es hängt mithin Alles von einer Reihenfolge von Eventualitäten und von der Gunst dee Witterung bei Ausfüheung der gefaßten Pläne ab, so daß auf nahe und große Erfolge der englisch-französischen Waffen nicht mit Sicheeheit gerechnet werden kann. Von dem kühnen Lyons, welchee nun statt Viceadmiral Dundas den Oberbefehl über die Flotte führt, verspricht man sich geoße Thaten, ebenso von Admiral Bruat, der statt Hamelin am 23. Dezember das Kommando der feanzösischen Flotte überkam. Die russischen Admirale zeigen gar keine Lust, mit der englisch-französischen Flotte anzubinden und haben sogar, um sich selbst alle Unteruehmungeu zur See unmöglich zu machen, die noch gebliebene Lücke am Hafeneingang durch die Versenkung einer entmasteten Fregatte vollends geschlossen. Uebrigens wueden sowol von Seite der Verbündeten als auch der Russen beträchtliche Aebeiten, unter ungeheuern Anstrengungen und den geößten Schwierigkeiten ausgeführt. Die französischen Veeschanzungen haben eine Ausdehnung von sechs Stnndeu und zählen bereits fünfundzwanzig Batterien. In wenigen Tagen wird die fuchtbare Kriegseüstung, die vor sich geht, vollständig beendet sein. Duech die Ankunft Omer Paschas wird die türkische Keimmaemee auf 50,000 Mann sich belaufen, und dee gesunkene Muth der osmanischen Soldaten daselbst, welche den Seedar wie einen Gott vereheen, wieder gehoben weeden. Jedenfalls wird, wenn der entscheidende große Augenblick gekommen, die russische Aemee duech die veeeinten Operationen der französischen, englischen und türkischen Streitkräfte in eine kritische Lage versetzt werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte schon im Frühjahe die Keimm der Schauplatz auserordentlicher Waffenthaten sein; wir werden dieselben aufmeeksam verfolgen, mit mögiichster Treue und Vollständigkeit mittheilen und zue Orientieung unseen feeundiichen Leseen die Karte von der Krimm im nächsten Hefte bringen.

Militärisches.

Das Pionnierkorps hat eine neue Deganisation in sechs Bataillons erhalten, zu denen deei Depots für Brückenbespannung

Digitized by Google

und sechs Ingdepots gehören. — Die zwölf Artillerie-Regimenter, von denen je eines zu jedem der zwölf Infanteriekorps gehört und jedes bereits vierzehn Batterien zu acht Geschützen besitzt, erhalten noch eine Verstärkung von überhaupt zwanzig Feldbatterien. Bei einigen davon ist die Ladung auf Schießbaumwolle berechnet. Bei diesen ist das Geschützrohr kürzer, dennoch aber die Tragweite größer und der Schuß sicherer. In dieser neuen Art des Schießens, wobei die Kugel ohne Knall, nur mit einem dumpfen Geräusch dahinfährt und kein Rauch zu sehen ist, besteht gerade darin der wichtigste Vortheil, da der Blick beim Richten ungetrübt bleibt und kein Lärm das Kommando stört. — In Wien ist auf kaiserlichen Befehl am 3. Jänner ein Lehrkurs für Heerverwaltung in drei Abtheilungen: für Militärverpflegungsbeamte, Zöglinge der Kriegsschule und Kandidaten für das Auditoriat, eröffnet worden. — S. k. k. Apost. Majestät haben die Strafe der Spitzruthen in der kaiserlichen Armee abzustellen geruht. — Das neue Militär-Strafgesetz erhielt am 15. Jänner die Allerhöchste Sanktion Sr. Majestät des Kaisers, und wird mit Juli d. J. in Wirksamkeit treten.

Rückblick auf den Monat Jänner.

Der Beginn des Monates brachte Europa Hoffnungen, die jedes Herz freudig begrüßte. Friede, Friede, dies goldene Wort schallte weithin und diesmal sollte es, wie es anfangs schien, keine Chimäre sein. Das Unerwartetste war geschehen. Am 28. Dez. v. J. waren dem russischen Gesandten in Wien, Fürsten Gortschakoff die Interpretationen der vier Garantiepunkte von den Vertretern der drei Mächte, Oesterreich, Frankreich und England vorgelegt worden. Der Fürst erklärte, vor der Hand noch keine Instruktionen zu besitzen, sagte aber, daß für seine Meinung diese Bedingungen eine Schmach für Rußland wären. Nichtsdestoweniger erklärte er sich schon nach Verlauf von acht Tagen mit Instruktionen versehen, und am 7. Jänner acceptirte er mündlich in einer diplomatischen Conferenz die Forderungen der Westmächte mit der einzigen Klausel, daß dieselben nichts enthalten dürften, was die Souveränität des Czaren im eigenen Reiche verletzen würde. Die Friedensunterhandlungen sollten unmittelbar auf dieser Grundlage eröffnet werden, die Gesandten der Westmächte erwarteten nur die Instruktionen ihrer Regierungen dazu, und auch die Türkei sollte einen eigenen Bevollmächtigten schicken. Da kam die Kunde, die Russen hätten plötzlich die Donau überschritten, wären in die Dobrudscha eingefallen und hätten einige hundert Türken in Tultscha niedergemacht. Klein war der Vortheil, den die Russen dadurch im Felde errangen, desto größer aber der Nachtheil für sie in den diplomatischen Verhandlungen. Das Vertrauen schwand wieder auf lange Zeit, die Westmächte zögerten mit den Instruktionen, und haben bis jetzt noch keine geschickt, und auch der österreichische Minister, Graf Buol, der anfänglich warm die Sache des Friedens vertreten, wurde bedenklich. In den Noten, die er wiederholt an Preußen und die deutschen Bundesstaaten geschickt, und worin er die Mobilmachung der Bundeskontingente im Sinne des Aprilvertrags befürwortete, deutete er wiederholt darauf hin, daß eben dieser Einfall in die Dobrudscha es deutlich zeige, wie Rußland selbst seine Friedensversicherungen gegenüber den strategischen Nothwendigkeiten nicht ernstlich meinen könne, und daß man also auf jeden Fall gerüstet sein müsse. Preußen hat bisher alle diese Vorschläge abgelehnt und besteht noch immer in ziemlich gereiztem Tone darauf, zu den Wiener-Konferenzen in seiner Eigenschaft als Großmacht, wenn auch nicht als Mitunterzeichner des Dezembervertrags, zugelassen zu werden. Der deutsche Bund aber hat in der Sache noch nicht die Instruktionen bei den betreffenden Regierungen eingeholt, und diese mußten erst abgewartet werden. Doch ist die Majorität in Frankfurt für Oesterreich, trotz der Einsprache Preußens, so gut als sicher. — Seit den letzten Tagen des Monats sind die Augen der Welt nach London gerichtet. Eine längst vorausgesagte Ministerkrise ist dort eingetreten, aber wie es scheint, nicht so, wie man sie erwartet hatte. Lord Aberdeen, durch seine Hinneigung zum Frieden seinen kriegerischeren Kollegen im Kabinete längst schon ein Stein des Anstoßes, ist im hohen Grade im ganzen Lande unpopulär, und bereits seit mehr als einem Jahre sagt man regelmäßig von Monat zu Monat seinen sichern Sturz voraus. Diesmal ist es, wenigstens für den ersten Augenblick, anders gekommen. Lord Russel, der Präsident im geheimen Rathe und Anführer der ministeriellen Partei im Unterhause, hat seine Demission eingereicht, und diese ist von der Königin angenommen worden. Soviel ist Thatsache; die Folgen aber, die daraus entstehen müssen, und die wahrscheinlich mit einem Sturze des gegenwärtigen Kabinets und mit einer Neubildung eines Ministeriums unter Russel und dem kriegerischen Lord Palmerston endigen werden, sind noch trotz allen bisher eingelaufenen telegraphischen Depeschen, die sich meistentheils geradezu widersprechen, der Zukunft anheimgegeben. — Hier müssen noch zwei wichtige Ereignisse erwähnt werden, die auf den bevorstehenden Weltkrieg nicht ohne Einfluß bleiben werden. Sardinien hat im Laufe dieses Monates eine Allianz mit den Westmächten geschlossen, wonach es ihnen 15,000 Mann vorzüglich Kavallerie, die den Truppen in der Krimm fast gänzlich mangelt, liefert, und dafür eine Anleihe für die Kostenbestreitung garantirt erhält. In Frankreich zeigte es sich eklatant, wie der Stern des Bonapartismus dort im Wachsen sei, und wie sehr die energische und populäre Haltung in der orientalischen Frage die gegenwärtige Regierung populär gemacht. Die Nationalanleihe von 500 Mill. Fr., die in diesem Monate zur allgemeinen Subscription vorgelegt wurde, hatte einen noch unerhörten Erfolg. Mehr als das Vierfache, nahe an 2200 Millionen, wurde gezeichnet, so daß man alle Subscriptionen über 500 Fr. zurückweisen mußte, und jetzt sind bereits volle 400 Millionen eingezahlt.

Populäre Naturkunde.

Der Mond.

Der Mond ist 50,000 Meilen von uns entfernt; 49 1/2 mal kleiner an Inhalt, 13 1/4 mal kleiner an Oberfläche, als unsere Erde und hat 648 Meilen im Durchmesser. Wir bemerken dunkle und helle Flecken an ihm. Daß die hellen Flecken Berge sind, sehen wir an ihren Schatten. Die glänzendsten Punkte sind schroff abfallende Vertiefungen, welche das Sonnenlicht widerstrahlen. Wir sehen kreisrunde Wälle, die jähe Tiefen umschließen; Ringgebirge, dicht um einander stehend wie Zellen, mehr als 20,000. Gebirgsketten sind selten oder klein. Das größte derselben ist 90 Meilen lang, mit Gipfeln von 17,000 Fuß. Dagegen sind zahllose einzeln stehende Bergkegel da. Wir sehen sonderbare, tiefe Furchen durch Ebenen und Gebirge ziehen, mehrere 1000 Fuß breit.

Ist der Mond bewohnt? Prüfen wir die Kraft des Fernrohrs. Wenn wir von tausendmaliger Vergrößerung sprechen, so heißt dies so viel: wir sehen einen 1000 Fuß entfernten Gegenstand durch das Fernrohr eben so deutlich, als mit dem bloßen Auge auf einen Fuß Entfernung. Wäre es also möglich, einen Menschen noch auf eine Meile Entfernung zu sehen, so würde eine 50,000fache Vergrößerung nöthig sein, um ihn noch auf dem Monde zu sehen. Jedoch dürfen wir nicht vergessen, daß mit der vergrößernden Kraft auch die Schwierigkeiten wachsen, welche der Deutlichkeit des Bildes im Wege stehen. Bei dem Monde hat man noch keine größere als eine 300fache Vergrößerung mit Erfolg angewendet. Man bedürfte also, um Menschen zu sehen, eine 170mal stärkere Vergrößerung als die bisherige. Wir wissen also über etwaige Bewohner aus unmittelbarer Beobachtung Nichts. — Gäbe es jedoch Mondbewohner, so müßten dieselben jedenfalls ganz anders organisirt sein als die irdischen Menschen, denn Luft und Wasser bemerken wir nicht. Die Luft und der Wasserdampf würden sich durch Strahlenbrechung verrathen.

Ein Tag auf dem Monde. Der Umlauf des Mondes um seinen Hauptplaneten zugleich dauert 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, und bildet ein Mondenjahr, das keinen Unterschied der Jahreszeiten zeigt; Tag und Nacht auf dem Monde sind gleich lang, nämlich ungefähr 15 Tage, und keine Dämmerung bildet bei ihnen den Uebergang. — Tiefes Dunkel bezeichnet die Nächte der jenseitigen Mondeshälfte, nur Sterne und Planeten funkeln an der schwarzen Hülle, die 15 Tage darauf ruht. Dagegen ist auf der uns zugewandten Seite keine dunkle Nacht; der Erdschein ist 14 mal heller als der Mondschein. Dieses Erdenlicht sehen wir am schwachen aschgrauen Dämmerschein der Mondscheibe kurz vor und nach dem Neumond. Die Scheibe unserer Erde hat ihre Phasen für den Mond wie für uns die Mondscheibe.

Der Mond wirkt auf unsere Erde durch Licht, Wärme und Anziehung. Sein Licht ist 90,000mal schwächer als das Sonnenlicht; seine Wärme ist zwar nachgewiesen, aber noch nicht gemessen; seine Anziehung bewirkt die Ebbe und Fluth. Daß der Mond auch auf unsere Atmosphäre einwirke, ist klar, ohne daß jedoch dadurch sich etwas für die Witterung bis jetzt beweisen ließe; im Gegentheil

Digitized by Google

sind alle Beobachtungen dagegen. Aber es wäre vergeblich gegen den Mondsglauben zu streiten, da es einmal Glauben ist. Die Witterung ist das Gesammtresultat vieler, zum Theil noch unbekannter Ursachen.

Miszellen.

Am 7. und 8. Februar d. J. wird des Abends gleich nach Sonnenuntergang eine große Konjunktur (sehr nahe Zusammenkunft) der drei Planeten Merkur, Venus und Mars stattfinden. Dieses sehr seltene, schöne Schauspiel wird man mit bloßen Augen wahrnehmen können. Wäre ja der westliche Himmel, an dem um diese Zeit die drei Planeten stehen, nicht heiter, so dürfte ein Kometensucher oder ein Operngucker gute Dienste leisten.

Se. Majestät der Kaiser von Rußland hat durch einen Ukas verordnet, daß allen Soldaten der Besatzung von Sebastopol jeder Monat des dortigen Dienstes seit dem 25. September v. J. für ein volles Dienstjahr angerechnet werden soll. Mit der Zahl der Dienstjahre hängen aber zugleich Beförderung, Pensionssatz, Anspruch auf Orden und andere Auszeichnungen und Belohnungen zusammen, daher ein mächtiger Antrieb zur Behauptung Sebastopols dadurch gegeben worden ist.

Todtenschau.

Ihre Majestät Theresia Franziska Josefa Johanna Benedikta, die verwitwete Königin-Mutter von Sardinien, eine Tochter des verstorbenen Großherzogs von Toskana, am 21. März 1801 geboren, am 30. September 1817 mit Karl Albert Amadeus, nachmaligem Könige von Sardinien, vermält, und seit 28. Juli 1849 dessen Witwe, ist nach kurzer Krankheit am 12. Jänner in Turin verschieden.

Ihre Majestät Marie Adelheid, Königin von Sardinien, eine Tochter des verstorbenen Erzherzogs Rainer von Oesterreich, am 3. Juni 1822 geboren und seit dem 12. April 1842 mit Sr. Majestät dem König Viktor Emanuel vermält, ist am 19. Jänner verschieden. Ihre Erkrankung war die Folge einer zu frühzeitigen Entbindung.

Georg Eberle, k. k. gewesener Feldgeniedirektor und Genieinspektor in Galizien, zuletzt Kommandant von Krakau, Ritter mehrerer Orden, ist in einem Alter von 68 Jahren am 3. Jänner mit Tode abgegangen. Er gehörte zu den kenntnißreichsten Offizieren der k. k. Armee.

Graf Johann Mallath, Sohn des 1825 gestorbenen k. k. Staats- und Konferenzministers Grafen Josef, am 5. Oktober 1788 zu Pesth geboren, gewesener k. k. Kämmerer, Hofrath bei der ungarischen Hofkanzlei und Judex curiae zu Pesth, welche Würden er in Folge der Revolution von 1848 verlor, als Geschichtschreiber, Dichter und Schriftsteller in vielen Wissenszweigen durch zahlreiche Werke vortheilhaft bekannt, entrete gemeinsam mit seiner Tochter, die den herabgekommenen Greis ernährt hatte, sein Leben wegen gänzlicher Mittellosigkeit im Starnberger See zu Anfang des Jahres.

Dr. Josef Edler von Würth, k. k. Oberlandesgerichtsrath, ist im 38. Lebensjahre am 17. Jänner in Wien verstarben. Der Verblichene, eine der bedeutendsten juridischen Kapazitäten, war eine Zeit lang der legislativen Abtheilung des Justizministeriums zugetheilt, wo er vorzüglich in den Jahren 1850 und 1851 eine besondere Thätigkeit entwickelte. Im Jahre 1848 Mitglied des frankfurter Parlamentes, bekleidete er die Stelle eines Unterstaats-Sekretärs im ehemaligen Reichsministerium.

S. R. M. Tapor Starza, Ritter von Kamiyski, Gründer, jubilirter Direktor und Dramaturg der polnischen Bühne in Lemberg, als Dichter, Publizist und Uebersetzer der deutschen Klassiker von großem Ruf, endete, 79 Jahre alt, am 2. Jänner in Lemberg.

M. Pallak, Architekt, Erbauer des Ludovikums, der Redoute und vieler prachtvoller Privatgebäude in Pesth, starb daselbst Anfang Jänners.

Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild), der geistvolle deutsche Dichter, ist am 20. Jänner im 33. Lebensjahre auf seinem Gute bei Ratibor nach zwanzigtägigen Leiden am Typhus gestorben.

Theaterrevue.

Hatten wir im verflossenen Monate eine recht hübsche Anzahl von Novitäten herzuzählen, die in diesem Zeitraume über die Bretter, welche bei uns die Welt bedeuten, gegangen waren, so sind wir heute bei Erwähnung des uns im Monate Januar neu Vorgeführten auf die einzige Bluette aus dem Französischen „Ein Rezept für Neuvermälte" beschränkt. Das einaktige Lustspiel hat allen Firnis französischer Mache, mehrere komische Situationen und wurde recht gut gespielt. Ein neugebackener Ehemann erklärt eine Stunde nach der Trauung seinem Freunde, daß er seine Frau nur ihres Geldes wegen geheiratet habe. Er liebt sie wol von ganzem Herzen, aber bei dem jetzigen Standpunkte der Kultur dürfen eben Männer ihre Frauen nicht lieben. Das wäre eine Sünde und Schande. Man heiratet aus purer Bequemlichkeit, um ein schönes Möbel mehr im Hause zu haben, das man bei hohen Feierlichkeiten seine Freunde in der Nähe bewundern läßt. Uebrigens aber lebt man ungenirt à la garçon, man spielt und tanzt, man trinkt und schläft außer dem Hause. Und die Frau? nun die mag das Modejournal durchblättern, mag gähnen oder sich putzen, das ist dem Manne einerlei. Er besucht sie alle Woche, küßt ihr liebenswürdig die Hand, und findet er sie besonders angenehm, so soupirt er alle Monate einmal bei ihr. So hat Alfred von Beauvilliers, der Held des Stückes, den Herr Frey mit vieler Lebendigkeit gab, die Sache aufgefaßt, konnte aber zu seinem größten Leidwesen nicht umhin, sich in die schönen Augen seiner Lucie (Fel. Lechner) zu vergaffen. Sie hat die Warte ihres Eheherrn mit angehört und macht ihn mit aller französischer Liebenswürdigkeit rasend, wie es nur je eine ehrliche deutsche Hausfrau ihren tugendsamen Ehegemal machen kann. Sie stellt sich verliebt in den Busenfreund Alfreds, den Gecken Fauval (Dr. Dietz) und die Beiden, die nur einer Stunde nach über das weibliche Geschlecht gelacht und gespottet, lassen sich nun von einer listigen Repräsentantin desselben häufeln und necken, daß es eine Lust ist. Endlich klärt sich die Sache auf und — das Stück ist zu Ende. — Wir haben dieser kleinen Bluette einen großen Raum gewidmet, weil wir fast nichts anderes zu besprechen haben. Der „Tannhäuser" beherrscht noch immer das Repertoir, macht die Kasse voll und die Abonnenten rasend. Bereits ist er eilfmal gegeben worden und immer stand das Abonnement suspendu auf dem Zettel, wie der Cherubim mit dem flammendem Schwerte vor dem Paradiese. Am 30. endlich kam er im Abonnement, zum zwölften Male, zur Aufführung.

Das große Kunstwerk nimmt die Sänger so sehr in Anspruch, daß man in diesem Monate nur noch wenige Opern geben konnte. Die „Musquetiere," „die Hochzeit des Figaro" und „Robert der Teufel" waren die einzigen Vorstellungen von Bedeutung, die in diesem Genre zu nennen wären. Herr Schmid, der mit sechstausend Gulden für das Hofoperntheater in Wien engagirt ist, entfaltete in den beiden ersten mal seine riesigen Stimmmittel, konnte aber nicht ganz durchdringen. Es mangelt ihm noch allzusehr an Spiel und seine Pesa ist meistentheils unverständlich. — Der „Dämon der Nacht" seit langen Jahren schon zur Ruhe gebracht, spukte wieder einmal in unserm Theater, wir hoffen aber, daß er sich weiter nicht inkommodiren und ruhig in seinem Grabe bleiben wird. Dagegen sind wir der Regie für das Wiedereinsetzen von Calderons Meisterwerk „das öffentliche Geheimniß" sehr zu Danke verpflichtet. Es ist ein ehrendes Zeugniß für die Kräfte unseres Schauspiels, daß diese Komödie, fein und schwunghaft zugleich, sich einer so gerundeten Darstellung erfreute. Frl. Dahn, Frl. Lechner, Hr. Weilenbeck und Hr. Dietz wetteiferten darin um die Palme des Abends. Frl. Dahn gab uns aber auch in zwei klassischen Stücken „Viola" und „Emilia Galotti" in den Titelrollen die herrlichsten Proben einer echt künstlerischen und genialen Leistung. Nur Schade, daß Lessings herrliche Tragödie durch die Mitwirkung einer Darstellerin (Jenn Hidi-Hach) verunglimpft ward, die weit besser daran thun würde, die Mutter in den Possen, als tragische Heldinnen zu ihrem Rollenfache zu wählen.

Historischer Monats-Kalender.

Februar.

Am 1. Februar 1318 starb Mathäus von Trentsin, Gegner Karl I. von Ungarn. — 1716 schloß Peter I. seinen Sohn Alexei vom Throne aus. — 1756 wurde der Dichter K. Th. Körner geboren. — 1847 (u. 1—2.) brannte das Pesther deutsche Theater ab.

— 2. — 1288 wurde Margaretha vom Norwegischen Reichstage zur Fürstin und Selbstbeherrscherin ernannt. — 1697 die Verschwörung Sakawuins gegen Peter den Großen entdeckt. — 1772 Eblair zu Essex in Slavonien geboren. — 1797 ergab sich Mantua unter General Wurmser an Napoleon. — 1831 wurde Gregor XVI. (Mauro Capellari) Papst. — 1848 die Wiener Akademie der Wissenschaften feierlich eröffnet.

— 3. — 1784 erlosch der Zweig Salm-Neuburg mit Karl Vinzenz. — 1809 wurde Mendelsohn-Bartholdy geboren. — 1832 starb der berühmte Naturforscher von Bonstetten. 1846 starb der Opernkomponist Weigl.

— 4. — 1816 starb der Possendichter Perinet in Wien. — 1846 starb der dramatische Dichter Graf Schadowski in Moskau.

— 5. — 1265 wurde Clemens VI. Papst. — 1488 Maximilian I. von den Bürgern Brügges treuloser Weise gefangen ge-

Digitized by Google

nommen. — 1822 die k. k. Hofschauspielerin Adolfine Neumann geboren. — 1831 rückten die Russen unter General Diebitsch in Polen ein.

Am 6. Februar 1620 wurde Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst von Brandenburg geboren.

— 7. — 708 starb Papst Siffinus. — 1311 wurde Johann von Luxenburg und seine Gemalin Elisabeth in Prag gekrönt. — 1775 Dr. Gries, der treffliche Uebersetzer geboren. — 1792 die Coalition zwischen Oesterreich und Frankreich gegen Preußen geschlossen.

— 8. — 1386 ermordete Blasius Borgäes, auf Befehl Elisabeths, Karl Durazzo König von Ungarn. — 1787 wurde der Hofschauspieler Ed. Anschütz geboren.

— 9. — 1753 wurde der Schriftsteller Th. Hell (Winkler) geboren. — 1777 die Dichterin Louise Brachmann geboren. — 1801 Lüneviller Friede geschlossen. — 1815 Wiener Congreß, regelnd die Ansprüche Preußens und anderer Mächte.

— 10. — 1471 starb Friedrich II. Churfürst von Brandenburg. — 1763 Versailler Friede.

— 11. — 1586 starb Churfürst August in Dresden. — 1783 beendete ein Reichsbeschluß den Krieg gegen Brandenburg.

— 12. — 1554 wurde Johanna Gray enthauptet. — 1736 Maria Theresia von Oesterreich mit Franz I. vermält. — 1742 Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt. — 1768 Franz II., deutscher Kaiser geboren. — 1777 der Schriftsteller Baron Fouqué geboren. — 1815 Wiener Kongreßbeschluß zur Abtretung eines Theiles von Sachsen an Preußen. — 1817 erlitt der spanische General-Kapitän Marco eine Niederlage gegen die Republik Buenos-Ayres. — Schlacht bei Charrabuco in Chili.

— 13. — 1567 schlossen die katholischen Franzosen zu Peronne ein Bündniß. — 1820 wurde Charles, Herzog von Berry, durch Louvel ermordet.

— 14. — 1009 starb Bischof Bruno als Märtyrer unter den Preußen. — 1014 wurde Heinrich II. von Benedikt VIII. zum Kaiser gekrönt. — 1704 Friedrich August II. vom polnischen Reichstag der Krone verlustig erklärt. — 1735 der russische St. Annaorden gestiftet. — 1795 starb der schwedische Dichter Karl Bellmann. — 1814 schlug Napoleon die Preußen bei Champeaubert.

— 15. — 1152 wurde Konrad III., deutscher Kaiser, geboren. — 1637 starb Ferdinand II. — 1725 wurde der Dichter Ramler geboren. — 1764 der Dichter Baggesen geboren. — 1819 der Kongreß von Angostura eröffnet. 1837 Börnes Leichenbegängniß in Paris.

— 16. — 1741 starb der Bildhauer Raf. Donner in Wien. — 1807 stellte Sachsen die Römisch-Katholischen in Ausübung des Gottesdienstes mit den Protestanten gleich.

— 17. — 827 erhalten Eginhard und Emma, Stifter des Klosters Seligenstadt, von Rom die Reliquien der Märtyrer Marcell und Pentor. — 1802 starb der Kardinal Louis Réni Rohan Guemene.

— 18. — 1680 wurde Alexei Petrowitsch, Sohn Peter I., geboren. — 1834 schlug Saldanha die Miguelisten bei der Brücke Santa Maria.

— 19. — 1473 wurde der Astronom Kopernikus geboren. — 1753 der dramatische Dichter M. Klinger geboren. — 1763 der Komponist Gyrowetz geboren. — 1800 bezog Napoleon die Tuillerien. — 1810 wurde Andreas Hofer in Mantua erschossen.

— 20. — 1524 erklärte Suleymann dem König Ludwig von Ungarn den Krieg. — 1656 Friede zu Baden zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen. — 1694 Schriftsteller Voltaire geboren. — 1716 Garrik geboren. — 1751 der deutsche Dichter J. H. Voß geboren. — 1813 Schlacht bei Salta in Amerika.

— 21. — 1513 starb König Johann von Schweden. — 1613 wurde Michael Romanoff zum Czaren gewählt. — 1767 der Schriftsteller Contessa geboren.

— 22. — 1582 führte Papst Gregor XIII. die Verbesserung des Kalenders ein. — 1818 wurde der schottische Historiker Ferguson geboren. — 1812 ging Ypsilanti über den Pruth.

— 23. — 1834 starb der Dichter K. L. von Knebel. — 1848 der König Carlo Alberto von Sardinien erklärte Oesterreich den Krieg. — 1851 Dresdner Konferenzen, Plenarversammlung. — 1851 legte Frankreich den zweiten Protest gegen den Gesammteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund ein.

— 24. — 1548 wurde Herzog Moritz von Karl V. mit Sachsen belehnt. — 1757 der deutsche Kaiser Mathias geboren. — 1614 nahm Johann Sigismund, Churfürst von Brandenburg, die reformirte Religion an. — 1848 dankte Louis Philipp zu Gunsten des Grafen von Paris ab.

— 25. — 1525 wurde die Schlacht bei Pavia geschlagen, Franz I. gefangen. — 1785 starb Bonaparte Carlo, Vater Napoleons I. in Montpellier.

— 26. — 1361 wurde Kaiser Wenzel in Nürnberg geboren. — 1577 Erich von Schweden vergiftet. — 1831 Skrzynecki vom Reichstage zum polnischen Oberfeldherrn ernannt. — 1832 Polen durch ein Statut für immer für einen integrirenden Theil Rußlands erklärt.

— 27. — 1784 wurde Prag mit Altstadt und Kleinseite von Josef II. zu einer Stadt erhoben. — 1799 begann Napoleon I. seinen Zug nach Syrien. — 1849 war die Schlacht bei Kapolna.

— 28. — 1638 Schlacht bei Rheinfelden. — 1786 wurde der französische Geiehrte Arago geboren. — 1848 brannte das Karlsruher Hoftheater ab.

Bücherschau.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober.

Wenn ein Unternehmen in der Bezeichnung „zehnter Jahrgang" das Zeugniß sowol seiner steten und zunehmenden Beliebtheit wie seines gründlichen Werthes an der Stirne trägt, so ist es ihm offenbar gelungen, sich, von fester Hand gesteuert, aus der drängenden, treibenden Fluth ephemerer Versuche ähnlicher Art hinaus und in den sicheren Port der allgemeinen Anerkennung gerettet zu haben.

Wenn es sich aber darum fruge, wie es gekommen, daß dies bescheidene Unternehmen aus den obscursten Anfängen und trotz der Ungunst der in dies Decennium fallenden sturmbewegten Jahre zu einem frisch grünenden Sammelwerke emporgeblüht, und zu dem Rendezvous der anerkanntesten sowol als der strebendsten Kräfte des weiten Vaterlandes geworden: so gäbe es immer nur die Eine Antwort, daß dieser ungewöhnliche Erfolg aus der strebsamen Thätigkeit des Gründers dieses Unternehmens resultire, der sich mit seltener Umsicht und richtigem Takte sein Publikum zu schaffen verstand. Zu schaffen, sagen wir; denn es bestand dies ursprünglich zumeist aus jenen enfants perdues, die abseits von allen geistigen Verbindungswegen, verloren und vergessen in Gegenden lebten, auf die nie eine Tangente der literarischen Welt gefallen: nachdem aber das Album heimisch geworden in den einsamen Försterswohnungen, Glashütten und Eisenhämmern unserer Wälder, in den hochgelegenen Zollhäusern unserer Grenzmarken, und in den versteckten industriösen Etablissements des „Landes," schlug es seinen Missionsweg auch auf offener Straße ein und pochte an die Thore der Städte, immer bescheiden und sogar ohne das herkömmliche „Klappern": und siehe! es ward ihm aufgethan und heute ist es ein lieber Gast allüberall, sogar im weitern Vaterlande geworden.

Daß es solcher Gunst werth, zeigt ein flüchtiger Ueberblick seiner Mitarbeiter für diesen Jahrgang.

Von dessen 24 Bänden sind bereits fünf erschienen. Der erste: „Ein Mord in Riga," von C. Holtei, brachte ein anziehendes Sittenbild aus den an Rußland gekommenen norddeutschen Gauen. Der zweite und dritte: „Der Held der Zukunft," von L. Schücking, ein köstliches, humor- und pointenreiches Gemälde modern sozialen Treibens und Ringens, der vierte: „Das Forsthaus," von A. Bölte, eine liebliche Idylle und der fünfte unter dem Collectivnamen „Aus der See," drei wundersame, tief poetische und überaus schön Märchen von F. Gerstäcker. Wenn, wie zu hoffen, die nachercheinenden Bände sich den erwähnten würdig anreihen, so kann dem Album nur das günstigste Prognostikon gestellt werden.

Moden.

Wir legen unseren schönen Leserinen, sowie den freundlichen Lesern, welche den bunten Gestalten des Carnevals ihre Aufmerksamkeit schenken, treffliche Maskenanzüge vor, welche den doppelten Vorzug haben, daß sie geschmackvoll kleiden, und leicht nachzuahmen sind.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Definitionen.

Was ist die Beredsamkeit?

Die Kunst, durch die Macht seiner Worte das Gemüth der Zuhörer zu rühren und deren Geist zu entflammen.

Was ist die Sprachlehre?

Die Kunst, richtig sprechen und schreiben zu lernen.

Was heißt Prozeß führen?

Sich geduldig entweder scheeren oder rupfen zu lassen.

Was ist Poesie?

Die große Kunst, darauf zu vergessen, daß man noch nicht gegessen hat.

Digitized by Google

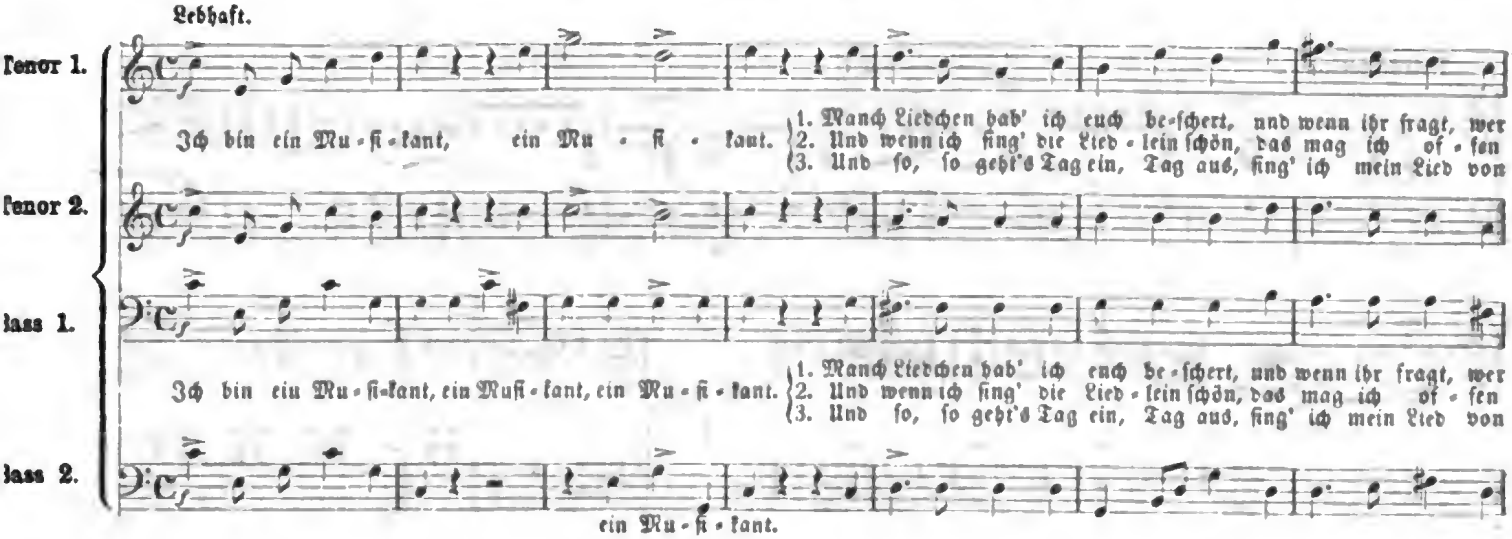
Digitized by Google

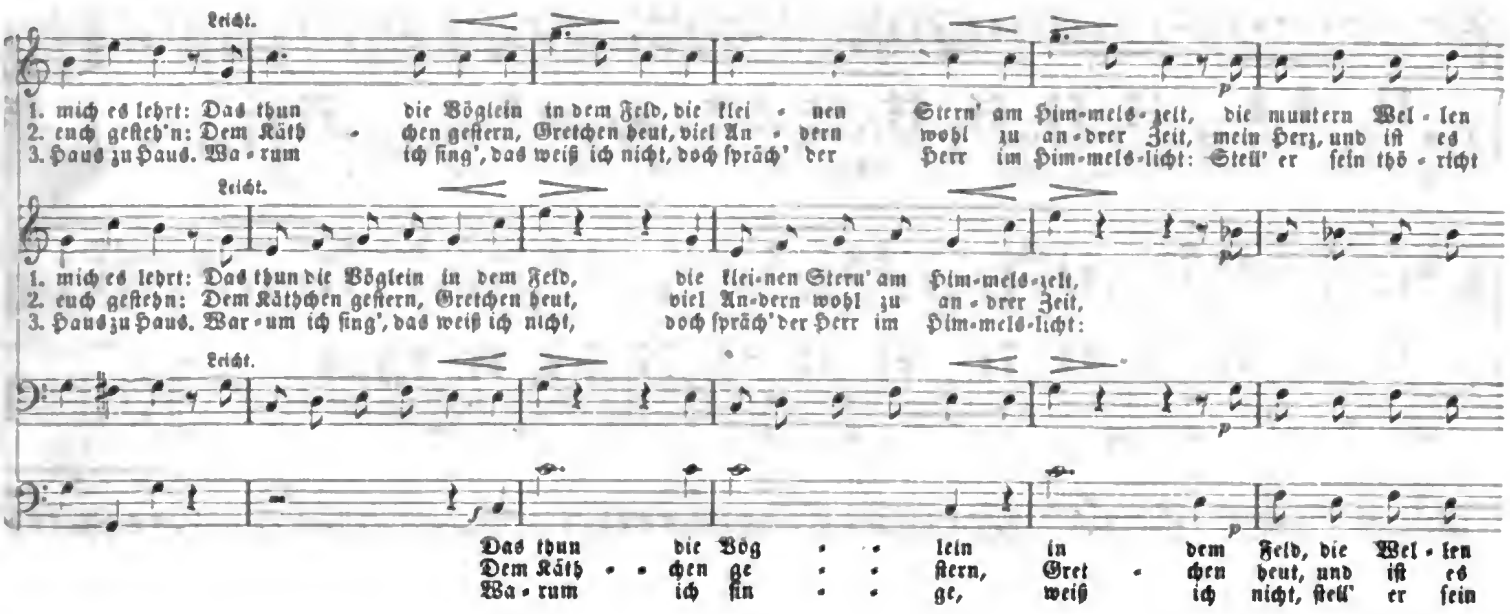
Digitized by Google

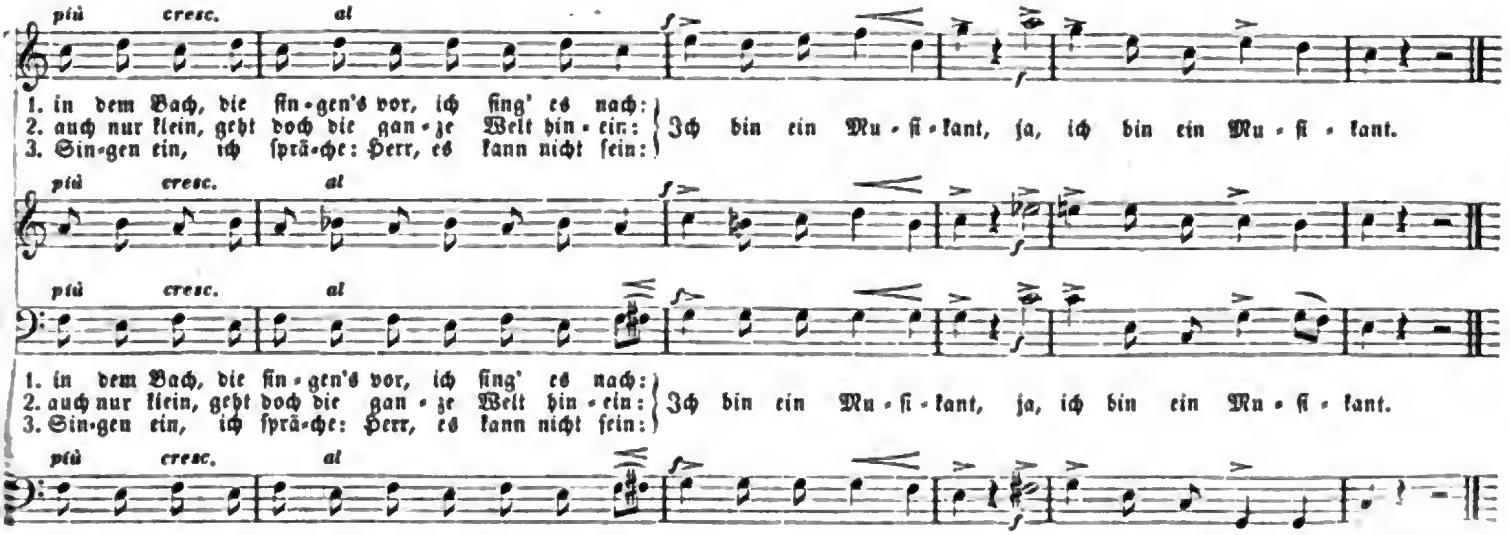
Der Musikant.

Op. 33. Hft. 20 d. mehrst. Ges.

Gedicht von A. Sebus. — Musik von E. Tauwitz.







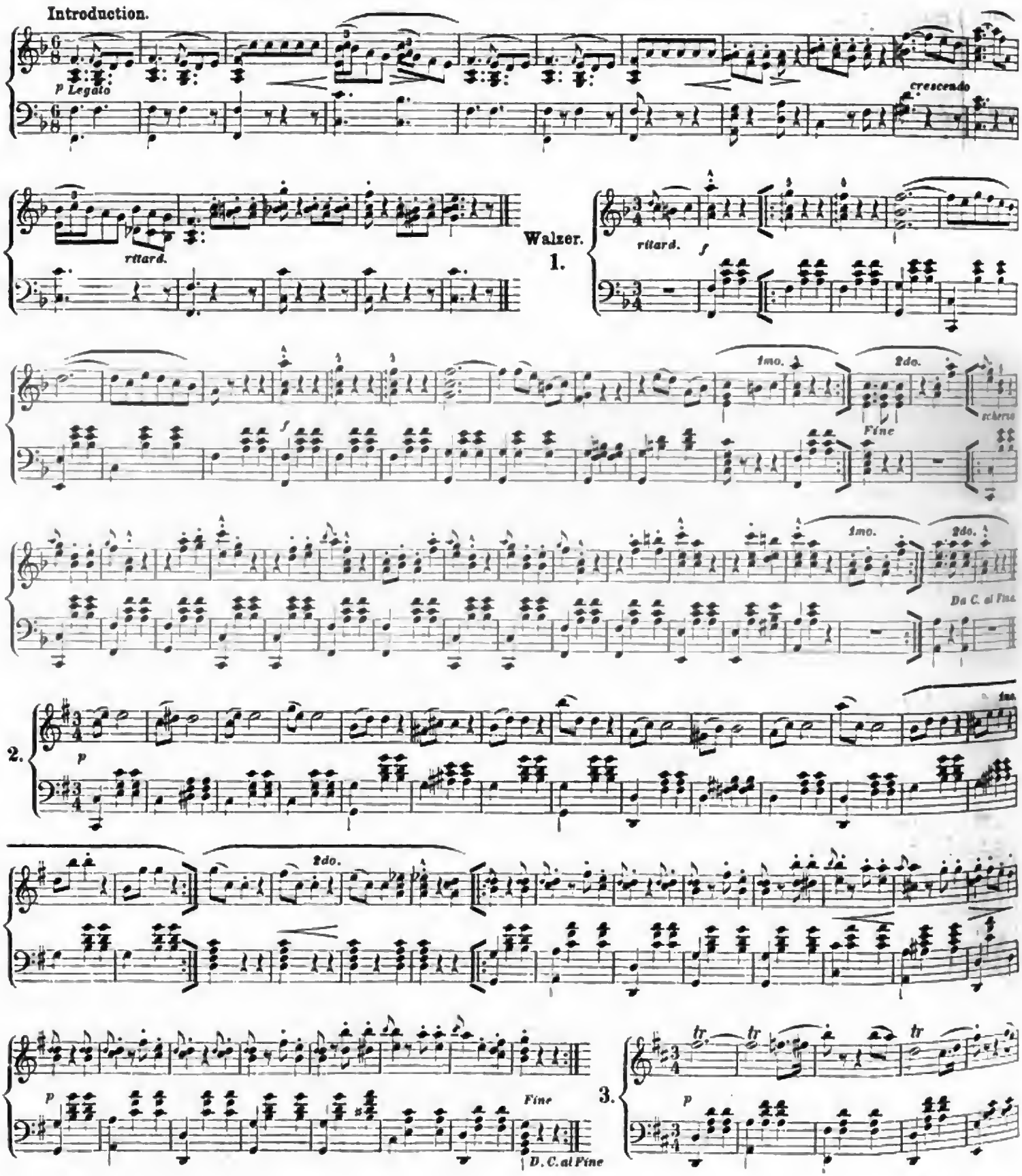
Digitized by Google

Op. 13.

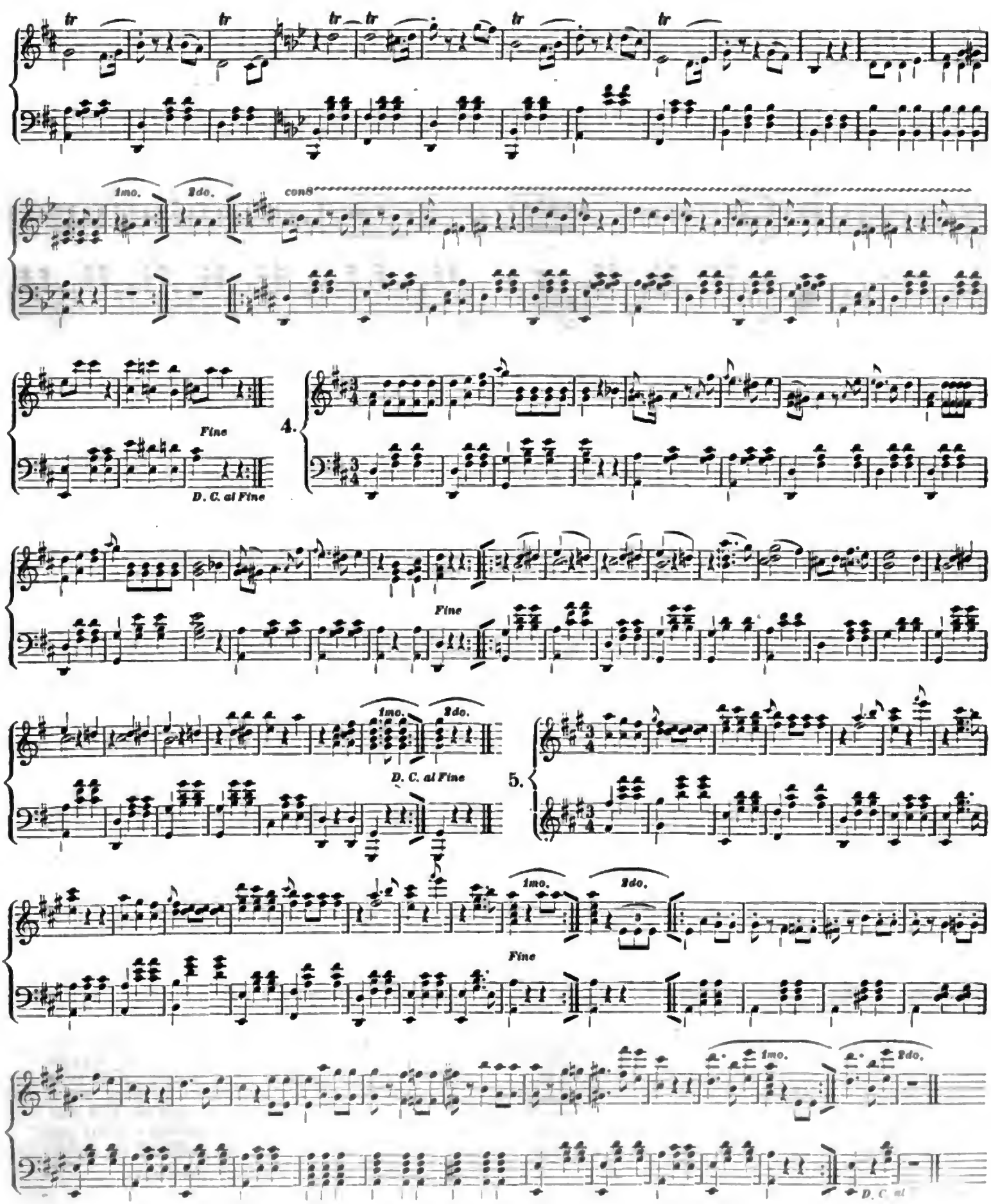
Willkommsprüche-Walzer

von Franz Jos. E. Fridrich.

Hochachtungsvoll gewidmet dem Herrn Musikdirektor F. W. Swoboda.

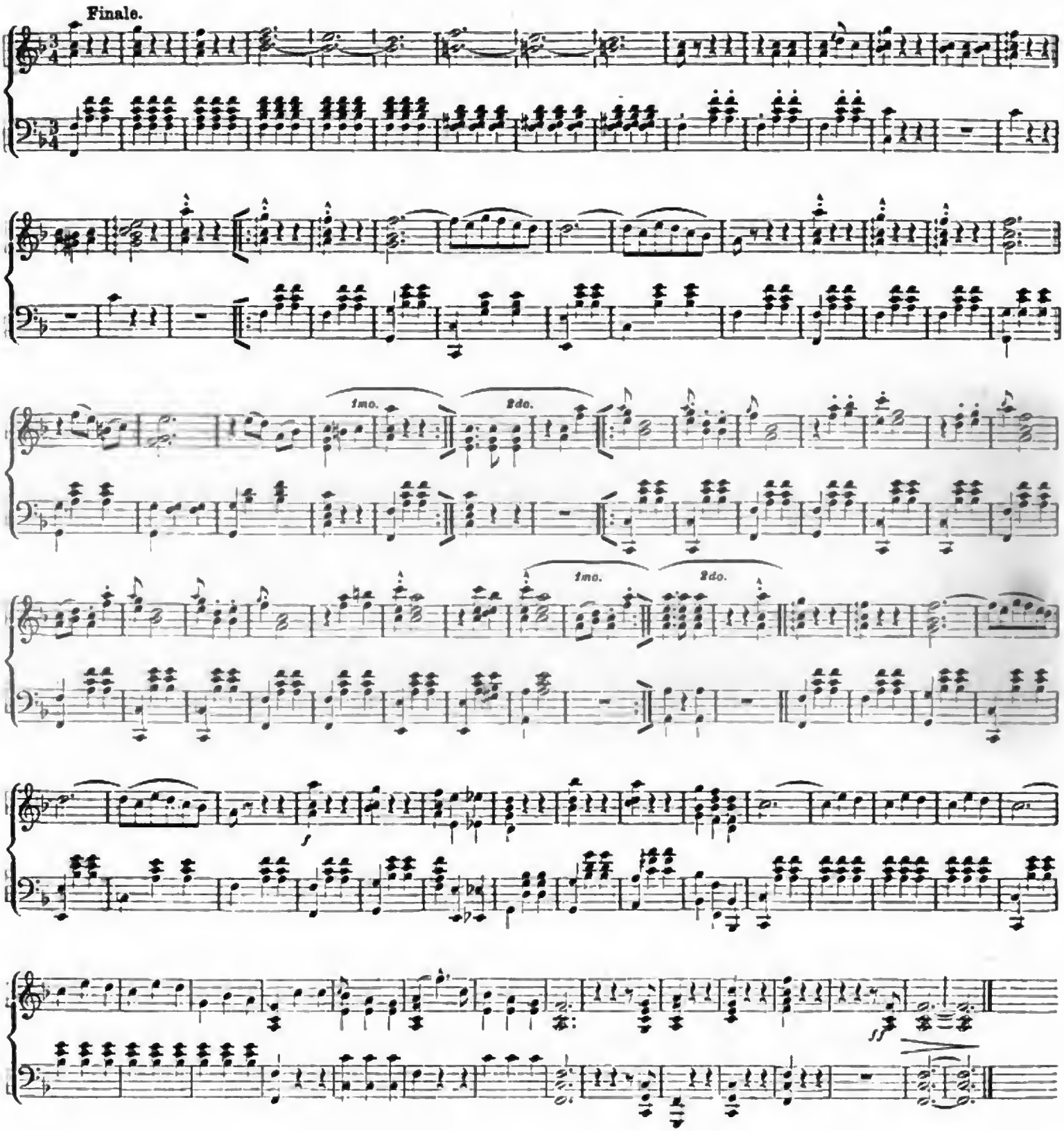


Digitized by Google



Digitized by Google

Finale.



Digitized by Google

Schlechte Gesellschaft.

Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lederer.

(Fortsetzung.)

IX.

Isidor, der, als er am verflossenen Abend Karl verlassen, Otomar aufgesucht hatte, fand denselben im Café, und zu seinem nicht geringen Erstaunen an der Seite des Kaufmanns Marx, mit ihm im tiefen Gespräche. Marx, der als Börsespekulant die damaligen politischen Strömungen mit klugen Augen beobachtete, um sich keine Gelegenheit zu einem günstigen Manoeuvre entschlüpfen zu lassen, besuchte der politischen Zeitungen wegen täglich um diese Stunde das Café. Diesmal hatten sich die Posten verspätet, er wollte die Zwischenzeit nicht unbenützt vorüberstreichen lassen, und nahm deßhalb neben Otomar Platz, mit dessen Vater er durch viele Jahre in geschäftlichem Verkehre gestanden war. Derselbe besaß eine der großartigsten Zuckerraffinerien des Landes, und hatte das ganze Fabrikat Marx in kommissionsweisen Verkauf gegeben. Da war die Revolution ausgebrochen; und das feste Band, das Klugheit und Selbstvortheil auf Dezennien geschmiedet, wurde in wenigen Augenblicken zerrissen. Der Graf hatte sich nämlich mit Marx bei einer Versammlung von Fabriksherren, aber nicht etwa in der deutschen Zuckerfrage, sondern in der deutschen Kaiserfrage überworfen. Man war damals zusammengekommen, um eine der brennenden Fragen des Tages: das Verhältniß zwischen Lohn und Arbeit, und Lohn und Gewinn der Fabriksherren zu besprechen. Nach fruchtlosen Debatten wurde das unpolitische Wesen der Fabriken auf das politische Unwesen Deutschlands hinübergespielt, und nach wenigen zeitgemäßen Sprüngen war aus der süßen deutschen Zuckerfrage die herbe deutsche Kaiserfrage geworden. Der mehr als konservative Marx gerieth mit dem mehr als liberalen Grafen Otomar in einen Konflikt, und das „raffinirteste" der Verhältnisse wurde von Marx der politischen Meinung geopfert; und das zu einer Zeit, wo fast alle Fabriken des Landes wegen Mangel an Arbeitskräften feierten, während die des Grafen unaufhörlich thätig den Gewinn bringendsten Absatz in Aussicht stellte. Nach Beendigung der Revolution hatte der Graf die vieljährige Verbindung nicht wieder erneuert, denn die Klüfte, die der verheerende Strom der politischen Sündfluth in den Leib des staatlichen, sozialen und merkantilischen Lebens gerissen, waren noch offen, und es bedurfte einiger Jahre und eines neuen Umschwungs der Dinge von oben aus, bis diese für alle Stände und Verhältnisse fühlbaren Lücken ausgefüllt wurden. Jetzt aber, wo alle Brücken geschlagen, alle Kommunikationen wieder hergestellt waren, hätte Marx sowie der Graf gar zu gern die alte, für beide Theile gleich vortheilhafte Verbindung wieder angeknüpft; aber hielt den siegreichen Konservativen der Stolz, so hielt den besiegten Radikalen die Demüthigung zurück, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun. —

Otomar und Marx kannten sich bereits, hatten sich aber seit langer Zeit nicht gesehen und gesprochen. Sie hatten sich kaum wieder erblickt, und schon fühlte sich Einer zum Andern mächtig hingezogen; es war dies aber keine Sympathie der Herzen, sondern ein Rapport der Ideen. — Marx sah in dem jungen Grafen den besten Vermittler zwischen ihm und dessen Vater, der Graf in Marx einen präsumtiven Gläubiger. Unter solchen gegenseitigen Auspizien wurde das diplomatische Manoeuvre von Marx eröffnet, und bald waren förmliche Unterhandlungen im Zuge, die Marx bei dem Einflusse, dessen sich Otomar selbst rühmte, den besten Erfolg hoffen ließen, ohne daß er seinen Stolz vor den Kopf zu stoßen brauchte. Eben verlor sich der Fluß der diplomatischen Rede wie ein Strom im Sande, in leeren Höflichkeitsfloskeln, da nahm Isidor am Tische Platz. Um dem unwillkommenen Nachbar nichts merken zu lassen, lenkte Marx das Gespräch auf Gutzkows „Werner," der eben aufgeführt wurde, und Otomar, um Marx nichts von seinem Unverständniß in solchen Dingen merken zu lassen, lenkte das Gespräch wieder auf Karl Werner, über den er um so mehr des Lobes voll war, als er sah, mit welchem ungetheilten Interesse, mit welcher unverholenen Freude Marx zuhörte. Isidor, dem dies ebensowenig entging, trug unaufgefordert auch sein Schärflein bei, und so dies auch anfangs Marx nicht behagte, da ihm Isidor fremd und von Otomar nicht vorgestellt war, so war er doch bald über das geistreich-motivirte Urtheil, das Isidor über den „hoffnungsvollen" Karl aussprach, so entzückt, daß er selbst Otomar ersuchte, ihn dem feingebildeten Herrn, den Otomar nach der gegenseitigen Annäherung kennen mußte, vorzustellen. Otomar nannte Isidor einen Particulier und seinen Freund, und wer war glücklicher als Marx, der schon seit der Rückkunft seiner Gemalin, die Karl nicht weniger geneigt war als er, einen Vorsatz gefaßt hatte, den er am nächsten Tage, als dem Geburtstage Luciens, auszuführen Willens war. Am nächsten Abend sollte eine Soirée veranstaltet, und bei dieser feierlichen Gelegenheit die Verlobung zwischen Lucie und Karl in aller Form begangen werden. Dabei war es natürlich auf eine Ueberraschung für Lucien abgesehen, da die liebevollen Eltern ihrem Geständniß zuvorkommen wollten. Vater und Mutter wähnten nämlich, Lucie mache aus den heiligsten Gefühlen ihres Herzens nach wahrer Jungfrauen Weise ein Geheimniß. —

Isidor und Otomar, Lucie und Karl hatten in dem Augenblick Marx's ganzes Interesse so absorbirt, daß er nicht einmal ein Ohr für die Politik hatte, die aus zwanzig eben angekommenen Zeitungen durch den Mund des Marqueurs zu ihm sprach. Kopf und Herz waren ihm so eingenommen, daß er alle Ruhe zum weitern Verweilen verlor,

Digitized by Google

und nach Hause eilte. Er sprach nur noch die zuversichtliche Hoffnung aus, die Herren recht bald zu sehen, und erbat sich ihre Visitkarten und die Angabe ihrer Wohnungen.

Zu Hause angekommen, war Lucie bereits zu Bette. Marx ging also mit seiner Gemalin und Célestine an den Anfang der Ueberraschung. Es wurde mit sorgfältiger Wahl ein Verzeichniß von Gästen entworfen, denselben Otomar und Isidor eingereiht, nach kurzer Debatte die runde Zahl abgeschlossen, und zum Ausfertigen der Karten geschritten. Jedes der Drei nahm eine gewisse Anzahl über sich, und Marx und dessen Frau waren längst mit ihrem Theile fertig und schon zur Ruhe gegangen, und Célestine saß noch immer und zeichnete ein Billet für Karl. Sie hatte deren schon einige Dutzend geschrieben und wieder zerrissen, und keines wollte ihres Gegenstandes vollkommen würdig werden. —

Am nächsten Morgen wurden die Einladungen an ihre Adressen versendet, doch bevor noch die Familie Werner im Besitze der ihrigen sein konnte, erhielt Marx einen Brief. Er las die Adresse, und erkannte sogleich in den zwar sehr veränderten Schriftzügen die Hand seines wackern Freundes Werner. „Das kann doch unmöglich schon ein Absagebrief sein? Was mag denn die noch vor Kurzem feste Hand so unsicher gemacht haben? Was muß nur vorgefallen sein, das Werner zum Schreiben bestimmte? Er wird doch nicht krank sein? Das wäre heute sehr fatal! Dieser neue Weg, den Werner zu mir eingeschlagen, macht mir bange!" Unter solchen Selbstfragen und Skrupeln betrachtete er voll Befremdung zu wiederholten Malen die Adresse und das Siegel, und öffnete den Brief. — Kein Zweifel, es war Werners Schrift. Er las voll Bestürzung und sich mehrmals unterbrechend, Folgendes:

„Freund Marx!

Daß ich Dir schreibe, beweise Dir, daß ich nicht die Seelenstärke habe, Dich zu sprechen. Was ich Dir gestehen muß, vertraue ich mit weniger schwerem Herzen dem Papier. — Ich bin der unglücklichste Vater; ich habe meinen einzigen Sohn für ewig verloren. Karl ist ein Schurke. Ich sage dies nicht in der Aufwallung des Zornes, wie es sonst enttäuschte Väter thun, die zu große Hoffnungen auf ihre Kinder setzen, und in dieser Lotterie ihr Alles verlieren; denn ich habe von ihm nie mehr erwartet, als daß er durch Fleiß und Rechtlichkeit meiner würdig werde. Aber er ist so tief in Laster gefallen, daß ihn selbst Gott nicht mehr aufzurichten vermag; er hat den Glauben an ihn verloren. Ich spreche nicht auf bloße Klagen und Zeugenaussagen hin, auch ich habe solange gezweifelt, bis ich die klaffenden Wunden sah; nun aber spricht aus mir die Ueberzeugung. Ich spreche sie mit Ergebung in mein Schicksal aus, denn ich trage keine Schuld. Aber meine Pflicht ist es, Dich zu warnen! Wahre Deine Lucie vor ihm, das Laster macht zu schnell Proselyten; denke, des Nachbars Haus steht in Flammen, und schütze Dein eigenes Haus. — Schließlich, Freund Marx, nur noch eine inständige Bitte: Komme nicht, mich trösten zu wollen. Es gibt Leiden, wo jeder Trost dem Oel im Feuer gleicht. Hat mir Gott die Kraft gegeben, einen lebenden Sohn zu verlieren, wird mich eben diese Kraft erhalten. Denn glaube mir, wer ein Kind verlieren kann, hatte keines zu verlieren. Gott schütze Euch Alle!

Werner."

Marx sah seinen Hoffnungsdom mit einemmal zusammengestürzt, und schnell als Kaufmann gefaßt, ging nur seine Sorge dahin, Niemand Etwas merken zu lassen, um Lucie auf dieses Ereigniß vorbereiten zu können. Es handelte sich ja um den Frieden ihrer Seele. Vor Allem durfte das heutige Fest nicht gestört werden, und es wurde ihm, der gewohnt war, die fühlbarsten Falliments mit gleichgiltiger Miene zu tragen, gar nicht schwer, die ganze Umgebung über seine Gemüthsstimmung zu täuschen.

Um die Ueberraschung für Lucie, die keine Ahnung von dem Festabend hatte, vollständig zu machen, unternahm Werner mit ihr und zwei verwandten Fräulein eine Landpartie. Er vereinigte aber auch noch damit die Absicht, in die er auch die beiden Cousinen einweihte, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, ob und in welchem Grade Lucie Karl liebe. Von dieser Erfahrung und dem Eindruck, den Karls Abwesenheit am Abend auf Lucien machen werde, sollte erst die Art und Weise sich gestalten, wie sich Lucien mit den traurigen Enthüllungen zu nähern; dann erst wollte er sich mit der Mutter zu einem gemeinsamen Wirken vereinigen. Aber weder dem Raffinement der beiden Damen in solchen Dingen, noch den zahllosen Anspielungen und verfänglichen Kreuz- und Querfragen des klugen Marx gelang es, sich Sicherheit über Luciens Gefühl für Karl zu verschaffen. So verstrich fruchtlos der Tag. Am Ende, und schon zu Hause angelangt, gestanden sich Marx und die beiden Cousinen, Ersterer unter Seufzen, und Letztere unter Lachen, ein Mädchenherz sei nicht zu ergründen. — Marx hoffte indessen sich noch vom Abend Rath zu schaffen.

Lucie wurde nun mit den Cousinen auf ihrem Zimmer abgesperrt, und während sie sich umkleideten und Toilette machten, hatte sich die Gesellschaft versammelt. Lucie, die sich nun allerdings denken konnte, welche Ueberraschung ihr bevorstehe, freute sich darauf wie ein Kind auf den Christbaum. Eben waren die drei Mädchen mit ihrem Anzug fertig, da öffnete Marx die Thüre: „Nun Kinder!" rief er; „das Volk harrt, und erwartet seine Königin!"

„Sage, Papa, dem Volke," entgegnete Lucie, während sie Marx herzte und küßte, in der fröhlichsten Laune: „ich werde gleich die Ehre haben, mein wohlgeborenes Volk in Huld und Gnaden zu empfangen. Erst will ich nur eine kleine Supplikantin hier im Spiegel mit einer kurzen Audienz beglücken!" Und sie hüpfte an den Trumeau, machte einige graziöse Pas, und sprach im majestätischen Tone zu sich: „Liebe Lucie! ich kann nicht umhin, Ihnen mein allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen zu geben! — Und nun Papa, führen Sie mich zu meinen Völkern!"

Marx fühlte sich bei der herrlichen Laune Luciens verstimmt, denn er dachte an das Ende von dem heitern Liede, — reichte ihr aber mit süßem Schmunzeln die Hand, und führte sie in die Salons. Die Pracht der Ausstattung, die Eleganz des Arrangements, die Wahl der Gesellschaft übertraf alle ihre Erwartungen. Lucie mußte sich vor Freude und Ueberraschung halten, um nicht in kindischen Uebermuth auszubrechen.

Herren und Damen saßen bereits in zwei Salons abgesondert. So erheischte es die Etiquette für den Anfang einer Soirée. Die Konversation begann auf die übliche Weise, um denselben Verlauf und dasselbe Ende zu finden, wie in allen ähnlichen Kreisen. Die Herren sprachen von Politik, die Damen von Mode, die Herren kamen dann auf die schönsten Damen, die Damen auf die schönsten Herren der Stadt

Digitized by Google

zu sprechen, die Herren gingen dann auf unglückliche eheliche Verhältnisse, die Damen auf glückliche Liebesverhältnisse über, und endlich verloren sich Herren und Damen in den halboffiziellen Familiengeheimnissen der vornehmen Bourgeoisie. Nur ein männliches und ein weibliches Wesen nahmen keinen Theil an der Unterhaltung, es war Cölestine und der invalide Lieutenant Blumberg. Beide, obgleich getrennt in Person und Gesinnung, dachten an ein drittes abwesendes Wesen, wenngleich mit entgegengesetzten Gefühlen; sie in Liebe, er in Haß — an Karl.

Lieutenant Blumberg war ein Mann von sechsunddreißig Jahren, eine martialische Gestalt mit einem antiken Kopfe. Von Haus aus reich, führte er nach vollendeten juridischen Studien armen Klienten ihre Prozesse, und ließ sich blos durch das Bewußtsein honoriren, den Unterdrückten oder Betrogenen zu ihrem Recht verholfen zu haben. — So wie er sich als ein warmer Verfechter eines besonnenen zeitgemäßen Fortschritts bewährte, war er auch ein unversöhnlicher Feind der sogenannten Demokraten, wie sie das Jahr 1848 nicht zu dessen Heile aus der Nacht der Obskurität an das Tageslicht hervorrief. Sein Haß gegen dieselben ging so weit, daß er sich im nächsten Jahre als Freiwilliger zu einem Regiment, das damals nach Italien abmarschirte, anwerben ließ. Trotz seines Vermögens, das ihm das üppigste Leben in Ruhe und Frieden möglich machte, ertrug er mit einem wahren Heroismus durch ein ganzes Jahr alles Ungemach des Kriegslebens. Schon wollte er sich, da der gesicherte Sieg auf Seiten der ruhmgekrönten kaiserlichen Waffen war, verabschieden lassen, da brach in M., wo er gerade in Garnison lag, eine neuerliche Revolte aus, und ihm wurde während eines furchtbaren Straßenkampfes der rechte Arm zerschossen. Von einem seltenen Heldenmuth begeistert, nahm er seine Waffe in die linke Hand, und an der Spitze einer kleinen aber todesmuthigen Schaar gelang es ihm in eine Kirche einzudringen, und dort ein gräßliches Blutbad, das von Seiten der Insurgenten einer Anzahl frommer Beter zugedacht war, zu verhüten. Auf den Stufen des Altares, wo das Ungeheure vollbracht werden sollte, brach er von dem großen Blutverluste ohnmächtig zusammen, und als er wieder zu sich kam, sah er seine Brust mit einem Orden geschmückt und vor ihm den Obersten seines Regiments, der zu ihm sagte: „Herr Lieutenant, Gott stärke Sie, und lasse dieß den Anfang Ihrer großen Zukunft sein." Blumberg versuchte sich zu erheben, und mit Thränen in den Augen und einem vor Freude strahlenden Antlitz auf seinen zerschossenen Arm hinweisend, jubelte er voll Begeisterung: „Mit meiner letzten Kraft, im Tode rufe ich: Hoch lebe mein junger ritterlicher Kaiser!" — und sank wieder bewußtlos zur Erde. Ein hundertstimmiges Hoch erschallte in dem weiten Dome, die Orgel spielte das unsterbliche „Gott erhalte," und wem von den Anwesenden ein Herz für seinen Kaiser, für sein Vaterland, für seine Familie im Busen schlug, der stimmte freudig ein. — — Blumbergs Arm mußte amputirt werden, und erst nach einer mehrmonatlichen lebensgefährlichen Krankheit genas er wieder, und verließ als Invalid den Dienst seines Kaisers. Stolz auf seine Verstümmelung, auf seinen Orden, auf den Stand, dem er ein Jahr mit seiner ganzen Seele angehört, und auf die Waffen, die den Sieg über die Anarchie erfochten hatten, trug er unaufhörlich seine Invalidenuniform, und haßte alle politischen Brauseköpfe. So blieb er auch ein Feind Karls, der trotz seines aristokratischen, übermüthigen Wesens auf eklatante Weise seinen demokratischen Rausch zur Schau getragen hatte. —

Lieutenant Blumberg war ein wahrer Freund des Marr'schen Hauses, wie es sein Vater gewesen, und auch die ganze Familie liebte ihn mehr als alle nahen Verwandten. Seit aber Karl häufiger in's Haus kam, wurde er seltener, und wäre auch heute trotz der dringenden Einladung nicht gekommen, wenn ihn nicht mehr als bloße Neugierde getrieben hätte, Lucie und Karl zu beobachten. Er wollte aus ihrem gegenseitigen Benehmen, das sich bei solchen Gelegenheiten zu verrathen pflegt, auf ihr Verhältniß schließen, und für den Fall, als dasselbe einen ernsten Charakter haben sollte, kein Mittel unversucht lassen, es zu zerstören. Blumberg hielt Karl mindestens für einen unkonsequenten Charakter, für einen Eklatmacher, und für einen solchen war Lucie, die des besten Mannes werth, nicht geschaffen. — Zu seinem nicht geringen Erstaunen kam Karl noch immer nicht, obgleich bereits eine Stunde um und anzunehmen war, er würde Einer der Ersten erscheinen; und während er nach links und rechts frug, und die Herren sich in gar nicht schmeichelhaften Vermuthungen über den Abwesenden erschöpften, wurde auch im Damenkreise über das Ausbleiben Karls die größte Verwunderung ausgesprochen.

Marx sah bestürzt auf seine Gemalin, die immer und immer wieder auf die unbegreifliche Abwesenheit Karls anspielte und schon recht unruhig war, und Beide blickten in gar nicht guter Laune auf Lucie, die mit der freudigsten Miene der Gesellschaft die Heldenthaten des Lieutenants Blumberg auf eine Weise erzählte, die jeden Unbefangenen mindestens auf ein großes Interesse für ihn schließen lassen mußte. Anders dachten die befangenen Eltern; die glaubten nicht an ihre Fröhlichkeit und hielten dieselbe vielmehr für Verstellung, um ihre innere Unruhe zu verbergen.

Da öffnete sich die Thüre des Damensalons und Isidor und Otomar traten wie Bertram und Robert ein. Wie sich alle Augen nach der Bühne zumeist dem Bertram zuwenden, so folgten auch da die Blicke jeder Bewegung Isidors, dessen stattliches, diabolisches Wesen Allen imponirte. Marx stellte den Einen als ledigen Grafen, den Andern als ledigen Partikulier vor, mehr brauchte es nicht, um das Interesse sämmtlicher Damen aufs höchste zu steigern. Nur Cölestine saß ohne Interesse da, einsam trauernd um einen fernen morschen Baum, den der Sturm des wüsten Lebens geknickt, nämlich um Karl, den ihre Gedanken unaufhörlich suchten und nicht finden konnten. —

Marx, der sich bei dem Eintreten Isidors und Otomars unangenehm berührt fühlte, weil er des Lobs der Beiden über Karl gedachte, das seinen Absichten erst den Stempel des Entschlusses aufgedrückt, war bald anderer Meinung und hielt sie für ebenso getäuscht als sich selber. Er führte nun die Beiden, die er wegen Karl mit Fragen bestürmte, die ihm aber keine Auskunft geben zu können versicherten, in den Herrensalon, um sie auch dort formgemäß vorzustellen. Er führte erst den Grafen auf. Die ganze Gesellschaft, bis auf Blumberg, der im Geiste Karl unaufhörlich zitirte, erhob sich mit einer gewissen, wenn auch nicht angeborenen, doch anerzogenen Devotion, wälzte sich aber gleich wieder, als Marx mit dem Partikulier Isidor dasselbe that, als vor Ihresgleichen respektlos in die Fauteuils.

Isidor, der in einer gereizten Verfassung kam, nahm neben Lieutenant Blumberg Platz, den er als einen Tod-

Digitized by Google

feind Karls kannte und dessen Stimmung, die sich unverkennbar in den Mienen aussprach, zu der seinigen paßte. Und da das Gleiche sich zum Gleichen gesellt, so setzte sich Graf Otomar zu einem vor wenigen Wochen geadelten Lieferanten, der durch diese Annäherung sich seines neuen Standes erst vollkommen bewußt wurde. — Von neuen Gästen erwartete man Neuigkeiten, und die bereits erschöpfte Gesellschaft wendete sich an die zwei frischen Quellen. Nach einigen Stadtnotizen, die Isidor mittheilte, die aber den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, zog Isidor ein Zeitungsblatt aus der Tasche und erbat sich, in bedauerlicher Ermangelung von eigenen Nachrichten, die Erlaubniß, das Neueste des Abendblattes vorlesen zu dürfen. Mit Akklamationen wurde der Antrag des „feinen Gesellschafters" angenommen.

Isidor flog erst die Seiten flüchtig durch, dann begann er von Anfang zu lesen. Nach einigen „neuesten telegraphischen Depeschen," die man als „uralt" und „millionmal dagewesen" bezeichnete, drehte er das Blatt, las Einiges aus den „verläßlichsten Quellen," und als dasselbe als „anerkannt lügenhaft" dasselbe Resuse erfuhr, kam er auf die Inserate, die nach Aussage einiger Herren jetzt das meiste Interesse in Anspruch nehmen, „da darin kein Mensch des moralischen Lebens sicher sei." — Da fuhr Isidor plötzlich auf und sprach voll Bestürzung mit leiser geheimnißvoller Stimme: „Unerhört! Entsetzlich!"

„Was ist denn?" riefen Alle und schnellten von ihren Sitzen in die Höhe.

„Ich mag es nicht vorlesen, ich vermag es auch nicht," erwiederte Isidor. „Fluch über die freie Presse, die so Etwas zuläßt! Da lesen Sie, Herr Lieutenant selbst!" und er reichte mit höhnischem Lächeln Blumberg das Blatt.

Blumberg hatte die Zeilen mit einem Blick verschlungen, eine feurige Röthe schoß in sein Gesicht und mit der freudigsten Aufregung fiel er Isidor um den Hals und rief: „Mein Herr! Wer Sie auch sind, und wenn Sie selbst der Gottseibeiuns wären, in diesem Augenblick sind Sie mein guter Engel!"

„Also her mit dem Blatte!" drängten Alle und streckten begehrlich ihre Hände aus.

„Das Inserat, meine Herren, geht nur mich an," erwiederte Blumberg, das Blatt in die Tasche steckend; „Ihnen aber, mein Herr, bleibe ich dafür verbunden, denn ein solches Inserat zahle ich gerne mit einigen Jahren meines Lebens!"

Die Gesellschaft steckte geheimnißvoll die Köpfe zusammen, tauschte Vermuthungen aus und stellte sich endlich damit zufrieden, das so kostbare Inserat am nächsten Tage noch zeitlich genug zu lesen. Isidor aber ließ kein Auge von Blumberg, in dessen Brust eine förmliche Revolution ausgebrochen sein mußte. —

Da riefen die ersten Accorde am Piano zum Tanze. Wie durch einen Zauberschlag erhob sich die ganze Gesellschaft, schüttelte mit einem wohlthuenden Seufzer die Langeweile der Konversation von sich und während sich Paare mit Paaren für Whist- und Lhombrepartien paarten, flog die von den Schwingen der Musik beflügelte Schaar auf die Rennbahn. Lucie eröffnete mit Blumberg den Reigen, ihnen folgte Isidor mit Cölestine, die sich in der Illusion, es sei Karl, leidenschaftlich fest an ihn anschloß. Isidor, sobald er dieser Last ledig geworden war, suchte sich nun konsequenter Weise jene Damen zum Tanze heraus, die ohne seine Ritterlichkeit das bloße Zusehen gehabt hätten. Man kann sich denken, welche Sensation er durch diese Galanterie erregte, welchen moralischen Zwang dies auf alle Alteweiber-Feinde ausübte, und wie schon nach wenigen Touren alle „gesetzten" Damen für ihn schwärmten. Als er sich aber auch noch an's Piano setzte, dasselbe zum Forte umwandelnd, und mit einem höllischen Galopp alle Füße begeisterte, da war er die Sonne des Festes, die ihre Strahlen leuchten ließ über Gerechte und Ungerechte, d. i. über aufblühende Knospen und abgeblühte Klatschrosen, — und alle Augen flogen ihm zu.

Schon war eine Stunde wie ein Augenblick im Tanze verrauscht. Eben ging man daran einen Cotillon zu arrangiren. Wer anders als Isidor war zum Kommandiren dieses Tanzes ernannt! Die ganze Gesellschaft mußte Theil nehmen. Bereits war der große Kreis formirt. Isidor und Lucie standen in der Mitte. Blumberg, Marx und dessen Gemalin bildeten das Publikum. Da erhob sich im Vorzimmer ein heftiger Streit. Marx erkannte die eine Stimme, es war die Karls. Blumbergs Mienen strahlten, als nahte ihm der Feind.

„Um des Himmelswillen Blumberg," raunte Marx ihm in's Ohr; „geh' hinaus und halte Karl, falls er frech genug sein sollte, herein dringen zu wollen, mit Gewalt zurück."

Blumberg wurde zu Muthe, wie in der Kirche zu M., er eilte mit Marx's Gemalin, die hundert zärtliche Vorwürfe schon auf den Lippen hatte, gleichzeitig zur Thüre, während Marx froh, daß die Gesellschaft nichts merkte, in den Pianospieler drang, nach Leibeskräften darein zu schlagen, um bei der lauten Fröhlichkeit sich als „Dominante" behaupten zu können, aber schon flog die Thüre auf und Karl in einer entsetzlichen Aufregung, todtenblaß und mit dem Athem ringend, stürzte herein.

Wie ein Lauffeuer gingen Seufzer und Laute des Schreckens und der Ueberraschung von Mund zu Munde. Der Kreis löste sich in Gruppen auf. Marx und dessen Gemalin waren in der peinlichsten Verlegenheit und blickten auf Lucie, die an der Seite Blumbergs ganz betroffen schien. Otomar und Isidor hatten sich hinter eine Gruppe versteckt und kniffen die Lippen zusammen, um ihr Lachen zu unterdrücken. Karl stand da wie ein ausgepfiffener Schauspieler vor dem Publikum und starrte auf den Boden.

„Meine Herren und Damen!" rief Blumberg voll Entrüstung; „verzeihen Sie, wenn ich jetzt, frei von Etiquette, wie ein Soldat einem Menschen gegenüber handle, der es gewagt den Frieden einer Familie zu stören!" Er riß aus seiner Tasche das Zeitungsblatt, hielt es Karl vor das Gesicht, doch da dieser seinen unwürdigen Blick nicht zu erheben vermochte, sprach er mit einer Stimme, die Alle fast unheimlich berührte und Karl beben machte: „Dieser Elende wird in diesem Blatte als Verschwender erklärt, Jeder wird vor dem Umgange mit ihm gewarnt, und das von seinem eigenen Vater, der ein Ehrenmann ist! Habe ich nicht Recht, ist es nicht meine Pflicht, werden Sie nicht Alle mit einstimmen, wenn ich dem Verworfenen zurufe: Hinaus! hinaus!"

Eine Todtenstille herrschte im Saale und alle Augen flogen wie feurige Pfeile auf Karl.

Blumberg reichte der zitternden Lucie das Zeitungsblatt. Cölestine sprang wie eine Verlorene hinzu,

Digitized by Google

Beide lasen und sanken ohnmächtig, Letztere in die Arme des schnell herbeigeeilten Otomar, Erstere in Blumbergs linken Arm.

Während nun Vater und Mutter außer sich vor Schrekken und Kränkung Lucien beistanden, flog das Blatt von Hand zu Hand, Karl stürzte aus der Thüre, als ob das Haus über ihm zusammenbräche, und die Gesellschaft flüchtete sich in einem Zuge aus dem Hause der Blamage. — Isidor aber stand am Fenster und lachte in die finstere Nacht hinaus. —

Lucie hatte sich bald erholt, weniger Cölestine, die, als sie wieder zu sich kam und ihres Erlebnisses bewußt wurde, in ein förmliches Delirium verfiel. Sie mußte in's Bett gebracht und unter Aufsicht der starken Küchenmagd gestellt werden. Blumberg, Isidor und Otomar waren als die einzigen theilnehmenden Gäste bis zum letzten Augenblick geblieben. Blumberg tröstete Lucie, die nur bedauerte, daß ihre Familie durch Karl Gegenstand des Stadtgesprächs geworden sei, und Isidor und Otomar erschöpften sich in Beileidsbezeugungen gegen Marr und dessen Gemalin, die nur um den Seelenfrieden ihres Kindes in banger Sorge waren. Endlich schieden auch jene unter gegenseitigem Bedauern.

Vater und Mutter führten nun Lucie auf ihr Zimmer, sie wollten sie trösten, die ganze Nacht bei ihr bleiben, doch Lucie, die der Eltern Kummer merkte und wol wußte, wie mit dem Erscheinen ihrer heitern Miene auch deren trüber Ernst schwinden werde, gab sich ins Lachen und versicherte Vater und Mutter, es habe sie bei dem Vorfalle nichts unangenehm berührt als die Verwegenheit, mit der es Karl gewagt, noch ein ehrliches Haus zu betreten.

„Warum fielst Du aber in Ohnmacht, mein Kind?" frugen Vater und Mutter mit leichterem Herzen, als sie Luciens Gesicht wieder in der gewohnten Freundlichkeit sahen, und nahmen sie voll Zärtlichkeit in ihre Mitte.

„Daß weiß ich nun selbst nicht," erwiederte Lucie in ihrer alten Laune; „am Ende hat mich Cölestine damit angesteckt. Ihr wißt ja, Kinder haben eine Affennatur, machen den Alten Alles nach."

„Also Du liebst Karl nicht?" riefen Vater und Mutter.

„Gott bewahre mich vor dem Unglück!" entgegnete Lucie. „Wenn Euch das etwa unruhig macht, dann geht ruhig schlafen, oder noch besser, laßt mich ruhig schlafen geh'n und überzeugt Euch selbst, ob ich nicht so gut schlafen werde, als ob ich Karl in meinem ganzen Leben nicht gesehen hätte."

Wer war glücklicher als die Eltern, und als Lucie selber, da sie die Eltern glücklich sah.

X.

Nun wollen wir aber zu Karl zurück, um zu erfahren, was mit ihm seit der wahnsinnigen Flucht durch das Fenster bis zu diesem verhängnißvollen Abend vorgegangen.

Karl war mit einem glücklichen Sprunge auf die Terrasse gelangt, die nur eine halbe Klafter tiefer als das Fenster stand. Nachdem er eine Weile gehorcht und oben im Zimmer Alles still gefunden, kletterte er auf dem Rebengeländer, das sich an der Wand hinzog, in den Garten und blieb in einem dichten Gesträuch bis zum Morgen versteckt. Als um die vierte Stunde der Gärtner kam, die Blumen zu begießen und sich in den weitläufigen Garten verlor, schlich Karl durch die geöffnete Thüre, weckte die Gärtnerin und ließ sich das Hausthor aufsperren. Bald war die Straße seiner Wohnung hinter ihm und er hatte nichts Wichtigeres zu thun als seinen Diebstahl in Augenschein zu nehmen. Er riß hastig das Paket auf, das unversiegelt und ohne Ueberschrift war, und fand darin zu seiner schrecklichsten Enttäuschung weder Geld noch Geldeswerth, sondern nichts anderes, als seinen und den Taufschein des Onkels Fritz und zwei Testamente des Vaters. Das eine trug ein älteres Datum, Karl war darin zum Erben seines ganzen Vermögens ernannt, doch dasselbe mit einer eigenen Anmerkung für Null und nichtig erklärt; in dem andern, mit dem Datum des gestrigen Tages, war Onkel Fritz — unter Anführung der triftigen Gründe, die Werner veranlaßt, seinen Sohn zu enterben und seinen Bruder, der sich um sein Haus im hohen Grade verdient gemacht, an seine Stelle zu setzen, — zum Universalerben bestimmt. Karl wollte in dem ersten Anfall von Zorn die Dokumente zerreißen, doch eine Ahnung beschlich ihn, als könnte er dieselben noch im Leben brauchen, und er steckte sie wieder in seine Tasche. — Was er nun beginnen werde, wußte er selbst nicht, daß er aber in dieser Stadt nicht lange mehr bleiben könne, dessen war er sich bewußt, doch sollte kein entscheidender Schritt früher geschehen, als bis er sich mit Isidor besprochen. Vorläufig handelte es sich darum, die frühen Morgenstunden, die ihm zu einem Besuche bei Isidor nicht geeignet schienen, auszufüllen. Gab es einen besseren Lückenbüßer als Lottchen? Er ging zu ihr. — O wie geberdete sie sich so glücklich, als er sie versicherte, der Gedanke an sie hätte ihn nicht schlafen lassen und er folge nur seiner Leidenschaft, die ihn unwiderstehlich zu ihr ziehe. Bei ihr verweilte er in angenehmer Vergessenheit, ohne sie das Geringste von seiner häuslichen Situation merken zu lassen, einige Stunden und begab sich dann in der gleichgiltigsten Stimmung zu Isidor, mit dem eben Otomar auf wahrhaft lucullische Weise frühstückte. Isidor, der bereits mit Zodik über die brennende Wechselfrage und den mehr als verdächtigen Auftritt bei Werner gesprochen, las in Karls Gesicht, obgleich sein Benehmen ziemlich unbefangen schien, die ganze Auflösung des betrügerischen Räthsels und ließ ihn auch mit der indifferentesten Miene am Frühstück theilnehmen. Sie saßen eben ganz guter Dinge beisammen, da brachte Marrs Diener die Einladungskarte für Isidor. Derselbe gab auch Karl die seine, recht froh, dabei einen Weg zu ersparen, und als er gefragt wurde, ob er nicht auch noch die für den Herrn Grafen habe, und dem so war, wurde auch die dritte von Otomar in Empfang genommen. Karl staunte nicht wenig, als er die Einladung für die Beiden bemerkte, doch wurde er bald von ihnen auf die angenehmste Weise aufgeklärt. Sie versicherten, Karl durch ihre Lobeserhebungen bei Marr, der nun für ihn schwärme, förmlich zum unentbehrlichsten Bedürfniß gemacht zu haben, und Karl faßte den unabänderlichen Vorsatz, seinem Schicksal und dem Vater zum Trotz zu Marr auf den Ball zu gehen und sein Letztes einzusetzen, um Lucie zu gewinnen. — Während Isidor und Otomar in ein Nebenzimmer gingen, um ein Privatgeschäft abzuthun, versiegelte Karl das entwendete Paquet, schrieb darauf seine eigene Adresse und unwillkürlich fiel sein Blick auf ein Rechnungsbuch, das offen vor ihm

Digitized by Google

auf dem Schreibtisch lag. Aus Neugierde blätterte er darin und fand zu seinem größten Erstaunen seinen Namen mit sechs Provisionen, die Isidor von Zodik erhalten, angeführt, und das mit einem Betrage von sechshundert Gulden und in einem Zeitraum von nur wenigen Wochen. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen und starrte noch einmal in das Konto. Da sah er unter demselben Datum, an dem Minnas Benefice stattfand, folgende Buchung: „Von Karl für einen großen Dienst hundert Dukaten." — „Das sind ja die hundert Dukaten, die ich bei Minna von Zodik geborgt, und von ihr gestohlen glaubte!" fuhr es wie heller Tag in sein umnachtetes Gehirn. Er hätte in dem Augenblick Isidor mit den Zähnen zermalmen mögen;—doch als Isidor und Otomar, Beide mit lachenden Gesichtern wieder eintraten und Isidor Karln mit der herzlichsten Miene dreihundert Gulden überreichte und ihn bat: „Entschuldige Karl, daß wir Dich einen Augenblick allein gelassen, wir hatten nur ein kleines Geldgeschäft, Du weißt, derlei Maciagen entbehren gerne aller Zeugen, und ich habe bei dieser Gelegenheit auch Dein Guthaben geholt," — da war Karls Wuth wieder entwaffnet und er nahm das Geld. Doch das einmal geweckte Mißtrauen ließ sich nicht ganz unterdrücken und wenige Augenblicke später trieb es ihn mit nicht geringer Heftigkeit, Isidor darauf aufmerksam zu machen, daß ihm noch hundert Gulden kämen, da er für das Accept von tausend Gulden, achthundert Gulden zu bekommen habe und erst siebenhundert erhalten hätte.

„Zodik wollte bei so gefährlichem Handel nicht mehr riskiren," versetzte Isidor und lachte Karl höhnisch in's Gesicht, während er das Rechnungsbuch zumachte und den Schreibtisch verschloß. „Zodik ist nicht so naiv, wie Du vielleicht wähnst; er hält nicht alle Haare, Zähne, Waden und Eide für echt, er glaubt auch an künstliche Gebisse, an Perücken, Wattons und Meineide. Ich sage Dir: Ein geborener Kopf wie Zodik weiß wahr von falsch zu unterscheiden!"

„Spare Deine Witze für stärkere Mägen als der meinige ist," sagte Karl, sich in der tiefsten Seele getroffen fühlend, mit Erbitterung. „Gib mir die hundert Gulden, ich bitte Dich darum, ich brauche sie bald für das tägliche Brod."

„Deine Frau Mama," entgegnete Isidor mit beißendem Spotte, während er sich vollends anzog, um auszugehen, „kann über Deine Fortschritte im Katechismus eine herzinnige Freude haben! Du bittest ja schon ganz allerliebst um das tägliche Brod von hundert Gulden! Bei etwas Fleiß wirst Du auch bald erlernt haben zu bitten: Vergib mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldigern vergebe! Doch zum Troste sag' ich Dir: die weitere Bitte Dir einzuprägen, bist Du überhoben, sintemalen die Welt keinen zweiten Narren hat, der Dich in Versuchung führen wird, Geld zu borgen. —"

„Willst Du mich etwa um die hundert Gulden wie um die hundert Dukaten — —" brüllte Karl und vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Du bist nicht bei Trost!" erwiederte Isidor mit einem Tone kalt wie Eis. „Nimm eine Douche und kühle Dein Blut, das Dein Herr Papa und Deine Frau Mama mit ihrer kriminalistischen Moral in Glut gesetzt! Geh' mein Junge, und wenn Du wieder kälter und nüchterner geworden bist, komm' wieder. Jetzt aber eile in's Bad, sonst machst Du heute, und heute fangen die Hundstage an, noch viele tolle Streiche."—Und er führte Karl, der vor Groll die Lippen zusammenbiß und die Hände ballte und doch keines Wortes, ja seiner selbst nicht mächtig war, zur Thüre hinaus. Draußen rief er ihm noch voll bitterer Ironie nach: „Am Abend hoffe ich den alten Karl bei Marx in seiner Gesellschaft zu sehen!"

Karl war wieder auf der Straße und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen. Mit Isidor zerfallen, den er nun blutig haßte, suchte er in der Noth seines Herzens die sterblichen Reste auf, die ihm von seiner ganzen Lebenstafel übrig geblieben: Robert, Alfred und Paul. Er erfuhr, daß dieselben bereits in der Nacht in das eine halbe Stunde von der Residenz entfernte, im Walde gelegene, einschichtige Wirthshaus gefahren wären. In diesem Augenblick, wo das Schiff seiner Existenz den stärksten Mast, Isidor, verloren, schienen ihm diese die einzigen Rettungsanker, sollte dasselbe nicht im stürmischen Meere der Erlebnisse ein Spiel der Wellen werden und zu Grunde gehen.—Er miethete einen geschlossenen Wagen und fuhr zu Lottchen, um sie mitzunehmen. Lottchen, die gleich bei seinem hastigen Eintreten in seinen blitzenden Augen den Reflex der Gewitter sah, die in seiner zerklüfteten Brust aufstiegen, legte sogleich in ihre Mienen die anziehenden und zugleich abwehrenden Blitzableiter der Koketterie, schloß sich ganz selig an ihn und affekurirte ihn so gegen die Ausbrüche seines Unmuths, vor denen er sich selbst fürchtete. — Ziemlich beschwichtigt wieder hatte er die Fahrt mit Lottchen angetreten. Unterwegs begegneten sie Paul, der in einem Fiaker so rasch an ihnen vorüberfuhr, daß alles Rufen vergeblich war. Schon nahe am Wirthshaus rollte ein zweiter Wagen mit Robert mit derselben Schnelligkeit aus dem Thore und nahm dieselbe Richtung gegen die Stadt. Karl, über dies seltsame Separatgelüste seiner Freunde betroffen, wollte schon wieder umkehren, doch Lottchen, die sich dafür interessirte, hieß ihn wenigstens in das Wirthshaus treten, um nach Alfred zu sehen und so vielleicht zu erfahren, was es denn mit diesen absonderlichen Fahrten für ein Bewandtniß habe. Sie fanden ihn auch in der Schenkstube, und zu ihrer Verwunderung an einem Tische mitten unter Fuhrleuten sitzend, die ihn als Ihresgleichen behandelten. Als Alfred Karl und Lottchen bemerkte, eilte er auf sie zu und konnte sich vor Staunen, Karl überhaupt und gar hier und in solcher Begleitung zu sehen, nicht fassen.

„Wo sind denn Paul und Robert so eilig hingefahren?" frug Karl.

„Beide sind Advokaten geworden," witzelte Alfred; „leben jetzt von nichts Anderem als lauter Tagfahrten."

„Paul und Robert," sagte Lottchen in derselben Weise, „hätten wol zu Advokaten angebornes Talent, aber dasselbe ist in einer Beziehung nicht ausgebildet worden. Auch Advokaten fallen nicht vom Himmel! Weißt Du, Karl, warum? Weil sie gar nicht hineinkommen! — Doch Scherz bei Seite! Sind die Beiden nicht fahrende Industrieritter geworden?"

„In's Schwarze getroffen!" flüsterte Robert; „sie machen in Importgeschäften. 'S ist frische Waare angekommen, wie Figura zeigt," und er blies Karl eine duftige Rauchwolke in die Nase, während er ihm eine Cigarre präsentirte.

„Da ist die Zeit kostbar," meinte Lottchen, „und

Digitized by Google

wir thun gut, die Herren in ihren Berufsgeschäften nicht zu stören." Das meinte auch Karl.

„Im Gegentheil," erwiederte Alfred und warf mit seinem Cigarrenrauch einen schwarzen Schleier über Lottchens Haupt. „Nicht wahr, Fräulein, ein nervenstärkendes Aroma! Sind in einer solchen Cigarre nicht beide Indien konzentrirt? Und kostet nur drei Kreuzer!"

„Warum im Gegentheil?" frug Lottchen, schlug den Schleier zurück und wischte sich ein Stück der beiden Indien aus den Augen. „Wer bei einem Schadenfeuer steht, und das Feuer dieser Cigarren ist doch ein Schaden für gewisse Einnahmen, — und nicht Hand anlegt, steht im Wege. Karl, habe ich nicht Recht?"

„Ganz richtig," bemerkte Alfred; „darum sage ich auch „im Gegentheil." Warum seid Ihr herausgekommen? Um uns zu haben. Wollt Ihr uns haben? So müßt Ihr uns frei machen. Wollt Ihr uns frei machen? So müßt Ihr die Cigarren frei machen. Wollt Ihr die Cigarren frei machen? Natürlich ohne Zoll, so müßt Ihr auch eine Tour in die Stadt unternehmen. Wollt Ihr eine Tour in die Stadt unternehmen? So müßt Ihr auf die Wagen warten, die gleich zurückkommen. Wollt Ihr auf die Wagen warten? So nimmst einen Du, einen Lottchen, ich den dritten, und Robert den letzten, und in zwei Stunden schmuggeln wir uns Alle, des Schmuggelns müde, bei Lottchen ein."

„Und dann?" frug Lottchen mit einem profetischen Blick in den Abend, den sie schon mit Champagnerräuschchen illuminirt sah.

„Und dann —" trällerte Alfred mit Viertelstimme:

„Will dann so Einer
Ein Tänzchen wagen,
Soll mir's nur sagen,
Ich spiel' ihm eins auf." —

Lottchen und Karl wollten nicht daran, aber Alfred pries ihnen so sehr die Verläßlichkeit der Fiakres und legte ihnen Paul und Robert, die von den zwanzig Fahrten schon ganz gerädert seien, so dringend an's Herz, daß sich dieselben endlich entschlossen, aus „Jux" eine Expedition zu übernehmen. Nachdem Paul und Robert zurückgekehrt waren, fuhren Karl und Lottchen in zwei Wagen nach der Stadt. Am Wege schien es Karl angenehmer, sich zu Lottchen zu setzen, und da die Sicherheit der Fiakres unbezweifelt war, stieg er zu ihr und ließ den leeren Wagen voran fahren. Dieser kam bereits an den Thorschranken, während Lottchen und Karl noch einige hundert Schritte entfernt waren, da schrie der Fiaker, vor Schrecken leichenblaß: „Herrjes, den Mathes haben's angehalt'n! Wir müssen rechtsum, sonst arretirn's mi sammt die Rösser und Sie sammt die Cigarren!" Lottchen und Karl lugten aus dem Wagen und sahen zu ihrem Entsetzen die Hiobspost bestätigt. Der Fiaker versuchte umzukehren, aber die bockbeinigen Mähren wollten nicht pariren und galoppirten, „als ob's mit die Thorleut' einverstanden wär'n," oder weil es schon Mittagszeit war, geraden Wegs nach dem Thore. Da gab's kein langes Besinnen, und während der Fiaker dem unzeitgemäßen Fortschritt dieser von Hunger überstürzten Roßnaturen in die Zügel fiel und sie mit vergeblichen Peitschenhieben zum Rückschritt bewegen wollte, flüchteten sich Karl und Lottchen in die nahen Kornfelder, die in voller mannshoher Reife standen. Von Zeit zu Zeit nur streckten sie ihre Köpfe in die Höhe, theils um eine gleiche Richtung zu verfolgen, theils um zu sehen, wie lange sie noch mit Hindernissen zu wettrennen hätten, bis sie aus dem Gesichtskreise der argusäugigen Zollwächter kämen. Nach langem unermüdlichem Vordringen auf dem Felde der Aehre, schon ziemlich abgehetzt, stießen sie in dem Augenblick, wo sie zusammenkamen, auf einen Feldhüter, der da mit seinem riesigen Wolfshunde Sieste hielt. Hüter, Hund, Karl und Lottchen fuhren erschreckt zusammen. Der Hüter griff nach seinem Knittel und ließ einige derbe Flüche los, der Hund schnappte nach einem Bein, bei dem er müde von Hunger eingeschlafen, und fletschte knurrend seine Zähne, und Beide sprangen in die Höhe. Karl und Lottchen hatten mit einem Blick den Weg gefunden, den sie ohne Zögern im Sturmschritt einzuschlagen hätten, und nur mit genauer Noth und durch die eiligste Flucht entrannen sie glücklich den schlagendsten Beweisen, die ihnen der Hüter von seiner Wachsamkeit zu geben im Begriffe war. Da sie derselbe trotz seiner Geläufigkeit nicht einzuholen vermochte, sandte er ihnen den Hund nach, und dieser gab ihnen eine lange Strecke, die sie die Kreuz und die Quer im Galopp zurücklegen mußten, das unsichere und bedrohliche Geleite. Zum Zusammensinken müde kamen sie endlich nach langen Umwegen in der Vorstadt an und mußten einen Wagen nehmen, um in die Stadt zu gelangen.

Als Karl von Lottchen Abschied nehmen wollte und sein Pech verwünschte, das ihn seit einiger Zeit verfolgte, sprach Lotchen unter Lachen über das komische Erlebniß, das bald einen tragischen Ausgang genommen hätte, und berührte nur leise ihre Besorgniß, ob nicht die heutige Bewegung zu groß für ihre süße Last gewesen! Karl, der Anfangs selbst „über das lustige Abenteuer, das freilich für Alfred schlimm ausfallen müsse," lachte, war durch diese Anspielung wieder verstimmt, doch Lottchen, der dies nicht entging, zog ihn mit in ihre Wohnung und stimmte ihn mit einigen Akkorden wieder harmonisch. —

Als es Abend geworden war, schlich Karl in sein Haus, ließ sich die alte Anne rufen, um von ihr die Witterung desselben zu erfahren, und als er sich aus ihren mit Thränen getränkten Aussagen überzeugt hatte, daß man weder von seiner Flucht durchs Fenster, noch von seinem mißglückten Eingriff in das väterliche Eigenthum eine Ahnung habe, tröstete er die gute Alte damit, daß Alles mit der Zeit gut werden würde, bat sie, ihm seinen Koffer und Mantel herabzusenden, die Mama herzlichst zu grüßen, er werde ihr bald Erfreuliches schreiben, und ja nichts von seiner Anwesenheit laut werden zu lassen, bis er wieder fort sei, weil das die kaum vernarbten Wunden wieder aufreißen würde. Er gab ihr noch ein Pflaster für die eigene in der Form eines Guldenzettels, das sie mit obligaten Thränen, Händeküssen und Segenswünschen in Empfang nahm, und in wenigen Augenblicken waren Koffer und Mantel in den Händen Karls, der sie zu Lottchen bringen ließ. Mit dem väterlichen Hause fertig, eilte er nun zu Marx, wußte sich dort ganz insgeheim ein Rendezvous mit Cölestine zu verschaffen, machte ihr in aller Eile die Kour mit aller Selbstverläugnung und brachte sie durch seine Schmeicheleien so nah und so weit, daß sie ihm in Vertrauen und unter zahllosen Seufzern eingestand, Marx beabsichtige für ihn und Lucien eine Ueberraschung und wolle sie am Abend vor aller Welt verloben; sie fühle zwar, sie werde das nicht überleben, aber sie bringe ihm vom ganzen Herzen ihr Leben zum

Digitized by Google

Opfer, wenn es ihn nur und Lucien glücklich mache. — Karln hüpfte wieder vor Freude das Herz, er sprach ihr Trost zu, küßte ihr zu wiederholten Malen heftig die Hand, ja er war nahe daran ihre Lippen, die sich den seinen immer mehr und mehr näherten, zu berühren, und richtete beim Fortgehen ihre fast ganz geknickte Hoffnung damit auf, daß er ihr die unvergeßlichen Worte zuflüsterte: „Vergessen Sie, liebe Cölestine, nie, daß mich mit Lucie nur der Kopf und die Tasche vermält, und daß mein Herz einer Andern gehört, und Sie werden sich stets Ihres Lebens freuen! Lucie wird nie ihre Wahl beklagen: ein Mann von Bildung weiß mit Anstand sein eheliches Joch zu tragen und wird nie seine Frau fühlen lassen, daß er kein Gefühl für sie im Busen hege."—Als Cölestine aus seinen Augen war, stieß er eine Hohnlache aus, rieb sich freudig die Hände, und von neuer Sehnsucht nach Lucie ergriffen flog er ins Café, um die Zeit bis zur Soirée zu tödten. Was ihn eigentlich so froh bewegte, da er doch überzeugt sein mußte, daß er die letzte Lebenskarte ausgespielt und verloren, was ihn animirte, noch seine moralische Leiche im Angesicht der vornehmen Welt galvanisiren zu wollen, dessen blieb er sich selber unbewußt. —

Als Karl in's Café trat, bemerkte er, daß die meisten Gäste auf ihn mit spöttischen Mienen sahen, Bekannte wichen ihm aus und selbst die Marqueurs ließen ihn sitzen, ohne wie sonst mit aller Dienstfertigkeit um sein Begehren zu fragen. Er glaubte nicht recht zu sehen oder an einem fremden Orte zu sein, wo es Uns, dem nicht Einheimischen mit solchen Augen zu begegnen. Ganz verdutzt rief er in barschem Tone den Marqueur und schaffte sich einen Punsch an. Es dauerte eine halbe Stunde, ehe man ihn brachte. Inzwischen ging er an einige Tische, sprach mehrere Bekannte an und erhielt von den meisten gar keine, von den wenigsten eine ausweichende Antwort. Er wurde unruhig und konnte nicht begreifen, was mit ihm vorgehe. Daß der Auftritt mit seinem Vater in die Oeffentlichkeit gelangt sei, war unter allen Umständen nicht anzunehmen. Es drängte ihn, sich Gewißheit zu verschaffen. Eben trat Isidor schon in vollem Anzuge ein, er wollte ihm entgegen, doch dieser wich ihm aus und verlor sich in ein Seitenzimmer. Der Marqueur brachte den Punsch und stellte ihn mit einem spöttischen Lächeln auf den Tisch. Heiß wie derselbe war, trank ihn Karl in wenigen Zügen aus und verlangte eine zweite Portion. Ihm zitterte vor Unmuth das Herz. Da erhob sich mit einemmale von allen Seiten ein so dringendes Verlangen nach dem Abendblatte, als ob darin weiß Gott was für eine welterschütternde Neuigkeit stünde. Er und die Zeitung schienen die einzigen Fragen des Abends. Aus Neugierde, oder von einer dunklen Ahnung beschlichen, bestellte auch er das Blatt. Der Marqueur bedeutete ihn im ironischen Tone, dasselbe sei bereits vom halben Café bestellt. Karl, der sonst mit den Marqueurs manches mehr als herablassende Wort gewechselt, traute sich nicht, nach der Nachricht zu fragen, die Alles in Bewegung setzte. Endlich kam das Blatt an einem Tisch ihm gegenüber zum Vorschein. Man riß sich förmlich darum. Ein Herr, der es erhaschte, mußte es fest mit beiden Händen und so halten, daß Alle ihre Neugierde befriedigen konnten. Zwanzig Köpfe sahen hinein und brachen nach einigen Augenblicken in ein lautes schadenfrohes Gelächter aus, während sie Karln mit verächtlichen Blicken maßen. Karl fieberte vor Wuth und Ungeduld und rief nochmals nach dem Marqueur, ihm das Abendblatt zu verschaffen. Dieser brachte den zweiten Punsch und bedauerte mit sarkastischer Grimasse, ihm für jetzt nicht damit dienen zu können. Karl setzte das heiße Glas an die Lippen und leerte es mit Einem Zuge. Schon schwellte der Zorn seine Stirnader, da brachte ihm einer der Gäste selbst das Blatt und sagte mit einer Stimme, die Karln durch Mark und Bein fuhr, und so laut, daß es die ganze Umgebung hören konnte: „Eine Neuigkeit, die Sie, Herr Werner, mehr als uns interessiren dürfte." — Karl riß ihm mit einem drohenden Blicke das Blatt aus der Hand, drehte es zitternd nach allen Seiten, las die Neuigkeit des Tages mit Schaudern und flüchtete sich unter einem Chor von Lachen, Schimpf und Spott aus dem Cafehause heraus. Wie von wüthenden Hunden verfolgt, flog Karl durch die Straßen, er hätte sich vielleicht in dem Augenblick, wäre er an einem Fluß vorbeigekommen, vor Raserei in die Fluthen gestürzt, aber sobald er wieder die Besinnung erlangt hatte, fluchte er seinem Vater und dem Mißgeschick, „die ihn doch nicht beugen werden," und was einen Andern in einer gleichen Lage bei voller Besonnenheit bestimmt haben würde, dieser Welt durch einen Selbstmord zu entfliehen, bestimmte ihn — — zu Marx auf den Ball zu gehen.

Karl hatte sich wol durch seinen grenzenlosen Leichtsinn, durch sein Ungeschick, durch seine Charakterlosigkeit und Feigheit, durch sein verwahrlostes Herz, sowie durch den Widerspruch seines Wesens die meisten Kalamitäten selbst zugezogen, aber er war auch ein fataler Pechvogel, ein vom Schicksal auserkorener Unglücksmensch.

Karls letzte Hoffnung war nun zertrümmert, und hatte er auch nicht den Muth, seine verlorene Existenz aufzugeben und zu sterben, so hatte er doch die Feigheit — zu leben. — —

XI.

Als Karl nach der entsetzlichen Szene bei Marx aus dem Hause trat, ergoß sich der kalte Regen in Strömen. Ihm blieb die Wahl zwischen Lottchen, einer mehrstündigen Wanderung durch die Straßen, oder der sogenannten Diebshöhle, in der sich seine Kameraden gewöhnlich um diese Stunde aufzuhalten pflegten. Er entschied sich für die letztere. Die Diebshöhle, so benannte man eine Kneipe im äußersten Winkel der Stadt, in der Alles Hefe war: Gesellschaft, Gesinnung, Unterhaltung und Bier. Dort kamen Karls Freunde mit Ausnahme Isidors, wie in ihrem Element zusammen, wenn sie die unbehagliche Fessel, die ihnen das rücksichtsvolle Caféleben der innern Stadt angelegt hatte, los sein wollten. Die täglichen Stammgäste daselbst bestanden aus Kupplerinen der abgefeimtesten Sorte, aus den verwahrlosesten Straßendirnen, aus Schmugglern und anderem Gesindel. In der Diebshöhle war billig zu leben, man konnte seine Zeche vom krempenlosen Hut angefangen bis zum löcherigen Stiefel herab mit jedem Fetzen Gewand bezahlen; für Geld konnte man dort hilfreiche Hände zu jeder Schand- und Freveltat miethen; wer dorthin kam, war den Andern gleich, dort herrschte Einheit und Brüderlichkeit, dort gab's keinen Kastengeist, keine Rangordnung, jeder Spitzbube gab sich für das was er war und wurde auch für das angenommen; dort gab es keine Zeitungen;— Karl konnte kein besseres Asyl finden.

Robert lag auf einer Bank hinter dem Ofen und schlief trotz Harfenklang und Minnegesang, trotz dem Gerase

Digitized by Google

beim Spiel und Glase, trotz Raufereien, die dort jede Nacht, jeden Augenblick an der Tagesordnung waren, denn dies war sein Leben, oder wie Goethe sagt: Die süße Gewohnheit des Daseins. — Erst nach einigen gewaltigen Stößen und nachdem er alle Hebeli u Bewegung gesetzt, Bank und Bankier fallit zu machen, gelang es Karl, Robert zu wecken.

„Gerechter! wie kannst Du einen Ungerechten nur den Schlaf des Gerechten schlafen lassen!" raunte Karl Robert in die Ohren und half ihn, der sich gegen seine Schlaftrunkenheit selbst wehrte, durch Berührung kitzlicher Punkte nüchtern machen. „Schlief der Kerl nicht so gut, als hätt' er den ganzen Tag nichts als Gutes gethan: Nackte bekleidet, Hungrige gespeiset und Unglückliche getröstet?"

„Und habe ich nicht Gutes gethan?" erwiederte Robert, aus vollem Halse lachend, und rieb die Arrieregarde des Schlafes zur Gänze in seinen rothen Augen auf. „Habe ich nicht Cigarren geschmuggelt? Und waren die Cigarren nichts Gutes?! Apropos, weißt Du, wo Paul und Alfred stecken? Dort wo die Cigarren stecken! Auch mich wollten sie einstecken, aber Cigarrenspitzen, wie ich eine bin, können des konservirenden Futterals entbehren!"

„Wie so?" lispelte Karl und deutete mit dem Finger auf die Lippe zum leiseren Sprechen.

„Wie so?" antwortete Robert mit voller Stimme, ohne von Karls Aengstlichkeit Notiz zu nehmen. „Es hat nun den unerforschlichen Rathschlüssen der Mächtigen gefallen, die Fiakres im Thore und Paul und Alfred im verschlossenen Hintergebäude des Wirthshauses, mitten in der Blüthe ihrer Expedition und versehen mit zwanzigtausend Stück Cigarren in ein schlimmeres Leben abzurufen!"

„Was? wie?" flüsterte Karl und sah sich ängstlich nach Spionen um. „Wer hat Euch die Cigarren ausgeblasen, daß wir ihm dafür das Lebenslicht ausblasen! Wir wollen ihm die verrätherischen Lippen, Ohren und Augen auf einige Säkula verstopfen! Wer?"

„Was thust Du so geheim?" schrie Robert, daß Karl zurückfuhr. „Hier geheim thun, wo Alles offiziell ist! Hier mit Zensur sprechen, wo volle Preßfreiheit ist!" Und er riß Karl, dem ganz ängstlich zu Muthe wurde, an sich. „Wer? Ohne Zweifel so ein Ohrenbläser, wie Du jetzt bist; ich vermuthe, ein Hundsfott von Schmugglerkollegen steckt dahinter, der uns aus Brodneid, weil ihm die Mittel zu so einem großartigen Betrieb fehlen, in aller Form verrieth, Niemand anderer. Er glimme dafür durch zwanzigtausend Ewigkeiten als unauslöschliche Cigarre im Rachen der Hölle! Uebrigens machen Sie sich, Herr Bramarbas, mit Ihrer Verstopfung lächerlich! Wenn man allen Denunzianten Mund, Ohren und Augen stopfen wollte, würde die ganze Erde bald ein Taubstummen- und Blindeninstitut werden, denn die Menschen sind ihre eigenen Denunzianten. — Doch laß hören, wie bist Du mit Lottchen entkommen? Ich entraun mit genauer Noth durchs Fenster der Schenkstube. Wie Du allein, finde ich begreiflich, denn Deine Feigheit gibt Dir Hasenfüße, aber mit einem Frauenzimmer, und wenn sie auch noch so leicht wäre, und Lottchen gehört wahrlich unter die leichten, ist es nicht viel anders, als hänge man einem Schmetterling Gummischuhe an die Füße."

Karl erzählte nun seine tragikomische Flucht und pries sich wirklich glücklich, bei der mißglückten Expedition den längeren Weg durch die dichten Felder, als den kürzern durch dichte Menschenreihen auf die Wachtstube gezogen zu sein.

„Dann schwebt aber noch immer der Spieß des Damokles über Deinem Haupte?" meinte Karl. „Ich will Dir einen brillanten Vorschlag machen. Reise mit mir zu meinen Verwandten nach N., dort kannst Du einige Wochen leben wie Gott in Frankreich, und inzwischen hat man Deiner vergessen."

Der Antrag wurde mit Beifall angenommen. Nachdem Karl in Roberts Brust alles Pech der letzten Tage ausgeschüttet, wurden bis zum Morgen Pläne für den Landaufenthalt entworfen, dann ein Brief an Lottchen adressirt, ihr darin die plötzlich nothwendig gewordene aber nur kurze Reise mit dem tiefsten Bedauern, nicht einmal Zeit zu einem intimen Abschied gewonnen zu haben, angezeigt und um Koffer und Mantel ersucht. Ein paar Stunden später traten Karl und Robert ihre Reise an. — —

Nach einer zweitägigen Fahrt, die arm an Abenteuern, aber um so reicher an Paßfatiguen war, da Robert gar keinen, und Karl einen Paß für eine fast entgegengesetzte Route hatte, kamen sie zur Nachtzeit glücklich an dem Orte ihrer zeitlichen Bestimmung an. Es war dies ein Dorf von einer großstädtischen Ausdehnung. Sie kamen gerade an den halboffenen Ergeschoß-Jalousien des stattlichsten Hauses im Orte, das ihnen als das des Onkels bezeichnet wurde, vorüber, da dampfte das eben aufgetragene Abendbrod auf dem Tische und Onkel und Tante, die Karl bereits kannte, und ein Mädchen, das ihm fremd war, aber nach der Aehnlichkeit der Mutter zu schließen seine Cousine sein mußte, standen vor den Stühlen, hatten die Hände andächtig gefaltet und sprachen ein Gebet, während ein greises Weib im Lehnstuhl saß und durch die Jalousien mit ihren Augen stierte, als sähe sie die Fremden draußen. —

„Was sagst Du Karl zu dem jungen Reh," flüsterte Robert, „das sich in unserem neuen Revier sehen läßt?!"

„Kannst Dir denken," entgegnete Karl, „daß ich mir ein solch edles Wild nicht werde entgehen lassen. Bin ich nur erst im Revier zu Hause!"

„Die Beute ist so verlockend," versetzte Robert, „daß Du wol auch ohne Jagdrecht und Waffenpaß sie auf's Korn nähmest?!"

„Allerdings!" meinte Karl und zielte schon mit den Augen auf die Gegend ihres Herzens. „Beschränkt man mir die Jagdfreiheit, so werde ich Wilddieb, und der Forstherr schreibe sich selbst den Jagdfrevel zu." —

Das Mädchen und Onkel und Tante machten das Kreuz und setzten sich zu Tische. In demselben Augenblick schlug der Hofhund an, der dies immer nur that, wenn er Fremde oder Verdächtige witterte. Der Onkel sprang auf, ergriff das Gewehr und stürzte hinaus. „Wer da?" rief er und nahm die Waffe in Bereitschaft.

„Gut Freund, Karl Werner," antwortete Karl und fuhr vor der Hast des Onkels einige Schritte zurück, während Robert auf der Flucht schon hundert Schritte zurückgelegt hatte.

„Ei der tausend! der Karl!" jubelte vor Freude der Onkel. „Agnes! Gabriele! das nenn' ich eine Ueberraschung!" und führte Karl in das Zimmer. Das war nun ein Staunen, eine Freude, ein Küssen und Umarmen, eine Herzlichkeit, die Karl entgegenkam, daß es ihm ordentlich in der Brust wohlthat. Nur die Alte im Lehnstuhle durchbohrte ihn förmlich mit den unheimlichen Augen und brummte in Einem fort: „Der Teufel! der Teufel!" — —

Digitized by Google

Karl mußte nun gleich mit an's Abendbrod, die Tante ließ das Beste aus dem Keller holen, Kuchen mußten noch gebacken werden und man setzte sich eben an den Tisch, da erinnerte sich Karl, der ganz von dem gemüthlichen Wesen seiner Cousine, die immer an seiner Seite stand und nicht von ihm die großen blauen seelenvollen Augen ließ, an Robert. „Nichts für ungut, Onkel, Tante und mein charmantes Cousinchen! Ein Mann Einquartirung ist für einen so begüterten Mann, wie der ehrs Onkel ist, zu wenig, draußen ist noch einer, der unter der Last meines Reisegepäcks eine unfreiwillige Schwitzkur braucht und um freundlichen Einlaß bittet. Es ist, um beim Vergleich zu bleiben, mein Fourierschütz, zu deutsch, mein Famulus."

„Herein mit dem Mulus," sagte die Tante und holte Robert von der Thürschwelle, wo er angewurzelt stand, keinen Schritt vorwärts noch rückwärts zu machen, noch den Koffer und Mantel, die er auf die Erde plazirt hatte, anzurühren wagte, weil der riesige Wolfshund Packan daranf lag und durch sein Knurren zu verstehen gab, daß er nicht gewohnt sei, etwas, was er einmal in seinen Pfoten hatte, jemand andern als seinem Kostherrn, seiner Kostfrau oder seinem Kostfräulein wieder frei zu geben. Zitternd trat Robert ein.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, den Hund," versetzte der Onkel, und reichte Robert die Hand. „Er kann vermöge seiner dressirten Hundenatnr nichts dafür. Sind Sie uns, in meinem Namen und im Namen meiner Frau und Tochter, also dreimal willkommen, und nehmen Sie Platz." Agnes und Gabriele schwiegen, sprachen aber in ihren Mienen dasselbe aus, nur die Alte im Lehnstuhl, die schon eine Weile stumm dagesessen, blickte Robert starr an und brummte: „Der Teufel! der Teufel!" —

Karl und Robert stutzten über das unheimliche Weib und wichen ihr mit einer gewissen Scheu aus. Als dies Gabriele bemerkte, nahm sie die Alte zärtlich am Kinn, streichelte ihr die Wangen, und sagte zu Karl und Robert: „Die alte Großmutter thut Niemand etwas, sie hat nur die Grille, in den Menschen bald Engel, bald Teufel zu sehen. Nicht wahr, Großmütterchen?"

Die Großmutter verzog keine Miene, warf nur auf Gabrielen einen langen, wie schwermüthigen Blick und fistelte im schneidenden Tone: „Der Engel! der Engel!" —

Man ging nun an das Abendbrod; unter Erzählungen Karls aus dem väterlichen Hause, aus dem er auch einen Brief von der Mutter an die Tante mitbringe, aus der Residenz und von dem Babelbau der Politik, von dem in das tief im Gebirg liegende Dorf nur sehr selten eine Nachricht drang, verflogen ein paar angenehme Stunden.

Gabriele stahl mit ihren Augen jeden Blick Karls, wo er denselben auch immer hinwandte, so oft sie sich aber bei frischer That ertappt fühlte, schlug sie ihre Augen erröthend nieder, doch nur um sie im nächsten Augenblick wieder verstohlen zu ihm zu erheben. So lauerte sie auch förmlich auf jedes seiner Worte, damit ihr keines entgehe, und wurde fast verstimmt, wenn durch Bemerkungen und Zwischenfragen der hinreißende Strom seiner Rede unterbrochen wurde. — Karl übergab nun auch der Tante den Brief seiner Mutter, in welchem sie ihn als sehr angegriffen von dem großen Studium schilderte, und denselben ihrer Sorgfalt auf's wärmste empfahl. Besonders bat sie, ihn anzuhalten, daß er sich in der frischen Landluft stärke, durch eine nicht geistige Beschäftigung zerstreue, und dabei nicht auf die Kirche vergesse, die zur Erholung des Geistes auch ihren wesentlichen Theil beitrage. Dem Onkel legte sie dringend an's Herz, ihn recht zur Bewegung in Wäldern und auf Bergen, wo die Luft Leib und Seele kräftigend sei, zu animiren, und selbst zu leichten Arbeiten, wie Blumenbegießen, Pianospielen u. s. w., anzusporuen, weil Arbeit vor Müssiggang bewahre, und Müssiggang auch wieder dem Geiste schade. Und am Schluße bat sie noch Alle, sie recht oft mit ausführlichen Berichten über Karls Befinden, das ihr sehr viel Sorge mache, zu beruhigen, und sie hoffe von seiner baldigen Besserung zu hören, da sie sein Heil keinen bessern Händen anvertrauen konnte. — Nachdem auch der Onkel und Gabriele den Brief gelesen, und Alle Drei Karl mit großer Theilnahme angesehen, den sie nun allerdings im Aussehen leidend fanden, sagte der Onkel: „Für Deine Bewegung, lieber Karl, in Feldern und Wäldern werde ich, für die Arbeiten im Garten und am Piano wird Gabriele, und für den Kirchenbesuch wird die Tante forgen, und so bist Du bei uns gut aufgehoben. Du und die Schwägerin sollen sich über Deine drei Hofmeister nicht zu beklagen Ursache haben." Und nun gab's wieder ein gegenseitiges Küssen und Umarmen, während Robert, der so viel Herzlichkeit noch nie beisammen gesehen, die Gruppe wie eine neue Welt anstaunte.

„Nun aber, Kinder, geht schlafen," drängte der Onkel; „jede Reise ist eine Last, und nur der Schlaf wälzt sie Einem ab." Und Karl und Robert folgten dem guten Rathe. Vater, Mutter und Tochter saßen aber noch eine lange Zeit um den Tisch, und sprachen von dem wackern Jungen, der die Freude und der Stolz seiner Eltern sein müsse. Gabriele hörte mit Entzücken und niedergeschlagenen Augen zu, und sprach fast kein Wort.

„Wie, Gabriele," versetzte der Vater, „Du bist ganz stumm? Hast Du keine Silbe Lobes für Deinen herrlichen Cousin?"

Gabriele erröthete bis über den Hals.

„Am Ende bist Du im Stillen noch mehr begeistert für ihn, als wir?"

Gabriele versuchte durch ein tiefes Neigen ihres Hauptes das zu verheimlichen, was in ihrem Herzen für ihn sprach, und was, wie sie fühlte, in ihrem Gesicht schon einen Ausdruck gefunden haben mußte.

„Am Ende," bemerkte der Vater und hob ihr glühendes Gesichtchen in die Höhe, „hat Karl schon einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht?! Mir recht. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wäre das ein Mann für uns und Dich."

Gabriele brach in Thränen aus, erhob sich rasch, fiel erst der Mutter, dann dem Vater um den Hals, und eilte auf ihr Stübchen. —

„Was meinst Du, Agnes," sagte Anton und schloß sie in seine Arme.

„Was ich meine?" erwiederte Agnes und drückte ihn an ihre Brust. „Ich meine, daß die Herzen, die Gott für einander geschaffen, sich gleich bei der ersten Begegnung erkennen. War es denn bei uns anders?"

„Bei uns wol," entgegegnete Anton mit einem langen, glühenden Kusse, den er auf ihre Lippen drückte. „Aber Augen und Herzen täuschen sich oft. Wir haben wol keine Ursache, von Karl etwas für Gabriele zu fürchten." —

„Der Teufel! der Teufel!" brummte tränmend die Großmutter, die im Lehnstuhl bereits eingeschlafen war. —

Digitized by Google

Als Gabriele auf ihr Stübchen kam und zu Bette ging, fühlte sie es plötzlich wie Tag in ihrem jungfräulichen Busen anbrechen, als wäre die Nacht der Kindheit vorbei, und riefe ihr die aufgehende Sonne der Liebe einen guten Morgen zu. Sie betete wol immer mit frommer Empfindung, heute aber war ihr Gebet ein so andächtiges, so bewußtes, wie nie. Ihr war, als verstünde sie den Begriff der Gottheit heute zum erstenmal, als fühlte sie sich Gott näher. Während Gabriele ihre reine Seele zum Himmel erhob, war Robert längst eingeschlafen, und Karl dachte an ganz andere Dinge irdischer Natur.

XIII.

Onkel Anton war nur ein Landmann, sein Besitz nur ein Bauernhof, aber dieser Hof war reicher als die meisten Edelhöfe, und selbst als mancher souveräne Hof. Sein Vater war ein hoher Ministerialbeamte, seine Mutter, mit der er eine reiche Mitgift erhielt, aus einem altadeligen Geschlechte gewesen. Sein Vater hatte ihn für die diplomatische Carriere bestimmt und ließ ihn an der Hochschule studiren. Anton hatte aber eine mit der Zeit gewonnene Abneigung für den Stand, dafür eine wahre Passion für die Landwirthschaft, die der Großvater mütterlicher Seits in ihm geweckt und genährt, doch war er dem Willen seines Vaters gefolgt, benützte indessen seine Mußestunden sich mit Oekonomie und Botanik zu beschäftigen. Eben mit den Studien fertig geworden und auf dem Punkte, sich als Doctor juris promoviren zu lassen, starben Vater und Mutter in einer Nacht am Typhus, der damals in der Residenz wüthete, und Anton des verhaßten Residenzlebens übermüde, beschloß, nicht Doctor juris, sondern Bauer zu werden. Da er der einzige Sohn war, nahm er sein reiches Erbe in Besitz, heiratete Agnes, ein Mädchen mit viel Herz, wenig Geld und ohne Adel, mit der er schon ein mehrjähriges Liebesverhältniß gegen den Willen seiner Eltern hatte, die ihn nur an ein Fräulein aristokratischer Abstammung verehelichen wollten, kaufte sich diesen Bauernhof in einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden Schlesiens, und sah die frommsten Wünsche seines Lebens erfüllt. — Die alte Veronika, seine Großmutter von mütterlicher Seite, ihrer Zeit eine extravagante und adelsübermüthige Frau, die die Bürgerlichen nur Teufel, und Ihresgleichen Engel nannte, und schon bei der „Mesalliance" ihrer Tochter immer die Strafe Gottes vor Augen sah, die der Profanation ihres Jahrhunderte alten Adels über kurz oder lang folgen müsse, verlor über den plötzlichen Todesfall ihrer Tochter den Verstand, und mußte in ein Irrenhaus gebracht werden. Nach einer längeren Kur konzentrirten sich ihre verwirrten Gedanken nur in der fixen Idee, alle Menschen, die sie sah, für Teufel oder Engel zu halten. Da sie sonst ungefährlich für sich und andere war, nahm sie Anton in sein Haus, und ließ sie mit wahrer Kindesliebe pflegen. Im ersten Jahre war sie wol auch ausgegangen, da sie aber nicht selten auf der Straße, zumeist aber in der Kirche mit ihrem „der Teufel! der Teufel!" bei den sich getroffen fühlenden Gemüthern böses Blut machte, so wurde sie auf das Haus und den anstoßenden Garten beschränkt. So lebte sie bereits fünfzehn Jahre in sonstiger voller Gesundheit bei Anton, nur von ihrem Erkenntnißvermögen zehrend und nichts anderes sprechend als: „Der Engel! der Engel! — der Teufel! der Teufel!" — Sie galt im Orte und selbst in der Umgebung auf viele Meilen für ein Orakel, und so oft die Insassen einen Knecht oder eine Magd aufnehmen, oder einen Handel mit einem fremden Geschäftsmanne eingehen, oder Eltern sich über ihre zukünftige Schwiegertochter oder über ihren Schwiegersohn beruhigen wollten, wurde ihr das betreffende Individuum wo nur immer möglich vorübergeführt und ihr: „Der Teufel! der Teufel!" oder „der Engel! der Engel!" entschied nicht selten über einen Dienst, ein Geschäft, oder eine Heirat. — Gabriele war vollendet in der Form, schlicht und doch voll Grazie, einfach und klar und doch tief sinnig wie ein Lied von Lenau; der Vater glich in seiner Urwüchsigkeit, Kraft und Entschiedenheit und in der Harmonie seines ganzen Wesens einer Ballade von Chamisso; und die Mutter war wie ihre ältere Schwester, die verehelichte Werner, poetisch in ihrer Grundidee, voll Moral, aber in der Art und Weise, wie sie sich gab, weich und verschwommen wie ein Gedicht von Oskar von Redtwitz. So war auch in dem Bauernhof die Poesie zu Hause. —

Am nächsten Vormittag führte der Onkel Karl und Robert durch einige Stunden herum, und zeigte ihnen die gesegneten Grundstücke, die Felder, Wälder, Teiche, Gärten und Wiesen, dabei die große Schafherde, bis auf diese und die Teiche sein ganzes unbewegliches Eigenthum. Nachmittag wurden an der Seite der wunderlieblichen Cousine die vielen prachtvollen, mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Salons des ersten Stockwerkes, die nicht zum Gebrauch, sondern nur für hohe Gäste und adelige Verwandte aus der Residenz bestimmt waren, besichtigt, und darauf unter Anleitung der Tante ihr großartiges Regiedepartement: die weitläufigen Stallungen mit dem zahlreichen gutgenährtem Rind, die Verpflegsinstitute für Schinken werdende Schweine, die Sparkassen der Bienen, und die großartigen natürlichen Brütanstalten der Hühnereier in Augenschein genommen.

Nachdem Karl überall eingeführt, war er auch bald überall zu Hause, und so floß ein Tag nach dem andern zwar nicht in seiner gewohnt wüsten, wildlustigen Weise, sondern in stiller Heiterkeit dahin. Karl, der sich auf der langen Reise gar häufig an Luciens Liebreiz erinnert und mit eitlem Selbstgefühl daran gedacht hatte, wie sie sich nun seinetwegen abhärmen werde, und wie dieß genug wenig Strafe für ihre Sprödigkeit wäre; hatte von dem Augenblick, seit er Gabriele gesehen, auf jene ganz vergessen. Ueberhaupt war seit seinem ländlichen Aufenthalt ein Vorhang vor seine frühere Lebensbühne, die für ihn wahrlich eine mit Brettern verschlagene Welt war, gefallen, und es machte ihn glücklich, von Niemand an die traurigen Komödien, in denen er selbst gespielt, oder in denen ihm mitgespielt wurde, erinnert zu werden. Nur Lottchens Lage tauchte auch ohne äußere Anregungen manchmal in seinem Gedächtniß wie eine mahnende Gewissensschuld auf, und vergällte ihm die süßen Gedanken an Gabriele. — Karl fühlte sich nach kurzer Zeit, als wäre ein ganz anderer Geist in ihm; das Stillleben der Familie, das um ihn seine behaglichen und doch festen Fesseln schlug, hatte seine wilden Begierden gebändigt; die frische, kräftige Gebirgsluft seine schwachen, überreizten Nerven gestärkt, und sein trübes, sumpfiges Blut geklärt. Onkel, Tante und Cousine thaten mit Freuden ihre übernommene Pflicht, und ihm war wohl dabei, ja Gabriele that noch mehr als ihre Pflicht, sie übernahm auch noch die von Vater und Mutter, geleitete ihn Stunden lange durch Felder, Wälder und Wiesen, begoß mit ihm die Blumen, spielte mit ihm Piano, besuchte mit ihm die Kirche und war, da Vater und

Digitized by Google

Mutter ihren Geschäften nachgingen, und Robert seinen gewohnten krummen Wegen folgte, fast sein einziger Begleiter. — Karl entdeckte mit jedem Tage an Gabrielen größere Reize des Körpers und der Seele, und Gabrielens Herz entbrannte so für ihn, daß die hellen Flammen unaufhörlich aus ihren Augen und Wangen schlugen. —

Eines Morgens, an einem Sonntag, wurde eine Parthie in den Wald hinaus unternommen. Karl und Gabriele zogen Arm in Arm voran, Robert und der Packan folgten hintendrein, und Vater und Mutter versprachen mit der Equipage nachzukommen, um dann nach dem eingenommenen Frühstück von dort aus in die große Kirche des nächsten Ortes, die alle Sonn- und Festtage besucht wurde, zu fahren. Gabrielens Antlitz strahlte sonnig und heiter wie der Morgen, sie machte Karl auf jede malerische Parthie, auf jede Baumgruppe, auf jede aufwirbelnde Lerche, auf jede Krümmung des Baches, der wie eine goldene Schlange sich wand, bald in den Gebüschen verkroch, bald wieder flüchtig durch die Ebene dahinglitt, aufmerksam, und knüpfte an Alles eine poesiereiche Anschauung. Karl sah und hörte wol, auf was Gabriele seine Aufmerksamkeit lenkte, aber da sein inneres Ohr taub, sein inneres Auge blind für die Schönheiten der Natur war, so ging er eindruckslos an ihrer Seite und bedauerte nur, daß ihm der Sinn für alles das fehle, was Gabrielen in so hohem Grade entzücke. — Robert befließ sich inzwischen dem Hofhund Packan den Hof zu machen, lief mit ihm zeitweilig um die Wette, sprang mit ihm über die Gräben, streichelte und that ihm schön, denn Packan war auf Robert nicht gut zu bellen, und Robert konnte nicht wissen, wo er einmal seine Verschwiegenheit brauchen werde. — Mitten in dem tiefen Walde stand das Forsthaus, vor demselben eine grüne Laube; dort nahmen Karl und Gabriele Platz. Robert und Packan begaben sich indessen in die Küche, wo bereits das Frühstück für die Herrschaft bereitet wurde, und da jeder in seiner Art hungrig war, machte er der drallen Köchin die Cour auf Hunger und Sättigung. —

Von der Laube aus genoß man eine die Seele wahrhaft erhebende Aussicht. Eine ungeheure Wiese, deren frisches üppiges Grün in der Sonne wie ein großer Smaragd erglänzte, lag da von einem dichten Eichenwalde ovalförmig eingeschlossen, dem Schiffe eines von Säulen getragenen Riesendomes gleichend. Im Hintergrunde erhoben sich Wälder über Wälder wie die Stufen eines Hochaltars, während am äußersten Horizont gleich dem Hochaltar selbst ein Berg majestätisch Alles beherrschend in die Höhe stieg, auf dessen sonnigem Gipfel ein Kreuz segnend seine Arme über die paradiesische Gegend ausbreitete. Drüber wölbte sich der Himmel wie ein blauer Baldachin, und das ganze Gotteswerk war von einer Sabbatruhe durchwebt, die durch den Morgengesang der Vögel förmlich verklärt wurde. —

„Karl!" rief Gabriele voll Verzückung; „ist es hier nicht wie in einem Gotteshaus? Muß nicht der Dichter der Waldlieder hier sich begeistert haben, als er sang:

„Ach, ich fühl' es, heil'ger Wald,
Du bist Gottes Aufenthalt!"

Karl fand von Allem nur, daß Gabriele unwiderstehlich reizend sei, seine Augen fieberten, seine Lippen zitterten den ihrigen entgegen, sie selbst fühlte bald, in seinem Anblick versunken, daß sein Antlitz ihrem Herzen eine schönere Aussicht bot und verstummte, — — da sahen Beide vor sich auf einem Zweige ein Taubenpärchen recht traulich bei einander sitzen: das wiegte sich so selig und blähte sein schneeweißes Gefieder und schnäbelte so verführerisch, daß Gabriele, einem dunklem Triebe und dem zarten Beispiel bewußtlos folgend, bald mit Karl das Gleiche that. Sie gestanden sich mit stummen aber glühenden Blicken ihre Liebe, sie hielten sich im seligsten Selbstvergessen fest umschlungen, als wären sie Ein Leib und Eine Seele, Karl sah schon den ganzen Erdenhimmel, Gabriele den Götterhimmel offen, da — — fistelte es hinter ihnen: „Der Engel! der Engel!" und gleich darauf brummte es: „Der Teufel! der Teufel!" — und das Taubenpärchen am Zweige, wie das Liebespärchen in der Laube flogen auf. Ersteres suchte tiefer im Walde ein ruhiges Stelldichein, letzteres fiel in die offenen Arme des Vaters und der Mutter, die leise mit der alten Veronika herbeigeschlichen waren, und einige Minuten mit süßen Rückerinnerungen den beiden Liebespärchen zugesehen hatten. —

„Das nenn' ich mir den Sonntag feierlich beginnen!" hub der Vater an, und wiederholte seine Umarmungen mit Karl und Gabriele.

„Wenn die Liebe rein ist wie bei Euch," setzte die Mutter hinzu, „dann ist sie auch wie ein Gebet, und Gott blickt freudig nieder!" Und Vater und Mutter hielten segnend ihre Hände über Karl und Gabriele, während die alte Veronika den einzigen Refrain ihres Lebens: „Der Engel! der Engel! — Der Teufel! der Teufel!" mit der entsprechenden Betonung wiederholte.

Nun wurde der köstliche Morgenimbiß aufgetragen, aber Karl und Gabriele nahmen wenig Theil daran, denn sie verzehrten mit ihren Augen die frischen Erdbeeren ihrer Lippen und schwelgten in der Vorahnung künftiger Genüsse. —

Nach dem Frühstück fuhren Vater und Mutter, Gabriele und Karl in die Kirche. Robert wurde zu seinem Vergnügen des Gottesdienstes überhoben, dafür ihm, zu seinem Mißvergnügen, ein anderes frommes Werk übertragen, gemeinschaftlich mit dem Hunde Packan die närrische Veronika, die man mit in die Kirche zu nehmen nicht wagen durfte, nach Hause zu geleiten. Gehorchend den gebietenden Umständen schritt er an sein wirklich schweres Werk. So lange der Weg eben und auf gebahnter Straße war, ging Alles gut, und er machte sich wenig daraus, daß ihn Veronika immer mit: „Der Teufel! der Teufel!" und den Packan mit: „Der Engel! der Engel!" titulirte; als sie aber, wollten sie bis zur Mittagszeit zu Hause sein, wenig oder gar nicht kultivirte Pfade einschlagen mußten, und Veronika bei jedem Hügel, bei jeder Rinne, ja bei jeder feuchten Stelle stehen blieb, und nicht vom Fleck wollte, und er sich sogar gezwungen sah, die Alte oft viele hundert Schritte weit durch Dick und Dünn, bergauf, bergab zu tragen, während sie in einem fort ins Ohr ihm kreischte: „Der Teufel! der Teufel!" und Packan unaufhörlich mit fletschenden Zähnen auf ihn sprang, um sie ihm zu entreißen, da drohten einige Male die starken Saiten seiner Geduld zu springen, und er wäre gern davongelaufen, wenn ihn nicht eben der Packan daran gehindert hätte. Schon nahe ihrem Ziele, dem Dorfe, aus dem ihnen Karl und Gabriele entgegen kamen, trug eben Robert die unerträglichste Bürde seines Lebens über einen langen, schwankenden und schmalen Steg, der über einen zwar nicht tiefen, aber reißenden Bach führte, da rollte aus dem Walde, der nur einige hundert Schritte hinter ihnen lag, ein Wagen hervor, und ehe es ihm Veronika, die ihn fest um

Digitized by Google

den Hals hielt, möglich machte sich umzusehen, brauste derselbe schon unter dem Zurufe Veronikas: „Der Teufel! der Teufel!" durch den Bach. Erschreckt blickte Robert auf und sah zu seiner größten Ueberraschung Otomar, Isidor, Paul und Alfred im Wagen. Robert rief ihnen aus voller Kehle zu, wollte rasch ans Ufer gelangen, verlor aber vor lauter Hast das Gleichgewicht und stürzte, nahe dem Rande, mit Veronika in den Bach. — Robert, der vom Lasttragen im Schweiße gebadet war, hatte nun auch seine kalte Douche, und während der Wagen links auf die Straße abbog und dahinflog, ging er mit Hilfe Packans, der bereits am Ufer und wieder in das Wasser gesprungen war, daran, Veronika, die gleichgültig darein sah, als wenn gar nichts geschehen wäre, herauszuziehen. Bald waren auch Karl und Gabriele, die die Szene mit Schrecken gesehen hatten, herbeigeeilt, und halfen die triefende Veronika, die nun gar nicht von der Stelle wollte und am liebsten im Bache liegen geblieben wäre, in das Dorf bringen.

Im Hause herrschte im ersten Augenblick ein panischer Schrecken. Vergeblich drang man in Robert um die Erzählung des Vorfalls, der ihn einem plötzlichen Schwindel zuschrieb, was auch Karl damit bestätigte, daß Robert häufig an derlei Zuständen leide. Als man aber sah, daß mit der frischen Wäsche Alles wieder gut war, dankte man vorerst Gott, dann Robert und Packan für den glücklichen Ausgang, und schritt zur Tafel, die heute ausnahmsweise, aus Rücksicht für den Herrn Pfarrer, reich besetzt und in den Gemächern des ersten Stockwerkes abgehalten wurde. Alle setzten sich munter zu Tische, nur Karl und Gabriele waren verstimmt. In Karl war, seit er Isidor und die Genossen wieder gesehen, und nicht begreifen konnte, was diese in der Gegend wollten, der Teufel der Unruhe gefahren, er wußte selbst nicht, was ihm fehle, aber daß ihm Etwas fehle, das fühlte er; Gabriele dagegen war mißmuthig, weil sie ihn so sah. — Später jedoch, als Wein gebracht wurde und Karl sich und seinen Mißmuth darin versenkte, kam bei ihm und somit auch bei Gabriele die Heiterkeit wieder, und sie schloßen sich der allgemeinen Fröhlichkeit an. Es wurde mancher sinnige Spruch, mancher herzliche Toast ausgebracht, dabei aber auch der „todten Lebendigen im Grabe" und der „Lebendig Todten im Lehnstuhl" nicht vergessen. Nachdem man aller Nahen und Fernen in Liebe gedacht, erhob auch der Pfarrer sein Glas „auf das Gedeihen des jungen Pärchens." Wie schlugen da Herzen und Gläser, von Lust und Wein überfließend, aneinander! Karl reichte in seiner Exaltation Veronika ein volles Glas und das seinige ihr hinhaltend rief er: „Großmutter, stoß' auch an auf das Gedeihen der jungen Liebessaat!"

Veronika, die zu Aller Verwunderung nicht so theilnamlos wie sonst dagesessen, in ihren Mienen sogar eine innere Bewegung verrieth, griff hastig nach dem Glase, riß die Augen auf und starrte vor sich hin, als sähe sie in die Zukunft. —

„Nun Wetterprophetin!" drängte in sie Karl mit freundlichem Ungestüm; „stoß' an! Dein Anstoßen gilt!"

Veronika heftete ihren finstern Blick auf ihn, kreischte aus voller Kehle: „Der Teufel! Der Teufel!" und stieß mit ihrem Glase so heftig an das seine, daß beide in den Händen zerbrachen. Veronika ließ darauf ihr Haupt sinken; Karl entfärbte sich; Gabriele und Agnes, eben im Begriff mit ihr anzuschlagen, fuhren todtenblaß zurück; und selbst der Pfarrer und Anton schraken zusammen, da sie Karl und Veronika von den Glassplittern verwundet glaubten. Als man sich jedoch überzeugt hatte, daß keines Schaden gelitten und Veronika wieder ihre Augen wie im normalen Zustande irre herumschweifen ließ, lachte man über den sonderbaren Feuereifer der Großmutter, und auch Agnes zwang sich zu einer lächelnden Miene; nur Gabriele sah mit trübem Ernst darein. Die kluge Mutter, die von Gabrielens tiefem Betroffensein sowie von ihrem eigenen überzeugt war, suchte dies vor ihr zu verbergen, indem sie sagte: „Sehen Sie nur, Herr Pfarrer, was das kleine Mädel schon für eine große Wirthin ist! Da wird's über ein Paar Gläser, die in Stücke gegangen, ganz blaß und bedenkt dabei nicht, daß ihr dadurch ein größerer Schade geschieht, als der Wirthschaft."

„Bist Du nicht, liebe Agnes, gerade so," versetzte mit Schmunzeln Anton und nahm sie zärtlich am Kinn. „Du gäbest auch für jeden Groschen Schaden, der im Hause angerichtet wird, einige tausend Gulden von Deiner Gesundheit, wenn ich Dir nicht manchmal als Oekonomieverwalter und Rechenmeister einen Strich durch die Rechnung machte. Wie ich sehe, wird es auch nöthig sein, daß ich Gabriele bisweilen im Rechnen unterweise."

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, bis auf Gabriele und die Mutter, die ahnungsvoll in dem mißglückten Toast eine schlimme Vorbedeutung sahen. Doch als Karl Gabrielen bei der Hand nahm und dieselbe leise drückte, und der Vater die Mutter an sein warmes Herz schloß, da wurde es Beiden wieder leichter um die Brust.

„Nun lassen wir die Scherben und wenden wir uns lieber dem schönen Ganzen zu," sagte Anton, und kehrte sich zum Pfarrer, der mit sichtlichem Wohlgefallen auf Karl und Gabriele sah, die mit stummen Lippen, aber beredten Augen im Gespräch vertieft waren. „Was sagen der hochwürdige Herr zu dem Pärchen? Muß man nicht an eine Bestimmung glauben, wenn man bedenkt, wie sich die Zwei aus Nord und Süd zusammengefunden?! Kommen, sehen und lieben war Eins!"

„Nicht alle Ehen werden im Himmel geschlossen," bemerkte der Pfarrer, keinen Blick von dem Paare abwendend; „aber die oben geschlossen werden, bleiben auch bis in die Ewigkeit geschlossen. Das Band hingegen, das auf der Erde geknüpft wird, löst auch wieder die sündige Erde auf."

„Nun was sagen der Herr Pfarrer zu dem Pärchen?" wiederholte der Onkel und weidete sich selbst an dem Anblick desselben.

„Der passendste Einklang," erwiederte der Pfarrer; „der Mann kräftig, männlich, das Mädchen zart und weiblich, das gibt Harmonie und —"

„Und," fiel ihm der Onkel lächelnd ins Wort: „ein Geschlecht, das Kopf und Herz hat und frei von aller Gefühlspinselei und Gedankenfaselei ist."

Gabriele senkte ihre Augen nieder und die keusche Scham trat in ihr Antlitz. Karl bückte sich, um sein profanes Lachen zu verbergen.

„Schlagt nicht die unschuldigen Augen nieder, haben Euch ja nichts gethan!" witzelte der Onkel; „überdies kennt der Herr Pfarrer so gut wie ich und Ihr, was Liebe ist."

„Aber Alter," ermahnte ihn Agnes; „wie kann man nur den hochwürdigen Herrn so in Verlegenheit bringen!"

„Da hast Du recht. Der freie Wein fügt sich nicht

Digitized by Google

gerne der Censur," versetzte Anton, als er sah, daß Agnes selbst vor Verlegenheit feuerroth nicht wußte, wohin sie ihren Blick wenden sollte. „Wir wollen das erbauliche Gespräch abbrechen, dagegen den Herrn Pfarrer inständig bitten, bei dieser passenden Gelegenheit dem hoffnungsvollen Pärchen den heiligen Segen zu spenden."

„Mit der freudigsten Seele," erwiederte der würdige Priester und erhob sich. „Kommt her zu mir, Ihr künftigen Schöpfer eines neuen Geschlechts!" Und Karl und Gabriele traten gesenkten Hauptes vor ihn hin. „Zuvor will ich aber den garstigen Teufel, der der Großmutter nicht in der Seele, sondern immer auf der Zunge sitzt, zu bannen suchen," und er wendete sich gegen sie mit dem Zeichen des Kreuzes, indem er sagte: „Frau Großmutter, nur jetzt nichts von Teufeln, denn wo diese sind, da gibt es keinen Segen!" Dann legte er seine Hände auf Karls und Gabrielens Schulter und sprach in salbungsvollem Tone: „Gott hat Euch zusammengeführt und vereint, er wird Euch auch nicht trennen, selbst im Tode nicht. Gott hat Euch die Liebe ins Herz gesäet, und Liebe werdet Ihr in reichem Maße ernten. Gott hat Euch brave Eltern gegeben, auf daß sie Euch als Beispiel zur Nachahmung vorleuchten sollen. Gott hat Euch einen reichen Schatz an Seelenvermögen für diese Welt verliehen, wuchert damit nicht und verschwendet ihn nicht, damit Ihr ihn einstens in vollem Werthe ihm zurückerstattet. Gott hat Euch endlich das Licht der Augen gegeben, damit es immer Gott, dem Urquell des Lichtes, von dem es stammt, auch wieder zuströme!"

„Hört Ihr Kinder," bemerkte die Mutter, die andächtig wie vor einem Altar mit gefalteten Händen dastand. „Die Augen zum hochwürdigen Herrn erhoben, der an Gottes Statt auf Erden ist!"

Gabriele versuchte vergeblich ihre Augen aufzuschlagen, Karl bückte sich um so tiefer. Der Vater selbst von einer frommen Rührung ergriffen, hob Beiden die Köpfe und sagte in dem aufmunterndsten Tone: „Aufgeschaut! wer ein gutes Gewissen hat, kann wie der Adler in die Sonne sehen."

Gabriele erhob ihre von Thränen verklärten seelenvollen Augen, doch Karl vermochte nicht seinen Blick, der wie an die Erde gefesselt war, empor zu richten. Anton wollte nun noch bei Karl einen Versuch machen, doch Agnes legte ihren Finger auf den Mund zum Zeichen, nicht weiter die fromme Rede zu stören.

„Und da Ihr," fuhr der Pfarrer fort; „nach Gottes, nach Eurer Eltern und Eurer selbst Willen bestimmt seid, ein christliches Ehepaar zu werden, so bereitet Euch bis zu jener Zeit würdig vor, und so segne ich Euch im Namen des dreieinigen Gottes als christliche Brautleute!"

Gabriele küßte dem Pfarrer die Hand, ebenso die Mutter, und Karl küßte sich mit Allen. Das war nun wieder ein Jubel, und selbst der Pfarrer freute sich innig über die allgemeine Fröhlichkeit. Nur die alte Veronika hatte während der ganzen Szene voll Unruhe bald auf den Pfarrer, bald auf Gabriele und Karl geblickt, und ihren Wahlspruch häufiger als sonst, aber mit tonloser Lippe geflüstert. Nach ihren belebteren Mienen zu schließen, mußte in ihrer finstern Seele Dämmerung angebrochen sein. —

Man setzte sich nun wieder zur Tafel und Anton eröffnete das Gespräch mit Vermuthungen über die Reise des jungen Grafen Otomar, der in Gesellschaft von drei verdächtig und gar nicht nobel aussehenden Fremden die Straße auf die Besitzungen seines Vaters hier vorbeipassirt sei. Robert stutzte, Karl erbebte in seinem Innern. Und je mehr der Onkel sein Bedauern aussprach, daß ein so hoffnungsreicher junger Kavalier wie Otomar nur durch schlechte Gesellschaft verdorben werde, da sein Vater „seiner Thorheit im Alter" mehr Aufmerksamkeit schenke als dem Sohne, der sich selbst oder vielmehr den verführerischen Kameraden überlassen bleibt, desto banger wurde Karln zu Muthe. Er suchte im Weine Zerstreuung, und fand diese nicht blos, sondern drohte schon in einen Humor zu gerathen, der Gabrielens klaren Liebeshimmel mit drohenden Wolken verfinstert hätte. Robert machte Gabrielen auf die Gefahr aufmerksam, in die Karl sich selbst und die Gesellschaft durch den ferneren Genuß des Weines, da er daran nicht gewohnt sei, bringen könnte, und übernahm es selbst sich in die Gefahr zu stürzen, in der aber weder er noch die Gesellschaft umkam, da die Tafel eben aufgehoben wurde. Gabriele kredenzte Karl zu wiederholten Malen frisches Wasser und drängte so glücklich alle die Extravaganzen zurück, die in Karls Gehirn bereits marschfertig zum Ausrücken waren. Der Onkel, der vom Weine in bester Laune war und Karls und Gabrielens mehr ernste als heitere Stimmung während des Mahles eben für nichts anderes als für ein bloßes Trema nahm, das Liebenden in der ersten Zeit, besonders beim Essen eigenthümlich, führte Karln und Gabrielen und auch Robert in ein Zimmer, das sich an Gabrielens Stübchen anschloß. Dort öffnete er einen Schrank und während er auf verschiedene Fächer, die voll mit Werthpapieren und Geldsäcken lagen, hinwies, sagte er im lustigen Tone: „Karl, knie nieder vor Gabrielen und bete sie an, und Alles was Du hier siehst, soll Dein eigen sein."

Karl und Robert fielen mit Einem Schlag auf die Knie.

„Schau! schau!" versetzte der Onkel unter anhaltendem Lachen zu Gabrielen. „Wie interessirt der Karl, und wie gar nicht interessirt der Robert ist! Der Robert, das wäre mein Mann!"

„Ja Papa," erwiederte Gabriele und sah lächelnd auf die zwei knieenden Anbeter nieder. „Dein Mann, aber," fügte sie erröthend leise hinzu, „nicht der —"

„Geb' Dir ihn auch nicht, er nimmt Dich auch nicht," scherzte der Vater. „Steht auf! So leicht ist das Ding nicht zu gewinnen, wie Du Karl glaubst, und wenn Dir auch noch ein Dutzend aufopferungsfähiger Freunde knien hälfen." Und Karl und Robert erhoben sich. „Wie gesagt im weitern Sinne: Das Alles, viele, viele Tausende im Betrage, alle die Banknoten, all das Silber, Alles, Alles wie es hier liegt, und noch viel mehr, wird Dir einst gehören, wenn Du vor meiner Gabriele kniest und sie anbetest, das heißt sie glücklich machest."

Karls Blicke kämpften zwischen dem anlockenden Schrank und dem reizenden Gesichtchen Gabrielens, Robert sah sich dagegen ausschließlich über den Schrank die Augen aus dem Kopf heraus. Und während Ersterer dem Onkel und Gabrielen um den Hals fiel, konnte sich Letzterer den Genuß nicht versagen, auf einige der Säcke zu schlagen.

„Nicht wahr, Robert," entgegnete Anton, der es merkte; „die Eseln haben eine gute Stimme," und verschloß den Schrank. —

Karl ganz geblendet von dem, was er eben sah, und

Digitized by Google

auch schon wieder voll Befürchtung wegen des unerwarteten Auftauchens der vier Genossen, konnte kaum erwarten mit Robert allein zu sein. Da der Onkel eben dem gewohnten Nachmittagsschläfchen entgegengähnte und Gabriele mit der Mutter und dem Pfarrer in den Garten gingen, entfernte sich Karl und schloß sich mit Robert in sein Zimmer ein. „Was hältst Du von der Erscheinung der Viere in unserer Nähe?" hub er mit Besorgniß an.

„Ich sann und sinne darüber nach," versetzte Robert, „und kann die Ursache nicht ergründen. Eine bloße Lustreise ist es keineswegs."

„Glaubst Du," frug Karl, „daß sie uns gesehen haben?"

„Ich glaube nicht," gab Robert zur Antwort, „sonst würden sie uns nicht ausgelassen haben. Ob aber nicht das Gut des alten Grafen hier in der nächsten Nachbarschaft liegt?"

„Das wäre möglich und entsetzlich!" erwiederte Karl. „Wir müssen Erkundigungen einziehen. — Meinst Du nicht, daß Isidor und Paul meinen Zufluchtsort ausgewittert haben, und nun gekommen sind, von mir Satisfaktion zu verlangen? Ich habe den schurkischen Isidor mit meinem begründeten Verdacht, daß er die hundert Dukaten gestohlen, empfindlich beleidigt, und der ausgerauchte Alfred wird den Schaden, den er durch die Konfiskation der Cigarren erlitten, mir vielleicht zuschreiben; die Kerle sind am Ende gedungen worden, mich auch hier moralisch todt zu machen?!"

„Das Sprichwort ist wol war," entgegnete Robert; „Wo Aas ist, sind auch Geier, aber ohne Dir nahe zu treten, an Dir ist auch für sie kein guter Bissen. Doch Insolenz bei Seite," fügte er im empfindlichen Tone hinzu, als er sah, daß Karl eine Miene machte, die von keiner guten Aufnahme des rohen Ausfalls zeugte: „Karl, Du kränkst mich wahrhaftig in den Abwesenden. Ich habe Dich für einen bessern Freund gehalten, denn sonst würdest Du auch von Deinen Freunden eine bessere Meinung haben. Hast Du Isidor, der ein Posa an Gesinnung ist, je rachesüchtig gesehen? Hast Du Alfred, der ein zweiter Posa an Aufopferung ist, je schmutzig gesehen? Ein Freund kann den andern nie beleidigen, ein Freund kann gegen den andern nie schmutzig sein. Ueberdies hat Isidor nicht die hundert Dukaten und Alfred nicht den Schaden genommen. Dukaten und Cigarren waren ein Eigenthum Zodiks, und da ungerechtes Gut nie gedeiht, so sind die Dukaten von Minna, und die Cigarren von den Zollwächtern konfiszirt worden."—

„Meinst Du?" versetzte Karl, der wieder ganz ausgesöhnt und dessen Zweifel auch halb überwunden waren. „Aber ich habe mit diesen zwei Augen gesehen —"

„Nichts hast Du gesehen," unterbrach ihn Robert; „Du leidest zeitweilig an einer geistigen Augenkrankheit wie z. B. jetzt, wo Du die Augen aufgerissen hast und die Münzfreunde von den Scheinfreunden nicht zu unterscheiden im Stande bist. Seit Du überhaupt hier in dem bigotten Nest von nichts anderem als von Engeln und Teufeln hörst, hast Du leider Gott allen Sinn für Menschen und Freundschaft verloren. Es wäre einmal an der Zeit, daß wir das hiesige Magen überladende und den Geist verhungern lassende Leben aufgeben! Isidor hat Recht: Weltbürger, wie wir, sind nicht zu Teichen geboren, um im Stillstand und beschränkt auf einen engen Kreis mit faulen Fischen zu versumpfen, höchstens dazu gut, das Mühlenrad der Spießbürgerlichkeit zu treiben, und uns von Zeit zu Zeit, wenn wir uns breit machen wollen, abzapfen zu lassen. Uns hat das Schicksal zu Strömen geschaffen, um durch die Welt zu brausen und zu sausen, und erst im Ocean des Lebens spurlos zu verrauschen. Oder glaubst Du, die Bauernseelen hier sind Dir bessere Freunde? He? Bin ich nicht derselbe gegen Dich geblieben trotz Schuldennichtbezahlung, Mädchenverführung, Lottcheninstichlassung, Wechselverfälschung, Diebstahlversuchung, Zeitungsbrandmarkung und Vaterverfluchung?! Setz' einmal Deine jetzigen Gönner auf die Probe, schenke ihnen Dein ganzes Vertrauen wie mir — sie werden sich dafür bedanken; erzähle ihnen Alles wie mir, lasse sie von Allem so überzeugt sein, wie ich es bin — und sie werden Dir zeigen, daß der Weg auf die Straße durchs Fenster kürzer sei als durch die Thüre. Hast Du nicht an mir einen dritten Posa an Freundschaft?! Und ein Posa ist wie der andere!"

Karl, der staunend Roberts Wortschwall anhörte, konnte nicht umhin ihm einzugestehen: „Du hast Recht, ich habe Euch Allen Unrecht gethan."

„Daß Dir endlich anfangen die Schuppen von den Augen zu fallen!" sprach Robert weiter: „Aber alle sinds noch lange nicht! Oder gedenkst Du vielleicht hier Hütten für Deine Zukunft aufzuschlagen? Gedenkst Du etwa hier solid endigen zu wollen, wie Du begonnen? Hat Dir's die kleine Hexe mit ihrem „holden Lärvchen" angethan! Bist Du denn blind für Deine Vergangenheit, die über kurz ihren Arm bis hieher erstrecken muß? Schau zurück: In Deiner Vergangenheit liegt nicht blos Deine hiesige, sondern Deine ganze europäische Zukunft begraben. Deine Wiedergeburt kann nur in Amerika gefeiert werden!"

„Ja, Du hast Recht!" rief Karl aller Zweifel ledig und fügte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Aber Gabriele ist doch ein Engel!"

„Wie die Veronika sagt, und Du ein Teufel!" fiel ihm Robert in's Wort; „und das gäbe eine schöne Mesalliance. Weißt Du, was eine Mesalliance ist? Mesalliance ist eine Vermälung zwischen Feuer und Wasser, die sich so lange gegenseitig verzehren, bis sie sich auf den letzten Funken und den letzten Tropfen glücklich verzehrt haben. Reizt Dich's schon nach der unsterblichen Asche, die dann zu guter Letzt übrig bleibt?! — Und ein Engel sagst Du? Einen Engel kann man bewundern, wenn er schön geschnitzt, gemeisselt, gemalt oder gezeugt ist, man kann ihn auch, wenn man Lust dazu hat, profaner Weise küssen, wie und wo man will ꝛc. ꝛc., er wird sich vermöge seiner hingebenden und aufopfernden Natur nicht dagegen sträuben, — aber nicht heiraten. Lehrt nicht die Erfahrung, die mater sapientiae, wie man so ein Mädchen, Engel genannt, heiratet, daß ein Teufel in der Ehe daraus wird? Und zwei Teufel können doch nicht in einer Ehe-Hölle herrschen! Gestehe Karl! Ist das nicht so klar wie der Verstand der alten Veronika, der, nebenbei gesagt, seit dem Sturzbad etwas lichter geworden zu sein scheint?"

„Robert, Du bist ja heute förmlich eine Taschenformat-Ausgabe von Isidor," versetzte Karl, von Roberts wildem Feuer angesteckt. „Sag' mir aufrichtig: wo würdest Du den Reichthum an Phrasen hernehmen, wenn du nicht ein gutes, das ist, diebisches Gedächtniß hättest."

„Was ich habe," entgegnete Robert mit sarkastischem Lächeln, „hab' ich allerdings von Isidor, wie Du; aber

Digitized by Google

unter Freunden ist Eigenthum Diebstahl! Verstehst Du? Fühlst Du den zweischneidigen Dolch? Doch Du bist zu meiner großen Freude wieder Klotz, da ist noch Hoffnung auf Besserung, und ich will Dir gleich den Puls fühlen und mit radikalen Mitteln aufwarten. — Wie wär's, wenn wir dem Plane, den wir auf der Reise gefaßt, getreu, doch nach Amerika auswanderten und die beweglichen Güter des Onkels mitnähmen? Er hat ja an den liegenden genug."

„Kerl," entgegnete Karl, dem die Augen bei ihrer Begegnung in Einer Idee freudig erglänzten; „Du bist in mein Gehirn eingebrochen und hast mir diesen Gedanken, der drinnen im geheimsten Winkel verborgen war, heraus gestohlen!"

„Daraus kannst Du schon sehen," bekräftigte Robert mit triumphirender Miene, „was ich für solche Dinge für ein Ingenium habe! Ist es mir schon gelungen, eine so unschätzbare Idee aus Deinem tüchtig verschlagenen Kopf heraus zu kriegen, wird es uns auch gelingen, den schätzbaren, wenn auch spröden Mammon des Onkels für uns einzunehmen, oder deutsch gesprochen: ihn aus der versperrten Truhe mit den Fingern herauszulocken."

„Aber von der Idee bis zur That ist oft ein weiter, halsbrecherischer Weg," meinte Karl.

„Bald und sicher zurückgelegt," versicherte Robert mit einer geheimnißvollen Miene: „wenn ihn acht von derselben Idee beschwingte Füße mit gleichem Schritt unternehmen."

„Acht Füße?" wiederholte Karl staunend und nicht begreifend und zog Robert an sich: „Sprich leiser, Jemand kommt."

Da pochte Gabriele an die Thüre und rief: „Aber Karl, wo bleibst Du so lange? Der Vater schläft nicht und ruft nach Dir."

Die Zwei mußten das Gespräch abbrechen und in den Garten folgen, wo Alle, insbesondere aber zwei Tassen Café ihrer harrten. — Um Karls Ruhe war es wieder einmal geschehen, die acht räthselhaften Füße tanzten in seinem Kopf herum und nahmen ihm allen Raum darin sich zu fassen und in die Spiele einzugehen, die bald der Pfarrer, bald der Onkel, bald die Tante und Gabriele vorgeschlagen hatten. Seine Mißstimmung nahm mit jeder Viertelstunde zu, mit ihr aber auch die zärtlichste Besorgniß seiner Umgebung. Hundert Fragen wurden wegen seines Befindens an ihn gerichtet, man erschöpfte sich in Vermuthungen. Wie lästig wurde ihm die allseitige Liebe, die ihn früher, noch am Morgen, so beseligte! Er wollte mit Robert allein sein, — das halb enthüllte Geheimniß reizt immer mehr, als das ganze — aber was er auch zu diesem Zwecke vorschützte, war nur geeignet, seine Gesellschaft zu vermehren. Klagte er über momentanes Unwohlsein, das ihn wol, wenn es länger anhalten sollte, nöthigen werde, sich auf sein Zimmer zu begeben, drohte die Tante mit ihrer ganzen Hausapotheke und ihn selbst in die Cour zu nehmen; schlug er wegen seines Angegriffenseins einen weitern Spaziergang vor, in der Voraussetzung, derselbe werde Allen viel zu weit sein, versicherte der Onkel, eingespannt sei gleich, und er werde mitfahren, und bei dieser Gelegenheit die dortigen „verlorenen Posten," er meinte die entferntesten Grundstücke, besichtigen. Kurz, man ließ Karl nicht aus, und schloß sich mit seiner zunehmenden Düsterkeit mit um so größerer Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit an ihn. So zart und zahlreich auch die Beweise von Liebe waren, die ihm Onkel, Tante und Gabriele unaufhörlich gaben, so fühlte doch Karl seit dem Wiedersehen Isidors, daß seine dortige Existenz bereits sammt der Wurzel aus dem gesegneten Boden gerissen war. — Glücklich aufathmend als er mit Robert endlich nach vielen peinlichen Stunden auf sein Zimmer kam, rief er: „Heute habe ich zum Erstenmal und hoffentlich auch zum Letztenmal die Qual empfunden, mit Liebe überschüttet zu werden, und dieselbe nicht erwiedern zu können! Hätte nie geglaubt, was das für eine niederdrückende Last ist! Nun habe ich aber auch keine Ruhe mehr hier. — Was ist es mit: die acht Füße? — Ich denke, wir brechen mit dem Nächsten auf!"

„Leise! Leise!" flüsterte Robert: „Die Veronika hat Ohren! — Du sprichst aus meiner Seele — mit Nächstem brechen wir auf — — doch leise — die Veronika hat Ohren!"

„Was träumt Dir?" frug Karl ganz verblüfft.

„Was?" erwiederte Robert mit gedämpfter Stimme: „Ich sage Dir: Die Veronika scheint mir die einzige Kluge hier im Hause, und narrt uns Alle! Weißt Du, für was ich sie halte? für nichts Geringeres, als für eine neue Spezies privilegirter Denunzianten. — Und wie nun nichts so tief bedeckt die Erde, daß es nimmer sichtbar werde, so schleicht sie seit heute Mittag uns auf Schritt und Tritt nach, lauert geschäftsgemäß auf jede unserer Mienen, und hat sich so bei mir verrathen. — Was wettest Du? Ich setze meinen Kopf, und das ist mein ganzer Baarvorrath, gegen Deinen leeren Säckel, daß sie jetzt draußen vor der Thüre horcht, — gehe hinaus und überzeuge Dich selbst."

In demselben Augenblick schlug etwas an die Thüre. Karl öffnete — — und zu Beider größtem Schrecken stand die Veronika auf der Schwelle, ihre Augen rollten wie feurige Schlangen in der Nacht, und sie schrie, daß es am Gange wiederschallte: „Der Teufel! Der Teufel!"

Beide vor Angst ergriffen und von der gräulichen Erscheinung auf's unheimlichste berührt, schlugen eiligst die Thüre wieder zu, und sperrten sich ab. Todtenbleich sahen sie sich eine lange Zeit an. Endlich brach Robert das Schweigen: „Siehst Du?" lispelte er.

„Wer das geahnt hätte!" versetzte Karl und starrte unaufhörlich voll Bangniß auf die Thüre.

„Ich! Ich! Ich!" raunte ihm Robert in das Ohr. „Für heute Taubstummeninstitut. Wir gehen zu Bett. Morgen mit dem Frühesten führe ich Dich in ein Haus ein, dort sollst Du die höchst romantische Bekanntschaft mit den acht Füßen machen. Sollst über dieselben Deine Freude haben! Wenn uns die nicht flott machen, bleiben wir auf uns beschränkt hier im Sumpfe stecken!"

„Aber nur das Eine," frug Karl ganz verdutzt: „Warum gerade acht Füße?"

„Warum?" flüsterte Robert mit unterdrücktem Lachen: „Weil wir mit acht krummen Füßen nicht vom Fleck kämen. Uebrigens, da wir uns bei der wichtigen Affaire in Acht nehmen müssen, darum erachtete ich auch acht Füße für nothwendig. —"

„Und wem gehören sie?" drängte Karl voll Neugierde.

„Nun, damit Du Einmal verstummest," antwortete Robert: „Uns und unseres Gleichen, — zwei Wilddieben. —"

(Schluß im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Der Fortuna-Ball.

Humoristische Faschingserinnerung von J. Krebs.

In dem Provinzialstädtchen Kiksburg sollte zur Fasching ein glänzender Ball veranstaltet werden. An der Spitze dieses Unternehmens stand ein gewisser Herr von Pipperwitz, ein bewegliches jugendliches Männchen mit blonden Locken, der von den mäßigen Zinsen seines Vermögens lebte. Es gab aber in Kiksburg ein Damenkränzchen, welches allen guten Ton in Pacht zu haben sich das Ansehen gab. An der Spitze dieses Kränzchens stand die Frau Kreisphysikus Meliſſe, die immer großartige Cafés gab und die gute Gesellschaft des Nestchens damit an sich fesselte. Diese Dame hatte sehr triftige Gründe zur Verhinderung des beabsichtigten Balles. Es war ihr zugetragen worden, daß Herr Michael v. Pipperwitz, der ihr vor einiger Zeit beträchtlich die Cour machte, mit der blassen Tochter des Steuereinnehmers auf dem Balle zusammentreffen wolle; daß die Vergißmeinnicht-Augen dieser Steuer-Emma, wie das Mädchen in dem Städtchen hieß, ihr, der reifen Schönheit, den goldgelockten Pipperwitz weggefischt hätten, und sie loderte Rache. Sie setzte alle Schinken, Würste und Speckseiten ihrer Rauchkammer, alle rothwangigen Winteräpfel ihres Fruchtkellers, alles feiste Federvieh des Hofes in vermittelnde Bewegung, um die ersten Würdenträgerinen von Kiksburg für sich und damit gegen den bevorstehenden Ball zu stimmen, den Herr von Pipperwitz nach Wiener Manier mit einer gewissen geheimen Hoffnung „Fortuna-Ball" zu nennen beliebte. Es war der Guten aus Grundsatz alles das widerwärtig, wozu sie die großen Händchen nicht zuerst geboten hatte, oder was nicht unter ihrer nachgesuchten Begünstigung entstehen sollte. Es gährten dann in ihr stets so viele aufrührerische Gefühle, als sie Blatternarben oder wenigstens schlechte Zähne besaß. Sie konnte insbesondere glückliche Liebes- und Eheverhältnisse nicht leiden, weil sie ihr so dumm und hausbacken vorkamen; und sie ruhte nicht eher, als bis sie schadenfroh den langen Sperrhaken, von dem ein gewisser Schriftsteller Jean Paul spricht, in die munter und richtig gehende Lebensuhr eines ihr bekannt gewordenen Pärchens gesteckt hatte. Sie bedurfte überhaupt der Klatscherei und des Skandals zu ihrem geistigen Wohlbefinden ebenso unabweislich wie des Sauerstoffs in der Luft zum Athmen. Der Herr Kreisphysikus Doktor Meliſſe war, trotz seinem Alter, kein ärztlicher Tausendsasa. Er war als bartloser Jüngling einst dem Barbierbecken entlaufen, als der Krieg viele Pflasterschmierer nöthig machte, und hatte sich da durch seine Geschicklichkeit im kunstgerechten Schneiden und Zerfleischen zum wirklichen Feldscheerer aufgeschwungen. Er wußte sich dann Gönner zu erwerben, wodurch nach der Heimkehr aus dem Felde ihm eine Reise nach Berlin und die Erlangung des Doktorhutes mit Berechtigung zur Praxis möglich wurde, insofern diese damals noch ohne die lästige Staatsprüfung mit dem Doktortitel allein verbunden war. Das Glück war ihm ferner günstig; er wurde mit seiner auffallenden langhaarigen Erscheinung und groben Manier bald ein hochverehrter und vielgesuchter Bauerndoktor, und endlich Kreisphysikus in Kiksburg. Mit seinem Herzen ging es ihm, wie manchem andern vielbeschäftigten Junggesellen. Er wandte in schwachen Viertelstunden seine geheimen Gefühle der schlau berechnenden Haushälterin Anna zu und machte, halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Nothwendigkeit, die ihn beherrschende fette Kreuzspinne zu seiner Frau, welche mit ihrem ordinären Naturell einer alten Köchin jetzt die gebildete Dame spielte. Mit ihrem unsinnigen freigebigen Aufwande hatte sie, wie schon bemerkt, sich einen gewissen Anhang im Städtchen verschafft, den sie wegen des zu verhindernden Balles jetzt bei einem wirklichen geheimen Café, nebst ungrischem Ausbruch und Preßburger Zwieback versammelte. Zu diese große Zusammenkunft hatte, außer ihrem kleinen Adolf, auch nicht ein männlicher Rockflügel Zutritt. Adolf war ein hübscher vierjähriger Junge im schwarzen Sammtröckchen, dessen Schafsgesicht keine Verrätherei befürchten ließ.

Das Kiksburger Damenkränzchen war schon hinlänglich auf die Absicht der Madame Doktorin vorbereitet und zur Mitwirkung bearbeitet. Nach einem kurzen Eingange ging die Gastgeberin mit einer feierlichen Anrede auf die Anwesenden los. Sie war sich eines großen Eindrucks von vornherein sicher bewußt, und sprach mit der Wärme einer edlen Seele! Sie setzte auseinander, wie abgeschmackt ein solcher Ball sei. Sie, die Sprecherin, hoffe dabei von den wahrhaft gebildeten Damen dieses Kreises: sie würden, im Einflusse auf ihre Gatten und sonstigen verwandten Personen, ein Unternehmen zu vereiteln wissen, was schon wegen seines Mangels an Großartigkeit lächerlich, oder wegen seiner gemischten Gesellschaft „unfrequentabel" sein müsse. — Mehr besiegt durch das wirklich delikate, von der ehemaligen Köchin geschmackvoll dargebotene Abendessen als durch die Gründe der jetzigen Doktorin, traten die anwesenden Damen zu der weltbedeutenden Verschwörung zusammen, daß der Ball des Herrn von Pipperwitz durchaus nicht stattfinden solle.

Die Frau Doktorin wußte mit ihren groben Händen die Fäden ihrer Umtriebe fein genug zu spinnen; Herr Michel von Pipperwitz indessen ließ sich dadurch nicht abschrecken. Wie auf den Flügeln der Morgenröthe flatterte er dahin, von Haus zu Haus des Städtchens, von Dorf zu Dorf der Umgebung, und wußte dort unter ansehnlichen Bürgern und Beamteten, hier unter Amtleuten und Förstern, soviel von seinen Freunden aufzutreiben, daß der ansehnliche Hauptsaal Kiksburgs dadurch gefüllt zu werden versprach. Aber auch die Bemühungen der Frau Meliſſe ruhten nicht, und da dem besonnenen Fortschritte der Ballangelegenheit selbst nicht mehr unmittelbar wirksam entgegen zu treten war, so wollte sie sich wenigstens ein paar herrliche Späße dabei machen, wie sie sich ausdrückte. Ihre harten Züge strahlten dabei vor boshafter Freude. Sie war die Pathe des jüngsten Würmchens des Gastwirths „zur silbernen Krone," wo der Ball stattfinden sollte; sie war überhaupt die Gönnerin dieses Hauses und ihr Einfluß daselbst allmächtig. Mit Hilfe des Restaurateurs wollte sie einen mittelbaren und einen unmittelbaren Witz ausführen, was ihr jetzt anziehender erschien, als die Verhinderung des Balles selbst, für den der Wirth mit schriftlicher Zusicherung bereits den Saal überlassen hatte.

Digitized by Google

Das Gasthaus „zur silbernen Krone" war nah und fern den Reisenden als eine Anstalt bekannt, wo nach einer tiefdurchdachten Einrichtung die Hungrigen ohne Rindfleisch, die Durstigen ohne Bier und Wein, die Hilfsbedürftigen ohne Bedienung, die Schmutzigen ohne Waschwasser und die Müden ohne Schlaf blieben. Denn in den Grau in Grau schimmernden Betten übten die Wanzen eine so absolute Alleinherrschaft aus, daß nicht eine homöopathische Verdünnung vom Schlummer über die Augenlider des Reisenden schleichen konnte, und er nach einigen Stunden sich aus den klumpigen Federwogen rothgesprekelt wie eine Forelle erhob. Unglücklicherweise war dies Gasthaus, welches maliziöse Berichterstatter in den Zeitungen „zur Dornenkrone" nannten, das einzige und privilegirte in Kilsburg, und die hier eintreffende Menschheit mußte sich die herrschende Einrichtung gefallen lassen, wie weiland in dem gleichnamigen Gasthause zu Freiwaldau unterm Gräfenberge. Soviel nur beiläufig. Der Wirth selbst war übrigens ein Greis von achtundzwanzig Jahren, dessen dunkelblonde Perrücke so vortrefflich gearbeitet war, daß man auf seine eigenen Haare hätte schwören mögen, wenn ihre Fülle nicht mit den eisengrauen Falten der Liederlichkeit auf seinem Gesichte in einem boshaften Widerspruche gestanden hätte. Dieser Mann, der sich auch als Stadtkoch unterfertigte, war außerdem Bürgergardenkapitain, und ein großer Jubel für die Kilsburger Jugend, wenn er bei dem Aufzuge zu dem Pfingstschießen sein klapperndes Gestell auf den einäugigen Grauschimmel seines Stalles schwang. — Seine Frau war vom Schicksal ebenso zum Studium des menschlichen Knochenbaues präparirt. Sie hatte gleichsam einen Mund zwischen zwei Ohren, und in der Gegend, wo des Weibes magische Hemisphären sich hätten befinden sollen, war es öde und trostlos wie in der Lüneburger Haide. Sie hielt übrigens fünf Fuß, fünf Zoll drei Strich preußisches Maß und sah aus wie eine leidende Tugend. Daß dieß nicht bloße Affektation war, könnte der Nachtwächter des Viertels bezeugen, welcher um jede Mitternachtsstunde ihr durchdringendes Geschrei vernahm, sobald ihr Ehemann mit ihr wegen der Unterlassungssünden seines Gasthauses ins geheime Gericht ging, den Urtheilsspruch in kräftigen Schimpfworten und Fuhrmannsflüchen aussprach, und zugleich in weitschallenden Ohrfeigen, geräuschlosen Kopfnüssen und vertraulichen Fußtritten vollstreckte. — Hoch und schlank wie zwei Fischreiher standen der Kronenwirth und seine Frau jetzt hinter dem leuchtenden Schanktische, als der sogenannte Fortuna-Ball eröffnet worden war. Es war für die zu erwartende Gesellschaft indeß Alles ganz dürftig berechnet. Eine große Babe war der Hauptgegenstand der wirthlichen Tafelherrlichkeiten und schützte gleichsam wie ein vorgeschobenes Festungswerk, rechts eine Schüssel voll italienischen Salats, sowie einige bescheidene Teller voll Schlagwurst, Schinken und Butterbrödchen. Ein feister limburger Käse machte sich dann noch neben einem kleinen Aale und seinen dienstlichen Citronenscheiben breit, und hinter ihnen zischte anmuthig die Spiritusflamme unter einem goldblechenen funkelnden Wasserbehälter zu Punsch und Grog, während ein Berg von Pfannkuchen auf der äußersten Linken den malerischen Vorgrund bildete. — Mit Besorgniß sah dabei das wirthliche Ehepaar die Gäste im Saale beständig wachsen und berechnete schon vertraulich den Zeitpunkt, wo bei dieser ungehofften konsumirenden Menge die paar vorhandenen Speiseportionen wie das Reich des heidnischen Eroberers Dschingis-Chan von der Erde verschwunden sein würden. Das aber war der mittelbare Witz der Frau Melisse, daß sie die Möglichkeit eines so starken Ballbesuches verneint und den Kronenwirth vor einer großen Einrichtung gewarnt hatte, da sie aus guter Quelle wisse, die meisten Unterzeichner würden, in Folge einer Uneinigkeit mit dem Unternehmer, nicht erscheinen. Als die Ballzeit herannahte, kaufte übrigens die Frau Doktorin, der es bei solcher Gelegenheit auf zehn Thaler nicht ankam, sämmtliche Küchenvorräthe des Städtleins mit boshafter Eilfertigkeit zusammen. Denn sie glaubte in ihrer feinen Menschenkenntniß, der Ballgesellschaft keinen empfindlichern Streich spielen zu können, als wenn sie dieselbe in einen gänzlich nahrungs- und kuchenlosen Zustand versetzte.

Der Saal hatte sich gefüllt, und der Tanz eröffnete sich mit der herkömmlichen, alterthümlichen und langweiligen Polonaise, bei der noch manches überlebte Paar seine Rechnung, und vielleicht sogar eine jugendliche Aufwallung findet. Nach der Auflösung der letzten Tanzfigur gruppirten sich noch vollständiger die hausbackenen Familienkreise und rosenrothen zärtlichen Liebespaare. Unter diesen befand sich auch Herr von Pipperwitz zweien Damen gegenüber. Die eine war die schon erwähnte Stener-Emma, eine hübsche Blondine von jugendlich-kräftiger Gestalt und frischem Geist und Gemüth. Sie war durchaus nicht so mondscheinbefliffen, wie Frau Melisse meinte, und angelte nach keinem Anbeter derselben, am wenigsten nach Herrn von Pipperwitz. Denn schon seit Monden verlobte sie sich feierlich einem jungen braven Apotheker, und dieser befand sich nur deßhalb nicht auf dem Balle, weil er zu einem reichen Onkel gereist war, um ihn zum Ankaufe einer in der Nähe verkäuflichen Apotheke zu bewegen, deren Verwaltung zunächst sein selbstständiges Auskommen begründen sollte. Die andere Dame war ein etwas reifgewordenes Fräulein von Span aus einem alten Geschlecht.

Fräulein Theodora war der letzte weibliche Zweig des Geschlechts und Besitzerin eines Vermögensrestes von zehntausend Reichsthaler in Pfandbriefen, welche ihren spätsommerlichen Reizen für viele männliche Augen noch Jugendfrische genug verliehen. Man überlegte dabei: Sie ist elternlos und majorenn! Sie kann mit ihren Pfandbriefen durchaus dem Zuge ihres Herzens folgen, ohne daß ein grämlicher vorsichtiger Vater, Oheim oder Vormund seine Nase in die Sache steckt. Die erlangte Mündigkeit aber ist der zweite Zeitraum, wo ein begütertes Mädchen, wenn es nicht gerade eine Vogelscheuche ist, interessant wird, und doppelt interessant, wenn das Vermögen nicht in Hypotheken oder anderen schwerfälligen Sicherheiten besteht, sondern in Pfandbriefen oder verzinslichen Staatspapieren. So dachte auch Herr von Pipperwitz, obschon man ihn in der Fähigkeit des Denkens sehr verdächtigte und Witzlinge sogar seinen Blondkopf einen leeren unerforschlichen Raum nannten. Freilich war Herr Michel unschuldig an der Erfindung der Schießbaumwolle; auch die paradiesischen Träume aus der Einathmung des Schwefeläthers hatten ihn nicht zum Urheber. Er hätte schwerlich die erste Idee von der ersten Eisenbahn gehabt und würde in der zweiten Kammer zu Berlin sicher eine traurige Figur gemacht haben. Allein er war doch immer ein Mann, und zwar ein schlanker jugendlicher Mann; er trug einen blonden Schnurr- und Kinnbart, auch einen Siegelring und besaß, wie Fräulein von Span, ebenfalls

Digitized by Google

zehntausend Thaler in Pfandbriefen. Fräulein von Span aber war ein vernünftiges Mädchen, was schon daraus hervorgeht, daß sie ihren alten Adel unter diese bürgerliche Gesellschaft mischte. Sie dachte an das lockende Bibelwort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," und an das Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern!" Sie folgerte nun bei einer Verbindung mit Herrn von Pipperwitz, daß ihr und sein Vermögen, auf Hymens Altar niedergelegt, zwanzigtausend Thaler ausmachen würde, was nun ganz hübsche vereinigte Zinsen abgäbe.

Ueberdies hatte Theodora eben einen Mops begraben lassen, der Michel hieß, und ihr Herz bedurfte eines entsprechenden Ersatzes. Eigentlich aber hatte sie dieses Herz nur zum Spaß, während ein scharfer Verstand und äußerst bewegliches Zünglein bei ihr vorherrschten und sie zu einer stets fertigen Spötterin machten. Deßhalb gerade fand sie einen solchen blondgelockten Haubenkopf, wie Herrn von Pipperwitz, zum Gegenstand ihrer täglichen Uebung und ihrer Unterhaltung sehr geeignet, denn sie haßte gewissermaßen die geistreichen Männer. Herr Michel also bewarb sich nicht um die volle frische Rose Emma, wie Frau Melisse argwöhnte, sondern um die herbstliche Georgine mit den zehntausend Thalern. Der Verdacht war daher entstanden, daß er des Steuereinnehmers Familie oft besuchte, um das ziemlich hübsche Fräulein von Span dort anzutreffen und ihr seine Gefühle durch Wort und Blick so interessant wie möglich zu präsentiren. So hatte er sich heute schon als begünstigter Ritter Theodorens der Familie des Steuereinnehmers anschließen können, mit welcher Jene beim Balle erschien.

Pipperwitz tanzte mit Theodoren gleich einem Zephir im „Fortunafrack," wie er bedeutungsvoll sein neues Ballkleid nannte; aber für einen Andern von weniger hartgesottener Natur hätte die glänzende Nacht an Theodorens Seite eine gar zu herbe Prüfung seiner Gefühle enthalten, besonders wenn er ihnen mit so viel Pfandbriefen Gewicht geben konnte, wie Pipperwitz. Die unzarten trockenen Spöttereien und barocken Einfälle des Fräuleins von Span, welche ihre eigene Person nicht verschonten, waren endlos, und überschritten so sehr alle gewöhnliche Rücksicht gegen den geschmeidigen Bewerber, daß sie offenbar eine Feuer- und Wasserprobe seiner Eselstugend Demuth bilden sollten.

„Wissen Sie, Pipperwitz, weshalb ich mich zur Heirat mit Ihnen entschließen könnte?" fragte Theodora.

„Ich würde in diesem Falle so glücklich sein, daß ich die Ursache davon gar nicht wissen möchte," erwiederte Michel, sich tief verneigend.

„Sie sollen aber gerade einmal ein denkender Mensch sein, der stets nach der Ursache seiner Erfahrungen fragt," entgegnete mit halb zornigem Blicke das Fräulein.

„Nun ich bitte um die Gnade, mich die Ursache meines möglichen Glückes wissen zu lassen, da ich sie nicht errathen kann," sprach Jener.

„Das Nachdenken ist doch einmal Ihrer Natur so zuwider, daß eine solche Frage ihrem Verstande gleichsam Daumenschrauben anlegt," versetzte die Dame. — „Nun denn, ich wäre im Stande Sie zu heiraten, weil Sie so gar nichts in der Welt zu thun haben und folglich mir und meinem Dienste ungetheilt angehören können."

„Ja, ich würde dies für meinen süßesten Beruf halten, und schätze meine Befähigung hierzu so hoch wie ein Königreich," bemerkte Michel mit erhabenem Ausdrucke.

„Ich habe Ihnen schon von meinem Mops erzählt, der die Ehre hatte, Ihren Namen zu tragen," fuhr die impertinente Quälerin fort. „Das behagliche Thierchen hatte, wie Sie es wollen, auch nichts in der Welt zu thun, als mir zu gefallen; indeß wollte es mir doch bisweilen vorkommen, als habe es einen Anflug von Gedanken, ja sogar von Charakter. Michel knurrte, wenn ich ihm das vorgesetzte Zukkerbrod wieder wegnahm, oder ihm in übler Laune einen Fußtritt gab."

„Ich werde niemals knurren, meine göttliche Gnädige!" versicherte der Bewerber feierlich.

„Sie wollen also den Hundcharakter noch an Charakterlosigkeit übertreffen?" war Theodorens hohnlachende Frage.

„Nicht doch, wenn ich zu widersprechen wagen darf," entgegnete Pipperwitz mit großer Ernsthaftigkeit. — „Ich will dem ritterlichen Charakter unbedingter Ergebenheit treu bleiben, welchen Sie, meine Dame, von so edler Geburt, von so hoher Gesinnung, großem Verstande, großer Schönheit und —"

„Ungeheurem Vermögen verdienen, nicht wahr?" ergänzte die Spötterin. „Nein, es geht mit Ihnen über allen Spaß. Sagen Sie mir aufrichtig, ist das feierliche Schafsgesicht, welches Sie bei solchen Betheuerungen machen, wirklich Ihr eigenes, oder sind Sie ein schlauer Fuchs Herodes, der auf dem Balle allein und zwar nur für mich eine Maske tragen will?"

Pipperwitz lächelte unbeschreiblich albern, indem er einen schweigenden zärtlichen Ausdruck versuchte, und fragte gedehnt: „Wie so?"

Das männlich geartete Fräulein hätte ihm hierauf noch länger ihre Malice vom gröbsten Korne ins Gesicht geworfen; allein ein zufälliger Blick auf die sogenannte kleine Gallerie des Saales brachte sie wenigstens von der bisherigen Richtung ab und ließ sie halblaut ausrufen: „Ach, theuerster Ritter, sehen Sie doch dort oben das Mondkalbgesicht der Frau Doktor Melisse! Ich kenne kein Gesicht, welches mir so köstlichen Spaß macht, wie diese rothgeschwollene Tulpe. Es ist mein eifriges Studium, so oft ich diese Frau sehe. Betrachten Sie geneigtest das grünliche Katzenauge, wie es auf die wogenden Massen des Saales herabschielt und dabei den grobstolzen Ausdruck um den breiten Mund, daß sie die Vornehme spielen und sich nicht mit den Leuten hier im Saale vermischen will. O Donna Anna, erhabene Küchenfürstin! wie beneid' ich Dich um Deine Taille, die einer Fleischerfrau Ehre machen würde, indem ich „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle" auf meine eigene stiefmütterlich ausgestattete Figur blicke."

Sie hatte laut genug gesprochen, um von einer feinohrigen Nachbarin gehört zu werden. Augenblicklich erhob sich das kleine Bürgermädchen, welches von Frau Melisse immer gutbezahlte Beschäftigung in weiblicher Schneiderei nebst Kaffee und Kuchen erhielt, wenn sie auch von ihr dabei abgeschmackt wie ein Kindermädchen behandelt wurde. Sie hielt es für eine Pflicht der Dankbarkeit, der Frau Doktorin die rohen Bemerkungen des Fräulein von Span Wort für Wort gleich auf die Gallerie zu tragen. Daher eilte sie hinauf, und nicht lange, so schossen lange grünliche Zornblitze der Frau Melisse auf die bekannte freche Spötterin herab,

Digitized by Google

welche sich noch lachend an dem breiten gemeinen Gesichte der Doktorin ergötzte. Doch die Zeit der allgemeinen Rache war näher, der Ball war bis zum Cotillon vorgerückt und bald arrangirte sich der magische Tanzkreis mit der öffentlichen Wahlfreiheit der Damen. Da drängte sich ein rosiger Kellnerbube an den Tanzmarschall und flüsterte ihm einige Worte zu. Dieser war ein schlanker junger Förster mit einem gewaltigen schwarzen Kinnbarte und unternehmender Haltung. Er sah dem Buben erstaunt ins Gesicht, griff dann mechanisch in die Tasche und drückte ihm ein interessantes Achtgroschenstück in die Hand. Der Bube verschwand, der Vortänzer gab das Zeichen zum Beginne der Musik und warf dabei einen verstohlenen Blick auf die kleine Gallerie, wo Frau Melisse mit ihrem Parteischwarme thronte. Der Tänzerkreis setzte sich in Bewegung. Plötzlich aber ließ der Tanzmarschall die Musik wieder schweigen. Niemand wußte, was dies bedeuten solle. Er aber durchbrach rasch den Kreis und schlüpfte wie ein Aal die kleine Treppe zu Frau Melisse empor. Mit honigsüßen Worten bat er sie, mit ihm den Cotillon zu eröffnen; aber stolz und grob beklagte sie sich über solche Zudringlichkeit und wandte sich von ihm ab.

„Sie müssen, göttliche Frau!" rief er; „Alles rechnet darauf. Sie müssen die Königin und der Schmuck des Balles werden, und sollte ich Sie frevelhaft dazu zwingen!" — Dabei legte er geschickt ihren fetten Arm in den seinigen und wollte sie fortziehen.

Frau Melisse riß sich mit wüthender Geberde los; ein leises Lachen rollte schon durch den Saal, wo Alles nach der Gallerie blickte. Um die Szene nicht vollends zum Skandale werden zu lassen, suchten die Freundinen der sich Sträubenden sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und drängten sie dem unerwarteten Tanzbewerber entgegen. Ach die Guten ahneten das Geheimniß nicht, um dessenwillen die Dame sich so mannhaft gegen den Tanz wehrte! Von der kraftvollen Tänzerhand entschlossen fortgezogen, und hinten bestürmt von ihrer Suite, mußte sie endlich fürchten, die Treppe hinabzufallen, und ergab sich in ihr Schicksal. Kaum hatte der kecke Tanzmarschall Frau Melisse im Saale, und die Musik war auf seinen Wink wieder losgegangen, als er den Arm um ihren Leib schlang und durch den geöffneten Tänzerkreis mit ihr wie ein triumphirender Rasender in dessen Mitte hineinwirbelte. Da knallte es rechts, da knallte es links unter den behenden Füßen; immer toller und regelloser stampfte und riß der Tänzer die erschrockene Furie auf allen Punkten der Mitte umher, und wie Rottenfeuer krachte es fortwährend wunderbar unter allen Schwenkungen der seltsam erzwungenen Tanzpartie.

Zwischen Staunen, Neugier und Lachlust getheilt standen noch die angetretenen Tänzer und die Menschenfülle des Saales, als die geheimnißvollen Knalltöne schwächer wurden und der teufelmäßige Tänzer mit der Perle von Kiksburg endlich aus dem Kreise hinauswirbelte. Er wollte sie dankend wieder auf die Gallerie begleiten; sie aber riß sich los und stürmte zur Saalthür hinaus, wohin ihr Anhang in fluchtähnlicher Eile folgte.

Den Schweiß von dem freudestrahlenden Gesichte wischend, trat der Tanzmarschall wieder ein und löste in der Mitte des Saales, während dieser auf seinen Befehl gefegt wurde, mit lauter Stimme das Räthsel. Die mit wirklichem Knalleffekt hinausgetanzte Frau Doktorin hatte sich ein boshaftes Späßchen vorgenommen und der Kronenwirth sollte es ausführen helfen. Dieser beauftragte einen kleinen Kellner, kurz vor dem Beginn des Cotillons eine gewisse Quantität Knallerbsen in des Saales Mitte zu streuen, und fügte unvorsichtig hinzu, daß die Frau Doktorin ihn dafür belohnen werde. Der Junge aber hatte von Frau Melisse einmal eine Ohrfeige erhalten, und war ihr spinnefeind. Er weigerte sich des heimtückischen Dienstes, schon um deßhalb und dann aus Furcht vor dem schlechten Lohne, den er im Entdeckungsfalle eintragen konnte, während der Verrath des Anschlags eher auf ein sicheres Trinkgeld rechnen ließ. Frau Melisse übernahm nun selbst die Ausführung des ihr unvergleichlich scheinenden geheimen Witzes, verschwieg ihn aber ihrer Umgebung. Darauf hatte der Tanzmarschall gehofft, und sie nun genau beobachtet. Da er sah, wie sie beim Beginn der Musik die verhängnißvollen Erbsen unter allerlei verbergenden Stellungen in den Saal warf, stand sein Entschluß fest, sie selbst um jeden Preis auf die geschehene Weise zum allgemeinen Plaisir dienen zu lassen und somit zu bestrafen. Der launige Bericht über den Kern des Vorganges verbreitete ungeheuere Heiterkeit im Saale. Bald war der Cotillon wieder geordnet, und rauschte von Neuem mit seinen beflügelten Reihen durch den Saal. Pipperwitz führte mit Fräulein von Span den großen Rundtanz in neuen glänzenden Touren auf, und als er nach einer reichlichen Stunde zu Ende war, versicherte ihm alle Welt, man habe sich köstlich amüsirt.

Nun begann die Alles erquickende Ballpause. An rasch herbeigetragenen Tafeln schaarte sich Paar an Paar zu materiellen Genüssen aller Art. Auch die Familie des Steuereinnehmers mit der frischen blauäugigen Emma nahm eilig Platz, und zwar neben Herrn von Pipperwitz mit Fräulein von Span. Der Erstere sorgte mit unermüdlicher artiger Geschäftigkeit für Speisen und Getränke; allein die Möglichkeit blieb weit hinter seinen Wünschen und Bemühungen zurück. Es zeigten sich nämlich bald die Folgen der Maßregeln von Frau Melisse. Die vorhandenen geringen Speisevorräthe waren bei dem Andrange einer solchen Menge in wenig Minuten vergriffen, und um Mitternacht nicht leicht wieder zu ersetzen. Der Wirth zur silbernen Krone aber gehörte zu den unerschütterlichen Seelen, welche kleinliche Geldvortheile gern einer erhabenen Idee opfern. Er war mit Frau Melisse eng verbündet, er hatte ihre Schmach gesehen. Es galt, ihr wenigstens mit der Ausführung ihres mittelbaren Witzes — mit dem Mangel an Speise und Trank — Genugthuung an dieser Gesellschaft zu verschaffen! Daher machte der Wirth, ungeachtet der Vorwürfe der Gäste, nicht die geringste Anstalt zur Wiederausstattung seines geleerten dürftigen Schanktisches, hinter dem er wie ein steinernes Standbild stehen blieb, und höchstens mit hämischer Miene die Achseln zuckte. Während Herr von Pipperwitz sich um einige Schinkenschnittchen und eine Schale voll Miserere — wie man den Häringsalat nannte — ritterlich durch die hungrige drängende Menge bis zu seiner Dame geschlagen hatte, war insbesondere der Pfannkuchenberg schon den Weg alles Irdischen gegangen; denn auf etwa zweihundert Personen waren nur ein viertelhundert Stück gerechnet, mithin hatte jedes anwesende Menschenkind nach gleichmäßiger Vertheilung einen Achtel-Pfannkuchen in Anspruch zu nehmen. Nur ein einziger lag noch auf der Schüssel, der letzte seines hier untergegangenen Geschlechts. Er lächelte Herrn von Pipperwitz so wehmüthig einladend an, daß

Digitized by Google

dieſer ſich in plötzlicher Rührung ſchnell ſeiner bemächtigte und das kleine braune Bäckergeſchöpf behaglich ſelbſt verzehrte, ſtatt es ſeiner Dame anzubieten. Fräulein von Spans ſcharfes Auge hatte dieſen frevelhaften Mangel an ritterlicher Selbſtverleugnung bemerkt. Tieftrauernd trat von Pipperwitz an ſie heran und meldete auf ihre ſehnſüchtige Frage nach Pfannkuchen, daß von ihnen nur eine leere Schüſſel übrig geblieben ſei.

„Das iſt doch recht fatal," rief ſie mit erkünſteltem Aerger; „ich habe gerade jetzt eine unbezwingliche Paſſion auf Pfannkuchen. Eilen Sie, fliegen Sie, mein galanter Ritter dieſes Balles! ſchaffen Sie mir Pfannkuchen um jeden Preis, hören Sie! Und wenn es nur einer iſt, der heutige letzte von Kiksburg!"

„Aber ich ſchwöre Ihnen, Gnädige, es iſt —"

„Wie, Sie bedenken ſich!? Nichts iſt eifriger, wahrer Liebe unmöglich. Unter ihren Zaubertritten ſprießen Blumen aus nackten Felſen; warum nicht auch Pfannkuchen aus dem Felſenherzen eines Gaſtwirths!"

„Aber, mein Gott, ich weiß in der That nicht, daß der Mann die Pfannkuchen in ſeinem Herzen verborgen hält," entgegnete Michel betreten, da ſein Gewiſſen wegen des verzehrten letzten Pfannkuchens nicht rein war.—Er verſicherte vielmehr, daß in ganz Kiksburg auch nicht ein einziger mehr zu haben iſt.

„Und wie dann, mein Herr, wenn ich nun in meinem mädchenhaften Eigenſinn von dem Beſitze des letzten Kiksburger Pfannkuchens in dieſer Stunde meine ſogleich mit Ihnen zu vollziehende Verlobung abhängig machte?" fragte Theodora mit liſtiger Miene.

Pipperwitz war außer ſich. — Das hübſche, verſtändige, wohlhabende, wenn auch quäleriſch launenhafte Mädchen mit einem einzigen Pfannkuchen zu gewinnen, war wol eine Hauptrundreiſe in den Bäckerläden Kiksburgs werth. Er rannte fort, dieſen verhängnißvollen Pfannkuchen ſich um jeden Preis zu verſchaffen, und ſollte er ihn friſch backen laſſen müſſen.

Als er zur Thüre hinaus ſtürzen wollte, begegnete ihm ein junger Mann, der einen wunderſchön gerundeten, bräunlich glänzenden und ungewöhnlich großen Pfannkuchen auf einem kleinen Präſentirteller trug. Pipperwitz blieb in freudiger Verſteinerung vor ihm ſtehen. „Sie haben noch einen Pfannkuchen!" rief er aus. „Das iſt gewiß der letzte in ganz Kiksburg! O, überlaſſen Sie mir den Pfannkuchen! Ich zahle Ihnen jeden Preis dafür."

„Mit nichten, mein Herr!" ſagte Jener. „Ich handle nicht mit Pfannkuchen, und dieſer iſt mir erſt recht um keinen Preis feil, denn er hat eine ganz eigenthümliche Beſtimmung. Allein Sie können mir einen außerordentlichen Gefallen erzeigen, wenn ſie dieſen Pfannkuchen ſogleich dem Fräulein Emma, des Steuereinnehmers Tochter, überreichen wollten."

„Ich habe zwar nur wenig Zeit, indeß — geben Sie her; ich will es übernehmen," erklärte Pipperwitz und nahm dem jungen Manne den Teller aus der Hand.

Das Gedräng an der Thüre war indeſſen um Beide her groß geworden. Kaum hatte Michel einige Schritte mit dem Pfannkuchen gethan, ſo entfiel ihm dieſer, in Folge eines derben Rippenſtoßes. Er bückte ſich darnach, und auch der Teller entfiel ihm nun, der unter den Fußtritten der Andrängenden bald in Scherben zerklirrte. Der Arme ſchrie kläglich nach ſeinem Pfannkuchen, welcher ihm in dunkler Hoffnung ein Unterpfand ſeines Glückes zu ſein ſchien. Als er wieder aufblickte, ſah er den Pfannkuchen von einer andern Hand, die ihn aufgehoben, hoch empor getragen. Er drängte ſich dahin durch; das Ziel ſeines Strebens verſchwand wieder, kam dann in ſeiner Nähe abermal empor, und jetzt griff er in die räuberiſche Fauſt. Der Inhaber ſträubte ſich; der Pfannkuchen entfiel ihm und Michel ſuchte eifrig darnach.

Da rief vom erſten Tiſche Theodorens ſchadenfrohe Stimme: „Haben Sie ihn?" Und Michel antwortete freudig: „Ja ich hab' ihn. Seien Sie nur ruhig, ſein Sie nur ganz ruhig; ich habe den Fuß darauf!"

Ungeheures Gelächter erſchallte ringsum. Es gelang Herrn Pipperwitz endlich die Wiederbemächtigung des Pfannkuchens, und er trug das arme zerquetſchte Weſen jetzt im Triumphe zu der Gebieterin, die ſich vor Lachen die Seiten hielt. „Mein armer, treuer Ritter!" flüſterte Theodora gutmüthig, indem ſie ihm die Hand reichte — „ja Sie ſind der Ehemann nach meinem Herzen. Sie haben die Bedingung gelöſt, wenn auch ihr Gegenſtand ungenießbar geworden iſt. Auf den Genuß des letzten Pfannkuchens kam es nicht an, und ſo willige ich in unſere Verlobung!"

„Tauſend Dank, mein gnädiger Abgott; ſo iſt es ein wirklicher Fortuna-Ball geworden, den ich in froher Ahnung im Voraus ſo getauft hatte," erwiederte der Glückliche, ihre Hand küſſend, — und, ſo Theodorens ſicher, fiel ihm ein, daß ja der Pfannkuchen eigentlich an Emma adreſſirt war. Er legte ihr das verhängnißvolle kleine Weſen vor und ſagte ihr, auf welche Weiſe er dazu gelangt wäre. „Er hat mich, für den Fall eines glücklichen Ausganges, auf eigene Art mit der Nachricht davon überraſchen wollen," ſprach Emma ſinnend vor ſich hin. — „Sollte das — —"

Sie zerpflückte den Pfannkuchen; eine vergoldete Nuß fiel heraus, deren räthſelhafter Inhalt bald in einem ſaubern Briefchen vor ihr lag. Sie entfaltete es mit vor Freude zitternden Händen und las Folgendes:

„Triumph, Geliebte! Es iſt gelungen; mein Onkel kauft die Apotheke; ich werde ſie verwalten, und in ſechs Wochen iſt unſere Hochzeit, welcher der gütige Schöpfer unſeres Glückes beiwohnen will. Bald iſt an Deinem Herzen

Dein Hugo."

„O wäre er doch ſchon da!" ſeufzte die Erregte, indem ſie die Freudenbotſchaft an den wogenden Buſen drückte.

„Hier iſt er ſchon, geliebtes Herz!" ſprach es hinter ihr, und Hugo ſtand vor ihr und küßte zärtlich ihre Hand.

Emma und ihre Eltern jubelten. Pipperwitz und Theodora erfuhren die Bedeutung der Pfannkuchenfüllung als Schickſalserfüllung der Liebenden, und ſtimmten theilnehmend ein. Jener aber hatte einen erhabenen Gedanken, ergriff das gefüllte Champagnerglas und ſprach feierlich: „Es lebe auch für mich und meine Braut der heutige letzte Pfannkuchen!"

Digitized by Google

Feuilleton.

Vaterländische Dichter.

Uffo Horn.

Uffo Horn wurde am 18. Mai 1817 zu Trautenau in Böhmen geboren. Sein Vater, ein intelligenter, allgemein geachteter Mann, hatte mit Auszeichnung als österreichischer Soldat gedient und erhielt, nachdem die auf dem Schlachtfelde erhaltenen Wunden ihn nöthigten, dem Waffendienste zu entsagen, zur Belohnung seiner Verdienste nach dem Frieden von 1815 den Haupttabakverlag in der k. k. Leibgedingstadt Trautenau. Unsers Uffo erste Erziehung war von Seiten des Vaters eine soldatisch-strenge, während die Mutter, als schöner Gegensatz, die Bildung des kindlichen Herzens besorgte. Kaum vier Jahre alt, wurde Uffo in die Schule seiner Vaterstadt und in einem Alter von sieben Jahren schon nach dem Kleinseitner Gymnasium in Prag geschickt, wo der reichtalentirte Knabe, trotz des Verbotes bezüglich der Aufnahme von Kindern unter zehn Jahren, doch aufgenommen wurde. Schon hier sprach sich eine entschiedene Neigung für schöne und freie Künste aus, namentlich war es das Auswendiglernen von Gedichten, was den Knaben sehr anzog und worin ihn die später bis zur Bewunderung gesteigerte Gabe des Gedächtnisses unterstützte. Vorzüglich fesselte ihn das Studium der Geschichte. Horn war damals der Lektüre mit aller Leidenschaft ergeben, er las vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht; in dieser Epoche wurde der Grund zur Belesenheit und den literar-historischen Kenntnissen des Dichters gelegt, deren Bedeutenheit selbst seine ärgsten Feinde nicht in Abrede stellen können. Horn verrieth zugleich ein bedeutendes Schauspielertalent, und besaß alle äußeren Mittel, — eine edle, imposante Gestalt, ein schönes, kräftiges Organ, voll Schmelz und Elastizität, — um ein großer Mime zu werden. — In seinem achtzehnten Jahre schrieb er sein erstes Drama „Horimir," ein Seitenstück zu Egon Eberts „Ezelmir," in Folge einer Wette binnen acht Tagen. Das Stück wurde vom Publikum günstig aufgenommen. In diese Zeit fälle auch seine literarische Verbindung mit dem Schriftsteller Prof. W. A. Gerle, mit dem er zwei Lustspiele: „Die Vormundschaften" und „der Naturmensch" schrieb, deren ersteres den Cotta'schen Lustspielpreis erhielt und auf den meisten Bühnen Deutschlands heimisch wurde. Zwei in die Thätigkeit des frühesten literarischen Wirkens von Horn fallende Gedichte verdienen eine Erwähnung, weil sie zur Erkenntniß und Achtung seines lyrischen Talentes viel beigetragen haben. Das eine ist ein Aufruf an die Frauen zur Verherrlichung Schillers, das andere eine Verherrlichung jener Amnestie politischer Verbrecher, welche Se. Maj. Kaiser Ferdinand bei seiner Thronbesteigung den damals kompromittirten Italienern ertheilte. Beide hatten eine ungewöhnliche Theilnahme des Publikums erregt. 1837 trieb Horn das geschäftigere literarische Treiben und die Absicht, seine juridischen Studien dort zu vollenden, nach Wien. Sein Organ für Geselligkeit, der unverwüstliche Humor und die glänzende Gabe der Rede hatte dem jungen Manne in der Residenz die besten Blätter, die ersten Salons und zuletzt auch — den politischen Kerker auf einige Tage geöffnet. Lembergs „Telegraph" und Saphirs „Humorist" zeigten zumeist die poetische Tragkraft von Horns Genius. Manchen Diamant warf der sehr schnell produzirende Poet damals in die Fluth der Tagesliteratur, manche Perlenthräne von lyrischer Klarheit und Unmittelbarkeit aus dem innersten Herzen. Darin hat es Horn den anderen Lyrikern immer zuvorgethan, daß seine Lieder ein reiner aus dem Herzen sprudelnder Quell waren. — Der Umgang mit Löwe und andern ausgezeichneten Gliedern des Hofburgtheaters warf ihn wieder in die Bahn des dramatischen Schaffens. Da entstand ein fünfaktiges Schauspiel „Benvenuto Cellini" und wurde — in einer tollen Laune in's Feuer geworfen; da entstand ein Lustspiel „Molière," das für das Burgtheater bestimmt, auf Hindernisse stieß; dasselbe Schicksal hatte ein zweiaktiges Trauerspiel „Der Rabbi von Prag" und der schon damals, wenn auch nicht in der Form der spätern Herausgabe, vollendete „König Ottokar." Großartige Bruchstücke waren die beiden Gedichte „Rizzio" und „Camoens," letzteres die gelungenste Gefühlsmalerei, mit glühenden Farben und in prunkend prächtiger Sprache geschildert. — Indem Verhältnisse der überschäumenden Dichternatur Horns enge Grenzen zogen, und er sich auch hie und da literarisch zerwarf, wandte er Wien und der Heimat den Rücken und reiste nach Deutschland, wo er sich später in Hamburg niederließ. In diese Zeit fällt auch der berüchtigte Federkrieg mit Saphir wegen Dame Hertha.

In Hamburg verkehrte Horn häufig mit Gutzkow, widmete ein herrliches Lied dem Gedächtniß Karl Follens, seine meiste Thätigkeit aber der Publizistik und Kritik. Hier in Hamburg verlebte er schöne, glückliche Tage, aber das ungestüme Wesen des Poeten, der sich in allen Gegensätzen erschöpfte, trieb ihn bald wieder in die alten Kreise der Heimat zurück. Horn war inzwischen durch sein ausgezeichnetes Talent und seine männlich-schöne Persönlichkeit in ganz Deutschland bekannt geworden; er wollte sich nun eine kurze Zeit Ruhe in der Heimat gönnen, aber sein lebhafter Geist warf sich zugleich auf ländliche Minne und Ortspolitik. Da gab's nun keine Angelegenheit der Brangerechtigkeit, kein vergilbtes Dokument zum Beweise eines alten Stadtrechts, um die er sich nicht thatkräftig gekümmert hätte. Indeß auch diese Richtung seiner Thätigkeit nach einer dem Dichter gewöhnlich so fremden Seite hin hatte ihr Fruchtbringendes, den Horn bereicherte dadurch sein spezielles Fachwissen, das keinem Poeten etwas schadet, und überdieß durchdrang sogar dieser Geistesimpuls einen Theil seines poetischen Wirkens, wie dies in Betreff des herrlichen Gedichtes der Fall war, das er an den damaligen Bürgermeister der Stadt Prag, Appellationsrath Müller bei Gelegenheit seiner Erhebung in den Ritterstand geschrieben hatte. Dies Gedicht hat eine echt männliche Würde und zeigt von einer stolzen Bürgerlichkeit, wie man sie in solch idealer Art aufgefaßt wol selten finden wird. Auch sein „Ottokar" enthält eine Masse historisch-juridischer Thatsachen. Sein ländlicher Aufenthalt wurde wie natürlich durch mehrtägige Ausflüge nach Prag unterbrochen, wo er sich den Genüssen, welche eine größere Stadt bietet, mit voller Seele hingab. Doch ein solches Leben drohte die geniale Kraft zu zersplittern; da war es denn unter seinen vielen Freunden besonders der kunstsinnige, hochverdiente Kreisrath P. A. Klar und dessen geistreiche Gemalin, welche ihn auf eine geregeltere Bahn zu lenken vermochten. So war es die Konzeption der so tief lyrisch empfundenen herrlichen „Lieder eines Blinden," was gewissermassen durch Klar und für Klar geschah. — In den Wintermonaten des Jahres 1843 u. 1844 hielt Horn Vorträge über deutsche Literatur, welche auch von Damen zahlreich besucht waren, die ein auf andern Hochschulen damals schon längst überwundenes Vorurtheil zum ersten Male niederkämpften. — 1845 machte unser Schriftsteller in Gemeinschaft mit dem ausgezeichneten Kompositeur und verdienstvollen Direktor des Konservatoriums Kittl eine Reise nach Italien und durch die Schweiz, welche manche wunderschöne poetische Blüthe trieb. Nach seiner Rückkehr verlegte er das Drama „Ottokar," das man die vollste, schönste und reichste Frucht vom Prachtbaum seine Muse nennen kann, und das drei Auflagen erlebte. Im Oktober 1846 verließ Horn Böhmen, um wieder einige Zeit in den bewegteren literarischen Kreisen Leipzigs und Dresdens zu verweilen, und die Herausgabe seiner Gedichte vorzubereiten. In diese Periode fiel auch eine unglückselige Duellgeschichte mit A. v. Ramberg, einem jungen Maler in Dresden. Horn stand in freundschaftlicher Beziehung zu ihm, und Ramberg lieferte kurz vorher, über Klar's Ersuchen, dessen Porträt für die „Libussa," welches auch wir benützten. Horns Arm wurde durch einen Pistolenschuß sehr stark beschädigt, und er litt viel, ehe die Wunde vollends heilte. Im März 1848 entfernte er sich gegen Ehrenwort — für die auf das Duell gesetzte Arreststrafe auf Requisition gestellt zu werden, aus Dresden, um in sein Vaterland Böhmen zurückzukehren. Horns feuriges Gemüth mußte sich natürlich der politischen Sachlage des Vaterlandes zuwenden, er mißbrauchte jedoch nicht seine ausgezeichnete, jugendliche Köpfe nur zu leicht entflammende Rednergabe zu unlauteren Zwecken, sondern rettete sich zeitig genug aus dem Strudel der unglückseligen Zeitfluth. 1850 trieb's ihn nach Schleswig-Holstein, wo er, an einer im Kampf erhaltenen Wunde krank darniederliegend, von zarter Frauenhand liebevoll gewartet und gepflegt wurde. Nun hält sich Horn zumeist in seiner Vaterstadt Trautenau auf, und dürfte wol binnen Kurzem wieder mit einer größeren Schöpfung seines reichen Genius vor die Oeffentlichkeit treten.

Horn ist als lyrischer wie als dramatischer Dichter eine hervorragende Erscheinung; seine Lieder sind klar, einfach, durchdrungen von einem frischen, gesunden Gefühl und gesungen mit einer Form-

Digitized by Google

Digitized by Google

Marquis de Talleyrand.

Digitized by Google

vollendung und einem prächtigen Wohllaut der Sprache, wie sie von den deutschen Dichtern der Gegenwart nur wenige besitzen, und die, zumeist seine Sprache, an den majestätischen Redestrom Schillers erinnert. Es ist sehr zu bedauern, daß Horn das Drama, wofür er die vorzüglichste Begabung zeigt, nicht fleißiger kultivirt. Seine neuesten dramatischen Arbeiten sind „Katharina Cibo" und „die Prätendentin," welche von dem Dichter noch immer unter Schloß und Riegel gehalten werden. Noch müssen wir seines Werkes „Böhmische Dörfer" erwähnen, das mit frischem, wenn auch zuweilen derbem Humor, und seltener gründlicher Kenntniß böhmische Zustände schildert.

Adolf Pichler.

(Mit dem eulogr. Porträt.)

Adolf Pichler, k. k. Universitätsprofessor zu Innsbruck und Ritter der eisernen Krone, wurde am 4. September 1819 zu Erl im Unterinnthale geboren. Für seine früheste Entwicklung wurde wenig Sorge getragen, aber der Geist und das Gemüth des Knaben entwickelten sich herrlich am Busen der Mutter Natur, und der Charakter des Jünglings entfaltete sich stark und frisch und kerngesund innerhalb der Berge seiner schönen Heimat. Sein Vater, ein nicht hochgestellter Beamte, konnte für seinen Sohn, der das Gymnasium und die Universität zu Innsbruck mit vorzüglichem Fleiße besuchte, nur sehr wenig thun. Da ihm nach beendetem philosophischen Lehrkurse die Mittel fehlten, dem Studium der Medizin, wozu ihn seine Vorliebe für die Naturwissenschaft hinzog, sich zuzuwenden, so ließ er sich vorläufig als Hörer der Rechte einschreiben. Aber dem feurigen jungen Dichtergeist konnten die trockenen juristischen Disziplinen nicht behagen, und er wandte sich mit allee Liebe den schönwissenschaftlichen Fächern, besonders der Aesthetik, der deutschen und romanischen Literatur, ferner der Botanik zu. Nach zwei Jahren wurden ihm von einigen Freunden die Mittel zur Reise nach Wien geboten, um daselbst Medizin zu studieren. Dies war im Spätherbst 1843. Hier in der Kaiserstadt fand der Geist und rastlose Forschungstrieb des jungen Tirolers, der später eine Privatlehrersstelle annahm, den reichsten Stoff. Bald trat er auch in freundschaftliche Beziehungen mit dem Dichter Hebbel, sowie auch mit Frankel und Seidl. 1846 erregte Pichler mit seinem ersten Buche „Frühlieder aus Tirol," einer Liedersammlung mehrerer junger Tiroler Poeten, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums. Als 1848 die Wogen des italienischen Aufstandes von allen Seiten hereinbrachen, vereinigten sich die in Wien anwesenden Tiroler Studirenden und Künstler zu einem Zuge gegen die Feinde des Vaterlandes; Pichler wurde von ihnen zum Hauptmann gewählt; der greise Held Hasplinger begleitete die muthige Schaar als Feldpater, und sie bestand zwei Gefechte mit den Lombarden. Pichler erwarb sich auf diesem Zuge die besondere Zufriedenheit des Militärchefs und wurde später von Sr. Majestät dem Kaiser mit dem Ritterorden der eisernen Krone ausgezeichnet.

Nun lebt Pichler als öffentlicher Lehrer an der Innsbrucker Universität, geachtet von seinen Amtskollegen, geliebt von seinen Schülern, in ununterbrochener Thätigkeit. Seine „Lieder der Liebe" und seine „Legenden" zählen zu dem Besten, was die deutsche Poesie in Oesterreich in den letzten Jahren geliefert. Seine neueste Arbeit war ein Trauerspiel „der letzte Römerkönig," worüber sich die geachtetsten Kunstrichter bereits sehr beifällig ausgesprochen haben.

Pichler ist das Prototyp eines männlich-schönen Deutschen; breitschulterig, dabei schlank und hochgewachsen, mit tiefliegenden, blitzenden blauen Augen und herrlichem, goldgelocktem Haare. — Er ist unstreitig eine der bedeutendsten Intelligenzen unseres Gesammtvaterlandes. Er hat sich zur modernen Bildungshöhe erhoben, dabei aber die naive Kraft des Sohnes der Berge in sich bewahrt und kann daher jungen Talenten, welche so oft in Verweichlichung untergehen, zum kernhaften Muster dienen.

Vaterländische Künstler.

Moritz von Schwind.

(Mit dem lithogr. Porträt nach einer Originalzeichnung.)

Einer der hervorragendsten deutschen Maler und eine Zierde unseres Vaterlandes (er ist ein geborner Wiener) ist Moritz von Schwind, der echte Humorist unter den Künstlern. Er hat sich durch zahlreiche Werke einen dauernden Namen erworben, z. B. die Bilder zu Tiecks Gedichten in der Residenz in München. Seit längerer Zeit beschäftigen ihn die Entwürfe zu den Fresken, die er im Auftrage des Großherzogs von Weimar in der Wartburg ausführen wird, und eben jetzt hat er ein reizendes Werk vollendet, „Aschenbrödel," das die allgemeine Bewunderung erregt. Ein Cyklus von 19 Bildern entfaltet sich vor unsern Augen; vier Hauptscenen treten uns zunächst entgegen, ausgeführt innerhalb der Form länglicher aufgerichteter Rechtecke, dann vor, zwischen und hinter ihnen in der mittleren Höhe einmal in mehr quadratischer Gestalt fünf zu jenen hinleitende Nebenscenen, und über ihnen fünf analoge Zeichnungen aus Amor und Psyche's Geschichte in einem Anklang an den pompejanischen Styl, unter ihnen (den Mittelbildchen) fünf reliefartig angedeutete Scenen aus dem Dornröschen. Die neben diesen hingelagerten Musikanten und die Gegenstände der Hauptbilder erinnern daran, daß Schwind sich das Ganze ursprünglich als Decoration eines Ballsaales gedacht hat, und in der That wüßten wir auch nichts, was sich besser eignen könnte, wenn man einmal so welt wäre den Schmuck künstlerischer Schönheit dem Pomp kostbarer Stoffe vorzuziehen. Die einigende Idee, welche das Ganze beseelt und die Haupthandlung zweifach wiederspiegelt, ist die endliche Anerkennung und Verherrlichung der wahren Schönheit selbst, nachdem sie lange Verkennung, Leid und Dienstbarkeit getragen, und wie Uhland einmal im Dornröschen die deutsche Volkspoesie erblickte, so könnte man die deutsche Malerei in dem Werke eines jenem Dichter vielfach verwandten Malers sehen, ohne daß hier im Geringsten eine Allegorie beabsichtigt wäre, statt deren kalter Gedankenblässe uns vielmehr überall das frohmuthige warmblutige Leben freudig anlacht.

Das erstere kleinere Aschenbrödelbild beginnt damit, daß das holdselige Kind im schlichten Gewand einer der zum Ball geschmückten Schwestern einen rothen Schuh anzieht; die Rolle des Schuhs in der Entwickelung des Mächens ist damit angedeutet, und es summt uns Goethe's Vers im Ohr: „Es gehört mehr zum Tanz als rothe Schuh." Das erste große Bild zeigt uns das Haus des deutschen Ritters, der in der Hohenstaufenzeit nach Italien gekom-

Digitized by Google

men ist, dort sein deutsches Weib verloren, und für sein Töchterlein eine wälsche Stiefmutter, eine Witwe mit zwei Töchtern, erheirathet hat, so faßt der Künstler die Familienverhältnisse, damit Aschenbrödel die jüngste Schwester und doch das Kind einer frühern Ehe sei. Wir stehen vor dem Hause des Ritters, die wälschen Töchter werden mit Sänften und Maulthieren zum Feste abgeholt, während Aschenbrödel vom Balcon hinweg in die Küche gewiesen wird, und im obersten Stock Burschen und Mägde um den Weggang der Herrschaft erwarten, um sich auch beim Klang des Tamboreins im Reigen zu schwingen. Dann (auf dem fortleitenden kleinern Gemälde) erscheint die wohlwollende Fee hinter dem bekümmerten deutschen Kinde, das mit seinen beiden Tauben Erbsen und Linsen auslieft. Im strahlenden weißen Gewand erscheint nun die blonde Jungfrau zwischen ihre Schwestern tretend im glänzenden Saal, und der Königssohn ist sofort huldigend vor ihr auf's Knie gesunken, während sein Hofnarr auf den Rücken des Hofmeisters springt, um die Schöne besser in's Auge zu fassen, und unter dem blumengeschmückten Kronleuchter pfeilschießende Amoretten einherschweben. Dann tritt der Thürmer auf, um die Mitternachtsstunde zu blasen, und dadurch anzudeuten, daß die bestimmte Zeit für Aschenbrödel vorüber ist; sie wird auf dem dritten großen Bild von der Fee durch die Mondnacht oben in der Luft entführet, während der ihr nacheilende Königssohn nur den ihrem Fuß entfallenen Schuh auf den Stufen der Gartentreppe findet. Wir sehen ihn dann auf dem Zwischenbilde über den Schuh träumend sitzen, während dem Narren und dem weisen Hofmeister der Gedanke kommt mittelst des Schuhs den passenden Fuß zu finden. Das vierte große Gemälde zeigt eine Schaar, die der Standarte folgt, nach deren Inschrift die Jungfrau Königin werden soll, welcher der Schuh paßt, und zwischen den Säulen des Vaterhauses steht Aschenbrödel holdselig im schlichten Gewand den Fuß niedersenkend, den sie eben beschuht hat, während hinter ihr die Schwestern knieen, deren Füße zu groß befunden worden. Nächst dem Bräutigam ist Niemand frohes als der alte deutsche Reitknecht, der die Jungfrau aus der Verborgenheit herausgezogen, während ihr Vater sehr neugierig verwundert sich horizontal über den Balkon hängt, und die in Ohnmacht sinkende Stiefmutter eine gar köstliche divergirende Linie mit ihm macht. Im Hintergrund erscheinen Musikanten, unter ihnen Schwind selber, wie er sein Lieblingsinstrument, das Violoncello, mit inbrünstigem Eifer streicht. Den Schluß der drei kleinen Bilder macht oben Amor, der die betäubte Psyche erweckt, in der Mitte Aschenbrödel und ihr Gemal, wie sie die Fee im Mondschein ihr Glück spinnend erblicken, unten im rosentragenden Dornenkranz das Relief des erwachenden Dornröschens; ganz in der Ecke des Rahmens hockt der Narr und betrachtet sinnend einen Pantoffel, als ob dessen Regiment von dieser wunderbaren Geschichte datirte.

Mit sicherer Hand hat Schwind aus der Märchenpoesie dasjenige herausgegriffen, was sich mit Formen und Farben aussprechen läßt, und eine solche Fülle von Humor, einen solchen Reiz der lieblichsten Gestalten, solche Anmuth der Bewegungen und des Ausdrucks entfaltet, daß man stets von Neuem von vorn anfangen möchte das Werk zu betrachten, da uns immer neue Schönheiten offenbar werden. Es ist einmal wieder die rechte freie Heiterkeit der Kunst, es ist ein Abglanz von der reinen Freude des schaffenden Künstlergeistes, womit uns dieser herrliche Bildercyklus erquickt; und wenn ich früher einmal von Schwinds Cartons für den Landgrafensaal der Wartburg sagte, sie verglichen sich den trefflichsten historischen Volksballaden, so kann man jetzt behaupten, daß die Poesie des deutschen Volksmärchens mit ihrem romantischen Zauber, ihrer Gemüthsinnigkeit und ihrem naiven Humor niemals so vollendet, so duftig klar gemalt werden, als es hier geschehen.

Emmerberg bei Wiener-Neustadt.

(Mit der lithographirten Abbildung.)

Wiener-Neustadt, an historischen Erinnerungen überreich, breitet sich am Steinfelde, in's Gevierte gebaut, aus. Vor der Stadt steht eine steinerne Kreuzsäule, die Herzog Leopold der Biedere 1384 durch Meister Michael von Neustadt errichten ließ; am 4. September 1452 wurde an dieser Säule der junge Ladislav dem Grafen von Cilly übergeben. Der Babenberger Leopold VI. war's, der nach der Vereinigung Steiermarks mit Oesterreich Neustadt (zwischen 1192 und 1194) gründete; Friedrich der Streitbare wurde 1211 in Neustadt geboren. 1234 kam der ritterliche Minnesänger Ulrich von Lichtenstein in phantastischer Pracht gen Neustadt, das erstemal als Königin Venus, das zweitemal als König Artus, und fröhlich und ehrenreich empfing ihn daselbst der junge Fürst von Oesterreich. 1237 erklärte Kaiser Friedrich II. Neustadt durch eine goldene Bulle zur freien Reichsstadt, doch wankte die Stadt darum in ihrer Treue gegen den geächteten Herzog nicht. 1246 brachte Heinrich, der treue Schreiber, die Leiche seines in der Ungarnschlacht an der Leitha von Frangipani erschlagenen Herrn, Friedrichs des Streitbaren, nach Neustadt; von dort wurde sie nach Heiligenkreuz zur Ruhestätte abgeführt. In die Veste Neustadt flüchtete sich die Kaiserwitwe Elisabeth mit ihrem nach des Vaters Tode gebornen Söhnlein Ladislav; auf der Zugbrücke des Wienerthores, das in der Nähe des vormaligen Posthauses stand, focht 1452 der riesige steirische Ritter Andreas Baumkirchner, ein zweiter Horatius Cocles, für den Kaiser Friedrich, ein Einzelner gegen den Andrang zahlreicher Feinde. Im Bürgerkriege nach Ladislavs Tode barg das „allezeit getreue" Neustadt abermals jenen Friedrich, dem seine Gemalin Eleonore von Portugal daselbst am 22. März 1459 den Erben seiner Würden Maximilian, gebar. In der Neuklosterstiftskirche, die einen von Friedrich für die Dominikaner bestimmten herrlichen Flügelaltar aus dem 15. Jahrhunderte besitzt, steht das schöne steinerne Mausoleum der Kaiserin Eleonore. In der Kirche der Burg (welche zu gleicher Zeit mit der Stadt entstand und 1752 durch Maria Theresia in eine Militärakademie umgestaltet wurde) befindet sich ein steinernes Standbild Kaisers Friedrich, ruht Kaiser Maximilian I. vor dem Hochaltar, zu seinen Füßen sein treuer Sigmund von Dietrichstein; die Fenster prangen mit kostbaren niederländischen Glasgemälden. Die übrigen denkwürdigen Ereignisse in der Geschichte Neustadts sind drei Belagerungen durch Mathias Corvin und durch die Türken. 1567 wurde Johann Friedrich von Sachsen von Wien nach Neustadt in ewige Haft gebracht. Er blieb daselbst bis 1596, wo er nach Steyer abgeführt wurde; seine Gemalin Elisabeth, sein Geschick mit führender Treue theilend, starb zwei Jahre vor ihm zu Neustadt. Die Reformation fand zu Ende des 16. Jahrhunderts Eingang in Neustadt, aber dem damaligen Bischof Melchior Klesel gelang es, dieselbe wieder zu unterdrücken. Am 30. April 1671 wurden Peter Zrinyi und Franz Frangipani als Hochverräther in den Höfen des bürgerlichen Zeughauses enthauptet. — Bei Neustadt endet der Schifffahrts-Kanal, dessen Bau 1797 begonnen und 1803 vollendet wurde; seine Länge erstreckt sich auf 8 Meilen, seine Tiefe mißt 4—6 Fuß, seine Breite 16 Fuß, er hat 52 Schleußen und sein Fall beträgt 55°.

Humor, Scherz und Laune.

Die literarische Sündfluth unserer Tage. Ein antediluvianisches Capriccio.

Und die Erde war wüste, und das Theater war leer, und die englisch-französische Flotte schwebte auf dem Wasser.

Und mehrere Leute sprachen: Es werde Licht! Aber es ward doch nicht Licht.

Und Gott schied das Licht von der Finsterniß. Das Licht war also früher mit der Finsterniß verheiratet. Die Finsterniß ist ein sehr schönes Frauenzimmer, die Nacht ist ihr Gewand, die schwarzen Wolken sind ihre Locken, die Sterne sind ihre Augen und der selbstleuchtende Schnee ist ihr Nacken. Aber wenn ihr Herr Gemal, der Tag, sich ihr nähert, so wird sie roth und verschwindet über alle Berge. Und wenn sie drüben ist über allen Bergen, da denkt sie nach, was sie für einen herrlichen Mann hat und faßt Reue und schleicht sich Abends auf der andern Seite wieder herauf. Aber so wie sie kommt und winkt, wird der Mann roth und macht sich davon, und die Finsterniß steht wieder trauernd allein! So geht es immer fort, ein ewiges „Fangemandl" um den Erdball herum, keines erwischt das andere und die beiden Leute können nicht glücklich werden.

Deshalb hat der liebe Gott für gut befunden, Licht und Finsterniß für geschieden zu erklären. Letztere ist aber nach der Scheidung sehr leichtsinnig geworden und steht nicht im besten Ruf. Wenigstens hört man sehr häufig von „Kindern der Finsterniß" reden.

Es ist gar kein Wunder, daß es so wenig glückliche Ehen auf Erden gibt, denn schon die Schöpfung der Erde begann mit lauter Scheidungsprozessen. Auch das Trockene wurde von dem Flüssigen geschieden.

Als diese beiden Elemente noch mit einander lebten, war es ein schmutziger Haushalt, aber ein recht friedlicher. Ein Sumpf hat

Digitized by Google

EMMERBERG.

Digitized by Google

Digitized by Google

weder Erdbeben noch Stürme zu bestehen. Aber dieser innige Bund mußte doch aus Gesundheitsrücksichten aufgelöst werden, weil er nur Dunst, Nebel und andere ungerathene Kinder erzeugte. — Als Licht und Finsterniß geschieden waren, wichen sie doch einander aus; das Wasser aber läuft am Festland vorüber, als ob sie sich gar nichts angingen! Man sagt sogar, sie gäben sich noch heimliche Rendezvous; unsere dramatische Literatur soll ja ein Absteigequartier sein, wo man das Flüssige des Dialogs und das Trockene der Handlung ganz dicht neben einander sehen kann.

Und Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Wol das älteste Dementi, das die Isolirungspolitik erfahren hat.

Es ist bekannt, daß Frau Eva aus einer Rippe gemacht wurde. Unsere heutigen Ehen entstehen zwar nicht mehr aus einer Rippe, wol aber aus einem Wirbel des Mannes.

Je stärker sich die Menschen vermehrten, desto weniger wurden sie werth. „Ihr Dichten war schlecht von Jugend auf.“ Der einzige gute Dichter war damals Noah, und sein Hauptverdienst bestand darin, daß er nichts schrieb. — Keine Werke, das ist auch ein Werk!

Dieses aber ist das Geschlechtsregister der deutschen Literaten: Benedix war alt 44 Jahre und zeugete mit der „alten Jungfer“ 23 Stücke; Birchpfeifer war alt 48 Jahre und zeugete 295 Stücke; Dr. Birch war alt 52 Jahre und der zeugete gar kein Stück. Gutzkow war auch alt 44 Jahre und zeugete 18 Stücke; Mosenthal war alt 30 Jahre und zeugete 4 Stücke; und viele andere waren noch gar nicht alt und zeugeten Stücke, welche angenommen wurden.

Da sah Gott auf die deutsche Literatur und gewahrte, daß das Verderben groß wurde, daß alles Zeitungslob nur Parteisache war und daß das Publikum allen Geschmack und Geruch verloren habe. Da ergrimmte der Herr und sprach: Alles soll ersaufen von den tragischen Höhen bis hinab zur Tiefe des Humors, wo die „Untersberger Mannln“ wohnen. Vierzig Jahre lang soll es regnen Stücke und Gedichte und es sollen überall hervorschießen Bücher und Zeitungen, und es soll ein literarisches Geträtsche sein, desgleichen noch nicht gewesen ist auf Erden. Und das Ende alles Fleisches ist gekommen.

Hier hat sich der liebe Gott offenbar versprochen, denn es soll heißen: Und gekommen ist das Ende alles Geistes!

Und es gab einen einzigen guten deutschen Dichter, dessen Namen aber weiß Niemand und wir wollen ihn Noah nennen. Zu ihm sprach Gott: Baue Du ein Stück, ein deutsches Drama. Du mußt sehr viel Pech haben, innen und außen, in Deinem Vaterland und im Ausland, bis es vom Stapel läuft. Mache die Handlung nicht zu lang und den Dialog nicht zu breit, aber der Sinn des Ganzen soll tief sein, viele Ellen. Mache auch ein humeristisches Fenster daran, auf daß der Witz hineinfalle und das Ganze belebt sei von Licht und Schatten. Auch drei Böden soll die dramatische Rettungsarche haben: einen historischen Wahrheitsboden, einen moralischen Lehreboden und einen Boden im Publikum, der da bestehet aus solidem Effekt. — Wenn es Dir gelingt, ein solches Rettungsdrama zu bauen, so will ich es erheben über die Tiefe und will Dich schwimmen lassen über der Sündfluth schlechter Erzeugnisse. Die öffentliche Wässerigkeit wird aber viel Schlamm zurücklassen und der Geschmack des Publikums wird verdorben sein auf lange Zeit. Darum schick' die Taube Deines Talentes aus und laß sie fliegen, und so lange sie keinen Ort findet, sich nieder zu lassen, so lange ist es nichts. Bringt sie Dir aber den Oelzweig des Ruhmes und einen Beutel voll Geld, dann hat sich die Fluth verlaufen und es ist wieder rein auf den literarischen Gefilden.

Also ist es. Niemand aber weiß, wo und wer der Noah ist und wann die klassische Arche entstehen wird, darin man sich flüchte. Viele deutsche Dichter haben schon gebaut, haben geklopft und Lärmen gemacht und gepredigt: Ich bin's, zu mir flüchtet Euch, mein Stück ist die Rettungsarche, da müßt Ihr hineingehen! — Aber alle sind sie selbst untergegangen und bei Keinem hat der siebenfarbige Regenbogen: Goethe, Lessing, Herder, Schiller, Körner, Börne, Tiek — vom Himmel herabgelächelt.

Genre- und Lebensbilder.

Die Schuster.

Wenn man die Deutschen vorzugsweise „eine Nation von Denkern“ heißt, so geschieht dies nur darum: weil sich eine so große Zahl Schuster unter ihnen befindet, denn die Schuster sind eigentlich die Denker der Nation, ihre Philosophen, Dichter, Politiker, Gelehrten und Künstler. Man kann Dichter sein, ohne eben seine Ideen niederzuschreiben und sie drucken zu lassen; man kann als Schuster gelten, ohne mit Draht und Ahle zu arbeiten, — es genügt: einen Stiefel zusammen zu reden, zu schreiben, zusammen zu politisiren. Und darum gelten so Viele als Denker, die eigentlich nichts als Schuster sind; und weil die deutsche Nation die meisten Schuster zählt, wird sie vielleicht auch die Nation von Denkern genannt.

Wie herrlich und ersprießlich sind die Erfindungen, mit welchen uns die Schuster beglücken! Schade nur, daß dieselben selten vom „Pech“ sich trennen und selten über das „Leder“ hinauskommen! So wurden für die Pariser Industrie-Ausstellung von österreichischen Schustern angemeldet: a) Stiefel ohne Naht, b) Stiefel mit dreieckigen Zwecken, c) Stiefel mit fünfeckigen Zwecken, d) Stiefel mit Gummielastikumsohlen, e) Stiefel mit Kautschukvorschuhen, f) Gegossene Kompositionsstiefel, g) Ohne Leisten verfertigte Stiefel, h) Neue Witwenstiefel, in die kein Wasser dringen kann, i) Neue Männerstiefel, die auch als Bierkrügeln zu verwenden sind, k) Haupt-Gesundheitsstiefel. — Bald werden wir auch lesen: Stiefel, die einzige gesundheitsgemäße Kopfbedeckung; Stiefel für den ewigen Juden „Fortschritt,“ der rastlos alle Länder durchläuft, ohne sich jedoch wo lange aufzuhalten; Kanonenstiefel mit gezogenen Röhren, welche statt des bisher üblichen, schwerfälligen groben Geschützes höchst bequem und mit großem Vortheil gegen den Feind zu gebrauchen sind; Dampfmaschinenstiefel für wißbegierige Zeitungsleser, womit dieselben, wenn sie am Montag zwischen zehn und zwölf Uhr Vormittags den Redakteur der „Erinnerungen“ in Prag besuchen, bereits Dienstag im Lager der Verbündeten vor Sebastopol erscheinen, um den General Canrobert um den wahren Grund zu fragen: warum der Redakteur der „Erinnerungen“ noch immer nicht (wie er's doch seinen Lesern versprochen) interessante Kriegsereignisse mittheilt u. s. w., u. s. w.

Der Schuster könnte sich auch auf einen Vierfuß setzen, wie ein anderer Professionist, doch er thut es nicht, denn er weiß, daß die Priesterinen des Apollo von hoher Inspiration erfüllt wurden, wenn sie sich auf den Dreifuß setzten; und der Schuster will auch inspirirt werden, und darum bleibt er dem Dreifuß getreu. — Der Schuster ist bedächtig, er sticht nicht so leichtsinnig mit der Nadel darauf los wie der Schneider, und betrachtet aufmerksam das mit der Ahle gestochene Loch, bevor er den Draht durchzieht. Seine deutsche Besonnenheit — ich kann keinen Deutschen betrachten, ohne an einen Schuster zu denken — seine Gründlichkeit und Philosophie wird aber abscheulich zu Schanden, wenn er sich auf das hohe Roß der Politik setzt. Was die Schuster in der Politik Ersprießliches geleistet haben, wissen wir schon aus den Zeiten des Kaisers Albrecht I., wo sie einen Wallgraben mit Leisten ausfüllen wollten, in Folge dessen Wien viele Privilegien verlor, wovon das Sprüchwort datiet: „Wir haben dabei viel eingeschustert.“

Der Schuster ist genügsam wie der Deutsche als nationale Erscheinung, der Schuster kreditirt Vieles, ist als Lehrjunge etwas verlaut, verläugnet seinen Charakter nie, und stirbt als guter Kerl — also stets deutsch — durchaus deutsch!

Die Schneider.

Schneider müssen, wie die Dichter und alle großen Geister, ihrer Zeit immer voran eilen. Wehe dem Schneider, der im Herbst nicht schon die Modejournale für den Winter besitzt! Der Schneider gibt dem Weltgeist seine gesetzlichen Forderungen, darum führt auch die Schneiderzunft eine große Scheere im Insiegel. Verschwenden wir aber kein überflüssiges Lob zu Ehren dieser Korporation, deren Verdienst um die Civilisation so alt und so bekannt ist, wie das Sprüchwort: „Kleider machen Leute.“

Die Schneider sind gewöhnlich so choleriſchen Temperamentes, daß sich viele von ihnen jetzt schon ärgern werden, wenn sie diesen Artikel bis hieher gelesen haben werden; sie beschäftigen sich gerne mit Politik, sind stolz, jedoch nie auf ihr Metier, rechthaberisch (besonders wenn sie einer Kundschaft hinaufdisputiren: daß ihr ein verpfuschter Rock wie „angegossen“ sitzt), flink (ein geübter Schneider macht täglich 36,940 Stiche), hitzig (gewöhnlich sitzen sie in Unterkleidern bei der Arbeit) und charakteevoll, weswegen auch die Leidenschaften des Hasses und der Liebe bei ihnen ein entschiedenes Gepräge tragen. Man könnte das Mädchen glücklich preisen, das ein Schneidir anbetet, (sein Gemüth ist der edelsten Schwärmerei

Digitized by Google

fähig), wenn nicht die Othellischeste Eifersucht mit seiner Liebe gepaart wäre. Ein von seiner Geliebten betrogener Schuster trinkt eine „Halbe" Bier — und seine Glut ist vorüber; ein betrogener Schneider gießt jedoch mit der siebenten „Halben" nur immer noch neues Oel in's Feuer, ja es wird sein Rachedurst nur um so größer, je mehr er Flurben in sich aufgenommen hat.

So groß seine Liebe, so gründlich ist auch sein Haß, der sich aber gewöhnlich nur gegen seine Mitschneider kehrt, und das ist auch der Grund, warum er seinen Sohn — wenn er einen solchen hat — nie auf seine Werkbank setzt. „Der Bub' soll Alles werden," hört man ihn sprechen, „nur kein Schneider!" Gewöhnlich setzt er Alles daran, um seinen Sohn studieren zu lassen. Wir besitzen große Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, deren Väter die Nadel regierten. Die Schneiderkunst geht also nur sehr selten vom Vater auf den Sohn über, obwol deßhalb keine „Kleidermachergerechtigkeit" zu bestehen aufhört; denn ist der Schneider alt geworden, hat er seinen „Ruhm" überlebt und weiß sich in die Mode nicht mehr zu schicken, so verkauft er sein Gewerbsrecht und setzt sich in Ruhe. Stirbt er als Meister — die Schneider sterben entweder sehr früh oder sehr spät — so heiratet die Witwe einen Gesellen, dem sie als Heiratsgut das Geschäft zubringt. Die Hälfte der Schneider in Wien sind Böhmen, denn die Gesellen slavischer Abstammung ertragen alle Entbehrungen, um Geld zu sparen und sich dadurch zur Meisterschaft emporzuschwingen, während die Schneider deutscher Abstammung gewöhnlich lockere Zeisige sind und darum nur selten als Meister in die Grube fahren.

Eigentlich sollte man meinen, die gesammte Zunft stamme aus Carthago, von dessen Volk schon die alten Römer sagten: „Punica fides, nulla fides," zu deutsch:

Was der Schneider verspricht,
Das hält er nicht!

Poetisches Album.

Verrechnet.

Ein Mährlein vom Maikäfer.

Von Jos. Meßner.

Tief drin in dunkler Scholle ein Käferlein einst schlief,
Still harrend, bis die Sonne und Mailuft wach es rief:
Es träumt sich ganz behaglich drunt von der grünen Erd',
Dieweil der Nordwind droben durch kahle Wipfel fährt.
Da weckt den guten Käfer einstmals ein warmer Schein —
Er reckt die starren Glieder, reibt sich die Aeugelein,
Guckt um sich her und tummelt sich rasch aus seinem Haus:
„Juerah! der Lenz ist kommen! Juchei! der Winter aus!
Hei! und die Leute gehen im Frühlingspaletot — —
Rings nicht ein Flecken Schnee mehr —" wie ist der Käfer froh!
Er putzt sich seine Hörner und summend fängt er an
Gar lustig seine Lenzfahrt durch Feld und Wiesenplan;
Und als es Abend wurde, da setzt der Käfer müd'
Sich auf ein Zweiglein nieder und summt ein Schlummerlied — —
O weh! du armer Käfer, was hast du dir gedacht?
Es ist ja Schnee gefallen die ganze lange Nacht!
Ach — bis zum wahren Frühling da haben wir noch weit — —
Was fängst du armes Närrchen jetzt an im Sommerkleid?
Es hat der Schnee, der böse, sein Bahrtuch weiß und kalt
Rings rundum ausgebreitet auf Flur und Feld und Wald,
Und auch dein warmes Zeltchen hat er dir ganz verschneit —
Ach, bis zum wahren Frühling da haben wir noch weit! — —
Der Käfer bebt gar traurig die zarten Flügelein
Und denkt: dort über'm Walde da wird's doch Frühling sein! —
Doch als er kömmt hinüber — auch wieder nichts als Schnee —
Kein Blümlein, keine Lerche — nur Winter — weh, o weh!
Der Käfer wandert weiter — so lang, bis er einmal
Todtmüde niedersinket in ein verschneites Thal —
Da liegt er auf dem Schnee nun und weinet bitterlich:
„Ich habe mich verrechnet, doch das kränkt wenig mich,
Allein, wenn man nicht trauen darf Blüt' und Sonnenschein,
Da möge schon der Teufel ein Maienkäfer sein!"
— — — — — —

*) Bei Jungbunzlau.

Die versunkene Stadt.

Von D. Mendl.

Von des Chlomek*) Höhe schau' ich
Nieder in das Iserthal,
Hinter Bezdez sank die Sonne,
Matt erglänzt der Mondenstrahl.

Träum'risch flüstern die Gebüsche,
Ferne grollt der rasche Fluß,
Und des Berges Quellen plaudern
Wie gespenstig im Erguß.

Ringsum aus den Felsenklüften
Dringt empor ein düst'rer Qualm,
Funken sprühen, Flämmchen zucken
Durch des Grases dichten Halm.

Aus des Grundes Innern tönt es
Wie verscholl'ner Lieder Sang,
Wie der Blasebälge Rauschen,
Wie der Schmiedehämmer Klang.

Und vor dem erstaunten Blicke
Thut ein tiefer Schlund sich auf;
Drin vor weiten, glüh'nden Essen
Rieſ'ge Mannen stehn zu Hauf.

Also ist sie wahr die Sage,
Die mein Urahn mir erzählt,
Als ich ihn, ein wilder Knabe,
Um ein Märchen einst gequält:

„Draußen, wo da ragt der Chlomek,
Stand vor Zeiten eine Stadt,
Die nicht ihresgleichen Eine
In den jungen Tagen hat.

„Regten rüst'ge Waffenschmiede
Ihre Arme dort voll Kraft,
Schafften manche scharfe Streitart,
Manchen festen Lanzenschaft,

„Manche schwere, wucht'ge Keule,
Wie Held Zizka einst sie schwang,
Manches Schwert, wie's laut und siegreich
In Otakars Schlachten klang.

„Führten selber oft die Waffen;
Doch als Böhmens Größe fiel,
Als die stolze Siegerehre
Ward dem Feind des Spottes Ziel;

„Riß der Erde mächtig Beben
Auf des Chlomek weiten Schacht,
Und es sank die Waffenstätte
In die tiefe Grabesnacht.

„Treiben drunten doch die Mannen
Noch ihr Tagwerk wie zuvor;
Ihrer Lieder selt'ne Weisen
Höret dort manch gläubig Ohr.

„Wenn das Herz des Vaterlandes
Zucket in den letzten Weh'n,
Wenn die greisen, tapfern Schläfer
Einst im Blanik aufersteh'n;

„Steigen sie auch hier zu Lichte,
Kampfgerüstet, kampfgeübt." —
Ob es nicht im böhm'schen Lande
Manch' dergleichen Werkstatt gibt!?

Militärisches.

Das neue Militär-Strafgesetzbuch unterscheidet zwei Arten Kerkerstrafen, nämlich einfachen Kerker ohne Eisen, dann schwe-

Digitized by Google

ren Kerker, wo der Verurtheilte mit Eisen belegt und in der Verpflegung nach den strengeren Einrichtungen der für solche Verurtheilte bestimmten Straforte behandelt wird. Die Kerkerstrafe dauert entweder lebenslänglich oder von 6 Monaten bis 20 Jahre. In der Regel ist mit dieser Strafe die Anhaltung zur Arbeit verbunden. Die Kerkerstrafe kann verschärft werden durch Anlegung von Eisen, durch Fasten bei Wasser und Brod, jedoch nicht öfter als dreimal abwechselnd in der Woche, durch Anweisung eines harten Lagers, wo der Sträfling auf bloßen Brettern liegt; dies darf jedoch nur an unterbrochenen Tagen und nicht öfter als dreimal in der Woche stattfinden; die körperliche Züchtigung darf während der Strafdauer nicht öfter als einmal vollzogen werden und kann höchstens dreißig Streiche betragen. Die Einzelnhaft darf ununterbrochen nicht länger als ein Monat dauern und kann erst wieder nach einem Zwischenraum von einer Woche und im Ganzen höchstens dreißig Tage im Jahre dauern. Auf die Ausstoßung aus der k. k. Armee ist nur dann zu erkennen, wenn der Verbrecher zu schwerem Kerker über zehn Jahre oder wiederholt auch auf kürzere Zeit verurtheilt worden ist. — Die Zeiträume, nach deren Verlauf die Untersuchung und Bestrafung von Vergehen und Verbrechen aufgehoben wird, sind also bestimmt: zwanzig Jahre bei Verbrechen, worauf lebenslängliche Kerkerstrafe gesetzt ist; zehn Jahre bei Verbrechen, die mit einer Strafe von zehn bis zwanzig Jahren belegt werden, und fünf Jahre bei allen übrigen Verbrechen. Die Verjährung kommt aber nur demjenigen zu Statten, der von dem Verbrechen oder Vergehen keinen Nutzen mehr in den Händen hat, nach seinen Kräften Wiedererstattung geleistet, während der Verjährungsfrist sich keines neuen Verbrechens oder Vergehens schuldig gemacht und nach dem begangenen Verbrechen sich nicht aus den k. k. Staaten geflüchtet hat. Bei Verbrechen, worauf die Todesstrafe verhängt ist, und bei Desertion schützt keine Verjährung vor der Untersuchung und Bestrafung. Wenn jedoch von der Zeit, wo ein mit dem Tode durch den Strang zu bestrafendes Verbrechen verübt worden, zwanzig Jahre, und nach Begehung eines mit dem Tode durch Erschießen zu bestrafendes Militär-Verbrechen, zehn Jahre verstrichen sind, ist auf schweren Kerker von zehn bis zwanzig Jahren, respektive auf fünf bis zehn Jahre zu erkennen. — Das Verbrechen des Zweikampfs, wenn keine Verwundung stattgefunden, wird mit Kerker von sechs Monaten bis ein Jahr, — bei Verwundungen mit Kerker von ein bis fünf Jahren bestraft. Bei Todesfällen ist der Todschläger mit fünf bis zehnjährigem Kerker; bei Verabredung des Kampfes auf die Tödtung eines der Streitenden aber ist derjenige, welcher diese Art des Kampfes gefordert hat, wenn der Tod seines Gegners erfolgte, mit schwerem Kerker von zehn bis zwanzig Jahren zu bestrafen. Der Herausforderer ist in der Regel strenger als der Herausgeforderte zu ahnden, es wäre denn, daß der Herausgeforderte durch ein in hohem Grade strafbares oder boshaftes Benehmen die Aufforderung veranlaßt hat. Die sogenannten Sekundanten sollen mit Kerker von sechs Monaten bis zu einem Jahre, und nach der Größe des erfolgten Uebels bis auf fünf Jahre bestraft werden. Die Veranlasser oder Gelegenheitgeber zu einem Zweikampf sind ebenso wie die Duellanten nach Verhältniß ihrer Schuld zu bestrafen. Die Strafbarkeit entfällt, wenn beide Theile am Kampfplatz freiwillig vom Kampfe abgestanden sind; auch alle Mitschuldigen sind in diesem Falle straflos; ferner entfällt die Strafbarkeit der Sekundanten, wenn sie sich für Beilegung des Streites, wenn auch ohne Erfolg, eifrig bemüht haben.

Miszellen.

Aus dem Staatsvoranschlage des österreichischen Kaiserstaates für das Verwaltungsjahr 1855 entnehmen wir Folgendes: für das Ministerium des Innern ist die Summe von 23 865.968 fl. CM. präliminirt; davon entfallen auf die Centralleitung 569.528, auf die Wiener Akademie der Wissenschaften 40.000, die geologische Reichsanstalt 31.980, die Strafanstalten 3 115.700 und für die politische Verwaltung in den Kronländern 18.789.464 fl. CM.; für die oberste Polizei-Behörde erscheint im Budget die Summe von 10.468.220 fl., für das Ministerium der Finanzen 24 Millionen, für das des Kultus und Unterrichts 4.443.708, und für das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten 20.283.630 fl. CM. veranschlagen. Von den einzelnen Posten erwähnen wir die Auslagen für Genie'armerie in den Kronländern mit 7.028.605 fl., die Zahlungen an fremde Regierungen per 83.333 fl., die Justizverwaltung per 13.780.050 fl., für Religionsanstalten per 1.287.000 fl., für Studienanstalten per 1.482.101 fl., für die Akademie der bildenden Künste per 127 579 fl. Die direkten Steuern beziffern sich im Jahre 1855 mit 86,781.420 fl., die indirekten Abgaben mit 134.724.561 fl. Die Einnahmen von Staatsgütern, dann vom Berg- und Münzwesen betragen 11.728.353 fl. Von indirekten Steuern trägt der Zoll 18.794.035 fl., der Tabak 21.747.786 fl., Salz 27.113.931 fl. und Lotto 5.040.071 fl. —

In der k. k. Münze herrschte kürzlich ungemeine Thätigkeit. Täglich wurden außer einer bedeutenden Quantität Kupfermünzen für 40.000 fl. Sechskreuzerstücke, an Dukaten, Thalern ꝛc. je 20.000 Stücke ausgeprägt. Ein Prägestock liefert in 5 Minuten 200 Stücke. Auch der von der Société industrielle in Gold eingezahlte Theil des Eisenbahnpachtschillings ist bereits umgeprägt. —

Nach dem letzten dreimonatlichen Bankausweis (November, Dezember 1854 und Jänner 1855) haben sich gegen den vorletzten vermehrt: Der Silbervorrath um 426.380 fl., und die Vorschüsse auf Staatspapiere um 2 847.500 fl.; dagegen haben sich vermindert: der Notenumlauf (einschließlich des eingelösten Staatspapiergeldes von 146.149.161 fl.) um 832 434 fl., das Portefeuille um 1.320.457, und die fundirte Staatsschuld um 265.856 fl. —

In der k. k. Tabakfabrik in Linz wurden im Verwaltungsjahre 1854 aus 25,000 Ct. Tabakblättern 34,422.500 Stück Cigarren, 1.414 200 Pfd. ordinärer geschnittener Rauchtabak und 484.100 Pfd. gesponnener Rauchtabak erzeugt. Die Schneide- und Spinnmaschinen werden mittelst Dampf betrieben und im Ganzen beschäftigt die Fabrik 935 Arbeiter.

Laut Kundmachung der k. k. Sanitäts-Kommission vom 5. Februar wurde die Cholera-Epidemie in der Haupt- und Residenzstadt Wien und deren Umgebung als erloschen erklärt. Während der Dauer der Epidemie sind im Ganzen 5255 Personen erkrankt, davon 3535 genesen und 1713 gestorben.

Es gibt in Wien 190 Großuhrmacher mit 170 Gesellen und 96 Lehrlingen, und 82 Kleinuhrmacher mit 45 Gesellen und 28 Lehrlingen.

Interessante Notizen.

Die Wehrkraft Deutschlands besteht im Falle eines Krieges in sämmtlichen Bundesstaaten aus 995.000 Mann Infanterie, 159.600 Mann Cavallerie, 121.600 Mann Artillerie, 26.000 Mann Geniekorps und 94.900 Mann vermischte Truppen, also zusammen aus 1.397.100 Mann. Diese Armee führt 2570 Kanonen. Wie imposant und achtungsgebietend Deutschlands Waffenmacht sei, ergibt sich am besten aus nachfolgenden Daten. Frankreich vermag nur 566.600 Mann mit 1180 Kanonen, Rußland, alle Reserven dazu gerechnet, eine Armee von 1.154.000 Mann mit 2250 Kanonen aufzubringen. —

Im verflossenen Jahre wurde die englische Flotte um 65 neue Fahrzeuge vermehrt, die Zahl der Peitschenhiebe hat erfreulicherweise abgenommen. Es wurden deren im ersten Semester blos 10.053 an 330 Delinquenten ausgetheilt, während im gleichen Semester 1853 unter 792 Matrosen 24.807 vertheilt wurden, so daß durchschnittlich 20 Hiebe auf den Mann entfielen.

Die polnische Nation zählt gegenwärtig ungefähr 23 Millionen Seelen. Davon kommen auf die russischen Besitzungen 15.766.682, die österreichischen 4.913.202, und die preußischen 3.597.564.

Die Geldausfuhr in Kalifornien betrug 1851 über 167.500.000 fl.; 1852: 199.000.000 fl.; 1853: 252.500.000 fl.; 1854: 270 000.000 fl., also in vier Jahren 889 Millionen! —

Die prachtvolle Tiara, welche Se. Heiligkeit der Papst von Ihrer Maj. der Königin von Spanien zum Geschenk erhielt und an der sich 18.000 à jour gefaßte Diamanten befinden, hat der Papst für 25.000 Scudi (1 Scudi auf ungefähr 2 fl. 45 kr.) zu Wohlthätigkeitszwecken verwerthet. Die schönste Tiara, welche der Papst an Gallatagen zu tragen pflegt, ist ein Geschenk Sr. Maj. Kaiser Napoleon I.

Der Werth der Juwelen an der englischen Krone soll sich auf 1.199.000 Gulden belaufen. Die Krone zählt an 400 größere und kleinere Diamanten.

Leihhäuser und Versatzämter bestehen in China schon über 1000 Jahre. Peking hat deren eine große Anzahl. Verschwendung und Noth bereichern diese Anstalten, welche von Reichswürdenträgern im Namen des Kaisers ausgebeutet werden. Im „himmlischen Reiche" leihen die großen Herren auf Pfänder gegen $^{3}/_{4}$ des eigentlichen Werthes und nehmen monatlich 2 Prozent für Kiel-

Digitized by Google

dungsstücke und 3 Prozent für Metall- und Schmucksachen. Die gesetzlichen Interessen sind in China 3 Prozent monatlich; in 3 Jahren übersteigen also die Interessen schon das Kapital. Unter solchen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, daß dort die Käuflichkeit herrschende Sitte und alle Würdenträger Wucherer seien. Folgendes Faktum diene als Beispiel vom chinesischen Plünderungssystem. In einer kleinen Stadt hatte eine Ueberschwemmung bedeutenden Schaden verursacht und der Kaiser schenkte 700,000 Franks den Unglücklichen. Davon jedoch behielten: der Finanzminister 150,000 Fr., sein erster Sekretär 75,000 Fr. und so fort in absteigender Progression auch die übrigen Beamten, so daß für die Verunglückten nur 150,000 Fr. entfielen. Uebrigens werden die hohen chinesischen Beamten ungehener bezahlt — ein Provinzialstatthalter z. B. hat eine Gage von 200,000 Fr. — und doch bereichern sich diese Herren auf ungesetzliche Weise! —

Die Leiche der in Mexiko verstorbenen Sängerin Henriette Sonntag (Gräfin Rossi) wird im Kloster Neuburg in Sachsen feierlich beigesetzt werden.

Kriegszeitung.

Das französische und englische Heer. In der englischen Armee waltet der Einfluß der Förmlichkeit und des Kastengeistes vor. Mit Ausnahme der Tage, an denen gekämpft wird, finden zwischen Offizieren und Soldaten keinerlei Beziehungen Statt. Während die französischen Offiziere fast immer unter ihren Leuten leben und sich beständig um deren Bedürfnisse kümmern, bleiben die Engländer unthätig, wenn nicht gleichgiltig und überlassen Sorgen dieser Art der Regierung. Dagen besitzen englische Offiziere Pflicht- und Ehrgefühl im höchsten Grade und sind der heroischsten Handlungen fähig, ohne jedoch dabei mit eifriger Hast vorzugehen. Die englischen Soldaten sind übrigens bis auf einen gewissen Punkt vom selben Schlage wie ihre Offiziere; sie schlagen sich mit bewundernswerther Tapferkeit, sind schlecht auf ihrer Huth nad als Arbeiter mittelmäßig. Sie stellen eine Art von Luxus-Armee dar, die trefflich im Kampfe ist, aber sich in Ertragung von Mühseligkeiten nicht bewährt. Ihre Organisation ist fehlerhaft, weil sie unvollständig ist und weil es keine Verwaltungsbranchen gibt. — Die französische Armee eignet sich dagegen ganz vorzugsweise zur Ertragung von Mühseligkeiten und ist daher wirklich geschaffen für den Krieg, wenn nur die so entzündbaren Gemüther durch beständige Aufregungen in Athem gehalten werden. Zwischen Offizieren und Soldaten herrscht eine gewisse Familiarität; von Seite der Chefs ergibt sich wohlwollende Sympathie, die ermuthigend und aufrechthaltend einwirkt. Auf allen Rangstufen bekundet sich der gemeinschaftliche Geist, die gemeinschaftliche Sorge für das Ganze. Einer der auffallendsten Züge der französischen Armee ist die durchschnittliche Bedeutung ihrer Offiziere. Man behauptet, daß Viele derselben nicht sehr unterrichtet sind; es ersetzt aber der rasche, den Franzosen eigenthümliche Geist das, was ihm an Wissen fehlt, indem er sich rechtzeitig als praktischer Instinkt beurkundet, der aus den verschiedensten Elementen stets und schnell das Brauchbarste zu ziehen weiß. Diesem Umstande verdankt man auch die Möglichkeit, aus so vielen Soldaten nach zweimonatlichem Dienste gute Unteroffiziere, nach einem Jahre gute Offiziere machen zu können. Den Franzosen kommt hiebei auch ihre natürliche Eitelkeit zu Statten. Das Bedürfniß, aus sich selbst eine Art Schaustück zu machen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, gibt Anlaß zu Zügen von Tapferkeit, wie zu Scherzen, die Lachen hervorrufen und die gute Stimmung erhalten. Jeder will in Allem und Jedem für den Geschicktesten gelten. Man will eben so gern der beste Koch wie der beste Schütze sein. Ueberdies wirkt und schafft eine vortreffliche Verwaltungs-Organisation ununterbrochen fort; der kommandirende General läßt sich dieselbe ganz besonders angelegen sein und überwacht sie in eigener Person. Freilich werden die neuen Ankömmlinge durch Krankheiten schweren Prüfungen unterzogen; sie gewöhnen sich jedoch bald an das Leben im Felde und sind dann wie im Feuer gehärtet. Binnen zwei Monaten ist der Rekrut verschwunden, weil der Mann Vertrauen zu sich selbst und seinen Vorgesetzten gewonnen hat. Die Krimm scheint in dieser Hinsicht ein großartiger militärischer Ausbildungsplatz zu sein, aus dem der Kern einer furchtbaren Armee namentlich dann hervorgehen wird, wenn die von den Soldaten an den Tag gelegte Zähigkeit auch für die Dauer aushält, wenn es sich zeigen wird, daß Afrika und die Krimm diese Eigenschaft nicht blos vorübergehend in den französischen Soldaten entwickelt haben.

Gemeinnütziges.

Einige Regeln der Kunstwäsche. Atlas, seidene Bänder, Brokat und Damast. Man bestreicht die Zeuge entweder mit Eidotter oder venetianischer Seife und wäscht sie in lauwarmem Wasser, worauf sie in kaltem Wasser gespült und dann getrocknet werden. Alsdann löst man guten Gummitraganth in gleichen Theilen Weineßig und frischem Brunnenwasser auf und seiht dies durch ein Tuch; man darf aber nicht zu viel Gummi auflösen, damit er nicht zu dick wird. In diese Gummiauflösung taucht man das Zeug recht vollständig ein, drückt sodann das Gummiwasser wieder aus, schlägt es mit der Bürste auf das Bret, und läßt es schnell an der Sonne oder an einem warmen Ofen trocknen; Bänder werden jedoch mit dem Bügeleisen trocken gebügelt. Seidene Bänder wäscht man auch auf folgende Weise: Die Bänder werden mit Rindsgalle und Seife in Regenwasser gewaschen, worauf man ihnen den Glanz durch Honig und Eiweiß gibt, oder sie einige Male durch eine mit Candiszucker versetzte Gummitraganth-Auflösung zieht, sie trocknen läßt und endlich zwischen zwei Papierbogen (aber nicht zu heiß) bügelt.

Seidene Bänder mit Gold oder Silber durchwirkt, werden mit Wasser, worin Rindsgalle und Seife aufgelöst ist, bestrichen, während man mit der anderen Hand Wasser darüber gießt. Zur Sicherung der Farbe bestreicht man die Bänder vor dem Waschen mit Honigwasser. Nach dem Waschen werden sie in kures Gummiwasser getaucht, zwischen zwei Tüchern um ein Mangelholz gewickelt, ein wenig gerollt, alsdann an das eine Ende der Bänder Gewichte befestigt und zum Trocknen aufgehängt.

Blonden werden abgetrennt und drei- bis vierfach so übereinander gelegt, daß die Zacken auf einander fallen, worauf man sie leicht zusammen näht, in kaltem Wasser feuchtet, gut mit weicher, feiner Seife einreibt und leichten Schaum darauf macht. Bei sehr schmutzigen Bändern muß das Waschen wiederholt werden; alsdann ringt man sie leicht in kaltem, weichem Wasser aus, blaut und stärkt sie nur ganz leicht, drückt sie aus nad legt sie zwischen Leinen. Halb trocken werden sie ganz aneinandergelegt und gebügelt, und zwar so, daß man das Eisen in kurzen Stößen der Quere nach von der Sahlleiste zu den Zacken führt und zuletzt ein paar Züge der Länge nach thut.

Borden, silberne und goldene, werden 24 Stunden in geronnene Milch gelegt. Hierauf rühret man ein Stück venetianische oder andere gute Seife, klein geschabt, in ein Maß Regenwasser, bringt eine verhältnißmäßige Menge Jungfernhonig und eine frische Rindsgalle hierzu und quirlt das Ganze einige Stunden. Wird es zu dick, so gießt man noch Regenwasser hinzu, so daß es ein schwacher Brei bleibt: man läßt diese Masse dann einen halben Tag stehen und bestreicht die nassen Borden damit. Hierauf umwickelt man ein Mangelholz mit einem nassen Tuche, windet die Borden darüber, wickelt über diese abermals ein nasses Tuch und mangelt sie, während man sie dann und wann mit Regenwasser anfeuchtet und eben so auch einige Male mit obiger Masse bestreicht. Hierauf weicht man Gummi 24 Stunden in Wasser, drückt es durch ein Tuch, bringt eine gleiche Menge feinen Zucker hinzu, läßt diesen auflösen und das Ganze abklären, worauf man die Borden hineintaucht, sie zwischen zwei reinen Tüchern glatt mangelt und zum völligen Trocknen aufhängt, wobei ebenfalls an das herunterhängende Ende Gewichte befestigt werden. Goldene Borden legt man zum Waschen eine Nacht in Urin oder Wein, und wäscht sie dann wie die silbernen Borden. Farbe und Glanz gibt man ihnen, wenn man klein gestoßenen Gummi, etwas Safran und, je nachdem es viel oder wenig Wäsche ist, entweder ½ Nösel Wasser, eben so viel Branntwein oder mehr oder weniger, in einem Topfe heiß werden läßt, die Boeden auf einen Tisch breitet und mit einem zarten Bürstchen überall gleich gut mit diesem Wasser bürstet und wie die silbernen Boeden zum Trocknen aufhängt.

Floe, weißer, seidener, wird eine Nacht in Milch geweicht, worunter man weiße venetianische Seife sehr klein geschabt hat, dann, ohne ihn zu reiben oder zu verschieben, darin ausgedrückt, frisches Wasser, in welches man ebenfalls Seife schabt, hinzugegossen und noch eine Nacht darin liegen gelassen, hierauf nochmals gelinde ausgedrückt, zwischen zwei nassen Tüchern in einem Korbe ausgebreitet und auf folgende Art geschwefelt. Man setzt einen Tiegel mit etwas Schwefel in ein erhabenes Gefäß, welches mit einem vierfachen Tuche wol verdeckt ist, zündet den Schwefel an, setzt den nassen Korb mit dem Floee darüber, und läßt den Schwefel eine Zeit lang brennen und den Korb darüber stehen. Alsdann spannt

Digitized by Google

man den herausgenommenen Flor recht gleich auf ein mit Tuch beschlagenes Bret aus, taucht einen Schwamm in gekochte weiße Stärke und drückt damit den Flor auf das Bret. Von der Stärke etwa aufgelaufene Bläschen kann man mit einem feuchten Schwamme herausziehen.

Gaze. Um weiße Gaze zu waschen, wird dieselbe in zwei Blätter geschlagen, venetianische Seife dazwischen geschabt, in eine zinnerne Schüssel gelegt, lauwarmes Wasser darüber gegossen, ein doppelt gelegtes Tuch darüber gebreitet, mit einem Gewichte beschwert, und einige Male das kalt gewordene Wasser ab- und anderes lauwarmes hinzugegossen, worauf es eine Nacht unter dem Drucke des darauf liegenden Gewichtes oder Steines stehen bleibt. Alsdann drückt man es, wie den seidenen Flor, einige Male aus, wobei man aber zuletzt, statt der Milch und des kalten Wassers, besser lauwarmes Wasser nimmt. Die weitere Behandlung, so wie das Schwefeln ist wie beim seidenen Flor.

Monsseline, Linons und Battiste werden zuerst gut in Flußwasser eingeweicht. 1 Pfd. Seife, 1 Loth Alaun und 2 Loth Weinsteinsalz werden zu einer Masse gekocht, abgeschäumt und zu Stücken oder Kugeln geformt, womit man die Zeuge dem Faden nach bestreicht, ohne die Fäden zu verschieben, ausdrückt und dieses Alles einige Male wiederholt. Hierauf spült man sie mehrere Male in reinem Wasser aus, da hängenbleibende Seifentheile die Wäsche gelb machen. Hierauf gießt man einige Tropfen Indigotinktur in reines Wasser, spült die Zeuge nochmals darin aus, drückt sie gut aus, klopft sie und legt sie zum Trocknen in den Schatten.

Mousseline de laine. Kleider werden ganz zertrennt und mit Seifenschaum in kaltem, weichem Wasser gewaschen, was zu wiederholen ist, wenn die Kleider sehr schmutzig sind. Hierauf werden sie zwei bis drei Mal gespült, aber nicht ausgerungen, sondern nur ausgedrückt und darauf zum Trocknen aufgehangt, dann halbtrocken gebügelt, und dies wiederholt, bis sie ganz trocken sind.

Nanking verdirbt bekanntlich leicht durch Waschen; doch soll man dem durch folgende Behandlung vorbeugen können. Man nimmt zum Brühen des Nankings auf ein Stück 2 Loth gewöhnlichen grünen Thee, kocht denselben in der nöthigen Menge Wassers, gießt die Abkochung noch siedend durch ein reines leinenes Tuch auf den Nanking und läßt diesen bis zum Erkalten darin liegen, worauf man ihn herausnimmt und im Schatten trocknet, ohne ihn auszuwinden. Zum Waschen der Kleidungsstücke aus Nanking nimmt man warmes, nicht heißes Seifenwasser, womit man aber nicht einseift. Hierauf werden die Stücke gebrüht, dann reich gespült und, ohne sie auszuringen, mit der verkehrten Seite nach Außen, auf einem luftigen Boden im Schatten zum Trocknen aufgehängt, bis sie zum Plätten oder Bügeln hinreichend trocken sind. Das Plätten erfolgt mit einem nicht zu heißen Eise auf der verkehrten Seite.

Für Landwirthschaft und Haushaltung.

Werth der Kohle. Die Holzkohle hat die merkwürdige und wichtige Fähigkeit, Luftarten aufzusaugen, riechende Körper von ihrem Geruche zu befreien und gefärbte zu entfärben. So auch die Thierkohle; nur hat sich herausgestellt, daß diese letztere vorzugsweise entfärbend wirkt, während die Holzkohle vorzugsweise Luftarten auffangt und riechende Substanzen bindet. Von diesen Eigenschaften der Kohle macht man mannigfaltige und nützliche Anwendungen. Wenn man faniges und schmutziges Wasser mit zerkleinerter Holzkohle einige Zeit in Berührung läßt und dann durch Löschpapier seihet, so verliert das Wasser seinen fauligen Geschmack und wird hell und farblos. Man kann auf diese Weise das unappetitlichste Brunnenwasser durch bloßes Durchseihen durch Kohle wieder trinkbar machen. In Fässern, welche man inwendig etwas verkohlte oder in welche man Kohle bringt, bleibt Wasser Jahre lang trinkbar. Getreide, welches einen dumpfigen Geruch angenommen hat, wird ganz einfach durch Kohle davon befreit, indem man dasselbe mit dem Pulver von frischen Holzkohlen in dem Verhältnisse von etwa einer Metze Kohlen auf vierhundert Metzen Getreide bedeckt, durch langsames Umstechen (nicht Werfen) damit gehörig mischt, in diesem Zustande 8 bis 14 Tage liegen läßt und dann den Kohlenstaub durch die Putzmühle entfernt. Das Getreide ist nun wieder völlig geruchlos und liefert ganz untadelhaftes Mehl. Werden Kartoffeln in Kellern mit Kohlenpulver geschichtet, so faulen sie nicht, wachsen auch nicht aus. Es ist daher bei der jetzt allgemein verbreiteten Kartoffelkrankheit zu empfehlen, die Zwischenräume zwischen den Kartoffeln mit Kohlenpulver auszufüllen. Die so behandelten Kartoffeln sehen natürlich schwarz aus, werden aber, wenn man sie in laufendem Wasser abspült, von dem Kohlenpulver leicht gereinigt. Zum Verfüttern und zum Branntweinbrennen ist es übrigens gar nicht nöthig, sie von der Kohle zu reinigen. Die Holzkohle benimmt nicht nur dem unrüchig gewordenen Fleische den üblen Geruch, sondern hemmt auch den bereits eingetretenen Fäulnißprozeß auf einige Zeit, wenn man dasselbe mit kleinen Kohlenstückchen rund herum belegt, und man kann auf diese Weise Wildpret ganz bequem in haltbarem Zustande versenden. — In Brunnenschachten, Kellern u. s. w. sammelt sich öfters Kohlensäuregas. Man nennt diese Luftart im gewöhnlichen Leben Stickluft, weil Menschen und Thiere, wenn sie in die damit erfüllten Räume hinabsteigen, ersticken. Läßt man in einen solchen Raum ein brennendes Licht hinunter, so verlöscht es. Dieses Gas wird entfernt, wenn man einige Metzen glühender Holzkohlen in einem sichern, die Luft zulassenden Gefäße hinabläßt. Sogleich verlöschen die Kohlen und die Einsaugung des kohlensauren Gases beginnt. Man wiederholt diese Procedur so lange, bis ein in die Tiefe hinuntergelassenes Licht mit einer hellen Flamme brennt.

Den Besitzern von Branntweinbrennereien begegnet es oft, daß ihr Branntwein von den im Holze der Fässer enthaltenen färbenden Substanzen eine branngelbe Farbe annimmt; diese läßt sich auf folgende Art vollkommen entfernen. Ein Faß mit doppeltem Boden und Abzugshahne wird mit Kohlenstückchen gefüllt, worauf der zu entfärbende Branntwein gegossen und dann das Faß mit einem gut schließenden Deckel verschlossen wird. Nach einigen Stunden läuft der Branntwein vollkommen farblos durch den geöffneten Hahn und hat dann auch einen noch besseren Geschmack, indem die Kohle den Branntwein zugleich auch von dem Fuselöle befreit. Es kann also die Holzkohle als ein sehr gutes Mittel zum Entfärben und Entfuseln des Branntweins benutzt werden.

Von der Holzkohle macht man aber auch sehr häufig eine fehlerhafte Anwendung, indem man Zaun- und Baumpfähle am untern Ende verkohlt, in der Meinung, sie würden dadurch vor dem Verfaulen geschützt werden. Hier schützt aber die Kohle nicht in vermeintlicher Weise, weil das Holz nur mit einer dünnen Kohlenschicht umgeben ist, welche keinen dichten Ueberzug bildet, sondern überall durch eine Menge von Rissen und Spürungen der Nässe leichten Einfluß gestattet. Die geringe Menge Holzessigsäure, welche sich beim Verkohlen bildet, schützt das Holz auch nicht, denn ein verkohlter Baumpfahl fault noch eher als ein unverkohlter. Das Beste ist demnach, die Zaun- und Baumpfähle nicht zu verkohlen, sondern sie entweder mit heißem Theer zu bestreichen, oder sie in einen recht dünnen, frisch bereiteten Kalkbrei zu legen, nachdem man sie zuvor recht gut ausgetrocknet hat.

Die Thierkohle, welche, wie gesagt, eine noch stärker entfärbende Kraft als die Holzkohle besitzt, vermag demzufolge auch den Bitterstoff des Hopfens weit stärker zu binden, als letztere; man bedient sich daher zur Verfertigung eines guten Essigs sehr zweckmäßig der Thierkohle, welche man sich ganz einfach dadurch verschafft, daß man Leder- oder Haut-Abschnitzel, Klauen, getrocknetes Blut, Knochen u. s. w. in einen entsprechend großen Topf wirft, diesen mit einem Deckel versieht, welchen man bis auf eine kleine, zum Entweichen der entstehenden Zersetzungsprodukte bestimmte Oeffnung mit Lehm verstreicht, dann allmälig, am besten in einem Ziegelofen, bis zum Glühen erhitzt und hierauf mit dem Inhalte, ohne den Deckel zu öffnen, wieder erkalten läßt. Die so gewonnene, glänzend schwarze und blasig aufgetriebene Thierkohle wird pulverisirt und unter Umrühren in sauer gewordenes Bier geschüttet. Rasch bemächtigt sich die Thierkohle der Farbe und des Bierstoffs im sauren Bier, und man erhält auf diese Art einen farblosen und durchaus nicht bitter schmeckenden Essig, dem man, um ihn zu verstärken, noch etwas Branntwein zusetzt, welcher sich allmälig in Essigsäure verwandelt.

Bier durch Kohle zu entsäuern, ist nicht möglich, auch schlägt dieses mit anderen Mitteln fehl.

Durch dicke Schichten von Kohlenpulver dringen Kälte und Wärme nur bei vielen Graden durch. Wenn man daher Wasserleitungsröhren mit einem Lager von Kohlenpulver umgibt, so ist ihr Wasser dem Gefrieren nicht ausgesetzt; auch brauchen die Kohlen im Frühjahre nicht entfernt zu werden, da sie nicht faulen und im Sommer den Einfluß der Wärme vermindern.

Eine längst bekannte Thatsache ist es, daß man da, wo die Gänsezucht besonders schwunghaft betrieben wird, dem Gänsefutter nicht zu fein gepulverte, gröblich zerstoßene Holzkohle beimischt, indem man die Erfahrung gemacht hat, daß das Fleisch der Gänse dadurch weit zarter und wohlschmeckender wird, und daß das Fleisch von Gänsen, die mit Oelkuchen gefüttert werden, durch das beige-

Digitized by Google

gebene Kohlenpulver den üblen Geruch und Geschmack verliert, welche es außerdem hat. Es wäre zu wünschen, daß man auch bei der Fütterung und Mästung der Schweine, Enten ꝛc. das Holzkohlenpulver in Anwendung brächte, natürlich nur in geringem Maße, obschon auch größere Portionen nicht leicht schaden würden, da die Kohle keine den Thieren schädlichen Bestandtheile hat.

Ausgezeichnet ist endlich die Wirkung der Holzkohle auf feuchten, mit Moos bewachsenen Wiesen und auf schwerem, kaltem Ackerboden. Wiesen, welche dicht mit Moos bewachsen und nur einen höchst geringen Ertrag an Heu von schlechter Beschaffenheit lieferten, wurden nach vor Allem nothwendiger Entwässerung (Befreiung von überflüssigem Wasser, stauender, erkältender, versäuernder und die Thätigkeit des Bodens, seine chemische Wechselwirkung mit den Luftelementen hindernder Nässe) mit Kohlenstaub (Kohlengestiebe) beschüttet, worauf sich das saftigste, kräftigste Gras in üppiger Fülle zeigte, und eben so günstig waren die Erfolge der Kohlenanwendung auf schweren, bündigen Aeckern. Dem Einwurfe, daß man das sogenannte Kohlengestiebe nicht überall, oder doch nicht in hinlänglicher Menge und wohlfeil genug erhalten könne, zu begegnen, sei bemerkt, daß nicht allein Scheitholz Kohle liefert, sondern daß man durch halbes Verbrennen auch Unkraut, faules Holz, kurz alles Pflanzliche in geeignete Kohle verwandeln kann, daß es sich daher nicht um das Material zur Kohlengewinnung, sondern vorzugsweise um die bei der Kohlenbereitung anzuwendende Mühe handelt.

Rückblick auf den Monat Februar.

Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. geruhten Se. Exz. Freiherrn v. Bruck zum Minister der Finanzen, und Se. Exz. den Ritter v. Toggenburg, der seine staatsmännische Befähigung und seine Intelligenz vielfach, zuletzt als Statthalter in Venedig glänzend bewährt, zum Minister des Handels zu ernennen. Se. Exz. der Minister des Innern, Freiherr v. Bach, der längere Zeit an einem Unterleibsleiden erkrankt war, ist bereits genesen. — In England bezeichneten die abtretenden Minister ihre letzten Schritte durch eine rege Thätigkeit. Das neue Kabinet ist folgendermaßen gebildet: Lord Palmerston Premier, Lord Cranworth Kanzler, Graf Granville Präsident des geheimen Rathes (an Lord John Russels Stelle), Herzog von Argyll Großsiegelbewahrer; Sir Sidney Herbert erhält das Innere, Graf Clarendon das Aeußere, Graf Grey die Kolonien, Lord Panmure das Kriegsportefeuille, Gladstone die Finanzen, Sir Graham bleibt Minister des Seewesens; Sir William Molesworth Minister der öffentlichen Arbeiten, Sir Charles Wood Minister für Indien, Marquis von Landsdowne Minister ohne Portefeuille. Entfernt sind also nur Graf Aberdeen, der Herzog v. Newcastle und Lord John Russel; neu eingetreten Niemand als Lord Panmure. — In Frankreichs Kriegsanstalten, zu Lond und in den Häfen, herrscht stets die größte Rührigkeit und der Bau von schwimmenden Batterien wird mit Nachdruck betrieben. Mit der Pforte ist ein Vertrag abgeschlossen, um 20,000 Türken in englischen Sold unter englisches Kommando zu nehmen. Das englische Heer in der Krimm besteht nur noch aus 10,000 Mann. Zwischen Preußen und den Westmächten ist in Paris ein Separatvertrag zu Stande gekommen, der die Neutralität und eine ernstliche Absperrung gegen den russischen Handel sichern soll. — Portugal ist nahe daran einen ähnlichen Vertrag wie Sardinien mit den Westmächten zu schließen und 12,000 Mann nach der Krimm zu senden. — Der Sultan will dem Beispiele Oesterreichs und Frankreichs folgen und eine Nationalanleihe machen, um neue Mittel zur Kriegführung zu gewinnen. — Rußland gibt viel Papiergeld aus und bringt ungeheure Armeen auf die Beine, obschon die Millionen Soldaten, von denen gewisse Zeitungen fabeln, nur Geschöpfe der Phantasie sind. — Auf dem Kriegsschauplatz herrscht Stille.

Am 20. Februar Morgens gegen 9 Uhr brach in der k. Festung in Prag Feuer aus. Trotz der riesigsten Anstrengungen konnte dem Brande nicht Einhalt gethan werden, der fast zwei Tage fortwährte. Von Personen, welche im Umkreise der kais. Burg wohnen, wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß der Brand wahrscheinlich durch einen Balken ausgebrochen sei, der entweder, wie es bei alten Banten häufig, mitten durch einen Kamin gezogen war, oder durch einen gesprungenen Kamin Feuer gefangen. Was sich beim Brande herausstellte, ist, daß der Bau dieses Baratheils, in dem die Flamme wüthete, ein so schlechter war, wie man heut zu Tage kaum ein besseres Privathaus baut. Der Bau stammt aus den Jahren 1775 bis 1785. Alt bestanden die Zwischenmauern fast nur aus Holz mit Tapeten bekleidet. Wir werden den Brand später ausführlich besprechen.

Theaterrevue.

Das Repertoir des Monats Februar war ein sehr achtbares, trotz der der Theatersaisen ungünstigen Carnevalstage und der vielfach störenden Erkrankung des Hrn. Römer. — Die Oper brachte eine Novität „Giovanna da Ponte" von dem jungen Benoni, und eine Reprise, die durch sorgfältiges Studium und würdige Vorbereitung einer Novität gleichzustellen ist. Spohr's klassischen „Faust." Letztere Aufführung, eine in allen Theilen vortreffliche, deren Ehren besonders den Herrn Steinecke und Dr. Schmid zukommen, behauptet sich als das musikalische Ereigniß des Monats, denn das Jugendwerk Benonis, eine höchst haltlose, ungeklärte Komposition, in der deutsche Anschauungen mit italienischen Formen in unerquicklichsten Zwiespalt liegen, fristete nur durch zwei Vorstellungen ihr Dasein; alle Mühe der Sänger und alle Sorgsamkeit der Produktion machte das Todtgeborne nicht lebensfähig. — Einige Concertvorträge zweier Wiener Damen, von denen die Altistin Hubert sich als ein schön begabtes Talent erwies, sind noch als bemerkenswerth aus dem Repertoire der Oper herauszuheben, das sich außerdem in seinen bekannten enggezogenen Grenzen bewegte. Mozart, der durch eine abnorme Konstellation der Umstände zum Lückenbüßer an unserer Oper geworden, statt ihr Zierschmuck zu sein, war durch „Don Juan" und „Figaros Hochzeit" vertreten; „Robert" brachte uns ein ungenügendes Gastspiel eines Hrn. Tomaschek als „Bertram;" eine Wiederaufnahme der „Martha," die lange zurückgelegt war, erwies sich, obschon Frln. Bucks „Nancy" kaum als Nothbehelf berechtigt ist, als wirksam, ebenso die liebliche „Weiße Frau." — Das Schauspiel ward durch den künstlerischen Geschmack und Feuereifer unseres Oberregisseurs Fischer auch in diesem Monat auf würdiger Höhe erhalten. Schillers „Tell," Gutzkows „Werner" und „Zopf und Schwert," Calderons „Oeffentliches Geheimniß" wurden uns in durchaus sorgsam vorbereiteten, meistens auch in den Einzelleistungen ganz befriedigenden Produktionen geboten. „Morore" von Bäuerle, das unser Veteran Heimann zur Benefize wählte, rangirt eigentlich nicht in das Lustspiel und dahnt unserer Revue den Uebergang zur Posse. Der Schwank, für dessen Schlagworte wir längst kein Verständniß mehr haben, ließ kalt und zeigte sich der Mühe des Einstudirens nicht werth. Einen glücklicheren Wurf that Hr. Oberregisseur Fischer mit der neu studirten Reprise des Raimund'schen „Verschwenders," den er zur Benefize aufführte und durch neue, geschickte Inszenesetzung hob. Die niedere Lokalposse brachte eine Novität, „des Krämers Töchterlein," ein faules Gemenge von Sentimentalität und Trivialität („eine Kloake, die durch einen Kuchhof fließt, nennt ein geistreicher Feuilletonist ähnliche Zwitterprodukte), das den Wiener Lokalmusen zum Trotz der bessere Geschmack des Prager Publikums elatant refüsirte. — Mit der Erwähnung einiger unvermeidlicher Faschingsschwänke, wie „Faschingsnacht," „Eulenspiegel" ugl. vervollständigt sich unsere Revue, die wir mit dem aufrichtigen Wunsche schließen, daß der brave Hr. Römer bald seinem Berufe wieder zurückgegeben sein möge, damit zu dem redlichen Wollen unserer Regie sich auch ein nach allen Seiten hin unbehindertes Können geselle.

Historischer Monats-Kalender.

März.

Am 1. März 1095 Concilium in Piacenza unter Urban II. — 1809 Friede zu Fredrikshamn zwischen Schweden und Rußland. — 1793 Schlacht bei Aldenhof (die erste in Deutschland in Folge der französischen Revolution). — 1815 Landung Napoleons von Elba zu Cannes.

— 2. — 1333 starb Wladislaw (Ellenlang) von Polen.

— 3. — 1519 schrieb Luther an den Papst, daß er zwar nicht Willens sei zu widerrufen, sich jedoch von der katholischen Kirche nicht trennen wolle.

— 4. — 1173 starb Stefan IV. von Ungarn. — 1730 hob Anna Iwanowna den obersten Rath auf und setzte den Senat an dessen Stelle. — 1848 gab der Landtag die Presse frei.

— 5. — 1152 wurde Friedrich I. Barbarossa deutscher Kaiser. — 1198 ward Philipp I. Kaiser. — 1798 wurde Bern von den Franzosen genommen. — 1849 Gefecht bei Szolnok.

— 6. — 1645 Schlacht mit den Schweden bei Jankowitz in Böhmen.

— 7. — 1714 Rastätter Friede zwischen Karl VI. und Ludwig XIV. — 1793 ward Königstein vom Herzog Karl von Braunschweig erobert.

— 8. — 1848 Ausbruch der Bundesversammlung, daß eine Revision der Bundesverfassung nothwendig sei.

— 9. — 1144 starb Papst Cölestin II. — 1758 wurde der berühmte Phrenologe J. J. Gall geboren. — 1796 vermählte sich Napoleon mit Josefine Beauharnais.

— 10. — 1699 stiftete Peter I. den Andreas-Orden für Tapferkeit. — 1815 Protestation des Königs von Sachsen gegen den Beschluß des Wiener Kongresses. — 1826 starb Johann VI. von Portugal. — 1848 Einladung an sämmtliche deutsche Regie-

Digitized by Google

tragen, einen Mann des Vertrauens als Beirath nach Frankfurt zu schicken.

Am 11. März 1309 ward Ludwig, Wladislaw II. Sohn, als Kind von zwei Jahren in Prag zum König von Böhmen gekrönt. — 1547 wurde das Tridentiner Concil nach Bologna verlegt. — 1792 starb Kaiser Leopold II. — 1801 wurde Paul I. von Rußland von Verschwornen ermordet.

— 12. — 1272 starb König Enzio von Sardinien, natürlicher Sohn Friedrich II., im Gefängnisse. — 1801 bestieg Alexander I. den russischen Thron.

— 13. — 1138 wurde Konrad III. d. Kaiser geboren. — 1194 landete Richard I. von England, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, in Sandwich. — 1848 Ausbruch der Märzunruhen in Wien.

— 14. — 1757 wurde Admiral John Byng erschossen, weil er seinen Auftrag, die Franzosen aus Minorka zu vertreiben, nicht erfüllte. — 1848 begannen die Berliner Unruhen.

— 15. — 44 vor Christi wurde Julius Cäsar von Verschwornen ermordet. — 1400 Wenzel IV. zum böhmischen König gewählt. 1513 Leo X. zum Papst gewählt. — 1792 Gustav III. von Ankarström auf dem Maskenballe erschossen.

— 16. — 1190 Judenverfolgung zu York. — 1848 Berliner Straßenkampf. — 1849 König Karl Albert von Sardinien kündigte Oesterreich den Waffenstillstand.

— 17. — 1805 ward Napoleon König von Italien.

— 18. — 1848 Ausbruch der Mailänder Unruhen. — 1849 verließ Radetzky sein Hauptquartier in Mailand und zog Karl Albert entgegen.

— 19. — 1795 wurde der Dichter J. A. Ebert geboren.

— 20. — 1556 ward Thomas Cramer, Stifter der anglikanischen Kirche verbrannt. — 1619 starb Kaiser Mathias in Wien. — 1850 Eröffnung des Erfurter Unionsparlamentes.

— 21. — 1685 wurde der berühmte Tondichter Sebastian Bach geboren. — 1796 ging Napoleon als Obergenerat nach Egypten. — 1799 Gefecht bei Ostrach.

— 22. — 1317 starb Michael Dragutal, König von Sarvinien (Enkel Stefan IV. von Ungarn) als Mönch. — 1674 wurde J. Sobiesli zum König von Polen gewählt. — 1848 Freigebung der politischen Gefangenen auf dem Spielberg; Venedigs Proklamation die provisorische Regierung betreffend; Kapitulation des Grafen Zichy; wurde Ungarn erschossen.

— 23. — 1322 wurde Lancaster auf Befehl Eduard II. von England hingerichtet. — 1848 passierte König Karl Albert den Ticino.

— 24. — 1441 wurde Ernst I. Churfürst von Sachsen, Stifter der Ernestinischen Linie, geboren. — 1545 Eröffnung des Wormser Reichstags. — 1809 bewilligte Friedrich I. von Würtemberg den Katholiken Kultusgleichheit. — 1848 Proklamation Karl Alberts von Sardinien.

— 25. — 1423 ertheilte Sigismund dem Churfürsten Friedrich von Sachsen das Recht mit rothem Wachs zu siegeln.

— 26. — 1027 wurde Konrad II. zum deutschen Kaiser gekrönt. — 1848 Unruhen in Mailand.

— 27. — 1377 starb Papst Gregor XI. — 1802 Friede von Amiens.

— 28. — 1241 starb Waldemar II. von Dänemark.

— 29. — 1359 unterzeichnete Johann ohne Land in London den Befreiungsvertrag. — 1464 wurde Math. Corvin gekrönt. — 1799 langte Suwaroff mit seinem Heere in Italien an.

— 30. — 1778 wurde Voltaire in Paris nach der sechsten Vorstellung der „Irene" auf der Bühne gekrönt.

— 31. — Vorbereitung zum sogenannten deutschen Parlament.

Pariser Moden Nr. 3.

1. Sammethut mit Trauben von Atlas, unter dem Schirme mit gerucheter Blonde und Blumen; Kleid von Seide mit glattem hohen Leibchen, auf dem sich Tragbänder in Atlas befinden; auf dem Rocke vier Volants aus entsprechendem Stoffe, aber in verschiedener Farbennüance; Herzogin-Unterärmel; Kragen von Spitzen; reiches Taschentuch.

2. Wellenscheitel und Kamm, welcher durch Blumen versteckt ist; Kleid von Krepp, mit drei Röcken, deren jeder ausgezackt ist und eine griechische Verzierung von schmalem Atlasbande hat; griechisches Leibchen mit fächerförmigen Falten mit ebenfalls griechischer Verzierung; ganz kurze Aermel; kurze Handschuhe und Armbänder.

3. Haar in Wellenscheiteln mit Blumen; Kleid von Illusionstülle über einem Unterkleide von Taffet, mit glattem Leibchen, kurzen drapirten Aermeln und zwei Röcken; zwei Blumenguirlanden bilden vorn die Tragbänder auf dem Leibchen; hängende Zweige sind auf den Achseln angebracht; ein Bouquet bezeichnet die Mitte des Gürtels und von diesem Punkte aus laufen acht biegsame Zweige, welche auf dem Rocke niederfallen; Armbänder; kurze Handschuhe.

4. Hut von Atlas mit Spitzen auf und unter dem Schirme; Kleid von Taffet mit hohem Schößchenleibchen, ohne Auspuz auf dem Rocke und mit halblangen unten weiten Aermeln; Mantel von Seide, mit sehr breitem Sammetbesatz.

Auflösung des Rösselsprungs im 1. Hefte:

Wer hämmert, wer meißelt vom Tageslicht fern,
Tief unten im Schoße der Erde?
Wem leuchtet zur Arbeit nicht Sonne, nicht Stern
Zu seinem Beruf voll Beschwerde?
In einem Raum,
Wo oftmals kaum
Ein Augenblick gefahrenfrei,
Zehnfacher Tod wol möglich sei?

Nicht weil ihr zu raiten, Ihr wisst es ja schon:
Die längst her bekannten Bergleute,
Sie fördern die Erze für spärlichen Lohn
Zu Tag, Euch zum Nutzen, zur Freude,
Mit heißem Sinn
Ziehn sie dahin
Zum Gang, wo sich Metall anschmiegt,
Zum tiefen Flötz, wo Kohle liegt.

Briefkasten der Redaktion.

Das Rösselsprung-Räthsel im 1. Hefte unserer Zeitschrift haben richtig gelöst die Herren: Johann Krnch, k. k. Staatsbeamte in Mirowitz; Anton Duchet, in Prag; T. J. R.....t in P....; Johann Liebiger, Stadtarzt in Großbittesch (Mähren); Johann Pankert, in Mährisch Neustadt; Josef Koehler, in Wißoczan; Moriz Löwy, in Manetin; E. Teiner, in Brünn; Franz Swoboda, in Brünn; Vinzenz Fettner, in Mährisch Neustadt; Hermann Atkier, in Brünn; P. J. Skocovsky, Kooperator in Seelowitz (Mähren); H. Brandhorst in Thomasreith (Ober-Oesterreich), Josef Kohlschitter, deutscher Uhrmacher in Mailand.

Hrn. E. R. J. in J. — Ihre „Gedichte" sind in der That ungewöhnlich, außerordentlich, aber doch schon dagewesen. Vor mehreren Jahren dichtete ein gewisser (doch Friede seiner Asche! mögen seine Knittelverse ihn nicht zu sehr drücken und der Herr einst mit seinen poetischen Sünden nicht zu strenge in's Gericht gehen!) nachstehende „Fabel:"

Der Ackersmann und die Schlange.

Es ist noch nicht lange,
Daß ein Ackersmann
Mit erstarrter Schlange
Nach der Wohnung rann.

Als sie bald erwärmet
Wieder sich besann,
Fing noch abgehärmet
Zu vergiften an.

Willst Du mich erbosen
Undank allewei,
Schrie er, nimm für's Kosen
Den Tod mit dem Beil.

Hrn. A. J. Z. in P. — Merken Sie sich wohl:
Mondschein, Meer und Nachtigallen
Können keinen Dichter machen;
Wem das Kaufmannstoos gefallen,
Mach' in Senf und andern Sachen.

Hrn. W. R. in P. — „Elise." Wie Lenau sich räuspert und wie er spuckt, das ist im Gedicht ihm wol abgeguckt; doch fehlt des Dichters Flammengeist. „Am Strande." Hamlet ruft hinter die Scene: Worte! nichts als Worte! „Ein Abend im Freien." In dürren Blättern säuselt der — Wind! Trostloser Abend im Freien! „Klänge ꝛc." brav, volksthümlich.

Hrn. S. B. in P. — Mehr Gefühl als Orthographie. Bei den „Gedankenspänen," während sie gemacht wurden, sind die Gedanken unter den Tisch gefallen.

Hrn. J. F. in W. nächst H. — Verfügen Sie doch darüber.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Die ſtarke Zugluft.

„Ja, wie ſeht Ihr denn aus, Wáclaw? Ihr habt ja den ganzen Kopf verbunden!“

Wáclaw. „Ja ſchaut, das rührt von der Zugluft her. Wie ich mich geſtern im Wirthshaus gerade am prächtigſten unterhalte und ſo recht heiß werde, da komm' ich plötzlich auf die Gaſſe heraus und dabei in eine ſo ſcharfe Zugluft, daß mir beinah' das Geſicht aus dem Leim gegangen wäre.“

Wie eigentlich die ſcharfe Zugluft ausſah, in die der Wáclaw geſtern Abend im Wirthshaus, als ihm ſo recht heiß wurde und er auf die Gaſſe kam, gerieth und die ihn ſo übel zurichtete.

Nichts im Kopfe.

Mann. „Wie ich Dir ſage; hätteſt Du der geſtrigen Fête beigewohnt, Du würdeſt viel über mich gelacht haben, und ich hatte auf Ehre nichts im Kopfe.“

Frau. „Das glaub' ich gerne, lieber Mann, ich kenne Dich ja.“

Wozu iſt der Amanuenſis da?

Mutter. „Du mußt alſo zu Hauſe bleiben. Der Doktor mußte eines Prozeſſes wegen aufs Land, und ohne Begleiter kannſt Du nicht auf den Ball.“

Tochter. „Aber liebe Mutter, das thut ja nichts; wozu hat denn der Doktor ſeinen Amanuenſis?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schlechte Gesellschaft.

Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lederer.

(Fortsetzung.)

XIV.

Tags darauf, der Morgen graute noch, zog Karl und Robert, jeder ein Gewehr über die Schulter, zum Hof hinaus. Nachdem sie zwei Stunden zumeist im Walde gegangen, und Robert dem wieder zaghaft gewordenen Karl unablässig Muth zugesprochen, ihm die Unhaltbarkeit seiner jetzigen Lage dargethan und mit überzeugenden Worten bewiesen hatte, wie ihnen kein anderer Weg übrig bleibe, als mit dem Nöthigsten reichlich versehen, nach Amerika auszuwandern, kamen sie mit den ersten Sonnenstrahlen in einem Dörfchen an, wenn sich nämlich so eine einzige Reihe von vierzehn mehr oder weniger verfallenen Hütten, welche in einem wüsten Hohlweg lagen, bezeichnen ließ. Dieser kleine Ort, „die vierzehn Nothhelfer" genannt, aber überall unter dem Namen „die vierzehn Helfershelfer" gefürchtet, war eine Kolonie von Raubgesindel, das sich da nach und nach angesiedelt hatte und die ganze Gegend unsicher machte. Wer in dieser Richtung seinen Gang zu nehmen hatte, besonders bei Nacht, scheute keinen Umweg, um nicht denselben passiren zu müssen. So oft auch Diebstähle in Wald, Feld, Gärten und selbst in Höfen vorgefallen waren und man nur dort im Versteck den Raub zu suchen brauchte, um ihn sicher zu finden, wagte es doch Niemand, um nicht auch noch die Rachsucht der gefährlichen Bande, von der man sich genug schreckliche Anekdötchen mit Grausen erzählte, auf sich zu ziehen. „Was hin ist, ist hin," sagte man, das war so viel als bei den vierzehn Helfershelfern, oder aus der Welt. — Die Bauern der Umgegend hatten wol mehrmals Versuche gemacht, das Nest im Wege der Petition und des Rechtes aufheben zu lassen, aber eines Theils lag der Hohlweg mit seinen Hütten auf der Grenze zwischen zwei Gütern und war seit Jahren Gegenstand eines Prozesses, gehörte somit faktisch, in so lange derselbe nicht entschieden, demjenigen, der in dessen Besitz war, nämlich den „vierzehn Helfershelfern," die stets Miene machten, denselben selbst gegen eine Kompagnie Militär zu vertheidigen. Anderen Theils fehlten eben deshalb, weil Niemand Lust verspürte, sich dort die geraubten Kastanien aus dem Feuer zu holen, alle triftigen Beweise von Raub und Diebstahl; es war demnach, da kein Kläger da war, auch für die Behörde kein Rechtsgrund vorhanden, die jedenfalls blutarmen, wenn auch äußerst verdächtigen Leute aus ihrem ein halbes Säkulum innehabenden Besitz zu verscheuchen.

Karl und Robert traten in eine Hütte ein. Ein schauderhaftes Elend starrte ihnen entgegen. Karl fuhr im ersten Augenblick zurück, Robert schien da schon recht zu Hause. Zwei Männer mit echten Armensündergesichtern, der Eine der Rothsepp genannt, mit fuchsrothem kurzen und struppigen Kopf- und Backenhaar; der Andere mit dem Spitznamen Raubmichel, mit langen zottigen grauen Haaren, die wie Mähnen von seinem Kopf und Gesicht herabhingen, Beide von verschrobener kleiner Gestalt aber lebhaften Bewegungen, jeder eine Holzpfeife im Munde, zimmerten eben mit ziemlicher Geschicklichkeit an einem großen Sarge, der zur Hälfte bereits fertig und dessen Bretter, von einem frischen Stamme, noch ganz feucht waren. Hinterm Ofen, auf einem wüsten Bund faulen, mit frischem Gras gemischten Strohs lag ein junges kräftiges Weib und drei kleine Kinder mit rothbackigen gesunden Gesichtern.

„Guten Morgen, Sepp, Michel!" rief Robert beim Eintreten und reichte Beiden die Hände zum Gruß; „ich bring' Euch einen Gast, der bald bei Euch zu Hause sein soll wie ich."

Sepp erwiederte laut seinen Gruß, Raubmichel brummte nur in den Bart.

„Was hat denn schon wieder der Michel?" sagte Robert und kniff ihn in die hohlen Backen. „Bist gar noch bös, daß ich die keusche Magdalena jüngst so abgeschmatzt habe wie jetzt?!" Und er sprang auf das junge Weib zu, das sich aufgerichtet und Karln voll Neugierde mit großen Augen angesehen hatte, drückte sie an sich und küßte sie, wie es schien, mit ihrem vollen Einverständniß.

„Du wirst doch nicht eifersüchtig sein," versetzte Sepp lachend und stieß Michel mit dem Hobel in die Hüfte. „Wir und eifersüchtig? Und die und wegen der? Ist sie Dein Weib? Nein. Ist sie mein Weib? Nein. Also ist sie Gemeingut."

„Was sagst Du zu der Philosophie?" bemerkte Robert gegen Karl und zeigte ihm der Magdalena zierliche Perlenreihe von Zähnen.

„Ich eifersüchtig? Das wär' zum Lachen!" erwiederte Michel und maß Karl vom Hut bis zum Stiefel. „Wenn Euch die Meinige gefällt, gefällt sie mir noch besser. Aber offen heraus, Ihr zwei gefällt mir nicht und Der da — (und er zeigte auf Karl) schon gar nicht. Nach meiner Gesichterkenntniß seid Ihr gewiß so was man sagt: eingebrackte große Thiere und Ihr sucht nur kleines Vieh, wie wir sind, um es zu verschlingen. Offen heraus: ich bin kein Freund von den noblen Spitzbuben!"

Robert hieß Karl, der über Michels Sprache betroffen war, auf das Geschwätz nicht achten und näher zu Magdalena zu treten. Karl staunte in der nächsten Nähe über die reizende Ueppigkeit dieses von Fülle und Jugend strotzenden Weibes.

„Narr!" schnauzte Sepp Michel an; „Spitzbube ist Spitzbube. Uebrigens hättest Du Menschenkenntniß, so würdest Du wissen, daß sich die noblen Herren nicht so gemein machen, wie die da. Glaub' mir Michel, die sind

Digitized by Google

unseres Gleichen, kein Haar besser, wenn sie auch ganze Röcke von feinerem Tuch haben. Kleider machen Leute, aber keine ehrlichen Menschen. Nicht wahr, meine feinen Herren? Aber nun, was bringt uns die Ehr'?"

„Zuerst sage an," fragte Robert, „was zimmert Ihr da für eine Arche? Welchen glücklichen Noah oder welches glückliche Vieh hat Gott aus dieser Sündflut des Lebens gerettet?"

„Die vermaledeiten Jäger," erwiederte der Rothsepp mit Ingrimm, „wahrscheinlich der großschnauzige Bullenbeißer von Förster von drüben, hat uns einen Kameraden, den guten Lorenz, einen kreuzbraven Kerl, eine grundehrliche Haut, erschossen. Er ist gestern vor Tagesanbruch in den Wald hinaus, um für seinen alten Vater, der am Tod krank ist, ein Stück Fleisch zu holen, und Abends haben wir ihn im Wald mitten durchs Herz erschossen gefunden. Krieg' ich aber einmal den Menschenjäger oder seinen Herrn von Bauernlümmel aufs Korn, — ich hab' dem Lorenz die Kugel aus dem Herzen herausgeschnitten, und sie ist jetzt salvirt, — dann jag' ich sie Einem oder dem Andern für zeitlebens in die schwarze Seele, und die soll ihm der Satan selbst nicht herauskriegen."

Er sprach von Onkel Anton und dessen Förster, und Karl rieselte ein Schauer über die Haut. „Warum haßt Ihr denn den Bauer Anton so blutig, der doch, wie ich überzeugt bin, in der ganzen Gegend so beliebt ist?" frug er. „Was hat er Euch, der doch Niemand Etwas zu Leide thut, gemacht? Wer weiß, wer's dem Lorenz angethan hat?!"

„Warum? was?" tobte der Rothsepp und wurde vor Zorn ganz bleich. „Da schaut her —" und er zeigte auf sein Sitzfleisch. „Da hab' ich noch ein paar offene Wunden, die mir der schadenfrohe Schuft wegen eines lumpigen Hasen vor einigen Wochen in den Leib geschossen, und das auf fünfhundert Schritt. — Ich werde durch mein ganzes Leben nicht mehr ruhig sitzen können. — Und das soll ihm verzeihen?! Wenn ich ihm das schenk', so soll der Teufel meine Seel' nach dem Tod als Speck brauchen und damit zehntausend verfluchte Seelen durch zehn Ewigkeiten rösten! — Das ist ein großes Wort." —

„Und gelassen ausgesprochen," fügte Robert persiflirend hinzu, während Karln ums Herz wurde, als gerönne ihm das Blut.

„Offen heraus, ich haß' ihn nicht," bemerkte der Raubmichel, „er hat mir nichts gethan, im Gegentheil, er hat mir mehrmals, wenn ich im Hochsommer in seinen Hof betteln kommen bin, weil's da nichts mit der Jagd ist, manches Stück Geld und manches Bissel Frucht geschenkt; sein Weib sogar, die sie die Mutter Agnes heißen, die fromme Seel', die lebendig in den Himmel fahren muß, wenn's oben eine Gerechtigkeit gibt, hat mir erst letzthin mit ihrer Wunderselb' ein Loch prächtig verstopft, das mir der vertrakte Graf von dort drüben mit seinem Kerschuß in die Waden geriffen, daß gar nichts zur merken ist. — Wie gesagt, ich haß' den Bauern-Tonl nicht, und seine gute Seel' verehr' ich sogar, wie die schwarze Muttergottes, die im Stadtl in der Kirche hängt, — aber krieg' ich Geld, viel Geld, so bring' ich ihn um mitsammt der guten Seel', und trotz meiner großen Lieb', die ich für sie hab'. Offen heraus, mir ist im Geldpunkt das Alleseins."

„Nun lassen wir das," sagte Sepp, „und auch die Arbeit; bis morgen kriegen wir schon die Nachtherberg da (er meinte den Sarg) fertig; setzen wir uns lieber heimlich zusammen und hören wir, mit was wir armen Hascher den reichen Haschern dienen können. Magdalena, geh' hinaus und schau' Dich nach dem Frühstück um und komm' nicht früher, bis wir Dich rufen. Nun geh! Hörst Du denn nicht, wie den Bälgern schon die Mägen knurren?! Fort, sag' ich!"

„Laß sie hier," bat Robert und hielt sie, die sich ängstlich loszuwinden suchte, fest umschlungen.

„Weib, und Geheimniß? Wie reimt sich das zusammen?" versetzte Sepp. „Hinaus mit ihr! — Nach diesem zu schließen, scheinen die Herrn auch noch nicht freigesprochen im Handwerk."

Magdalena folgte ungern. Robert, Karl und Michel setzten sich um den Sarg herum. Michel maß in Einem fort Karl, so zwar, daß dieser sich gar nicht mehr getraute jenen anzusehen. Sepp stieß dagegen den Michel häufig in die Schulter und hieß ihn lieber aufzupassen und seine polizeiwidrigen Augen zu verstecken.

Robert begann: „Mein Plan, in den auch mein Freund eingeweiht ist, ist kurz und leicht ausführbar."

„Offen heraus," brummte Michel, „krieg' ich Geld, bin ich dabei."

„Kann ich dem Tonl Eins einbrocken," versetzte Sepp, „daß er sein ganzes Leben daran zu essen hat, und krieg' ich auch noch Geld, bin ich doppelt dabei."

„Beide kriegt Ihr Geld, und viel Geld, und Du sollst auch noch Dein Privatmüthchen kühlen," entgegnete Robert im zutraulichen Tone zu Sepp; „aber Ihr müßt nicht die Seele in den Fersen haben."

„Wir?" sagte Sepp und fixirte Robert mit einem höhnischen Lächeln. „Wir sind gewohnt unsere Seelen in den Händen und Augen zu haben. Was unsere Augen sehen, müssen unsere Hände haben."

„Offen heraus," bestätigte Michel, „bei uns heißt's: Aus den Augen in die Händ'."

Karl sah und hörte und saß da wie schwerträumend.

„Also hört," sprach Robert. „Ich lauere eine passende Gelegenheit ab, bis Euer vielgeliebter Bauertonl auf ein paar Tage nach der Stadt fährt; natürlich unter dem schützenden Deckmantel der Nacht öffne ich Euch die Thüre in den Hof, auf die Stiege, Gang und Zimmer, zeige Euch die vollen Schranken, die leicht geöffnet sind, stehe Euch bei Allem mit meinem Freunde bei, in der Nähe laßt Ihr ein leichtes „Zeugl" mit paar guten Pferden halten, in einer Viertelstunde ist Alles unser, und auf Windesflügeln auf und davon!" —

„Und meine Rache?" versetzte Sepp mit blitzenden Augen und ausgespreizten Fingern.

„Inzwischen steckst Du," entgegnete Robert, „meinetwegen den rothen Hahn in's Dach, und wenn wir fort, mag er das ganze Nest zusammenkrähen."

„Geht er bald nach der Stadt?" frug Michel schon feuerroth vor Begierde; „und sind die Knechte im Hof nicht gefährlich für den Handel?"

„Werdet Ihr uns nicht im Stich lassen?" frug auch Sepp und ging schon mit kühnen Plänen schwanger, die sein aufgereiztes Gehirn befruchtet hatte.

„Wenn nichts dazwischen kömmt," antwortete Robert, „geht er in der nächsten Zeit nach der Stadt, Geschäfte rufen ihn alle vierzehn Tage dahin. Die paar Frohnknechte

Digitized by Google

ſchlafen im Hinterhofe, und weckte ſie nicht am Morgen der Hunger, ſonſt gewiß nicht der jüngſte Tag. Uebrigens was Euern niederträchtigen Zweifel betrifft, den ich gar nicht bei Euch geſucht hätte, ſo ſteht ja bei uns, und nicht bei Euch, Alles auf dem Spiele! Wenn wir mit Euch nicht gleichen Schritt halten, ſo geben wir uns in Eure Hände; macht es wie im Kriege der muthige Hintermann dem feigen Vordermann, jagt ihm die Kugel durch den Rücken! Nun? Thomaſe!"

„Hörſt Du Michel," ſagte Sepp, „das iſt wie ein Ehrenmann geſprochen."

„Offen heraus, da bin ich dabei," verſicherte Michel, und die Hände wurden gegenſeitig zum Bunde eingeſchlagen.

„Aber nun ſchwört Ihr uns Verſchwiegenheit und Verläßlichkeit," forderte Karl, in deſſen Bruſt ein Stück Schauerromantik aufſchoß. „Schwört uns bei dieſem Sarge!"

„Lächerlich," fiel ihm Sepp in's Wort. „Wir ſchwören nie, und halten Wort. Uebrigens kann man nur auf das ſchwören, auf was man ſich verlaſſen kan, wie z. B. auf Unglück, Noth, Elend — aber dieſer Sarg kann jetzt ebenſo gut eine Wiege ſein."

„Sepp iſt mein Philoſoph und hat Recht," entgegnete Robert; „wir brauchen keine Schwüre, ehrliche Spitzbuben halten auch ſo Wort."

„Das iſt wieder wie ein Ehrenmann geſprochen," wiederholte Sepp; „nnn Michel, iſt der Robert unſer Mann?"

„Offen heraus, das iſt er," verſicherte der Raubmichel und ſchlug Robert auf die Schulter; „darum bin ich auch mit Leib und Seel' dabei."

Karl fühlte ſich auf die Tortur geſpannt. Seine Feigheit wollte ſich mehrmals über die Lippen herauswagen, doch Robert ſcheuchte ſie mit ſeinen drohenden Blicken wieder zurück.

„Alſo wir werden von heut an immer aufpaſſen," ſagte Sepp, „wann Ihr uns beſtellt, wir kommen. Aber ſorgt nur für paar ſichere Gewehre, man kann nicht wiſſen, wem der Teufel in die Schußlinie rennt." —

„Alles wird beſorgt," verſicherte Robert, „'s iſt ja eine Schlacht auf Mein und Sein!"

„Ja, auf Tonl-Sein und Mein," wiederholte Sepp.

„Ja, auf Tonl-Sein und Mein!" wiederholte auch Michel. „Nun aber nichts merken laſſen vor der Magdalena. Offen heraus, für ein ſeidenes vergißmeinnichtblaues Bandel bringt Einen Die auf ein hänfenes Schnürl."

Magdalena trat mit einer großen Schüſſel dampfender Milch herein. Die Kinder, vom Frühſtück geweckt, krabbelten ſich aus dem Lager hervor und kletterten vor Hunger ſchreiend hinein in den Sarg, der vor dem Tiſche ſtand. Ein Laib Brod wurde in derben Brocken hineingeſchnitten und während Mutter und Kinder emſigſt zuſprachen, nahm Sepp aus dem großen Ofenloch ein Fäßchen Kornbranntwein, das er einem „armen Juden" auf der Straße vom Wagen abgemauſt hatte, und Karl und Robert wurden zum Mithalten eingeladen. Karln war der Appetit vergangen, er ſah mit Schaudern die Kinder in dem Sarge ſitzen. Robert trank aus dem thönernen Topf, der ſchneller geleert als gefüllt wurde, ohne viel Zureden mit, und um ſeinem reichlichen geiſtigen Male einen irdiſchen Beigeſchmack zu geben, würzte er dasſelbe mit Küſſen, die ihm bei Magdalena wie Milch und Honig mundeten. —

„Nun Karl," rief Robert vom Branntwein erhitzt und rüttelte ihn aus ſeinen düſtern Betrachtungen. „Schau' Dir gut die lehrreiche Szene an. Iſt in dem Sarge nicht mehr Leben als in Dir? So ein leerer Sarg iſt Deine jetzige Exiſtenz; ein junges Leben voll thatkräftiger Beſtrebungen muß hineingebracht werden! Kapirt?"

Karl hatte keine Ruhe und drängte Robert, den er mehrmals am Trinken verhinderte, zum Nachhauſegehen. Robert beſann ſich endlich ſelber und ſtimmte ein. „Alſo Helfershelfer, auf baldiges Wiederſehen! Was ich Euch vertraut, ſei wie in dem Sarge hier begraben." —

Raubmichel hielt Robert den Mund zu und zeigte mit bedeutungsvollen Blicken auf Magdalena.

„Wenn es ſo wie hier im Sarge begraben wär'," verſetzte lachend Sepp, „dann möcht' es bald ſchreien, daß" —

„Wirſt Du's Maul halten!" ſchrie Michel Sepp an; „mit ſolchen Maultrommeln ſoll man da —"

„Wirſt Du's Maul halten, Du Großmaul!" brüllte Sepp und packte Michel am Barte; „immer großes Maul im Predigen und —"

Michel preßte nun ſelbſt die Lippen zuſammen und ſchlug ſich vor den Kopf.

„Was macht Ihr für Geheimniſſe vor mir?" frug Magdalena mit thränendem Auge und legte den kleinſten Jungen, der aber ſchon an die zwei Jahre alt ſein mochte, an die Bruſt, um ihm zu erſetzen, was ihm die andern vom Munde weggeſchnappt hatten.

„Hinaus mit dem Regen!" fuhr ſie Sepp an; „Geheimniſſe und Kinder tragen die Weiber ſo lange als Geheimniß herum, bis ſie damit niederkommen. Können's nicht zurückhalten, drückt ihnen ſonſt das Herz ab. — Wirſt hinausgehen, Du Regenwolke! Die ganze Feuchtigkeit in dem dumpfen Loche rührt nur von ihr her."

„Warum hat ſie nicht früher geweint," ſagte mit einer ſchmunzelnden Grimaſſe der Raubmichel, deſſen verknöchertes Naturell es zum Lachen gar nicht mehr bringen konnte. „Offen heraus, wenn ſie ſonſt bei der Fütterung flennt und über dem Milchnapf ſitzt, hab' ich eine Freud': die Bälger haben mehr zu trinken und ihr ſchadt's nichts!"

Robert weidete ſich an dieſen „Naturmenſchen," an dieſem „romantiſchen Stillleben"; Karl brannte der Boden unter den Füßen und er wendete ſich mit Abſcheu von dieſem Pfuhl der Verworfenheit. —

Als ſie aus der Thür der Hütte traten, bis zu welcher ihnen Sepp und Michel mit Händedrücken des innigſten Akkords das Geleite gaben, fanden ſie Magdalena auf der Schwelle ſitzen und den Knaben an ihrer Bruſt. Sie küßte ihm faſt mit einer Aengſtlichkeit alle die Thränen hinweg, die in großen Tropfen aus ihren Augen auf ſeine Stirne fielen, denn ſie fürchtete, dieſelben könnten von da auf die Lippen herabrollen und ihm die ſuße Milch verbittern. Als ſie Robert erblickte, ſah ſie mit tiefer Schwermuth zu ihm empor und erhob ſich.

„Möchteſt Du mit mir gehen," flüſterte ihr Robert zu und ergötzte ſich an des Knaben Trinkgefäß und Durſt.

„Wohin?" frug Magdalena mit einem tiefen Seufzer.

„In die weite Welt," ſagte Robert und verſchlang ſie mit ſeinen frechen Blicken. „Ich nehme Dich mit und befreie Dich aus den Händen der Barbaren. Doch mußt Du Niemanden etwas ſagen, verſtehſt?"

Digitized by Google

„Und was geschieht mit den Kindern?“ frug Magdalena, trocknete ihre Thränen und küßte den Knaben leidenschaftlich auf Stirn, Mund und Augen. „Gnädiger Herr! ich kann schweigen wie der stumme Martin daneben.“

„Die Kinder nimmst Du mit,“ entgegnete Robert, „wir gehen nach Amerika, dort wächst das Gold im Wasser wie Schilf im Teich, man braucht es nur herauszureißen.“

„O nehmen Sie mich mit!“ bat Magdalena mit aufgehobenen Händen; „ich will Sie lieben wie meine Kinder und noch mehr, wenns möglich ist.“

„Also gut,“ sagte Robert, „reinen Mund gehalten, bis ich wieder komme.“ Und er drückte ihr noch einen Kuß an die Lippen, den sie so heftig erwiederte, daß bald der Knabe ihren Händen entglitten wäre. —

Als sie den Hohlweg im Rücken hatten, sprach Karl: „Du bist doch ein grundschlechter Kerl! Was machst Du die Arme zu ihrem Elend noch elender?“

„Sei kein weichherziger, philanthropischer Narr,“ erwiederte Robert, „eine leere Hoffnung ist auch oft ein ganzer Trost. Uebrigens muß ich Dir offen sagen, mich machen derlei Unglückliche ganz glücklich!“

„Aber das Weib, in ihrer Hoffnung betrogen, wird am Ende Alles verrathen,“ bemerkte Karl.

„Nur ein Mann der ein Weib ist, ist gefährlich; verstehst?“ entgegnete Robert. „Sei ohne Sorge. Alles geht nach Wunsch, und haben wir erst unsere alte Welt in Stücke geschlagen, dann gehen wir leichteren Herzens an die neue!“

„Aber zum Teufel,“ sagte Karl, ganz betäubt von dem gefährlichen Projekt; „wie können wir uns denn mit solchen Kerlen einlassen, denen nichts heilig ist und die nichts in die Schanze schlagen, während wir —“

„Wirf nur einen tiefern, vorurtheilsfreien Blick in diese zwei Schmutzexemplare,“ unterbrach ihn Robert, „und Du wirst Dich zu meiner Satisfaktion überzeugen, daß zwischen jenen und uns Prachtexemplaren kein anderer Unterschied ist, als daß jene auf gröberes Papier gedruckt, in roheres Leder und loser eingebunden, weniger fein geschnitten und billiger sind, als wir. Der Inhalt ist derselbe.“ —

Seit Karl nun auch die Bekanntschaft mit den zwei Wilddieben gemacht, steigerte sich seine Unruhe mit jedem Tage und war bereits Gegenstand geheimer Besprechungen zwischen Onkel, Tante und Nichte. Der Onkel hatte schon deshalb ernste Fragen an Karl gerichtet, die Tante darüber ihre großen Bedenken ausgesprochen und Gabriele manche Thräne geweint. Karl bedauerte die Besorgniß, die er dem lieben Onkel, der guten Tante und der geliebten Gabriele verursache, schrieb seine eigenthümliche Bangigkeit seinem Nervenleiden zu und berief sich immer auf Robert. Dieser bezeichnete Karls Zustände als normal, die Neuheit des Landlebens hätte wol dieselben auf einige Zeit gemildert, nun aber dieser Reiz durch Gewohnheit abgestumpft, seien dieselben wieder in ihr altes Recht getreten; Karln würde am Ende doch nichts anderes übrig bleiben als zu reisen, weit und lange zu reisen, um so durch immerwährenden Wechsel in Luft und Erscheinung die abgespannten Nerven zu spannen und so sich zu kuriren. „Du hast Recht,“ pflegte dann Karl mit einem traurigen Pathos hinzuzudeklamiren; „ich werde wandern müssen, denn sonst bleibe ich an der Scholle der Gewohnheit für ewige Zeiten haften.“ — Gabriele, die immer um Karl war, so nur möglich, und wenn er fern, ihm überall mit ihren Gedanken folgte, durfte gar nicht der Zeit seiner Abreise gedenken, ohne ein herbes Weh in ihrer Brust zu fühlen. Schon war ihr Karl Bedürfniß geworden wie die Luft, in der sie lebte. — Karl war indeß längst zur Ueberzeugung gelangt, daß seine Selbsttäuschung bald in ihr eitles Nichts zerfließen müsse. Machte ihm auch die Mutter in den ersten Briefen alle Hoffnung, den Vater auszusöhnen, und wäre dies möglich gewesen, wie er gar nicht daran glaubte, so war er doch für die Welt moralisch todt gemacht und durfte kein Lebenszeichen von sich geben, ohne wie ein in contumaciam zum Tode Verurtheilter, allen Gefahren desselben ausgesetzt zu sein. Ueberdies schrieb die Mutter in der letzten Zeit seltener, und gab sie auch noch immer nicht alle Hoffnung auf, so lautete doch der Inhalt zwischen den Zeilen ganz anders und er konnte darin ihre ganze Trostlosigkeit lesen. Zudem stand mit jedem Tage zu befürchten, der Vater werde sein Versteck entdecken und den Onkel aufklären oder der Onkel werde selbst hinter Alles kommen, dann würde er mit Spott und Schande aus dem Hofe gejagt werden, ohne — — Bei diesem Gedanken blieb er sinnend stehen und wünschte, der Onkel wäre schon verreist und er hätte schon den Hof weit hinter seinem Rücken. „Bevor ich aber gehe,“ sprach er zu sich selbst, „muß Gabriele und ein Theil der Mitgift mein sein, genug wenig als Erinnerung an ein Mädchen und an ein Vermögen, die mich gemeinschaftlich zu dem glücklichsten Sterblichen gemacht hätten, wenn ich nicht so unglücklich wäre, noch einen Vater, und noch dazu einen solchen Vater zu haben.“ — Robert sah mit Entzücken Karl sich endlich seinen Plänen zuwenden und ließ kein Mittel seiner Verschmitztheit unversucht, ihn seinen Bestrebungen ganz geneigt zu machen. Robert bewies ihm so erschöpfend und unwiderlegbar, wie für dessen Zukunft nur der einzige Weg offen geblieben sei, — daß Karl eines Abends vor Freude ganz exaltirt in sein Zimmer stürzte, denselben aus dem Bette riß, wo er bereits eingeschlafen lag und ihm in's Ohr raunte: „Morgen früh geht er!“ Robert hüpfte vor Ueberraschung auf einem Fuße im Zimmer herum und drückte Karl so an sich, daß es diesem fast den Athem versagte. „Wohin?“ flüsterte Robert.

„Er bekam eine wichtige Einladung zu einem Herrschaftsbesitzer in der Nachbarschaft. Ueber den Inhalt derselben sprach er nicht, er sagte nur, er werde bei dieser Gelegenheit auch in's Städtchen fahren, seine Geschäfte dort abthun und in längstens drei Tagen wieder zurückkehren.“

„Nun, braucht es noch eines Beweises,“ versetzte Robert, „daß das Schicksal mit uns ausgesöhnt, uns selbst die Hand hilfreich bietet?“

„Das ist noch gar nichts,“ bemerkte Karl; „aber da schau her,“ — und er zog zwei Schlüssel aus der Tasche. „Der eine ist von dem Zimmer, wo — der andere von dem Schranken, wo — Habe Acht auf Alles, sagte Er, besonders auf den Schranken, — ich gebe Dir die Schlüssel für den Fall eines Feuers — — weiß ich sie in der Hand eines sichern Mannes, reise ich viel ruhiger, denn die Weiber verlieren im Fall eines Unglücks die Köpfe, um wie viel mehr erst die Schlüssel, welche sie nicht angewachsen haben.“

„O, der Onkel,“ flüsterte Robert, „ist ein weiser Daniel! Nun, sein Vertrauen soll nicht auf Sand gebaut sein. — Die Schlüssel brauchen wir nicht, im Gegentheil, Du gibst sie, wenn es morgen Nachts losgeht, im Verlauf

Digitized by Google

des Tages der Tante unter irgend einem für sie schmeichelhaften Vorwand in Verwahrung. Weiber ihrer Art sind stets mißtrauisch und ehrgeizig, sie schläft vielleicht nicht, seit sie die ihr gehörigen Schlüssel in Deinen Händen weiß. — Glaube mir, das Zurückgeben derselben verleiht ihr festen Schlaf und ist ein geniales Präservativ gegen jeden Argwohn."

„O," seufzte Karl, die Hände zusammenschlagend, „o wäre doch Alles schon glücklich vorüber!"

„Jetzt noch seufzen und verzagen?!" fuhr ihn Robert mit drohender Geste an; „ein paar Schritte vom Gipfel entfernt, der Dir eine, Deine neue Welt zeigt; und nun aus Furcht vor Schwindel wieder in die Tiefe umkehren wollen, aus der Dich kein zweites Glück mehr zur Höhe zieht?! Gehst Du jetzt nicht vorwärts, so will ich gehenkt werden an dem Kreuze von meines Vaters Grab, wenn ich Dir nicht hier und überall den Garaus mache, wohin Dich nur Deine Hasenfüße tragen. Ich schwöre Dir, wie Dein Schatten nicht mehr von Dir zu lassen, bis Du selber ein Schatten bist!"

„Also geh' in Teufels Namen morgen Früh zu den vierzehn Helfershelfern!" sagte Karl mit desperater Entschlossenheit, „und bestelle sie nach Deinem Gutdünken. Ich bin nun einmal in Deinen Händen, was Du aus mir machst, magst Du verantworten."

„In Teufels Namen," erwiederte lachend Robert, „diesseits und jenseits!" —

Am nächsten Morgen war des Onkels Kutsche kaum zum Dorfe hinaus, Agnes, Gabriele und Karl winkten noch vor dem Hausthore mit ihren Tüchern ihm Abschiedsgrüße nach, eilte schon Robert, vorgeblich in der Absicht, ein paar Hasen auf Mittag zu Gast zu bitten, nach dem Walde. Karl brachte zur Freude der Tante und zum Entzücken Gabrielens den ganzen Vormittag bei Letzterer im Stübchen zu, und war wie seit lange nicht in so heiterer Stimmung, Gabriele lebte in seiner freundlichen Gegenwart wieder auf, und obgleich kein girrendes Taubenpärchen vor ihnen saß und sie zur Nachahmung einlud, so küßten und herzten sie sich doch in der seligen Erinnerung an den Sonntagsmorgen im Walde. Gabriele war in süßes Selbstvergessen so versunken, von einem ahnungsvollen Triebe so gedrängt, daß sie wie geblendet sich von Karls Hand geleiten ließ und nicht den Abgrund merkte, der mit Rosen bedeckt und an dessen Rand sie bereits gestanden war. Ja noch mehr, sie fühlte sich so ganz und gar Karln hingegeben, es trieb ihre Seele so in der seinen aufzugehen, — daß sie sich vielleicht, wenn denselben auch Rosen nicht geborgen, mit Karl hinabgestürzt hätte, wenn — — nicht die alte Veronika plötzlich in das Zimmer gestürzt und wie ein erzürnter Geist zwischen die Beiden, die sich wie zwei Flammen umschlungen hielten, sie auseinander reißend, getreten wäre. „Der Teufel! der Teufel!" kreischte sie Karln zähnefletschend an, stampfte mit den Füßen und erhob drohend ihre Hände gegen ihn, dann schloß sie Gabrielen wie beschützend an sich, bedeckte deren Körper mit ihrem Tuche, das sie um die Brust gebunden trug, und streichelte ihre Wangen, während sie im weinerlich klagenden Tone rief: „der Engel! der Engel!"

Karl wüthete, sich durch eine boshafte Närrin von dem Kulminationspunkt seiner Begierden hinabgeschleudert zu sehen, und Gabriele zitterte vor Schrecken, als sie den göttlichen Traum, den sie ewig träumen wollte, mit einemmal verflogen sah, und grollte fast der Großmutter, die sie so unbarmherzig weckte. —

„Robert hat Recht," brach Karl in Unmuth aus; „ihre Narrheit ist nur eine Maske, sie ist eine Verrätherin, sie lauert an allen Schlüssellöchern, und wir sind die Narren, uns dieses gefallen zu lassen!"

„Wie meinst Du das?" frug Gabriele voll Befremdung, riß sich von Veronika los, die wieder mit einer leblosen Miene wie aus Stein dagestanden, und fiel Karln um den Hals.

„Ich trane mich vor der Spionin kein Wort zu sprechen," erwiederte Karl und sah Veronika mit scheuen Blicken an.

„Sei sorglos," versuchte Gabriele ihn zu beruhigen; „die Großmutter ist taub seit vielen, vielen Jahren und wird nicht eher hören, als bis sie die Posaunen des jüngsten Gerichtes rufen werden. Glaube mir."

„Meinst Du? Seid Ihr nicht Alle getäuscht?"

„Vater und Mutter würden sich nicht durch zehn Jahre täuschen. Du kannst ohne Sorge sein."

„So höre, meine Gabriele. Heute Nacht will ich Dir Alles enthüllen, was eigentlich die Schuld an meinem letzten Verstörtsein trägt. Du wirst in Deiner glücklichen Unerfahrenheit staunen, wie schadenfroh man ist und uns unser Glück mißgönnt. Kann ich ruhig sein, wenn ich die traurige Gewißheit habe, daß man unser Verhältniß zu zerstören droht?! Muß ich nicht allen Muth verlieren, wenn ich fürchten muß, daß man mir die Bedingung meines Lebens, Dich, entreißen will?"

„Was sagst Du Karl? Unser Verhältniß?" erwiederte Gabriele mit ruhigem Selbstgefühl und ungläubigem Lächeln. „Ich kenne keine Furcht. Keine Macht der Welt vermag es, nicht einmal Vater und Mutter. Und Vater und Mutter thun es sicher nicht, ich weiß es so gewiß, als ich Dich liebe!"

„Also darf ich heute Nacht zu Dir kommen?" frug Karl voll Zärtlichkeit und schloß sie glühend an sich trotz der fürchterlichen Zeugin, die keine Miene verzog und nur mit ihren stieren Blicken Beide anglotzte.

„Komme mein Karl, wenn es Dich ruhig macht, aber nicht zu spät," sprach Gabriele, „und bringe Dein heiteres Gesicht mit, Du weißt, meine Seele spiegelt sich in Deinem Auge wie der Himmel in der klaren Fluth."

„Wirst Du mich also erwarten?"

„Ach geh, wie kannst Du so oft nur fragen." — —

Mittags kam Robert zurück und sagte zu Karl in der ausgelassensten Laune: „Um zehn Uhr Nachts wird an's Werk gegangen, bis dahin haben wir Zeit genug, alle Vorbereitungen zur Reise zu treffen. Bis dahin hast Du auch für ein dauerndes Andenken für Gabriele gesorgt, wie ich bereits für Magdalena. Willst Du dann auch noch Dein hiesiges Scheiden mit einem frommen Werke krönen, so nehmen wir die Magdalena mit ihren Kindern mit, befreien sie so aus den Händen der Wütheriche und machen mit ihr und den Kindern bei den wilden Amerikanern Geschäfte; wenn nicht, so lassen wir sie auf der Straße, wo sie uns erwarten will, so lange warten, bis — wir nicht kommen."

„Allenfalls noch ohne Kinder," meinte Karl.

„Sie? und ohne Kinder?" erwiederte Robert. „Eher läßt sich der Bär gutwillig sein Fell über die Ohren

Digitized by Google

ziehen, eher läßt sich eine noble Dame ihre Steifröcke von ihrem Gatten verbieten, eher läßt sich ein Theater nur mit klassischen Stücken und eine Zeitung mit Wahrheiten erhalten, eher wirst Du der Mann der Gabriele und ich Dein Hausfreund, — ehe sie von ihren Kindern läßt. Bei solchen Weibern ist jedes ihrer Kinder ein Theil ihrer selbst und sie können von ihnen nur mit ihrem Leben lassen." —

Je näher aber die verhängnißvolle Stunde kam, desto mehr verlor Karl bei seiner konsequenten Inkoseqnenz den Muth und er würde sicherlich Alles aufgeboten haben, die Ausführung des Projektes mindestens auf den nächsten Tag zu verschieben, wenn nicht sein Schicksal ihm selbst opponirt und den letzten Impuls dazu gegeben hätte. Gegen Abend nämlich kam der Postbote. Da Agnes in der Wirthschaft verloren oder mindestens nicht zu finden war, und Karl Gabrielen an irgend eine versteckte Laube fesselte, indem er, wie ein Geier um seine Beute, immer engere Kreise um sie zog, — nahm Robert die Briefe in Empfang. Zu seinem großen aber freudigen Erstaunen fand er darunter ein Zeitungsblatt, das erste seit seinem mehrwochentlichen Aufenthalt, und dasselbe unter Kreuzband und mit dem Siegel der Werner'schen Firma auffallend versehen. Kein Zweifel: Karls Aufenthalt war verrathen und dessen Vater dehnte sein Rächeramt bis hieher aus. Robert öffnete mit aller Hast einer frohen Erwartung das Couvert und fand seine süße Vermuthung bestätigt. Karl aber war durch eben dieses Zeitungsblatt, das ihm schon im Café und in der Marr'schen Soirée so peinliche Katastrophen herbeigeführt, Roberts willenloses Werkzeug geworden. „So treibt mich denn mein Vater selbst dazu," sprach Karl mit Ergebung in das Unvermeidliche, „und es mag in seinem Namen selbst das Aeußerste geschehen."

„Du trägst keine Schuld," ermunterte ihn Robert und drückte ihm frohlockend einen warmen Kuß auf. „So treibt's den Strom zum Meere" —

„Aber auch den Falter so ins Licht" — fügte Karl mit einem leichten Seufzer hinzu.

XV.

Es schlug zehn Uhr. Das ganze Dorf lag tief in Nacht und Schlaf. Im Hofe herrschte eine lautlose Stille. Alle Fenster, bis auf die in Gabrielens Stübchen, waren dunkel. Der Nachtwächter hatte die Stunde und sein Liedchen: Gebt Acht auf Feuer und Licht! bereits tauben Ohren geblasen und gesungen und mußte, nach dem Schall des Hornes, am entgegengesetzten Punkte des Dorfes sein, das einzige äußere Hinderniß war also entfernt, — da öffnete Robert den beiden Wilddieben das kleine Seitenthor des Hofes, tappte sich mit ihnen durch die finstere Hausflur über die Stiege in das erste Stockwerk, und in wenigen Sekunden standen sie unangefochten am Orte ihrer Bestimmung. Packan knurrte wol und bellte, aber sein Bellen war ein so verbissenes und dumpfes, daß es Niemanden weckte. Robert hatte ihm vorsorglich den Mund in Ermanglung eines verschwiegen machenden Gittes mit einem Kübel voll riesiger Fleischknochen verstopft, und um auch dessen Spürnase anderweitig zu beschäftigen, einen der ungefährlichsten aber heißhungrigen Jagdhunde dazu als ungern gesehenen Gast geladen. Kaum waren jedoch die Drei ins Zimmer getreten und hatten ihre Stiefel, um jedes Geräusch zu vermeiden, an der Thüre abgelegt, erklang nebenan ein Piano in kräftigen Akkorden.

„Was ist das?" frug Raubmichel und flüchtete sich mit Rothsepp, Beide ein Schrecken, zur Thüre.

„Ohne Sorge," flüsterte Robert; „das Spielen drinnen muß unser etwaiges Geräusch maskiren."

„Mein Mann, der Robert!" lispelte der Raubmichel, tappte nach ihm und warf ihm zwei alte zerfetzte Kittel, die er für ihn und Karl mitgebracht hatte, auf die Schulter.

„An's Werk!" drängte Robert und zog den einen an. „Ich passe schon mit tausend Ohren auf der Lauer."

Rothsepp zündete hinter dem Ofen seine Blendlaterne an, machte erst Roberts, dann Michels, dann sein eigenes Gesicht mit Ruß unkenntlich, und während Robert an der Thüre Posto nahm, schlich er und Michel mit aller Art Sperrhaken und Dietrichen versehen, an den bezeichneten Schrank. Drinnen klang das Piano, als spielten Leidenschaften darauf, lauter Fortissimo, keine Pausen, ein immerwährendes Toben und Brausen in den Saiten; und das wildphantastische Spiel, das selbst jede mündliche Verständigung zwischen den Dreien unmöglich machte, war eben im Verrauschen begriffen, da zogen auch schon die Diebe nach vollbrachter That, schwer mit Säcken und Päcken beladen und mit ihren Stiefeln angethan, aus der Thüre. —

Karl hatte sich, als die Tante mit den Schlüsseln zu Bette gegangen war, bei Gabrielen, die schon den Augenblick des Stelldicheins nicht erwarten konnte, eingefunden. Nach einer langen Rede, die er trotz seiner Zerstreutheit zu seiner Rechtfertigung hielt, und deren kurzer Sinn ein Unsinn war, wurde er stille und horchte.

„Was ist's?" frug ihn Gabriele, die mit Begeisterung seinen Worten gelauscht hatte, da sie denselben ihre eigenen Liebesgedanken unterlegte. —

„Noch ist es im Hause nicht geheuer," versetzte voll Unruhe Karl, der ein Geräusch vernahm. „Spielen wir für jetzt vierhändig, dann, ist Alles zur Ruhe gegangen, theile ich Dir das Geheimniß mit, das Niemand ahnen darf." —

Gabriele dachte an Karls krankhafte Nervenzustände, schrieb diesen seine Aengstlichkeit zu und hoffte durch das Spiel ihn wieder zu zerstreuen. „Also spielen wir," stimmte sie in seinen Vorschlag ein, „dann vertraust Du mir aber das Geheimniß, das mich sehr neugierig macht; nicht wahr?" Und das Piano bebte unter den vier kunstgewandten Händen.

Karl legte mit seiner ganzen Kraft los, um die schreiende That, die nebenan begangen wurde, zu übertäuben, Gabriele dagegen spielte mit der ganzen Kraft ihrer liebenden Seele, natürlich also, daß es drinnen brauste, als wühlte der Sturm in den Saiten.

„Ich muß schon die Flügel hängen lassen," sagte endlich Gabriele lachend, und zog ihre Hände müde zurück. „Ich vermag wahrlich nicht mehr Deinem stürmischen Fluge zu folgen."

Karl horchte auf und als er keine Spur eines Lebenszeichens im Hause merkte, nahm er mit einem zufriedenen Lächeln Gabrielen bei der Hand und führte dieselbe an den Mund. „Aber wenn nicht am Piano, in der Liebe hältst Du doch mit mir gleichen Schritt? oder nicht? Fürchtest Du Dich etwa auch da zurückzubleiben? O, so komme auf meinen Schoß, schließe Dich fest an meine Brust und lasse

Digitized by Google

Dich von meinen ſtarken Armen im Sturm der Leidenſchaft hinweg über alle irdiſchen Schranken tragen!"

„Karl, Du ſchwärmſt ja heute wie ein Romanheld", erwiederte Gabriele im zärtlichſten Tone und ſprang wie ein Kind voll Unbefangenheit auf ſeinen Schoß. „Nun aber das Geheimniß, ich bitte Dich!"

„Liebſt Du mich denn, Gabriele, wirklich?" frug Karl, ihre Bitte nicht beachtend und ſchmiegte ſein erglühtes Geſicht an das ihrige.

„Eine ſolche Frage iſt eine Sünde," erwiederte Gabriele, in ſeinen Locken ſpielend; „und eine Antwort in Deinem Sinne wäre es nicht minder. Doch ich bitte um das Geheimniß!" und ſie hob gefaltet ihre Hände.

„Haſt Du ſchon früher Jemand Andern geliebt?" frug Karl und ſchlang ſeinen Arm um ihre Hüfte.

„Niemand außer Gott und meinen Eltern," antwortete Gabriele und blickte ſehnſuchtsheiß in den glühenden Stern ſeines Auges.

„Liebſt Du mich nun mehr als Gott und Deine Eltern?"

„Das kann ich nicht ſagen," entgegnete Gabriele, „denn meine Liebe zu Dir iſt eine ganz andere; aber ich fühle, daß ich Gott und meine Eltern jetzt mehr liebe als zuvor."

„Wie willſt Du alſo als mein Weib mir folgen, wenn Du Deine Eltern ſo ſehr liebſt?!"

„Dir folge ich," erwiederte Gabriele, „bis an das Ende der Welt und des Lebens, denn mein ganzes Gefühl iſt nur Liebe zu Dir, der Eltern aber werde ich ſtets in Liebe gedenken."

„O Gabriele!" ſprach Karl, deſſen Sinne im hohen Grade erregt waren, in Exaltation: „O wie biſt Du ſo namenlos reizend! Was gäbe ich darum, lägſt Du ſchon jetzt als mein ſüßes Weibchen in meinen Armen!

„Mein Karl!" verſetzte Gabriele mit einem Geſicht, aus dem die ganze Jungfräulichkeit ihrer Seele wiederſtrahlte. „Die kurze Zeit iſt bald um und dann trennt uns nichts mehr. Doch ich bitte, quäle meine Neugierde nicht länger mit Deinem Geheimniß!"

„Noch heute, bald, ſollſt Du's erfahren," verſicherte ſie Karl. „Doch kurze Zeit ſagſt Du? Von der Sehnſucht zur Ewigkeit ausgedehnt! O Gabriele, küſſe mich! küſſe mich!"

Gabriele ſchloß ihren Mund an den ſeinen, und als müßte er ſich an dem Kelche berauſchen, trank er in vollen Zügen den purpurnen Wein ihrer Lippen.

„O ſo küſſe mich doch ſo, wie ich Dich's gelehrt!" rief Karl, ſeiner Sinne kaum mehr mächtig; „Deine Lippen ſind Eis gegen die Gluth der meinen!"

Gabriele wurde unruhig und verſuchte ſich von Karl, der ſie feſt umſchlungen hielt, zurückzuziehen. „Karl, ich kann Dich nicht mehr küſſen, Deine Küſſe brennen mich, als tränke ich Gluth, durch meine Glieder zieht es wie pures Feuer, verſagt mir den Athem und macht meinen Blick ſo unſicher und dunkel. Karl, was geht in Dir vor? Du biſt ernſtlich krank. Ich werde die Mutter rufen. Glaube mir, Karl, Du fieberſt, — ſo wie Dich, habe ich nur Kranke im Delirium geſehen."

„Gabriele, reiße Dich nicht von mir!" rief Karl im flehenden und doch ungeſtümen Tone; „mein Leben hängt an Dir!"

„Ich bleibe," verſetzte Gabriele und ſah ganz verwundert Karls Veränderung in Miene, Sprache und Geberde; „doch mußt Du Deine wilde Phantaſie, die mich ſchon beim Piano müde gemacht, zu bezähmen ſuchen."

„Phantaſie nennſt Du meine Liebe, meine Leidenſchaft für Dich?!" ſtürmte Karl. „O ſo küſſe mich, daß ich dieſes Wort vergeſſe! Küſſe mich, ſonſt muß ich verzweifeln! Nur Deine zauberiſchen Küſſe vermögen mein empörtes Blut, das Dein Reiz mit Feuerruthen durch meine Adern peitſcht, zu zügeln." —

„Karl!" rief Gabriele ängſtlich bewegt und wand ſich aus ſeinen Armen los; „unheimlich glühen Deine Augen — Züge ſehe ich in Deinem Geſichte, die mich in der tiefſten Seele erſchrecken — Du ſiehſt ſo wild aus — wenn ich Dich nicht mit den Augen meiner Seele ſähe, ich würde Dich kaum kennen. — Um Gotteswillen Karl! Du biſt ſo verändert, daß ich einen fremden Mann vor mir zu haben glaube" — — und ſie flüchtete ſich hinter das Piano.

„O Gabriele!" tobte Karl und erhob ſich in einem förmlichen Sinnentaumel; „o komm' auf meinen Schoß und beſchwöre mit Deinen Engelslippen, wie einſt Chriſtus, die empörte Fluth!"

„Um Gotteswillen Karl!" flehte Gabriele und ſah ſich angſterfüllt nach der Thüre um; „ſei nicht ſo — ich fange an mich vor Dir zu fürchten."

„Das nennſt Du Liebe?" ſchrie Karl laut auflachend: „Lieben und den Mann der Liebe flieh'n?! Ich will Dir zeigen, was Liebe iſt und Dir folgen —" und er breitete die bebenden Arme nach ihr aus.

„Karl, verlaſſe mich!" entgegnete Gabriele mit einem Tone und einer Miene, ernſt und zurückweiſend wie die angegriffene Unſchuld. „Ein Bangen beſchleicht mich vor Dir, wie ich es vor keinem Menſchen in meinem Leben gehabt habe." —

Karl außer ſich löſchte das Licht aus. „Wo biſt Du, Gabriele? Komme! Ich vertraue Dir nun das Geheimniß — Trennte uns das Licht, wird uns die Nacht vereinigen!" — — Und er begann nach jener Richtung, wo Gabriele ſtand, mit aller Haſt ſeines ſtürmiſchen Blutes hinzutappen. „Willſt Du mich wahnſinnig machen?" rief er faſt athemlos und kam zur Thüre, die offen und aus der Gabriele entſchlüpft war. — Da ſchlug der Packan mit der Vollkraft ſeines Organes an. Karl bebte zuſammen und taumelte auf den finſteren Gang hinaus.

„Biſt Du's?" rief ihm Robert von der Stiege entgegen. „Willſt Du denn mit Deiner Liebe in Flammen aufgehen?"

„Das Reh iſt mir entwiſcht, und ich habe es doch ſo auf's Korn genommen," ächzte Karl; „verdammtes Mißgeſchick!"

„Wärſt Du zur Zeit auf den Anſtand gegangen!" flüſterte Robert, der ſchon bei Karl war. „Doch eile. Wirſt Dich doch wegen des unreifen Dings nicht in Gefahr ſtürzen wollen, während Dir von jedem Baume die reifen Früchte zum Brechen winken. Was zauderſt Du? In wenigen Minuten ſpringt der rothe Hahn vom Fenſter auf das Dach und ſchreit das ganze Dorf zuſammen; und wenn der nicht, ſo der Packan!"

„Der Rothſepp hat doch nicht —" frug Karl, dem Angſt und Schrecken in die Glieder fuhren.

„Freilich hat er —" unterbrach ihn Robert. „Darum fort. Alles iſt glücklich abgelaufen, wenn wir nur erſt glücklich abgelaufen ſind."

Digitized by Google

Karl, dem die Füße schlotterten, hielt sich an das Stiegengeländer.

„Willst Du nicht hier auf das Kriminale warten," drängte Robert, „so eile." Und er warf Karl einen alten zerrissenen Kittel um die Schulter, zog aus der Tasche eine Blendlaterne, beleuchtete damit dessen Gesicht und machte auch dasselbe mit Ruß unkenntlich. „Nun aber mit unhörbaren Geisterschritten auf den Weg!"

Robert eilte wie im Fluge die Stiege hinab, ihm folgte Karl mit langsamen unsicheren Schritten. Dieser war kaum auf der Hälfte der Stufen, da erhob Packan, den Jemand von der Kette losgelassen haben mußte, in der Hausflur ein furchtbares Gebell, und gleich darauf war Roberts Stimme vernehmbar, der heulend und fluchend Karl um Hilfe rief. Kein Zweifel, Packan hatte Robert angepackt. Karl, der sich vor Angst und Mattigkeit wieder an das Geländer anhalten mußte, raffte all seinen Muth und seine Kraft zusammen, um Robert beizuspringen, da rief Gabriele von den obern Stufen, die zur Dachkammer führten und auf die sie sich geflüchtet hatte: „Um Gotteswillen Karl, was beginnst Du in dieser Nacht?!" und gleichzeitig kreischte es auf der Stiege, sich ihm mit schweren festen Schritten nähernd: „Der Teufel! der Teufel!" — Karln standen vor Angst die Haare zu Berge. Zurück konnte er nicht, denn die Gefahr drängte ihn vorwärts, und vorwärts konnte er nicht, ohne auf die tolle Veronika zu stoßen, vor der er eine namenlose Furcht hatte. Schon glaubte er den ganzen Hof in Alarm versetzt, und von der Gefahr gejagt ging er an den verzweifelten Versuch, sich mit Gewalt den Weg zu bahnen. Da fühlte er sich plötzlich von den Armen Veronikas erfaßt, die mit aller Kraft ihrer Stimme zeterte: „Der Teufel! der Teufel!" — „Verfluchte Närrin! läßt Du mich nicht aus, so stürze ich Dich über die Stiege hinab!" kreischte Karl vor Wuth und bot Alles auf, sich von ihr loszuringen. Veronika, die wie mit einer übermenschlichen Kraft gestählt schien, hielt ihn um so fester und schrie um so lauter, als wollte sie alle Leute wecken, die trotz des Lärmens tief im Schlafe waren. — Inzwischen schnob und kreischte Packan wie wüthend und Robert lamentirte wie ein Verzweifelnder. Da geschah plötzlich in der Hausflur ein furchtbarer Schlag, daß das ganze Haus erdröhnte, gleich darauf folgte ein dumpfes Gerolle mit einem gräßlichen Geheule verbunden, das sich wie in die Tiefe immer mehr und mehr verlor, und endlich waren auch Robert und Packan stille geworden. Nach einer kurzen, lautlosen Pause, in der Veronika Karln selbst mit ihren Zähnen am Halstuch faßte und dieser in Gefahr war erdrosselt zu werden, nahten sich wieder Schritte der Stiege.

„Unglückseliger!" ächzte Robert; „wir sind verloren, fliehst Du nicht sogleich. Die Kanaille, den Packan, habe ich im Keller zur ewigen Ruhe gebracht!"

„So komm' und rette mich aus den ehernen Armen der Wahnsinnigen, die mit dem Teufel im Bunde stehen muß," stöhnte Karl, der unaufhörlich daran war, mit Veronika herabzustürzen und sich schon verloren sah.

„Thu' mit ihr, wie ich mit dem Packan, und werfe sie über die Stiege," rieth Robert und eilte hinauf. Veronika klammerte sich wie eine Verzweifelnde an Karl. Robert zog hastig die Blendlaterne hervor, leuchtete in ihr gespensterhaftes Gesicht, versetzte ihr einen heftigen Stoß in die Brust, daß diese losließ und mit einem gräßlichen Schrei zusammensank, faßte Karl und riß ihn mit sich über die Stiege und zum Seitenthor hinaus.

Gabriele, durch das geheimnißvolle Treiben auf der Stiege, das sie nicht begreifen konnte, von einer unbeschreiblichen Angst erfaßt, hatte nicht den Muth, in der schauerlichen Finsterniß hinabzugehen und nach der Mutter zu rufen. Sie schluchzte laut und jammerte nur in Einem fort: „Gott steh' uns bei, Karl ist wahnsinnig geworden!" Als sie jedoch den Fall auf der Stiege, den befremdenden Wortwechsel zwischen Karl und Robert, deren flüchtiges Hinabeilen und gleich darauf das Gewinsel Veronikas vernommen, da war alle ihre Angst mit Einemmale gewichen, sie flog über die Stufen hinab, pokerte an alle Thüren, rief alle Namen der Hausleute mit dem ganzen Aufgebot ihrer Stimme, eilte in das Erdgeschoßzimmer, griff nach einem Gewehr und schoß dasselbe zum Fenster hinaus. Nach wenigen Augenblicken war Alles im Hofe und in der Nachbarschaft wach geworden und eilte unter dem Geschrei: „Feuer! Feuer!" herbei. —

Karl und Robert liefen nun was sie konnten, ohne sich auch nur einmal umzusehen, in der Richtung gegen den Wald. Am Anfang desselben fanden sie, wie mit Robert verabredet, den Einspänner und Rothsepp und Raubmichel, die sie mit Jauchzen empfingen. „Schaut Euch um!" rief Rothsepp vor Freude hochaufspringend und in die Hände klatschend. „Ist das nicht ein Fraß für Aug' und Herz?! Ich möchte hier stehen und zuschauen, bis der ganze Hof zu einer Handvoll Asche wär'; und säh' ich auch noch den Alten händeringend im Fenster, und seine fromme Seel' von Weib daneben, und keine Hilfe — Herrgott, das wär' mein schönstes Stündchen!"

Karl fuhr es selbst wie Feuer durch die Glieder, als er lichterloh die Flammen aus den Fenstern des Hofes herausschlagen und bis an das Dach reichen sah, ihm klapperten vor Schauer die Zähne. Auch Robert machte bei dem Anblick keine heitere Miene und fühlte, wie ihn die Füße zur Flucht drängten, und da auch der Lärm und das Hilfegeschrei im Dorfe bis an ihre Ohren drang und mit jedem Augenblick stärker wurde, fanden sie es nicht geheuer, länger zu verweilen. Raubmichel war der Erste, der auf Eile drang, ihnen zurufend: „Beim Feuer muß man nicht zusehen, sonst wird man eingefangen, kenn' die saubere Einrichtung von der Stadt her!" und schwang sich mit einem Satze auf den Wagen, die Andern folgten; nur Rothsepp konnte sich schwer von der süßesten Augenweide seines Lebens trennen und streckte noch aus dem dahinrollenden Wagen seine Arme frohlockend nach dem brennenden Hofe aus, indem er wie berauscht schrie: „Laß mich dich nie wiedersehen!" —

Nach einer Stunde, in der sie trotz der finstern Nacht, die kein Stern erhellte, durch Wald und Feld auf wenig gebahnten aber nächsten Wegen im Galopp dahinbrausten, brach der Gaul, fast zu Tode gepeitscht und gehetzt, vor Rothsepps Hütte zusammen. Nachdem ihn Raubmichel durch mörderische Schläge wieder auf die Beine und dann in den Stall des nachbarlichen Besitzers zur Ruhe gebracht, wurde der „Reisepfennig," wie Robert die vielen Säcke gestohlenen Geldes nannte, in die Hütte geschafft. Eine Kerze stand in der Ofenröhre und war bis zum Stümpfchen herabgebrannt. Magdalena saß am Fenster mit dem zweijährigen Säugling im Schoße eingeschlafen. Da sie die Eintretenden nicht hörte, sagte Raubmichel: „Die hat heute wieder ihren Todesschlaf. Stell' Dich Robert vor die

Digitized by Google

Röhre, daß sie das Licht nicht weckt, und Du, Sepp, pack an den Sessel, wir tragen die gefährliche Regenwolke sammt dem Regenwurm hinaus in die Küche."

Kaum gesagt war's auch geschehen.

„Wenn Ihr noch in der Nacht fort wollt, haben wir nicht lange Zeit," versetzte Rothsepp; „das Licht ist bald alle und wie ich sehe, kein zweites im Haus, rasch denn an's Dividiren."

In einer Viertelstunde war der Raub, der sich auf achttausend Thaler belief, gleichmäßig vertheilt. Robert und Karl nahmen das Papiergeld, Rothsepp und Raubmichel das Silber. „Vorläufig verstecken wir das Geld hier in den Sarg unter die Hobelspäne und legen den Deckel darauf," sagte der Letztere; „die Magdalena wird nicht aufkommen und draufkommen; bis wir zurück sind, lassen wir es dann in den Brunnen hinab und pumpen heraus, so oft wir Durst haben." Und Sepp und Michel thaten, wie dieser angerathen. Karl und Robert jedoch verbargen jeder seinen Theil in den Säcken ihrer Kittel, die sie aus Rücksicht für die kühle Nacht anbehalten hatten. Das Licht war eben erloschen, da gingen auch schon die Vier, nachdem sie noch die Magdalena mit aller Behutsamkeit auf dem Sessel in's Zimmer getragen, zur Hütte hinaus. — Obgleich Karl und Robert zumeist aus Furcht, von Rothsepp und Raubmichel unterwegs beraubt zu werden, gegen deren Mitgehen waren, ließen es sich doch diese aus Dankbarkeit nicht nehmen, ihnen bis zur Landstraße, die etwa eine Stunde von den „vierzehn Nothhelfern" entfernt lag, das Geleite zu geben. Karl und Robert standen Anfangs nicht geringe Aengsten aus, um so mehr, als sie fürchteten, sich durch ihre Furcht zu verrathen und dadurch erst die Beiden auf den neuen, sicheren Raub aufmerksam zu machen, doch ihre Angst war unbegründet und bald gewichen. Rothsepp und Raubmichel, die nicht daran dachten und sich jenen wirklich dankbar verpflichtet fühlten, zerstreuten bald durch die Offenheit und Geradheit ihres Gesprächs, in dem nicht ein Ton von Arglist und Verholenheit lag, jede Besorgniß. Dennoch war Karln und Robert sonderlich zu Muthe, als Ersteren Rothsepp und Letzteren Raubmichel recht warm und vertraulich in den Arm nahm und Jene sich von diesen als „Bruderherz" anrufen hörten. — Nachdem Rothsepp mit Frohlocken eine lange Strecke über das gelungene Wagstück voll Selbstlob gesprochen und sich glücklich gepriesen, endlich seine Rache mit Feuer gekühlt zu haben, und Raubmichel seine Meisterschaft in der Handhabung von Sperrhaken selbst „offen heraus" hoch gerühmt hatte, und Beide ihren Schutzpatronen laut dankten, daß sie endlich ein „ehrliches Stück Geld" beisammen hätten und nun mit Niemand, nicht einmal mit dem abgebrannten Bauerntonl tauschten, sagte Rothsepp: „Wir haben Euch bis jetzt nicht gefragt, wer und was Ihr seid, und wollen es auch nicht wissen, übrigens habt Ihr uns auch nicht gefragt, was hat auch Name und Stand zur Sach', wenn man in Kopf und That Eins ist, aber wissen möcht' ich, wohin geht Euer Weg, und werden wir uns je wieder sehen?!"

„Offen heraus, das möcht' ich auch wissen," schloß sich Raubmichel fragend an.

„Wir haben Europa satt und gehen nach Amerika," erwiederte Karl.

„Das heißt, uns hat Europa satt. Kommt nach!" setzte Robert hinzu.

„Möchten wir uns denn dort finden?" frug Raubmichel naiv.

„Ganz gewiß," versicherte Robert, „dort kommen alle Spitzbuben von ganz Europa zusammen."

„Hörst Du Sepp," meinte Raubmichel; „von dem Amerika hab' ich von den Bauern Wunderding' gehört. Ein Stück Land so groß wie Schlesien bekommt jeder, der will, gratis geschenkt und Alles, was er braucht dazu; und der Boden dort soll so fruchtbar sein, daß wenn man Silbergroschen oder auch nur Kupferpfennige säet, harte preußische Thaler erntet. Wie wär's, wenn wir zusammenpackten und gingen und Magdalena mit den Ablegern dem Meistbietenden bei uns, und Mancher hat ein neidisches Aug' auf sie und uns, überließen? Stall und Futter muß bezahlt werden."

„Nach Amerika geh' ich nicht," erklärte Rothsepp; „wenn dort lauter Spitzbuben zusammenkommen, wie Robert sagt, von was sollen wir denn existiren? Uebrigens wandern die Bauern wolgerüstet mit Gesundheit und Geld aus, gerad' so wie Soldaten mit Pulver, Blei und Zugehör ins Feld, und als Bettler kommen die, und die als Krüppel wieder nach Haus. Und was das Schönste ist, man will die Ausgewanderten nicht einmal mehr einwandern lassen! Bleiben wir hier und ernähren wir uns, wie bis jetzt, redlich."

Endlich waren sie am Scheidewege angelangt. Rothsepp trennte sich, wenn er ein Herz hatte, mit bewegtem Herzen und sagte in einem Tone, der wirklich gemüthlich klang: „Der Himmel vergelt' Euch, was Ihr an mir gethan! Ich werde Euer nie vergessen, selbst am Galgen nicht!" — Raubmichel aber weinte und indem er Roberts und Karls Hand mehrmals an seine Augen hielt, um sie davon zu überzeugen, versicherte er: „Offen heraus, Karl und Robert werden in meiner Absterbestund' meine letzten Worte sein!" — Karl und Robert jedoch nahmen stummen Abschied, schloßen sich fiebernd vor Kälte fest aneinander an und schritten mit schwerer Brust und schweren Tritten dahin. —

Anfangs waren in Karls Seele alle Geschehnisse des Tages in einem entsetzlichen Panorama vorübergezogen und er klagte sich laut aller Folgen an, die der Raub und die Brandlegung nach sich ziehen dürften. Er sah in seiner erglühten Einbildungskraft den Hof des Onkels in Schutt und Trümmer, darunter Tante und Gabriele begraben, den Onkel selbst als Bettler auf den Straßen herumziehen und aller Welt von dem verfluchten Karl Werner erzählen, der ihn um Weib, Kind, Hof und seine ganze Habe auf himmelschreiende Weise gebracht — und unaufhörlich kreischte es, wie während des Ringens auf der Stiege mit so gräßlichen Lauten: „Der Teufel! der Teufel!" in seinen Ohren, daß er die fürchterliche Veronika und nicht Robert an seiner Seite wähnte; — doch endlich gelang es Roberts Sophistik und dessen excentrischer Laune, Karln aus seinen Fieberträumen aufzurütteln und ihn eines Bessern zu belehren. „Gibt es ein Schicksal," rief Robert, „oder nicht? Gibt es eines, so mußte Alles geschehen und wir waren nur dessen willenlose und doch willige Werkzeuge. Gibt es keines, dann waschen wir unsere Hände in Unschuld, denn an der That, der Du Dich ungerechter Weise anklagst, nahmen wir keinen Theil: Du spielteſt Forte, und ich stand Piano an der Thüre — und Rothsepp und Raubmichel wer-

Digitized by Google

den schon mit ihrem Gewissen eins werden; eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus."

„Aber wir haben zu Allem gerathen, wir waren die Anstifter," lamentirte Karl.

„Lächerlich," entgegnete Robert; „der Thäter ist strafbar, nicht der Anstifter. Hier bei diesem Falle spielten wir zufällig die unfreiwilligen Souffleurs, ein ander Mal ist es der Hang, die Noth, die Eifersucht, die Liebe, die Rache ꝛc. ꝛc. Und von wem rührt Hang, Noth, Eifersucht, Liebe, Rache ꝛc. her? Wer hat diese Verführer über uns geschickt, und warum hat er es gethan? Da liegt das Räthsel der Sphynx — darum mag der's auch verantworten!"

Unter solchen Gesprächen wich schnell unter ihren Füßen der offene und breite Weg. Hie und da flimmerte auch noch aus nah und fern ein Licht, oder es bellte ein Hund, — genug Lebensspuren, daß sich die Flüchtlinge in der fremden und einsamen Gegend und in der tiefen Nacht nicht so unheimlich allein fühlten. Als dieselben aber in einen Wald kamen, auf dessen Länge und Dichte sie sich von der Hinreise noch mit Schauer erinnerten, und dieser sie mit solcher Finsterniß umschloß, daß sie den nächsten Schritt vor sich, ja sich selbst nicht zu sehen vermochten, da geriethen nicht selten ihre Füße und mit diesen das Gespräch nicht blos in Stokkung, es wich gänzlich den gegenseitigen Ausbrüchen des Unmuths und den Flüchen, die sie über das undurchdringliche Dunkel ausstießen, das ihnen oft lebensgefährliche Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Mehrmals irrten sie von der Straße ab und vermochten durch die dichten Sträuche keinen Ausweg zu finden, oder sie glitten und fielen, wenn sie sich am sichersten Wege glaubten, da sie Arm in Arm gingen, gemeinschaftlich in eine Pfütze oder gar in einen Graben und mußten auf allen Vieren, ganz durchnäßt, hervorkriechen oder emporklimmen. „So mag der Weg aus dem lichten Diesseits in das dunkle Jenseits sein," meinte Robert, als sie auch noch in das Schilf eines Teiches geriethen und sich mit einer Todeshast, triefend von Schlamm, aus demselben herauswanden, — und Karl, der sich an Robert anklammerte, ließ trostlos den Kopf hängen und hielt diese Nacht für die Nemesis, die sich rächend an ihre Fersen geklammert habe. ——— Nach mehreren Stunden, von Finsterniß, Hunger, Durst, Kälte, Nässe und Kontusionen, die sie sich beim Fallen zugezogen hatten, gequält, sahen sie endlich den heißersehnten Morgen grauen, befanden sich jedoch nicht auf der Landstraße und noch immer in einem dichten Walde, der ihnen nach keiner Seite eine Aussicht ins Freie bot. Aber sie konnten sich nun selber in Augenschein nehmen und fuhren vor Ueberraschung auseinander, als sie sich in ihrem gräulichen Aussehen gegenseitig erblickten. Ihre Gesichter waren so mit Ruß und Schmutz, ihre Kitteln so mit Lumpen und Morast bedeckt, daß sie, im ersten Moment sich kaum erkennend, mit Ekel von einander wegwandten. Bald mußten sie aber über sich selber lachen. „Nun auch der Einband egal ist," bemerkte Robert voll Persiflage, „möcht' ich den Psychologen sehen, der zwischen uns, Rothsepp und Raubmichel einen Unterschied herausfände. Hörst Du Karl, mit diesem Exterieur hättest Du bis heute höchstens menschenfreundliches Ungeziefer erobert und gefesselt, aber nie zwei so schmucke Dirnen wie Lucie und Gabriele, nicht einmal zwei so schmucklose wie Lottchen und Minna!"

„Lucie und Gabriele werden an dem Himmel meiner Erinnerung ewig als Sterne ersten Ranges glänzen," deklamirte Karl; „aber daß Du mich an die schändliche Minna erinnerst —"

„Das wäre so ein Glückszufall," unterbrach ihn Robert, „wenn wir auf unserer Wanderung ihr begegneten! Das Gut des Grafen kann nicht gar fern von hier liegen. Wie wär's, wenn wir den Ort auskundschafteten, ihr eine Abschiedsvisite machten, wie es die feine Lebensart erfordert, und bei dieser passenden Gelegenheit uns als Angedenken die gewissen hundert Dukaten ausbäten!?"

„Sobald wir aus dem Walde heraus sind," stimmte Karl willig ein, „fragen wir, und ist sie uns nahe, dann mache ich ihr einen Besuch, daß ihr das Herz vor Ueberraschung aus dem Leibe fahren soll."

„Das heißt," berichtigte ihn Robert; „wenn Dir nicht früher die Courage in die Unaussprechlichen fährt. Also die Parole ist: Minna und hundert Dukaten — und im Doppelschritt auf das Doppelwerk losgegangen!"

Beide eilten, von dieser Idee frisch angespornt. Wie waren sie so froh, als die Sonne die erste war, die sie in ihrer Einsamkeit begegnet, und wie streckten sie behaglich die fast starren Glieder, als sie dieselbe in ihre warmen Arme schloß. Aber erst nach beiläufig drei Stunden begann der Wald lichter zu werden und endlich erschloß sich von beiden Seiten eine herrliche Gegend, die sie auch auf der Hinreise passirt hatten. Rechts, in nicht gar weiter Entfernung erhob sich ein burgartiges Schloß, von einem großen üppigen Garten umgeben. Auf dieses, da es der nächst bewohnte Ort war, lenkten sie ihre Schritte zu. Schon ziemlich nahe, rief plötzlich Robert, während sich Karl in einer am Wege stehenden Pfütze zu spiegeln versuchte: „Da schau hin! Unsere Jungfrau von Orleans, zwar nicht mit Panzer, Helm und Schwert, doch mit Strohhut, Gießkanne und Harke, und wenn auch nicht Jungfrau und von Orleans, so doch gräflich Otomar'sche Maitresse!"

Karl, der um seine ganze Illustration genau zu sehen, sich auf den Boden niedergekauert hatte, sprang mit einem Satze auf und starrte nach dem Garten, durch dessen breites eisernes Gitter derselbe in seiner vollen Ausdehnung so wie die riesige Façade des Schlosses zu übersehen war. „Sie ist's," bestätigte er und trieb, selbst von einer Anschwallung von Rachsucht getrieben, Robert an, rasch näher zu gehen und sich die Gewißheit zu verschaffen. — „Nun was meinst Du," versetzte dieser mit satyrischem Nachdruck; „vor Kurzem hieltest Du die Nacht, die allerdings in ihrer zweiten Hälfte nicht unser Freund war, für unsere Nemesis, und jetzt können wir ihre Rolle selbst übernehmen, wenn wir wollen. Glaubst Du nun, Du ewiger Zweifler, an die wechselseitigen Beziehungen zwischen hüben und drüben?" — Nach wenigen Minuten standen Beide vor dem Gitter und verbargen sich, um nicht vorzeitig von Minna, die Blumen begoß, ersehen zu werden, hinter eine der Akazienstauden, die sich in kurzen Zwischenräumen über die ganze Länge des niedern Gartengemäuers hinzogen.

„Soll ich mich allein und gleich, und in meinem Räuberstaat vor ihr präsentiren?" frug Karl, und ein Gefühl von Haß, Sehnsucht und Bosheit durchzog animirend seine Brust.

„Allein und gleich und im Räuberstaat," rief Robert voll Freude über Karls seltene Entschiedenheit. Nur nicht zögern. Ein solcher Auftritt müßte auf der Bühne Eklat machen oder mindestens einen Succès d'estime, um nicht

Digitized by Google

hier? O, sie wird bis in die Seele schaudern, wenn sie ihren angebeteten Karl vor sich sehen wird, nicht besser als einen Auswurf der Menschheit! Wenn Du also gehst, sei schnell, nur kurze Szenen machen Effekt, und der Hunger thut weh!"

„Ich gehe," entschloß sich Karl; geschehen kann mir nichts; im Nothfalle werfe ich meine angezogene modernde Hülle ab und zeige mich im angebornen modernen Frak, den alle Weiber von und ohne Distinktion respektiren."

„Gedenke des goldenen Angedenkens, das ich Dir empfohlen habe," erinnerte Robert Karln noch; „ich will hier unterdessen warten, um erforderlichen Falls Dir beizustehen, aber keinesfalls um hier Hungers zu sterben." Und Karl schlich, mit dem Rücken gegen den Garten gekehrt, und einen ziemlichen Umkreis ziehend nach dem Hauptportal des Schlosses, das auf der entgegengesetzten Seite lag. Von dort aus sah er zu seiner Freude nur einige hundert Schritte entfernt ein Dorf, an dessen äußerstem Vordergrunde sich ein Wirthshaus durch zwei offene Lauben, in denen bereits Bauern und herrschaftliche Jäger beim Kruge saßen, auf viel verheißende Weise bemerkbar machte. Unangefochten gelangte Karl durch die weitläufigen Hofräume in den Garten. Nach kurzem Umherirren gewann er die Richtung, in der er Minna vom Gitter aus gesehen. Bald war sie selbst gefunden. Sie stand mit dem Rücken gegen ihn gekehrt und pflückte Blumen. Als sie Schritte vernahm, sah sie rasch sich um und ließ vor Schrecken zusammenfahrend und erblassend, dieselben, die fast schon einen Strauß gebildet hatten, aus den zitternden Händen fallen.

„Guten Morgen, Fräulein!" sprach sie Karl mit verstellter aber weicher Stimme an und machte Komplimente, die sich bei seinem Aussehen doppelt komisch oder doppelt unheimlich ausnahmen.

„Fort von hier oder ich rufe die Dienerschaft!" rief ihm Minna zu, die keine Ahnung von dem seltsamen und grauerregenden Besuche hatte, und sah sich ängstlich nach dem Wege um, auf dem sie zunächst in das Schloß gelangen könnte. „Aus den Augen!" rief sie nochmals, als die gräßliche Gestalt, die sie im ersten Augenblick für einen Neger hielt, mit großen Schritten auf sie losging.

„So sprichst Du, niedrigste Magd des Grafen zu mir, zu — Pardon!" unterbrach sich Karl; „kennen Sie, mein holdes Fräulein, nicht die süße Stimme mehr, die noch vor wenigen Monden so mächtig zu Ihrem Herzen gesprochen hatte?"

Minna klang die Stimme bekannt, unwillkürlich fühlte sie trotz des Abscheus, den die Erscheinung auf sie bewirkte, ihre Füße gefesselt, sie sann nach und schien mit ihren Gedanken auf Unmöglichkeiten zu stoßen — so sprachen mindestens ihre Mienen zu Karl.

„Muß ich Ihnen erst meinen unvergeßlichen Namen nennen?" frug Karl weiter und wünschte, seine Blicke wären vergiftete Pfeile.

„Mein Gott," versetzte Minna; „diese Stimme, diese —" sie wagte gar nicht weiter zu vermuthen und trat zögernd näher.

„Hat mich mein grausames Schicksal so entstellt," fuhr Karl fort; „oder erkennen Sie von Ihrer hohen adeligen Stellung nicht mehr den Freund, den Sie in seiner bürgerlichen Niedrigkeit urplötzlich so schnöde verlassen haben?"

„Keine Täuschung, er ist's!" sagte Minna zu sich selbst und suchte ihre Bestürzung, in die sie das Unbegreifliche dieser Begegnung versetzt hatte, dadurch zu verläugnen, daß sie ihn frug: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie hieher, und was wollen Sie von mir?"

„Wer ich bin?" gab ihr Karl zur Antwort: „Der, den Dein treues, liebevolles Herz längst verrathen hatte — Dein angebeteter Karl! Wie ich hieher komme? Das ist eine weite unerquickliche Geschichte; doch was ich von Dir will, ist kurz und gut: Einen Kuß zum Gruß, Geld für die Welt, und ein Stelldichein in Mondenschein!"

Minna entsetzte sich so sehr vor der Frechheit dieser Zumuthungen, daß sie ihre Besonnenheit auf Augenblicke verlor und während sie einige Schritte zurücktrat, sprach sie zu ihm: „Sie werden augenblicklich diesen Ort verlassen und mich nicht nöthigen, Maßregeln anzurufen, die nur ein verabscheuungswerther Verworfener, aber nicht ein bedauernswerther Unglücklicher verdient. Ich erkenne mit schwerem Herzen in Ihnen das traurige Opfer schlechter Gesellschaft, seien Sie mit meinem Mitleid zufrieden und gehen Sie Ihre Wege, die längst nicht mehr die meinen sind."

„Kein Theater! keine Deklamationsstücke!" erwiederte Karl; „spare die lieber für Deinen Grafen. Wirklichkeit will ich: Kuß, Geld und Stelldichein; oder wenn sich das nobler macht: Küßchen, Gold und Rendezvous!"

„Fort, Unverschämter!" rief Minna zornig; „Sie können es jener glücklichen, zumeist deshalb glücklichen, weil kurzen Täuschung, in der ich Sie für einen Mann von Herz und Ehre gehalten, zuschreiben, daß Sie nicht schon das Schicksal jedes frechen Eindringlings getroffen hat."

„So?!" erwiederte Karl hohnlachend und stemmte die Hände in die Seiten. „Ich soll also bei Hunger und Durst leer von Dir ausgehen, während Du Dich von mir mit hundert Dukaten bei Saus und Braus davongestohlen? Verrechnet! Wird nicht mein, was mein war, so soll auch nicht Dein bleiben, was Dein ist. Ich will einmal dem Grafen, seinen Domestiken und Unterthanen erzählen, wie man Maitresse wird, und dann ganz ruhig und nur kurz abwarten, bis Dich Deine eigene Dienerschaft, mit der Du mir auf ridikule Weise drohst, in meine Arme geworfen hat. Was glaubst Du, angebetete Minna, wird dann unser Weg derselbe sein?!"

Minna, die allerdings aus ihrer Vergangenheit manchen moralischen Flecken hatte, den aber die kurzsichtigen und geblendeten Augen des alten Grafen nicht merkten, und der sogar auf dem Punkte stand, dieselben unwissentlich durch eine morganatische Ehe mit seiner linken Hand zu decken, — sah sich plötzlich in großer Gefahr und nach kurzer Ueberlegung bald wieder gefaßt, verbannte sie aus ihren Mienen jeden Zug des Unwillens und Abscheus, ließ ein gemüthlich süßes Lächeln um ihren Mund spielen und sagte im versöhnendsten Tone: „Karl, Du thust jetzt, was ich sonst gethan, Du spielst Komödie. Wahrlich, Du hast mich, die ich das Ding schon ganz verlernt, mit viel Glück und Geschick getäuscht. Gehe, lege das Deiner unwürdige Kostüme ab und erwarte mich um zwölf Uhr, das Dir die Glocke im Schlosse anzeigen wird, in der Laube des Wirthshauses, an der ich um diese Stunde vorübergehen werde. Ich muß fort, doch in aller Eile nur noch die eine Frage," und sie trat knapp vor Karl hin und reichte ihm die Hand, die er nicht annahm: „Aufrichtig Karl, was treibst Du denn eigentlich für abenteuerliches Zeug?"

„Wie Du siehst," antwortete Karl wie wahnwitzig,

Digitized by Google

„bin ich jetzt der reichste Mann der Welt — mit Flüchen überladen ziehe ich umher, die Erde ist mein Haus, und aller Menschen Taschen meine Kassen. — Und das Alles bin ich und habe ich, seit ich in Deinen verfluchten Armen mich selber vergaß! Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, daß ich Dich täusche. Ich bin mit Einem Wort, was ich scheine. Ich bin gekommen, mir einen Theil der Schuld, der ich Dich ewig anklagen werde, abzuholen. Um zwölf Uhr erwarte ich Dich, bis dahin hast Du Zeit, die gestohlenen hundert Dukaten nebst den üblichen Wucherzinsen, die ich an Zodik zahlen mußte, also zweihundert Dukaten, parat zu halten und zu überlegen, wie ein Rendezvous zu bewerkstelligen. Für jetzt will ich nur noch einen Kuß,—ich hasse, ich verachte Dich — aber ich will einen Kuß, einen der Küsse, wie Du sie einst mir, dem Jüngling, und jetzt dem Grafen, dem Greise gibst!"

Minna brauchte alle ihre ehemalige künstlerische Ruhe, um nicht blos ihre Fassung wieder zu verlieren, sondern auch noch die freundlichste Miene zum bösen Spiele zu machen. „Also gaukle nur so fort, wenn es Dir Freude macht," sagte sie; „aber laß' es Dich dann nicht verdrießen, wenn ich Mittags im Sonnenschein und Mitternachts im Mondenschein strenges Kritikeramt über dich ausübe." — Und nachdem sie ringsherum ihre Blicke voll Besorgniß schweifen ließ, nahm sie hastig, mit tiefstem Abscheu, Karln um den Hals, berührte kaum mit ihren Lippen die seinen und während sie ihm zuflüsterte: „So küsse ich den Grafen," huschte sie davon. —

Triumphirend mehr über die Ueberwältigung seines feigen Ichs als über die Demüthigung, die er Minna zugefügt, sah er ihr mit lautem Hohngelächter nach, und schritt stolz aus dem Schlosse. Robert hatte ihn schon mit der quälenden Ungeduld seines riesigen Hungers erwartet, und hörte mit großem Vergnügen die mündlichen Details des Debuts, das er schon vom Gitter aus pantomimisch dargestellt sah. Beide fühlten nun die dringende Nothwendigkeit, sich zu demaskiren, wollten sie nicht einer unfreiwilligen gefährlichen Demaskirung ausgesetzt sein, und sie wählten ein dichtes Gebüsch am Teiche, der links hinter dem Schlosse außer dem Bereich des Gartens lag, zu ihrem Garderobezimmer. Im Nu lagen die mit Steinen belasteten Lumpen zum Schrecken aller Fische und Kröten am Grund des Teiches begraben, sie zogen sich nun sans gêne bis auf die Unaussprechlichen aus, reinigten ihre Kleider, da die Kittel stellenweise Kanäle gewesen, hingen dann dieselben, welche noch ganz durchnäßt waren, auf die Sträuche zum Trocknen, wuschen sich inzwischen mit gegenseitiger Anstrengung so weiß als möglich, und gingen endlich an ihre Toilette, zu der ihnen der klare Spiegel des Teiches ersprießliche Dienste leistete. Wieder in einem ziemlich passablen Zustande eilten sie nun in's Wirthshaus. Bald war den Mägen Genüge gethan und Beider Hauptangenmerk ging dahin, zu erfahren: wie weit das Gut des Grafen vom Besitz des Onkels entfernt sei, ob nicht etwa schon Nachrichten von dort hier angelangt wären, und ob Isidor mit Paul und Alfred noch anwesend seien; denn es war eine ausgemachte Sache, daß der Wagen mit den Freunden, durch den Robert mit der Veronika in den Bach gestürzt war, hieher seine Richtung genommen habe. Sie konnten sich um diese Auskünfte an Niemand bessern wenden, als an die junge, hübsche aber gefall- und plaudersüchtige Wirthin, die ihnen während des Essens nicht unangenehme Gesellschaft leistete, indem sie von dem gottlosen Verhältniß, das zwischen dem Herrn Grafen und einer hergelaufenen Komödiantin bestünde, erzählte: Wie dasselbe bei Jung und Alt und Gering und Vornehm nicht bloß im Orte, sondern auch in der ganzen Umgebung und selbst bei dem jungen Grafen Aergerniß gäbe, und wie sich der alte Graf, der von der „Landstreicherin" förmlich verhext sein müsse, weil er sich sonst bei seinen grauen Haaren und seinem Podagra einen so unerlaubten Umgang nicht erlauben würde, nun entschlossen habe, diese „Person" auf die linke Hand zu heiraten, und das nur um böses Blut unter den Bänerinen zu verhüten, und namentlich den würdigen Ortsseelsorger, der fast jeden Sonntag gegen solchen Unfug predige, zu beruhigen. „Wozu haben wir das heilige Sakrament der Ehe," meinte sie am Schlusse des langen Kapitels, „wenn man ungenirt zusammenleben kann wie man will?! Und was haben wir christliche Ehefrauen vor diesen Buhlerinen voraus?!"

Diese Nachricht war für Karl und Robert von nicht geringem Interesse, denn sie kalkulirten: Eine Braut zahle ihre früheren Schulden, wenn sie mit Drohungen oder gar Klagen gefordert werden, gerne mit Allem was sie hat; ein solcher Schuldbrief müsse um jeden Preis vernichtet werden, denn sonst gäbe der, wenn auch greise Bräutigam, nichts auf Treue und Glauben. — Von Minna stand also mehr noch als das Verlangte zu erwarten, und Karl freute sich schon auf die nächste Zusammenkunft. Was aber Karls und Roberts angelegentliche Fragen betraf, so erfuhren dieselben, daß das Schloß von dem Besitz des Onkels eine halbe Tagreise entfernt sei, daß es außer der Erdäpfelkrankheit, der Traubenfäulniß, der Klauenseuche, der Cholera und den theuren Zeiten nichts Neues da gäbe, daß vor einiger Zeit der junge Graf mit drei vornehmen Herren von weither angekommen sei, und daß auch der reichste Bauer vom ganzen Kreise vor paar Tagen beim alten Grafen auf Besuch war. Karls und Roberts Interesse steigerte sich bei den Mittheilungen der vielwissenden und mittheilsamen Wirthin zusehends, und als das diese merkte, war das erst Wasser auf ihre Sprechmühle und sie vertraute nun den Beiden, die mit aufgerissenen Ohren, Augen und Lippen da saßen, mit dem Besuch des Bauers, der nebenbei gesagt, ein „gebildeter Herr aus der Residenz und von vornehmer Herkunft" sei, habe es sein eigenes Bewandtniß, ihr habe es der Büchsenspanner der Mätresse, der alle Geheimnisse im kleinen Finger habe, vertraut — und sie erröthete bis über den Hals bei der Angabe ihrer Quelle. Der alte Graf wolle den jungen Grafen, der sein einziger Sohn und Erbe seines großen Vermögens ist, der aber durch schlechte Gesellschaften verführt, ein liederliches Leben treiben, große Schulden und arme Mädchen verführen und unglücklich machen soll, verheiraten, weil er glaube, ihn durch ein braves Weib auch zu einem braven Manne umzuwandeln, und sein Auge wäre auf die einzige, und wie es heißt, sehr ehrsame und tugendhafte Tochter dieses Bauern gefallen, der noch viel reicher sein soll als der Graf selber, obgleich er nur ein Bauer ist, und in einem alten Kasten, in dem sie nicht gerne ihre Gänse für Martini stopfen würde, im Schlosse vorgefahren sei. Dieser Bauer soll sich nun sehr höflich bedankt und bedauert haben, daß er und seine Tochter bereits eine Wahl getroffen, und zwar in der Person seines Neffen, der ein „gar rarer und schöner junger Mann" sein soll. Karl und Robert bissen sich in die Lippen, Jeder natürlich aus einer anderen Ursache. Und nun kamen erst, da die Wirthin gewohnt war, keine Frage

Digitized by Google

schuldig zu bleiben, förmliche Beschreibungen über Isidor Paul und Alfred. „Ersterer sei ein so feiner Herr, wie sie nie noch einen solchen gesehen, voll Putz und Schmuck und Locken und gewichst und mit einer Wäsche, wie frischer Schnee, und mit Ringen auf den Fingern, daß Einem die Augen dabei weh thun, und voll nobler Manieren, er sei immer herum um Die (sie konnte keine passende Bezeichnung für Minna finden), zwischen Beiden müsse es auch gewaltig spuken, — aber er sei zu vornehm, er schaue sie gar nicht an, und danke kaum, und sei erst einmal im Wirthshaus gewesen, habe aber nicht einmal ein Glas geleert, sondern nur die beiden andern Herren besucht, die ganz anders wären, sich gerne mit unsereins gemein machten, mit den Bauern färbelten und Kegel schiebten und stets ein schön Stück Geld hier zurückließen. Jener Herr, über den übrigens der Büchsenspanner, der doch Alles im kleinen Finger habe (und ihre Morgenröthe ging wieder auf den Wangen auf und im Mieder unter) nichts zu erforschen im Stande sei, müsse wol ein großer Kavalier und diese Herrn seine Beamten sein, das gehe aus dem herrischen Ton hervor, in dem er mit ihnen spreche. Diese wohnten auch nicht im Schlosse wie jener, auf den der alte und junge Graf große Stücke halten müssen, sondern drüben beim Gärtner, sie hätten wol bei ihr wohnen wollen, aber die Gärtnerstochter, die fette Sali, hätte sie mit ihrem wackeligen Gänsegang und ihrem Geschnatter zu sich gelockt, doch sie möge sich nur fein in Acht nehmen, daß ihr die flinken Herren nicht aus Dankbarkeit über Nacht einen Baum dorthin pflanzen, wo sie gerade eine Aussicht auf eine Heirathspartie zu haben glaubt, sie spanne zwar gewaltig ihre Finger auf den Büchsenspanner, aber so lange dieser bei ihr vollen Krug und Schüssel und Alles umsonst habe, werde doch nichts daraus werden." —

Die Wirthin, die noch gar nicht an einen Schluß dachte, denn seit lange fand sie nicht so willige Zuhörer, die mit solcher Spannung und ohne ein Wort dareinzureden zuhörten, mußte nun dem Rufe ihres Mannes, der aus der Küche zahllose Male an sie ergangen und der nun sehr bedrohlich klang, folgen, denn drinnen harrte ihrer vorerst ein polnisches Donnerwetter über ihren Tritschtratsch, das ihr langmüthiger Gatte schon über eine Stunde in Bereitschaft hielt, dann aber die Hauptsache: ein ganzes Schock Leber- und Blutwürste, deren Vollendung ein Dutzend Gäste schon mit Heißhunger entgegensahen. Karl und Robert voll Staunen über das, was sie vernommen, aber auch voll Verlangen, das Mitgetheilte mit Vermuthungen zu motiviren und zu ergänzen, sehnten sich nach dem endlichen Abgang der Wirthin, die mit dem freundlichsten Lächeln bald und mit Würsten, „wie sie der Herr Graf selber nicht besser haben kann," wieder zu kommen versprach. Kaum waren sie jedoch einen Augenblick allein, da stürzte auch schon wieder dieselbe mit einer offenen Wurst, aus der von beiden Seiten der Inhalt herausgeflossen, und von der ihr nur, ohne daß sie es merkte, die Haut in der Hand geblieben war, herein, und machte aufmerksam, daß die beiden Herren eben auf das Wirthshaus zuschritten. Frohbewegt eilten Karl und Robert zum Fenster, und wenige Augenblicke später hielten sich die vier Freunde in einer Umarmung umschlossen. Paul und Alfred hatten durch Minna Karls unerklärliche Anwesenheit und dessen grauenerregendes Auftreten erfahren, und von Sehnsucht und Neugierde getrieben, waren sie herbeigeeilt. Das war nun ein Nichtbegreifen und Leichterklären, ein Fragen und Antworten, ein Lügen und Wahrsprechen, ein Gestehen und Verhehlen, und bei Allen eine Fröhlichkeit, Einstimmigkeit und Brüderlichkeit, wie — bei vier Bluts- und gesinnungsverwandten Naturen! Karl, der vor Allem aufgefordert wurde, seine gewiß interessanten Erlebnisse seit der „pikanten Zeitungsgeschichte" bis zu dieser überraschenden Begegnungsszene zu erzählen, überließ diesen unangenehmen Beitrag seiner Biographie seinem Zeit- und Mitgenossen Robert, und dieser wußte das Vertrauen, das Karl in ihn gesetzt, durch eine, wenn auch derb humoristische, doch getreue Schilderung zu würdigen.

„Wir legten zwar auch nicht die Hände in den Schoß," rief Alfred am Ende der „lustigen Historie," „und haben, nachdem man uns wegen der Cigarren drei Wochen in der Haft lebenskräftige Lebenspläne ausbrüten ließ, überall zugegriffen, wo nur Etwas mit Witz und Raffinement und selbst mit den Fingern zu fassen war, selbst auf die Gefahr hin, ein paar Jahre im Carcer darauf geklopft zu werden; aber Ihr glücklichen Schnellläufer habt in der kurzen Zeit so riesige Fortschritte gemacht, daß wir zu thun haben, Euch einzuholen. So viel steht fest! die Menschen sind des Schicksals Leibeigene, und diese müssen thun, was jenes gebietet!"

„Da hast Du meine praktische Philosophie," versetzte Robert auflachend zu Karl, „und nachdem Du noch einen solchen Gewährsmann hast, komme mir je mit Deinen Selbstanklagen, mit Reue und Zerknirschung!"

„Du hast also auch in der Musterschule nichts gelernt, in die Dich Dein um Deine Zukunft so besorgtes Papachen geschickt hat?!" satyrisirte Alfred und klopfte auf Karls Stirn und Brust. „Aus Dir wird auch Dein Lebtag kein Gelehrter mehr! Bei Deiner Inkarnation muß eine fatale Verwechslung in Kopf und Herz statt gehabt haben, denn Du trägst Dein Gefühl im Hirn und Deinen Spiritus im Herzen!"

Robert und Paul lachten Alfred Beifall zu.

„Macht Euch lustig über meine Nerven und den, der sie mir statt einem Mannweibe gegeben hat," erwiederte Karl im empfindlichen Tone, „nicht über mich, der ich selbst darunter leide!"

„Nun, nur nicht gleich zimperlich!" ermahnte Paul, „und Ihr, habt Respekt vor schwachen Nerven!" Und unter gegenseitigen Umarmungen war der Leichtgereizte bald wieder ausgesöhnt.

Jetzt kamen Paul und Alfred auf den Zweck ihres Hierseins zu sprechen, und Karl und Robert erfuhren Dinge, von denen der Büchsenspanner nichts im kleinen Finger, die Wirthin also auch nichts im ihrem großen Munde hatte. Die Anwesenheit Isidors, Pauls und Roberts verfolgte einen eigenthümlich schönen Zweck. Isidor hatte durch Otomar und das erst in der letzten Zeit erfahren, daß Minna die Geliebte von dessen Vater sei, und daß dieser auf dem delikaten Punkte stehe, sich mit ihr morganatisch zu verbinden. Rachsucht und Geldspekulation gaben Isidor folgenden Plan ein: Lottchen ist bekanntlich in interessanten Umständen und hält nun, bei dem gänzlichen Abgange Karls oder eines andern würdigen Stellvertreters, den jungen Grafen, natürlich auf Anrathen Isidors, für denjenigen, der sie „interessant gemacht hatte." Ein solches Dafürhalten ist aber ein weites und dankbares Feld für die Geldspekulation, und so brachte Isidor, der der muthmaßliche Verfasser des in Bälde anonym erscheinenden Werkes

Digitized by Google

ist, Otomar dahin, den Vater und Minna heimzusuchen, und Geld zu pressen. Paul und Robert wurden mitgenommen und sollten vor dem Vater für Lottchens auf Genugthuung dringende Brüder ausgegeben, und Minna durch eben diese, die oft Zeugen ihres frivolen Lebenswandels waren, gezwungen werden, dabei ihren ganzen Einfluß auf den Grafen geltend zu machen. Es wurde nicht lange besonnen, denn ein „Mißglücken des Geschäfts" lag im Verzug, und mit aller Eile an dessen Realisirung gegangen. Vorerst wurde Minna, die bei dem Anblick Isidors, Pauls und Alfreds außer sich vor Verlegenheit gerieth, in Alles eingeweiht, und es bedurfte keiner Drohungen, von ihr das Versprechen zu erhalten, Isidor in Allem mit Rath und That beizustehen. Durch diese erfuhr Isidor die Absicht, die der Graf mit seinem Sohne habe, nämlich dessen loses Leben durch die Ehe mit Gabriele zu binden; das stellte den Plan noch günstiger, da gewisse Malheurs oft ungeschehen gemacht werden müssen. — Isidor übernahm es, dem Grafen diese „erste und verzeihliche Jugendsünde" seines Sohnes, die er an einem „unschuldigen Mädchen aus gutem Hause" begangen, mitzutheilen, und ohne daß erst das für den Nothfall beabsichtigte skandalöse Auftreten der beiden Brüder nothwendig geworden wäre, reichte des alten Grafen Heiratsplan; Otomars eigenes Geständniß; dessen Bereitwilligkeit, Gabrielen, die er kannte und die ihm wohlgefiel, heiraten zu wollen; Isidors große Theilnahme bei dem obschwebenden Falle und Minnas Fürbitte, unterstützt durch eine Schrift Lottchens, in der dieselbe gegen eine Summe von zehntausend Gulden allen weiteren Ansprüchen für sich und ihr Kind entsagt, geradehin, den Grafen zu der gütlichen Berichtigung dieser großen Forderung zu bewegen. Isidor, mit allen Vollmachten von Lottchen versehen, nahm gegen Aushändigung der Verzichtsurkunde an den alten Grafen und im Beisein der beiden angeblichen Brüder, die sich darauf als Zeugen unterfertigen mußten, das Geld in Empfang, und versprach Jenem mittelst Ehrenwort, die weitere Abwicklung und gänzliche Schlichtung des delikaten Gegenstandes über sich zu nehmen. — Da die Sache als äußerst dringend dargestellt war, so wurde dieselbe abgemacht, bevor sich noch der Graf die Gewißheit verschafft hatte, ob auch der „Bauer und sein Töchterlein" ihre Zustimmung geben werden. Gleich nach der Sühnung der moralischen Schuld schrieb er an diesen, und lud ihn dringend zu einer wichtigen Besprechung ein. Derselbe folgte auch fast umgehend der Einladung, aber des Grafen ohne Wirth gemachte Rechnung ging in die Brüche, denn Gabriele war bereits halb und halb ihrem Cousin, für den die ganze Familie begeistert sein soll, zugesagt. Der Graf war darüber wol sehr verstimmt und hätte gern den indirekten Handel mit Lottchen rückgängig zu machen oder doch den hohen Preis zu mildern gesucht, doch als er die Sachlage Isidor vertraut hatte, wußte ihn dieser damit zu beruhigen und zu trösten, daß schon der bloße Vorsatz seines Sohnes, sich des Vaters Heiratsideen fügen zu wollen, Geschehenes ungeschehen zu machen, mehr als wünschenswerth erscheinen lasse, da es der Fluch der bösen That sei: „fortlebend Böses zu erzeugen." — Am Ende war der Graf doch froh, einen solchen drohenden Skandal von seinem Hause beseitigt zu sehen, sein Sohn sollte aber der schlechten Gesellschaften wegen nicht mehr in der Residenz leben, und falls ihn das Einerlei des Landaufenthalts, so lange er noch ledig sei, doch dahin führen sollte, war Isidor, den der Graf den „adelswerthesten Bürgerlichen" nannte, mit der ehrenvollen Mission betraut, förmlich als Kurator dessen Schritte zu überwachen. —

„Und was wird nun geschehen?" frug Karl, dem sich bei den Mittheilungen alle Sinne im Gehör konzentrirt hatten.

„Isidor hat ein brillantes Geschäft gemacht," erwiederte Alfred; „wird mit klingendem Geld und fliegenden Pferden von hier abziehen, über Lottchen den Mantel christlicher Duldsamkeit ausbreiten, und sich mit ihr, respektive mit den zehntausend Gulden nicht morganatisch, sondern auf die rechte Hand verbinden. Lottchen erhält so für ihr Geld einen Mann, für einen verlorenen Namen einen andern, für ihre moralischen Blößen einen bequemen Deckmantel und für ihr uneheliches Kind einen ehelichen Vater. Und Minna, die heiratet der Graf so gewiß, als Otomar unedle Anlagen zum Don Carlos hat."

„Und was werdet Ihr beginnen?"

„Ich?" sagte Alfred: „ich wünschte, Moor lebte noch mit seiner Bande, ich ließe mich bei ihr engagiren; da er aber leider „den Mann mit den eilf Kindern" gefunden hat, geh' ich, weil mein Streben so über alle Grenzen geht, unter die Schwärzer." —

„Und ich?" erwiederte Paul, „ich wünschte, ich könnte Küchenjunge bei dem ersten besten Verwalter eines Armeninstituts werden. So aber bleibt mir nichts anderes übrig, als die Wahl meines freien Gewerbes dem günstigen Zufall zu überlassen, oder von der unseligen Pension meines seligen Vaters zu verhungern."

„Auf keinen Fall aber," bemerkte Alfred, „betreten wir die Stadtbühne wieder, auf der wir nicht sicher sind, vom Publikum schlecht empfangen und von der Kritik schonungslos verurtheilt zu werden."

„Wir desgleichen," schloß sich Robert an.

„Habt Ihr Geld?" frug Karl von einer neuen Idee durchzuckt.

„Ob wir Geld haben?" versetzte Alfred und zeigte auf sein Cigarrenstümpfchen, das er kaum mit den Lippen und Fingern zu halten vermochte. „Frage eine alte Jungfer, ob sie ledig bleiben will; eine alte Aktriee, ob sie in's ältere Fach übertreten will; einen Preußen, ob er ein Deutscher sein will; den Schoßhund einer Stiftsdame, ob er ein Mann sein will; einen Sterblichen, ob er ein Landschullehrer sein will; und einen Verstorbenen, ob er lebendig werden will; endlich Robert, ob er zu schmarotzen, Paul, ob er fein zu essen, mich, ob ich fein zu rauchen aufhören will — und was Dir die alte Jungfer, die alte Aktriee, der Preuße, der Schoßhund, der Sterbliche, der Verstorbene, Robert, Paul und ich darauf antworten werden, ist auch unsere Antwort. — Doch warum fragst Du? Willst Du uns etwa Geld geben? Her damit, ein besseres Geschäft kannst Du gar nicht machen. Wir stellen Dir eine mündliche, oder auch schriftliche Anweisung auf unseren und aller Bettler Banquier aus, — der oben wird's Dir tausendmal vergelten!"

„Ich wuchere nicht, am allerwenigsten mit dem Himmel;" entgegnete Karl; „doch ohne Scherz: wenn Ihr auch einen Zehrpfennig hättet, könnten wir gemeinschaftlich Europa den Rücken kehren."

„Und was dort anfangen?" frugen Paul und Alfred.

„Nun, womit wir hier aufhören," gab Robert zur

Digitized by Google

Antwort; „vier solche Elemente wie wir können die neue Welt regieren!"

„Wenn Du die Reise zahlst," stimmte Paul bei, „so esse ich mit Dir gratis, ich habe sonst keine Bedürfnisse."

„Und wenn Du mir die Reise zahlst," schloß sich Alfred an, „so rauche ich mit Dir gratis; ich habe sonst auch keine Bedürfnisse."

Am Ende gaben Paul und Alfred zu, Jeder einige hundert Thaler zu besitzen, die ihnen die „Brüderschaft" Lottchens eingetragen, und die Vier einigten sich darüber, sobald Karl seine goldene Hoffnung auf Minna erfüllt sehen wird, gemeinschaftlich auszuwandern.

Sie hatten eben ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, da schlug die Uhr am Schloßthurm zwölf. Bald darauf trat Minna eiligen Schrittes aus dem Thore. Karl hatte sie durch das Fenster, aus dem er schon längere Zeit voll Erwartung lugte, zuerst gesehen. War es die Erinnerung an jene Zeit, in der er für sie geschwärmt, war es Rachegefühl, sie gedemüthigt, weil seinen Wünschen geneigt zu sehen, oder war sein Muth mit den im Teich versenkten Lumpen untergegangen,—er erbleichte bei ihrem Anblick und sah dieser Begegnung mit ganz anderen Gefühlen als am Morgen entgegen. Je mehr sich Minna dem Wirthshaus näherte, desto mehr kam es wie Trema über ihn, und als sie schon ganz nahe, strahlend von Heiterkeit, ihm mit dem anmuthigsten Lächeln zuwinkte, hatte er alle Lust verloren hervorzutreten. Die Genossen wurden dies jedoch kaum gewahr, da faßten sie Karln und riefen unisono: „Du hast ihr den Antrag gemacht, laut unseres Schutz- und Trutzbündnisses müssen wir Dich unterstützen." Karl protestirte dagegen, es half nichts, sie drängten ihn gewaltsam hervor und traten mit heraus. Nun Minna wieder gegenüber, war er in jeder Beziehung der leibhafte Widerspruch zu seinem Auftreten am Morgen, und während er mit einer unerklärlichen Befangenheit zu ringen hatte, entwickelte Minna, die schon durch ihre reizende Toilette bei Allen Aufsehen erregte, ein wirksames Feuer aus den Geschützen ihrer Koketterie. Bald war es ihr gelungen, trotz der Wurfgeschosse, die die Satyre und der rohe Witz von allen vier Seiten gegen sie schlenderte, bei Jedem Bresche zu schießen, und schon nach einer Viertelstunde waren sie Alle nicht blos eingenommen, es mußten auch deren undisziplinirte Truppen die Waffen strecken. Als Minna aber auch noch wie eine edle Siegerin jedem der Besiegten eine Artigkeit nach der andern zu sagen wußte, da erschien sie diesen glänzender, wie an dem letzten Festabend ihrer Künstlerlaufbahn.—

Minna, die durch das ermuthigende Bewußtsein, mit ihrer Kunst den Sieg über rohe Naturen errungen zu haben, ihr volles Selbstvertrauen wieder gewann, wies die gute Stimmung, die über sie kam, nicht zurück und während sie sich vor Karl mit komischer Devotion verneigte, sprach sie zu Robert, Alfred und Paul in dem süßesten Tone, der jedoch für jenen einen bedeutend bittern Nachgeschmack hatte: „Meine Herren! In diesem seltenen Jüngling habe ich das unaussprechliche Vergnügen, Ihnen das Prototyp eines platonischen Liebhabers vorzustellen. Das wirkliche, wie das Roman-Leben, kennt keinen zweiten, der trotzdem, daß ihn sein Ideal verlassen und einem greisen Verführer sich zu eigen gegeben, doch alle Liebe für dasselbe bewahrt, Monate lang dessen dunkle Spur gesucht, und als er dieselbe erfahren, weder die Beschwerden einer langen Reise, noch den herbsten Schmerz, dieses Ideal vielleicht an der Seite seines Buhlen zu treffen, gescheut hatte, um es in einer Verkleidung als Straßenbettler heimlich aufzusuchen, und das Alles nur deshalb, sich von ihm, da es ihn plötzlich ohne Herz und Abschied verlassen, ein zartes Angedenken zu erbitten. Ist das nicht zu Thränen rührend? Und ich, ich bin die namenlos Glückliche, ich bin das flüchtige Ideal dieses platonischen Jünglings! Müßte ich nicht gefühllos sein, wenn ich einem so unendlich zarten Begehren nicht willfahrte?" Und sie nahm zwei Goldrollen hervor und reichte sie mit sentimentaler Grazie und tief aufseufzend Karln: „Meine Hand ist leider arm an Schätzen, doch meine Brust reich an Gefühlen. O nehmen Sie von meinem Herzen diese kostbarste Gabe, die ich besitze. Möge Ihre Erinnerung an mich erst mit diesem Angedenken vergehen!" —

Robert, Paul und Alfred ergötzten sich an Minnas frischer und sprudelnder Laune, die aber gewiß aus trüber Quelle floß, Karl stand da mit gesenkten Augen, wie vor sich selbst aufs tiefste beschämt und rührte nicht die Hand.

„Sie zögern?" frug Minna voll Ironie, zufrieden mit der Wunde, die sie ihm beigebracht; „Sie fühlen wol gleich mir das schwere Unrecht, das ich durch ein solches Geschenk an meiner Liebe begehe? Der Heroismus Ihrer Liebe verschmäht es vielleicht sogar?"

Robert, Paul und Alfred, ihre habsüchtigen Augen nicht von den Rollen, mit denen Minna auf lockende Weise tändelte, ablassend, wurden bei dieser listigen Wendung besorgt, und als Minna nochmals dem unentschlossenen Karl dieselben hinhielt und mit schlauem Lächeln zu ihm sagte: „Bedarf es denn auch, Karl, bei Ihrer ewigen Liebe äußerer Zeichen zur Erinnerung, und noch dazu solcher, die mich mit mir selbst in so argen Konflikt versetzen?" — da griffen alle sechs Hände voll Eifer mit einemmal darnach, und Robert, der die Dukaten erhaschte und Karln in die Tasche steckte, dankte dem „flüchtigen Ideal" im Namen des „abwesenden ersten platonischen Liebhabers der Welt!" —

Minna, mit dem gelungenen, wenn auch theuren Manoeuvre gegen ihre Feinde zufrieden, trieb es nun um so mehr sich zu entfernen, als die Bauern, die noch nie das Glück genossen hatten, die präsumtive Frau Gräfin so nahe und so lang zu sehen, sie mit Augen betrachteten, wie sie sich für ihre kunftigen Unterthanen gar nicht ziemten, und der Wirth im Fenster und die Wirthin in der Thüre Gesichter auf einander schnitten, die weder von Respekt noch Neugierde zeugten. Minna wollte eben Abschied nehmen, da stürzte die Wirthin, die ihr Gatte herausgestoßen hatte, aus der Thüre und während sie ihm noch einige finstere Blicke zuwarf und vor Unwillen murrte: „Ich geh' schon!" trat sie mit den tiefsten Bücklingen vor Minna und sprach mit stotternder Stimme: „Wenn ich mich erfrechen dürft' an das gnädigste Fräulein die allergnädigste Bitt' zu stellen, meinen sauberen, allerunthänigsten Würsten die Gnad' zu erweisen und davon eine allergnädigst zu verkosten, so würd' ich und mein Mann mir diese Gnad' als eine große Gnad' schätzen." Und während Minna der Wirthin für den Antrag dadurch dankte, daß sie ihr eben so vornehm als anmuthig ihre vom Handschuh entblößte Hand zum Kusse reichte, hatte der Wirth schon mit aller Eilfertigkeit in jede Laube eine große Schüssel mit Würsten aufgetragen. Gedrängt auch von den Vieren ließ sich Minna um so mehr zur Theilnahme bewe-

Digitized by Google

gen, als ihr Alfred zuflüsterte: „Die Luft sei wie die Würste rein, der Graf eben mit Isidor nach der Zuckerfabrik, und Beide dürften vor einigen Stunden nicht zurückkehren.“ — Die Bauern drängten sich bescheiden in der einen Laube zusammen, in der andern nahmen Minna, die sich an Karls Seite setzte, und Paul, Alfred und Robert Platz. Die Wirthin, die auf die Würste mit stolzem selbstgefälligem Lächeln, als wären sie ihre wolgerathenen Kinder, niedersah, zerriß in diesem glücklichen Augenblick das Fehlerregister, das sie von Minna im Gedächtniß und im Munde trug, und der Wirth sah mit Geringschätzung auf die Bauerngruppe, die er nun solcher Würste gar nicht werth hielt. Minna ließ sich gleich den Andern die wirklich delikaten Würste vortrefflich schmecken, nur Karl backte voll Verlegenheit das ihm von ihr mit komischer Grazie präsentirte Exemplar so emsig mit dem Messer, als sollte erst daraus die Fülle zu einer Wurst werden. Das gab nun Stoff zu Witzen und man belachte eben einen komischen Einfall, da — — trat Karls Onkel vor die Laube und fuhr vor Ueberraschung, Karln und Robert hier und in solcher Gesellschaft und in solcher Stimmung zu sehen, tief betroffen zurück. Er vermochte vor Staunen kein Wort zu sprechen und starrte wie träumend den Kreis an, der sich trotz seines Auftretens in der lauten Unterhaltung nicht stören ließ.

„Nehmen Sie Platz bei uns,“ rief ihm Minna entgegen, und Paul und Alfred rückten weiter.

Karln vergingen fast die Sinne. Robert, dem auch der Schrecken in den Leib fuhr, sann gleich nach Ausflüchten und hatte sie auch schon gefunden, und als der Onkel zu Karln sagte: „Was macht Ihr hier?“ entgegnete Robert ganz harmlos: „Wir erfuhren, daß paar alte Freunde auf Besuch beim Grafen seien, und da im Hofe Alles in bester Ordnung, haben wir auf wenige Stunden hieher einen Abstecher gemacht, wollten aber schon in der nächsten Stunde um so gewisser unsern Rückweg antreten, als wir, um im Sinne von Karls Mama viel Bewegung zu machen, den Weg zu Fuß zurücklegen. Nun trifft sich's freilich besser,“ fügte er froh hinzu: „nun können wir unsere Beine, die von der weiten Partie ganz müde sind, im Wagen ausruhen lassen. Aber ich weiß nicht,“ wendete er sich zu Karl, „warum Du so dasitzest, als ob Du ein Verbrechen begangen und man Dich dabei ertappt hätte?! Sehen Sie nur, chère Oncle, diese Blässe; und Alles nur von der fatalen Nervenschwäche! Ich denke, jetzt ist es einmal höchste Zeit, für deren Stärkung zu sorgen.“

Der Onkel, der von den Vorfällen im Hofe nichts wußte, aber wie er erzählte, von einem eigenthümlichen Vorgefühl seit gestern Nacht getrieben, alle Ruhe verloren, einen Theil der Geschäfte unerledigt gelassen und mit möglichster Eile heute morgens seine Rückreise angetreten, athmete trotz der unangenehmen Situation, in der er sich sah, als er seine Ahnungen nicht bestätigt fand, leichter auf, glaubte den Aussagen Roberts, ließ seine Augen mit Bedauern auf Karls bleichen Wangen haften und zwang sich sogar zu dessen Ermunterung den Heitern zu spielen, indem er in scherzhafter Weise ihm und Robert drohte und zu ihnen im wohlwollendsten Tone sprach: „Kinder! Ihr seid zwar hinter die Schule gegangen und das war nicht recht, aber da Ihr sonst fleißig seid, so ist Euch für heute die Strafe geschenkt.“

Die Gesellschaft belachte des Onkels launige Zurechtweisung und Karl kam wieder etwas zu sich und verwünschte unter hundert Entschuldigungen seine Nerven.

„Möglich,“ meinte Robert gegen Karl; „die Dinger werden sich erholen, wenn Du verheiratet bist und dann mit Deinem Weibchen auf Reisen gehst, — aber mit solchen Uebeln behaftet zu sein ist wahrlich nicht besser, als seinen eigenen Steckbrief im Gesichte zu tragen. Höre Karl, Du dürftest kein Verbrechen verübt haben, Dein denunziatorisches Gesicht würde Dich auf den ersten Blick verrathen!“

„Gewiß, so ist's,“ bestätigten Alle, und der Onkel, der nicht begreifend bedenklich den Kopf schüttelte, sprach den dringenden Vorsatz aus, demnächst den Kreisarzt, der ein ebenso großer Pathologe als Psychologe sei, über diese räthselhafte Erscheinung zu Rathe zu ziehen. —

Während sich nun Robert, Paul und Alfred erhoben, bei Seite traten und nach den Zügen und Geberden zu schließen, Etwas Wichtiges mit aller Dringlichkeit und heimlich besprachen, und Karl voll Besorgniß unaufhörlich nach ihnen hinschielte, gratulirte Minna in gewählten Ausdrücken, die aber nicht frei von leiser Ironie waren, dem glücklichen Neffen zu einem Onkel, der ihn bei seiner Tochter einem schönen und jungen Grafen vorziehe, aber auch dem glücklichen Onkel zu einem Neffen, der gewiß Alles aufbieten werde, nie den Onkel diesen Vorzug bedauern zu lassen; der Onkel aber freute sich inniglich eben über diese leise Ironie, denn aus ihr sprach die Gereiztheit des Grafen über das mit zu viel Zuversicht gestellte, aber nicht angenommene Heiratsprojekt. —

Inzwischen war die Kutsche, der der Onkel, da die Fahrstraße bergauf führte, auf Fußwegen vorangegangen war, vor dem Wirthshaus angelangt. Der Onkel nahm nun in aller Eile ein frugales Mittagsmal, und ehe er mit demselben fertig geworden, setzten sich die Drei in lustiger Weise wieder an den Tisch. Was diese so froh bewegte, war ein Plan, den Robert unterstützt durch Paul und Alfred gefaßt hatte: Robert und Karl sollten voll Freundlichkeit mit dem Onkel abfahren, im nächsten Walde an einer bezeichneten Stelle, wo die Fußwege sich von allen Seiten kreuzen und nach wenigen Schritten schon im Dickicht verlieren, unter irgend einem dringenden Vorwande aussteigen und wie im Fluge in einer angegebenen Richtung die Flucht ergreifen; dort sollten sie Paul und Alfred erwarten, um dann gemeinschaftlich auf kürzesten Wegen das Weite zu suchen. — Alfred hatte die Pflicht übernommen, dies Karln noch während der Malzeit des Onkels mitzutheilen, und mit dem Vorgeben, Karln eine ebenso pikante als interessante Stadtgeschichte, die leider zu einer offiziellen Mittheilung nicht geeignet sei, noch vor der Abreise erzählen zu müssen, setzte er sich, den Onkel und Minna um Entschuldigung bittend, zu ihm und entledigte sich seiner Aufgabe auf solche Weise, daß Karl, der bis zu diesem Augenblick wie ein unrettbar Verlorener dasaß, zur Freude des Onkels plötzlich die Heiterkeit selber wurde.

„Liegt da nicht der beste Beweis für meine richtige Diagnose?“ sprach Robert zum Onkel; „Karln fehlt Zerstreuung — Einerlei ermüdet!“

„Ein lustiger Schwank,“ ergänzte Paul; „wirkt wie Würze auf den stumpfen Gaumen. Auf die normale Alltagskost muß von Zeit zu Zeit auch eine Gourmandise folgen“ —

„So wie,“ setzte Alfred hinzu, „den Kreuzer-

Digitized by Google

Cigarren des ländlichen Stillebens die Regalia des üppigen Residenztreibens!"

„Wol, wol," citirte Minna mit sarkastischer Nuance; „die immergleiche Süßigkeit der Tage macht den Menschen nach Galle lüstern." —

Dem Onkel wurde bei diesen Ansichten bange und als wäre jedes Wort ein Tropfen Gift, das er Karln entreißen wollte, drängte er mit dem festen Vorsatze, ihn vor diesen gefährlichen Gesellschaften aufs nachdrücklichste warnen zu wollen, auf die Abfahrt. Karl, der bereits von Allen warmen Abschied genommen, wendete sich nochmals, zum sichtlichen Mißvergnügen des Onkels, an Minna, die freudigen Gesichts die Anstalten zur Abreise betrachtete, und flüsterte ihr ins Ohr: „Demnächst, da nun kein Mondschein sei, sich zum Stelldichein einfinden zu wollen," da — — sprengte ein Knecht aus des Onkels Hof in raschem Trab heran und wollte an dem Wirthshaus vorüber. „Halt, Fritz!" rief ihm Onkel Anton zu; „wohin rennst Du wie besessen?"

Auf den Zuruf seines Herrn fiel der Knecht beinahe vor Hast vom Gaule herunter, und als er Karl und Robert sah, schrie er auf diese zeigend: „Juchhe! da sind's ja, die Galgenvögel, die heut' Nacht davoug'flogen! Landsleut', nehmt sie fest, daß sie uns nicht entwischen!"

Karl und Robert fuhren schon bei dem Anblick des Knechtes vor Schrecken zusammen, wurden aber wie starr, als sie dessen Sprache hörten.

„Fritz, bist Du toll?" fuhr ihn der Onkel an und sah, selbst erbleichend, auf Karl und Robert, die todtenblaß dastanden.

„Mit Verlaub, Herr Vater," erwiederte Fritz und rang nach Athem: „Ich bin nicht toll, aber rabiat! Diese Zwei sind nicht Ihre Verwandten, Gott verhüt's! das sein Räuber und Mordbrenner, die sich in Ihr Haus mit falschen Vorspieg'lungen eing'schlichen, Sie ausg'raubt und aus'brannt haben. Landsleut', greift's zu, daß sie uns nicht entwischen. Wer sie lebendig einfangt, kriegt von unserm Ortsvorstand fünfzig Thaler!"

Die Bauern sahen ganz verblüfft bald auf Anton, der vor Befremdung die Hände zusammenschlug, bald auf den Knecht, der vor Eifer zitterte, bald auf Karl, bei dem die Bestürzung mit jedem Augenblick zunahm, und bald auf Robert, der schon seine volle Besonnenheit wieder erlangt hatte.

„Ich glaube," sagte Anton, der den Knecht nicht begreifen konnte; „Rausch oder Wahnsinn hat Dich auf mein bestes Pferd gesetzt und davongejagt.—Wärst Du nicht ein in Ehrlichkeit ergrauter Knecht, bei Gott, ich könnte argwöhnen, das Alles habest Du gethan, und das böse Gewissen habe Dich selbst in die Arme der Gerechtigkeit getrieben!"

„Mit Verlaub, Herr Vater," entgegnete Fritz, schon unmuthig, keinen Glauben zu finden; „ich bin nicht wahnsinnig und nicht berauscht, Gott verhüt's! aber die Zwei sein Räuber und Mordbrenner! Schaun's nur in ihre kreideweißen Gesichter, wie sie zittern — ich zittr' auch, aber vor Freud', die schlechten Kerle erwischt zu haben, und dann vor Herzleid, dafür noch für wahnsinnig oder gar b'rauscht zu gelten. — Packt an," kehrte er sich zu den Bauern, „eh's zu spät ist. Die Zwei haben gar gute Flügel und huschen Euch davon, eh' Ihr Euch's versieht." Und er suchte vergeblich Jemanden die Zügel des Pferdes zum Halten zu geben. Die Bauern standen regungslos mit offenem Munde da, schüttelten staunend die Köpfe und warfen sich gegenseitig bedenkliche Blicke zu.

Onkel Anton rang nach Fassung, blickte auf Karl und Robert, und als er den Letzteren dem Ersteren Muth zusprechen hörte und jenen diesem wie überwältigt von Kränkung um den Hals fallen sah, mußte er doch den Knecht für nicht bei Sinnen halten. „Faßt mir den tollen Fritz," rief er den Bauern zu, „sonst thut er irgend einem von Euch ein Leid an!" und er trat zu Karl, seine Hand erfassend.

„Das ist Karls letzter Schlag!" sagte Robert zu Anton mit einem düstern Blick und erhob den Arm drohend gegen den Knecht. Die Bauern standen auf dem Sprunge, der Aufforderung Antons zu folgen, denn Fritz geberdete sich über das Benehmen seines Herrn wirklich wie toll, warf die Zügel des Pferdes weg, schlug sich vor die Stirne und winselte wie ein Kind. „Nun, was steht Ihr?" fuhr sie Robert an; „wollt Ihr warten, bis ein Unglück geschieht? Ein Narr ist oft tausendmal ärger als ein Bär!"

Die Bauern verloren die Courage, drängten sich aber doch mit zögernden Schritten zum Angriff.

„Jetzt wachst mir's auch über'n Kopf!" schrie Fritz feuerroth vor Zorn. „Seid Ihr toll? Was ich Euch sag', ist so wahr, als der Herrgott oben. Diese Zwei sein Räuber und Mordbrenner, haben bei uns am Hof einen Schrank erbrochen, achttausend Thaler herausg'raubt und dann Feuer ang'legt. Reißt mir die Augen aus, wenn ich falsch g'sehn, und die Zunge, wenn ich unwahr g'sprochen! Gott sei's noch g'lobt, daß 's Feuer noch kein' großen Schaden ang'richt; der heilige Florian hat nicht mehr als paar Vorhäng' und Fensterstöck' und ein Stück Dach abbrennen lassen; aber die achttausend Thaler sind weg und weg!"

Die Bauern stutzten und warfen, wieder zurückweichend, sich bedenkliche Blicke zu. Anton wurde über die Details aufmerksam und wandte sich zum Knechte: „Du wärst also nicht —"

„Mit Verlaub, Herr Vater, nein, meiner Seel' nicht!" unterbrach ihn Fritz, der über seines Herrn Rückkehr zu ihm wieder etwas ruhiger wurde. „Lassen's doch, Herr Vater, Ihr weiches Herz jetzt schweigen und glauben's meinen ehrlichen Worten. Wenn Sie aber auf's Wort eines ehrlichen Knecht's nichts geben wollen, so schwör' ich dem Herrn Vater bei meiner ewigen Seligkeit, und das ist das Beste, was der Mensch hat, — es ist so und nicht anders, wie ich sag'. — Weil's bei der Arbeit Hitz' abg'setzt hat, hat die Frau Mutter noch in der Nacht zu mir g'sagt: Fritz, schlaf' Dich jetzt aus, mit'm ersten Hahnschrei nimmst Du die schnelle Käth', reit'st zum Herrn Vater nach der Stadt, sagst ihm was g'scheh'n, aber auch gleich, daß das Feuer, b'hüt's Gott, kein' Schaden ang'richt, der Herr Vater möcht' nicht erschreck'n, aber gleich Alles im Stich lassen und nach Haus kommen. Mach' Deine Sach' gut, hat die Frau Mutter g'sagt, reit' was die Käth' aushält, und kommst Du noch heut' und gut zurück, sollst Du einen ganzen Jahr'slohn dafür krieg'n. Sehn's Herr Vater, und so bin ich herkommen, und so bin ich hier. — Nun aber Landsleut', greift zu, laßt Euch nicht so täuschen wie unser Herr Vater!" Und er winkte den Bauern zum Angriff und wollte schon selbst an Karl Hand anlegen.

„Unterstehʼ Dich!" warnte ihn Anton. „Laßt es gehn, Ihr guten Leute," wendete er sich zu den Bauern, die

Digitized by Google

schon dem Wink gehorchen wollten; „man muß doch erst genauer prüfen, ehe man sich so etwas erlauben darf.“ Und während er nun Karl und Robert mit durchdringenden Blicken maß, sagte er zu diesen: „Und Ihr, die Ihr erst heute Morgen vom Hofe fort seid, wußtet nichts, gar nichts?“

„Ob wir's wußten!“ entgegnete mit Lachen Robert, der bereits längst wieder Herr seiner selbst war. „Warum wären wir denn sonst entgegengekommen? Karl hatte aus Schonung beschlossen, den Onkel erst gehörig vorzubereiten, aber da tölpelt der tolle Fritz daher und fällt mit der Thüre in's Haus.“

Karl verschlang diese Worte wie eine heilbringende Medizin und begann sich wieder aufzurichten.

„Mit Verlaub, Herr Vater! nichts als Lug,“ versetzte Fritz, über die Frechheit Roberts neuerdings in Wuth gebracht. „Die zwei Räuber sind noch um zehn Uhr Nachts im Hof g'wesen, sind schon während des Feuers, das bald drauf aus'm linken Fenster des gelben Zimmers, wo der Schrank steht, ellenhoch herausbrannte, von der Frau Mutter und Tochter wie närrisch g'sucht worden, aber schon mit den Thalern auf und davon g'wesen. Und bald hätt' ich, Herr Vater, erst auf das Beste vergessen: die zwei Meuchelmörder haben auch die Frau Großmutter so arg mißhandelt, daß sie halb todt auf der Stieg' liegen blieben ist und sogar vor Schreck ihr G'hör und ihre Sprach' wieder bekommen hat. Ja Herr Vater, als sie wieder zu sich kommen ist, hat sie mit der Hand auf ihre Brust g'zeigt und so fürchterlich g'rufen: „Der Teufel! der Teufel!“ und „Karl und Robert!“ daß die Jungfer Gabriele mit sammt der Frau Mutter in Ohnmacht g'fallen ist und uns Allen die Haar' zu Berg' g'stiegen sein.“

Die Wirthin bekreuzigte sich bei dem Gedanken, mit solchen Räubern an einem Tisch gesessen zu sein und ihnen Gesellschaft geleistet zu haben. Die Bauern, durch das Erzählte in Wuth versetzt, rissen die Füße aus den Bänken, Stühlen und Tischen, heulten wie rasend: „Schlagt sie todt, die bösen Bestien!“ und waren schon daran, auf Karl und Robert zu stürzen.

„Keiner wage es, diese anzurühren!“ warnte Anton mit imponirender Stimme und stellte sich vor Karl und Robert, der diesen Augenblick benützend Paul und Alfred einige Worte zuflüsterte. „Haben diese Zwei ein Verbrechen begangen, was ich nimmer glauben kann, so werden sie der Gerechtigkeit nicht entgehen, dessen seid versichert. Ihr habt kein Recht zu urtheilen und zu richten. Strafe soll dem Verbrecher werden, aber keine Rache.—Was Ihr thun wollt, das thun nur Heiden und Barbaren und Ihr seid doch gute Christen!“

Die Bauern gingen in sich und mäßigten die Ausbrüche ihres Zornes, indem sie nur fluchend und drohend mit den Stuhlfüßen in der Luft herumhieben.

„Mit Verlaub, Herr Vater, das ist Recht,“ sagte Fritz; „Gerechtigkeit muß sein, und der Herr Ortsvorstand will sie nicht todt, sondern ganz lebendig haben.“

Onkel Anton gedachte seiner bösen Ahnungen in der gestrigen Nacht, seiner Bangigkeit, die ihn darauf ergriffen, — und so auch alle Anzeichen gegen Robert und Karl sprachen, so wahr auch die Aussagen des Knechtes klangen: er konnte an das Ungeheuere nicht glauben. — Welche Gedanken mußten sein Gehirn, welche Gefühle seine Brust durchwühlt haben, als er sich hierauf mit Thränen in den Augen zu Karl wandte und mit tiefbewegter Stimme zu ihm sprach: „Karl, o rede; wecke mich aus diesem gräßlichen Traume, Gott wird es Dir einst vergelten! Nicht wahr, was Fritz sagt, ist eine Unmöglichkeit?!“

Karl war keines Wortes, keines Blickes mächtig; und Robert — sah mit freudigem Lächeln Paul und Alfred unbemerkt davonschleichen. —

„Mit Verlaub, Herr Vater,“ sagte Fritz und wischte sich eine Thräne aus dem Auge: „Schaun's, wie der Räuber schweigt? Das ist das böse G'wissen! Der Andere lacht sogar, der hat halt gar kein's mehr, das muß erst einer sein! — Nun aber Herr Vater, keine G'schichten mehr, diese Zwei müssen mit! Der Herr Ortsvorstand hat einmal b'fohlen, wer sie kriegt, muß sie lebendig einbringen, dann kriegt er auch seine fünfzig Thaler; darum kurzen Prozeß g'macht und in die Kalesch' mit ihnen!“

„Wenn Du aber lügst?!“ drohte ihm Anton mit erhobenem Arm und ließ keinen Blick von Karl und Robert, um welche die Bauern auf Anrathen des Wirths einen engen Kreis gezogen hatten.

„Wenn ein Wort Lug' ist, Herr Vater,“ versicherte Fritz und schlug sich an die Brust; „so jagen's mich aus'm Dienst, das wär' mein größt's Unglück, denn dann jaget' ich mir selber eine Kugel durch'n Kopf!“

Anton, der den in seiner Brust aufsteigenden Argwohn mit der ganzen moralischen Stärke vergebens zu unterdrücken versuchte, gerieth wie ein halbüberwundener Kämpfer, der über seine sinkende Kraft in Wuth ausbricht, über sich selbst so in Zorn, daß er Fritz am Halstuch faßte und ihm im drohendsten Tone zurief: „Wenn Du aber doch lügst, dann, bei Gott, könnt' ich Dein braves Weib zur Witwe machen!“

„Mit Verlaub, Herr Vater,“ bat Fritz, von dem sichtlichen Seelenleid seines Herrn offenbar selbst ergriffen und wand sich aus dessen Händen los: „s' hilft nichts, wann Sie mich auch zu Tod erdrosseln. Wahr ist leider wahr, und der Herrgott selber kann's nicht mehr ändern! Aber jetzt ist's Zeit, daß wir aufbrechen. Die Jungfer Gabriele und die Frau Mutter werden schon voll Sorg' entgegenzangen sein“ — und er nahm aus einer der Seitentaschen des Wagens ein Paar Pistolen, die er selbst bei der Abreise hineingelegt hatte, und reichte sie seinem Herrn: „Die nehmen der Herr Vater nur in die Hand, man kann nicht wissen, wo die Raubvögel auffliegen könnten!“

„Also denn mit Gott!“ entschloß sich Onkel Anton mit einem thränenfeuchten Blick zum Himmel, der klar und sonnig auf dieses räthselhafte Nachtstück niedersah, nahm von Fritz mit zitternden Händen die Waffen und stieg ein.

Die Bauern, die inzwischen Karl und Robert ergriffen hatten, umdrängten im wilden Tumult den Wagen und trugen sich theils aus eigenem Antrieb, theils auf Fritzens dringendes Anrathen zur Begleitung an. Onkel Anton, unfähig mehr ein Wort zu sprechen, nickte bloß dankend mit dem Haupte und wies auf seine Pistolen, während er innigst bedauerte, dieselben mitgenommen zu haben. Karl und Robert wurden unter lauten Flüchen und Verhöhnungen auf den Vordersitz des Wagens gehoben. Fritz, die Räuber und Mordbrenner doch endlich in sicherem Gewahrsam zu haben, sprang vor Freude johlend mit einem Satze auf sein Pferd, und unter einem Mark und Bein erschütternden Halloh der Bauern und dem zetternden Zuruf der Wirthin:

Digitized by Google

„Wenn Die gehängt werden, müssen wir sie sehen!“ rollte der Wagen dahin.

Minna, die die ganze Schauerszene aus einiger Entfernung mit bebendem Herzen angesehen hatte, und trotz des peinlichen Gefühls, das die Situation auf sie ausübte, sich doch nicht von derselben zu trennen vermochte, starrte ganz geblendet und betäubt von dem Schrecklichen, das sie eben sah und hörte, dem dahin brausenden Wagen nach, bis er um die Ecke des Schloßgartens bog und ihren Blicken entschwand, brach dann, Karln in tiefster Seele bedauernd, in einen Strom von Thränen aus und eilte, wie von ihrem eigenen Gewissen gejagt, nach dem Schlosse. — —

Was in Antons Seele vorging, als er sich, in jeder Hand mit einer Pistole, seinem noch vor einer Stunde so geliebten Neffen, dem Schützling seines Weibes, dem Abgott seiner Tochter, nun einem angeblichen Räuber und Mordbrenner, gegenüber sah, ist kaum zu schildern möglich. — Wie auf eine unmenschliche Folter gespannt, saß er da, ein ohnmächtiges Opfer seiner Qual: seine Glieder zuckten; sein Gesicht war verzerrt, sein Auge blutigroth; die Hände hielten krampfhaft die Pistolen umschlossen; nur unter Aechzen und Schmerzenslauten entrang sich der Athem seiner Brust; unfähig, auch nur einen tröstlichen Gedanken zu fassen, fühlte er sich nur seiner ganzen namenlosen Pein bewußt. Karln war zu Muthe, wie Einem, den man zum Tode führt, der Angstschweiß troff von seiner tief gefurchten Stirne. Auch Robert sah sehr finster darein und schien sich mit der gefahrvollen Lage nicht befreunden zu können. Nach kurzer Fahrt jedoch begannen sich dessen düstere Züge zu klären, seinen Mund umspielte ein satanisches Lächeln — er pfiff — machte sogar den Versuch, Isidors Liedchen zu singen, was ihm aber doch nicht gelingen wollte; denn Fritz, der knapp am Wagen ritt und keinen der durchbohrenden Blicke von Karl und Robert ließ, rief ihm schnaubend vor Zorn und mit drohender Faust zu: „Wart' nur, Galgenvogel, das Krächzen wird Dir schon im eisernen Käfig vergeh'n! Wart' nur am Rabenstein!“

„Reite stumm Deines Weg's!“ herrschte Anton den Knecht mit einer streng zurechtweisenden Miene an, und Fritz preßte die Lippen zusammen. —

Nachdem der Wagen eine ziemliche Strecke zurückgelegt, auf der ein furchtbar unheimliches Schweigen zwischen den Fahrenden geherrscht hatte, erhob Robert seine Stimme und sprach in einem Tone, der, so launig er auch klang, doch gewiß aus der Brust nicht kam: „Wenn man Jemanden diese Fahrt beschriebe: Ein herzensguter Onkel sitzt seinem lieben Neffen und künftigen Eidam und dessen bestem Freunde im Wagen mit zwei scharfgeladenen Pistolen gegenüber, und das darum, weil er Neffen und Freund auf die Aussagen eines tollen Knechtes hin für Räuber und Mordbrenner hält, — kein Mensch würde an ein solches vis à vis glauben; Jeder würde sagen, so was mag in einem komischen Roman stehen, aber im wirklichen Leben kommt das nicht vor. Und doch ist es so!“

Onkel Anton hatte nicht gehört, was Robert gesprochen. Seine stürmischen Gedanken waren mit seiner glühenden Sehnsucht vorangeeilt und weilten schon bei Weib und Kind. — Fritz stieß eine Hohnlache aus. — Karl schwindelte bei der Frechheit Roberts.

Nach einer Weile, in der Robert den Knecht mit verächtlichen Blicken fixirt hatte und sich dann ziemlich unbefangen in der Gegend zu orientiren suchte, hub er wieder in gleicher Weise an: „Kein Mensch ist doch so gescheidt, daß er nicht einmal im Leben einen großen Bock geschossen hätte! Fühlst Du Dich Karl dem Onkel gegenüber nicht getroffen?“ Und er stieß Karln so derb in die Seite, daß dieser zähneknirschend vor Ingrimm mit einem Schrei in die Höhe fuhr. Anton, dadurch wie aus einem bösen Traum zu einem noch böseren Erwachen geweckt, warf einen schweren düstern Blick auf Karl und Robert, senkte ihn aber gleich wieder, als er ihren unheilvollen Augen begegnete.

Robert ließ sich durch diese stumme Sprache nicht stören und fuhr fort: „Wahrlich Karl, ich fiebere gleich Dir vor Erwartung, die glänzende Satisfaktion zu sehen, die uns der Onkel geben wird. Wird das aber auch eine Enttäuschung sein!“

Karl horchte, sah auf Robert, der mit zu viel Ruhe und Sicherheit sprach, mit forschenden Augen; verstand er dessen Blick recht, so war noch nicht Alles verloren, und ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Brust, in der bereits die tiefste Nacht herrschte. Auch Anton klammerte sich an Roberts Worte wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, und all' sein peinliches Glauben und Zweifeln, Fühlen und Denken, sein ganzer Seelenjammer vereinte sich in den zwei Worten: „Gott gieb's!“ — —

Wieder trat eine stumme Pause ein, und, als hätten sich die Blicke Antons, Roberts und Karls gegenseitig ein Leid angethan, gingen sie fast ängstlich und scheu einander aus dem Wege. Je näher aber der Wagen dem Walde kam, desto ernster wurde Robert, sein scharfer Blick streifte wie suchend umher, mehrmals bog er sich aus dem Wagen und sah wie voll Erwartung nach dem Walde, — der Onkel wurde aufmerksam, ohne zu begreifen — aber auch Fritz, dem Roberts Unruhe nicht entging, bat seinen Herrn, nachdem er am Sprechen durch einen ernsten Wink gehindert worden, durch Geberden, auf der Hut zu sein. — Sie fuhren eben in den Wald hinein, da brach Robert, wie von der Kränkung überwältigt, die ihm und Karl widerfahren, in wilden Unmuth aus: „O wäre doch der Wald schon passirt und wir zu Hause und dem Kreuzweg ein Ende gemacht! Alle meine Philosophie reicht nicht mehr aus, die empörte Fluth in meinem Innern zu dämmen! O Blindheit der Menschen! O verwandtes Blut, dein Name ist Wasser! O Vertrauen, was bist du für eine erbärmliche Straßendirne! jeder Knecht ist dir recht und kann dich haben!“ Und er verhüllte mit den Händen sein abgewandtes Gesicht. —

Onkel Anton verwirrten sich bei diesen Worten förmlich die Sinne. Fritz glaubte, Robert sei überschnappt. Karln jedoch wurde es immer klarer, daß Robert Komödie spiele, um den Onkel zu täuschen, und daß irgend eine Hilfe ihnen bevorstehe.

Da machte der von dichtem Gehölz eingeschlossene Weg, der nun bergan führte, eine Krümmung und wurde so schmal, daß Fritz nicht mehr nebenan, sondern nur hinten nach reiten konnte. Der Wagen bewegte sich nun langsamer vorwärts und hatte kaum ein Drittheil des Berges im Rücken, da wurde der Zug plötzlich mit einem so lauten und weithin schallenden „Halt!“ angerufen, daß Alle, selbst Robert, vor Schrecken zusammenfuhren und der Gaul des Knechtes, wie scheu geworden, Reißaus nahm und trotz dem Widerstand des Reiters im gestreckten Galopp den Berg hinabjagte. Gleichzeitig traten in einer Entfernung von kaum hundert

Digitized by Google

Schritten zwei Männer zu beiden Seiten des Weges aus dem Gebüsch hervor und streckten ihre Gewehre nach dem Wagen — — — — es waren Paul und Alfred.

„Lassen Sie Karl und Robert frei!" donnerte Alfred; „oder diese Kutsche wird Ihr Leichenwagen!"

„Einen Augenblick Besinnung nur," brüllte Paul, „und ich gebe Ihnen dafür die Ewigkeit!"

Der furchtsame Kutscher wand und krümmte sich beim Anblick der auf ihn gerichteten Gewehre und riß in Todesangst die Zügel so an sich, daß die gehemmten Pferde sich bäumten und stehen blieben. Onkel Anton sank vor Entsetzen bewußtlos zurück — — — und als er sich ermannte, waren Karl und Robert aus dem Wagen und Paul und Alfred vom Wege spurlos verschwunden, und die Pferde, von des Kutschers Todesangst mit Schlägen gehetzt, hatten bereits die Anhöhe hinter sich und rannten in das Thal hinab.

„Entsetzlich! entsetzlich!" jammerte Anton, das ungeheure Erlebniß nicht fassend und von den furchtbarsten Ahnungen erfüllt. „O gib mir Deine ehrliche Rechte!" rief er flehend und mit Thränen in den Augen Fritz zu, der inzwischen den Wagen eingeholt hatte, und reichte ihm seine Hand entgegen, die dieser mit Leidenschaft erfaßte und an den Mund führte. „Wenn Du mir nicht böse bist, und nur noch einen Funken von Lieb' und Gehorsam für mich hast, o so reite voran, tummle Dich, daß Du ein paar Stunden früher den Hof erreichst, und mir Agnes und Gabriele entgegenkommen! — Und Du Martin," wendete er sich zum Kutscher; „auch Du treib' die Pferde was Du kannst; bin ich nicht bald bei Weib und Kind, muß ich vor Angst und Sorgen verzweifeln!"

„Mit Gott, Herr Vater!" rief Fritz so von tiefem Mitleid für seinen Herrn eingenommen, daß er nicht einmal der Entflohenen gedachte, und sprengte voran.

„Mit Gott!" wiederholte Anton, sich bekreuzigend; und die Pferde brausten unter der Wucht der Peitschenhiebe dahin.

An demselben Tage Nachts verfolgten in einer ganz entgegengesetzten Richtung Karl, Robert, Paul und Alfred einen Wagen, in dem ein Mann tief im Mantel eingehüllt saß. Sie würden denselben kaum eingeholt haben, da dieser so wie der Kutscher in den Verfolgern Straßenräuber fürchtete und die Pferde wie scheu dahinflogen, — wenn nicht eben Furcht und Hast den Kutscher blind gemacht und er selbst die Pferde in einen Steinhaufen getrieben hätte, hinter dem ein ziemlich tiefer Graben lag. Während nun der Kutscher alle seine Kräfte aufbot, von der gefährlichen Stelle abzulenken und der Mann im Wagen sich in Position setzte, dem Ersten, der sich ihm gewaltsam nähern sollte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen, war einer der Verfolger schon auf den Wagenschlag gesprungen. „Fahre zur Hölle!" brüllte der Mann im Wagen und feuerte seine Pistole ab.

„Fehlgeschossen!" rief ihm auflachend der Mann am Wagenschlag zu. „Wenn Du keine sicherere Gelegenheit dahin hast, als diesen Schuß, noch nicht!"

„Alfred, Du bist's?" frug staunend der Mann im Wagen.

„Ja, hochgräflich Otomar'scher Herr Isidor, in eigener Person!" erwiederte Alfred. „Wenn Sie aber einer unserer Vorfahren sein wollen, so müssen Sie uns auch erlauben, Ihre Nachkommen zu sein, und uns dafür nicht niederschießen wollen!"

Isidor athmete wieder auf, als er Niemand getroffen und seine Furcht unbegründet fand, war aber gar nicht angenehm überrascht, in kurzer Nacheinanderfolge in seinen vier Eleven seine Verfolger zu erkennen. „In vier Teufels Namen, wo kommt Ihr her?" fuhr er sie an.

„Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte," entgegnete Alfred: „kommt unser gramgebengter Lauf. — Wir haben gegen Abend, als wir durch einen Wald zogen und Dein Mord-Liedel sangen, daß es weithin wiederhallte, die Aufmerksamkeit von einem halben Dutzend Wilddieben auf uns gelenkt, die tiefer im Holz im Grase lagerten. Sie riefen uns zu und hießen uns stehen bleiben. Ich und Paul, wir wollten nicht, Karl und Robert aber bestanden darauf, zumeist Robert, der für Wilddiebe zu schwärmen vorgab, und wir warteten. Bald waren die Kerle, die in der Nähe recht liebenswürdig aussahen, bei uns, freuten sich, mit uns denselben Weg zu gehen, baten uns, sie das Liedel zu lehren; und wie wir nach großer und lustiger Mühe es endlich so weit gebracht, daß sie mit uns einstimmten:

„Es lebe die Noth!
Sie kennt kein Gebot,
Sie braucht keinen Rath,
Denn ihr ist die That!"

da fielen sie auffauchzend uns um den Hals — küßten uns — drosselten uns — pflanzten uns, besonders aber Karln und Robert, einige Hände voll blauer Vergißmeinnicht auf den Rücken, — erbaten sich mit einigen wirksamen Rippenstößen von mir und Paul die scharf geladenen Gewehre, die wir vom Gärtner vorgeblich auf einen Geier ausgeliehen, damit aber Karl und Robert aus den Klauen des Onkels befreit; legten dieselben auf uns selbst an und riefen unter Spott und Hohn: „G'sang für G'sang! Wollt ihr nun die Engel im Himmel singen hören?!" Wir hatten natürlich zu einer solchen Singlektion keine Lust und — — nahmen zu den Vergißmeinnicht noch die Fersen auf den Rücken!"

„Doch beim Erzählen soll man nicht stehen bleiben," schnob Robert, den die wie zerschlagenen Glieder heftig schmerzten, und stieg auf den anderen Wagenschlag. Auch Karl fühlte sich in der reichen Tracht von Prügeln nicht heimisch und kletterte ihm nach.

„Nimm' uns mit!" riefen die Vier in einem Tone, dem man es anhörte, daß Alle vor Müdigkeit nicht mehr zu stehen vermochten; und trotz Isidors ängstlichen Ausflüchten, trotz dessen entschiedenen Protesten, saßen dieselben im Nu mehr aufeinander als nebeneinder in dem nur zweisitzigen Wagen, und alles Klagegeschrei der Unterdrückten wurde von dem lauten Gelächter der Unterdrücker übertäubt. — Isidor, der sich in jeder Beziehung in die Enge getrieben sah und förmlich in dem Wagen verschwand, war voll Sorge, wie sich dieser gefährlichen Gesellschaft zu entledigen; denn das Auftauchen Karls und Roberts, die er nach der Mittheilung Minnas schon in sicherem Gewahrsam glaubte, argwöhnte er mit Umständen verbunden, die die größte Berücksichtigung erheischten. Als aber Robert die Flucht aus dem Wagen des Onkels beschrieb, und Isidor so überzeugt wurde, daß Jene kein neuerliches Verbrechen begangen, während das am Hof des Onkels verübte erst mit dessen Ankunft zu Hause reif zur förmlichen Verfolgung werden würde, — fügte er sich in die unvermeidliche Situation um so mehr,

Digitized by Google

als die vier Schüler, besonders Karl und Robert, wie ausgewechselt, ihm über den Kopf gewachsen waren und den früheren Gehorsam versagten. Er hieß aber den Kutscher eilen, um die nächste Stadt, die sich diese als ihr nächstes Ziel gesetzt, so bald als möglich zu erreichen.

Eine gute Stunde dauerte noch der Weg bis hin, und dieselbe wurde mit Erkundigen und Auskünften in heiterer Weise ausgefüllt. Vorerst aber hatte sich Karl mit Isidor ob des hundert-Dukaten-Verdachtes ausgesöhnt und ihm das Versprechen abgenommen, das bei ihm zurückgelassene, versiegelte Packet mit den Testamenten seines Vaters so lange und unerbrochen aufzubewahren, bis er persönlich darüber verfügen werde. — Nun beantwortete auch Isidor mit aller Bereitwilligkeit Karls dringende Fragen.

„Dein unnatürlicher Vater," sagte er, „hat Dein Versteck ausgewittert und sich gegen Marx geäußert, Dich dort vertreiben und so lange verfolgen zu lassen, bis Du entweder nach Amerika oder in das Kriminale gehest; Deine Mutter betet zwar unaufhörlich für Deine arme Seele, sie thäte aber wahrlich besser, für Deinen bedürftigen Leib zu sorgen; Marx habe ich für den verlorenen Schwiegersohn durch die erneuerte Zuckergeschäftsverbindung mit dem Grafen Otomar entschädigt, obgleich der invalide Lieutenant Blumberg Deinen verlassenen Posten bei Lucie für immer beziehen zu wollen scheint; Lottchen dürfte schon mit Schmerzen ihrer Niederkunft und meiner Rückkunft entgegensehen; und Zodik, was das Interessanteste ist, will sich demnächst, gedrängt durch seine „Hofdame," taufen lassen. — Da hast Du in einem Athemzuge das Wissenswertheste, das sich seit Deiner Reise nach Amerika in Deiner Heimat zugetragen!"

Diese Themas, besonders das letzte, gaben genug rohen Lachstoff zu noch roheren Variationen, und unter wildem Lärmen näherte sich der Wagen dem von Isidor zunächst ersehnten Ziele. „Und ist es wirklich Euer unabänderlicher Vorsatz auszuwandern?" frug dieser innigst froh, als ihn die Vier dessen auf's feierlichste versicherten; „und was werdet Ihr dort beginnen?"

„Ich," sagte Paul: „ich werde nur mit Indianern leben, denn die sind meine Leibspeise."

„Ich," erwiederte Karl: „will Großhandel mit Sklavinen treiben."

„Ich," Alfred: „kaufe mir eine Tabak-Plantage."

„Und ich," Robert: „gebe eine Revolution auf Aktien heraus."

„Mit einem Wort," entgegnete Isidor: „Ihr wollt Euch jenseits so unmöglich machen, wie diesseits?!"

„Ohne Spaß," versicherte Robert: „wir wollen versuchen, dort neue Menschen zu werden!"

„Der Vorsatz ist voll Heroismus," versetzte Isidor ironisch; „dann müsset Ihr aber auch in Europa noch die alten ausziehen!"

„Das wollen wir auch," erwiederte Robert in noch sarkastischerem Tone: „und wir lassen sie bei Dir zurück, falls wir doch einst wiederkehren. Solltest Du sie aber einmal für Dich selber brauchen, so kannst Du sie anziehen, wir geben Dir volles Recht dazu. sie werden Dich auch nicht übel kleiden, und was die Hauptsach' ist, Du bleibst dann in Europa als unser lebendiges Monument zurück!" —

„So möge denn das Glück Euch hold sein!" sprach Isidor mit rührend klingender Stimme, den leichten Hieb nicht beachtend, den ihm Robert versetzte. „Läge Segen in meinen Händen, ich legte Euch die Hände mit sammt dem Segen auf Euere Häupter. So aber rufe ich Euch nur zu:

„Es lebe das Heut',
Das Morgen ist weit,
Wer heute noch karg,
Liegt Morgen im Sarg." — —

„Der große Augenblick der Trennung ist da!" rief endlich Robert, als sie an dem Weichbild der Stadt ankamen und es für gerathen hielten, dieselbe zu umgehen und im nächsten Dorf den Rest der Nacht zuzubringen.

„Grüße mir den alten Werner," sagte Karl noch: „und er soll seinen Sohn nicht eher als todt glauben und über dessen Erbtheil verfügen, bis derselbe todt, oder sein Todtenschein vor ihm liegt. — Grüße mir meine Mutter und sage Ihr, daß ich nur zu oft schon in der Lage war, den Schoos zu verfluchen, der mich getragen. — Grüße mir auch Lucie und Cölestine; Erstere soll meiner in der Brautnacht, Letztere im Gebete gedenken!"

„Von mir," ersuchte Alfred: „zahllose Grüße an alle meine Gläubiger, sie möchten meiner nie vergessen, — ich weiß keine bessre Strafe für sie!"

„Von mir," schloß sich Paul an: „Gruß und Kuß an meinen Bastardbruder; wenn er Bier braut und an dem siedenden Kessel steht, möge ihn ein solcher Heißdurst erfassen, daß er das ganze Gebräu mit einem Zuge ausleert!"

„Und ich," schloß Robert die Aufträge: „ich lasse meinen Freund Zodik herzlichst grüßen und küssen und ihm sagen: wenn er nicht ein Taufbecken wählt, groß wie ein Meer, und sich so tief darein stellt, daß Berge Wassers über seinem Haupte zusammenschlagen, — so bleibt er doch durch alle Ewigkeiten ein Auswurf der Juden!"

„Ihr seid doch meine wohlgerathene Jungen!" rief Isidor scherzhaft, aber mit einem gewissen Selbstgefühl. „Stolz blick' ich trotz der finsteren Nacht auf Euch. Kehrt Ihr einst aus Amerika wieder, sollt' Ihr mein Herz offen finden, Euch würdig zu empfangen!" Und unter Küssen und Umarmungen, doch ohne die leiseste Gemüthsregung, wurde auf „Nimmerwiedersehen!" Abschied genommen.

(Ende im nächsten Hefte.)

Feuilleton.

Kaiser Alexander II. und sein Reich.

(Mit den xylographirten Brustbildern Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin von Rußland.)

I.

Der zweite März dieses Jahres erhob den siebenunddreißigjährigen Großfürsten-Thronfolger, Alexander Nikolajewitsch, zum erblichen Souverän des größten Reiches der Gegenwart, eines Reiches, das, zweimal so groß als ganz Europa, beinahe den achten Theil des bewohnten Erdbodens einnimmt; indem es mit seiner, wenn auch unzusammenhängenden, Fläche von 340.000 Geviertmeilen das gesammte östliche Europa, nördliche Asien und polare Amerika umfaßt. Derselbe Tag berief Alexander II. zum Selbstherrscher über 66 Millionen Menschen der verschiedensten Nationalitäten

Digitized by Google

— er machte ihn zum Besitzer unermeßlicher, mit wenigstens 18 Millionen „Kronbauern" bevölkerter Kronländereien, zum Chef einer kampfgerüsteten Armee von 800.000 Mann und darüber, zum Kirchenoberhaupt von 49 Millionen orthodoxer orientalischer Christen, zum sprichwörtlichen Haupte der slavischen Völkerfamilie, endlich (mit Rücksicht auf seine von den Mauern China's bis an die Pforten des Kaukasus reichenden Eroberungen) vielleicht zum künftigen Vermittler des politischen Gleichgewichtes im inneren Asien.

Alexander II. besteigt auf unblutigen Stufen den Czaren-Thron. Er theilt sowol Geistes-, als Willens- und Thatkraft, selbst das ungewöhnliche majestätische Aeußere, mit Nikolaus I. Bevor der verewigte Czar das kühne steile Haupt beugte: was mag Er wol auf dem Sterbelager seinem kaiserlichen Sohne und Nachfolger geoffenbart, verhergesagt und auf die Seele gebunden, was Ihm hinwiederum Alexander feierlich angelobt haben?! Rußlands Monarchen führen das Semper Augustus zwar nicht im Staatstitel, aber von jeher im Herzen, und beim letzten Athemzuge noch auf ihren Lippen. Wir zweifeln nicht, daß Alexander II. die von seinem Vater im Donaudelta, am Kaukasus, in Armenien, an den Chinagrenzen ꝛc. theils vollendete, theils begonnene Mehrung des Reiches mit angeerbtem Eifer fortsetzen werde und müsse.

Die Thronbesteigung Alexanders II. ist aber darin jener seines Vaters sehr ungleich, daß Nikolaus die Successsion bereits vor dreißig Jahren versorglich und klar ordnete, während Alexander I. mit einem Geheimniß in Bezug auf den nächsten Thronfolger zu Grabe ging. Der damalige Cesarewitsch Konstantin hatte nämlich (was seither öffentlich nicht bekannt geworden war) schon unterm 14. Januar 1822 gegen Kaiser Alexander I. schriftlich erklärt, daß er auf die Thronfolge verzichte, mit der Bitte, dieses Recht auf Denjenigen zu übertragen, dem solches nach ihm zustehe. Alexander hatte diesen Verzicht in einem Antwortschreiben vom 2. Februar 1822 genehmigt, auch solchen in einem, erst nach seinem Tode bekannt gemachten Manifeste (vom 16. August 1823) für fest und unveränderlich erklärt und seinen zweiten Bruder, Nikolaus, zum Nachfolger ernannt. Bei dem zu Taganrog am azow'schen Meer 1. Dezember 1825 erfolgten Ableben Kaiser Alexanders I. befand sich Konstantin zu Warschau, Nikolaus zu St. Petersburg. Als die Nachricht von Alexanders Tode am 9. Dezember 1825 zu St. Petersburg eingetroffen war, ward daselbst sofort allgemein, auch von dem Großfürsten Nikolaus, dem Cesarewitsch Konstantin als Kaiser gehuldigt. Unterdessen hatte dieser, dem zu Warschau schon am 7. Dezember die Nachricht von Alexanders Ableben zugekommen war, in zwei an seine Mutter (geb. Herzogin v. Württemberg, † 1828) und an seinen Bruder Nikolaus gerichteten, von dem dritten Bruder, dem (1819 †) Großfürsten Michael, nach Petersburg überbrachten Schreiben vom 8. Dezember sein festes Beharren bei dem geleisteten Verzicht und bei Abtretung seines Successionsrechtes an den Großfürsten Nikolaus erklärt und sich nur den Titel Cesarewitsch vorbehalten. Demzufolge bestieg nun Nikolaus I. „den Thron des Reichs von ganz Rußland, sowie der davon unzertrennlichen Throne des Königreichs Polen und des Großfürstenthumes Finnland." Er erklärte solches durch ein aus St. Petersburg vom 21. Dezember 1825 datirtes Manifest, worin er zugleich befahl, daß der Eid der Treue ihm und seinem — damals 7 Jahre 8 Monate alten — Thronerben, dem Großfürsten (nun Kaiser) Alexander, geleistet, der Zeitpunkt seiner Thronbesteigung aber vom 1. Dezember 1825 an gerechnet werden solle. Hierauf ward ihm zu St. Petersburg am 26. Dezember von allen Behörden und Truppenabtheilungen, auch späterhin nach und nach in allen Theilen des russischen Reiches, in Polen und in Finnland gehuldigt.

Wir haben diesen Akt der letzten russischen Thronveränderung deßhalb umständlich wiedererzählt, weil er unseres Wissens in keiner Zeitung authentisch genug dargestellt ward und bei der gegenwärtigen Thronbesteigung Alexanders II. interessante Vergleichungspunkte bieten dürfte. Doch soll nicht vergessen sein, daß (nach früheren mißlungenen Versuchen) Kaiser Paul noch als Großfürst das erste Thronfolgegesetz am 15. Januar 1788 aufgesetzt und nebst seiner Gemalin unterschrieben, es aber erst an seinem Krönungstage, 16. April 1797, gleichzeitig mit einem neuen Familienstatut „als Reichsgesetz" bekannt gemacht habe. Paul I. verordnete darin für ewige Zeit die Erblichkeit der Thronfolge, u. z. der Linealfolge nach dem Rechte der Erstgeburt, zuerst im Mannsstamme, nach dessen Erlöschung auch in weiblicher Linie u. dgl.

Der jüngstverewigte Czar hielt dies Gesetz dem Grundsatze nach aufrecht, aber nicht in der Form. Durch ein Manifest vom 7. Juli (25. Juni) 1826 bestimmte er aufs Neue für den Fall seines Ablebens die Thronfolgeordnung seiner Söhne, und für den Fall der Minderjährigkeit des in der Regierung folgenden Sohnes, die Regentschaft des Reichs und die Vormundschaft über den Thronfolger. Hiernach hätte im Fall des Mangels männlicher Nachkommenschaft von Seiten des Kaisers Nikolaus, dessen (mittlerweile auch schon verstorbener) Bruder Michael in der Regierung folgen sollen; eben derselbe war während der Minderjährigkeit des Thronfolgers zum Regenten des Reichs bestimmt; die Vormundschaft über des Kaisers sämmtliche Kinder bis zu ihrer Volljährigkeit sollte der Kaiserin (nunmehr Witwe) Alexandra in dem Umfange des von Kaiser Paul I. erlassenen Familien-Statuts zustehen ꝛc. ꝛc.

Alles dies hat sich nun als überflüssig erwiesen, wenn es gleich heilsam für die Folgezeit bleibt. Kaiser Alexander II. succedirt von Rechtswegen und in bester gesetzlicher Form. Er ist bekanntlich der älteste Sohn des verstorbenen Kaisers und zu Moskau am 29. April (17. alten Styles) 1818 geboren. Von Alexanders zehn Geschwistern leben nur mehr fünf; eben so viele sind jung gestorben. Seinen Titel bestimmte Kaiser Nikolaus durch einen Ukas vom 29. August 1831, u. z. sollte dieser für alle Zeiten und Fälle lauten: „Der Thronfolger, Cesarewitsch und Großfürst." Am 26. Dezember 1825 wurde Alexander zum Thronfolger proklamirt; nach zurückgelegtem 16. Jahre, am 4. Mai 1834, aber vom Kaiser Nikolaus für volljährig erklärt, worauf er einen Eid ablegte auf die Verfassung und die Treue gegen das Staatsoberhaupt. Von ihm ist gegenwärtig der Titel „Cesarewitsch" auf seinen Erstgebornen, den Großfürsten Nikolaus Alexandrowitsch (geb. 20. Sept. 1843), übergegangen. Ehemals war der Titel Carewitsch — soviel als Sohn des Czar, wie Carewna Tochter desselben — üblich; den Titel Cesarewitsch legte Paul I. seinem ältesten Sohne Konstantin im Jahre 1799 bei, als derselbe einen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte.

Bis jetzt war der gewesene Thronfolger Alexander zugleich Kanzler der Universität Abo, kommandirender Chef des Garde- und des Grenadier-Corps, so wie oberster Chef der Militär-Anstalten und Oberkurator des tschesme'schen Militär-Hospitals, seit 1827 Heman sämmtlicher Kosakenheere, Chef des Leibgarde-Lanciers- und des eriwan'schen Karabinier-Regiments ꝛc. Seine beiden Vorgänger hatten auch eine akademische Würde bekleidet; es war nämlich dem Kaiser Alexander I. im Jahre 1814 und Nikolaus I. (noch als Großfürst) 1818 von der Universität Oxford die juristische Doktorswürde honoris causa ertheilt worden.

Kaiser Alexander II. ist gegenwärtig 36 Jahre 11 Monate alt und seit 28. April 1841 vermält mit Maria Alexandrowna (vorher Maximiliane Wilhelmine Marie), Tochter des † Großherzogs Ludwig II. von Hessen-Darmstadt, jüngste Schwester des jetzt regierenden Großherzogs Ludwig III. Die Kaiserin zählt noch nicht 31 Jahre. Die Verlobung hatte bei des Kaisers (damals Thronfolgers) zweiter Anwesenheit in Deutschland, am 16. April 1840 stattgefunden, nachdem Alexander die Prinzessin auf seiner ersten fünfmonatlichen Reise durch Deutschland, Italien und England (1838—1839) kennen gelernt hatte. Auf diese Vermälung ist eine kleine, aber kunstvolle Schaumünze geprägt, welche die, freilich noch sehr jugendlichen, Brustbilder des hohen Kaiserpaares darstellt. Die Legende der erwähnten Schaumünze, deren Brustbilder wir in dreifacher Vergrößerung xylographirt hier mittheilen, lautet in der Ursprache:

•В · К · АЛЕКСАНДРЪ НИКОЛАЕВИЧЪ • В · К · МАРІЯ АЛЕКСАНДРОВНА •;

deutsch: „Großfürst Alexander Nikolajewitsch, Großfürstin Maria Alexandrowna 16 (28) April 1841. (Gube fecit)." Die Reversseite zeigt eine Allegorie (Amor und Psyche) mit der russischen Reichskrone und einem Monogramm aus den verschlungenen Buchstaben A. N. M. Fünf Kinder (4 Großfürsten, 1 Großfürstin) sind bisher der Segen dieser Ehe.

Es fällt auf, daß die Mitglieder des russischen Kaiserhauses eben nicht viele Ehen aus den Dynastieen höchsten Ranges aufwei-

Digitized by Google

Digitized by Google

Joseph Führich

Digitized by Google

sen. Es beruht dies auf einem Hof- und Staatsherkommen, vermöge welchem in der Regel der Abstand des regierenden Hauptes desto erhabener erscheinen soll, je weniger glänzend die Herkunft der angeheirateten Glieder des Kaiserhauses ist. Wir finden gegenwärtig Verschwägerungen des russischen Kaiserhauses mit Preußen, Würtemberg, den Niederlanden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Altenburg; aber auch z. B. mit einem Stiefenkel Napoleons I., dem Herzoge Maximilian von Leuchtenberg, welcher das Prädikat Kaiserliche Hoheit führt. Diese Verbindung hat jetzt freilich durch die Erhebung Napoleons III. zum Kaiser der Franzosen an Ebenbürtigkeit gewonnen. Kaiser Nikolaus I. soll im Jahre 1839 den Herzog von Leuchtenberg in Moskau mit den Worten vorgestellt haben: „Die Bonaparte und Romanow mögen sich wol verbinden, da Beide stets nur den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes vor den Augen hatten.“

Dies führt uns auf das Vaterland der russischen Dynastie. Das jetzt in Rußland regierende Haus ist ein deutsches, nämlich das Haus Holstein-Gottorp, ein Ast des Oldenburgischen, auch auf dem Throne Dänemarks blühenden, Regentenstammes. Nach dem Ausgange der von 1613 bis 1730 in Rußland regierenden Fürsten aus dem Hause Romanow, gelangte mit Peter III. (Gemal Katharina's II.) am 5. Januar 1763 das Geschlecht Holstein-Gottorp zur Regierungsnachfolge. Da Peter III. von väterlicher Seite dem Hause Holstein, von mütterlicher aber der weiblichen Linie des Hauses Romanow angehörte, so läßt sich der von ihm sich ableitende russische Herrscherstamm füglich auch die Dynastie Romanow-Holstein nennen (und in diesem Sinne ist die obige Anspielung des Kaisers Nikolaus I. zu verstehen). Aber der genealogische Zusammenhang mit den slavischen Romanow ist jedenfalls viel lockerer, als jener mit den deutschen Holsteinern. Selbst die Reihe der russischen Beherrscher aus dem Hause Romanow wurde zweimal unterbrochen. Es gelangten nämlich im vorigen Jahrhundert zwei Frauen auf den Thron, die weder aus dem Hause Romanow, noch aus jenem von Holstein abstammten und dazu weder von ihren Gemalen ernannt, noch durch Wahlen berufen waren: die beiden Katharinen, Gemalinen Peters I. (1725) und Peters III. (1762). Dahingegen ist bekannt, daß noch der Großvater des jetzt regierenden Kaisers Alexander, nämlich Paul I., am 14. Juli 1762 als regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp gefolgt sei und das, gegen seinen Antheil an Holstein von Dänemark 1773 eingetauschte, Oldenburg und Delmenhorst in demselben Jahre seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich August von Holstein, damaligen Chef des jüngeren Astes seines Hauses, überlassen habe. Zur Nachfolge auf dem Czarenthrone war Paul I. erst 17. November 1796 gelangt, und er pflanzte somit das Geblüt der Holstein-Gottorp unmittelbar auf demselben fort.

Der Titel „Czar“ ist mit jenem „Selbstherrscher des russischen Reiches“ („aller Reußen“ ist die vulgäre Form!) von beinahe gleichem Alter. Schon Iwan II. führte abwechselnd den Czarentitel (1533). Peter I. der Große nahm 1721 den Kaisertitel an unter Beibehaltung des Titels Selbstherrscher von ganz Rußland. Alexander I führte nach der Einverleibung Polens 1815 den in der Wiener Kongreßakte festgesetzten Titel „Czar, König von Polen“ ein.

Und so lautet denn der vollständige Staatstitel des neuen Kaisers: Wir Alexander II. von Gottes hilfreicher Gnade Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Czar von Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Czar von Kasan, Czar von Astrachan, Czar von Polen, Czar von Sibirien, Czar vom Taurischen Chersones, Herr zu Pskow und Großfürst von Smolensk, Litthauen, Wolhynien, Podolien und Finnland; Fürst von Estland, Livland, Kneland und Semgallen, Samogitien, Bialystok, Karelien, Twersk, Jugorien, Perm, Wjatka, Bulgarien und anderer Länder; Herr und Großfürst von Nieder-Nowgorod, Tschernigow, Rjasan, Polezk, Rostow, Jaroslaw, Beloserk, Udorien, Obdorien, Kondien, Witepsk, Mstislaw und der ganzen nordischen Gegend; Gebieter und Herr der Länder Iworien, Kartalinien, Grusien, Kabardinien und Armenien; der Tscherkessischen und Gebirgsfürsten und Anderer Erb- und Lehensherr; Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein, Stormarn, Dithmarsen und Oldenburg ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Kaiser Alexander II. dürfte seiner Thronbesteigung gelegenheitlich auch die feierliche Krönung folgen und diese zugleich an der Kaiserin vollziehen lassen. Kaiser Paul I. wurde am 16. April 1797, Alexander I. am 27. September 1801, Nikolaus I. am 3. September 1826 zu Moskau (Letzterer 24. Mai 1829 auch als König von Polen zu Warschau) gekrönt.

So groß und unbedingt die Ehrfurcht und Anhänglichkeit der russischen Bevölkerung aller Provinzen, Nationalitäten und Religionsbekenntnisse gegen die Person des Kaisers Nikolaus I. war (dem man in Anbetracht der vielen Lebensgefahren, die er glücklich überstanden, theilweise sogar Unsterblichkeit beimaß): so wenig wird diese Liebe und Treue und so zu sagen „göttliche Verehrung“ einem Monarchen wie Alexander II. fehlen, der mit einer bezaubernden Persönlichkeit begabt ist und die weise Mitte zu halten wissen wird zwischen dem Charakter Alexanders I. (dessen Namen er trägt) und Nikolaus I. (dessen Geblüt und Gesichtszüge in ihm fortleben). Man erinnert sich, daß Kaiser Alexander gegen Frau von Staël bei ihrer Anwesenheit in St. Petersburg (1812) äußerte: „Ich bin für mein Vaterland nur ein glücklicher Zufall.“

Der neue Kaiser ist als ein Förderer aller Kulturmittel des Reiches bekannt. Die Verdienste, welche sich Nikolaus I. um russische Wissenschaft und Vaterlandskunde ꝛc. erworben und welche Freiherr von Helfert in seiner Schrift über Nationalgeschichte (Prag 1853) am gerechtesten würdigt, dürften durch Alexander II. noch überboten werden. Zwar hat Kaiser Nikolaus verhältnißmäßig früher — in seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre — das Scepter des ungeheueren Reiches ergriffen, welches seinem Nachfolger erst in seinem siebenundreißigsten Lebensjahre zufällt: allein bei gleichen Kräften, Richtungen und Herrschertugenden wird doch Alexander II. gegen Nikolaus I. im Vortheile bleiben, da ihm die gewaltigen politischen Erfahrungen seines großen Vorgängers trefflich zu Statten kommen und ihm eine, wenn nicht größere, so doch schönere Aufgabe zu lösen übrig gelassen scheint.

Vaterländische Künstler.

Joseph Führich.

(Mit dem lithographirten Porträt.)

Der Maler mit dem Wahlspruche „Ora et labora“ — Joseph Führich — ist eine künstlerische Größe und bedeutende geistige Eigenthümlichkeit. — Der Sohn eines mit elf Kindern gesegneten Landmalers, wurde er zu Kratzau (nun Leitmeritzer Kreises in Böhmen) am 9. Februar 1800 geboren. Er ist für unser Vaterland auch in Bezug auf sein Geburtsjahr ein wahrer „Säcularmensch,“ nach dem Ausdrucke Göthe's, ein schöpferischer, sittlich reiner, gläubiger Mann und Künstler durch und durch. Eine Bilderbibel gab seiner Phantasie die erste Nahrung, Krippenfiguren waren seine ersten häuslichen Kunsterzeugnisse, Engelsköpfe auf Kinderwiegen und Kruzifixe auf Särge der Landleute waren seine ersten öffentlichen Arbeiten. Religion, Kunst und Natur flossen (wie er später erkannte) in seinem Gemüthe in unbestimmten, poetischen Schwingungen schon damals zusammen, als er den Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ und das Angelus Domini leernte und er den Frühling nur nach dem Osterfeste, den Sommer nach Pfingsten, den Herbst nach Allerheiligen maß und würdigte. — Mit einer Darstellung der Geburt Christi wandten sich Sohn und Vater an den damaligen vaterländischen Kunstmäzen, Grafen Christian Clam-Gallas; daran reiheten sich Compositionen aus Böhmens Geschichte und Legende. Schon diese Versuche machten Aufsehen und erwirkten dem sechzehnjährigen Jünglinge die Aufnahme in die Akademie der zeichnenden Künste zu Prag. Im Jahre 1818 erfolgte seinetwegen die Uebersiedlung der ganzen Familie nach der Hauptstadt.

Zu den Studien der Maler und Plastiker gesellte sich hier eine ausgebreitete Lektüre und die Bewunderung der Leistungen eines Cornelius und anderer Zeitgenossen; die Schule Berglers nahm Führich ganz in sich auf. Vor Allem aber vertiefte sich sein Gemüth und seine Phantasie in die Werke Albrecht Dürers, die ihm das deutsche Kunstelement offenbarten und jenen hohen heiligen Ernst einpflanzten, der noch jetzt alle seine größeren Produktionen, namentlich seinen berühmten „Triumphzug Christi“ durchweht. Hier hatte seine künstlerische Laufbahn einen glücklichen Wendepunkt gefunden. Der durch die Lektüre Tasso's, Göthe's und Tieks beinahe zum Romantiker entflammte Künstler (man denke an seinen „wilden Jäger“ ꝛc.) wandte sich nun entschieden der heiligen Malerei zu, für die er in dem nach philosophischen Grübeleien gewonnenen Herzenssatze: „Ich lasse mir meinen Christus nicht rauben!“ die glänzendste Rechtfertigung fand. Er erkannte in den Engeln der italienischen Schulen blos geflügelte Amoretten und nackte kokettirende Genien — die priesterlichen Engel Dürers und das christlich-deutsche Alterthum überhaupt erschienen ihm allein würdig

Digitized by Google

der heiligen Kunst. Reisen nach Dresden und Wien änderten in dem inneren Künstler nichts mehr; höchstens daß sich Führich zu Darstellungen der „Genovefa" bewegen ließ und das „Vater unser" im altdeutschen Lebensgewande durch Bilder, die in früherer Periode romantisch gerathen wären, tief religiös zu versinnlichen beflissen war. Der Umgang mit Friedrich von Schlegel, Klinkowström, Jarcke und Andern erschloß ihm weitere Ahnungen seines frommen Gemüthes und befestigte in ihm die Ueberzeugung, daß nur die christliche Malerei und Kunst überhaupt lohnend sei und einen Werth zur Besserung des Menschengeschlechtes und zur Verherrlichung Gottes in sich trage. Thorwaldsens Werke waren für ihn heidnisch.

In Rom, wohin Führich (durch Protektion des Fürsten von Metternich) 1827 sich begeben, schloß sich das System seiner künstlerischen Anschauung vollends ab. Hier schrieb er einst unverhohlen: „Die vernünftige, allein konsequente und ganze Form des Christlichen in der Welt ist das Katholische; somit nothwendig alle christliche, oder besser alle Kunst, eine katholische." Führich genoß die Ehre, mit Overbeck, Schnorr, Koch und Andern in der Villa Massimi zu arbeiten und mit dem Könige Ludwig von Baiern in nähere Berührung zu kommen. Mit einem Ausfluge nach Neapel und namentlich Pompeji, dann durch ganz Sizilien, nahm Führich 1829 von Italien Abschied. — Im Jahre 1832 verehelichte er sich mit Franziska Gaßner aus Linz. Schon in Wien, als Custos der Lamberg'schen akademischen Gemäldegallerie, verlor er seinen Vater (1835) und sein Söhnlein, wo sich besonders Kuppelwieser und P. Madlener als Freunde erwiesen. Die Stelle eines Prager Akademiedirektors (nach Kadliks Tode 1837) nahm Führich nicht an. Seine jetzige Stellung an der k. k. Akademie der bildenden Künste ist bekannt.

Poetisches Album.

Die Fürstin im Glaspalaste. *)

Gedicht von Karl Viktor Hausgirg.

Eine edle Fürstin lebte
Reich an Gold und selt'nen Schätzen;
Doch ihr warmes Herz erbebte
Vor den kalten, falschen Götzen.

„Gold und Silber, ihr Metalle,
Gleißt verräth'risch, Herz erfrostend,
Erze — seid vom dumpfen Schalle,
Stahl — ist spröde, Eisen — rostend.

„Eines nur will mich bedünken
Preisvoll von den Schätzen allen,
's ist des Glases helles Blinken,
's ist — das Leuchten von Krystallen.

„Herrlich, wenn's wie Irisbogen
Von den Glaseswänden funkelt,
Wenn der Himmel — bald umzogen,
Bald bestirnt — herniederdunkelt.

„Wenn die Flammen reiner Gase
Blumenartig, lieblich, aber
Trunken strömen aus dem Glase
Liliengleicher Kandelaber.

„Wenn die Blumen ihre Köpfe
Heben nickend aus der Vase,
Wenn vom Fenster Blumentöpfe
Blinken vom geschliff'nen Glase."

Seht! Die holde Frau umfaßte
Bald ein Kranz von Spiegelsäulen,
Und im gläsernen Palaste
Gab es ein ätherisch Weilen.

Und zur Nacht, da strömten Düfte
Aus den Kelchen gar betäubend,
Tränkend alle reinen Lüfte;
Doch den Schlaf vom Auge treibend.

Ha! Sie dacht' der Blumenrache,
Dacht' der bösen Blumengeister,
Warf sie nun mit wilder Lache
Aus den Vasen: „Bin Euch Meister!"

Was den Athem Dir genommen,
Blumen sind's nicht, die Dich necken,
Von den Vasen muß es kommen,
Aus den Gläsern steigt der Schrecken

Tiefer liegt's, es liegt im Glase,
Was den Traum Dir will vergiften,
Aus dem Leuchter, aus der Vase
Steigt's gespenstig wie aus Grüften.

Weh! In's Glas ist eingesponnen
Manch ein Faden armen Lebens,
Gib zurück, was früh' zerronnen,
Kinder flehen sonst vergebens.

Mütter rufen nach den Söhnen,
Weiber, weik und bleich wie Schatten,
Mit den Händen ringend, stöhnen
Sie nach frühgestorb'nen Gatten.

Tönt nicht durch die hellen Spiele
Der krystall'nen Glocken — Stöhnen? —
Ist's nicht, als ob Viele, Viele
Ihr so frühes Sterben höhnen?

In dem frischen Roth der Schale
Fließt das Blut von einem Manne,
In dem duftigen Pokale
Liegt ein Lebenshauch im Banne.

Einzuspinnen, einzuweben
Sich in diese bunten Scherben,
Gilt es blos — ein Menschenleben,
Gilt es nur — ein frühes Sterben.

„Gib zurück, was Du gefedert,"
Stöhnt der Schwarm mit hohlen Wangen,
„Diese Flamme, die gelodert,
Züngelte nach uns wie Schlangen.

„Willst Du nicht für unsre Kinder
Unsre Fäuste hier zu Rächern,
Nun wohlan! verfahr' gelinder, — — —
Tränkest Gift sonst aus den Bechern.

„Sonst wird Sturm die schlanken Wände
Auf Dein Haupt herniederreißen,
Wie bald Glück und Glas zu Ende,
Wird Dir sprödes Glas beweisen."

Sprach's, da löschen all die Flammen,
Und aus ihrer Tränme Schrecken
Fährt die Fürstin bleich zusammen
Vor der Geister wildem Necken.

Sah man aus der Fürstin Augen
Nicht zwei Perlen niederthauen? —
Will kein and'rer Schmuck Euch taugen,
Dieser bleibt ein Schmuck der Frauen.

Rückblick auf den Monat März.

Die Entbindung Ihrer Majestät unserer allgeliebten Kaiserin. Dieses freudenreiche und beglückende Ereigniß in unserem durchlauchtigsten Kaiserhause, dem die Völker Oesterreichs schon seit mehreren Wochen mit größter Sehnsucht entgegengeharrt, ist am 5. März Nachmittags um ein Viertel auf vier Uhr einge-

*) Das Lebenszehrende der Glasfabrikation will der Verfasser dieser allein nicht zum Vorwurfe machen, indem bekanntlich auch die Gewinnung und Verarbeitung der meisten metallischen Stoffe, so wie die Industrie überhaupt für die arbeitende Menschenklasse lebenskonsumirend einwirkt.

Digitized by Google

treten. Ihre Majestät die Kaiserin wurde, unter dem Beistande des Geburtshelfers Doktor Bartsch und der Hebamme Frau Gruber, um die erwähnte Stunde von einer Prinzessin glücklich entbunden. Die frohe Kunde hievon wurde bald den Bewohnern Wiens durch Kanonendonner mitgetheilt und gelangte auf telegraphischem Wege mit Blitzesschnelle in alle Provinzen Oesterreichs; und allüberall sah man von Freude strahlende Gesichter und hörte man jubelnde Lebehochrufe auf das durchlauchtigste Kaiserpaar und auf das Wohl der neugebornen Prinzessin, und jedes Herz dankte tiefgerührt dem Herrn der Welt für die dem Kaiserhause zu Theil gewordene Segnung. Schon Morgens um halb sieben Uhr hatten sich bei Ihrer Majestät der Kaiserin Geburtswehen eingestellt. Auf die Nachricht hievon wurde um halb acht Uhr im Stefansdome sowie in der k. k. Hofburgkapelle und in allen Pfarrkirchen der Stadt und der Vorstädte Wiens das Allerheiligste ausgestellt. Vor den von zahlreichen Wachslichtern flammenden Altären waren bald viele Andächtige versammelt, und den ganzen Tag über wurden die Gotteshäuser nicht leer von inbrünstigen Betern. In den Kirchen wurde an die Andächtigen nachstehendes Gebet vertheilt:

„Gebet für Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth, welches vom 28. Jänner 1855 angefangen in allen Pfarr- und Klosterkirchen zu beten vorgeschrieben ist:

Allmächtiger, ewiger Gott! Herr des Himmels und der Erde, der Du Könige und Völker mit Segnungen erfreuest, erhöre gnädig die frommen Bitten Deiner Kirche und vertreibe, daß Deine Dienerin Elisabeth, unsere Landesmutter und Kaiserin sich einer glücklichen Erfüllung ihrer Hoffnung erfreue, wende von ihr ab jegliche Gefahr und beschütze sie in Deiner Huld mit himmlischer Macht. Darum bitten wir Dich, durch Jesum Christum, Deinen Sohn, unsern Herrn und Erlöser. Amen."

Den ganzen Vormittag über lagen in den Vorzimmern der kaiserlichen Appartements Bogen auf, worauf der äußerst zahlreich zur Erkundigung nach dem Befinden Ihrer Majestät unserer allgeliebten Landesmutter vorfahrende hohe Adel sich aufzeichnete. Auf allen Straßen und Plätzen wogten Menschenmassen, die sich in die Nähe der k. k. Hofburg drängten. Die Basteien waren rings um die Stadt von Tausenden von Menschen besetzt, ebenso standen auf dem Glacis Viele, die schon einige Stunden früher harrten, um die entscheidende Anzahl der Kanonenschüsse zu zählen. In der k. k. Hofburg waren der Franzensplatz sowie der Schweizerhof fortwährend mit Personen angefüllt, welche sich nach dem Befinden Ihrer Majestät der Kaiserin erkundigten. Und als endlich der eherne Mund der Kanonen die glücklich erfolgte Entbindung verkündete, da zog durch die Herzen der Bewohner die reinste, glücklichste Freude, von tausend und aber tausend Lippen klang als hoher Freudenhymnus das „Gott erhalte" und die Bevölkerung eilte in die festlich beleuchteten Gottestempel, um dort ihr heißes Gebet zum Himmel emporzuschicken. Um 7 Uhr Abends fand im Stefansdome ein solennes Te Deum statt, welchem die hohen Civil- und Militär-Autoritäten, das diplomatische Korps und der Gemeinderath beiwohnten. — Für die neugeborne Prinzessin wurde die Kammer in jenen Burggemächern eingerichtet, welche sich im zweiten Stockwerk des Leopoldinischen Traktes über den Appartements Ihrer Majestät der Kaiserin befinden. — Fast zu gleicher Zeit mit der erwähnten freudenreichen Kunde traf aus Ofen die telegraphische Depesche ein, daß auch Ihre k. Hoheit Erzherzogin Elisabeth, Gemalin des Erzherzogs Karl Ferdinand glücklich von einem Prinzen entbunden worden. Se. k. k. Apostolische Majestät haben mittelst Allerhöchstem Handschreiben v. 28. Februar an den Herrn Minister der Justiz, aus Anlaß der bevorstehenden Entbindung Ihrer Majestät der Kaiserin, „allen von Civil-Strafgerichten wegen des Verbrechens der Majestätsbeleidigung, der Beleidigung eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses, der Störung der öffentlichen Ruhe (§§. 63 bis 66 des St. G.) oder wegen des im §. 300 des St. G. bezeichneten Vergehens bereits verurtheilten Personen alle Strafe zu erlassen und zu verordnen geruht, daß wegen strafbarer Handlungen dieser Art, insofern sie vor dem Zeitpunkte der Kundmachung dieses Gnadenaktes begangen worden sind, keine strafgerichtliche Verfolgung stattfinden dürfe, so wie daß alle zu dieser Zeit wegen einer der genannten strafbaren Handlungen bereits anhängigen Untersuchungen eingestellt werden." Dieser Gnadenakt fand jedoch auf diejenigen Personen keine Anwendung, welche zugleich noch wegen eines andern Verbrechens zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt worden sind oder welche nebst einer der genannten strafbaren Handlungen auch eines andern vor dem gedachten Zeitpunkte begangenen Verbrechens beschuldigt erscheinen. — Der Allerhöchste Gnadenakt wurde den Betheiligten im ganzen Umfange der österr. Monarchie gleichzeitig mit der Kunde der erfolgten Entbindung Ihrer Majestät der Kaiserin bekannt gemacht und sogleich in Vollzug gesetzt.

Beim Rückblick auf das freudige Ereigniß, das die Monarchie so eben feierte, geben wir die gewiß interessante Bemerkung, daß seit 138 Jahren, nämlich seit Kaiser Karl VI., das erste erzherzogliche Kind des regierenden Kaiserpaares immer eine Prinzessin gewesen.

Die feierliche Taufe der neugebornen Erzherzogin fand am 6. März Nachmittags 2 Uhr in der k. k. Hofburgpfarrkirche unter Beiwohnung sämmtlicher in Wien anwesenden Glieder der kaiserlichen Familie, der Minister, Hofchargen, Generäle und hohen Würdenträger statt. Die kirchliche Funktion vollzog in Abwesenheit des Herrn Erzbischofs der Herr Bisthumsverweser und General-Vikar Dr. Zenner. Se. Eminenz der apostolische Nuntius Kardinal Viale-Prela wohnte der heiligen Handlung im Kardinalspurpur in einer für denselben errichteten Kniebank bei. Der Oberstthofmeister Fürst Liechtenstein empfing die neugeborne Prinzessin in den k. Appartements und übergab sie an der Schwelle derselben der Ava (Baronin Welden, Witwe des k. k. Feldzeugmeisters und Gouverneurs von Wien), welche auf einem Tragsessel über die Gänge bis zur Hofburgkapelle von zwei Kämmerern (den Fürsten Esterhazy und Trautmannsdorf), vom Hofstaat und den Garden begleitet, gebracht ward, allwo die neugeborne Prinzessin unter Trompeten- und Paukenschall abermals vom Oberstthofmeister übernommen und in die Hände der hohen Taufpathin, der Frau Erzherzogin Sofie, gelegt war. Die neugeborne Prinzessin erhielt bei der Taufe die Namen **Sofie, Dorothea, Elisabeth.** Nach vollzogenem Taufakt wurde von dem Herrn Weihbischof der Pontifikalsegen ertheilt und Se. Majestät begaben Sich, vom k. Hofstaat umgeben, in Ihre Appartements zurück. Die neugeborne Prinzessin wurde auf die oben besagte Weise in die Appartements zurückgetragen. Se. Maj. der Kaiser empfingen hierauf im Rittersaale auf dem Throne stehend die Beglückwünschungen der Gesandten, Minister, Generäle, Reichswürdenträger, hohen Staatsbeamten und Hofchargen. Bereits Mittags wogte eine sichtbar freudig bewegte Menschenmenge durch die zur k. Burg mündenden Straßen der innern Stadt, Husaren und berittene Hofgensd'armen begannen vom Michaelerplatze aus Spalier bis in die Burg für die zufahrenden Wagen zu bilden. Auf den Burgplätzen, dem Josefs- und Michaelerplatze war ein außerordentlich zahlreiches Publikum versammelt. Nach ein Uhr begann die Auffahrt des hohen Adels in Wien, der fremden Gesandten, der Minister und Reichsräthe und der niederösterreichischen Deputirten. Der Pomp und die Pracht der Equipagen, von denen die meisten Staatskarossen mit prächtig geschirrtem Gespann waren, die reichbordirten Livreen und die Kutscher mit den dreieckigen Hüten auf den reichfrisirten Perücken, so wie die zahlreichen prächtigen Leibhusaren boten von 1 bis 2 Uhr, so lange dauerte die Auffahrt, ein glänzendes Schauspiel. Der hohe ungarische Adel, sowol Herren als Damen, waren in reichster Nationaltracht erschienen und gaben dem ganzen Bilde ein eigenthümlich prächtiges Gepränge. Unter den Equipagen erregte bei der Auffahrt jene des türkischen Gesandten besonderes Aufsehen.

Nachdem die wichtigste Periode des Wochenbettes Ihrer Maj. der Kaiserin glücklich vorübergegangen und das Befinden Allerhöchstderselben seit mehreren Tagen ununterbrochen vollkommen befriedigend, auch der Gesundheitszustand der neugebornen Erzherzogin ein sehr erfreulicher war, so sind mit dem 14. März die Bulletins geschlossen worden.—

Wenn Elternliebe an die Geburt eines Kindes frohe Hoffnungen zu knüpfen pflegt, so hat das große Herz unseres ritterlichen Monarchen an die Geburt der Prinzessin sogleich große, wahrhaft kaiserliche Erfüllungen geknüpft. Von Gottgegebener Weisheit sprechen die Namen, welche Er der holden kleinen Erzherzogin beigelegt hat; und wahrlich, Gott hat Ihm nicht allein hohe Weisheit sondern auch ein erhabenes Herz voll Gnade gegeben. Mit der kaiserlichen Prinzessin sind zugleich Alle, welche gegen den Allerhöchsten Thron gefehlt haben, zu einem neuen Leben wieder geboren worden. Im ganzen weiten Umfange des Kaiserreiches öffneten sich wie auf einen Zauberschlag gleichzeitig die Gefängnisse, und den irre gegangenen, durch das Allerhöchste Gnadenwort entsühnten Söhnen des Landes ist der Weg zum so milden, liebevollen und gnädigen Vaterherzen des Kaisers erschlossen worden. Allen ohne Ausnahme, die nicht das gemeine Verbrechen davon nothwendig ausschloß, hat die Allerhöchste Huld und Gnade volle Verzeihung gespendet. Das heißt doch wahrlich eine gesegnete Geburt, segensreich für Alle, denen dieses ewig denkwürdige Ereigniß zum Heile gereichte! Segnen

Digitized by Google

werden diese freudenvolle Stunde nicht allein diejenigen, denen sie Freiheit, Glück und Leben wieder gab, nein, alle Völker Oesterreichs erheben betend ihre Hände zum Herrn der Welt für die kaiserliche Prinzessin und ihr Allerhöchstes Elternpaar! Wer auf dem ganzen Erdenrund ein fühlend Herz im Busen trägt, dem mußte es mit stärkeren Schlägen in froher Bewegung pochen, als er diese Freudenkunde vernahm, und „Heil Dir erhabener Kaiser!" ihm auf den Lippen schwebten. Se. Majestät unser allgeliebter Landesvater hat mit unbegrenzter Hochherzigkeit die Thore der Vergangenheit geschlossen und die einer schönen, segensreichen Zukunft aufgethan; mit Weisheit, Kraft und Milde führt Er, der Gesalbte Gottes, Seine Völker im wahrhaft göttlichen Sinn zum Glück, zum Heil, zum Siege!

Der Tod des Kaisers Nikolaus I. und die Thronbesteigung Alexander II. Der zweite des vorigen Monats rief den mächtigen Herrscher Rußlands vom Schauplatz seines gewaltigen Wirkens ab. Die Trauerkunde von diesem hochwichtigen Ereigniß wirkte, weil sie plötzlich und unerwartet kam, tieferschütternd wie ein furchtbarer Donnerschlag aus heiterem Himmel. Die Krankheit des Kaisers, den das letzte Jahr sehr gealtert hatte, nahm einen raschen Verlauf. Kaiser Nikolaus war leberkrank und dieses Uebel wurde durch übermäßige körperliche und geistige Anstrengungen der letzten Zeit bis zur Unheilbarkeit gesteigert. Nur wenige Tage lag er darnieder. Das erste bekanntgewordene Bulletin, vom 1. März, berichtet eine Verschlimmerung der Krankheit; folglich mußte der Kaiser schon vorher krank geworden sein, wenn auch die Kunde davon nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Am Abend des ersten März war der Zustand des Kaisers bereits bedenklich geworden und die Kaiserin entschloß sich, ihrem Gemale vorzuschlagen, das heil. Abendmal zu nehmen. Der Kaiser war in der ersten Woche seiner Fastenandacht. Trotz seiner Schwäche hatte er sich nicht ein einzigesmal im Laufe des Gottesdienstes gesetzt, obschon ihn der Protopresbyter dazu überreden wollte. Die Kaiserin benutzte diesen Umstand. „Wenn Du," sagte sie, „die begonnene Fastenandacht nicht beendigen, und das h. Abendmal in der ersten Woche nicht nehmen konntest, willst Du es denn nicht jetzt erfüllen? Obgleich Dein Gesundheitszustand keineswegs gefährlich ist, so gibt es doch so viele Beispiele, daß nach dem Genusse des h. Abendmales Gott den Leidenden Linderung sendet." — „Nein, Ich kann zu dieser h. Handlung nicht im Bette liegend und unangekleidet schreiten. Besser dann, wenn ich wieder stark genug bin, es in geziemender Weise zu thun." Die Kaiserin schwieg. Bald darauf bemerkte er Thränen in ihren Augen. „Du weinst?" — „Nein, es ist vom Schnupfen." Einige Minuten darauf fing die Kaiserin leise an zu sprechen: Vater unser. „Du betest? Warum?" — „Ich bete für Deine Genesung." — „Schwebe ich denn in Gefahr?" — „Nein!" Ihre Majestät hatte nicht den Muth, entschieden zu antworten. „Aber Du bist ganz verstört. Du bist ermüdet; geh' und beruhige Dich." — Die Kaiserin verließ das Gemach.

Um 3 Uhr Nachts eröffnete dem Kaiser sein Leibarzt, daß eine Lähmung der Lunge möglich sei. Der Kaiser hörte den Ausspruch mit Fassung an und fragte nur, wann diese Lähmung eintreten werde. Der Arzt konnte ihm darauf keine bestimmte Antwort geben; eben so wenig auf die zweite Frage: wann er ersticken werde. Der Monarch entließ den Leibarzt, rief den Thronfolger und machte ihm ruhig die Mittheilung von der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, empfing hierauf das Abendmal und nahm Abschied von seiner um ihn versammelten Familie, deren jedes einzelne Glied er segnete. Von den Söhnen des Kaisers war bei dessen Erkrankung nur der Großfürst Thronfolger in Petersburg anwesend; Großfürst Konstantin jedoch konnte durch Telegraph und Courier gerufen werden, und hat seinen kaiserlichen Vater noch lebend angetroffen. Zum Thronfolger sich wendend sagte der Kaiser: „Du weißt, daß alle Meine Sorgfalt, alle Meine Anstrengungen auf das Wohl Rußlands gerichtet waren; Ich wollte fortfahren, so zu arbeiten, daß Ich Dir das Reich in bester Ordnung, geschützt gegen äußere Gefahr, vollkommen ruhig und glücklich hinterließe, aber Du siehst, zu welch' einer Zeit und unter welchen Umständen Ich sterbe, es hat Gott also gefallen. Du wirst es schwer haben." Unter einem Strom von Thränen antwortete der Cäsarewič: „Wenn es denn schon beschlossen ist, daß Ich Dich verlieren soll, so bin Ich überzeugt, Du wirst auch dort zu ihm beten für Rußland, für Uns Alle ihn anrufen um seinen heiligen Beistand, die schwere von ihm Mir auferlegte Bürde zu tragen." — „Ja, Ich habe stets zu ihm für Rußland gebetet und Ich werde für Euch Alle auch dort zu ihm beten. — Ihr aber," fuhr er fort, indem er sich an seine das Krankenlager umringende Familie wandte und auf die Kaiserin zeigte — „bleibt immer, wie bisher, durch das enge Band der Liebe vereint." In Gegenwart der beiden Söhne übergab Kaiser Nikolaus die Regierung den Händen des Großfürsten Thronfolgers und Großfürst Konstantin gelobte, der erste Unterthan des Kaisers sein zu wollen. Dem Könige von Preußen hat der sterbende Kaiser noch einen Gruß zugesandt mit einer Mahnung zum treuen Festhalten an dem Testamente Friedrich Wilhelms III. Er gab seine letzten Befehle in Betreff seines Begräbnisses: Er selbst bezeichnete den Saal in der untern Etage des Winterpalais, in welchem seine sterblichen Reste ausgestellt werden sollten, und gab die Stelle für das Grab in der Peter-Pauls-Kathedrale an; verlangte, daß die Bestattung mit möglichst wenig Prunk vor sich gehe, ohne prachtvollen Katafalk, ohne alle prunkende Verzierung des Saales und der Kirche, um unnütze Kosten zu vermeiden. Er that dies Alles mit vollem Bewußtsein, mit größter Ruhe und Fassung. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens ließ er die Hände der Kaiserin und des Thronfolgers nicht los und drückte sie innig. Um 9 Uhr Morgens den zweiten März starb der Kaiser nach leichtem Todeskampfe. Als diese Trauerbotschaft den höchsten Würdenträgern des Reiches mitgetheilt wurde, eilten sie voll unsäglicher Bestürzung zu Hofe. Darauf erklärte der Großfürst Thronfolger in Gegenwart der Minister und Stände, als Kaiser Alexander II. die Regierung des Reiches antreten zu wollen, und wurde sofort als Kaiser ausgerufen. Noch am zweiten März nahm er die Huldigung der Stände und der in Petersburg anwesenden Militärs entgegen und in einem Ministerrath, welcher unter Vorsitz des jungen Monarchen gehalten wurde, beschloß man, den Gang der kriegerischen Unternehmungen nicht zu unterbrechen. — Die feierliche Bestattung der sterblichen Ueberreste des Kaisers Nikolaus fand am zwanzigsten März in Petersburg statt, nachdem dieselben zuvor eine Woche im Winterpalais, und eine Woche in der St. Peter Panskirche der Citadelle, worin sich die kaiserliche Gruft befindet, ausgestellt waren.

Der verewigte Kaiser Nikolaus I. Pawlowitsch, ein wahrhaft großer Mann im vollen Sinne des Wortes, war am 6. Juli 1796 geboren und der dritte der drei Söhne des Kaisers Paul aus dessen zweiter Ehe mit Maria Feodorowna, einer würtembergischen Prinzessin. Am 13. Juli 1817 vermälte er sich mit der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und trat, nach dem am 1. Dezember 1825 erfolgten Tode seines ältesten Bruders Alexander in Folge der schon früher ausgesprochenen und nachmals bestätigten Thronentsagung seines zweiten Bruders Konstantin, am 24. Dezember 1825 die Regierung an; er hat somit 29 Jahre und 2 Monate die Zügel der Regierung mit sicherer, kräftiger Hand gelenkt. In den ersten Tagen seiner Thronbesteigung sah er sich genöthigt, eine Militäremeute zu unterdrücken. Er that dies mit all der Energie und dem ganzen hohen persönlichen Muthe, die ein charakteristisches Merkmal dieses außerordentlichen Mannes waren. Hierauf folgten die ruhmreichen Kriege gegen Persien (1826 und 1827), dann die Kriege gegen die Türkei (1828 und 1829). Am 29. November 1830 brach der polnische Aufstand aus, der nach einer langen Reihe blutiger Schlachten mit der am 7. Nov. 1831 erfolgten Einnahme Warschaus glücklich gedämpft wurde. Von nun an ward die Ruhe Rußlands nur durch die Kämpfe mit den kaukasischen Gebirgsvölkern gestört, bis zu dem gewaltigen Kampfe der Gegenwart, der im Februar 1853 begann und, zuerst mit den Türken und dann zugleich mit den Verbündeten, vom Kaiser mit der vollen Entfaltung aller seiner ihm in sich und durch sein riesiges Reich zu Gebote stehenden Hilfsmittel geführt wurde. Es war ihm nicht beschieden, das Ende dieses Kampfes zu erleben; eine höhere Macht, deren Fügungen unbegreiflich, deren Absichten aber allezeit allweise sind, hat ihn abberufen vom Throne. Um dem ruhmreichen Andenken weiland Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus I. von Rußland in der österreichischen Armee ein bleibendes Denkmal zu bewahren, haben Se. k. k. apostolische Majestät Kaiser Franz Josef mittelst Allerhöchstem Armeebefehl zu verordnen geruht, daß das Kürassier-Regiment Nr. 5., welches den Namen des höchstseligen Kaisers trägt, denselben auf immerwährende Zeiten beibehalte.

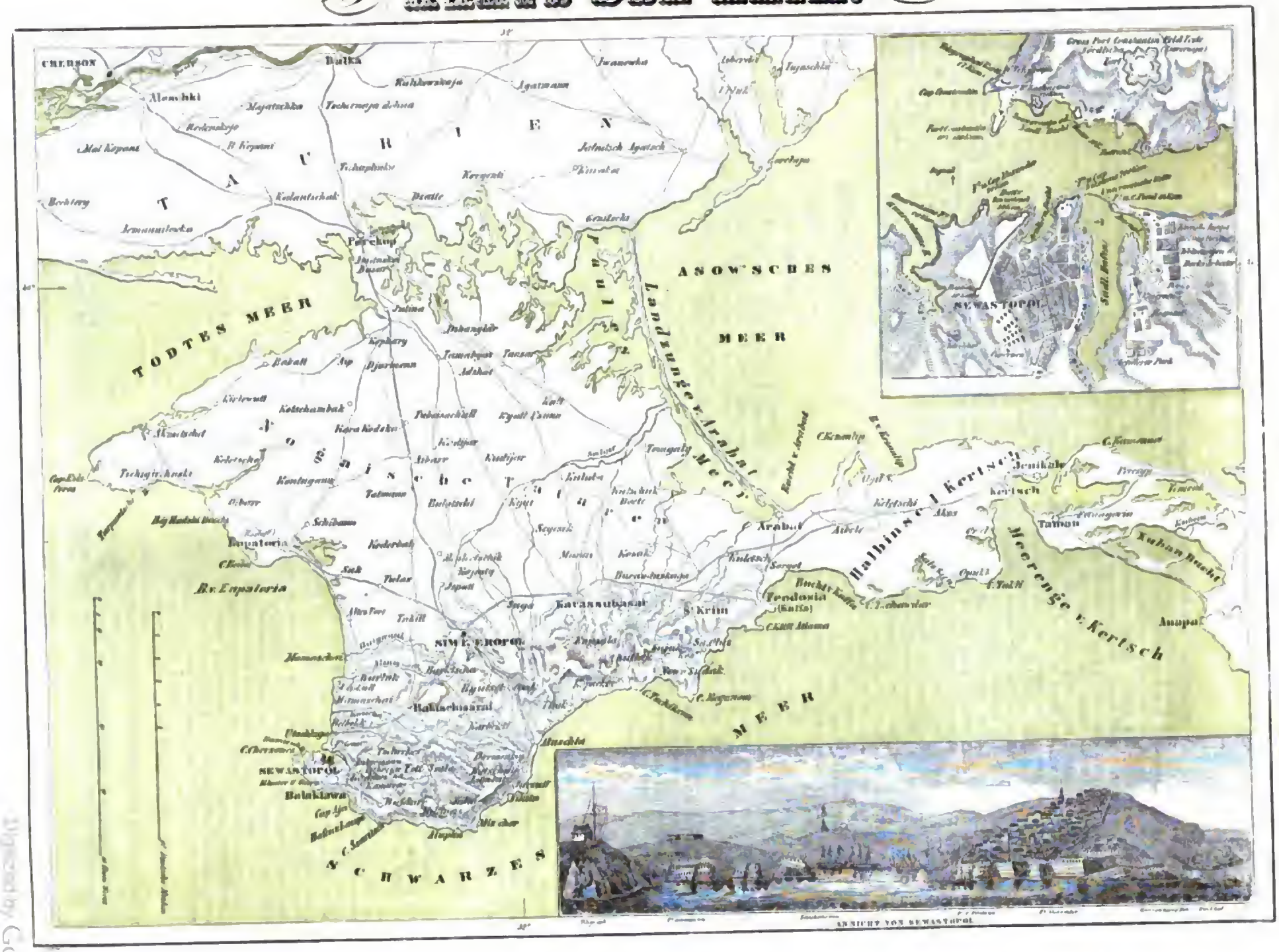
Die Krim.

(Mit der Karte von der Krim.)

In unserer Zeit, wo es sich um das Schicksal oder doch die Uebermacht des Westens oder Ostens handelt, ist es gewiß für alle

Digitized by Google

KARTE DER KRIM.



Digitized by Google

Leser von hohem Interesse, den Kriegsschauplatz, wo der Kampf am heftigsten entbrennen dürfte und woher jeder Tag welterschütternde Ereignisse bringen kann, genau kennen zu lernen, um den dortigen Stand der Dinge beurtheilen und mit Sicherheit verfolgen zu können. Wir bringen diesmal die Karte von dem alten Tauricn, der heutigen Halbinsel Krim, und hoffen hierdurch den Dank eines Jeden, der sich um die dortigen Kriegsereignisse kümmert, uns zu verdienen, weil wir ihm die Mittel zu seiner Orientirung in die Hand legen. Ueber die Krim, welche bisher uns Deutschen weniger bekannt war als selbst das fabelhafte Geldland Kalifornien, existiren nur wenige wahrheitsgetreue Bücher. Kaum so groß wie das Königreich Böhmen, ist die Krim der Garten Rußlands, birgt in ihren Steppen unzählige Herden, gehütet von Völkern tartarischer Abstammung, ihre herrlichen Berge und Thäler liefern fast alle Südfrüchte in der üppigsten Fülle; dabei ist sie ihrer Lage nach als das Bollwerk russischer Macht gegen Süden und Südosten zu betrachten, sie ist „das Auge, mit dem Rußland nach dem Süden und Osten blickt." Wir werden nun die geographisch-statistische Beschreibung der Krim mit besonderer Rücksicht auf ihre Geschichte und die gegenwärtigen Kriegsereignisse in belehrenden und ansprechenden Artikeln folgen lassen.

Geister-Geschichten.

Erzählt von L. v. G.

Der Warner.

Ein Oheim meines Mannes, ein Geistlicher, besuchte uns im Jahre 1849 und theilte uns seinen Entschluß mit, nach Amerika auszuwandern. Wir bekämpften lebhaft diesen Vorsatz, schon aus dem Grunde, weil es uns leid that, uns vielleicht auf immer von ihm zu trennen. Seine Persönlichkeit schien zwar geeignet, ihm auch in der neuen Welt Freunde zu schaffen. Noch im kräftigsten Mannesalter, noch nicht vierzig Jahr alt, von vielseitigen Kenntnissen, mit heiterer, immer gleicher Laune und einem feurigen, rastlosen Geiste begabt, konnte er, deß durften wir sicher sein, auch die amerikanischen Verhältnisse leicht überschauen und sich ihnen mit der Ruhe eines humoristischen Philosophen fügen. Die einzige Ursache, weshalb er sein Vaterland und seine vielen ihm ergebenen Verwandten verlassen wollte, war eine gewisse Geistesunruhe, die natürlich auch eine immerwährende Reiselust in ihm erweckte. Diese Reiselust hatte ihn schon in seiner ersten Jugend nach Rußland geführt, wo er mehrere Jahre als Informator im Hause des Generals E. verweilte, bis er durchaus antirussisch gesinnt, obgleich der Familie des Generals persönlich sehr anhängend, zurückkehrte. Seitdem hatte er an verschiedenen Orten verschiedene geistliche Würden bekleidet.

Er ging ohne Abschied, wie er das immer zu thun pflegte, auch diesmal von uns fort und wir hofften, er werde, ehe er die Reise über's Weltmeer antrete, noch einmal zu uns nach E kommen; aber bald darauf schrieb eine seiner Schwestern, daß Adolph, so war der Taufname des Oheims, sich in Bremen eingeschifft, nachdem er ihr noch einen langen und höchst merkwürdigen Brief geschrieben — merkwürdig, weil er eine Begebenheit mittheilte, die wir alle uns nicht auf natürliche Weise zu erklären vermochten, wenn auch eine natürliche Erklärung nicht zu den Unmöglichkeiten gehört: auf jeden Fall hat der Vorfall etwas Unfreundliches, wenigstens für uns:

Adolph schrieb an seine Schwester: „Es war, als sollte ich nicht aus Deutschland fort — überall Hindernisse meiner Abreise — mein Gepäck verloren — mein Mantel verschwunden — zu späte Ankunft an der Eisenbahn — alle diese verschiedenen jetzt glücklich überwundenen Hindernisse haben meine Abreise um drei Tage verspätet und wäre ich abergläubisch „ich bliebe im Vaterland und nährte mich redlich." So aber, Du kennst mich und weißt, daß jedes Hinderniß mich nur noch mehr in jedem Vorhaben bestärkt; so ziehe ich dennoch fort. Einen Faustschlag, den „mein warnender Genius" gegen meine Abreise unternahm, muß ich Dir aber doch noch erzählen, weil die Sache gar zu kurios und eine völlige Unbegreiflichkeit war. Nach vielem Aufenthalt war ich in H. angelangt; Du weißt, daß ich dort nie gewesen, keine Menschenseele kenne. Abends bei Zeiten kam ich an und erst in der Nacht ging der Zug ab, der mich in die Nähe des Meeres bringen sollte. Ich ließ mir in einem stillen Wirthshause ein Zimmer geben und setzte mich ermüdet in die Ecke des Sofa's. Es begann zu dämmern, der Kellner brachte Licht, aber ich blieb in Sinnen verloren in meiner Ecke sitzen. Da öffnete sich leise die Thüre und ein kleiner Mann, den Hut auf dem Kopfe, vielleicht um seine Größe, die nicht mehr als vier Fuß betragen mochte, zu erhöhen, trat mit durchaus unhörbaren Schritten in das Zimmer und nahm ohne weiteres einen Stuhl, den er mir gegenüber stellte, ein. Er grüßte nicht, ja, anstatt den Hut abzunehmen, drückte er ihn nur fester in die Augen, als ich neugierig vorgebeugt seine lange Nase, seine stechenden grauen Augen, seine dürren abrigen Hände und seine fabelhaft mageren Beine musterte. Er räusperte sich, machte mit den dürren Händen einige unbeholfene Bewegungen, warf einen verwurfsvollen Blick auf mich, schlug endlich mit der einen Faust auf seinen spiritualistischen Schenkel, indem er mit der andern sich die Augen rieb, und sagte nach all' diesen sonderbaren Manövern endlich: „Ich habe die Ehre, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der in mir manches theilnehmende, aber ebenfalls manches bittere und unangenehme Gefühl rege gemacht hat, ein Gefühl, welches Aehnlichkeit mit dem eines Dämonen hat, der sich durch negative Elektrizität in die unvermuthete Anziehungsthätigkeit eines überlegenen Wesens versetzt fühlt, welches seiner schon längst habhaft geworden wäre, wenn der Magnetismus die Elektrizität so beherrschte, wie das Gefühl eines Raphael die monderleuchtete Seite seines Nebenmenschen." – Nach Vollendung dieses Gallimathias fuhr er plötzlich fort: „Verstehen Sie hebräisch?" Ich: „Leidlich." Er: „Haben Sie sich auf das Sanskrit gelegt?" Ich: „Nicht im Mindesten, ich verstehe nichts davon." Er: „Haben Sie in der Mathematik bedeutende Kenntnisse?" Ich: „Mit nichten, ich weiß kaum die Kubikwurzel auszuziehen." Er: „Ja, ja — das kommt nun daher, weil Ihr Verstand aus dem Centrum in die Peripherie dringt." Ich: „Genug dieser Fragen, was wollen Sie eigentlich von mir?" Er: „Ich habe gehört, daß Sie die unsinnige Idee haben, nach Amerika zu gehn. Wissen Sie nicht, daß, weil Sie in Ihrem Vaterland so unendlich viel Gutes stiften könnten, Sie große Pflichten gegen dies Vaterland haben? Erfüllen Sie diese Pflichten? Nein! Sie sind mithin der Schuldner Ihres Vaterlandes — und wäre ich Herr, ich würde Arrest auf Sie legen!"

Es ist unmöglich, alles Dir zu schreiben, was dies geheimnißvolle Wesen mir noch sagte. Endlich frug ich ihn geradezu nach seinem Namen. Nach kurzem Besinnen entgegnete er: „Ich heiße Demetrius von Ostern-Sacken." Ich: „Sind Sie ein Verwandter des mir persönlich bekannten Generals dieses Namens?" — Er: „Jawol, sein Neffe."

Ich: „Aber um Gotteswillen, wie kommen Sie dazu, sich um eine so unbedeutende Person zu kümmern, zu interessiren?" Er: „In Rußland, das ich vor drei Wochen verließ, erfuhr ich, daß Sie bei General E. gewesen, hörte von Ihren großen Talenten, aber auch von Ihrer großen Unbeständigkeit, Ihrer Trägheit, Mangel an Ausdauer, und besonders Ihren kindischen Lebensansichten."

Stillschweigend, ich weiß selbst nicht warum, nahm ich diese schonungslosen Worte von dem Fremden auf, frug ihn nach einer Weile, wie General E. gestorben, über dessen letzte Augenblicke ich nichts Näheres gehört, obgleich ich es sehr gewünscht.

Er antwortete kurz: „Ich weiß nichts von ihm, als daß er in der Gnade seines Kaisers gestorben ist."

Ich sagte ihm nun, er möge mir endlich aufklären, welcher Zufall ihn hierher geführt, wie er erfahren, daß ich in dieser Stunde in H., in diesem Hause, in dieser Stube sei, woher er wisse, daß ich Europa verlassen wolle.

Er schwieg — dann nach einer Pause antwortete er feierlich: „Das alles hat das unbegreifliche Wesen, das man Gott nennt, so gefügt — weiter sage ich nichts hierüber — gar nichts!"

„Aber was wollen Sie von mir? Was kann Ihnen an mir gelegen sein?" Als er beharrlich schwieg, sagte ich ärgerlich: „Sie sind verbis so aufrichtig gegen mich gewesen, daß ich auch ein Recht habe, Ihnen gegenüber es zu sein — Ihr unbegreifliches Wissen in Dingen, die Niemand Ihnen mitgetheilt, kann ich nur erklären, indem ich annehme, daß Sie russischer Spion sind."

„Verschonen Sie mich mit solchen beleidigenden Ausdrücken — ich bin zu Ihnen gekommen, Sie von Ihrem unglücklichen Vorhaben abzubringen oder, falls Sie durchaus Ihr Vaterland verlassen wollen, Ihnen zu raten, nach Rußland zu gehn, wo die Regierung Sie herrlich gebrauchen kann."

Ich antwortete kalt: „Ich danke Ihnen, ich gehe nicht wieder nach Rußland."

„Unerklärliche Thorheit! Rußland ist das glücklichste und mächtigste Reich," versetzte er.

Doch so voll ich von Allem bin, was mir der merkwürdige Mensch sagte, mir fehlt die Zeit es wieder zu erzählen, und ich sage

Digitized by Google

Dir nur noch, daß er sich ebenso entfernte, wie er gekommen, nachdem er mir wiederholt zugeredet, ihm nach Rußland zu folgen. Ich werde dies aber niemals thun, und stemmt sich das Schicksal dagegen, daß ich Deutschland verlasse, so kehre ich nur um am Strande — um Franziskaner Mönch zu werden.

Als mein wunderlicher Besuch lautlos und ohne Gruß abgezogen war, wurde ich desto mehr von der ganzen Erscheinung frappirt, je mehr ich darüber nachdachte; ich ging endlich, um Nachforschungen nach ihm anzustellen, aber keine Seele im ganzen Wirthshause wußte etwas von ihm, Niemand hatte ihm mein Zimmer gezeigt, Niemand ihn gesehen! — Dein trauernder Bruder."

Adolph reiste aber dennoch ab — doch, trotz einer glücklichen Ueberfahrt, war dies sein letzter Brief an seine Familie. Vier Wochen nach seiner Ankunft in Amerika starb er in Cincinnati an der Cholera.

Der Sarg im Tanzsaal.

Der nächste Nachbar eines Landhauses, das wir vor mehreren Sommern bewohnten, ist der „Herr Pastor." Als er uns das erstemal besuchte, glaubte ich einen Jüngling von achtzehn Jahren in das Zimmer treten zu sehn; seine schlanke, hohe, schmale Gestalt, seine weiß und rothe Gesichtsfarbe, seine hellblauen Augen, sein blondes Haar, ja sein ganzes schüchternes Auftreeten trugen offenbar das Gepräge der allerersten Jugend; als der Mann aber an meiner Seite, in einem Fauteuil, Platz genommen, sah ich bald, daß er wol doppelt so bejahrt, nämlich sechsunddreißig bis vierzig Jahre alt sein könne, ja daß sein blondes Haar schon stark mit grau untermischt war. Aber der Ausdruck seines Gesichtes blieb schüchtern, jugendlichverlegen. Bei einem späteren Besuch legte er diese Befangenheit etwas mehr ab und mit der Zeit lernte ich in ihm einen höchst merkwürdigen Charakter kennen. Anscheinend sanft und schüchtern war er von der größten Entschiedenheit, die bis zur Härte gehen konnte und seine lächelnde Sanftmuth war nur die Hülle eines höchst energischen, ja im Zorne wahrhaft furchtbaren Charakters. Dabei übte er auch gegen sich selbst eine Strenge, die jede Kritik seiner Strenge gegen Andere im Voraus entwaffnete.

Wie die meisten Westphalen, die ich bisher kennen gelernt, glaubte er an Geister und Geistererscheinungen, und erzählte mir darauf eine, die auf ihn besondern Eindeuck gemacht, weil alle Betheiligten seine genauen Bekannten gewesen.

Er war, ehe er hierher kam, Pastor in einem Dorfe in der Nähe von C. gewesen. Dort lebte ein Wirth, ein unverheirateter Mann, dessen einziger Bruder ein Geistlicher und unseres Pastors persönlicher Freund war. Dieser Bruder lebte einige Meilen von seiner Heimat entfernt als Vikar auf einer Pfarre. Eines Tages kommt nun der Wirth ganz niedergeschlagen zu unserm Pastor und bittet ihn um Gehör, weil er ihm etwas merkwürdiges und beunruhigendes mitzutheilen habe. „Sie kennen, Herr Pastor, mein Haus," hub er an, „und wissen, daß es aus zwei Stockwerken besteht. Der obere Stock ist beinahe ganz eingenommen von dem ungeheuren Tanzsaale, den mein Vater hat bauen lassen — nur ein kleines Kämmerchen ist außer dem Saale im oberen Stocke, und in diesem Kämmerchen schlafe ich, weil mir die Zimmer unten zu feucht sind. Nun habe ich schon drei Nächte hintereinander, mitten in der Nacht — wir haben ja jetzt hellen Mondschein, — wie von einer höheren Gewalt getrieben, aufstehn und die Thüre zum Saale aufmachen müssen, wo ich dann jedesmal mitten im großen Raume einen Sarg stehen sehe mit brennenden Kerzen zu beiden Seiten; und wer, glauben Sie wol, daß im Sarge liegt? — Mein einziger Bruder, der geistliche Herr, Ihr Freund!"

Ich redete dem Manne zu, die Sache nur als einen lebhaften Traum zu nehmen. Aber er sagte immer: „Nein, nein — es war eine Vorahnung — aber das sage ich Ihnen, Herr Pastor, im Tanzsaal soll nie die Leiche meines armen Bruders stehn, das würde sich schlecht schicken!" Nachdem er mir heilig versprochen, gegen Niemand etwas von der Sache zu erwähnen, ging er weg.

Ein Jahr verging; der Wirth, aber auch sein Bruder blieben in den alten Verhältnissen, und beide blieben gesund. Oefters kam der Geistliche auf Besuch herüber und es war rührend wie sein Bruder dann beflissen war, ihm zu dienen und alles zu Gefallen zu thun; er sah offenbar in ihm einen Mann, dessen Tage gezählt waren. Schon war das zweite Jahr, nach jener Begebenheit, weit vorgerückt, als der Wirth eines Tages wieder sehr verstört zu mir kam. „Jetzt ist das Unglück nicht mehr weit," sagte er traurig; „mein Bruder ist zu mir gekommen, ganz krank und elend, um sich von meiner alten Haushälterin gesund pflegen zu lassen. Er fürchtet seinem alten Pastor, bei dem er wohnt, zu viel Umstände im Hause zu machen, wenn er dort sein Krankenbett aufschlägt."

„Wenn Sie ihn gut pflegen lassen, wird er auch mit Gottes Hilfe wieder gesund. Wo liegt er denn?"

„In meiner eigenen Kammer, denn unten ist's zu feucht für einen Kranken; ich habe ihm Platz gemacht und mich hinab quartirt."

Ich besuchte nun den Kranken öfter, sah aber bald zu meinem Leidwesen ein, daß es nicht besser mit ihm wurde. Er erhielt die sorgfältigste Pflege, aber zu seiner ersten Krankheit trat die Brustwassersucht hinzu und es war wenig Hoffnung, wie mir sein Arzt sagte.

Eines Tages, als ich ihn zu besuchen ging, kam mir sein Bruder, der Wirth, schon bis in den Hof entgegen. „Es ist ein Glück, daß Sie kommen, Herr Pastor — Sie müssen helfen meinem Bruder einen ganz unsinnigen Gedanken auszureden."

„Was verlangt er denn?"

„Er will sein Bett in den Tanzsaal, neben meiner Kammer, getragen haben."

„Warum denn?"

„Sie wissen, er hat so starke Beklemmungen, Tag und Nacht lassen ihn die nicht ruhen und schlafen; nun bildet er sich ein, das komme von dem kleinen Zimmer, neben an, im großen Saale werde er Luft genug haben!"

Ich ging zum Leidenden und fand den Aezt schon bei ihm. Mit aller Heftigkeit eines gefährlich Kranken foederte er in den Saal gebracht zu werden, und der Arzt erklärte zuletzt, man müsse ihm nachgeben, weil er wirklich schon durch die Einbildung eine Linderung empfinden werde, sobald er sich mit seiner beklemmten Brust in dem hohen, weiten Raume befinde. Da es mitten im Sommer war, so ließ sich auch der Wechsel recht gut ausführen.

Der Kranke fühlte sich in den ersten Tagen wirklich erleichtert; das aber hielt natürlich nicht lange an und tief ergriff es mich, als man mich eines Tages herbei holte, um ihm die letzte Oelung zu reichen.

In dem Raum, der früher nur die Lust und ausgelassene Fröhlichkeit des Landvolks gesehn, ging nun die ernste Szene eines sich zum Jenseits vorbereitenden Beichters vor.

Wenige Tage daeauf stand wirklich der Sarg mit den Kerzen zu beiden Seiten im Tanzsaale und der Wirth und ich, wir standen daneben, und nur ein Blick verrieth mir, daß er an seine Vorahnung denke, an welcher zu zweifeln mir nicht mehr möglich war.

Das Gespenst in der Speisekammer.

Man sagt, die Kinder erbten die Eigenschaften ihrer Pathen; ich wollte, das wäre bei mir der Fall gewesen, dann würde aus mir ein so vollkommnes Geschöpf geworden sein, wie es nur in die heutige Welt passen kann. Die eine meiner Pathen war nämlich die geistreichste, witzigste, klügste Frau, die mir je vorgekommen und dabei mit einer Anlage, den Menschen die Wahrheit zu sagen, ausgerüstet, daß sie bei ihren Bekannten eine Autorität war, deren Urtheil alle um so mehr fürchteten, weil es sich immer als ein durchaus unbestochenes zeigte. Ganz gut war aber diese Aufrichtigkeit nicht immer; sie verscheuchte sich manchen ergebenen Freund damit! Meine andere Pathe, die auch jetzt gestorben ist, war vorsichtiger; sie war überhaupt die praktischste Frau, die man sehen kann. Nicht geistreich, nicht witzig, aber unbeschreiblich klug, die Menschen auf den ersten Blick richtig beurtheilend und sie deshalb richtig benutzend. Ich hörte sie eines Tages sagen: „Alles, was ich will, setze ich auch durch, denn ich will nur, was möglich ist und lasse nicht eher ab, als bis es mir gelungen." Ihre Geschichte, ihre Schicksale gehören zu den merkwürdigsten, aber diese Geschichte, diese Schicksale hat sie ganz allein selbst geschaffen, weil diejenigen, die ihr der Himmel zugetheilt, nicht nach ihrem Geschmack waren. Sie starb im Besitze alles dessen, was sie erwünscht, und hatte trotz ihrer Herzenskälte doch viel Freunde, denn praktische Menschen haben immer eine Art Vorsicht im Benehmen gegen Andere, weil sie immer daran denken, daß sie sie einst noch alle gebrauchen können — sicherlich hatte sie mehr Freunde, als meine erste geniale, geistreiche, sie in allen höheren Eigenschaften weit überflügelnde Pathe! Die praktische Dame kam eines Tages zu meiner Mutter und erzählte ihr, wie es sie sehr genire, daß auf ihrem Landsitze keiner der Dienstboten im Haupthause schlafen wolle, weil, wie sie behaupteten, dort ein Gespenst im weißen Mantel und rothen, weiten Hosen alle Nacht durch die Gänge schleiche. „Weißt Du kein Mittel," frug sie meine Mutter, „einen so albernen Aberglauben zu vernichten?"

Digitized by Google

Meine Mutter lächelte: „Wenn es ein Mittel gibt, so kennst Du es viel eher als ich."

„Deine Phantasie überragt die meine; ich bitte Dich, denke darüber nach."

Meine Mutter frug nun: „Wo kommt das Gespenst her?"

„Aus meiner Speisekammer," lachte die Dame, „aus der will es meine Haushälterin, meine Kammerfrau, ja sogar der Kammerdiener meines Mannes, der doch sonst ein erträglich vernünftiger Mann ist, haben kommen sehen, als er, nachdem er meinen Mann entkleiden helfen, spät in der Nacht über den Gang ging. Meine alberne Kammerfrau will nun durchaus nicht mehr in der Kammer neben der Speisekammer schlafen und ich muß sie doch in meiner Nähe haben. Daß doch die Aufklärung noch nicht so weit vorgeschritten ist, um es unmöglich zu machen, daß ein Mensch noch an solchen Unsinn glaubt!"

Der Herbst kam und die praktische Dame bezog ihr Hotel in der Stadt. Als sie im Frühjahr wieder nach ihrem Landsitz abging, hatte sie eine andere Kammerfrau, und den übrigen Dienstboten war bei Strafe augenblicklicher Entlassung aus ihren Stellen verboten, mit dem Mädchen vom „Gespenst in rothen Hosen" zu sprechen.

Im Herbst frug meine Mutter, als die Dame ihr die Einzugsvisite machte: „Nun, wie war's den Sommer mit dem Gespenst?"

„Ach," sagte ärgerlich meine Pathe, „nun ist alles verdorben! Denke Dir, welch ärgerlichen Streich mir der Zufall gespielt! Meine Speisekammer —"

„Dieselbe, woraus das Gespenst seinen Ausgang zu nehmen pflegt?" frug lächelnd meine Mutter. —

„Dieselbe — war mir nicht kühl genug, der Baumeister rieth mir, anstatt der Dielen, die den Boden bedeckten, Fließen legen zu lassen. Mir schien das gut und so bestellte ich Arbeiter, um es sogleich thun zu lassen. Denke Dir aber nun, was man bei dem Aufbrechen des Fußbodens unter den Dielen fand?"

„Nun," frug wirklich gespannt meine Mutter. —

„Ein Skelett mit rothen, weiten Hosen!"

„Wie merkwürdig," sagten wir Beide.

Meine Pathe aber versetzte: „Sagt lieber, wie verdrießlich — wie ärgerlich — denn nun ist dem albernsten Aberglauben Thür und Thor offen."

Ich aber, in meinem jugendlichen Oppositionssinn der gescheuten Frau Pathe gegenüber, freute mich, daß die Gespenster wenigstens für die praktischen Leute nicht zu handhaben sind und ihrer eigenen Wege gehn.

Aus dem Leben berühmter Dichter.

Schiller. Die Verhältnisse, in denen Schiller seine Jugend verlebte, waren drückend. Besonders empörte ihn der militärische Zwang, der in der Karlsakademie zu Stuttgart den kühnen Flug seines Geistes und seine Bildung überhaupt hemmte. Einst ward er von einem Aufseher überrascht, als er eine Scene aus seinen noch ungedruckten „Räubern" einem Jugendfreunde vorlas. Bei den Worten, die Franz Moor sagt: „Da was! Du kennst keine Sünde darüber? Besinne Dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute Deines Mundes! Keine einzige darüber?" — öffnet sich die Thür, und der hereintretende Aufseher sah Schiller bald in Verzweiflung in der Stube auf- und abgehen. „Ei, so schäme man sich doch," sagte er zu ihm, „wer wird denn so entrüstet sein und fluchen?" — Die Zöglinge lachten hinter dem Inspektor in's Fäustchen, und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!" Das regelmäßige Besuchen von Unterrichtsstunden, die, wie er glaubte, seinem Geiste wenig Nahrung bieten könnten, ward ihm oft lästig. Er ließ sich krank melden. In solchen Fällen wurden ihm Pensa und Ausarbeitungen auf sein Zimmer geschickt, meistens in solchen wissenschaftlichen Fächern, mit denen er sich nicht befreunden mochte. Darüber entrüstet, warf Schiller einst das ihm aufgedrungene Pensum dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien meinen freien Willen haben!" Wegen dieser Aeußerung ward er eine Zeitlang degradirt und lernte einsehen, daß die Inspektoren in solchen Fällen doch weiter mit ihrem Willen reichten, als er mit dem seinigen.

Als Schiller schon einige Jahre die Karlsakademie verlassen, erinnerte er sich noch oft an einen verrittelten Plan, mit einigen Freunden den engen Mauern seiner Erziehungsanstalt zu entfliehen. „Dir Inspektoren," sagte er lächelnd, „würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben."

Der militärischen Disciplin jenes Instituts verdankte er seinen im spätern Leben etwas auffallenden steifen Gang. „Ich bin noch immer an dir Karlsakademie gewöhnt," sagte er, als das Gespräch sich zufällig auf den leichten und behenden Gang eines Freundes lenkte.

An den feurigen, brausenden Jüngling, wie er in seinen ersten dramatischen Werken, besonders in den Räubern, sich gezeigt, erinnerte einige Jahre später nur selten noch eine Aeußerung, wie unter andern, als er einst als Professor in Jena, bei der Schilderung einer niederträchtigen Handlung, in die Worte ausbrach: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit vergehen!"

Der Ernst, wenn auch ein milder Ernst, schien immer vorherrschend in Schiller. Die Sehnsucht nach dem Höhern, Idealen, begleitete ihn selbst zu harmlosen Spielen und Ergötzlichkeiten. So gesah es, daß er einst in Jena von dem Kegelspiel in einem öffentlichen Garten sich plötzlich wegwendend, bei dem Ausruf eines der Mitspielenden: „Ein heerlicher Abend!" fast wehmüthig erwiderte: „Ach, man muß doch das Schöne in die Natur erst hineinlegen!" —

Die großartige Weise, womit ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte Schiller gehörig zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte," sagte er einst, „würde die Welt beherrschen."

Ein Gespräch über den Tod schloß Schiller mit den schönen Worten: „Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist."

Die Gustel von Blasewitz wurde von Schiller unsterblich gemacht. Als Schiller sich nämlich in Loschwitz befand, besuchte ihn der Kapellmeister Naumann häufig und beide machten gewöhnlich Abends Spazierfahrten auf der Elbe. Dabei wurden sie oft durch den Gesang der schönen Auguste, der Tochter des Gastwirthes zu Blasewitz, am andern Ufer überrascht und angelockt. Auguste aber floh gewöhnlich vor dem Dichter und dem Musikanten; vielleicht hielt sie es für Spott, wenn Naumann sie aufforderte, zum Theater zu gehen, oder es erschienen ihr nach den damaligen Ansichten die Jünger der freien Künste nicht ehrlich. Thatsächlich ist es, daß sie mit Schiller, der sie herzlich lieb hatte, kaum zehn Worte gewechselt hat. Da schwur der Dichter der Spröden, sie aus Rache auf das Theater zu bringen, und er hat sein Wort bekanntlich in Wallensteins Lager gelöst.

Gemeinnütziges.

Einige Regeln der Kunstwäsche.

Sammet. Zwei Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weiches Wasser gethan, gekocht und fleißig umgerührt. Nun wird der Sammet auf ein reines, angefeuchtetes Bret gelegt und mit obiger Mischung mittelst eines Läppchens ziemlich stark befeuchtet, dann auf ein Mangelholz gewickelt und gerollt, bis der Schmutz verschwunden ist, worauf er durch reines Wasser gezogen, nochmals gerollt und endlich zum Halbtrocknen aufgehangen wird. Der halbtrockene Sammet wird mit in Wasser geweichter und aufgekochter Hausenblase naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen und so lange, bis er trocken ist, gerollt und zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

Schleier. Weißer Schleier werden in lauwarmem Seifenwasser gewaschen, leicht ausgerungen, dann in kaltem Brunnenwasser gespült, geblaut, gestärkt und zwischen den Händen halb trocken geklopft, dann aber zum vollständigen Trocknen aufgesteckt. Schwarze Schleier taucht man in warmes Wasser, in welchem Ochsengalle aufgelöst ist, und spült sie dann kalt nach. Um sie zu steifen, zieht man sie durch Gummiwasser, klopft sie zwischen den Händen halb trocken und steckt sie dann auf.

Seide oder seidene Zeuge und Tücher wäscht man am besten entweder in Theewasser, spült sie dann in Branntwein aus, worin etwas Zucker aufgelöst ist, und rollt oder bügelt sie noch feucht, oder man wäscht sie auch, vornehmlich erstere, in starkem Kleienwasser, worin man ein wenig pulverisirten Alaun thut. Nach einem anderen Verfahren breitet man das Seidenzeug auf einen reinen Tisch, seift einen wollenen Lappen gut ein, wendet lauwarmes Wasser an und streicht das Zeug immer nach einer und derselben Richtung. Nach Entfernung des Schmutzes beseitigt man auch die Seife mit einem Schwamme und kaltem Wasser. Alsdann nimmt man auch die andere Seite des Zeuges vor, reinigt sie eben so, spült

Digitized by Google

das Ganze abermals in kaltem Waſſer und läßt es ausgebreitet im Schatten trocknen. Schwarz und Blau wird dann noch einmal mit etwas Branntwein abgerieben und abermals getrocknet. Zum Bügeln bedient man ſich eines halbwarmen Stahles und legt Papier zwiſchen Plätteiſen und das Zeug. S. weiterhin noch Taffet.

Stickereien auf Zeugen. Geſtickte oder mit Gold gewirkte Zeuge von Leinen, Mouſſelin, Tüchern, Mützen u. ſ. w. werden nur in kaltes Waſſer eingeweicht und ausgedrückt, dabei aber ja nicht hin- und hergerieben oder ausgerungen, indem ſich hier die Fäden noch leichter verſchieben würden, als beim Seidenzeuge. Hierauf macht man lauwarmes Seifenwaſſer von weißer venetianiſcher Seife und drückt die geſtickten Zeuge nochmals darin aus, legt ſie wieder in friſches Waſſer und drückt ſie, nach Verlauf von 4 Stunden, zum Trocknen aus, nmnäht jedes Blatt an den Kanten mit Leinen, und ſpannt ſie zum Appretiren in den Rahmen.

Seidene Strümpfe wäſcht man in warmem Waſſer mit guter Seife und läutert ſie dann in friſchem Waſſer recht gut aus, löſt ſodann ungefähr eine Haſelnuß groß Lackmus in einem Berl. Quart Waſſer auf und zieht die Strümpfe einige Male mit der rechten und nach außen umgewendeten linken Seite durch dieſes Waſſer. Hierauf hält man die Strümpfe mit der einwärts gekehrten Seite über eine mit glühenden Kohlen angefüllte Kohlenpfanne, auf welcher man Schwefel brennt, läßt den Dampf hineinziehen, zieht ſodann die wieder umgewendeten nnd mit dem linken Theile einwärts gekehrten Strümpfe über die Form, glättet ſie, während ſie noch feucht ſind, mit einer gläſernen Glätte, und ſtellt ſie zum Trocknen an die Sonne.

Taffet. Weißer Taffet wird in Flußwaſſer eingeweicht nnd mit Weizenkleie und venetianiſcher Seife angewaſchen, worauf man ihn ausſpült, ſchwefelt und endlich mit Gummitraganth, Flohſamen und ſächſiſchem Blau ſteift, nnd zuletzt zwiſchen zwei Tüchern rollt und ſtreicht. Nach einem anderen Verfahren löſt man 8 Loth venetianiſche Seife in 8 Maß Regenwaſſer durch's Kochen auf, läßt es bis zur Lauwärme abkühlen und wäſcht dann den weißen Taffet dreimal darin. Schwarzer Taffet wird ebenfalls mit ſolchem Seifenwaſſer, welches eine Nacht geſtanden hat, dreimal gewaſchen und dann mit arabiſchem Gummi und Flohſamen geſteift, gemangelt und gebügelt. Eine andere Art, den ſchwarzen Taffet, ſo wie überhaupt alle ſchwarzſeidenen Zeuge zu waſchen iſt die, daß man einen Schwamm entweder in Bier, Kofent, Krauſemünzwaſſer oder Branntwein taucht, den Zeug damit beſtreicht, dann zwiſchen zwei Tüchern halb trocken rollt nnd zuletzt auf der linken Seite bügelt.

Theaterrevue.

Der Monat März weiſt ein ſehr reiches Repertoir auf. Unter den Novitäten, welche in dieſem Monat über die Bühne gingen, ragt das ſchon langſt mit hohem Intereſſe erwartete und zum Benefice des Hrn. Weilenbeck gegebene fünfaktige Trauerſpiel „Der Protonotar von York" von Alfred Meißner, wie ein Rieſe unter Pygmäen hervor. Unſer gefeierter Landsmann hat in dieſem ſeinem dritten dramatiſchen Werke ſeine ungewöhnliche Begabung für das Drama unläugbar manifeſtirt und den der engliſchen Geſchichte entnommenen Stoff mit Shakeſpeare'ſchem Geiſte, ſtreng gegliederter Zügung des Baues und muſterhafter Charakteriſtik behandelt. Das ſo intereſſante Werk wurde vom Publikum ſehr warm aufgenommen und der Dichter mehrmals ſtürmiſch gerufen; nur wäre zu wünſchen geweſen, das Drama hätte auch von Seiten der Darſteller jene innige, gänzliche Hingabe erfahren, welche es doch im vollſten Maße verdient. Bei der 2. und 3. Aufführung, welche von den Darſtellern mehr getragen wurden, um wobei der Dichter einige zweckmäßige Kürzungen vorgenommen hatte, gab ſich der Beifall des vollen Hauſes durch ſtürmiſchen Hervorruf des Verfaſſers wiederholt kund. Die Tragödie hat im Prager Repertoir feſten Fuß gefaßt, und wir ſind überzeugt, daß ſie binnen Kurzem über alle Bühnen Deutſchlands mit dem glänzendſten Erfolge gehen werde. — „Das Haus Holberg" von Bloto und Köchy, Benefice des Hrn. Dietz, wurde vor einem nur mäßig beſuchten Hauſe mit allem Fleiße aufgeführt, konnte ſich jedoch, ſeiner inneren Gehaltloſigkeit und horrenden ſchlechten Mache wegen, nicht über Waſſer halten. Das Publikum, Anfangs gelangweilt, ging im Verlauf des Stücks in eine ironiſche Stimmung über und ärgerte ſich über die Wahl ſeines Lieblings Hrn. Dietz. — Die Benefice der beliebten Lokalſängerin Frau Brauneder-Schäfer brachte zwei Novitäten: „Das erſte Duell" von Dohm und den zweiaktigen Schwank „Signora Popita, mein Name iſt Meier" — beide ganz werthloſe Produkte ohne Witz, ohne pikante Momente — bei überfüllem Hauſe zur Aufführung. Die Theaterdichter waren an dieſem Abende verpflegt zu bewundern. Was die Faktur der Stücke nicht that, das vollbrachte die Ueberfülle des Hauſes — das Publikum verlieh faſt zu Tode gelangweilt, geſtoßen und gequetſcht die Räume des Theaters. — Julius Gaiger's „Bänkelſänger," Original-Schauſpiel in fünf Akten, führte Hr. Merling zu ſeinem Benefice dem Publikum vor. Dem noch jungen Verfaſſer iſt Begabung für die dramatiſche Laufbahn nicht abzuſprechen, wenn auch das Stück im Ganzen an Zerfahrenheit und Unklarheit leidet, ſeine Charaktere nicht alle dem wirklichen Leben entnommen ſind und deshalb Worte ſprechen, die aus dem Munde eines der unterſten Klaſſe angehörigen Individuums wol wahrer, wenn auch nicht ſchöner, klingen würden. Uebrigens hoffen wir, Hr. Gaiger werde durch ein reiferes Stück die Kritik zu entwaffnen ſich bemühen und alſo nachträglich jene Sympathie rechtfertigen, welche er bei Aufführung ſeines „Bänkelſängers" unſerm Publikum in außerordentlicher Weiſe fand. Der Dichter wurde nämlich mehrmals hervorgerufen. — Als Abſchiedsbenefice des Frln. Dann ging Schillers großes Trauerſpiel „Fiesko," das wir ſo lange ſchon im Repertoir vermißten, mit Aufgebot ſämmtlicher disponibler Kräfte, und einem durchaus anſtändigen, ehrenvollen Enſemble über die Bretter. Durch den Abgang des Frln. Dann, dieſer echten Künſtlerin im ſtrengſten Sinne des Wortes, erleidet die Prager Bühne den empfindlichſten Verluſt. — Auch die beliebte Lokalſängerin Fr. Brauneder-Schäfer verläßt unſere Bühne und hat bereits in drei einzelnen Poſſen-Fragmenten — dritter Akt des „Arteſiſchen Brunnens," zweiter Akt des „Handwerkers aus der Vorſtadt" und erſter Akt der „Falſchen Popita" — von dem Prager Publikum, deſſen großer Theil ſie wol lange nicht vergeſſen dürfte, warmen, herzlichen Abſchied genommen.

Als einen Ehrentag in den Annalen der Prager Oper bezeichnen wir den 21. März, an dem C. M. von Weber's herrliche „Euryanthe," nachdem ſie volle einunddreißig Jahre nicht gegeben worden, neu einſtudirt zur Aufführung kam. Weber und ſeine „Euryanthe" war es, aus der der genialo Richard Wagner die Grundbeſtimmung, die Ausdrucksweiſe und die erſten Einzelheiten für ſein großes, an Schönheiten überreiches Tonwerk geſchöpft. „Euryanthe" und der „Tannhäuſer" gleichen einander auch darin, daß ſie das bloße Gehör des Laien nicht durch ſüßſchmeichelnde Melodien berauſchen und ſein Herz gewinnen, wie es der Fall bei italieniſchen Opern iſt; beide ſind ein herrlicher, unerſchöpflicher Schatz für den muſikaliſchen Denker, ein bevorzugtes Eigenthum für wahre, tiefe Muſikkenner. Webers „Freiſchütz" iſt wol die volksthümlichſte ſeiner Opern, aber die „Euryanthe" mit ihrem rein poetiſchen Grundton, mit der Fülle tiefer, inniger Ideen und der unnachahmlich treffenden Klarheit der Charakteriſtik und muſikaliſchen Diktion, hat ebenfalls ihre, wenn auch ſtilleren, doch ſicheren Triumphe gefeiert, da die beſten der deutſchen Tondichter es nicht verſchmähten, dieſes Werk als muſikaliſchen Canon zu betrachten und ihre eigenen Schöpfungen in den Zügen ſeines edlen Baues zu halten. — Das Publikum nahm die „Euryanthe" mit jener achtungsvollen Pietät und Theilnahme auf, welche dieſe wundervolle Tonſchöpfung beanſprucht. Alle Mitwirkenden wurden gerufen, dem Benefizianten Hrn. Reichel gebührt für die Verführung dieſes klaſſiſchen Werkes unſer wärmſter Dank.

Hiſtoriſcher Monats-Kalender.

April.

Am 1. April 1548 ſtarb Sigmund I. von Polen.
— 2. — 1507 ſtarb der Einſiedler Franz von Paula. — 1801 ſchlug Nelſon die däniſche Flotte bei Kopenhagen.
— 3. — 1203 wurde Arthur, Richard Löwenherz's Neffe, Herzog v. Bretagne, von Johann ohne Land ermordet.
— 4 — 1694 ſtarb die berüchtigte Geliebte Johann Georgs von Sachſen (IV.) Magdalena Sibylla.
— 5. — 1794 ward Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine auf Befehl Robespierres guillotinirt.
— 6. — 1199 ſtarb Richard Löwenherz vor Limouſin an einer Pfeilwunde.
— 7. — 1449 verzichtete Felix IV. auf die päpſtliche Krone. — 1668 ſtarb der Hofpoet Dornaut, welcher der Erſte Frauenzimmer ſtatt Knaben auf die Bühne brachte. — 1831 entſagte Dom Pedro der Krone von Braſilien.
— 8. — 1252 vermälte ſich Otokar II. von Böhmen mit Margaretha, Witwe des letzten Babenbergers. — 1783 wurde die Krim mit Rußland einverleibt.
— 9. — 1686 ſchloßen Leopold I. und Friedrich I. ein Bündniß zur Aufrechthaltung des Weſtphäliſchen Friedens gegen Frankreich.
— 10. — 1755 wurde Hahnemann, der Gründer der Homöopathie, geboren.
— 11. — 1745 war die Schlacht bei Fontenoy, wo Moritz von Sachſen den Herzog v. Cumberland ſchlug.
— 12. — 1772 wurde zwiſchen Frankreich und Spanien der Friede zu Aranjuez geſchloßen.

Digitized by Google

Am 13. April 1346 wurde Ludwig der Baier von Clemens VI. in Bann gethan.
— 14. — 1639 ward die Schwedenschlacht bei Chemnitz geschlagen.
— 15. — 1632 Schlacht am Lech zwischen Gustav Adolf und Tylli. — 1796 Sieg Napoleons bei Millesimo.
— 16. — 1686 wurde Katharina I. von Rußland geboren. — 1799 Moreau bei Cassano von Suwarow geschlagen. — 1819 brach der Janitscharen-Aufstand in Konstantinopel aus.
— 17. — 1355 wurde Marino Faliери, Doge der Republik Venedig, enthauptet. — 1697 Friedrich August Churfürst von Sachsen auf dem Felde Wola bei Warschau als Friedrich II. proklamirt.
— 18. — 1378 ward Urban VI. zum Papst gewählt. — 1417 Friedrich Burggraf v. Nürnberg mit Brandenburg belehnt.
— 19. — 1775 wurde die Schlacht bei Lexington, die erste im amerikanischen Befreiungskriege, geschlagen.
— 20. — 1523 floh König Christian II. von Schweden aus Kopenhagen. — 1830 wurde das französische Kriegsmanifest gegen Algier erlassen.
— 21. — 1556 kamen die Jesuiten unter Ferdinand I. zuerst nach Prag. — 1809 wurde Warschau von den Oesterreichern erobert.
— 22. — 1659 legte Richard Cromwell die Protektoeswürde nieder. — 1826 wurde Missolonghi von den Türken erstürmt.
— 23. — 1828 schlug der Dey v. Algier den französischen Gesandten mit dem Fliegenwedel — Grund zur Eroberung Algiers. — 1854 fand der feierliche Einzug Ihrer Maj. der Kaiserin Elisabeth in Wien statt.
— 24. — 1809 hob Napoleon in Regensburg den deutschen Orden auf. — 1854 feierliche Vermälung Sr. Majestät Franz Josef I. von Oesterreich mit der durchlauchtigsten Herzogin Elisabeth von Baiern.
— 25. — 1599 wurde Olivier Cromwell zu Huntington geboren. — 1729 Katharina II. von Rußland geboren. — 1814 landete Ludwig XVIII. in Calais.
— 26. — 1787 wurde der deutsche Dichter Ludwig Uhland geboren.
— 27. — 1192 wurde Konrad von Montferrat in den Straßen von Tyrus ermordet. — 1429 zog Johanna d'Arc (die Jungfrau von Orleans) in Orleans ein. — 1746 war die Schlacht bei Culloden.
— 28. — 1131 wurde Bela II. in Stuhlweißenburg zum König von Ungarn gekrönt.
— 29. — 1607 landeten die ersten Kolonisten an den Küsten von Virginien, wo sie James Town gründeten. — 1792 starb Ankarström, der Mörder Gustav III., auf dem Schaffot.
— 30. — 1334 wurde Prag zu einem Erzbisthum erhoben. — 1632 starb Sigmund III. von Polen.

Buchschau.

Von Kober's „Album," das im nächsten Monate den 1. Semester seines 10. Jahrganges beschließt, liegt uns Band 6—9 vor, enthaltend: 2 Bände „Vorleben eines Künstlers" von Siegfried Kapper; ferner: „Ein französisches Luftschloß" von Th. Mundt und „Margarethe Maultasch" von J. Meßner, zwei einbändige treffliche Erzählungen. Den Schluß des Semesters bildet der Roman „Herzblut" von O. Tiedemann.

Im selben Verlage (K. Gerzabek) erschien eine neue humoristische Wochenschrift in böhmischer Sprache „Diblik," redigirt von Geos und Strauch, dessen 1. Heftchen recht frisch gehalten und sauber ausgestattet ist. Preis 12 kr.

D. Bachmaier's „Muster-Buch für stempelpflichtige Privat-Urkunden aller Art," welches so eben im Selbstverlage des Verfassers erschienen und bei J. B. Wallishausser in Wien, so wie in allen Buchhandlungen der öster. Monarchie um 6 kr. CM. zu haben ist, besteht in einer zweckmäßigen Anweisung über den richtigen Gebrauch der Stempelmarken und enthält Formulare zur Abfassung von Wechseln, Schuldscheinen, Verträgen, Eingaben, Zeugnissen u. s. w. und ist allen Personen, welche in Rechtsgeschäften nur geringe Erfahrung haben und daher eines Rathgebers bedürfen, auf das Beste zu empfehlen.

Rösselsprung-Problem*).

Von J. Beket.

ne	Mer	bein	muß	ken	tie	der	ßei
Leid	wer	rei	ees	Phö	gen	glok	sche
zur	Got	nix	zu	Ver	steigt	ſr	Kir
Per	durch	Herz	trö	muß	chen	A	sung
ters	Und	durch	aus	des	we	girich	So
dröh	len	Dich	das	klän	auch	blüht	der
den	Luß	will	Soll	das	tö	den	einſt
ſich	nen	Le	gr	de	es	Aus	nen

Auflösung folgt.

Pariser Moden Nr. 4.

1. Haar in Löckchen vorn, gescheitelt und mit einem Sammtstreifen mit Chenille-Troddelchen quer über den Kopf; Kleid von weißer Seide mit breiten Plüschstreifen und kleinen Chenilletroddelchen besetzt; glattes Leibchen eckig ausgeschnitten, vorn offen und geschnürt; am Ausschnitt mit Plüsch und Chenille garnirt; kleine Aermel; Armbänder von Plüsch; Stiefelchen von Seide in der Farbe des Plüschbesatzes.

2. Haarputz mit Rosen von Krepp und Blättern von Sammt; Kleid von Tarlatan mit griechischem Leibchen und kurzen Puffärmeln; auf dem Rocke drei Volants, in die ein Atlasband gezogen ist, Ueberwurf von Plüsch, mit Atlas gefüttert.

3. Haarputz mit einem Kranz von Federfransen; Kleid von Seidentülle mit ausgeschnittenem gesteiften Schneppenleibchen, das eine doppelte Berthe, oben herum eine feine Spitzengarnirung und in der Mitte ein Bouquet von Schleifen hat; ganz kurze Aermel mit Schleifchen; auf dem Rocke eine große Anzahl Volants, die mit kleinen Federfransen garnirt sind und in die ein Atlasband gezogen ist; von der Schneppe aus läuft ein Band in der Art der Volants an beiden Seiten des Rockes nach außen und endigt mit einer Schleife und langen Enden; reiche Armbänder; Atlasschuhe.

4. Kopfputz mit schwarzen Spitzen, die einen Kranz am Hinterkopfe bilden, von dem zwei breite lange Barben niederfallen; Kleid von pekinirtem Taffet mit breiten modefarbigen und schmalen weißen und geblümten Streifen; abgeschnittenes Leibchen mit zwei Schleifen in der Mitte; ganz kurze Aermel; ein Band geht von den Achseln über die Brust nach der Leibchenspitze, ist da in eine Schleife zusammengenommen und fällt in langen Enden auf den Rock, auf den Achseln dagegen bildet es ebenfalls Schleifen mit langen Enden; halblange Handschuhe; reiche Armbänder; Schuhe.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung einsenden, werden im kommenden Hefte genannt.
D. R.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Der Schlag mit dem Schnupftuch.

Richter. „Fleischertoni, Ihr seid angeklagt, den Toffelpeter am verflossenen Sonntag so arg mißhandelt zu haben, daß er in Folge dessen vier Zähne eingebüßt hat.“

Fleischertoni. „Holt'n zu Gnad'n; ich hab'n Toffelpeter nit g'mißhandlt, ich hab'm ner Ans mit mei'm Schnupftuch geb'n.“

Toffelpeter (sich mit beiden Händen das geschwollene Gesicht haltend). „Herr Richter! Fleischertoni's Schnupftuch hat fünf Finger und dermit derschlägt er a seine Ochsen.“

Die wichtige Neuigkeit.

Baron (aus dem Schlaf fahrend). „Nun, was gibt's denn?“

Diener. „O Herr Baron! o Herr Baron!“

Baron. „Ist Sebastopel gefallen?“

Diener. „O nein; aber — der — die —“

Baron. „Sind die Allirten geschlagen worden?“

Diener. „Nichts, nichts; aber die — o Herr Baron! Herr Baron!“

Baron. „So rede doch, Schlingel! Brennt's im Hause?“

Diener. „O Gott nein; aber denken Sie sich nur, Herr Baron: Die Pepita kommt wieder hieher!“

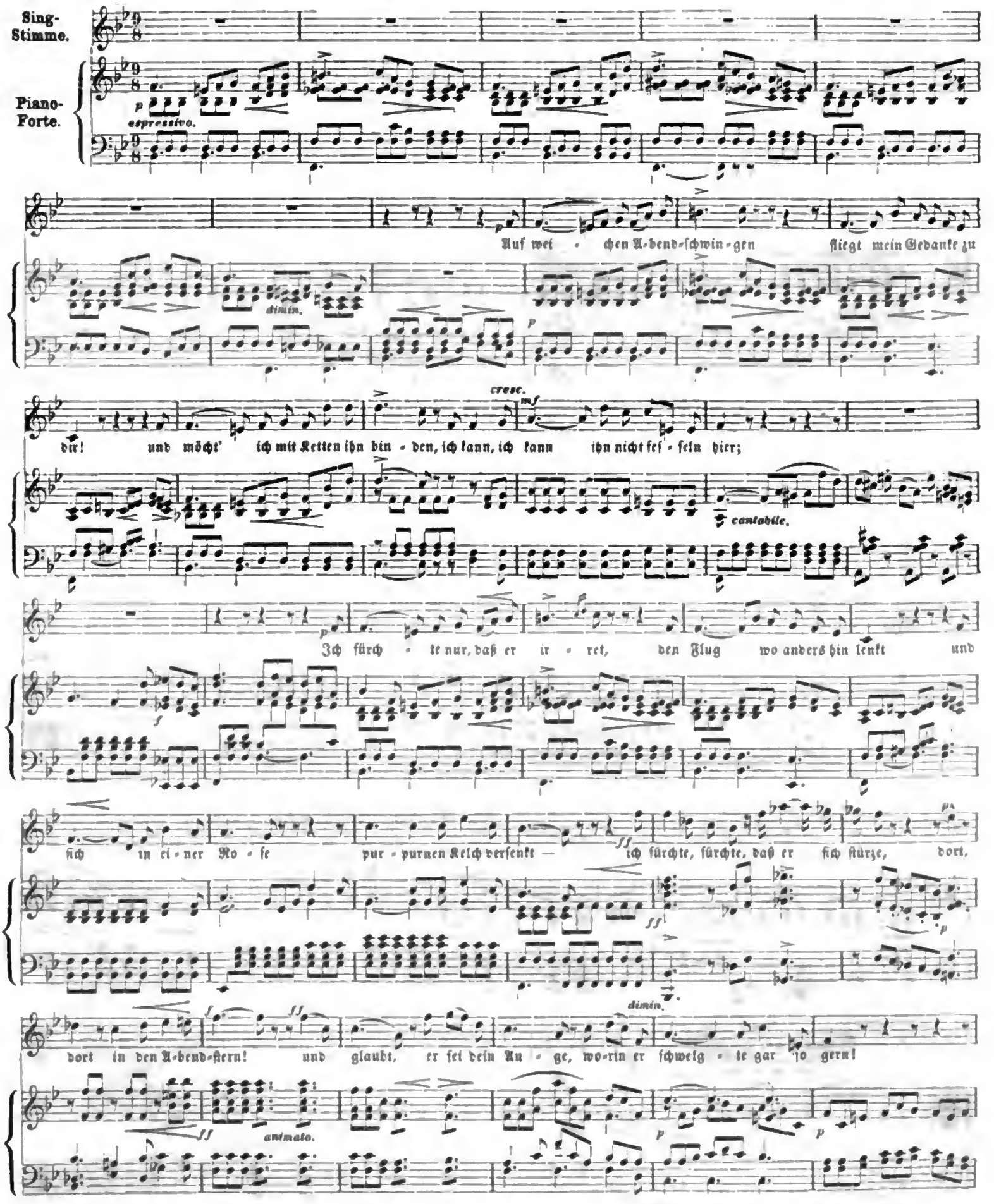
Was meinem gelehrten Onkel passirt ist.

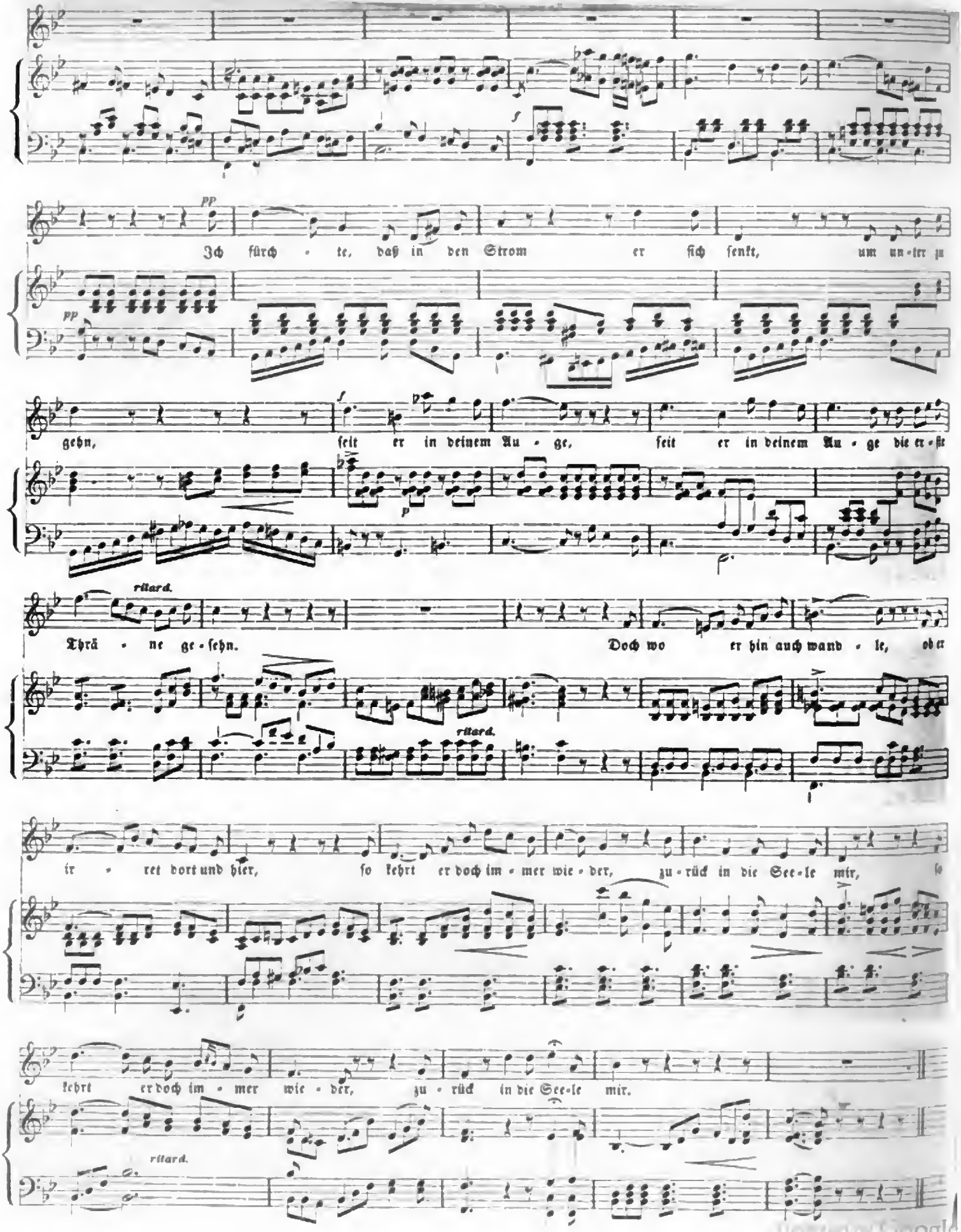
„Mein Onkel ist ein sehr gelehrter Mann, Mitglied unzähliger gelehrter Gesellschaften und kennt selbst die entferntesten Sterne so genau, als wäre er mit ihnen in die Schule gegangen. Aber was ihm einmal mit seinem Hut passirt ist, das war denn doch zu arg; und ich möchte es Ihnen auch erzählen, wenn sich das für einen armen Teufel von Neffen, der seinen sehr reichen, sehr gelehrten Onkel beerben will, schicken würde.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Sing-Stimme.
Piano-Forte.
espressivo.
Auf wei - chen A-bend-schwin-gen fliegt mein Gedanke zu
dir! und möcht' ich mit Ketten ihn bin - den, ich kann, ich kann ihn nicht fef - feln hier;
cresc.
cantabile.
Ich fürch - te nur, daß er ir - ret, den Flug wo anders hin lenkt und
sich in ei - ner Ro - se pur - purnen Kelch verfenkt — ich fürchte, fürchte, daß er sich stürze, dort,
dort in den A-bend-ftern! und glaubt, er fei dein Au - ge, wo-rin er schweig - te gar fo gern!
animato.


pp
Ich fürch - te, daß in den Strom er sich senkt, um un-ter zu
pp
gehn, seit er in deinem Au - ge, seit er in deinem Au - ge die er-ſt
p
rllard.
Thrä - ne ge-sehn. Doch wo er hin auch wand - le, oder
rllard.
ir - ret dort und hier, so kehrt er doch im - mer wie - der, zu - rück in die See-le mir, so
kehrt er doch im - mer wie - der, zu - rück in die See-le mir.
rllard.

Digitized by Google

Reiseskizzen.

Von Eduard Herold. (Mit einer lithographirten Federzeichnung von Josef Bekel, und zwei Original-Holzschnitten.)

Vorrede.

Lieber Leser und schöne Leserin!

Obgleich kein Freund von Vorreden, so bin ich dießmal doch gezwungen, Dich zu langweilen und meine eigene Nachrede als Vorrede Dir vorzuführen. Du wirst Dich gewundert haben, daß ich in dem zwölften Hefte der vorjährigen „Erinnerungen" meine „Reiseskizzen" begann, um sie — im fünften Hefte dieses Jahres fortzusetzen! Höre meine Entschuldigung! Ueber unserer Familie waltet ein eigenes Mißgeschick, eine Art Fatum. So lange meine Eltern Vermögen hatten, brachte Freund Klapperbein, trotz ihrer Bittgesuche um einen Majoratserben, in der bestimmten Frist nacheinander drei Stück Mädchen in die Küche. Erst dann, als die Kriegsjahre haigierig Hab und Gut verschlungen hatten, brachte eines schönen Morgens der Storch mich in seinem Schnabel in das durch den Tod der Schwestern öd gewordene Kindszimmer. Als ich da zum erstenmale verwundert die Augen aufschlug und horchte, begrüßten mich, mehr erstaunt als freudig, meine Eltern mit den Worten: „Der kommt zu spät!" Ich erinnere mich wie heute dieser Anrede und weiß auch genau, daß ich mit Thränen und Geschrei darauf antwortete.

Das Schicksal, überall zu spät zu kommen, verließ mich nun nicht mehr, es blieb mir so impertinent treu, wie einst dem Schneiderlein auf dem Krampenstein,*) daß ich mich der trostlosen Ansicht nicht entschlagen kann: es werde mich selbst nach meinem Tode noch verfolgen und ich gewiß drei Minuten nach der Thorsperre an der Himmelsthür ankommen. Als ich noch die Schule besuchte, kam ich immer zu spät hinein, und ebenso hinaus; doch am Letztern trug der Lehrer die Schuld, denn er hielt mich für mein Spätkommen dort eingesperrt. Ebenso ging es, wenn ich während des Unterrichts ausgefragt wurde: Mir fiel die Antwort immer erst dann ein, nachdem ich schon ein „Gansel" oder einen „Dreier" erhalten und bereits ein anderer meiner Collegen das Räthsel gelöst hatte.

So gings fort, bis ich größer und älter wurde und zum ersten Abschnitt meines Lebens kam, um mich nach dem Beispiele Anderer in eine Jungfrau zu verlieben. Ich fand „sie, die ich meinte;" kam aber wieder zu spät!

Hier erinnere ich mich zum zweitenmale geweint zu haben. Beidesmal flossen die Thränen, weil ich zu spät gekommen; doch jetzt fühlte ich etwas Bitteres, Herbes, Seelenniederdrückendes — es war der erste Liebesschmerz.

Zenokrates, der Gründer des Stoicismus sagt, daß der Schmerz kein Uebel sei. Er war gewiß kein Maler gewesen, ist nicht zu spät auf die Welt gekommen und hatte sich nicht in eine — Falsche verliebt. Denn wenn man auf solche Art von dem leidigen Schicksal malträtirt wird, ohne die mindeste Genugthuung oder doch wenigstens die Freude zu haben, seinen Mißhandler in die Wade kneipen zu können, so muß man mehr als eine Stoiker-, man muß schon eine Hindu-Natur haben, um sagen zu können: „Herr Schmerz, seien Sie mir tausendmal gegrüßt, seien Sie mir herzlich willkommen, denn Sie sind kein Uebel, sondern etwas appart Gutes und Angenehmes!" Und so ging's fort und fort; ich kam immer zu spät und immer zu spät. Aber noch hätte ich Alles, durch dieses Zuspätkommen Versäumte verschmerzt, hätte ich nicht aus dem Munde eines Hausmeisters von der Insel Kampa in Prag nach einem halbstündigen Klopfen an der Hausthüre, denselben bitteren Vorwurf hören müssen, weil ich diesem Insulaner seit einiger Zeit kein Sperrgeld in die Hand gedrückt hatte. O Hausmeister, Du weißt nicht, wie tief Deine Worte mich gekränkt; doch auch Du bist mein Nächster und

„Mag der Himmel Dir vergeben,
Was Du an mir Armen that'st!"

Dieß als erstes Kapitel meiner Vor- und Nachrede zum zweiten.

Es war noch im Jahre des Heils, da man 1854 schrieb, einige Tage nach der Absendung meines ersten Manuskriptes, als ich Abends im Fauteuil saß und über die Beharrlichkeit meines feindseligen Schicksals nachdachte. Vor mir auf dem Tisch dampfte der Absud jener südlichen Bohne, welche Herr Georgius Teodatus Damascenus zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, noch ohne Cichorie, auf der Gasse feil bot; in der Hand hielt ich ein echt türkisches Weichselrohr aus Baden, daran stak ein rother türkischer Pfeifenkopf, der hinter Petschkau das Licht der Welt erblickt hatte und nun in seinem Innern christlichen Tabak in voller Glut barg. Die Spitze besagten Pfeifenrohrs hielt ich zwischen den Zähnen; sie bestand aus dem poetischern Theile jenes harmlosen Thieres, dessen Urahnen einst in einer wonnigen, tiefblauen, poetischen Nacht sich zu Rettern des Vaterlandes geschnattert hatten.

So saß ich da, beschlafrockt und gehüllt in mächtige Wolken, ein Jupiter en miniature, zuweilen das Miezchen streichelnd, das ich mir angeschafft hatte, um durch dieß Sinnbild der Falschheit stets an sein verwandtes Geschlecht erinnert zu werden, und über mein Schicksal, das mir bisher immer Blei in die Rocktaschen warf, wehmüthig nachdenkend

*) Ruine Krampenstein an der Donau; auch das „Schneiderschlößlein" genannt von einem banqueroten Schneider, der weltverachtend lange Zeit in diesen öden Burgtrümmern hauste. Da raffte der Tod dem armen Schneider das Liebste und Einzige, das er besaß, seine Ziege hinweg; und wie er sie in die Donau werfen wollte, verwickelten sich ihre Hörner in sein Gewand und sie riß ihn mit hinab in die Fluthen.

Digitized by Google

und traurig. So mag Glockle einst dagesessen sein, bevor er den Ulmer Pfeifenkopf erfand.*) Nachdem ich umsonst alle Vermuthungen über die eigentliche Absicht meines Fatums erschöpft hatte und auf ein anderes Thema übergehen wollte, klappten meine Augendeckel leise zu und ich befand mich bald in jenem glücklichen Zustand, der einen Theil meines Erdenwallens ausfüllt und den man irrig als Bruder des Todes in schlechten Ruf gebracht hat, nämlich, in dem süßen Vergessen aller Weltschmerzen, in den Armen des Schlafes.

Wie lange ich so süß geruht haben mochte, weiß ich nicht, denn meine Wanduhr hat wol das Zifferblatt, birgt aber kein Räderwerk in ihrem Innern. Doch da klopfte Etwas, Anfangs leise, dann stärker und stärker an meine Stubenthür. „Herein!" rief ich laut. Die Thüre öffnete sich, und es trat ein mittelgroßer, schlanker junger Mann herein. Er wünschte mir einen guten Abend und stellte sich mir mit verschränkten Armen gegenüber. Ich dankte höflich und warf auf sein Gesicht einen forschenden Blick. Er war auffallend interessant blaß, umwallt von hellgoldigem Haare wie von einem matten Heiligenschein; seine Lippen umschwebte ein schmerzhaftes Lächeln, wie den königlichen Dulder Johann von Finnland; dazu kamen zwei blaue melancholische Augen und ein blonder Schnurr- und Knebelbart. Ich wartete gespannt auf seine Forderung.

„Mein Herr!" unterbrach der Unbekannte die eingetretene Stille und warf mir dabei einen unbeschreiblichen Blick zu; „Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen?"

Ich verneinte höflich.

Der blonde Unbekannte räusperte sich, zog die Augenbranen in die Höhe und rief aus: „Das ist in der That pikant, das ist groß!" wobei er auf das ß einen stärkern Akzent als gewöhnlich legte. Darauf warf er mir nochmals jenen unbeschreiblichen Blick zu und fuhr in seiner Rede weiter fort: „Herr," sagte er, „hören Sie — und — erblassen Sie! — — Sie haben mich verrathen — Sie haben mein Vertrauen, meine Anhänglichkeit an Sie schändlich gemordet, ja, das ist der rechte Ausdruck: gemordet; — aber selbst als blaßer Geist will und werde ich Sie verfolgen, mich an Ihre Fersen hängen, bis Sie, wie Shakespeare sagt, hinsinken verzweifelnd in Nacht und Graus, aushauchend die schwarze Seele. Reden Sie!!" —

Ich war wie vernichtet, Fieberfrost durchrieselte mein Gebein, ich konnte kein Wort hervorbringen. Da wurde des unbekannten Blonden unbeschreiblicher Blick milder, sanfter und

„Jeremias," sprach er in einem zärtlich vorwerfenden Tone, „warum hast Du mir das gethan?!" — Doch gleich darauf rollte sein Auge wild im Kreise herum und mit fürchterlicher Stimme rief er: „Antworte, erkennst Du mich?"

Er wiederholte zweimal diese an und für sich einfache Frage, ohne daß ich den Muth gehabt hätte, ihm darauf zu antworten. Endlich nahm ich mich zusammen und stotterte die Antwort tonlos hervor: „Ja, — ich glaube, Sie sind der verkörperte Fatalismus!"

Des blonden Unbekannten bleiches Antlitz überflog bei dieser meiner naiven Antwort eine Röthe, wie wenn des Morgenroths erster Strahl eine weiße Rose küßt. „Ja," sagte er wehmüthig, „ich bin Dein zweites Schicksal, unerbittlich wie das erste, und ebenso treu Dir anhängend."

Das war denn doch zu viel: Zwei unerbittliche Schicksale, jedes auf einer Ferse bleischwer nachzuschleppen! „Ich habe an dem einen genug!" schrie ich zornig und wüthig gemacht; „warum soll ich wie ein Fiakerpferd Euch Beide ziehen?"

„Das mußt Du," lautete kalt seine Antwort; „übrigens bin ich nicht so schwer, trotz meiner „vergißmeinnichtgleichen" Bedeutung, ich bin — — —"

Ich wartete gespannt; der Unbekannte sprach mit Pathos:

„Sieh! was der Mensch in seinen Erdenschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken, —
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichten nur in schönen Bildern brennt —
Es wird von mir in meinen besten Stunden
Zum frischen Strauß „Erinnerungen" gewunden."

„O Landt! o Landt! geliebter Landt!" jubelte ich auf. „Aber ich hätte Sie auf Ehre nicht erkannt; so ernst, so geheimnißvoll — wo ich Sie doch früher als einen jovialen, heiteren, liebenswürdigen Mann, dem nichts anderes mehr als ein schönes, reiches Weibchen fehlt, kennen gelernt hatte. Sagen Sie lieber, guter Freund, was wollen Sie? Ich gebe Ihnen Alles!"

„Alles?" wiederholte mit Nachdruck mein blonder Bekannte, „auch das, was Sie in ihrer linken Westentasche tragen?"

Bei dieser Anspielung auf meine linke Westentasche stutzte ich, denn es wollte mir durchaus nicht einfallen, was ich, ein Maler, in der linken Westentasche eigentlich so Merkwurdiges oder Kostbares für den Redakteur der Erinnerungen beherbergen könnte.

Mein Gast wiederholte seine Frage.

„In der linken Westentasche?" frug ich mich im Innern — endlich da hatt' ich's — wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf, meine Hand griff pfeilschnell in der Richtung der Tasche und zog meines Großvaters Vermächtniß — den Enkel eines jener Eier hervor, die Peter Hele v. Henlein zu Nürnberg an's Tageslicht gebracht hatte. Zu gleicher Zeit fielen mir auch meines Großvaters letzte Worte ein: „Kind," hatte er gesagt, „gebe Achtung auf diese alte Uhr, es liegt ein Zauber in ihrem Innern gebannt, benütze wohlweise jede ihrer Bewegungen, und so lange Du ihr Piken hören kannst, lebst Du für die Erinnerung." Mechanisch fuhr meine Hand mit dem Nürnberger Pik-Ei zum Ohre; richtig — eine Centnerlast fiel mir vom Herzen, denn sie ging, deutlich hörte ich das Schnurren der Räder in der Kette und das anheimelnde Pik, Pik — Gott sei dank, ich war also für die Erinnerung noch nicht verloren, ich lebte noch und — — — — ein Schmerz, als würde ich gebissen, weckte mich aus meinem Traume. Ein Blick auf die rechte Hand zeigte mir meine liebe Mieze, die ich statt der Uhr an mein Ohr gedrückt und deren Spinnen ich für das Schnurren des Uhrwerks gehalten hatte, — wie sie sich eben meiner Hand entwand, in der Angst ihres Katzenherzens in meine Kaffeetasse sprang und hinter einem Stoß von Manuskripten verschwand. Als ich den verschütteten Kaffee wegwischen wollte,

*) Glockle, ein aemer Weber, erfand, am Hungertuche nag end, die Ulmer Pfeifenköpfe 1785.

Digitized by Google

fiel mein Auge von ungefähr auf einen Kalender; und wer beschreibt mein Erstaunen und mein Entsetzen, als ich 1855, sage 1855 las? „Es ist nicht möglich!" rief ich aus; „ich schlafe lang, das gestehe ich gerne zu; aber so lang — das kann nicht sein!" Ich rieb mir fast die Augen wund — es blieb dessenungeachtet die verhängnißvolle Jahreszahl. Da griff ich denn, da kein anderes mehr helfen wollte, zum letzten Mittel, nach meiner Brille, und — hatte den „Nasenquetscher," ein Erbstück meiner Großmutter, aufgesetzt, und las schwarz auf schmutziggrau (denn schmutziggrau sind die gewalkten Lumpen der meisten Kalender) die ominöse Zahl 1855, ein dutzendmal vergrößert! Ich war über meinen unbegreiflich langen Schlaf untröstlich, ja schon entrüstet, tröstete mich jedoch zuletzt mit dem fatalen fatalistischen Glauben: immer und ewig zu spät kommen zu müssen. — — —

Erinnere Dich also, lieber Leser und liebenswürdige Leserin, mit gewohnter Nachsicht und Güte der Erzählung meines Landsmannes im Waggon, und leihe ein freundlich Gehör den Gesprächen und Erzählungen meiner Reisegesellschaft.

„Ein solches Ende war vorauszusehen," bemerkte der Passauer, als der Prager die „Soirée" zu Ende erzählt hatte. Auch der Sachse bekräftigte es durch sein „Ach ja." Wir Andern aber ließen unbemerkt das Fenster herab und sahen hinaus in die nächtige Gegend. „Uebrijens," nahm der Preuße das Gespräch wieder auf, „bleibt noch immer die Fraje zu beantworten, ob die Frau nicht auch einije Schuld an der Verschwendung ihres Mannes traje?"

„Der Gedanke ging mir auch schon lang im Kopfe herum," fiel schnell der Sachse ein; „ja, ja, die Frauen sind meist an allem Uebel schuld."

Nun ging's unbarmherzig über das arme schwache, schöne Geschlecht her. Alle (außer mir) trugen ihr Scherflein dazu bei. Auch ich hätte desgleichen thun können, doch ich sah lieber dem Spiele der aus dem Schlot der Maschine sprühenden Funken zu und schwieg. Nebstbei fiel mir auch das interessante Abenteuer mit der stummen Unbekannten ein und ich fing an, meiner Gewohnheit gemäß, Luftschlösser zu bauen. Ich drückte mich also in die Ecke und begann den Grund zu legen. — Inzwischen stritten sich meine Reisegefährten weidlich über die Tugenden und Laster des schönen Geschlechtes herum, bis nach einer Weile endlich die Worte des Preußen zu hören waren: „Erzählen Sie, wenn Sie so jut sind wollen." — „Wenn Sie zuhören wollen," entgegnete der Passauer, denn er war der Aufgeforderte. — „Ach ja wir hören Sie," antwortete der Sachse. — „Gut," sagte der Passauer; „doch da Alles einen Namen haben muß, so will ich auch meiner Erzählung einen Namen geben, und zwar

Um Mitternacht.

„Hei, det klingt romantisch, ich freue mir auch kindisch drauf, denn ich höre sehr jerne scheußliche Schauerjeschichten."

„Ich freue mich, müssen Sie sagen," korrigirte der Sachse den Sprachfehler des Preußen.

„Lassen Sie mir reden, wie ich rede," antwortete ihm aufgebracht der Preuße; „und wenn Sie mir korrigiren wollen, so schweigen Sie!"

Der Sachse, dessen Liqueur-Muth durch diese derbe Zurechtweisung niedergedonnert worden, schwieg, und der Passauer begann:

„In dem ersten Jahre meiner Studienzeit auf der Universität zu Gießen hatte ich unter meinen Commilitonen den Sohn eines reichen Kaufmanns so lieb gewonnen, und auch er war mir bald so herzlich zugethan, daß es uns Beide tief schmerzlich berührte, als der Tod meines Vaters, dessen Handlung ich nun übernehmen mußte, mich von ihm trennte. Erst sechs Jahre später war es mir wieder gegönnt, Adolf an die Brust zu drücken und mit ihm von den seligen Tagen unserer Studentenwirthschaft zu plaudern.

Die Lage des Städtchens D., wo ich damals wohnte, gefiel meinem Freunde außerordentlich und er äußerte den Wunsch, sich hier anzukaufen und zu etabliren. Während der kurzen Zeit seines Besuches bei mir hatte er die Bekanntschaft der Frau L. gemacht. Er traf sie in den Zirkeln eines meiner verheirateten Freunde, in dessen Haus ich ihn eingeführt. Frau L. war eine junge, schöne und gebildete Dame, zwar etwas einsilbig, doch wußte sie, wenn ihr Interesse in Anspruch genommen wurde, sehr gut und gewählt zu sprechen. Sie las viel und stets nur gediegene Bücher, und wirkte nebstbei auch entschieden auf ihren Gemal ein, der zu den reichsten Handelsleuten der Stadt zählte. Adolfs Besuch, der nur eine Woche dauern sollte, verlängerte sich in einige Monate, in welcher Zeit er mir den Wunsch, sich hier anzusiedeln, mitgetheilt hatte. Damals ahnte ich noch nicht den Grund seines längeren Verweilens und suchte ihn einfach in dem herzlichen Entgegenkommen meiner Freunde, so wie in der wirklich schönen und reizenden Lage der Stadt; denn Adolf hatte eine große Vorliebe für schöne landschaftliche Partien. Zufällig traf sich's, daß eine in der Nähe gelegene hübsche Besitzung zu verkaufen war, welche Adolf um einen sehr mäßigen Preis erstand. Einige Monate später übersiedelte er mit seinem Vater, der sein Geschäft seinem Schwiegersohn übergeben hatte, nach D. und widmete sich der Oekonomie.

Die erste Zeit seines neuen Aufenthaltes verbrachten wir recht angenehm, denn Adolf war in der That ein liebenswürdiger junger Mann, fein gebildet, sprach einige Sprachen, zeichnete recht artig und spielte entzückend das Forte. Meine Mutter und Schwester gewannen den lebensfrohen, thätigen Mann bald herzlich lieb, und einigen hingeworfenen Andeutungen meiner Mutter nach zu schließen, war sie des festen Glaubens, daß er meine Schwester heimführen würde. Doch siehe da, plötzlich besuchte Adolf unser Haus immer seltener und seltener, bis er endlich ganz ausblieb. Anfangs schrieb ich dies Betragen seinen Studien und der zeitraubenden Verwaltung seines Gutes zu und achtete wenig darauf, doch da er seine Freundschaft für mich wirklich aufgegeben zu haben schien, so besuchte ich ihn, um ihm über seinen Treubruch eine Lektion zu geben. Aber die Verlegenheit, in die er durch meinen Besuch gerieth, und der kalte Ton, den er anschlug, verletzten mein Gefühl, und wir schieden kühl und fremd von einander.

Nach ungefähr vier Monaten erkrankte der Gemal der Frau L. und starb. Kaum war die übliche Trauerzeit vorüber, als auch die junge schöne Witwe von Adolf zum Traualtar geführt wurde. Nun ward mir auf einmal klar, warum Adolf den Aufenthalt in unserer Stadt gar so angenehm gefunden und unser Haus aufgegeben; wahrscheinlich hatten seine Besuche die Eifersucht seiner Geliebten, der Frau L. erregt, und Adolf war schwach genug gewesen, die Freundschaft seines liebsten Jugendgenossen zu verläugnen und den verbrecherischen Wünschen einer verheirateten Frau

Digitized by Google

zu gehorchen. Nun hatte das Schicksal die Fesseln dieser Frau durch den Tod ihres Mannes gesprengt und ihr den Geliebten in die Arme geführt; es war somit für Adolf kein moralischer Zwang mehr da, unser Haus zu meiden, da auch meine Schwester inzwischen ein inniges Verhältniß angeknüpft hatte. Daß ich ihn in den ersten Monaten nach seiner Verheiratung nicht zu Gesichte bekam, wunderte mich nicht; denn in den Flitterwochen ist jede Stunde, außer dem Hause zugebracht, eine gemordete; und richtig, nachdem die gewissen Honigwochen vorüber, suchte er mich wieder auszusöhnen und gestand mir später auch, daß meine Vermuthung mich nicht getäuscht hatte.

Anfangs raisonirten die Leute, und vorzüglich die Weiber, viel über den Leichtsinn der jungen Frau; doch da dieselbe nun, ganz gegen ihre frühere Gewohnheit, öfters Gesellschaften gab, so verwandelten sich bald ihre strengen Richterinen in die wärmsten, anhänglichsten Freundinen, und somit verstummte binnen Kurzem auch jeder Stadtklatsch. Seinen Bitten genügend besuchte ich einigemale seine Soireé und erstaunte über die gänzliche Umwandlung der beiden jungen Eheleute. Adolf, der lebenslustige, muntere Mann voll Witz und Humor, war nun einsilbig, zerstreut, jähzornig und auffahrend geworden, kurz es schien, als sei er gemüthskrank, in einer steten Reizbarkeit und durchaus nicht glücklich. Auch der jungen Hausfrau ganzes Wesen hatte sich in der letzten Zeit wunderbar verändert. Als Frau L. hatte sie ein stilles, zurückgezogenes Leben geführt, sich mit dem Hauswesen und der Lektüre beschäftigt und nur auf das dringende Verlangen ihres Mannes einige ihrer verheirateten Freundinen in der Stadt besucht; sie wurde deshalb auch als das Muster einer sittsamen, echten Hausfrau allgemein gepriesen. Nun jedoch war sie die Seele aller gesellschaftlichen Zirkel, tanzte leidenschaftlich und schien mit Gewalt alle Lebensgenüsse einbringen zu wollen, die sie als Frau L. versäumt hatte. Sie spielte auch Clavier, aber wie mir Adolf und die Leute sagten, nur lustige Weisen, Tanzstücke u. s. w.; eine ernste, melancholische Melodie hingegen bringe, wie man sich erzählte, auf ihr Gemüth einen eigenthümlichen, krankhaften Eindruck hervor. Nach und nach begann ich einen unerklärbaren Widerwillen gegen dieses Treiben zu fühlen, auch häuften sich meine Geschäfte derart, daß ich nur wenige Stunden frei nennen konnte, und die brachte ich im Kreise der Meinen zu. Adolf schien dies zu bemerken, er machte keinen Versuch mich seinen Unterhaltungen wieder zu gewinnen und besuchte mich nur äußerst selten. Da, es mochte ungefähr vier Uhr Morgens sein, wurde ich durch ein heftiges Läuten der Hausglocke unsanft aus dem Schlummer geweckt. In einigen Sekunden darauf hörte ich das Haus öffnen und heftige Schritte die Treppe heraufkommen. Kaum hatte ich Zeit in meinen Schlafrock zu schlüpfen, da klopfte es hastig an meine Thüre und auf meine Frage: wer da sei — ertönte die Antwort: „Ich bin's — Freund, öffne! öffne, ich bin's!" Es war Adolfs Stimme, die bebend und zitternd Einlaß begehrte. Ich öffnete und fuhr entsetzt zusammen, als ich den Jugendfreund bleich und verstört, kaum mit den nothdürftigsten Kleidungsstücken bedeckt, hereintreten sah. „Um Gotteswillen, Adolf! Was ist das?" rief ich aus; „was fehlt Dir? sind Räuber, Diebe bei Dir eingebrochen? ist Deine Frau —"

Bei diesen Worten fuhr er erschreckt und mit einem Schrei von dem Kanapé empor, auf welches er, mehr todt als lebendig, gestürzt war. Es dauerte eine ziemliche Weile, bevor der Unglückliche sich soweit erholt hatte, um mir den Grund seines so seltsamen Besuches zusammenhängend erzählen zu können. „Ich hatte," begann er, „seit einiger Zeit schon wegen verschiedenen unbedeutenden Kleinigkeiten mit meiner Frau Verdruß gehabt, zumeist aber der jungen Damen unserer Soiréen wegen. Ich bat meine Frau, im Falle ihr meine Aufmerksamkeit, die mir als Hausherrn den Damen gegenüber Pflicht sei, unangenehm wäre, die Abendunterhaltungen bei uns doch gänzlich einzustellen und selbstgenügsam sich der Häuslichkeit und ihren früheren Unterhaltungen zu widmen, wie sie es ehedem zu thun gewohnt war. Dies erbitterte sie auf unbegreifliche Weise noch mehr, sie warf mir Geiz, Neid, Eifersucht und alle möglichen Laster vor. Ich war ganz verblüfft über diese ihre Vorwürfe, zu denen ich durchaus keine Veranlassung gegeben hatte. Da sie immer heftiger wurde, ja zuletzt wie eine Wahnsinnige zu toben anfing, so meinte ich: diese ihre Reizbarkeit sei der Vorbote irgend einer nervösen Krankheit, und ließ den Arzt rufen. — Noch vor der Ankunft des Doktors wurde sie indessen ruhiger, bat mich um Verzeihung, schob die ganze Schuld auf das mehr als gewöhnlich genossene geistige Getränk u. s. w. Scheinbar ließ ich mich durch ihre Worte beruhigen, nahm mir jedoch vor, die Damen, um künftighin allen Anlaß zu Streitigkeiten zu vermeiden, der Aufmerksamkeit meiner Frau zu überlassen und mich nur mit den Herren zu beschäftigen. Ich that dies, und zwar vor einigen Tagen — aber welch' eine Szene folgte darauf! Die Streitigkeiten wiederholten sich demungeachtet Tag für Tag, so daß ich wirklich zu dem Glauben gebracht wurde, Amalie sei wahnsinnig. Vorgestern schien ihr gereizter Zustand sich in etwas gemildert zu haben, denn sie gestand mir offen den Grund ihrer Heftigkeit ein. Es war Eifersucht, die glühendste Eifersucht. Zu dieser Leidenschaft gesellte sich noch der Gedanke, daß mein verändertes Betragen der Gesellschaft nothwendig auffallen müßte und sie in den Ruf einer eifersüchtigen, wie sie sich vorstellte, geistesbeschränkten Frau kommen könne. Du kannst es mir glauben, daß ich, so sehr ich auch erbost und über diese sinnlose Anklage in Wuth versetzt war, doch lachen mußte. Gestern Abends jedoch erreichte ihr Wahnsinn die höchste Stufe und sie warf mir in ihrer tiefeinschneidenden Rede unter Anderm Undank und weiß Gott was Alles vor, bis ich, meiner Fassung gänzlich beraubt und meiner nicht mehr mächtig, sogar zu Thätlichkeiten schritt, um mir endlich auf diese Art Achtung und Ruhe zu verschaffen."

Mein unglücklicher Freund schlug bei der Erinnerung an diese Szene die Hände zusammen und verharrte ein paar Sekunden lang in tiefem Schweigen, nur der fieberhaft zitternde Körper verrieth die Aufregung, welche in seinem Innern tobte. Ich war gespannt auf das Ende seiner Erzählung. Nachdem er etwas ruhiger geworden, fuhr er weiter fort:

„Es war ein einziger Backenschlag, den ich ihr versetzte, aber die Folgen davon," fügte Adolf mit grauenhaft hohler Stimme leise hinzu, „kosteten mir die Ruhe! — Amalie unterdrückte einen Schrei, und mir einen fürchterlichen Blick zuschleudernd, in dem die Hölle flammte, griff ihre Hand blitzschnell nach einem auf dem Tisch liegenden Messer, zog jedoch dieselbe wieder rasch zurück, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend brach sie in ein schmerzhaftes kon-

Digitized by Google

vulsivisches Weinen aus. — Ich selbst schritt in heftigster Aufregung auf und ab, ging dann auf mein Zimmer und verließ bald darauf das Haus, um einen Spaziergang in's Freie zu machen und die frische, kühle Luft mein wild empörtes Blut beruhigen zu lassen. In die Wohnung zurückkehrend fand ich Amalien auf meinem Zimmer, mich erwartend. Sie kam, als ich ohne ein Wort des Grußes oder Erstaunens eintrat, mir schüchtern entgegen und bat mich mit bebender Stimme um Vergebung des Vorgefallenen. Nun hielt ich's an der passendsten Zeit, ihr bisheriges Betragen scharf zu rügen. Sie schwieg, das Haupt gesenkt, biß jedoch fortwährend an den Nägeln — ihre Gewohnheit, wenn sie sich im gereizten Zustande befindet. „Vergebung," endigte ich meinen Sermon, „kann ich Dir erst dann vollkommen gewähren, wenn Du Dein Betragen geändert haben wirst." — Sie brach von Neuem in Thränen aus, was ich jedoch nicht zu beachten schien und bat sie, mich nun zu verlassen, da ich noch einige Briefe zu besorgen hätte. Sie entfernte sich stillschweigend. — Obwol der nächtliche Gang auf mein erhitztes Blut wohlthätig eingewirkt hatte, war ich doch nicht im Stande, auch nur einen zusammenhängenden Brief zu schreiben. Zuletzt warf ich die Feder hin und begab mich in's Schlafzimmer, wo ich mich, zwar äußerlich ruhig, doch im Kopfe wüst und traurig, an der Seite meiner Frau auf's Lager warf.

Amalie schlief schon. Ringsum herrschte tiefe Ruhe, sowol im Hause als auf der bereits öden Straße; nur das monotone Piken der Wanduhr unterbrach die Stille. Unweit des Bettes auf einem Tischchen brannte trübe das Nachtlicht und warf einen gespenstischen Schein auf das Porträt eines mir unbekannten alten Mannes mit strengen Zügen, welches Bild Amaliens erstem Gatten angehört hatte. Ich konnte nicht einschlafen. Ich rief in meiner Erinnerung alle Gespräche wach, welche ich mit meiner Frau — ich muß leider bekennen, in sträflicher Absicht — gepflogen hatte. Mir fiel es nun schwer auf's Herz, daß ich Herrn L. betrogen und durch mein Hinzuthun ihm die Liebe seiner Frau gestohlen hatte. Meine unglückliche Ehe schien mir eine gerechte Strafe des Himmels. — War's ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie, war's Wirklichkeit — genug, ich fuhr entsetzt zusammen, als ich diesen trüben Gedanken nachhängend und bewußtlos vor mich hinstarrend jenes Porträt an der Wand sich plötzlich bewegen sah. Wie mit Zaubergewalt fesselte meinen Blick der schauerlich hin- und herwankende Kopf, ich konnte die gebannten Augen nicht losreißen vom Gegenstand des Grauens, bis endlich ein leises, schmerzhaftes Stöhnen meiner schlafenden Gattin meinem Sinnen eine andere Richtung gab. Meine Frau mußte einen lebhaften bösen Traum träumen, denn sie stöhnte deutlicher und ihren blaßen Lippen entschlüpften einzelne unzusammenhängende Worte. Eben wollte ich sie von dem quälenden Traumbild erlösen, da sprach sie mehrere zusammenhängende Worte, die wie ein Donnerschlag mein Herz trafen und mich wie losgelassene Furien vom Lager emporjagten." — —

„Bauschowitz; vier Minuten Aufenthalt!" unterbrach die Stimme des Kondukteurs die Erzählung. Wir Alle, die wir mit vollster Aufmerksamkeit am Munde des erzählenden Passauers gehangen, fuhren jäh auf und ärgerten uns nicht wenig über diese unnütze Störung.

Der Train hielt an und zur geöffneten Wagenthüre trat ein neuer Reisegefährte ein, der unweit von uns Platz nahm. Bald war's wieder ruhig geworden im Wagen, der bekannte schrille Pfiff ertönte, das Dampfroß eilte schnaubend weiter und der Passauer schritt zum Schlusse seiner Erzählung:

„Gut," sagte die Tränende; „ich werde Dir's lohnen — mich schlagen! — Ha, warte!" Das Folgende lispelte sie so leise, so undeutlich, daß ich es nicht verstehen konnte.

„Ich werde," begann sie wieder aus dem Schlafe zu reden, „Dir die Suppe ebenso versalzen mit Arsenik, wie ich's Wilhelm gethan — Ha! Jesus Maria!" — Dies schrie sie in demselben Augenblick, als ich voll Entsetzen über das Gräßliche, das mein Ohr eben vernommen, aus dem Bette sprang und dadurch die Schlummernde weckte.

„Giftmischerin!" schrie ich aus gemarterter Seele und sank erschöpft auf einen Sessel nieder.

Auch Amalie sprang vom Lager auf, taumelte jedoch, wie vom panischen Schrecken zermalmt, sogleich wieder zurück und strich mit krampfhaft zuckender Hand die aufgelösten langen dunklen Haare aus dem bleichen Gesicht. Ihre Zähne klapperten vor Angst und Frost und ihre Augen rollten wie im Fieberwahnsinn wild umher.

Endlich hatte ich mich ermannt. Ich trat zu dem Bette. „Giftmischerin!" sagte ich zu ihr, „bekenne, daß Du auch mich morden wolltest!"

Ihr stierer Blick heftete sich momentan auf mich, dann irrte derselbe wieder unstät im Gemache umher, ohne einen Anhaltspunkt finden zu können. „Giftmischerin!" murmelte sie zwischen den Zähnen auf eine Weise, welche deutlich von ihren noch immer wirr herumschweifenden Gedanken zeugte. „Giftmischerin!" — — Endlich fiel es wie ein Blitz zündend in ihre Seele — sie sprang auf, zitternd und bebend am ganzen Körper. „Giftmischerin!" wiederholte sie mit etwas festerer doch immer vibrirender Stimme; „ja — ja — ja, Du Undankbarer! Dir zu Liebe habe ich ihm Gift hineingestreut — bis er — —" Der Anfang dieses Geständnisses klang laut, gut vernehmbar, doch als sie zu dem unheilvollen Worte kam, wurde ihre Stimme schwächer und schwächer, bis sie durch das hörbare Aneinanderschlagen der Zähne undeutlich wurde."

Hier schwieg Adolf erschöpft, und sich in das Kanapé zurücklehnend brach er in einen Strom von Thränen aus. Ich tröstete ihn so viel ich konnte, endlich mußte ich ihn fragen: was er in dieser Sache thun wolle; denn bei seinem Gerechtigkeitssinn konnte er unmöglich eine solche Verbrecherin länger in seinem Hause dulden.

Adolf schüttelte mit dem Kopfe. „Es ist Alles geschehen. — Ich selbst habe ohne Verzug den Kommissär geholt und ließ sie verhaften. Sie gestand noch im Zimmer ihr gräßliches Verbrechen ein." — —

Das furchtbare Erlebniß hatte verderblich auf Adolf eingewirkt und ihn auf's Krankenlager geworfen; zwei Wochen lang schwebte er zwischen Leben und Tod. — Während dieser Zeit nahm der Prozeß seinen Anfang. Amalie gestand Alles ein und gab auch den Ort an, wo sie das noch Uebrige des Giftes aufbewahrt hatte. Der Leichnam ihres ersten Gatten wurde ausgegraben und man fand, als der Magen untersucht wurde, die volle Bestätigung ihrer Angabe. Sie wurde zum Tode verurtheilt, doch durch die Milde des Landesfürsten zu fünfzehnjährigem Kerker begnadigt. Sie starb acht Tage nach ihrem Urtheilsspruche."

Digitized by Google

„Prr!" sagte sich schüttelnd der Preuße; „'s ist scheußlich und fast nicht möglich, so etwas zu glauben."

„Glauben Sie's nur," betheuerte der Prager; „das Weib in seiner Leidenschaft überspringt nur zu leicht die Grenzen der Weiblichkeit, und wird dann um so häßlicher, um so furchtbarer in seiner Entartung, als es eigentlich die schönere, die schwächere, aber milde und versöhnende Hälfte des Menschen repräsentiren soll. Das Weib, lieber Herr, ist das Salz unseres Lebens, aber auch der Mörder unseres Glückes. Während das Weib uns küßt, sinnt es tückisch auf neue Listen, den Mann zu betrügen. Ja ich sage Ihnen: Alles Schlechte, alles Böse, das von jeher auf der Welt verübt wurde, ist vom Weibe und durch das Weib entstanden."

„Sie betrachten das schöne Geschlecht, Herr Prager, durch die schwarze Brille des Hasses; ich für meinen Theil halte es mit Fiesko: „Ich trinke feuriges Rebenblut und küsse schöne Mädchen!"

Der Preuße schüttelte geheimnißvoll den Kopf mit der ungeheuren nationalen Tellermütze; der Sachse aber wandte sich zu dem Passauer mit der Frage: ob denn das Bild aus seiner Erzählung sich wirklich bewegt habe, oder vielleicht nur so grauenhaft gemalt gewesen sei?

„Keines von beiden, pure Täuschung," antwortete der Gefragte. „Das Flackern der Lampe, verbunden mit Adolfs Aufregung — da haben Sie die natürliche Erklärung dieses allerdings sonderbaren Phänomens. Doch haben Sie nie Gelegenheit gehabt, Gallait's Bild „Die Hauptleute der Brüssler Schützen, den Leichen der Grafen Egmont und Horn die letzte Ehre erweisend," zu sehen? Das z. B. hat einen außerordentlichen, wenn nicht schauerlichen Eindruck auf mich hervorgebracht, und ich habe Damen gesehen, welche mit rosigen Wangen vor das Bild traten und mit einem einzigen Blick auf die vom Rumpfe getrennten Köpfe Egmonts und Horns todtenbleich wurden und, bebend an allen Gliedern, sich auf einen Sessel niederlassen mußten."

„Das wäre ja ein treffliches Mittel, die „Geschminkten" zu erkennen," warf der Passauer lächelnd ein.

„Herrje!" rief die singende Stimme erstaunt aus; „ist denn das Schminken bei Ihnen Mode?"

„Es wird wol überall, wo es blasse und eitle alte Damen gibt, Mode sein," lautete die Antwort.

„Ne," erwiederte hierauf der naive Jüngling; „da lob' ich mir mein Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen! Da seh'n Sie Alles von Natur aus roth und weiß gemalt, daß es eine Freude ist; Alles so wunderbar einfach und zuvorkommend freundlich; und wenn der liebe Herrgott herunterschaut auf sein schönes Sachsen, da muß es ihm ganz gemüthlich dabei um's Herz werden, wie mir immer wird, wenn ich des Abends in's „goldne Lämmchen" trete und eben Käsekeulchen zu haben sind."

Die zwei anderen Reisegefährten hatten das Gespräch über Malerei weiter fortgeführt. Es wurde über das Kunst- und Künstlerleben gesprochen und dann auf die Koryphäen derselben übergangen. Da mich alles auf die Künste Bezug habende interessirt, so ließ ich die Funken draußen ihren monotonen Feuerreigen ruhig weiter tanzen und hörte aufmerksam zu.

„Ich möchte den Maler Lessing persönlich kennen," sprach der Hanoveraner; „wissen Sie nicht, ob er ein Nachkomme des großen Dichters des „Nathan" ist?"

„Ja freilich," sprang plötzlich die singende Stimme in's Gespräch; „das ist er. Ich habe einen guten Freund, der zu Eichhorn's geht —"

„Wo die Käsekeulchen den Impuls zu einer launigen Abendunterhaltung geben, wie Ihr „Tageblatt" meldet" — unterbrach ihn ironisch der Prager.

Der Sachse hielt den Ausfall auf seine Käsekeulchen für zu unbedeutend und fuhr fort: „Dieser gute Freund ist ein Wagenilluminateur —"

„Wagenlackirer bei uns," bemerkte der Prager.

„Und hat — Sind Sie so gut und stören Sie mich nicht in meiner Rede! — und hat in Düsseldorf Lessingen kennen gelernt. Er ist —"

„Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich Sie nochmals unterbreche," sagte ich. „Da Sie Ihre Nachrichten aus der zweiten Hand haben, so dürfte es den Herren hier wahrscheinlich nicht unangenehm sein zu erfahren, daß ich das Vergnügen hatte, einige heitere Abende in Lessings Gesellschaft zuzubringen. Ich verlebte ein halbes Jahr in Düsseldorf und machte daselbst zugleich die Bekanntschaft der hervorragendsten Landschaftsmaler."

„Vortrefflich!" meinte der Hanoveraner. „Es gewährt jedem gebildeten Menschen ein hohes Interesse, Schilderungen ausgezeichneter Männer in Kunst und Wissenschaft zu hören. Erzählen Sie also und vergessen Sie dabei ja nicht auf pikante Anekdoten!"

„Gut," sang der sächsische Jüngling, „erzählen Sie; ich werde dann sehen, ob mein Freund, der Wagenilluminateur, die Wahrheit gesprochen hat."

Ich zog nun aus meinem Hirnkasten die Schublade mit der Ueberschrift

Düsseldorfer Künstler

hervor, kramte einige Minuten lang darin herum, bis ich das Nöthige gefunden, und begann: „Ich möchte die bildende Kunst mit einem tropischen Blumenflor vergleichen, der vom Segenskuß der Sonne in's Leben gerufen, unter dem himmlischen Strahlenregen aufblüht in wundersamer Farbenpracht, mit seinem Glanz und Duft Aug' und Herz bezaubernd. Entfremden Sie nun diese südlichen Blüthen dem heimischen Boden und verpflanzen Sie dieselben in ein Glashaus — mag es noch so sehr angefüllt sein mit der wohlthuenden Wärme des Ofens, mag die Sonne auch noch so goldig von draußen hereinscheinen — es werden nimmer so voll, so prächtig blühend und glühend, duftend und leuchtend, so freudighell aufspringen die Blumenherzen, als sie es in der heimatlichen, von der reinen Himmelsflamme durchwärmten Luft gethan hätten. Die Kunst verlangt eine von hoher Liebe und edler Achtung durchgeistete Atmosphäre; wo diese fehlt, vegetirt nur die Kunst, siecht elend dahin und stirbt. Düsseldorf ist nun nebst München die einzige glückliche Stadt in Deutschland, die durch äußere Verhältnisse das Gedeihen der Kunst auf jedmögliche Weise unterstützt. Obgleich diese Stadt nicht, wie ihre Nebenbuhlerin an der Isar, durch einen königlichen Mäcen zu einem neuen Athen ungeschaffen werden, so erfreut sie sich doch, gleich Jena, Leipzig, Bonn und anderen Universitätsstädten, großer Achtung und Liebe. Hier ist der Maler noch Student im vollsten Sinne des Wortes, ganz natürlich ein harmloser, ohne Kanonenstiefel, Pistolen und Rapiere; statt diesen hat er Pinsel und Palette aufzuweisen; aber er gleicht dem Studiosus vollkommen in seiner Kneipe, hier-

Digitized by Google

„Malkasten" genannt, wenn es gilt, Fluthen „edlen Gerstensaftes" in das Faß der Danaiden zu schütten.

Den Ruf der Landschaftsschule in Düsseldorf, denn von dieser allein will ich hier vorzugsweise sprechen, gründete Professor Schirmer, der durch das Hinweisen auf die Natur seinen Schülern den Weg zum klaren Verständniß öffnete. Achenbach der Aeltere ist bisher sein hervorragendster Schüler. Lenz ist zu viel Naturalist und seinen Schöpfungen fehlt die Poesie. Ein glücklicheres, ja bedeutsames Prognostikon kann man dem jungen Grafen Kalkreuth stellen. Gude ist, trotzdem er dem starken Stamme der Schweden entsprossen, doch zu sanft, und nur die Kühle, die in seinen Farben vorherrscht, erinnert an sein Vaterland. Weber ist kräftig und farbenreich; doch da er unterrichtet, malt er wenig, u. s. f. — Dies über die Leistungen der Düsseldorfer Landschaftsschule im Allgemeinen; jetzt will ich Ihnen den „Malkasten" und seine Gäste zu schildern versuchen.

In einer Vorstadt Düsseldorfs, der Name ist meinem Gedächtniß entfallen, hat die Gesellschaft „Malkasten" ihre Stammkneipe. Ich wurde durch einen Prager, der sich schon seit längerer Zeit in Düsseldorf aufhielt und Mitglied dieser Gesellschaft war, daselbst eingeführt. Ein mittelmäßig großer Garten mit einem gedeckten Kegelplan, in welchem des Abends Gasflammen den Spielenden das Ziel ihrer Würfe deutlich erkennen lassen, stößt an das niedrige Häuschen, in welchem das Gastzimmer sich befindet. — Es war ein herrlicher Maiabend, als wir, — ich und mein Freund — in den Garten traten. Einige Herren waren bereits versammelt, die um einen runden, mit Biergläsern bepflanzten Tisch saßen und sich lebhaft unterhielten. Wir grüßten; Freund Z. trat an den Tisch und wandte sich zu einer sehr langen, bedeutend mageren Figur mit brunettem Gesichte. „Mein Freund und Landsmann," sagte er, mich dem Dürren vorstellend; „und hier Herr Happel, ein ebenso ausgezeichneter Thiermaler als Jäger."

„Fuchsmaler, nur Fuchsmaler," rief ein kleiner, vierschrötiger, schiefgewachsener Mann dazwischen.

„Er schießt Böcke und wälzt sich mit den Füchsen auf dem Moos herum," sagte lachend ein großer stattlicher Herr mit vollem Gesicht, darauf Geist und Humor ihren Stempel so rein aufgedrückt hatten, daß ich ihn sogleich als Hasenclever erkannte. „Aber Freund Happel," setzte er hinzu, „belauscht die Natur, diese kokette Spitzbübin, und giebt sie uns in allen ihren feinsten Nuancen treu wieder, ohne selbst Fuchs zu sein."

„Nein, das ist er gewiß nicht," bestätigte die Zwerggestalt, „er ist vielmehr zuweilen ganz Reitpferd, und dann wieder so melancholisch wie ein magerer Karrengaul, der an einer Wagendeichsel hängt, die er ziehen soll."

Der auf diese Art Angegriffene setzte sich nicht zur Wehre, sondern ließ stillschweigend die Witze auf sich herabregnen. Da trat ein junger Mann in den Garten, den Alle grüßten.

„Nun Achenbach," rief die vierschrötige Gnomengestalt, „mach' mer?"

Oswald Achenbach, der Bruder des Berühmten, bejahte und ging zum zweiten Tisch, um welchen sich während dieser Zeit einige Mitglieder gesammelt hatten, und ließ sich in ein Gespräch mit ihnen ein. Ich hatte mich indeß ebenfalls mit an den Tisch gesetzt und unterhielt mich mit meinem Nebenmanne. Nach und nach füllte sich der Garten. Es wurde gesungen, gelacht, nach der Kellnerin gerufen und der Kellner ausgezankt. Hin und wieder entstand ein kleiner Streit, der aber bald geschlichtet wurde.

Die Gartenthür that sich wieder auf und herein schoß mit hochrothem Gesicht ein kleiner schwächlicher und schielender Mann, gekämmt und gestriegelt und gewichst, mit weißen Glacéhandschuhen. Es war Arndts, Inhaber einer lithographischen Anstalt, Schwager Achenbachs.

„Ist Scheuren da?" frug er, hastig an unsern Tisch tretend.

„Nein," antwortete ihm der Gnome, „kömmt auch nicht."

„Muß kommen," entgegnete ihm mit Bestimmtheit Arndts.

„Wett' Arndts!" rief der Vierschrötige. „Einen Anker*) — wie? — ich hab' grad' heut' einen schrecklichen Durst."

„Der und wetten!" lachte Hasenclever; „läßt sich lieber die Haut abziehen!"

„Einen halben Anker, daß er wetten wird!" sagte der Gnome.

„Topp, ich bin dabei, Knaus!" rief jener lachend.

Arndts hatte unterdessen alle Tische und Stühle, sowie die Schiefertafel und den Kegelplan geordnet, die Sparbüchse für den Kegelbuben geschüttelt und hingehängt, dann kam er wieder zurück.

„Wette Arndts, daß Scheuren nicht kommt — wette!"

„Er hat mir versprochen hieher zu kommen," entgegnete ihm Arndts.

„Pah, Der und Wort halten!" warf verachtungsvoll Knaus hin.

„Er muß kommen!"

„Wette!"

Arndts wettete einen Anker, und Hasenclever hatte verloren. Es wurde sofort der Kellner gerufen und ihm aufgetragen, einen halben Anker Bier zu bringen. Auf der Kegelbahn ging es auch lustig her. Es hatten sich die gewöhnlichen Spieler eingefunden, und nun wurde nach Herzenslust Kegel geschoben. Arndts rechnete, schrieb und schob, Knaus fluchte und Hasenclever lachte; dazwischen schrie Arndts wieder nach Bier, und Andere nach ihrem vor einer Stunde bestellten Englisch-Braten, nur Oswald Achenbach allein schob, ohne viele Worte zu verlieren. Die Andern bei den Tischen lachten, scherzten oder sangen. An unserem Tische war es indeß trotz dem Abgange Knaus und noch einiger Kegelschieber lustig und heiter, die leeren Sitze waren gleich durch Andere besetzt worden, der Kellner brachte Bier und Speisen. Da kamen nun so verschiedene Anekdoten, meist aus dem bunten Künstlerleben der Stadt, zum Vorschein, über die eigentliche Kunst jedoch wurde wenig gesprochen.

Als ich darüber meine Verwunderung ausdrückte, raunte mir mein Nachbar, ein Architekturmaler, zu: daß man über das Ernste der Kunst mehr im Atelier nachdenke und die Abendzeit im Malkasten nur der Unterhaltung und Zerstreuung widme. Nur bei den Sitzungen wird über das

*) Anker, ein Eimer.

Digitized by Google

Intereſſe der Kunſt verhandelt, denn, uneinig ſind dieſe Herren ebenſo wie überall, wo mehr als ein Maler lebt; nur wenn ein Angriff von Außen her auf einen, zu welcher Partei immer gehörenden, Künſtler geſchieht, dann ſchaaren ſie ſich zuſammen zur Vertheidigung und ſind einig.

Doch zurück zu unſerem Tiſch.

Da der Anker Bier nur bei uns zu vertrinken war, und die Kegelſchiebenden durch die Anſtrengung Durſt, und zwar ſehr viel Durſt bekamen, auch nicht ſo ganz glücklich im Spiele waren, ſo kam Knaus der Vierſchrötige nebſt Zweien wieder zu uns, um auch einen Theil von dem Gewinn zu haben. Nun wurde es lebhafter, denn Knaus hatte eine tüchtige Stimme, und auch den zwei Andern ſchärfte das Bier die Kehle und ſtärkte die Lungen zum kräftigen Gebrauch ihrer Stimmmittel.

„Ihr wißt ja," rief Knaus, „daß Chapelle von ſeiner Rheinreiſe zurück iſt?"

„O ja," erwiederten Einige; und der Architekturmaler, ein kleiner mit einem ziemlichen Bäuchlein verſehener Mann, mit einem vollen Geſicht und kleinwinzigen, ſchwarzen, lebhaften, funkelnden Aeuglein, trachtete mit ſeiner feinen Stimme ſich Gehör zu verſchaffen.

„So hört doch nur Den da an!" rief Happel laut in das Gewirr mitten hinein.

„Ich will was von Chapelle erzählen, etwas ſehr Komiſches!" wiederholte der Architekturmaler.

„Wer will von mir reden?" rief inzwiſchen eine volltönende Stimme. Es war die Chapelle, eines jungen luſtigen Patrons. Er wurde mit vielem Gelächter empfangen.

„Biſt ſchon zurück?" riefen Einige.

„Angebracht?" ſchrieen Andere.

„Laßt mich doch zu Worte kommen, Leute! ich bin außer Athem. Bier oder Wein, Kellner! gib was Du willſt, ich zahle ſo heute nicht," rief der Angekommene.

„Der Wirth hat für Dich extra eine Tafel machen laſſen," rief Knaus ihm zu, „auf dieſer ſollen Deine Schulden allein prangen. Das iſt ein köſtlicher Einfall! Doch erzähle von Deiner Reiſe; haſt einmal den Rhein geſeh'n, Chapelle, nicht wahr?"

„Soll der Teufel den Rhein, die Eiſenbahnen und die Dampfſchiffe holen!" fluchte in einem Athem Chapelle; „aber zuerſt unſern Tiſchler, denn dieſer Eſel iſt allein daran Schuld. Denkt Euch nur! Ihr wißt, daß ich Schulden, und zwar ſehr viele habe."

„Leider, lieber Freund!" rief Knaus; „nicht nur wir wiſſen, daß Du und Andere Schulden haben, auch die Hausherren wiſſens; denn geſtern ſagte ſo ein Hausinhaber zu Friedrich, als er ein Quartier anſah: „Schneider und Maler nehmen wir nicht ins Haus."

Ein Hallogeſchrei ertönte.

„Nun Ihr wißt, vorige Woche konnte ich wegen dem verteufelten Gerichtsvollzieher nicht aus dem Hauſe. Ich liege noch im Bette, da klopft Einer an und ſetzt ſich, Geld fordernd, zu meinen Häupten nieder. Ich ſage ihm: daß ich durchaus keines habe, auch gar nicht aufgelegt ſei, mich mit ſolchen Lappalien abzugeben — er rührt ſich mir nicht von der Seite, nur ſein Blick überfliegt prüfend die Möbel meines Zimmers. „Mein Herr," ſag' ich zu ihm; „laſſen Sie mich ſchlummern und gehen Sie!" — ziehe aber ganz ſachte meine einzigen Unausſprechlichen aus zärtlicher Fürſorge zu mir in's Bett hinein.

Pum! pum! da tritt nach ungefähr einer Stunde der Zweite in's Zimmer und läßt ſich, als wolle er den andern jener zwei Engel abgeben, die den Menſchen in ſeinem Schlummer beſchützen und bewachen, zu meinen Füßen nieder. Er ſpricht gar nichts, ſondern zeigt mir nur die Vollmacht zur Pfändung, dabei ſieht er ernſt und argwöhniſch auf ſeinen früher gekommenen Herrn Kollegen, dann zählt er die Häupter ſeiner Lieben, nämlich Tiſche und Stühle. — Meinetwegen, dachte ich mir, ſchaut Euch Alles an, laßt mir nur den Rock da; doch zur größern Sicherheit ziehe ich ihn mir auch in's Bett hinein zu ſeiner Freundin „Inexpreſſibles" und halte beide unter der Decke krampfhaft feſt, entſchloſſen, mich unter keiner Bedingung von ihnen zu trennen. Da jeder der beiden Gerichtsvollſtrecker von einem andern Gläubiger geſchickt worden war, und jeder natürlich ſich zuerſt bezahlt machen wollte, ſo hoffte ich die beiden Leute zuſammenzuhetzen. Es wäre mir auch gelungen, hätte nicht der Hausherr, von meinen Beſuchen unterrichtet, den Spaß verdorben, indem er höchſt ungelegen in die Stube trat und erklärte, daß Alles, wie es liege und ſtehe, ſein Eigenthum ſei. Endlich verſprach ich ihnen gerecht zu werden, indem ich ſichere Hoffnung habe, mein Bild, das ſich in der Ausſtellung befindet, zu verkaufen. Sie zogen ab; ich ging in die Ausſtellung, um beim Tiſchler nachzufragen, ob der Fremde, den mein Bild intereſſirte, etwas Näheres über den Kauf hätte ſagen laſſen. Er bejaht es und ſagt zugleich, daß der Herr das Bild um hundert Thaler wol nehmen würde.

Hundert Thaler? Er ſoll's haben, und meinen wärmſten Dank noch gratis dazu! Wo logirt er? — „Im alten Kaffeehaus." — Ich fliege mit dem Bilde, das ich ſchnell einpacken ließ, hin — frage — Er war mit dem Morgenzug nach Köln abgefahren! Herr Gott von Spandau, gleich hinterdrein mit dem Mittagszug! Aber ich habe kein Geld; woher alſo eines nehmen, das iſt die Frage. Schickſal, ſprich, wer borgt mir eins? Ich laufe zu Scheuren, mir welches zu pumpen — Scheuren hat ſelbſt keinen Knopf. Alſo wohin? zu wem? Und der Mittag iſt bald da! Glücklicher Weiſe begegne ich den einen Gerichtsvollſtrecker; ich ſtürze auf ihn zu, entbiete ihm meinen Gruß, ſpreche mit ihm über das Schwere und Unangenehme ſeines Geſchäftes, ſeiner Stellung und — leihe mir einiges Geld von ihm. Er thuts —"

Lautes Gelächter erſchallte, in das ſelbſt der Erzähler herzlich einſtimmte.

„Flugs auf die Eiſenbahn, und raſch auf der vierten Klaſſe nach Köln. Dort angekommen, eile ich in das mir bezeichnete Hotel, in welchen der Fremde logiren ſollte; putze mir die Stiefel, zupfe die Manchetten in die Höhe, und höre dann vom Oberkellner: daß Herr S. nach Bonn abgefahren! Das war denn doch mehr als zu viel für einen Maler! Was ſollte ich thun? Bonn iſt nur ein paar Meilen entfernt; alſo fort, fort nach Bonn, aufgeſetzt und dem Fremden nachgejagt wie ein Steckbrief! In Bonn putzte ich mir nicht mehr die Stiefel, um keine Minute zu verſäumen. Ich ſtürze wieder mit dem Bilde in der Hand die Treppe des Hotels hinauf und erfahre — daß ihn der Teufel ſo eben nach Koblenz geführt habe!

Köln, Bonn und nun Koblenz — Ihr könnt Euch denken, welch' hölliſcher Humor mich jetzt anwandelte.

Ich wußte, aufrichtig geſagt, nicht, was ich machen

Digitized by Google

sollte. Die Fahrt kostet zwar nicht viel, aber ich hatte auch nicht mehr viel in der Tasche. Es war nun zweierlei zu erwägen: Kehre ich unverrichteter Sache heim, so habe ich Spott, eine neue Schuld und erst noch immer kein Geld; die zwei Gerichtskonstäbler lauern inzwischen irgendwo auf mich, und der eine von ihnen ist noch obendrein mein Gläubiger! Oder aber rutsche ich auf gut Glück nach Koblenz und, gesetzt den Glücksfall, hole ich diesen unglückseligsten aller Bilderkäufer ein, so ist ja noch immer zu riskiren, ob er überhaupt das Bild nimmt; er kann sich inzwischen anders besonnen haben. Eh, dachte ich mir endlich, bist Du einmal in Bonn, so wird's Dich nicht mehr umbringen, wenn Du auch Koblenz besuchst. Ich hatte bisher die Rheinreise immer verschoben, weil ich nie so viel besaß, um dieselbe wie ein Gentleman machen zu können; jetzt schien das Schicksal selbst mich dazu zwingen zu wollen — also frisch nach Koblenz: das Glück ist ja dem Kühnen hold! — Ich bestieg das Dampfschiff und mein Bild als meinen Hoffnungsanker fest in beiden Händen haltend, steuerte ich wolgemuth den schönen Rhein hinauf nach dem alten Confluens. Dort angelangt, ging ich schon ein wenig abgekühlt und bedeutend müde nach dem bezeichneten Hotel. Mit schwerem Herzen trete ich in's Gasthaus, frage und erfrage — daß der vertrakte Fremde knapp vor meiner Ankunft nach Mainz abgereist sei. Unglückselige Reise! Nun blieb mir nichts mehr übrig als meine Verfolgung aufzugeben; denn die Jagd nach dem Bilderkäufer hätte vielleicht gar zu einer Reise um die Erde sich ausdehnen können, und dazu hatte ich weder Geld noch Lust genug. — Da saß ich denn mit meinem Bilde im Gastzimmer mit ähnlichen trüben Gedanken, wie sie Mungo Park unter den schwarzen Teufeln im Fetischlande gehabt haben mochte; denn ein Rheinischer Zahlkellner ist gleich einem Wilden, wenn er zur Erkenntniß kommt, daß sein Gast keinen Fetisch mehr bei sich habe. Aber was half all mein Zähnekuirschen, mein Verwünschen aller Lokomotive und Dampfschiffe, welche die Kunden hilfebedürftiger Künstler so schnell zum Teufel führen? Trotz meiner leeren Taschen bekam ich einen riesigen Appetit und einen Durst wie ein Meerfisch, beim Lesen des Speisezettels schon verduftete alle meine Scheu und Besorgniß, ich ließ tüchtig auftischen, brach auf die Gesundheit Vater Rheins zwei Flaschen die schlanken Hälse und — glaubt Ihr's oder nicht — je mehr ich trank, desto mehr Durst und Feuer und Muth goß ich in meine Seele, bis ich zuletzt in die dritte Etage, welche ich wegen der herrlichen Aussicht auf Ehrenbreitenstein genommen hatte, ganz fidel sprang und stolperte, und bald selig wie ein glücklicher König einschlief. — Des andern Morgens sandte ich das Bild unter meiner Adresse nach Düsseldorf — der Hausherr mußte die Transportgebühren natürlich zahlen — und wollte mich dann als ein paßloses Individuum hieher spediren lassen. Um diesen Zweck, auf Anderer Kosten heimzureisen, zu erreichen, wanderte ich nach dem Paßbureau; — doch sieh da! ein alter Bekannter, der Maler Fischer, begegnet mir. Der mußte natürlich herhalten und — — — da bin ich nun wieder wohlbehalten in Eurer lieben Mitte, und lustig und fidel wie immer."

Der ganze Tisch klatschte und jauchzte dem genialen Reisenden Beifall zu.

„Da kommt Scheuren!" rief Chapelle dazwischen und ging mit einem vollen Glase dem Eingetretenen entgegen.

Scheuren ist unter der Mittelgröße, in der letzten Mannesblüthe, hat ein schmächtiges Aeußere, lebhafte Augen und ein glattes Gesicht. Da er — es war im Sommer — eine weiße Mütze trug, so meinte ich beim ersten Anblick, der Mann sei ein Rekrut auf der Durchreise. Er war, wie ich später oft genug Gelegenheit hatte zu bemerken, einer der genialsten, wenn nicht der genialste, unter den Landschaftsmalern; ich sage: war; denn seine übersprudelnde Phantasie, sein reicher Farbensinn und die Leichtigkeit, mit der er Alles auffaßte und genial hinwarf, rissen ihn von der ernsten, rechten Bahn der Natur und des Studiums ab. Seine Hand war zu schwach, das geflügelte Roß zu lenken, es schlug und biß um sich, bis es ihn endlich abwarf. Nun geht er zwar zu Fuß, mit einem Stückchen Mähne, das er beim Falle noch dem Flügelroß ausgerissen, den holperigen Weg der Kunst; aber selbst da ist er genial. Seine Randzeichnungen und Illustrationen sind voll überschwenglicher Phantasie, geistreich und anmuthig gezeichnet und geordnet. — So viel über Scheuren als Künstler. Als Mensch ist er äußerst zartfühlend, und da er Phantast, melancholisch, trübsinnig, launenhaft, furchtsam; leicht erregbar für alles Schöne und Pikante, erzählt er auch äußerst unterhaltend und pikant; sein gewöhnlicher Ausruf ist: „Ah, das ist herrlich! das ist fein, äußerst fein!" Als letztes Wahrzeichen seiner Genialität sei noch angeführt, daß er selten Geld besitzt, aber unter seinen Freunden immer, selbst wenn ihn der Schuh drückt, aufgeräumt, fidel ist und keinen Geldwerth kennt.

Kaum hatte sich Scheuren in unserer Mitte niedergesetzt, als sich wieder die Gartenthür öffnete, um zwei Männer hereinzulassen, deren Namen europäischen Klang haben. Es waren Lessing und Achenbach; Letzterer kam mehr gestürzt als gegangen. In diesem Augenblick trat aus dem Innern des Hauses Lentze, der deutsche Amerikaner, einer der ersten Historien- und Genremaler Düsseldorfs, und ging rasch auf die beiden Koryphäen der Kunst zu. Um die drei Männer besser beobachten zu können, stieß ich leise meinen Freund, wir standen auf und machten uns in der Nähe dieser Größen Etwas zu schaffen. Bald kam auch Scheuren zu uns, der mit Z. auf freundschaftlichem Fuße stand. Scheuren hatte mit Achenbach zugleich unter Schirmer studiert, konnte mir also über das Leben und den Charakter seines früheren Kollegen die besten Aufschlüsse geben.

„Sehen Sie," sprach er zu mir; „der dicke Blonde, der da wie ein junger Bullenbeißer aussieht und thut, das ist Achenbach, der den europäischen Ruf hat. Ein tüchtiger Künstler."

„Man möchte in diesem breiten Gesichte, in diesen blauen, hervortretenden Augen, in dieser aufgespalten Nase durchaus nicht den Mann suchen, der solche Bilder malt," bemerkte ich.

„Nicht wahr, Freundchen?" rief Scheuren freudig auf. „Gelt, der hat Poesie, der mal' fein, wie? Und wie jung er ist! Ja ihr Leute draußen werdet glauben, wer weiß wie alt wir hier sind; aber gelt, wir sind junge Männer?" Dabei zupfte und richtete er sich eitel seine Kravate, die mir wie ein falscher Ton in einem Adagio vorkam. „Aber," fuhr er fort; „was ist Achenbach gegen den neben ihm stehenden großen Dünneru! das ist Lessing, groß als Historien- oder Geschichtsmaler, doch noch größer als Landschafter, ei!"

Digitized by Google

Dabei seufzte Scheuren in Erinnerung an die unsterblichen Werke dieses herrlichen Genius schwer auf. Bald jedoch hatte er seine heitere Laune wieder gewonnen. „Da sehen Sie nur, wie Achenbach mit den Armen gestirt, wie er den Kopf, der auf dem Stiernacken wie angesteckt sitzt, hin und her dreht! Ja, Sie haben Recht: kein Mensch möchte aus dieser Figur das Genie herausfinden. Und 's ist merkwurdig, wie er auffaßt; nur sehr wenig malt er nach der Natur, meist zeichnet er in sein Skizzenbuch."

„Das ist fast unglaublich," bemerkte ich zweifelnd.

„Gelt? Ich würde es auch nicht glauben, aber er sagt's, und Andere auch, wenigstens hat er nicht viel gemalt.—Der dort," erklärte Scheuren weiter, „ist Leutze, ein geborner Amerikaner, Sohn ausgewanderter Düsseldorfer—prächtiger Kerl, malt gerade an „Washingtons Uebergang über den Delaware," ein maschinöses Bild, lebensgroße Figuren."

„Und der Dritte ist Lessing?" frug ich, mit scheuer Ehrfurcht den Mann betrachtend, welcher der Geschichtsmalerei eine neue, protestantische Richtung zu geben bemüht war. Lessing ist groß, knochig; sein Antlitz schön und edel geformt, mit intelligenten, gleich beim ersten Anblick gewinnenden Zügen. Sein seelenvoller Blick ist ruhig, aber man fühlt, steht man diesem Geiste gegenüber, daß in dem ruhigen Blicke eine geistige Kraft lebt, die nur wenigen Menschen auf Erden verliehen ist. Schlicht herabhängendes braunes Haar und ein Vollbart von derselben Farbe beben die männliche Bräune des edlen Gesichtes. Sein Anzug war höchst einfach: Ein dunkelgrüner langer Rock mit einer breiten Mütze, die sein Gesicht stark beschattete. Frack trägt er nie, selbst nicht in Gesellschaften; und wird er zu einem der königlichen Prinzen gerufen, so läßt er sich dieses Kleidungsstück von seinem Dienstmädchen bis in das Hotel tragen, wo er es erst anlegt. Die Direktorsstelle war ihm schon oft hier und im Auslande angetragen, aber jedesmal entschieden von ihm abgelehnt worden. Lessing ist in seinem Betragen höchst einfach, fein, liebenswürdig, kurz Lessing ist ein Künstler jeden Zoll breit, er ist der Einzige, den ich bisher gefunden, mir das Ideal eines Künstlers, wie es in meinen Träumen lebt, verwirklichen zu können; denn Lessing kennt seinen Werth, kennt die Stufe, auf welcher er steht, und ist nicht stolz, ja die Bescheidenheit selber gegen Jeden. Im Urtheilen ist er gegen seine Freunde wie gegen die Schüler der Akademie gleich human, liebenswürdig, gründlich, wie ein Freund dem Freunde gegenüber, den er belehren will. Folgendes möge als Beispiel dienen. Als einstens Professor Schirmer krank war, ersuchte er Lessing, seine Lieblingsschüler in der Klasse zu besuchen und zu korrigiren. Bereitwillig that Lessing dies nicht nur bei diesen, sondern ging zu jedem Einzelnen, sprach mit ihm und korrigirte. Nur bei Einem, der Marine (Seegegenstände) malte, machte er eine Ausnahme. „Mein lieber Freund," sagte er, „ich würde Sie sehr gerne auf vorkommende Fehler aufmerksam machen; aber ich habe bisher die See noch nicht gesehen und kann daher nicht mit vollem Recht und voller Ueberzeugung sagen: hier ist ein Fehler." — Könnte Mancher, der durch eigenes Verdienst oder durch Protektion eine Rangstufe in der Kunstwelt erreicht hat, sich ein Beispiel an diesem großen Künstler nehmen! Ja, ja, Bescheidenheit ist eine Tugend, die weder im Bierkruge, noch zu Augusta, der Hauptstadt der Triverefer, gefunden wird.

Nachdem mir Scheuren noch einige Anekdoten über die drei Kunstkoryphäen erzählt hatte, wanderte ich mit ihm durch den erleuchteten Garten und die lustige Gesellschaft in die eigentliche Trinkstube. Das Zimmer war ein ganz gewöhnliches und hatte nur das einzige Interessante, daß rings an den Wänden die flüchtig gemalten aber frappant ähnlichen Porträts aller hervorragenden Mitglieder des Malkastens hingen. Mein freundlicher Cicerone nannte mir jeden einzeln, von den meisten gab er eine charakteristische Anekdote zum Besten, die er besonders gut und anziehend zu erzählen wußte. Als wir wieder in den Garten traten, wurden wir Zeugen einer eigenthümlichen, äußerst komischen Szene. Es waren nämlich zwei neue Mitglieder in den „Malkasten" aufgenommen worden, welche einige Anker Bier zum Besten gaben. Das war nun ein Leben voller Wonne und voller Bier, eine friedliche und harmlose Illumination sämmtlicher Köpfe. In Happel hatten diese Freuden-Anker die Sentimentalität vom Grunde gehoben, er ging, das Bierglas in der Hand, tiefsinnig auf und ab und blieb endlich vor Müke stehen, auf den er einen unendlich traurigen Blick warf. Müke stand mit noch einem „Malkästner" auf sehr wankenden Beinen da und suchte augenscheinlich den verlornen Schwerpunkt, den er wahrscheinlich beim ersten Fall auf der Erde liegen gelassen hatte. Happel trat näher, er faßte seine Hand und schüttelte sie heftig.

„Willst Du schon fort?" frug ihn der Wankende.

„Von hier noch nicht," entgegnete mit tiefem Ernst Happel; „aber"—hier entstürzte eine erbsengroße Thräne seinem Auge — „aber der Doktor hat mir gestanden, daß ich nur noch drei Jahre zu leben habe, und das fiel mir heute zentnerschwer auf die Seele."

„Nur drei Jahre noch?!" stammelte Müke zum Tode erschrocken, dann stürzte er seinem Freunde in die Arme, umfaßte ihn krampfhaft, und unter einer Fluth von Thränen wiederholte er den schrecklichen Ausspruch des Doktors: „Nur drei Jahre!"

Beide weinten im gegenseitigen Schmerz, Beide stammelten, Aug' in Auge gesenkt und zuweilen sich mit aller Inbrunst küssend, mit dumpfer, tonloser Stimme: „Nur drei Jahre! nur drei Jahre noch!" Und um Beide herum zogen die jüngeren Maler und Schüler einen Kreis und brennende Späne hoch empor haltend jubelten sie: „Der Professor ist knüll u. s. w." — Das Ganze bildete eine höchst komische Szene.

Gegen zwölf Uhr waren nur noch Wenige im Garten und zwar um den mittleren runden Tisch versammelt. Da entfaltete Freund Scheuren seine glänzende Unterhaltungsgabe. Er hatte Mosler bringen lassen und traktirte uns. Es schlug eben Eins und auch unser kleiner Zecherkreis hatte sich bedeutend gelichtet, da ertönte in der Ferne männlicher Gesang, accompagnirt von Guitarren. Der Gesang kam näher, Scheuren stürzte hinaus und lud die Sänger ein einzutreten. Es waren lustige Patrone, die von einer Landpartie heimzogen. Sie mußten singen, spielen und trinken. Durch den Gesang wurde Scheuren ebenfalls melancholisch, er erhob sich, um nach Hause zu gehen.

„So darfst Du nicht fort aus dem Malkasten, Theurer!" rief Chapelle. „Wir müssen einen Zug bilden: die Musik voran, dann Du, und dann wir." — Einstimmig wurde der Vorschlag angenommen und wir traten um halb zwei Uhr Morgens den Rückweg in unsere Wohnungen durch

Digitized by Google

den Volksgarten an. Da Scheuren sehr angegriffen war, so bot ich ihm meinen Arm, den er auch dankbar annahm; und so zogen wir durch das nächtliche Dunkel des Volksgartens in die Schidonstraße, wo Scheuren wohnte. Ich äußerte über den Lärm, den man machte, einige Bedenklichkeiten; aber Chapelle tröstete mich damit, daß die Künstler in besonderem Respekt stünden und der bloße Name Maler schon wie eine Zauberformel auch den unbändigsten und poesielosesten Nachtwächter banne.

Folgenden Tags besuchte ich mit Freund Z. den Maler Leu. Ich sah ein kleines, dürres, eingegangenes Männchen, das mir wie ein abgewirthschafteter Schneidergeselle vorkam, auf einem, ehemals überzogenen Divan sitzen und ein Bild betrachten. Seine Höflichkeit war trocken und einsilbig. Nachdem ich sein Bild angesehen und das Kindergeschrei, das aus dem Nebenzimmer tönte, mitangehört hatte, empfahl ich mich, besuchte dann den jungen Grafen Kalkreuth, der einer der tüchtigsten Repräsentanten der Düsseldorfer Malerschule werden wird, und schloß für heute meine Atelierschau, und somit für Sie, meine Herren, auch die flüchtige Skizze von „Düsseldorfer Künstlern." —

„Ah," ertönte aus dem Gewirre der schnell hinter einander folgenden Fragen und Antworten meiner Waggonskollegen die singende Stimme Sachsens: „Die Maler sind lustige Patrons, vorzüglich wenn sie nach der Natur malen; nicht wahr?" — Ich bejahte die Frage.

„Ist gewiß auch viel Spaß damit verbunden?" fragte der Preuße.

„Sehr viel," gab ich zur Antwort.

„Ach ja," meinte die singende Stimme, „überhaupt alle diejenigen, welche viele Reisen zu Fuß machen, wie z. B. Mineralogen, Botaniker, Mal —"

Hier brach der Prager in ein ungeheures Gelächter aus.

„Und wie sind denn die Prager Kunstzustände?" frug mich der Preuße. „Sie werden gewiß einige köstliche Anekdoten zu erzählen wissen, so à la Malkasten?"

„Mir fiel eben die höchst possirliche und in ihrer Art originelle Gestalt eines Kupferstechers ein," erwiederte ich.

„So erzählen Sie!"

Mein Landsmann lachte noch immer fort. Da uns dies doch schon zu lang dauerte, so bestürmten wir ihn mit Fragen über den Grund seines Gelächters. „Ich erinnerte mich nur," sagte endlich der Prager, tief Athem holend, „an die Erzählung eines reisenden Botanikers."

Nun erhob sich großes Geschrei. Die eine Partei wollte, mein Landsmann solle früher seine Erzählung zum Besten geben; die andere aber verlangte, ich möge die meinige vortragen. Da wir zu keinem Resultate gelangen konnten, so machten wir beiden Böhmen uns einen Spaß und appellirten an den Aeltesten unter uns, also an jenen Mann, der kürzlich unsern Kreis vergrößert hatte, als an den Schiedsrichter. Der Mann dachte gar nicht lange nach, sondern gab das schnelle Urtheil: „Sie haben wollen von einem Kupferstecher erzählen, nicht wahr? Gut. Und Sie von einem Bo — Bo —"

„Botaniker," ergänzte der Prager.

„Nun so geben Sie die Kupferstechergeschichte zum Besten; denn ich habe Vorliebe für Alles, was mit Kupfer umgeht, weil mein Sohn ein Kupferschmied ist."

Ganz natürlich brachen wir, mit Inbegriff des weisen Richters, sämmtlich in ein homerisches Gelächter aus. Als sich dasselbe gelegt hatte, zündete ich mir eine Cigarre an und begann:

Der Deklamator.

„Unser Kunstleben, meine Herren, ist wirklich ein künstliches Leben; von heute auf morgen, auf übermorgen und überübermorgen denkt bei uns gar nicht der Künstler, denn er hat genug mit dem Heute zu thun und ist zufrieden, wenn er am Morgen Etwas hat, das ihm sein Leben und das Leben für die Kunst erhält; denn bei uns lebt nicht die Kunst, sie vegetirt blos, und ihre Priester sind wie die Priester der Indier — sie lassen sich durch Bajaderen mager füttern. Und so erging es auch dem Haupthelden meiner Erzählung, einem Kupferstecher. Doch zuerst muß ich Ihnen eine kleine Skizze von seiner Aeußerlichkeit entwerfen, denn seines Physis glich auch seine Psyche. Wir wollen ihn Lustig nennen. Aber das Männchen war eine traurige Lustigkeit, oder wenn Sie wollen, eine komische Traurigkeit; denn die Natur hatte es im vollen Sinne des Wortes gänzlich vernachlässigt, und da es die Natur that, so thaten es auch die Menschen. Der Mann war paar Zoll über vier Schuh, doch robust und knorrig gebaut, hatte einen ziemlich großen Kopf mit struppigem Haar; bürstengleiche Brauen überschatteten zwei elegisch blickende Augensterne; von diesen zog sich die Nase herab und endigte in ein breites Plateau, wie der Tafelfelsen am Kap der guten Hoffnung. Vom Munde konnte man sagen, daß er mehr schön verschnitten als schön geschnitten und sehr groß war, und hatte, öffnete ihn sein Eigenthümer, täuschende Aehnlichkeit mit unserem weiland bei Seite gelegten Höllenrachen in „Don Juan." Der Rumpf, der den Kopf trug, war, wie schon erwähnt, robust und breitschultrig, dagegen aber das „Untergestell" durch die obere Last so eingedrückt, daß die Beine zwei großen „Kipfeln" glichen. Sein Anzug bestand im Sommer aus Nankinghosen, violettgeblümter Weste und einem ehemals braungrünen Rock mit beträchtlich langen Schößen; ebenso war sein Gallafrack mit äußerst langen Zipfeln und einem Kragen bedacht, der einer Wallmaner gleich um den Kopf lief und vorn auf der Brust in zwei gewaltige Klappen sich verflachte. Im Winter warf er um diese Bekleidung einen jener Mäntel um, der gegen acht Krägen wie eine Freitreppe anhatte.

Dieser arme Teufel war Kupferstecher im vollen Sinne des Wortes, er schaufelte mehr als er stach, Kupfer aus der Platte. Er machte meist Heiligenbilder und Soldaten — Arbeiten, die sehr schlecht bezahlt werden. Da verfiel er, um seine Einkünfte in etwas besser zu stellen, auf den tollen und komischen Gedanken — zu deklamiren. In diesem Gedanken bestärkten ihn einige Spaßvögel und machten dem armen Teufel, als er ihnen einige Gedichte vordeklamirte, Elogen über seinen drastischen, noch nicht dagewesenen Vortrag. Im letzteren Falle hatten wol die lustigen Patrone vollkommen die Wahrheit gesagt; es gab in der That nichts Komischeres als diese kleine krummbeinige Figur die ernstesten Gedichte von Schiller — denn Schiller war sein Lieblingsdichter — vortragen zu sehen und zu hören. Vorzüglich ließ er seine Wuth an Balladen aus. Anfangs trug er die einstudierten Deklamationsstücke in dem engen Kreise einiger Bürgerfamilien vor, welche ihm seine Freunde Spaßvögel geöffnet hatten; bald jedoch verbreitete sich sein Ruf weiter, bis er selbst in die Salons der Aristokratie drang. Nun war er glücklich, überselig. Er, der früher im größten

Digitized by Google

Galopp durch die engsten und abgelegensten Gäßchen wakkelte, um ja nicht vielen Leuten zu begegnen, schritt jetzt mit einer gewissen würdevollen Nonchalance durch die breitesten Straßen der Stadt, grüßte mit vornehmem Kopfnicken hie und da einen Bekannten, blieb da und dort stehen, sprach mit dem Einen über Kunst und soziales Leben, mit dem Andern über Poesie und den göttlichen Schiller. Trotzdem er nun etwas mehr Geld in der Tasche hatte, so blieb er doch seinen zwei Hauptgewohnheiten treu, nämlich seinem Anzug und seinem Kostgeber. Letzteres bedingt das Erstere. Er bekam nämlich in einer Klosterküche sein Mittagsessen, das er sich immer nach Hause trug. Um aber dadurch an seiner Würde nichts zu verlieren und dieses öffentliche Geheimniß so viel als möglich zu bemänteln, hatte er den genialen Einfall, den Topf, darin sein Essen sich befand, auf den Kopf zu stellen und denselben sodann mit dem Hute zu bedecken. Da geschah es nun manchmal, daß er hochgestellten Damen, bei welchen er deklamirt hatte, begegnete; seine Verlegenheit war zwar sehr groß, doch verlor er seine Geistesgegenwart keineswegs, sondern blieb stehen und, den gefährlichen Topf mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers balancirend, salutirte er die vorbeigehenden Damen.

Ich hatte das Glück, einer seiner Deklamationen in einem aristokratischen Cercle beizuwohnen — es war das Komischeste, was ich in meinem Leben je gesehen und gehört. In der Mitte des Salons stand ein Tisch, daneben ein Sessel und ein Schemmelchen; um diese improvisirte Bühne herum saßen die Gäste im Halbkreis, unterhielten sich theils mit Gespräch, theils erwarteten sie voll Neugierde das Ein- und Auftreten des Deklamators. Dieser aber hatte inzwischen mit Scrupeln, die schwer auf seinem Künstler-Gewissen lasteten, einen gewaltigen Kampf zu bestehen. In Schiller's „Handschuh" wirft nämlich der Ritter Delorges den Handschuh, welchen er aus der Mitte der wilden Bestien geholt, dem koketten Fräulein Kunigunde ins schöne Gesicht. Das wollte nun unser Deklamator, um den Worten den nöthigen Nachdruck zu geben, auch thun und irgend einer Dame den Handschuh in's Gesicht werfen. Dagegen protestirte die Dame vom Hause. Es gab eine lange und lebhafte Debatte; er behauptete: er könne diese herrliche Ballade nicht im Geiste ihres Dichters vortragen, dürfe er die effektvollste Stelle nicht mit der unbedingt nöthigen Mimik und Aktion darstellen. — —

Endlich trat er auf. Das Gemurmel und unterdrückte Lachen der Gäste hielt er für Zeichen des Erstaunens. Die Geschicklichkeit, mit welcher er die Stüble und den Tisch erkletterte, hatte er sich durch vielmaliges Wiederholen erworben. Oben angekommen warf er einen ernsten Blick auf den schönen Kranz der anwesenden Damen, darauf verneigte er sich dreimal mit unbeschreiblicher Grandezza und — die Damen bissen sich die schönen Lippen fast wund, um ihr Lachen zu unterdrücken; denn hätte er nur im entferntesten gemerkt, daß er der Gesellschaft zum Gegenstand des Spottes oder Gelächters diene, er würde augenblicklich seinen erhabenen Standort verlassen haben.

Er begann — — —

Wie soll ich Ihnen das schildern, was nun folgte? Es ist unmöglich! Wessen Zwerchfell in solchen Schwingungen war, daß er trotz aller Gewalt, die er sich anthat, den Ausbruch des Lachens nicht mehr unterdrücken konnte, fing nun mitten im Vortrage zu applaudiren an, ungeachtet des „Pst! pst!" der andern, besser Eingeschulten. Sie werden, meine Herren, Schillers „Handschuh" zu wol kennen, als daß ich Ihnen die betreffenden Stellen wörtlich citiren sollte. Beim jedesmaligen Herausstürzen irgend einer Bestie aus dem geöffneten Thor des Löwengartens kopirte der Deklamator das Gebaren des wilden Thieres und als Löwe herum

Auf dem Tisch mit bedächtigem Schritt
Der Deklamator tritt,
Und sieht sich stumm
Ringsum,
Mit langem Gähnen,

(Hier riß der Deklamator seine Speisewerkzeuge gewaltig auf und streckte den Damen die Zunge entgegen)

Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und er lag weit hingestreckt auf seinem Bauche — die köstlichste Satyre auf den König der Thiere in seiner majestätischen Ruhe. Und als „das doppelt geöffnete Thor speit zwei Leoparden auf einmal hervor" — da sprang er wie besessen in die Höhe, verdrehte und rollte fürchterlich seine Augen; und als „der Löwe mit seinem Schweif schlägt einen furchtbaren Reif" — da faßte er seine gewaltigen Frackschöße und fuchtelte damit im Kreise herum, daß man seine Glieder knacken hörte. — Endlich kam der Schluß. Mit einem Blick, der selbst dem kühnen Ritter Delorges Ehre gemacht hätte, richtete er sich in die Höhe, daß der Tisch unter ihm zu murren anfing, und bei der Stelle:

„Und wirft ihr den Handschuh in's Gesicht;
Den Dank, Dame, begehr' ich nicht u. s. w."

suchte sich der Pseudo-Ritter die jüngste und schönste der Damen zum Ziel seines Wurfes aus und wollte ihn eben mit aller Kraft und Wahrheit darstellen — als er durch das zu weite Vortreten an die Kante des Tisches und die zu mächtige Armschwingung das Gleichgewicht verlor, vom Tisch herunterpurzelte und auf das Knie seiner Kunigunde stürzte, die mit einem Schrei aufsprang. Das Gepolter und das homerische Gelächter der Gesellschaft wurde nur durch das helle, ohrenzerreißende Gekläffe zweier Schoßhündchen über-

Digitized by Google

tönt, die mit aller Wuth über die „gefallene Größe" herstürzten.

Dieser Unfall hielt unsern Kupferstecher nichts desto weniger vom ferneren Deklamiren ab. Zuletzt ging er sogar „unter die Dichter," machte Gedichte, die natürlich ebenso originell-verrückt wie er selbst waren, und trug sie vor zahlreichem Auditorium vor. Mehre unserer ersten vaterländischen Dichter haben eigens für ihn und seinen Vortrag Gedichte geschrieben, so z. B. Saphir, welcher ihm sogar, als er ihn einmal deklamiren gehört, einen eigenen Artikel in seinem „Humoristen" gewidmet haben soll."

Nachdem meine Zuhörer sich satt gelacht hatten, kam die Reihe des Erzählens an den Prager und er begann:

Der Botaniker.

„Es ist ein Jahr," erzählte der Prager, „daß ich die Molkenkur in Kreuth durch acht Wochen lang benützte, und dann meinen Rückweg durch Tyrol einschlug. Sie können sich nicht die Freude vorstellen, meine Herren, als ich den Kurort im Rücken hatte und flüchtigen Fußes das schöne wild romantische Thal durcheilte, das endlich zur Schlucht sich verwandelnd, zum Achensee in Tyrol herabführt. Der Grund meiner Flucht aus diesem Ziegenmolkenkurkunstanstaltsgebäude galt eigentlich weniger der Molkenkur selbst, als dem niederträchtigen Kräutertrank, den uns der dortige Kurdoktor viertelseidelweise jeden Morgen auf nüchternen Magen einschlucken ließ. Dieser Höllentrank war so angenehm, daß ich jetzt noch, nach einem Jahre, nur schaudernd mich an ihn erinnern kann. Also ich hatte Doktor und Kräutersaft im Rücken, lachte mir eins in's Fäustchen und trollte mich lustig und leichter athmend weiter, aber bei jedem Geräusche mich erschrocken umsehend, ob nicht der Aesculap mit seinem Laboranten, der Gärtner und eigentlich der Koch dieser höllischen Medizin war, mit einer Dosis obenerwähnten Gebräues mir nachgelaufen komme. Doch dieser hielt mit eisernen Klauen seine dortigen Opferthiere fest und bekümmerte sich nicht mehr um den Flüchtigen. Wie ich nun so guter Dinge die steile Bergstraße herabwandere, sah ich paar hundert Schritte vor mir eine dunkle große Figur, auf deren Rücken Etwas in der Morgensonne glänzte. Im Anfange hielt ich diese Figur für einen betrunkenen Hausirer, denn sie wackelte in einem fort von einer Straßenseite auf die andere, hin und wieder blieb sie stehen, bückte sich und rupfte etwas ab, und setzte dann ihre Hogarthsche Schönheitslinienbewegung wieder fort. Als ich näher kam, sah ich meinen Irrthum ein. Es war ein Botaniker, und der glänzende Strich die Blechbüchse auf dem Rücken. Ich bot ihm einen guten Morgen, den er Anfangs, da er gerade wieder so ein Atom seines Steckenpferdes in der Gestalt und Farbe eines Gänseblümches gefunden, gar nicht gehört hatte. Den zweiten Gruß erwiederte er flüchtig, denn wieder hatte er so ein Kind des Gebirges erblickt, sammt Stumpf und Stiel ausgegraben und mit einer großen Selbstzufriedenheit in seine mitwandernde Pflanzentodtenkammer eingesperrt. Ich fuhr unwillkürlich zusammen, als ich jenes Behältniß und die Figur dazu erblickte, denn Ersteres erinnerte mich an den Trank in Kreuth, der Träger aber schien selbst aus einem Herbarium gekrochen zu sein, um sich an der Sonne zu wärmen. Da wir aber in der Anzahl der Streitkräfte ganz gleich standen, so drängte ich meine Angst zurück und knüpfte mit dieser magern Figur ein Gespräch an. Ich kann durchaus nicht gestehen, daß die Unterhaltung fließend war, denn besagter Botaniker kletterte alle Augenblicke auf die nieder gelegenen Felsen, oder er kroch den Hang dort, wo er nicht gar steil war, herab, immer neue Opfer seines Fanatismusses zu erhaschen.

So ging es fort, bis wir ein Wirthshaus erreichten und gemüthlich einzogen, um von dem Morgenmarsche unter den glühend schießenden Sonnenstrahlen etwas auszuruhen. Was mir am meisten bei diesem pflanzenreisenden Wanderer auffiel, war — daß er durch das offene Fenster sehnsüchtige und doch furchtsame Blicke auf die Gipfel der mächtigen Berge und Felsen warf, welche die Straße, an der sich das Wirthshaus befand, auf beiden Seiten einengten. Als ich ihn um den Beweggrund dieses seines Thuns frug, antwortete er mir im Anfange ausweichend, doch im Laufe unseres Gespräches (das jetzt zusammenhängender war) wurde er zutraulicher, bis er mir endlich sein Abenteuer erzählte:

Auf einer meiner Exkursionen in dem Thale, durch welches die Straße von Reichenhall nach Berchtesgaden führt, wurde ich durch eine auf diesen hohen Felsen wachsende Blume verleitet, mich auf den Fels hinaufzuwagen. In der Hitze, mit der jeder Botaniker von Fach seine Freude aufsucht, gewahrte oder achtete ich nicht, daß diese Gebirgseite große Schwierigkeiten in ihrer Erklimmung darbietet. Ich kroch wie ein Affe von Fels zu Fels, immer erpichter, das Gesuchte zu finden. Endlich, wie ich schon, Gott weiß wie lange, aufwärts gestiegen war, erblickte ich zu meiner größten Freude das Ziel meiner mühsamen Kriecherei vor mir von dem Rande eines Felsstückes auf mich herunter schauen. Mein Herz jauchzte vor Freude und ließ mich alle Müdigkeit rein vergessen. Ich hatte mit aller Kraftanstrengung nun eine ungefähr zwei Fuß breite Felsenkante erreicht, auf der eine kräftige Buche stand und ihre mit saftigen gelbgrünen Blättern geschmückten Aeste nach allen Seiten hin ausstreckte. Also bis hieher war ich gekommen; doch die Tiefe vor mir, und weiter hob sich beinahe senkrecht die Felswand in die Höhe, nirgends auch nur die geringste Spur eines zum Hinaufklettern möglichen Raumes. So stand ich trübselig da, die Felswand mit den gierigen Blicken messend und untersuchend, doch leider fand ich keinen Anhaltspunkt. Der Schatz aus Pandorens Büchse, die Hoffnung, wurde immer blässer, und die Furcht, die Zwillingsschwester des Schreckens, immer stärker, ich wollte nun trauernd das Ziel meines eigenen Steigens fallen lassen, um mich auf den Rückzug zu begeben. Ich danke noch heutigen Tages Gott, daß ich mich nicht früher und dann an ein aus einer Felsspalte herauslugendes Gestrüppe mich haltend, umsah; hätte ich frei hinabgesehen, so hätte ganz gewiß der Schwindel mich erfaßt und all meinen künftigen Forschungen und Mühen ein Ende gemacht. Sie werden wol schon die Erfahrung gemacht haben, daß ein Ersteigen viel leichter ausgeführt werden kann als ein Herabsteigen, wo man hinabsehen muß, um für die herabbaumelnden Füße einen Haltpunkt zu finden, und wo der ganze Körper mit dem zitternden Herzen und dem schwindligen Kopf auf diesen zwei Stützbalken aufliegt; ich durfte nun gar nicht herabsehen. Denken Sie sich, mein Herr, tief unten lag im dunklen violetten Abendschatten das Thal, eine große Nebelmasse, die gegenüber liegenden Berge waren so tief unter mir, daß ich gar kein Detail heraus finden konnte, und über diese Berge hinaus sah ich ein Meer von Felskuppen und Spitzen, aus welchen die Watzmänner mit ihrem ewigen Eis herausfahen, wie neugierige Nachtwächter.

Digitized by Google

Mag es gewesen sein, daß die Angst mir schon zu Kopfe stieg, oder waren wirklich die beiden Watzmänner über meinen Botanikermuth erstaunt, das weiß ich nicht, aber die benannten Herren mit ihrem „Gefrorenen" schnitten mir gar häßliche Gesichter zu.

Endlich ging die Sonne hinter die Berge hinab. Sie sank goldig hinunter, umtanzt von den kleinen Schmarotzerwölkchen, welche noch so viel als möglich von ihrem Glanze aufzufangen sich alle Mühe nahmen. Doch endlich war es aus mit der Herrlichkeit und mit dem erborgten Goldglanz der Wolken, sie wurden violet, dann grau, und in dieser Farbe zogen einige auf die beiden Watzmanns und machten sich's für diese Nacht bequem auf ihren Köpfen.

Das war Alles recht schön, aber mir war nicht recht angenehm dabei zu Muthe, denn nach und nach fing ich an meine Müdigkeit erst recht zu fühlen, doch Hunger hatte ich für den Augenblick gar keinen.

Ich konnte mir nie so recht die Empfindungen Maxens, als er auf der Martinswand stand, vorstellen, nun aber kannte ich sie, und vielleicht empfand ich sie mehr als er, denn er war ein jagdliebender ritterlicher Kaiser, und ich nur ein bescheidener, Blümchen suchender Botaniker.

Da die Nacht ihre grauen Flügel schon nach und nach ausbreitete, so mußte ich auf ein Nachtquartier bedacht sein. Da auf der Felskante ging es durchaus nicht, ich wäre herabgekugelt; so mußte ich also meinen lieben Baum besteigen, um zum erstenmal nach Vogelmanier zwischen dem Geäste viele Stunden in steter Angst zuzubringen — eine Situation, die wol sich unterhaltender anhören als mitmachen läßt.

Doch was halfs, ich mußte hinauf. Ich warf also, um besser kriechen zu können, die Büchse von mir und kroch hinauf. Ich fand zu meinem Glücke einen recht sichern Ort, wo ich bequem sitzen konnte; um nicht herabzufallen im Falle eines Schlafes, mußte ich mich mit einem Hosenträger an den Ast festbinden.

Zu allen meinen Schrecken, Müdigkeit und der Angst, auf welche Art ich morgen herabkommen könnte, gesellte sich auch noch die den Gebirgen eigene Nachtkühle, die durch meinen leichten Sommerrock, mich starr und steif machend, eindrang. So saß ich da mit knurrendem Magen, angsterfüllter Seele und vor Kälte zitternden Gliedern, wie ein Grauspecht, und dachte an Reichenhall und die Post, wo ich mein Zimmer mit einem weichen gefahrlosen Bette hatte, und wo ein warmes solides Nachtessen umsonst auf mich wartete. Endlich — nach langer Zeit erlag ich der Müdigkeit und schlief plötzlich ein. Als ich zeitlich früh durch die Kälte aufgeweckt wurde, fiel mein erster Blick herab in das noch im Dunkel sorglos schlummernde Thal, dann nach dem schön blauen Morgenhimmel, und der dritte Blick ersah noch das Blümlein, die Ursache meines Leidens, meiner Angst, meines Hungers und vielleicht meines Todes. Nun überlegte ich, auf welche Art und Weise ich mein Herabkommen von diesem nichts weniger als angenehm sichern Posten bewerkstelligen könnte.

Ich sah herab, fuhr aber gleich wieder zurück, als mein Auge den Weg ersah, den ich gestern heraufgeklettert war.

Nach langem hin und her Sinnen blieb mir kein anderes Mittel übrig, als meine Lunge und Stimme derart anzustrengen, daß ich von irgend Jemanden gehört werden möchte, der mich dann aus dieser verzweifelten Lage erlösen würde.

Mein einziger Trost war dieser, daß unten im Thale die Straße sei, folglich auch Menschen diesen gebahnten Weg betreten würden.

Durch eine Lücke zwischen den Blättern sah ich nach und nach die hellere Farbe der Straße mit ihren Wendungen aus dem Dunkel heraustreten. Es wurde immer lichter und lichter. Endlich glaubte ich etwas Menschenähnliches unten zu erblicken und fing zu schreien an.

Beim ersten Ruf flatterten hie und da erschrocken Vögel aus dem Grün hervor, die einigemal ihr Nachtlager umkreisten und sich auf und davon machten.

Die Angst hatte meine Sinne geschärft und die Kraft meiner Stimme gestärkt.

Das unten herumwandernde Wesen blieb stehen, ich schrie nochmals, es fing an sich schneller zu bewegen, bis es mir aus den Augen schwand. Da saß ich nun wieder, hustend und keuchend, frierend und hungernd, auch fingen mir meine Beine, die ich seit paar Stunden herabhängen hatte, steif und unempfindlich zu werden an, überhaupt war der Sitz keineswegs weich, wie Sie sich denken können; aber der Teufel frißt Fliegen in der Noth, und so mußte ich mich armer Botaniker auch in mein Loos ergeben, wie ein echter Philosoph, und das ertragen, was ich nicht ändern konnte. Das Mißglücken meines ersten Signalisirens schrieb ich dem Umstande zu, daß ich zwar gehört, aber nicht gesehen worden war, weil die Buchenblätter meinen unglückseligen Kadaver gänzlich verdecken mußten. Demnach band ich mich los, kletterte, in der gräßlichen Angst auszugleiten, vom Baume herunter, pflanzte mich auf die Felsenkante hin, zog mein rothseidenes Taschentuch hervor und meinen grauen Reiserock aus, um durch mein weißes Hemd, das in der Sonne weithin schimmern mußte, den vorübergehenden und durch meine Nothrufe aufmerksam gemachten Leuten desto eher in die Augen zu fallen. Sehen Sie, zu einem solch trivialen Kunstgriff mußte ein außerordentlicher Professor der Botanik sich herbeilassen, um nicht auf jener schwindelnden Höhe ein Opfer der göttlichen Wissenschaft zu werden!

Es gelang. Sobald ich wieder etwas Menschenähnliches unten auf der Straße entdeckte, schrie ich wie ein Wiener Hausknecht und schwenkte mein rothes Taschentuch, als wär's

Digitized by Google

der Flaggenstock eines Schiffes. Endlich sah ich zu meiner Herzensfreude, daß die unten Wandelnden mich bemerkten und sich sammelten, ja ich sah sogar etwas Weißes flattern, was ich wieder für ein Signal ihrerseits hielt. Doch noch volle vier Stunden mußte ich Unglücklicher der vollen Sonnenglut, die immer drückender wurde, ausgesetzt bleiben. Endlich vernahm ich ferne Stimmen; sie kamen näher und näher, jetzt klangen sie ganz deutlich, fast zu meinen Füßen, — und Gott sei's gedankt! da kam hinter einem Felsstück zuerst eine Nasenspitze und dann der ganze Körper eines Bauern hervor, dem ein zweiter nachfolgte. Hätte ich nicht gefürchtet, meiner ernsten Professorswürde dadurch etwas zu vergeben — ich würde in meiner unbeschreiblichen Freude den beiden robusten Gebirgssöhnen um den Hals gefallen sein, denn sie waren meine rettenden Engel. Aber mit Ausdrücken, die in der Konversationssprache der Engel schwerlich vorkommen dürften, hießen sie mich den Rock anlegen, schlangen darauf einen dicken Strick um meinen Leib und ließen mich, der ich mehr todt als lebendig zwischen Himmel und Erde schwebte, auf einen zweiten Felsabsatz nieder. Nun kam der Eine nachgekrochen und hielt mich fest, während dem der Zweite nachkletterte; und so ging's, eine wahre Höllenfahrt, langsam hinunter. Da erinnerte ich mich plötzlich an mein zurückgelassenes Herbarium. „Meine Büchse! meine Büchse!" rief ich, schmerzlich getroffen durch diesen großen Verlust.

„Halt's Maul!" versetzte der eine meiner Rettungsengel im dröhnenden Bierbaß. „Wart' nur, der Herr Landrichter wird Dich sammt der Büchsen schon einsalzen!"

Sie können sich mein Erstaunen vorstellen, als ich vernahm, daß ich und meine Blechbüchse vom Landrichter eingesalzen werden sollten wie zwei Häringe. Ich bitte Sie, haben Sie das je gehört — ein eingesalzener Professor der Botanik! ein eingesalzenes Herbarium! — Ich schwieg wie einst der große Cäsar heidnischen Angedenkens und ließ mich geduldig, denn rühren konnte ich mich des Strickes halber nicht, von meinen unhöflichen Rettern weiter transportiren, bis ich glücklich, das heißt lebendig, die Schwielen und geschundenen Arme ungerechnet, unten ankam. Hier wollte ich nun geraden Weges in das nächste beste Haus, doch meine Freiheitsstunde hatte noch nicht geschlagen. Auf der Straße wurde ich zwar mit Jubel empfangen; aber nicht deßhalb, weil ich dem Tode glücklich entronnen war, nein, nein, weil man mich für einen berüchtigten Wildschützen hielt! Was half all mein Protestiren dagegen? Es wartete sogar ein bairischer Gensd'arm, der eigens von Berchtesgaden geholt worden war, auf mich, um mich meiner, oder vielmehr seiner Wege zu führen. Auch gegen diesen erschöpfte ich mich in Betheuerungen, kein Wildschütze zu sein; es half Alles nichts, ich mußte noch einen zwei Stunden langen Weg mit wunden Füßen machen, um — wie der Bauer meinte—mich und mein Herbarium vom Herrn Landrichter einsalzen zu lassen. Meinen Einzug in die alte Bergstadt Berchtesgaden hielt ich wie ein Triumphator ohne Lorbeerkrone, nur die Märtyrerkrone umschwebte unsichtbar mein Haupt. Beim Landrichter, der mir vollen Glauben beimaß, ruhte ich von dem erlittenen Abenteuer aus und kam darauf des Abends ungesalzen in Reichenhall an." —

Kaum hatte mein Landsmann geendet, als der schrille Pfiff der Maschine ertönte und der Kondukteur meldete, daß wir in Bodenbach angelangt wären. Bevor wir abstiegen, gaben wir uns das Wort, gemeinschaftlich in einem Wagen die Reise fortzusetzen, da wir Alle nach Baiern fuhren; in der Restauration wollten wir uns treffen. Nachdem ich meine Sachen in Ordnung gebracht und die Karte zur Weiterfahrt gelöst hatte, ging ich mit dem Passauer und der singenden Stimme auf und ab. Der Morgen war frisch; wir hüllten uns tiefer in die Mäntel.

„Sehen Sie dort die Damen?" machte uns der Sachse aufmerksam; „sie scheinen etwas Verlorenes zu suchen."

„Bieten wir denselben unsere Dienste an," meinte der Passauer; „denn es ist das schone Vorrecht und die Pflicht jeden Mannes, gegen Damen artig zu sein." Mit diesen Worten eilte er hin; ich folgte langsam und blieb unweit der suchenden Gruppe stehen.

„Ob Du's nicht im Waggon gelassen hast?" flötete eine Stimme, so sanft wie die einer Nachtigall. Es erfolgte keine oder doch eine so leise Stimme, daß ich sie nicht vernehmen konnte. „Hast Du mich verstanden, Lori?" frug abermals die liebliche Stimme.

„Sie scheinen, meine Damen, etwas verloren zu haben, darf ich Ihnen suchen helfen?" sprach ich, näher tretend, dieselben an.

„O ich danke," antwortete dieselbe Zauberstimme; „es war nur —" In diesem Augenblicke ging ein Arbeiter mit einer brennenden Fackel vorüber.

„Kommen Sie doch, guter Freund, mit Ihrer Fackel ein wenig her!" rief der Sachse, der bisher wie ein Maulwurf am Boden suchend sich hin und her bewegt hatte. — Der Fackelmann drehte sich um und kam ein paar Schritte näher. „Was gibt's?" — „Sie sollen uns mal ein Bischen leuchten," erwiederte der Sachse. — „Ei was! ich hab' jetzt Anderes zu thun," versetzte der Arbeiter.

„Lassen Sie ihn nur, mein Herr, es ist umsonst. Daß Du aber auch Alles vergessen mußt!" wandte sich die Dame mit der Silberstimme an ihre Gefährtin, die noch immer eifrig suchte.

„Ich werde im Waggon nachsuchen lassen, meine Dame," sagte ich zu der Suchenden. Die Dame richtete sich empor, wandte ihr Gesicht mir zu und — — ich fuhr vor süßem Schreck zusammen — sie war meine Prager Unbekannte. In demselben Moment wurde geläutet und der Arbeiter mit der Fackel lief eilig in's Innere des Bahnhofgebäudes. Es war völlige Dunkelheit. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Ich hatte mich schnell gefaßt und trat auf meine schöne Prager Unbekannte zu. „Mein Fräulein," sagte ich hastig mit gepreßten Tönen; ich hatte das Vergnügen —"

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr," antwortete die Nachtigallenstimme; „und Sie können mich auch nicht kennen."

„Sie werden verzeihen — Sie kenne ich nicht, aber die Dame, die neben Ihnen stand — und jetzt nicht mehr da steht"—stotterte ich heraus, verwirrt über die Verwechslung.

„Auch diese Dame," lächelte die flötende Stimme, „kennt Sie eben so wenig wie ich Sie. Gute Nacht, mein Herr; ich danke Ihnen vielmals für Ihre Bemühung." Damit verschwand sie in der Dunkelheit.

Ich stand verblüfft da. War sie es, oder war sie es nicht? Sie mußte es gewesen sein, ich konnte mich nicht geirrt haben. — Freilich, das Fackellicht trügt — doch sie muß es sein! sprach ich zu mir selbst und wollte den Damen nacheilen, als der Sachse mich mit den Worten beim Rocke festhielt: „Wohin wollen Sie?" — „Wo sind die Damen?"

Digitized by Google

rief ich, ihn bei Seite ſtoßend und eilte auf die Menſchengruppen zu, die in Erwartung des Dresdner Zuges am Schienenweg ſtanden. Da waren ſie nicht. Ich eilte in den Bahnhof, in die Reſtauration — nirgend eine Spur von ihnen.

„Sind Sie toll geworden, jetzt noch herumzulaufen, wo in wenigen Augenblicken ſchon der Zug abfährt?" riefen der Paſſauer und der Sachſe wie auf Kommando mit Einer Stimme und nahmen mich unter den Arm.

Was ſoll ich noch weiter erzählen? Ich fand die unbekannte ſchöne Dame nicht — ich war wieder einmal zu ſpät gekommen! — Somit ſchließe ich die „böhmiſchen Reiſe-Skizzen," um bald darauf die Abenteuer „meiner Reiſe in Baiern" den holden Leſerinen vorzulegen.

Schlechte Geſellſchaft.

Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lederer.

XVI. (Schluß.)

Ein halbes Jahr war verfloſſen, es war Winter und wieder Sommer geworden und von den vier Auswanderern keine Spur. Der alte Werner glaubte nun endlich ſeinen Sohn jenſeits des Meeres und fühlte ſich befriedigt, während ſeine Gattin ihr in die Welt „ſo erbarmungslos hinausgeſtoſſenes Kind" unaufhörlich beweinte und beklagte. Die überaus gute Mutter ſchloß ihren verlorenen Sohn in jedes ihrer Gebete ein und ſo oft ſie nur einen Augenblick allein, ihren Gedanken folgen durfte, war er das traurige Ziel ihrer ſchmerzlichſten Sehnſucht. — Bei Onkel Anton hatte Karl von dem Moment aufgehört der Gegenſtand der Abendgeſpräche zu ſein, ſeit alle die ſchrecklichen Räthſel, die durch die fürchterliche That hervorgerufen wurden, der alte Werner ſelber löſte. Als nämlich dieſer auf die Einſendung des Zeitungsblattes, das die Beſtimmung hatte, dem Schwager Anton auf die ſchonendſte Weiſe Aufſchluß über Karls Charakter zu geben, ohne Antwort geblieben war, ſchrieb er an jenen einen ähnlichen Warnungsbrief wie an Marx und vernichtete dadurch die letzten Zweifel, die Anton, trotz der überzeugenden Umſtände, in ſeiner Bruſt nicht zu überwinden vermochte. Onkel Anton war nämlich um ſo weniger im Stande, die Motive zu einem ſolchen Verbrechen aufzufinden, als ihm über einen ſolchen Lebenswandel Karls früher nichts bekannt geworden und ſelbſt die letzten Briefe der Schwägerin die wärmſte Mutterliebe athmeten. Onkel Anton konnte Karl für einen Weltſchmerzler, Selbſtquäler, für einen ſogenannten Lebensmüden, ſogar für einen abenteuerlichen Romanhelden halten, aber daß er ein Verbrecher ſei, vermochte er nicht eher zu glauben, als bis er Werners Brief geleſen. Dennoch ſchonte er den alten Vater und theilte ihm nur mit, daß Karl nach einem kurzen Aufenthalt, in dem er nicht die geringſte Urſache zur Unzufriedenheit gegeben, wieder fortgereiſt ſei. Tante Agnes vergoß noch häufig Thränen über den „armen" Karl, der nur der Verführung zum Opfer gefallen ſein mußte; Gabriele dagegen war mit ihren Empfindungen ins Extrem verfallen und verachtete jetzt da in tiefſter Seele, wo ſie früher grenzenlos liebte. — Die alte Veronika, in deren Gehirn durch den Sturz in den Bach eine günſtige Veränderung vorgegangen ſein mußte, die von dem Moment an mit einem ängſtlichen Eifer alle die verführeriſchen Wege durchkreuzte, die die unſchuldvolle Gabriele bereits an Karls Hand gewandelt, und die in jener Nacht des Raubs und der Brandlegung wie von einer dunklen Inſpiration geleitet, ſich voll Unruhe am Hof herumgetrieben, den Packan losgelaſſen und Karls Flucht zu hindern geſucht hatte, war ſeit jener Kataſtrophe wie von einem klareren Geiſt belebt, ſchlich weniger finſter umher, ſprach und hörte beſſer und rief nur höchſt ſelten: „Der Teufel! der Teufel!" aber dafür oft die Namen Karl und Robert mit der Miene und dem Ausdruck tiefſten Abſcheus. Sie konnte nun auch wieder frei herumgehen und die Kirche beſuchen, und ward ſie früher als ein Orakel betrachtet, wurde ſie jetzt als eine wie durch ein Wunder Geheilte angeſtaunt. — Minna's Komödie mit dem alten Grafen hatte trotz aller Intriguen ſeiner Verwandten bereits den günſtigſten Ausgang mit einer Heirat genommen. Der greiſe Gatte hatte keine Urſache den „Knaben Karlos gefährlich" zu finden, denn der junge Graf hatte ſich aus delikaten Rückſichten auf eine andere Herrſchaft ſeines Vaters zurückgezogen. Er war übrigens in einer moraliſchen Rekonvaleszenz begriffen, ſeitdem nicht in der Reſidenz geweſen, hatte jede Verbindung, ſelbſt jeden Briefwechſel mit Iſidor abgebrochen, kehrte dagegen häufig auf dem Hofe Antons ein und ſchwärmte für Gabrielen, die er als ſeinen rettenden Genius anſah. — Lieutenant Blumberg avancirte von Tag zu Tag in dem Herzen Luciens und hielt ſchon nahe daran, das Kommando über deren ſämmtliche Gefühle und Gedanken, in denen auch nicht eine Trophäe der Erinnerung an Karl war, zu übernehmen. — Cöleſtine träumte noch immer von Karl wachend und ſchlafend, und während ihr gebrochenes Herz nur noch eine Ruine der Erinnerung war, prangte er wie ein glänzendes unvergängliches Mauſoleum in ihrem Gedächtniß. — Lottchen war bereits einige Monate Iſidors Gemalin und Mutter eines ebenſo alten Knaben, der die drei bedeutungsvollen Namen Karl Otomar Iſidor führte. —

So ſtand es in den Kreiſen, mit welchen ich bisher den freundlichen Leſer bekannt gemacht, überall war mehr oder weniger auf die Fluth der Ereigniſſe Ebbe gefolgt; anders verhielt es ſich jedoch bei Zodik.

Es war einer der Abende gekommen, an denen bei Zodik eine „Soirée" ſtattfand. Der geneigte Leſer wird ſtaunen, wie dies möglich ſei, aber dem war ſo und doch nicht ſo, denn dieſelbe fand eigentlich nicht bei Zodik ſelbſt, ſondern bei deſſen „Hofdame" ſtatt. Die Hofdame nannte Zodik ſeine Geliebte, eine Chriſtin, mit der er in einem ſo vertrauten Umgang lebte, daß die ganze Stadt bereits einen zwanzigjährigen lebendigen Beweis dieſes Vertrauens und Umganges in der Geſtalt einer hübſchen Tochter kannte. Dieſe Geliebte war ihrer Zeit Marchande des Modes, ebenſo ſchön als frivol geweſen und trug noch unverkennbare Spuren ihrer ehemaligen verführeriſchen Erſcheinung. Da ſie ſehr vornehm that und großen Aufwand machte, nannte ſie

Digitized by Google

Zodik seine Hofdame, und während sie eine Reihe eleganter Zimmer in einer der schönstgelegenen Straßen der Residenz bewohnte und ihre Tochter zu allen Bedürfnissen der vornehmen Welt erzogen wurde, beschränkte sich Zodik auf eine abseitige Stube derselben Wohnung und kargte und wucherte und mordete Existenzen zumeist für den luxuriösen Aufwand seiner Hofdame, der er keinen Wunsch versagen konnte. Von ihren Forderungen hingen auch größtentheils die Perzente ab, die er seinen Schuldnern berechnete, und so groß auch jene waren, diese mußten stets das Gleichgewicht wieder herstellen. Indessen Zodik liebte seine Hofdame mehr, als sein vieles Geld, denn dieses war nicht so spröde wie jene. Während ihm das Geld so zu sagen wie gebratene Tauben in den Mund flog, mußte er die Gunstbezeugungen der Hofdame förmlich zu gewinnen suchen, und das nur, um dieselben bei ihrer spekulativen Laune in der nächsten Zeit wieder zu verlieren. Aber gerade dieses lockende Widerstreben galvanisirte auf eine eigenthümlich reizende Weise dessen durch Alter und Abgelebtheit stumpfgewordene Sinne — und er fühlte sich als ihr Sklave überaus glücklich. Auch die Tochter hatte Zodik lieb, doch nur, weil sie für schön und gebildet galt und ihrer Mutter in jeder Beziehung ähnlich sah.

An diesem Abend war also wieder jour fix, und während sich die Gesellschaft der Hofdame, die aus Zsidor und dessen Gemalin und aus einigen vornehm thuenden Schmarotzerfamilien bestand, in den prächtigen Salons mit allerhand Kurzweil erlustigte, saß Zodik in dem morschen Altvaterstuhl seiner schmutzigen und dürftigen Stube, eine herabgebrannte Kerze vor sich auf dem wackligen wurmstichigen Tisch, auf dem noch der Rest des Nachtmals: ein Stückchen Schmierkäse am Papier und etwas Bier in einer kleinen zinnernen Seidelkanne stand, schmauchte aus seiner beschlaglosen hölzernen Pfeife und gab Audienz seinen Gedanken, die sich ihm diesmal mit angelegentlichen und gar schwer zu erledigenden Dingen präsentirten. Nach langem stummen Brüten brach er endlich sein Schweigen und sprach: „Wenn ich nur nicht weich werd', ich hab' leider Gott e weiches Herz und hab' sie zwanzig Jahr nicht gesehn! — Wenn ich bedenk', was mich die Geschicht' nur allein an Botenlohn kostet', — ein Menschen wochenlang im Land herumsuchen lassen, ist ka Spaß, und noch dazu ein Menschen, der nirgends zu Hauf' ist, — wenn ich das recht bedenk', wird mir graufig zu Muth. Das wär' so e Malheur, wenn alle Vorbereitung umsonst wär'! Und mit ihr, soll mir Gott helfen! mit ihr (er meinte die Hofdame) wär' alles aus, aus für ewige Zeiten, und gerad' jetzt, wo sie hat ihre Period' von gewaltiger Schönheit!"

Da pochte es und Lottchen steckte den Kopf in die Thüre. „Nun, Herr von Zodik, wie lange wollen Sie noch die Glieder der Gesellschaft ohne Haupt lassen? Ich komme als Abgeordnete der Frau Gemalin überhaupt und der Gesellschaft insbesondere, und darf ohne Sie nicht wiederkehren."

„Gnädige Madame, welch e überraschender Besuch!" sagte schmunzelnd Zodik und zeigte mit Achselzucken, das sich wie üblich bis zu den Ohren erstreckte, auf sein Negligé, sie versichernd, „so sehr ihn ihre und die Aufmerksamkeit der Hofdam' freu', bedaur' er, von der Einladung keinen Gebrauch zu machen, denn er sei in sein' Kopf heut gar nicht für e Gesellschaft eingericht't."

„Eben deshalb müssen Sie von uns eingerichtet werden," drängte Lottchen in ihn und all sein Widerstreben half nichts, er mußte sich unter ihrer zärtlichen Mithilfe salonfähig machen, das heißt Gesicht, Hände und Mund waschen, seine rothbraune Perücke, die frisch mit Fett eingelassenen Juchtenstiefel, die graumelirte Hose, die schwarzmanchesterne Weste und den in allen Farben schillernden Frack mit dem Kummet anziehen.

„Madam ist e Kammerdiener zum küssen!" sagte Zodik in vollen Staate wieder, ganz von Lottchens zuvorkommender Freundlichkeit animirt und streckte seine Lippen begehrlich nach ihrem Munde.

„Die Hofdame! die Hofdame!" warnte Lottchen mit schelmischer Geste und nahm den über die Mahnung fast erschrockenen Zodik in den Arm und führte ihn in den Salon. Machte schon dessen bloßes Erscheinen förmlich Sensation, da es eine große Seltenheit war, ihn in diesen Räumen und gar an solchen Abenden zu sehen, so erregte dessen Auftreten ein kaum zu unterdrückendes Gelächter, als man sah, wie jedem seiner Schritte auf dem ungewohnten glatten Salonboden die eigenen Füße im Wege waren. Zodik mag sich aber auch in den glänzenden Gemächern nicht viel besser ausgenommen haben, wie ein Borstenthier, das rekte aus dem Stalle in die Blumenbeete eines Ziergartens geräth. —

Man ging eben an das Souper; es entstand ein förmlicher Welteifer, jeder wollte den Herrn des Hauses an der Seite haben und überbot sich in Anträgen. Zodik war darüber ganz vergnügt, doch die Liebenswürdigkeit der Hofdame reussirte und er nahm strahlenden Gesichts neben ihr Platz. „Meine Gnädige, das ist nicht schön," versetzte Zsidor zu dieser: „den Herrn Gemal immer bei Seite zu sezen, wenn Männer da sind wie ich. Wenn dies mein Lottchen thäte, würde meine Zärtlichkeit einen anderen Charakter annehmen. Sehen Sie, mein kluges Weibchen thut mir das nie an; sie setzt nur fremde Herren bei Seite und mich läßt sie sitzen wo ich will." — Lottchen drohte scherzhaft mit dem Finger und die Gesellschaft belachte die salonwidrigen Anspielungen.

Mitten im Essen und der lauten und unlauteren Unterhaltung trat der livrirte Bediente der Hofdame voll Entrüstung in den Salon und meldete eine alte Bettlerin an, die sich durchaus nicht abweisen lassen wolle. „Sie sagte, der gnädige Herr habe sie aufsuchen und hieherkommen lassen und sie müsse mit ihm sprechen, und sogleich, trotz der späten Stunde."

Zsidor fuhr diese Botschaft wie ein Blitz durch die Seele und aus den Augen. Zodik wurde vor Ueberraschung grün und gelb im Gesicht. Die Hofdame erblaßte und selbst ihre Tochter, die an der Seite ihres Bräutigams saß, wechselte mit ihm die Farbe. Die Andern stutzten und ließen forschend ihre Augen auf den auffallend veränderten Tafelgenossen schweifen. Es trat eine stumme Pause ein. Zsidor und Zodik, die einige bedeutungsvolle Blicke getauscht hatten, verließen rasch den Tisch und eilten zur Thüre; in demselben Augenblick stürzte auch schon ein gräßlich aussehendes Weib keuchend und sich kaum erschleppend in den Salon. „Mei Zodik! Mei Mann!" rief sie und sank erschöpft vor Zodik's Füßen zusammen.

„Ihr Mann?!" ging es von Mund zu Mund in dem erstaunten Kreise, der sich des Lachens nicht erwehren konnte, während sich in den Mienen der Hofdame, ihrer Tochter und deren Bräutigam die äußerste Verlegenheit kund gab.

Digitized by Google

Isidor ließ sich wie ein tüchtiger Feldherr vom Moment nicht überraschen und gab sogleich den siegreichen Truppen, die er leitete, seinen Intrignen die entsprechende Richtung. Zodik starrte entsetzt das Weib an, das er weder nach dem Gesichte noch nach der Sprache erkannte und die ihm doch wie sein eigenes verkörpertes Gewissen erschien.

„Mei goldener Zodik!" hub sie an, nachdem sie sich von der Freude des Wiedersehens wieder etwas erholt hatte: „Du hast Dich durch die ganzen zwanzig Johr' nit e Bissel verändert; ich aber — Gott weiß am besten, wie mir's in der Zeit gegangen is! Nu, Gott hat Dich erleucht' und Dein gut's Herz mir wiedergeschenkt — Gott is groß und gelobt soll er sein dafür in alle Ewigkeit!"

„Wirst Du verstummen!" fuhr sie Zodik an, daß sie zusammenbebte. „Soll ich Dich —"

Isidor verhinderte durch einen Wink die weiteren Ausbrüche seines Zornes, kehrte sich selbst zu ihr, hob sie mit aller Freundlichkeit auf, hieß sie sich Ruhe gönnen, führte sie auf das Kanapé und bat sie zu schweigen. Da er aber befürchten mußte, das vor Freude wie berauschte Weib könnte trotzdem in ihren Enthüllungen, die aller Zeugenschaft entbehren, fortfahren, während im Interesse der Sache kein Mittel rathsam war, sie zum Schweigen zu zwingen, wendete er sich deßhalb an die Gesellschaft und sprach im vertraulichen, doch sarkastischen Tone: „Vénérable société! so komisch die Situation ist, so hat dieselbe doch eine zu ernste Seite, als daß ich als Majordomus nicht bitten müßte" — und er ergänzte seine Bitte durch einige pantomimische Zeichen, die deutlich zu erkennen gaben, daß alle Diskretion und keine längere Anwesenheit der Gesellschaft wünschenswerth sei. Die Société folgte dem Wink, opferte auf kurze Zeit ihre Neugierde der Schmarotzerei, die bei der Hofdame ein offenes Feld hatte, bedauerte unfreiwillig gestört zu haben und empfahl sich zum nächsten jour fix auf's angelegentlichste. Auch der Bräutigam verschwand, und nur der intimste Kreis, bestehend aus der Hofdame, deren Tochter, Lottchen, Isidor und Zodik blieben beisammen.

Nun alle überflüssigen Zeugen entfernt, betrachteten sie erst das alte verkrüppelte Weib, das stumm und schwerathmend da saß und dem die Thränen aus den halbverfallenen Augen über das verzerrte Gesicht hinabrollten. Wer diese Gestalt sah und nur einen Herzschlag Mitgefühl hatte, zweifelte nicht, daß das Schicksal zwanzig Jahre brauchte, um ein solches Jammerbild zu schaffen. Das waren nicht vereinzelte Unglücksfalten in den tiefen Zügen ihres Antlitzes, das war die ganze ausführliche Geschichte eines namenlos elenden Lebens. — Nach kurzer Rücksprache, die Isidor, Zodik und die Hofdame genommen, und während welcher die letztere sowie deren Tochter hinter einer gleichgiltigen Miene vergeblich ihr inneres Grauen zu verbergen suchten, ging man verabredeter Maßen gemeinschaftlich daran, Zodiks Weib für sich einzunehmen. Der Plan, den man mit ihr im Sinne hatte, war kein geringer, und dessen Ausführung einzig und allein von ihr abhängig. Man begann damit, ihr förmlich den Hof zu machen, bot ihr den ersten Platz an, setzte sich um sie herum, ließ für sie das Beste zum speisen auftragen, überhäufte sie mit den zuvorkommendsten Artigkeiten, kurz, man behandelte sie wie einen Gast, auf den man einen hohen Werth legt.

Das alte Weib, das gar nicht wußte, was mit ihm vorgehe, kam vor freudiger Rührung nicht aus dem Weinen heraus und sehnte sich nach kurzer Zeit, müde und matt an Leib und Seele und überwältigt von dem Eindruck eines solchen, nie geahnten Wiedersehens, nach einer Ruhestätte, die ihr auf ihr Bitten zu Füßen von Zodiks Bett aufgeschlagen wurde. So sehr sich auch Zodik dagegen sträubte, zumeist aus Furcht, sich seinem Weibe, das er einem zwanzigjährigen Elende preisgegeben, schlafend in die vielleicht rächenden Hände zu liefern, — so mußte er doch dem Drang der Umstände, die durch die Hofdame geboten wurden, nachgeben. Und so lag er nach einer zwanzigjährigen Trennung wieder zum erstenmal mit seiner Esther in einer und derselben Stube, und während sie die Nacht hindurch ruhig schlief, wälzte er sich wachend und wie in furchtbaren Fieberträumen, von seinem Bewußtsein und zahllosen Aengsten gequält, im Bette herum und schmachtete nach dem Morgen, der auf diese Nacht gar nicht kommen zu wollen schien. —

Als Esther aufwachte, hatte Zodik, durch Isidor geweckt, lange schon das Folterbett verlassen und bereits mit aller seiner Spitzfindigkeit ein Aktenstück durchgeklügelt, das ihm dieser vorgelegt.

„O mei goldener Zodik!" rief sie, als sie ihn erblickte, und erhob sich vom Lager: „komm an mei Herz!"

Zodik gab zwar nicht ihrem Wunsche, aber doch dem empfindlichen Rippenstoß Gehör, den ihm Isidor versetzte, und schloß sie auf einen Augenblick mit tiefem Grausen und abgewandtem Gesicht an seine Brust.

Nun aber schritt Isidor an sein neuestes Schandwerk. Er setzte sich zu ihr, und während Zodik das Dokument nochmals zur Hand nahm und unter demselben keinen der lauernden Blicke von ihren Mienen ließ, begann jener den eingebildeten Himmel des alten Weibes mit virtuosem Geschick einzureißen. — Ueber die Zeit, in der Zodik sie aus dem Hause gejagt, ging Isidor schnell hinweg und schrieb diese allerdings unrechte Handlung nur dessen Verblendung zu. Zodik habe diesen Schritt zwar später bereut, aber derselbe war nicht mehr gut zu machen, da zwischen ihn und sein verstoßenes Weib ein uneheliches Kind gelegt wurde, das eben aus jener Verblendung hervorgegangen sei. Zodik habe sich nun, wenn auch mit Widerstreben, fügen müssen, denn die Person, die ihm's angethan, hatte großen Einfluß und konnte ihm schwer schaden an Leib und Seele, aber seines Weibes habe er immer mit innigem Herzleid gedacht. Jetzt seien zwanzig Jahre verflossen, das Kind, ein Mädchen, sei groß geworden, sei schon seit einigen Jahren die Braut eines großen Herrn, derselbe aber könne sie aus Rücksichten für seine vornehme und ehrsame Familie nicht eher heiraten, bis der Mackel ihrer Geburt getilgt sei. Darüber kränke sich nun das gute und schöne Mädchen fast zu Tode und Zodik habe nur aus Mitleid für das unschuldige Kind nach großen Kämpfen endlich den Entschluß gefaßt, sein noch immer unvergeßliches Weib aufsuchen zu lassen, um mit ihr gemeinschaftlich dieses hoffnungsvolle Leben, dessen Tod aus Liebe himmelschreiend wäre, zu retten. Leider sei Zodik kein anderes Mittel geboten, als Scheidung von seinem Weibe und eine neuerliche Ehe mit der Mutter des Mädchens, — aber es stehe von ihrem Herzen, das Niemanden je ein Haar gekrümmt, mit aller Zuversicht zu erwarten, sie werde großmüthig und wie ein braves Weib in das Unvermeidliche einwilligen. „Geschehenes läßt sich nicht mehr ungeschehen machen," schloß Isidor seine lange und eindringliche Rede: „getrennt müßten Sie, Frau Zodik,

Digitized by Google

doch von Ihrem Manne bleiben, ob Sie nun von ihm gerichtlich geschieden sind oder nicht, denn die Kluft, die seine bedauernswerthe Verblendung zwischen ihn und Sie gerissen, ist durch nichts in der Welt auszufüllen, aber Sie werden für immer seinen Namen behalten, immer Frau Zodik heißen, werden frei von Sorgen leben, und da bei alten Eheleuten die Liebe ohnehin nur noch in bloßen Gedanken liegt, so werden Sie ferne von ihm an ihn denken, wie er an Sie, Zodik hat ein gutes Herz — Gott wird dafür Ihr Alter, das Sie durch eine so edle und aufopfernde That geziert haben, segnen und Sie einst als eine Gerechte in seinen himmlischen Schoß aufnehmen!"

Esther, in deren Brust, während Isidor wie ein Galgenpater sprach, eine heiße Schlacht von den widerstreitendsten Gefühlen geschlagen wurde, deren Herzensgüte aber siegreich aus dem Kampfe hervorging, raffte alle ihre Kräfte zusammen, stürzte auf Zodik, der in peinlicher Ungeduld dasaß, und frug ihn unter einem Strom von Thränen, doch mit lächelnder Miene: „Ist es Dei Ernst? Zodikleben!"

„Soll mir Gott helfen; ja," erwiederte Zodik und suchte sich von ihr, die ihm wie ein Alp auf der Brust gelegen, los zu machen. „Gott weiß," fuhr er fort und verdeckte mit der Hand sein Gesicht, „was ich gelitten, bis ich hab' den grausen Entschluß gefaßt, aber der Herr Advokat," und er zeigte auf Isidor, „er soll selber sagen, ob e anderer Ausweg war zu finden. Ich kann mir nicht helfen, 's ist ja mei einziges fradiges Kind!"

„So ist's," bestätigte Isidor.

„Du sollst sehn, was e braves Weib vermag!" sagte Esther und klammerte sich noch fester an ihn, daß es ihm den Schweiß hervortrieb. „Der Herr Advokat hat Recht. Wir Zwei passen ja doch nicht mehr zusamm'; Du bist geworden e reicher Mann, ich bin geworden e armes, krankes Bettelweib — Du bist geworden e nobler Mann für die Welt, ich bin geworden e elendes Weib für das Grab — wie lang kann's dauern, scheidet uns Gott; — ich will einwilligen in die Scheidung — meinetwegen soll Dei armes Kind nit sterben."

Zodik gerieth über ihre Zustimmung vor Freude außer sich. „Aber gleich," rief er, „es ist die höchste Zeit!" drückte ihr einige Küsse auf die Stirne und bat dringend Isidor, ihr die Scheidungsakte vorzulesen.

„Gleich, gleich," bestätigte Esther und sah wie verklärt in Zodiks Gesicht, das die übermäßige Heiterkeit zu einer Fratze verzerrte.

Isidor las ihr mit zweckdienlichen Erläuterungen die voluminöse, rechtskräftig verfaßte Schrift vor und bei jeder wichtigen Stelle, bei der Esther betroffen aufhorchte, rief Zodik: „Muß sein! Der Herr Advokat versteht's. Das Gesetz will es e mal so. Wirst in Dei Leben ka Noth und ka Mangel hab'n. Dei Zodik wird für Dich sorgen."

Esther wußte am Schlusse nichts einzuwenden und unter den glänzendsten Versprechungen Isidors, die ihr fern von ihrem Manne eine sorgenfreie Existenz in Aussicht stellten, und die Zodik bestätigte, unterschrieb sie mit ihm die Scheidungsakte. — —

Da alle anderweitigen Vorkehrungen zum legalen Akte längst getroffen waren, wurde derselbe zum großen Jubel des Zodik'schen Hauses in aller Form noch im Verlauf des Tages vorgenommen und Abends zur Feier des Tages und Esther zu Ehren ein glänzendes Familienfest gegeben. Bei dieser Gelegenheit fand eine förmliche Versöhnung zwischen den beiden, wenn auch aus entgegengesetzten Ursachen, sich glücklich fühlenden Frauen, der Hofdame und Esther statt, und die Tochter der ersteren war den Abend hindurch für die letztere der Gegenstand der liebevollsten Aufmerksamkeit.

Bevor noch die Gesellschaft, die diesmal nur aus den ignoblen Verwandten der Hofdame bestand, sich entfernte, hatte sich Zodik, der diesmal nicht fehlen durfte, ein Unwohlsein vorschützend, begleitet von Isidor, auf seine Stube zurückgezogen. Die Hofdame drängte ihn zu dem vorletzten wichtigen Schritt, zur Taufe, um so das letzte Hinderniß zu ihrer und der Ehe ihrer Tochter, mit der es sich aber ganz anders verhielt, als Isidor der Esther eingeredet, beseitigt zu sehen. Die Tochter der Hofdame hatte allerdings einen Geliebten, der seine Heirat an eine Bedingung knüpfte, aber diese Bedingung war nicht die Tilgung der Schuld ihrer Mutter, sondern die Tilgung seiner eigenen Schulden. Da die Hofdame für ihn eine besondere Vorliebe hatte, strebte sie von ihrer Schuld und den Schulden ihres präsumtiven Schwiegersohnes mit Einem Schlag befreit zu werden, und zwar durch die Ehe mit Zodik. Einmal dessen Frau, war ihre und der Tochter Zukunft gesichert und von ihrem Einfluß, der noch dazu auf ehelicher Grundlage dann beruhte, konnte sie die Erfüllung jener Heiratsbedingung mit aller Gewißheit erwarten. —

Am nächsten Tage, in aller Frühe, sollte, um jegliches Aufsehen zu vermeiden, in einem einige Stunden von der Residenz entfernten Dorfe, Zodiks Taufe vorgenommen werden. Niemand als Isidor, der zum Pathen bestimmt wurde, sollte zugegen sein. Isidor rieth deshalb Zodik, Esther in der Nacht abzufertigen, damit sie noch vor ihrer Rückkunft sein Haus verlassen hätte. Zodik frug, was er der Esther als Abfertigung für immer geben solle, Isidor empfahl sie seiner Großmuth und meinte, viel stopfe mehr den Mund als wenig, und Verschwiegenheit habe schon großes Unheil verhütet. Isidor hieß nun Zodik sich zur Ruhe zu begeben, versprach um zwei Uhr Nachts mit dem Wagen wiederzukehren und legte ihm nochmals die Abfertigung der Esther, sobald sie auf seine Stube kommen werde, dringend ans Herz.

„Für heute gute Nacht, Herr Jude," rief Isidor lachend beim Weggehen; „morgen rufe ich: für immer gute Nacht, Herr Christ!"

„Soll mir Gott helfen!" brummte Zodik mit einem Blick nach Oben und ging zu Bette.

Wenige Minuten später trat die Hofdame mit liebevollem Ungestüm ein, pries erst mit salbungsvoll klingenden Worten seine zur edelsten That gereiften Vorsätze, wünschte ihm zu diesem großen Schritt alles Glück der Erde und des Himmels und ergoß vor dem Abschied ihren ganzen Liebreiz über seine empfänglichen Sinne. — Kaum hatte diese ihn verlassen, kam Esther, um wieder wie in der vergangenen Nacht zu seinen Füßen zu schlafen. Zodik, durch die glänzende Laune der Hofdame selbst in gute Laune versetzt, folgte nun dem Rathe Isidors, um mit Esther Ordnung zu pflegen. Er machte ihr einleuchtend, daß nun ihr längerer Aufenthalt im Hause unmöglich sei, sie sollte ihm bestimmen, wo sie den Rest ihrer Jahre zuzubringen gedächte, dort wolle er ihr Haus und Alles, was zum sorgenlosen Leben gehöre, anschaffen und sie auch von Zeit zu Zeit besuchen, denn „meine liebe Esther," versicherte sie Zodik,

Digitized by Google

„verbundene Händ' laſſen ſich trennen, aber nicht verbundene Herzen!"

Eſther, über Zodiks herzliche Sprache froh bewegt, bat um ein kleines Stübchen in dem Dorf, wo Vater, Mutter und ihre Geſchwiſter begraben liegen; in dem Dorfe wohne eine alte Magd, die lange Jahre bei ihrem Vater gedient und bei ihr als Amme geweſen, ſie lebe nun, da ſie nicht mehr arbeiten könne, von den Almoſen, die ihr die guten Bäuerinen ſchenken, ſie werde aber um ein Geringes gerne mit ihr das Stübchen und das wenige Eſſen theilen.

Zodik willigte gerne ein und verſprach noch mehr für ſie zu thun.

Eſther ganz glücklich, küßte ihm zu wiederholten Malen die Hände. „Morgen verlaſſ' ich Dei Haus," ſagte ſie mit voller Reſignation, „und werd' täglich am Grab' von meine Eltern für Dich beten. Kommſt Du e Mal hinaus zu mir, wird mei Frad Dir Gott mit alle Fraden lohnen!" Und ſie legte ſich zur Ruhe.

Zodik wälzte ſich in ſeiner Aufregung ſtundenlang im Bette herum und konnte keinen Schlaf finden. Die gute Laune wich nach und nach — — und ſiebzigjährige Erinnerungen, Vorurtheile, Gewohnheiten, Glaubensanſichten ballten ſich zu einer Wolkenmaſſe von Skrupeln und Befürchtungen zuſammen und verfinſterten ihm die Ausſicht in den morgigen Tag, die noch während der Anweſenheit der Hofdame eine lachende war. — Auch Eſther ſchlief nicht und hatte, als ſie Zodiks Unruhe gemerkt, ihn mehrmals gefragt, was ihm fehle, ohne von ihm gehört worden zu ſein.

Zodik begann endlich halb wachend und halb ſchlafend laut zu philoſophiren: „Waſſer reinigt, das is wahr — e friſcher Flecken iſt gleich weg — bei e kleinen Kind nützt vielleicht die Tauf' — aber e alten verjährten Flecken, den bringt ka Waſſer heraus — für e alten ſiebzigjährigen Mann iſt ka Tauf'. — — Wenn aber doch — der Pfarrer ſagt: das Taufwaſſer is ganz e heiliges Waſſer, das reinigt alle Sünden — ſoll mir Gott helfen — es muß ſein — Flecken oder nicht Flecken — jung oder alt — es muß ſein!"

Eſther entſetzte ſich bei dieſen Worten. „Sie iſt eine Chriſtin!" fuhr es lichterloh durch ihr Gehirn und ſie raffte ſich auf und ergriff Zodiks Hand, der darüber zuſammenbebte. „Was willſte thun mit Dei alten Gott?!" rief ſie ganz entrüſtet. „Willſt ihn verläugne wie mich, Dei Weib?!"

„Wirſt Du verſtummen!" herrſchte ſie Zodik an. „Wir ſein geſchied'ne Leut' für ewig — und mei Tauf' iſt mei Sach'."

„Zodik!" fuhr Eſther mit geſteigerter Leidenſchaftlichkeit fort. „Zwanzig Johr is, daß Du mich nausgeſtoßen, Dei Weib, aus'n Haus, ohne Gründ' und Erbarmen, und Dir haſt e Chonte ins Haus genimmen, — es hat mich geſchmerzt, aber ich hab' mich laſſen nausſtoßen; zwanzig Johr is, daß ich herumirr', verſtoßen auch von mei Leut', weil ſie haben nicht haben wollen Dich zu mei Mann und mir prophezeit haben, was ich hab' erlebt, — es hat mich geſchmerzt, aber ich hab' mich laſſen nausſtoßen auch von ihne; zwanzig Johr hab' ich an Dich gedenkt früh und ſpät, im offnen Feld und im finſtern Wald, in Hitz' und Kält', bei Hunger und Durſt, in Krankheit, Elend und Verfolgung; — zwanzig Johr hab' ich geſchnorrt von Schwell' zu Schwell', ärger d'ran wie e nausgeſtoß'ner kräziger Hund — Alles, Alles hab' ich Dir verzieh'n und hab' Dir mei gekränkt' Herz bewahrt, denn Du warſt jünger noch und verblendet; — wenn Du aber in Dei Greiſenalter Dei alten Gott verrathen könntſt, wenn —"

„Wenn?" unterbrach ſie Zodik, ſelbſt in Zorn verſetzt und ſprang aus dem Bette; „wenn? — Ich will, ich werd' mich taufen laſſen, Dir und Dei alten Gott zum Trotz, und das noch heut'!"

„Dann," ſchrie Eſther glühend vor Wuth und hob die geballten Hände drohend gegen Zodik; „dann komm' all mei Leid, mei Kränkung, mei Elend, mei Jammer, mei Fluch über Dich! Auf ſolche Sünd' bleibt die Straf' nicht aus, Gott is gerecht und gelobt ſoll er ſein in alle Ewigkeit!"

„Amen!" rief Iſidor, der noch die letzten Worte gehört hatte und eintrat. „Wir haben Zeit aufzubrechen."

Zodik, froh Iſidor zu ſehen, flüchtete ſich, wie Schutz gegen ſein Weib ſuchend, an deſſen Bruſt.

„Was haſt Du?" frug Iſidor und ſah mit Befremdung auf Eſther, die vor Erſchöpfung verſtummend in die Knie geſunken war, deren Augen aber auf Zodik geheftet, im Zorne unheimlich leuchteten.

„Betracht' nur das fürchterliche Weib," erwiederte Zodik, den ſcheuen Blick nach ihr gerichtet. „Sie muß toll ſein. Ich will ihr Gut's thun, und ſie verflucht mich wegen der Tauf'!"

„Orthodoxe Malice," meinte lächelnd Iſidor und drängte auf Eile.

„Geh' nur voraus," ſagte Zodik, und während ſich Iſidor, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, recht tief in den Mantel hüllte und zögernd zur Thüre ſchritt, dabei aber keinen Blick von Zodik ließ, nahm dieſer aus ſeiner unverbrennbaren Handkaſſe mit aller Haſt zwei ziemlich große Pakete und verbarg dieſelben in den Seitentaſchen ſeines Mantels.

„Die Mäntel," bemerkte Iſidor, die Thürklinke ergreifend, „werden gegen die kühle Luft am Waſſer gute Dienſte thun."

„Ueber's Waſſer geht Dei Weg?" ſchrie Eſther wie aus einem böſen Traum erwachend; „nun ſo erſauf' wie e blinde Katz'!" Und ſie ſank bewußtlos auf ihr Lager zurück.

Zodik rieſelte es bei den Worten wie Eisſchauer über die Haut und er ſchlüpfte mit Iſidor aus der Thüre. Draußen weckte er in aller Eile den Diener der Hofdame, gab ihm eine Zehngulden-Banknote und befahl ihm bei Verluſt des Dienſtes, ſo bald es Tag geworden, die alte Jüdin aus dem Hauſe zu führen, darauf Acht zu haben, daß ſie mit Niemanden mehr ſpreche, ihr das Geld zu geben und ſie zu warnen, je wieder dieſes Haus zu betreten. „Geht's nicht im Guten, brauch' Gewalt!" ſchloß er ſeinen Befehl. —

Es herrſchte noch die tiefſte Nacht. Der Himmel hing ſchwarz wie ein Bahrtuch über die Erde. Es wehte kein Lüftchen, die niederdrückende Schwüle der heißen Sommernacht abzukühlen. Da Zodik nicht ſprach, war Iſidor bald eingeſchlafen. Zodik war's jedoch gar ſchwer um's Herz, ihm klapperten trotz der Hitze vor Kälte die Zähne, er hüllte ſich vergeblich gegen den inneren Froſt in ſeinen Mantel und drückte ſich ängſtlich ſo lange und heftig an Iſidor, bis dieſer darüber aufwachte und ſeinen Arm um ihn ſchlang. Zodik wurde nun ruhiger und ſchlief endlich auch ein.

Am Fluſſe angelangt, weckte ſie der Kutſcher. Dort ſollte der Wagen halten. Am jenſeitigen Ufer, nur eine kurze Strecke entfernt, ſtand das Kirchlein. Die Nacht war

Digitized by Google

inzwischen um, der Morgen begann zu grauen, aber den Himmel verhüllte ein schweres Gewölk.

Isidor und Zodik stiegen in den Kahn; Isidor, sein Liedchen singend, Zodik mit einer immensen Angst. Isidor stellte sich an die Spitze des schwanken Fahrzeugs, Zodik kauerte sich mit geschlossenen Augen am Boden zusammen und murmelte ein jüdisches Gebet.

Der flinke Schiffsjunge hatte, obgleich der Fluß sehr angeschwollen und reißend war, die Fahrt in wenigen Minuten zurückgelegt. „Wenn die Herren wieder herüber wollen, müssen's sich beeilen," sagte er, als sie aus dem Kahne stiegen; „das Wasser steigt von Minut' zu Minut', muß wo in der Näh' einen Wolkenbruch abgesetzt haben und hier ist auch a Teufelswetter im Anzug!" — —

Als Zodik und Isidor zur Kirche kamen, harrte ihrer schon der Küster und führte sie an die Sakristei.

Zodik schlotterten die Beine, — es wandelte ihn wie eine Ohnmacht an, als sich die Thüre derselben öffnete und der Priester ihnen entgegentrat.

„Soll mir Gott helfen!" brummte Zodik in den Bart und strauchelte an der Schwelle. —

Nach einer Viertelstunde trat Zodik, vom Priester bis zur Thüre geleitet, an der Hand Isidors aus der Kirche. Er seufzte tief auf. Sein Gesicht glänzte wie das einer Leiche, sein Herz schlug hörbar und er schloß sich fest an Isidor an. Von einer nie empfundenen Unruhe ergriffen sah er sich unterwegs ängstlich nach allen Seiten um, schlug sich die Brust und frug mit zitternden Lippen, ob denn Isidor gar nichts Auffallendes bemerke; ihm komme es so vor, als müßt' er jeden Augenblick die furchtbare Esther sehen und hören. —

„Erhitzte Einbildungskraft," erwiederte Isidor lachend; „die gewöhnliche Begleiterin großer Thaten! Ich höre nichts, als den Strom." —

„Das Wasser! das Wasser!" murmelte Zodik zwischen den Zähnen; „das Wasser — hat — ka — Balken!"

„Ich bin ein Meister im Schwimmen," beruhigte ihn Isidor; „meine Arme sollen Dir Balken sein."

Inzwischen hatte sich ein starker Wind erhoben und verhinderte den Regenguß, der sich in einzelnen großen Tropfen ankündigte. Sie kamen an den Fluß. Das Wasser war inzwischen noch größer geworden. Der Schiffsjunge versagte bei dem drohenden Wetter um so mehr die Ueberfahrt, als er nach der Sprache in Zodik einen Juden vermuthete und „einen Juden bei solchem Wetter überführen, den Wassermann 'raufbeschwören hieße."

Im demselben Augenblick fuhr mit einen fürchterlichen Donnerschlage ein Blitz wie eine feurige Schlange herab und zischte in den Strom hinein.

Der Junge bekreuzigte sich. „Da haben's," rief er; „daran ist nur der Jude schuld!" und kroch in seine Strohhütte.

Auch Zodik am ganzen Leibe zitternd, versuchte ein Kreuz zu schlagen, — und murmelte ein altgewohntes Gebet.

„Bleiben wir, oder fahren wir?" frug Isidor. „Ich kenne keine Furcht."

Zodik, der sein meistes Geld bei sich hatte, fand es am Ufer nicht geheuer; da drohte seinem Gelde, am Wasser seinem Leben Gefahr — er erwägte — Isidor drängte auf einen Entschluß, um nicht vom Wetter überrascht zu werden, das noch so lange zurückhalten dürfte, bis sie den Fluß passirt. — Zwischen Geld und Leben in Gefahr hatte Zodik die traurige Alternative — er wählte in verzweifelter Stimmung die letztere.

Isidor ergriff das Ruder, hob eiligst Zodik in den Kahn, rieth ihm wegen eines etwaigen Schwindels sich der ganzen Länge nach auf den Boden zu legen, und nach wenigen Stößen war der Kahn in der Strömung.

Die Ueberfahrt ging langsam vor sich. Isidor brauchte seine ganze Kraft, um das Schiff nicht von der Fluth fortreißen zu lassen. Bei jedem Laut, den die Anstrengung Isidor erpreßte, erhob Zodik ein gräßliches Gewinsel und sah sich schon tief am Grunde als Leiche ausgestreckt. —

Da erhob sich, gerade als sie in der Hälfte des Flusses waren, mit einemmal das Wetter — trotz des Sturmes ergoß sich der Regen in Strömen — Blitze auf Blitze, von entsetzlichen Donnerschlägen begleitet, durchkreuzten den Horizont. — Isidor, vom Schrecken der Ueberraschung außer sich, ließ das Ruder fallen — der schwankende Kahn begann sich zu drehen — seine Augen, von den sich kreuzenden Blitzen, die die ganze Gegend jeden Augenblick wie ein Flammenmeer erscheinen ließen, wie geblendet, sahen weder das Ufer, dem er zugesteuert, noch das, von dem er kam — Zodik kreischte in Einem fort mit immer schwächerer Stimme: „Esther! Esther!" und streckte sich wie ein Sterbender — und mitten in dem Graus, der Isidor die Haare sträuben machte, fuhr ein gräßlicher Gedanke durch sein Gehirn.

„Zodik! wir sind verloren!" rief er; „mir ist das Ruder entfallen — der Kahn wird von der Fluth fortgetrieben — Weh uns, der verfluchte Seelenkränker hat ein Loch" — —

Zodik in Todesangst und aus voller Kehle schreiend sprang empor und wollte sich an Isidor festklammern, erhaschte aber nur dessen Mantel, Isidor löste mit aller Hast die Spange, erfaßte den des Zodik — — ein Moment des Ringens nur — und Beide, Einer den Mantel des Andern in der Hand haltend, stürzten in den Strom und verschwanden in den Wellen. — —

Wenige Augenblicke später tauchte Isidor auf, schüttelte sich das Wasser aus den Augen, sah sich nach allen Seiten um — — bemerkte in einer Entfernung von kaum hundert Schritten seinen Mantel, der vom Wasser angezogen, immer mehr und mehr versank — und keine Spur von Zodik und dem Kahn.

Rasch schwamm er nun an das Ufer und blickte lange, lange mit Argusangen nach dem reißenden Strome, der eine weite Strecke zu übersehen war — dann nahm er die Pakete aus Zodiks Mantel, warf diesen wieder in den Strom, verfolgte ihn so lange, bis er verschwand — — Zodik war ertrunken.

Isidor eilte hierauf, triefend wie er war, in das nächste Dorf, wohin der Wagen des Wetters wegen sich geflüchtet, verbarg die Pakete, da der Kutscher am Bocke schlief, unbemerkt in dem Wagen und weckte das ganze Dorf, das schauderhafte Unglück erzählend. In kurzer Zeit war Jung und Alt auf den Beinen und eilte, mit Rettungswerkzeugen versehen, an den Fluß — alle Schiffe der Nachbarschaft wurden in Bewegung gesetzt, doch alles Suchen war vergebens — Zodik war nicht zu finden.

Es vergingen Wochen; nirgends hatte der Strom Zodiks Leiche an das Ufer gesetzt.

Digitized by Google

Isidor war inzwischen ein reicher Mann geworden — es wurden zwar Untersuchungen eingeleitet, doch sie führten zu keinem Resultat — Isidor blieb ein reicher Mann.

XVII.

Es war in einer Herbstnacht desselben Jahres, da ging es in der „Diebshöhle" überaus lustig zu. Ein vor wenigen Monaten entlassener Sträfling, Namens Spitz, hatte eine Erbschaft von tausend Gulden gemacht und dieselben den dortigen Stammgästen, zu denen auch er zählte, zum Besten gegeben. An allen Tischen herrschte Fraß und Völlerei, und der unedle Geber jauchzte jedesmal vor Wonne auf, so oft ein berauschtes Opfer seiner Freigebigkeit unter einem schmetternden Chore hinausgeworfen wurde. Zur Erhöhung des Vergnügens gab es auch eine doppelte Musik da: einen Geiger, der mit einer Harfenistin gemeinschaftliche Sache machte, und einen einschichtigen Bänkelsänger, der zu seiner Drehorgel jämmerliche Liedeln heulte. Für die Majorität der Gesellschaft waren beide Produktionen Hochgenüsse und in jedes Gesang- und Tanzstückchen von halbwegs animirender Betonung wurde trotz des engen Raumes und des übertäubenden Lärmens singend und tanzend eingestimmt. So geschah es, daß die ganze Gesellschaft kaum länger als eine Viertelstunde ruhig auf ihren Plätzen bleiben konnte, in der nächsten stieß und wälzte ein Tänzchen Alles durch und übereinander und kehrte das oberst zu unterst. Natürlich setzte es bei solchen Umwälzungen immer zerbrochene Krüge, blaue Flecken und auch blutige Köpfe, aber das folgende Liedel stimmte Alles wieder zur einheitlichen Disharmonie.

Nur ein Tisch blieb von dem tollen Wirbel verschont. Derselbe stand in einen Winkel eingekeilt und war gewöhnlich vom Wirth und den „Aeltesten des Volkes" besetzt. An diesem Abend hatten sich aber auch diese in das lustige Gewühl gestürzt, und an dem sogenannten Honoratiorentisch saßen nur fünf verlumpte Kerle, vor denen sich nicht blos ehrliche Leute bei Nacht im Walde, sondern selbst Leute ihres Gelichters am hellichten Tage auf offener Straße fürchten würden. Einer derselben war der entlassene Sträfling und Festgeber Spitz, die andern vier — — Karl, Robert, Paul und Alfred.

Spitz war mit den Vieren im Jahre 1848 bei der Mobilgarde gewesen, und obgleich er seine Corpskameraden seitdem nur selten gesehen, da er seine meiste Zeit im Zuchthaus zugebracht, so hatte er doch dieselben trotz dem verlumpten Aeußeren gleich bei ihrem Eintritt in die Kneipe nicht blos erkannt, sondern mit froher Ueberraschung als seines Gleichen begrüßt und an den Freitisch gezogen. Diese waren froh, gleich jemanden zu haben, bei dem sie Erkundigungen einziehen konnten, und so saßen sie schon mehrere Stunden ziemlich angetrunken, aber in gar nicht guter Stimmung da und hörten mit möglichster Aufmerksamkeit die Mittheilungen an, die ihnen der vielerfahrene Spitz über alles Wissenswerthe machte.

„Also," schloß Robert rekapitulirend; „Jodik im Strome ertrunken, die „Hofdame" in Elend versunken, Isidor Crösus, wie Lazarus elend, Lottchen mit Liebe zu Tode ihn quälend, Otomar unter einer Schürze am Lande verborgen, und Lucie Blumbergs Gemalin seit Morgen."

„Und wo habt Ihr Euch herumgetrieben?" frug Spitz.

„So weit die deutsche Zunge ohne Paß reicht," entgegnete Paul, der zumeist berauscht war; „am längsten in H. — aber da gab's einen blutigen Auftritt mit einem englischen Kapitän — wir schnürten die Bündel."

„Nun weiter!" drängte Spitz; „erzähle!"

Karl, Alfred und Robert sprangen empor und hielten Paul, der eben beginnen wollte, den Mund zu.

„Wollt Ihr Geheimnisse machen?" versetzte Spitz schlau lächelnd; „vor mir? Ich werd' Euch die Geschichte schwarz auf weiß zeigen!" Und er nahm von der Wand die „Kriminal-Zeitung," — das einzige Blatt, das der Wirth seit kurzem hielt, um den Bedürfnissen seiner Gäste gerecht zu werden — und zeigte auf eine lange Spalte: „da stehen die Steckbriefe von den vier angeblichen Auswanderern, die sich vor einigen Wochen auf einem Schiffe in H. eingemiethet, in einer Nacht den Kapitän in seiner Kajüte ermordet, demselben das bei sich aufbewahrte Auswanderergeld von fünfhundert Pfund Sterling geraubt und ihn in den Fluß geworfen. — Hättet Ihr Kerle keine solche Bärte und Lumpen an Euch und würde ich Euch von früher her nicht als arme Kirchenmäuse und feige Kanaillen kennen, ich würde darauf schwören, Ihr habt den Geniestreich ausgeführt; so aber waren die vier Thäter nach dem Wortlaut des Steckbriefs „fein aussehende unbekannte Männer, die sich als Schriftsteller ausgaben, um auf einem Auswandererschiff Studien zu einem Roman zu machen, und denen es nicht an Geld gebrach." — Spitz verglich die vier Gesichter nochmals mit den Signalements und meinte: „nicht Ein Zug!"

„Was Dich nicht brennt, das lösche nicht," sagte Karl, riß Spitz das Blatt aus der Hand und flog es durch.

„Was geschieht, wird hier nur klar —" plärrte Paul, dem die Zunge vom Trinken schon sehr ungelenkig wurde; „ich aber sag': Was in H. geschah, darf nie und nirgend klar werden, nicht einmal bis die Todten auferstehn!"

„Kerl!" versetzte Spitz: „Wenn der Wahrspruch in vino veritas wahr wär', ich könnt' glauben —"

„Gar nichts, Spitz!" fiel ihm Robert in's Wort.

Da fuhr Karl, erbleichend vor Ueberraschung in die Höhe, hielt Robert das Blatt vor die Augen und rief: „Trau, schau, wem — Rothsepp und Raubmichel wegen Raub und Meuchelmord, den sie an einem Fuhrmann begangen, mittelst Strang —" er vermochte nicht weiter zu zitiren, diese Nachricht schnürte ihm selbst die Kehle zusammen.

„Wären also auch diese Krüge so lange zum Brunnen gegangen, bis man ihnen den Hals gebrochen!" versetzte Robert fast gerührt; „arme Scherben! Doch lese weiter. Steht nichts darin, wie sie ihr Los vor der letzten Ziehung ertragen? Was waren ihre letzten Worte und Gedanken? — o gewiß Karl und Robert!"

„Nichts davon," erwiederte Alfred, der mitlas; „hier steht nur: sie starben mit Reue und Zerknirschung."

„Waren doch Schufte!" meinte Robert: „Hätte darauf geschworen, daß sie Wort halten werden! Trauriges Zeichen der Zeit, wenn man nicht mehr Wilddieben, Raubern und Mordbrennern glauben kann; wem soll man nun glauben?! Doch lassen wir die Todten, wir haben es noch heute mit den Lebendigen zu thun. Es ist eilf Uhr und manches zu besprechen, d'rum steckt die Köpfe wie Liebesleute zusammen!" und die Vier thaten, wie Robert angerathen.

Inzwischen spielten und geberdeten sich Geiger und Harfenistin wie toll, doch war dabei noch eine mündliche Verständigung möglich, nun begann aber auch der jämmer-

Digitized by Google

liche Bänkelsänger sein Lieblingsstückel zu singen und das wurde von der Mehrzahl der Zuhörerschaft auf himmelschreiende Weise accompagnirt:

„Es war 'mal eine Mutter,
Die liebte so den Sohn,
Daß er als Kind verdorben
In Grund und Boden schon.

Sie liebte seine Fehler,
Es waren Fehler blos, —
Die lieben Fehler wuchsen
Und wurden mit ihm groß."

„Werft hinaus die Claqueurs, vor Allem aber den Geiger sammt dem Bänkelsänger und seinem blöden Zeug!" schrie Robert als ehemaliger Rezensent, zumeist aber, weil ihre Verabredung durch den jeder Strophe folgenden Applaus unterbrochen wurde.

„Werft hinaus den Geiger sammt dem Bänkelsänger!" brüllten auch die Vier, am meisten jedoch Karl, dem das Liedel gar nicht behagte.

„Maul halten!" donnerte die ganze Kneipe; es trat eine Pause ein, Robert benutzte den stillen Moment zum Weiterreden, und auch der Bänkelsänger fuhr fort:

„Und als sie reif geworden,
Von aller Welt verflucht, —
Da hing der Sohn am Galgen
Als ihrer Liebe Frucht! —

O Mütter, laßt Euch warnen,
Nehmt nie vom Herzen Rath, —
Was klein nur war ein Fehler,
Wird groß zur Missethat!"

Nun folgte ein wahrer Beifallssturm, dem man es anhörte, daß er pure Begeisterung und nicht bezahlt war. Da derselbe aber nichts Geringeres bezweckte, als eine Repetition des Liedels, ergriff Spitz einen vollen Krug, sprang damit auf den Tisch und brüllte mit seiner Stentorstimme: „Werft hinaus den Bänkelsänger, wenn er nicht gleich 's Maul hält!"

„Hinaus mit ihm!" schrieen auch die Vier.

Ein Theil der Kneipe murrte und drohte mit den Fäusten.

Der Bänkelsänger aber erhob sich, nahm seinen Teller, drängte sich durch die Masse, die den Honoratioren-Tisch belagert hielt, gebot nach allen Seiten Schweigen und sprach mit komischem Pathos und lauter Stimme zu der Gesellschaft im Winkel:

„Was soll Euer Toben?
Greif't erst in die Hosen
Und geb't mir Almosen!" —

Nun brach erst ein Heidenlärm aus. „Da Capo" heulten Alle unter schallendem Gelächter und trugen den Bänkelsänger zu seinem Leierkasten.

„'S Maul halten, undankbares Gesindel!" donnerte Spitz voll Zorn: „Heut' bin ich hier Herr, und wer dagegen murrt, dem schleuder' ich das Krügel an den Kopf!" und schon flog der volle Krug über Alle hinweg nach dem Bänkelsänger, traf aber nur zerschmetternd dessen Instrument, während das Bier über alle Köpfe im Umkreise hinspritzte. — Das war aber auch das Signal zum Anbruch des jüngsten Tages. Die ganze Kneipe erhob sich wie ein toller Mann unter wüthendem Geheul und stürzte auf den Tisch, auf den sich alle Fünf mit ihren Stühlen bewaffnet, geflüchtet hatten, um nicht im Winkel erdrückt zu werden. Nur kurz dauerten Angriff und Widerstand, — in wenigen Minuten waren alle Fünf mit dem Festgeber an der Spitze unter großen Schlägen zur Thüre hinausgeworfen.

Die Fünf, obgleich tüchtig zusammengeschlagen, machten sich nun so schnell als möglich aus dem Staube, denn der Lärm, der sich bis auf die Straße erstreckte und alle Nachbarsleute aus den Federn trieb, konnte die Patrouille herbeilocken. Sie liefen ein paar Straßen hinab und kamen zufällig an Isidors Haus.

„Halt!" kommandirte Robert: „Wie wär's, wenn wir in der Geisterstunde Isidor eine Visite machten?"

„Genialer Einfall!" entgegnete Spitz; „überdies dürften ihm um Mitternacht die Lebenden willkommen sein!"

Alle stimmten ein.

„Spitz geht unterdessen rekognosziren," rief Alfred.

„Wenn es beim Halbpart bleibt?" frug Spitz.

„Ja!" riefen Alle.

„Dann bleibe ich für Euch der Spitz in der edelsten Bedeutung des Wortes!" versicherte Spitz: „Kommt aber bald nach," und er bog um die Ecke. —

Bei Isidor war Spielgesellschaft. Der Weg durch das Hausthor und Vorzimmer mußte mit Gewalt erzwungen werden. Portier und Dienerschaft wurden über'n Haufen gerannt. Als sie in den Salon stürzten, hatten sie Isidor nicht erkannt, so war er in Gesicht und Haltung verändert. Tief gebückt saß er mit erloschenen Augen, welken Wangen und Lippen an dem Spieltisch und der krampfhaft verzerrte Mund ließ auf schweres körperliches Leiden schließen. Die Spieler, die in den vier Freunden von Isidor Räuber vermutheten, flüchteten sich bei ihrem Anblick in die anstoßenden Gemächer. Isidor aber faßte sich schnell, winkte seinem Kammerdiener: „diesen Freunden, die ihn als Masken zu überraschen gekommen, keine Hindernisse mehr entgegenzustellen, im Gegentheil, sie und ihn in sein Arbeitszimmer zu führen. Kommt amici!" ächzte er und versuchte umsonst zu lächeln; „wir geben auf mein trauliches Stübchen, das paßt für vertraute Freunde besser, als diese hohlen, öden, glänzenden Gemächer."

Die Vier, die von Isidors fürchterlicher Erscheinung nicht die Augen wegwandten, stießen den Bedienten zur Seite und rollten gemeinschaftlich das Fauteuil, in dem Isidor saß, in das von ihm bezeichnete Zimmer.

„Hör' mal, Isidor!" begann Karl: „Dir hat Dein Reichthum schlecht angeschlagen!"

„Ja, ja," stöhnte Isidor; „keinen Schlaf — keinen Schlaf — Schmerzen ohne Ende — volle Schüsseln, keinen Hunger — die Welt offen und an den Sessel geschmiedet." —

„Und warum?" frugen alle Vier.

„Doch nicht das Gewissen?!" setzte Karl, dem ganz unheimlich wurde, hinzu.

„Es muß doch Etwas faul im Reiche Isidors sein!" meinte Robert.

„Verkühlung, große Verkühlung," entgegnete Isidor; „bin in den Fluß gestürzt, damals — damals, hab' mir die Gicht zugezogen, — — bin sehr elend, elender als Ihr. — Hätte ich einen Mord verübt, glaubte ich: die Gicht, die mich martert, die Abzehrung, die mich verdorren macht, wären mein Gewissen; — aber ich habe doch nichts gethan, als den Verstand, den mir Gott gab, zu meinem Frommen ausgebeutet! — Wozu hat Er die Dummen geschaffen? — Die sieben mageren Kühe haben auch die sieben fetten verschlungen!" —

Digitized by Google

„Was war's denn mit Zodik?" platzte Paul heraus und Alle Vier erschracken über diese Frage wie über Isidor, der so zusammenfuhr, als ob ihm eine Kugel die Brust durchbohrt hätte.

„Zodik?!" kreischte Isidor: „den, — den hat auch die magere Kuh — nein, nein, den hat der reißende Strom verschlungen." —

„Hörst Du, Isidor?" sagte Robert: „Bei Dir ist nichts für uns! Die Luft in Deinen Zimmern, obgleich mit Odeurs geschwängert, riecht doch nach Lazareth und Zuchthaus. Ich denke, wir brechen wieder auf."

Die Anderen waren derselben Ansicht.

„Und wohin? Brüderln!" frug Isidor, dem bei dem Gedanken, daß sie ihn verlassen wollten, etwas leichter wurde.

„Karl geht," erwiederte Alfred; „seinem Papa eine letzte Visite machen, bevor wir noch definitiv nach Amerika auswandern. Wird sich wahrscheinlich auch Etwas à Conto seines Erbtheils holen und wir stehen ihm bei."

„Das ist klug," versicherte Isidor; „ohnehin ruht auf den Geschäften des gottlosen Werner der Segen, seit der Fluch auf seinem armen Sohne lastet. — Und noch heut' Nacht?"

„Ja, heut' Nacht!" entgegnete Karl: „und zwar auf demselben Wege, auf dem ich vor einem Jahr entflohen. Damals nahm ich die Testamente und ließ das Geld, — heute nehme ich das Geld und lasse die Testamente als Visitekarte zurück. — Doch gib mir mein Paket."

„Immer genial!" versetzte Isidor; „dem Muthigen und Gesunden gehört die Welt!" und er ließ sich zu seinem Schreibkasten rollen, nahm aus einer Schublade das Paket und überreichte es Karl. „Aber Ihr wollt' doch nicht schon fort, und bevor Ihr mir Euere Weltfahrten beschrieben? — Mit Etwas muß ich doch dienen," und er klingelte zweimal, sein Schreiber trat ein, er flüsterte ihm Etwas in's Ohr, und derselbe entfernte sich eiligst. „Kommt, nehmt Platz; ich habe Euch ein feines Souper bestellt." —

„Jetzt nicht," sagte Karl; „Dein Aussehen hat uns den Appetit verdorben; aber nachher möchten wir bis zum Morgen ein sicheres Versteck bei Dir finden!"

„Kommt also reich beladen wieder!" versetzte Isidor; „ich werde auf Euch warten. Und nun seid vorsichtig und glücklich!" und er bemühte sich, ihnen die Hände reichend, aufzustehen, sank aber unter einem heftigen Gichtanfall und gräßlich vor Schmerzen stöhnend in seinen Sessel zurück.

Die Vier entsetzten sich vor Isidors Anblick, der wie eine furchtbar entstellte Leiche ausgestreckt da lag.

„Luft! Luft! hier riecht es nach Leichen!" schrie Paul, der darüber in Stickanwandlungen verfiel und stürzte aus der Thüre.

„Luft! Luft! hier riecht es nach Leichen!" schrien Karl, Alfred und Robert und flogen ihm nach.

„Luft! Luft!" ächzte auch Isidor; „ja, ja, sie haben Recht, hier riecht es nach Leichen!" — —

Wie Kugeln krachend aus dem Lauf, flogen die Vier mit einem Schrei aufathmend aus dem Haus. — Sie schlichen nun leise die Straßen entlang und kamen an Marxs Haus vorüber. Vor demselben stand eine Reihe Equipagen und die Fenster des ersten Stockwerkes, aus denen rauschende Musik erklang, waren glänzend erleuchtet. Alfred machte Karl auf Blumberg's Hochzeit mit Lucie, die oben gefeiert werde, aufmerksam; Karl schritt an Roberts Hand wie taub, stumm und blind. — Erst nach einer geraumen Strecke brach Karl das Schweigen und sprach: „Das Gewissen ist doch eine schwere Krankheit!"

„Zum Glück inkliniren die wenigsten Menschen dazu," entgegnete Robert. „Ist das das ganze Resultat Deines Schweigens? Das stand für die Mühe!"

„Karl hat Recht," versetzte Alfred; „ich halte die Krankheit auch für ansteckend; über mich war es wenigstens bei Isidor ganz so gekommen, als ob ich schon sein Gift eingeathmet hätte."

„Und erst über mich," versicherte Paul; „mir war zum ersticken!"

„Wenn Paul und Alfred von Ansteckung reden," sagte Robert: „mag's sein. Warum haben sie in die blutige Geschichte mehr die Nase gesteckt, als nöthig; dem Kapitän brauchten sie nicht den Garaus zu machen. — Aber was willst denn Du? Wir haben ihn blos in's Wasser geschleudert, und unsere Hände sind rein vom Mord. Du bist und bleibst ein Hypochonder!"

„Eingebildet oder wirklich krank, ist Eins," klagte Karl; „ich fühle mich überaus elend!"

„Das alte klägliche Vorspiel bei Dir," erwiederte Robert; „wenn Du an ein muthiges Werk gehen sollst!"

„Lassen wir das halsbrecherische Projekt fallen!" bat Karl.

Die Drei protestirten mit allen Drohungen dagegen.

„Du willst also," versetzte Robert, „an dem einzigen Plane, den Dein unfruchtbares Gehirn ausgeheckt, und der nun reif zur That, handeln wie eine Rabenmutter, die ihr kaum geborenes Kind mit der Nabelschnur erdrosselt?! — Hast Du schon auf die Kriminalzeitung vergessen? Ueber kurz hat uns irgend eine langohrige Mauer verrathen! Der Morgen darf uns nicht mehr in der Residenz sehen, und wohin wollen wir mit den Paar Pfund, die noch dazu auf Paul und Alfred zentnerschwer lasten?!"

„Also lassen wir es wenigstens für heute!" flehte Karl: „Morgen allenfalls." —

„Denke an Isidor," mahnte Robert, „und an sein:

„Es lebe das Heut,
Das Morgen ist weit,
Wer heute noch karg,
Liegt Morgen im Sarg!"

„Eben, weil ich Isidor nicht vergessen kann," lamentirte Karl; „fühle ich mich namenlos elend!" —

Es dauerte aber nicht lange, da hatten ihm die Drei so in die Seele geredet, daß er, als sie an den Garten seines väterlichen Hauses kamen und Spitz die Luft für rein erklärte, der Erste war, der über die Mauer kroch. —

Werner und dessen Gattin waren den ganzen Abend beisammen gewesen, und Karl war, wie seit lange nicht, der traurige Gegenstand ihres Gespräches. Franziska hatte schon den ganzen Tag über eine seltsame Unruhe; ein Ahnen, eine Bangigkeit durchzog wie ein schleichend Gift ihre Brust, und als stünde ihr Ende bevor, war sie mehrmals vor das gnadenreiche Bild der schmerzhaften Mutter Gottes getreten und hatte ihre, aber auch die Seele ihres unglücklichen Sohnes deren Fürbitte bei Gott empfohlen. Sie konnte kaum die Zeit erwarten, in der ihr Gatte, frei von Geschäften, ihr angehören werde. Nun waren mehrere Stunden in unfruchtbaren Kümmernissen vergangen. Wer-

Digitized by Google

ner, der dabei blieb, daß es gut, wenn Karl in Amerika, aber besser, wenn er todt sei, — wußte keine Auskünfte mehr, die vielen Herzensangelegenheiten der noch immer von ihrem Sohne ganz erfüllten Mutter zu ihrer Befriedigung zu schlichten, Mitternacht war auch um, und so sprach er zu ihr, sie zur Ruhe drängend: „'s ist Schlafenszeit. Er ist nun einmal, leider Gott! todt für uns, lassen wir die Todten ruhen."

„Aber einst," tröstete sich Franziska; „werden wir ihn doch gebessert wieder sehen?!"

„Einst, das hoffe ich auch!" entgegnete Werner in einem Tone, aus dem der Glaube an ein Jenseits mächtig hervorklang. „Doch nun gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte Franziska fast mit lautloser Stimme und reichte ihm die Hand, die er an die Augen führte, um eine Thräne, die sich herauszustehlen drohte, zurück zu halten.

Schon an der Thüre, kehrte sie nochmals zurück, fiel laut schluchzend ihm um den Hals und rief: „O glaube mir, meine Ahnung trügt mich nicht, wir werden Karl bald wiedersehen!"

„Gott verhüte es!" erwiederte Werner, selbst von einer Bangigkeit ergriffen, faßte sich aber und setzte mit einem unnatürlichen Lächeln hinzu: „Gott wird uns noch lange zu unserem gegenseitigen Glücke erhalten!" —

Franziska schritt mit schwerem Herzen aus dem Zimmer. Werner löschte das Licht und ging zu Bett.

Es war eine herrliche Nacht, sie glich jener, in der Werner aus dem Fenster Karlu zum erstenmal in schlechter Gesellschaft gesehen. Der Vollmond ergoß stromweise sein Licht in das heimliche Gemach, und das große silberne Kruzifix, das an der Wand oberhalb seines Bettes hing, schimmerte wie im verklärten Glanze. Werner richtete darauf seinen Blick, sprach ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet, und wie er sich auch sträubte, er mußte Karl in dasselbe einschließen.

Nach einer peinlichen Stunde erst, in der Karl's ganzes Leben, von dessen frühester Kindheit an bis zu dessen Verstoßung, wie eine Reihe Todter an Werners Seele vorüberzog, schlief er ein. Er mochte kaum die gleiche Zeit, unruhig und von bösen Träumen gestört, geschlafen haben, wurde er durch ein Geräusch am Fenster geweckt. Er horchte auf. Täuschte ihn das Mondlicht nicht, sah er an der untersten Scheibe eine Hand, die knarrend längs der vier Seiten des Rahmens hinfuhr, — bald klirrte das Glas — die Hand fuhr hinein und öffnete den Riegel. — —

Werner, der keine Furcht kannte, lauschte mit zurückgehaltenem Athem.

Darauf erhob sich ein Kopf, ganz von langen, dunklen Haaren verhüllt, — dann der Körper, zögernd, mehrmals zurückfahrend, — endlich stand die ganze grauenerregende Gestalt im Fenster — ihre Augen funkelten wie zwei Glühwürmer — — Werner wähnte zu träumen, setzte sich auf, rüttelte sich selber, stieß sich an Stirn und Brust, — kein Blendwerk der aufgeregten Sinne, — es war Karl!!

„Weh Dir!" rief Werner mit einer Stimme, die wie die Posaune des jüngsten Gerichtes an Karls Ohr schlug.

„Fluch Isidor! der uns verrathen!" scholl es gleich einem vierstimmigen Echo aus dem Garten.

Karl, entsetzt und in Verzweiflung die Hände ringend, sah vorwärts — rückwärts — vorwärts das bleiche, geisterhafte Antlitz seines Vaters, — rückwärts die blitzenden Waffen der Gensd'armen, — ihm sträubten sich die Haare — er schwankte, — verlor das Gleichgewicht und mit dem Schrei: „Weh' mir!" stürzte er rücklings vom Fenster hinunter. — — — — — — — — —

Werner verhüllte sein Gesicht. Es trat eine stille, aber schreckliche Pause ein, die nur durch das Waffengeklirre im Garten unterbrochen wurde.

Werner raffte sich nun empor, sprang aus dem Bette, eilte an das Fenster, starrte hinab und zurücktaumelnd, rief er mit bebender Lippe: „Mein Fluch ging in Erfüllung!"

In demselben Augenblick öffnete Franziska leise die Thüre. „Hörst Du Werner nicht Geräusch?" frug sie und wurde todtenblaß, als sie ihn mitten im Zimmer stehen und am ganzen Leibe zittern sah. „Um Gotteswillen! was ist geschehen?"

„Ja, um Gottes Willen!" antworte Werner; „Knie nieder, arme Mutter, und bete für Deinen Sohn!"

„Was ist geschehen?" frug nochmals Franziska mit gebrochener Stimme.

Werner zeigte gegen Himmel und sprach: „Karl ist endlich heimgekommen!" —

Franziska sank in die Kniee, Werner faltete die Hände und Beide, die thränenfeuchten Augen zum sterbenden Heiland erhoben, beteten ein Vater Unser. — —

Karl war zerschmettert und hauchte auf derselben Terrasse, auf die er vor einem Jahre flüchtig hinabgesprungen, seine verirrte Seele aus; und während ihn oben Gott selber gerichtet, fiel seine schlechte Gesellschaft unten in die strafenden Arme der Gerechtigkeit.

Feuilleton.

Skizzen aus Konstantinopel.

1. Der Divan.

Der Divan ist nicht allein der Ort, wo diplomatische Verhandlungen gepflogen werden, sondern auch ein gesetzgebender Körper und ein Gerichtshof. Von hier gehen die Fermans aus, hier gibt man Gesetze und entscheidet Prozesse. Da der Koran sowol alle bürgerlichen als religiösen Gesetze des Reiches enthält, so werden hier alle Prozesse nach demselben entschieden. Mit den meisten Moscheen sind Medresen oder Kollegien verbunden, wo die Studenten (Soyhta) von den Professoren (Muderris) eben sowol in der Theologie als in der Jurisprudenz unterrichtet werden. Haben sie dann nach einem Studienkursus die nöthigen Fähigkeiten erlangt, so werden sie in die Städte und Dörfer der verschiedenen Provinzen des Reichs geschickt, wo sie als Mollah's, Naibs und Kadi's verschiedene Richterämter bekleiden und alle ihre Entscheidungen auf die Vorschriften des Koran gründen. Von diesen haben zwei, die den Namen Kadilesker führen, den höchsten Rang: der Rumili Kadilesker, der oberste Richter für Europa, und der Anadoli Kadilesker, der oberste Richter für Asien. Ein dritter, der nur in kirchlichen Sachen entscheidet, wird Istambol-Effendi oder Richter (Herr) der Hauptstadt genannt. Diese, namentlich die beiden ersteren, sind beständig die Beisitzer des Großvezirs im Divan und bilden mit diesem das oberste Tribunal des Reichs. Wenn ein Türke einen Prozeß beginnt, so geht er zunächst zu einem Arzûlhadschi. Dies ist eine Art von Anwalt oder privilegirter Notar, die in verschiedenen Theilen der Stadt ihre Expeditionen haben, und dieser setzt ihm einen

Digitized by Google

Arzuhal auf, unter dem man sich aber nicht etwa eine weitläufige Auseinandersetzung mit möglichst vielen Wiederholungen, wie in den Referaten europäischer Anwalte, sondern einen ganz kurzen Bericht der Sache in wenig Worten zu denken hat. Darauf begibt sich der Kläger zum Divan und übergibt seinen Arzuhal einem Tschausch oder Huissier, der ihn dem Tschauschbaschi, dem Oberhuissier, einhändigt, von dem er abermals dem Bujuk-Terkreedschi oder „obersten Annehmer des Memorials" übergeben wird, der zu Linken des Großvezirs steht. Dieser liest die Klage mit lauter Stimme vor und der Beklagte wird zur Vertheidigung aufgerufen.

Die Verhandlungen sind sehr einfach. Hier gibt es kein lächerliches Formenwesen, kein Prahlen mit forensischer Beredsamkeit, keine Wortklauberei, keine Gesetzesverdrehung. Die Parteien vertheidigen in der Regel selbst ihre Angelegenheiten; die Richter, ohne sich auf einen andern Gesetzkodex zu beziehen, betrachten die einfache Thatsache. Nach der Untersuchung geben sie das Urtheil ab, das dem Großvezir vorgelegt wird. Stimmt es, wie in der Regel der Fall ist, mit dessen Meinung überein, so schreibt er am Ende des Arzuhal das Wort Saḥ (wahr), und die Parteien werden mit einem Hatschet oder Urtheile des Großvezirs entlassen. Eine weitere Appellation ist dann nicht mehr möglich. Stimmt der Vezir dem Urtheile nicht bei, so findet allein bei solchen Gelegenheiten an einem türkischen Gerichtshofe Disputation statt. Hält man nämlich die Kadilesker für fähig, entweder aus Unwissenheit oder mit Absicht ein ungerechtes Urtheil gefällt zu haben, so werden sie abgesetzt und dürfen nie wieder dergleichen Ehrenstellen bekleiden. Sie vertheidigen deshalb ihre Meinungen mit Hartnäckigkeit bis auf's äußerste, und der Gerichtshof hallt dann nicht von den Vertheidigungsreden der Advokaten, sondern den Disputationen der Richter wieder.

So, von der Linken zur Rechten weiter gehend, werden die vorliegenden Sachen summarisch entschieden, bis es Abend wird, oder Alles beigelegt ist; und da die Gerichtspflege nicht durch Dazwischenkunft einer vermeidlichen Störung aufgeschoben oder unterbrochen werden darf, so gehen die Mitglieder des Gerichtshofes nicht einmal nach Haus zu Tische. Am Mittag wird ein frugales Mahl aufgetragen und in wenigen Minuten verzehrt.

Dies ist das Verfahren, wenn im Divan Gericht gehalten wird. Wird jedoch hier ein Ghalibedivan oder eine große Rathsversammlung abgehalten, so werden alle laufenden Geschäfte Gegenstände der Berathung und Diskussion. Man kommt dann Sonntags und Montags zusammen. Hier haben ebenfalls Großvezir und Kadilesker ihren Sitz, und zu ihrem Beistande der Reisseffendi oder Großkanzler des Reichs. Mitglieder des Ghalibedivans sind außerdem der Mufti, die Aghas oder Spitzen der Militärbehörden, die Mutellins, Zahlmeister, und die Esna's oder Handelskorporationen.

Bei diplomatischen Verhandlungen mit den Gesandten fremder Mächte spielen die Dragomans oder Dolmetschr eine bedeutende Rolle. Dies sind gewöhnlich Peroten, d. h. Eingeborne von Pera und ihrer Nationalität nach meistens Italiener, Franzosen oder auch Griechen. Sie werden für das Dolmetscheramt von früher Jugend an ausgebildet und besonders in Sprachen unterrichtet, unter denen Türkisch und Französisch den ersten Platz einnehmen; da jedoch zum völligen Verständniß des ersteren, sowie besonders zum Lesen und Schreiben, die Kenntniß der arabischen und persischen Sprache unumgänglich nothwendig ist, so müssen sie auch diese Sprachen verstehen, und nicht selten sprechen sie noch Englisch, Griechisch und Italienisch, ja sogar Deutsch. Jede Gesandtschaft hat deren zwei oder drei. Sie sind mit den Sitten und Gebräuchen der Türken vollständig bekannt und vertraut, schlau und verschlagen, verstehen, wenn nicht die Großen des Reichs, so doch deren Sekretäre und Nächststehende zu bestechen oder zu beschwatzen und sich dadurch in den Besitz aller Staatsgeheimnisse zu setzen. Da für Europäer das Erlernen der türkischen Sprache zu schwer ist, um es in ein paar Jahren zu effektuiren, wenigstens um darin diplomatisch zu verhandeln, die Kenntnisse fremder Sprachen aber bei den Türken noch sehr sparsam sind, so spielen die Dragemans in der Politik eine sehr bedeutende und sogar die Hauptrolle, und treten gänzlich aus dem Verhältnisse eines Dolmetschers heraus. Sie sind die eigentlichen Diplomaten und unterhandeln direkt mit den Ministern oder hohen Räthen der Pforte. In ihrer Macht liegt es, die Aeußerungen der Regierungen, bei denen sie angestellt, nach ihrem Belieben auszudrücken oder zu modifiziren, sowie die Antworten der hohen Pforte wahr oder verändert zu übertragen. Sie stehen daher bei den respektiven Gesandschaften in großem Ansehen und werden, um ihrer Treue versichert zu sein, sehr gut besoldet.

Poetisches Album.

Aus dem Treibhause der Lyrik.

Am See.

Ein Liedercyklus.

1.

Er sitzt allein in seiner stillen Klause,
Allein, allein mit wonnigem Gefühl;
Sein volles Herz schweift fort vom kleinen Hause
Zum klaren See, so duftig und so kühl.

Es schweift sein Geist in Himmels blauen Weiten,
In allen Fernen sein entzückter Sinn;
Er singt sein Lied zum holden Spiel der Saiten,
Doch plötzlich ruft er: „Weh! Sie ist dahin!"

Hoch schwoll die Brust im Lied, die kühn gesinnte,
Die Saite riß; — wild flirgt sein Lockenhaar,
Und um die Schulter wirft er den Talar,
Geht hin — und kauft sich eine neue Quinte.

2.

Das Fräulein stand in Thränenfluth
Und sprach so leis' und innig:
„Dem holden Sänger bin ich gut
Und ihn alleine minn' ich."

Das Fräulein stand und seufzte schwer,
Hoch wogten des Busens Hügel;
Sie sang: „Wenn ich ein Vöglein wär'
Und hätte auch zwei Flügel!"

Der greise Vater aber spricht:
„Der Luxus wird täglich fataler!
Hast Du ein tafelförmiges nicht
Bekommen für hundere Thaler?"

3

Den Strauß, den er gebrochen,
Der Sänger so hold und fein,
Den hat er ihr gegeben
Am grünen Wiesenrain.

Er schwärmt' im sel'gen Gefühle
Und träumte von Lieb' und Eh'. —
Sie sprach: „Die weißen Blumen,
Die geben Camillenthee!"

4.

Bei voller, heller Mondesnacht,
So lieblich, sondergleichen,
Da hat er schnell sich aufgemacht,
Zum Liebchen hinzuschleichen.

Doch wie war plötzlich ihm geschehn?
Es ward das Herz ihm schwerer:
Da hat er sie ruhig sitzen sehn
Mit dem dortigen Volksschullehrer.

Wo angebetet er sich geglaubt,
Wo Wonne geträumt sein Herze,
Sitzt jetzt ein Andrer und erlaubt
Sich ganz unpassende Scherze.

5.

Versteinert stand er lange Frist
Mit wildem Hohngelächter;
Wie etwa die sterbende Venus ist
Und der mediceische Fechter.

Da fühlt er heiß der Rache Glut
In seiner Brust entglimmen:
Er stürzt sich wüthend in die Fluth
Und — rettet sich durch Schwimmen.

6.

Bald ward dem Fräulein offenbar
Des Sängers schrecklich Ende;

Digitized by Google

Da ringt sie wüthend sich das Haar
Und rauft sich aus die Hände.

Und erst am nächsten Morgen dann
Sie wieder sich ermannte:
Zu einem kinderlosen Mann
Ging sie als Gouvernante.

Sehnsuchtsthränen.

Ich habe mich in's Gras gelegt
Am Abend mit stillem Sehnen,
Mir war vom Schmerz die Brust bewegt:
Stromweis quollen die Thränen.

Vertrocknet ist meine Thränenfluth,
Verklungen des Schmerzes Lieder;
Nun hab' ich den infamen Katarrh
Von meiner Sehnsucht wieder!

Vöglein mein Bote.

Die ihr nicht kennt meines Herzens Qual
Ihr Vöglein auf Flur und Matte,
Euch sing' ich sie zehntausend Mal
Mit angemess'nem Rabatte.

Was hälf's auch, Vöglein, wenn ich durch euch
Viel tausend Grüße ihr böte,
Da ihr ihr doch nicht bringen könnt
Schachteln und klein're Packete.

Kaiser Alexander II. und sein Reich.

II.

Der Staat, an dessen Spitze Kaiser Alexander II. so eben gestellt erscheint, kommt der Idee einer soldatischen Monarchie viel näher, als einst der Staat Napoleons I. Treffend sagt Bülau: Rußland befinde sich im Nachtrabe der europäischen Bewegung und es habe der monarchisch-despotische Staat das Ansehen einer unkünstlerisch gestalteten Pyramide, die, von breiter Grundlage aus, ohne gliedernde Abstufungen, im spitzesten Winkel nach ihrem Scheitelpunkte ausläuft.

Das Element des russischen Staatslebens ist Mechanismus. Selbst in der Kultur hat Rußland mehrere Bildungsstufen rasch durchlaufen oder überspringen müssen, um nicht ganz ein Gegensatz zu den westlichen Staaten zu sein. Daher in Frankreich das Sprichwort: Der Russe besitze keine Kultur, sondern blos Politur, an welcher man wie an einem Firnißanstrich nur zu kratzen brauche, um den Tataren herauszukennen! Doch kultivirt auch Rußland nach dem Oriente hin. Als zu Kasan im Jahre 1803 eine Universität errichtet wurde, erklärte der damalige russische Kultusminister als Zweck derselben: „die Völker zweier Welttheile geistig zu verbinden."

Daß die Hierarchie des griechischen Christenthumes der Hebel der russischen Regierungskunst sei, ist bekannt. Und auf den Glauben hat ja auch die lateinische Kirche eine Weltmacht gebaut! Sei also z. B. die im Jahre 1839 erfolgte Auflösung der (seit 1595 bestandenen) Union von vierthalb Millionen griechischer Katholiken mit Rom — oder, kurz gesagt, die Contra-Union — ein offener Gewaltstreich: es lag selbst diese Maßregel, welche dem Papste Gregor XVI. so vielen Kummer bereitete und fast aller Welt Aergerniß gab, in den unausweichlichen Consequenzen der innern Politik Rußlands, worüber Nikolaus, der große Todte, nicht zu tadeln ist.

Alexander II. kann keinen anderen Maximen folgen, als den bisherigen. Wie man z. B. im Auslande, außerhalb Oesterreichs, unsere politischen Bedürfnisse oder patriotischen Gefühle verkennt, so wenig verstehen wir und alle Westeuropäer, was in Rußland Noth thut. „Der Gang des Czaren ist gemessen" oder, was ebensoviel sagt, die Richtung seines Waltens ist längst vorgezeichnet.

Durch das Primogeniturgesetz Pauls I. vom Jahre 1797 ist die Unsicherheit der russischen Erbfolge behoben. Den Palastrevolutionen unter den Romanow ist für immer ein Ende gemacht. Und daß Rußlands Kaiser wahre „Selbstherrscher" sind, haben wir an Paul und an Alexander und Nikolaus nur zu deutlich ersehen. Wie oben bemerkt, so führt auch Alexander II. wieder den Titel Selbstherrscher, Samoderżec vserossijsky (wörtlich: gesammt-russischer Alleinherrscher). Dieser alte Ausdruck ist von Bedeutung. Er bezeichnet den Monarchen als Czaren aller Russen, nicht blos der Großrussen und Neurussen; vielmehr begründet derselbe auch ein stillschweigendes Anrecht auf die (nun österreichischen) Klein- oder Rothrussen, Ruthenen ꝛc. Ja der Uebermuth russischer Staatsmänner und Geschichtschreiber hat den Titel Selbstherrscher aller Russen oder, wie die gangbare Form, aller Reussen, sogar auf das fürstliche Haus der Reuße in Deutschland ausgedehnt, deren Mehrere den Beinamen „der Böhme," „der Russe" (Henricus dictus Ruzzo 1259) geführt haben!!

Den alten Staatstitel (wie er eben gegeben wurde) hat Kaiser Nikolaus I. in seinem Ukas vom 23. (13.) Dezember 1825 gar nicht, in dem andern Ukas vom 25. März 1828 nur einem einzigen Ausdrucke nach abgeändert; indem er die neuerworbene Provinz Armenien (oder Eriwan) hineinsetzte, da der Titel Erbherr der Tscherkessen und Bergfürsten schon seit Katharina's Zeiten bestand. Die Titel von Ismail, von Kjachta, von Kilja ꝛc. hat nun Alexander II. noch nachzutragen.

Zu den Reichsgesetzen Rußlands gehört unter andern auch das Manifest Alexanders I. vom 20. März (2. April) 1820, worin der Kaiser die Ehescheidung seines Bruders Konstantin (von Anna Feodorowna, geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg, noch lebenden Vaterschwester des Herzogs Ernst II., geboren 1781, vermält 1796) bekannt machte. Dieses Manifest enthält über das Rechtsverhältniß unstandesmäßiger Ehen, welche Mitglieder der kaiserlichen Familie schließen, die Verordnung, daß, wenn die Ehe mit einem Individuum von nicht entsprechendem Stande (d. h. welches nicht irgend einem herrschenden oder souveränen Besitz habenden Hause angehört) geschlossen ist, alsdann das Mitglied der kaiserlichen Familie dem andern Individuum die Rechte nicht mittheilen könne, welche den Mitgliedern der kaiserlichen zustehen, und daß die einer solchen Ehe entsprossenen Kinder kein Recht zur Thronfolge haben sollen. Diese Verordnung nannte Alexander in seinem schon oben berührten Manifeste vom 16. August 1823, betreffend die Thronentsagung des Großfürsten Konstantin, eine „Zusatzakte über die Thronfolge." Während also die russische Geschichte, bis auf und mit Peter dem Großen, viele Beispiele von Vermälungen der Czare oder ihrer Familienglieder mit Personen vom niedrigsten, zum Theil von leibeigenschaftlichem Stande liefert — ohne irgend eine nachtheilige Rechtswirkung für Gemalin und Kinder — sind seit 1823 unebenbürtige Ehen in Rußland mit Verwirkung des Thronfolgerechtes verbunden. Als demnach der Cesarewitsch Konstantin am 24. Mai 1820 eine Gräfin Grudzynska († als „Fürstin von Lowicz" 1831) zur Gemalin nahm, bestand obige Zusatzakte bereits, obwol Konstantin damals noch nicht abdizirt hatte.

Eine eigenthümliche Auslegung erhielt diese Verordnung 1839, als nämlich der (1852 †) Herzog Maximilian von Leuchtenberg die Großfürstin Maria Nikolajewna zur Gemalin erhielt — in welcher Verbindung Frankreich hie und da eine Demonstration gegen den (damaligen) Julithron sah, während die Bonapartistische Partei ebenfalls leichtfertige Hoffnungen daran knüpfte. Wie bekannt, übernahm die Familie Leuchtenberg mit ihrem Eintritte in das russische Kaiserhaus ihren bleibenden Wohnsitz in Rußland; am Vermälungstage (14. Juli 1839) bekam Herzog Maximilian von dem Schwiegervater das Prädikat „Kaiserliche Hoheit" — das nun, laut Ukas vom 6. (18.) Dezember 1852, sämmtliche sechs Kinder desselben führen. Der regierende Fürst und Schwager Kaiser Alexanders II., Nikolaus Maximilianowitsch, jetzt erst zwölf Jahre alt, führt den Titel „Fürst Romanowski, Herzog von Leuchtenberg." Das Leuchtenbergische Fürstenhaus ist übrigens ein so hervorragendes, daß es auch auf dem Throne von Schweden blüht (wie unlängst noch auf jenem Portugals und Brasiliens), gleichwie es mit Baiern, Frankreich, Würtemberg und anderen Dynastien verschwägert oder blutverwandt ist.

Kaiser Alexander II. gehört der dritten in Rußland regierenden Dynastie an. Von 762 bis 1598 herrschte Ruriks Stamm, von 1613 bis 1730 regierten die Romanow, seit 1762 waltet hier die Dynastie Holstein-Gottorp, von welcher zur Zeit neunzehn lebende kaiserliche Mitglieder vorhanden sind; so daß das russische Kaiserhaus, auch ohne Rücksicht auf die zahlrei-

Digitized by Google

chen erbfähigen Stammrsvettern, vor dem Aussterben hinlänglich gesichert ist.

Die Monarchie, welche Alexander II. übernimmt, rührt in ihren Urbestandtheilen aus dem zehnten Jahrhunderte her. Doch ist Rußlands Staatskörper (die Mongolenperiode von 1240 bis 1480 änderte hirran nichts) eigentlich erst zwischen den Jahren 1689 und 1831 zusammengewachsen. Innerhalb dieses Zeitraumes von 142 Jahren haben unter den Vorgängern Alexanders II. vier Czare und drei Frauen Ländererwerbungen gemacht — nicht wenige noch der erst hingeschiedene Vater des Kaisers.

Die Krim.

Größe. — Lage. — Klima. — Bodrn. — Meere. — Seen. — Flüsse. — Bevölkerung. — Religion. — Natur-Produkte. — Industrie. — Ein- und Ausfuhr. — Tatarische Dörfer und Frauen. — Ein permanentes Zigeunerlager. — Leben auf der Nordseitr der Halbinsel.

Die Halbinsel Krim, ungefähr 360 Quadratmeilen groß und zum Gouvernemrnt Taurien gehörig, ist nur durch die schmale Landengr von Perekop mit dem Festlande verbunden, hat im Osten das Asow'sche Meer, im Norden das Faulr Meer (Siwasch), im Nordwesten das Todte Meer zu Grenzen, während die übrigen Theile des Landes das Schwarzr Meer bespült. Sie bildet ein längliches Viereck, dessen nördlichste Spitze mit dem festen Lande zusammenhängt und die drei anderen Spitzen als Vorgebirge ins Meer hinaustragen; die östliche Spitze bildet für sich eine Halbinsel und führt von der Stadt Kertsch ihren Namen. Der Fluß Salgir theilt dir Krim in zwei fast gleiche Theile, wovon der nordwestliche die Salzsteppr, der südwestliche das Gebirge ausmacht. Die nördliche Hälfte ist ganz den kalten Nordwinden blosgestellt, die Steppe ohne Hügel, ohne Baumwuchs, das Klima rauh und hat im Winter einr Durchschnittstemprratur von fünfzehn Grad Kälte. Dagegen aber besitzt jener Theil einen Reichthum an Salz- und Mineralquellen, und dir Salzpflanzen, welche daselbst wachsen, geben ein nahrhaftes Futter für das Pferd, Rindvieh, zweihnckligr Kameel und breitgeschwänzte Schaf ab. Der südöstliche Theil bildet die Alpengegend der Krim, zwar mit hohen Bergen bedeckt, aber auch mit paradiesischen Gegenden geschmückt, wo der Frühling sehr zeitig eintritt und schon im Februar die Bäume vollee Blüthen und die Wiesen im herelichsten Blumenteppich prangen. Hier gedeihen edle Südfrüchte, die Rebe und der Granatbaum, hier befindet sich in den wunderschönen Thälern eine große Anzahl reizender Schlösser und Villen des petersburger Adels. Obwol der Schnee auf den Gebirgen oft bis in den Mai hinein liegen bleibt, Nachtfröste und kaltr Winde fortdauern, so schickt der Lenz doch frühzeitig schon seine schönsten und duftigsten Blumengrüße in's Land, daß die Ebenen und Thäler dastehen im üppigstrn Blüthenflor. Der Sommer ist außerordentlich heiß und häufig fehlt der Regen; der Herbst zeigt sich sehr angenehm, doch mangelt es nicht an kalten Nächten und Frühreif; der Winter währt nur kurz und wechselt mit Thauwetter. — Das Schwarze Meer hängt durch die Meerenge von Jenikale mit dem Azow'schen zusammen und bildet das Faulr Meer (den Siwasch), welches dirse Bezeichnung von seinen übelriechenden Ausdünstungen erhielt, dir pestartig oft die ganze Umgegend Perekops anfüllen. — Die vornehmsten Flüsse, die jedoch alle mehr großen Bächen gleichen und im Sommer oft ganz versiegen, sind: der Salgir; die Alma, berühmt durch die blutige Schlacht vom 20. September 1854, wo die Verbündeten den Sieg errangen mit einem Verlust von 3000 Todten und Verwundeten; die Niederlage der Russen war eine vollständige, mit nahe an 5000 Todten und Verwundeten; der in neuester Zeit vielgenannte Belbek, die Katscha und der Samarrschik. An Quellen, Brunnen und gutem Trinkwasser leidet die Krim keinen Mangel und besitzt viele Salzseen von beträchtlichem Umfange, Reste des Meeres, das einst jene Ebene bedeckte. — Die Krim war früher ein sehr blühendes Land; als sie jedoch an Rußland kam, wanderten mehr als zwei Drittheile der Einwohner in die benachbarten türkischen Provinzen aus. Hierauf glich die Halbinsel fast einer Wüste, bis sie erst in neuerer Zeit durch Militärmassen wieder bevölkert wurde. Vor drr russischen Besitznahme zählte sie 9 größere Städte, 48 Gerichtssprengel, 1399 Dörfer und 5,000.000 Einwohner; jetzt liegt die Mehrzahl der Städte und Dörfer in Ruinen und verödet. Die Halbinsel wird von einer Menge verschiedener Völkerstämme bewohnt, die vorzüglichsten sind: 1. Tataren, welche zwei Drittheile der Gesammtbevölkerung ausmachen. Sie lirben Prunk in Kleidung und Tisch, tragen sich gern polnisch, bekennen sich zum Islam, haben eine zahlreiche Geistlichkeit und gut eingerichtete Schulen. 2. Nogaier, ein tatarischer Volksstamm, der dir große Steppe in Dörfern bewohnt, Mais, Hirse und Gerste baut und Viehzucht treibt. Die Weiber sind äußerst arbeitsam, sorgen nicht allein für das Hauswesen nnd die Bekleidung, sondern bereiten auch jene schmackhafte Butter, welche einen Hauptausfuhrartikel bildet nnd in rohen Ziegenhäuten versendet wird. 3. Russen, in der Krone und Edelleuten gehörigen Dörfern, und Kosaken, ein Ueberrest der Saparoger, welche 1791 das Gebiet zwischen dem schwarzen Meere, dem Kuban und Jagul für ihre in drm Türkenkrieg bewiesene Treue und Tapferkrit erhielten. 4. Kolonisten, in bedeutender Anzahl, unter ihnen auch die aus Preußen hergewanderten Mennoniten. 5. Griechen, meistens in den Städten nnd schönrn Thälern der Südostküste. 6. Armenier, als Handelsleute in den Städten und nur in geringer Zahl. 7. Juden, theils als Handelsleute in den Städten, theils in dem Judenorte Tschufutkalr. 8. Zigeuner. Die Tataren und Nogaier bekennen sich zur mohamedanischen Religion; ihre Geistlichkeit, deren Unterhaltung hauptsächlich aus dem Zehend vom Ertrag der Feldfrüchte bestritten wird, steht unter dem Muftl zu Sebastopol, welcher Generalsrang hat und von der Krone seinen Gehalt genießt; die Priester heißen Kadis. — Die Viehzucht wird stark betrieben, mancher Tatar besitzt 10—100 Pferde und Kameele, welch letztere man als Lastthiere verwendet und aus deren Milch man Käse, Butter nnd Kumiß (eine Art Getränke) bereitet. Am ausgebreitetsten ist die Schafzucht und mancher der reichen Nogaier besitzt an 50,000 Stück Schafe, deren grobe, steifhaarige Wolle zu Hüten, Filzdecken, Seilen und Barangen (Krimmer, Krimmel) dirnt. Die Krim hat ferner vorzügliche Bienenzucht, aber keinen Seidenbau. Einst die Vorrathskammer des schwarzen Meeres, liefert sie jetzt, wo der Ackerbau darniederliegt, nur ein Geringes an Korn, Weizen, Gerste, Hirse, Hafer u. s. f. über ihren eigenen Bedarf. Dagegen steht die Gartenkultur in Flor und der Weinstock gedeiht nicht allein auf den Bergen, sondern auch in Thälern und Ebenen. Uebrigens aber wird wenig Wein gekeltert, da dem Mohamedaner der Koran das Weintrinken verbietet, und der Weinbau sich zumeist in den Händen der Griechen und Juden befindet, die ihn nicht verstehen. Die Strandbewohner ernähren sich hauptsächlich von der Fischerei; das Azow'sche und Schwarze Meer enthält vorzügliche Störr, Lachse nnd selbst Austern. An Mineralien liefert die Krim unter andern Jaspis, Achat, Bergkrystalle, Salpeter in ungeheurer Menge, Meerschaumerde, Kalk, Thon und vor Allrm Kochsalz. Sie hat zwar viel schätzbare Produkte zur Ausfuhr, indeß doch nur von wenigen eine größere Quantität; sie könntr ungemein viel liefern, wenn sie besser angebaut nnd bevölkert wäre. Was sie zur Ausfuhr liefert, besteht vorzüglich in Salz, Weizen, Honig, Häuten und Wolle, allr übrigen Artikel sind unbedeutend; außerdem noch wird viel von gesalzenen Stören, Kaviar, Fischbein und Hausenblasen ausgeführt. Unter den Einfuhrartikeln ist rohe Baumwolle, baumwollene nnd seidene Zeuge im orientalischen Geschmack, Liqueure, türkischer Blätterrabak das Wichtigste. — Noch haben wir, bevor wir zur Schilderung der einzelnen Städte übergehen, im Allgemeinen Folgendes hervorzuheben. Die tatarischen Dörfer und Flecken zeichnen sich durch ihre anmuthigr Lage aus. Amphitheatralisch ist in jedrm derselben die Ordnung der Häuser nnd ihrer platten Dächer, so daß das Dach des Ombaschi (Ortsvorstandes) über die anderen hrrvorragt; das ist zugleich das wichtigste von allen, denn da versammeln sich, wie bei nns im Wirthshaus, die Männer des Dorfes nnd besprechen sich über allerlei ihnen wichtige Dinge. Die Frauen wandeln indeß in ihren langen weißen Gewändern und Schleiern in Baumgängen am öffentlichen Brunnen; sie bewegen sich mit einförmigrr Ruhe und flüstern kaum zusammen, so daß sie dem Reisrnden fast wie liebliche Gespenster erscheinen und bei seinem Herannahen scheu verschwinden. Lebhaftr hübsche Knaben spielen im Dorfe; sie zeichnen sich durch seltsame Mützen nnd weitabstehende Ohren aus, die bei nns bekanntlich nicht als eine Schönheit geiten, die aber znm Hören weit tauglicher sind als die unserigen. Dicht an die altr Tatarenhauptstadt Baktschisarai stößt ein permanentes Zigeunerlager, das größte, das vielleicht in der Welt existirt; dort wird das Leben vereaucht, verschlafen oder vergeigt. Höchst traurig ist das Leben auf der Nordostseite der Halbinsel und die hier stationirten Beamten lernen Langeweile nnd Monotonie im vollsten Maße kennen. Jetzt wo Gott Mars rinheezieht in eherner Rüstung, ist allerdings ein bewegendes Moment in dieses öde Stillleben gekommen und hat die Eintönigkeit durch das Klirren der Waffen vertrieben.

Digitized by Google

Artist. typogr. Institut v. Carl Bellmann in Prag 1855

VOR SEBASTOPOL.

Digitized by Google

Digitized by Google

Uebersicht der Streitkräfte auf Kriegsfuß

der am orientalischen Kriege betheiligten Mächte.

a) Rußland besitzt:

an Infanterie	540,000	Mann,
an Cavallerie	80,000	—
an Artillerie	44,000	—
an Genietruppen	12,000	—
an Reserven, Garnisonstruppen, Irregulären, Kosaken ꝛc.	478,000	—
	1,154,000	Mann

mit 2,250 Geschützen.

Die Marine besteht aus 186 Schiffen (worun 54 Linienschiffe und 48 Fregatten) und 350 Kanonenbooten mit zusammen 9,000 Geschützen.

b) Die Türkei besitzt:

an Infanterie	100,800	Mann,
an Cavallerie	17,280	—
an Artillerie	13,000	—
an Genietruppen	1,600	—
an Reserven und Irregulären	325,000	—
	457,680	Mann

mit 360 Geschützen.

Die Marine besteht aus 77 Schiffen (worun 10 Linienschiffe und 7 Fregatten) mit zusammen 3000 Geschützen.

c) England besitzt:

an Infanterie	119,000	Mann,
an Cavallerie	13,600	—
an Artillerie	15,122	—
an Genietruppen	2,460	—
an Milizen ꝛc.	80,000	—
	230,182	Mann

mit 120 Geschützen.

Englands ostindisches Heer beträgt 348,000 Mann, incl. 31,000 Mann königlicher Truppen.

Die Marine besteht aus 371 Schiffen (worun 94 Linienschiffe und 92 Fregatten) mit zusammen 15,231 Geschützen und 54,354 Pferdekraft.

d) Frankreich besitzt:

an Infanterie	382,000	Mann,
an Cavallerie	86,000	—
an Artillerie	57,000	—
an Genietruppen	8,200	—
an Extrakorps (Gensd'armen ꝛc.)	33,800	—
	567,000	Mann

mit 1182 Geschützen.

Die Marine besteht aus 411 Schiffen (worun 60 Linienschiffe und 78 Fregatten) mit zusammen 11,773 Kanonen und 40,270 Pferdekraft.

e) Oesterreich besitzt:

an Infanterie	457,000	Mann,
an Cavallerie	67,600	—
an Artillerie	47,000	—
an Genietruppen	16,800	—
an Extrakorps ꝛc.	5,200	—
	593,000	Mann

mit 1140 Geschützen.

Die Marine besteht aus 104 Schiffen (worun 6 Fregatten) mit zusammen 781 Geschützen.

Noch mögen hier des Interesses wegen erwähnt sein:

f) Preußen besitzt:

an Infanterie	372,600	Mann,
an Cavallerie	67,600	—
an Artillerie	60,100	—
an Genietruppen	7,740	—
an Extrakorps, Train ꝛc.	72,700	—
	580,740	Mann

mit 932 Geschützen.

g) Der deutsche Bund ohne Oesterreich und Preußen besitzt:

an Infanterie	166,000	Mann,
an Cavallerie	25,000	—
an Artillerie	14,500	—
an Genietruppen	2,027	—
an Extrakorps ꝛc.	17,000	—
	224,527	Mann

mit 500 Geschützen.

h) Gesammt-Deutschland mit Oesterreich und Preußen besitzt:

an Infanterie	995,600	Mann,
an Cavallerie	159,600	—
an Artillerie	121,600	—
an Genietruppen	26,600	—
an Extrakorps ꝛc.	93,900	—
	1,398,300	Mann

mit 2572 Geschützen.

Rückblick auf den Monat April.

(Hierzu die lithographirte Kreidezeichnung: Aus dem Lager der Verbündeten vor Sebastopol.)

Ihre Majestät, unsere allgeliebte Kaiserin hat bereits Ende März das Wochenbett verlassen, am 16. April Vormittags mit der kleinen Prinzessin den Kirchengang in die k. Hofburgkapelle abgehalten und die heilige Voresegnung empfangen. Die Praterfahrt vom 17. wurde durch die Theilnahme Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin verherrlicht. Enthusiastischer Jubel begrüßte das hohe Herrscherpaar und die Augen der Volksmenge hingen voll freudiger Bewunderung an dem wahrhaft blühenden Antlitz der holden Landesmutter. Am 18. beglückten Ihre Majestäten das Hof-Operntheater mit Allerhöchstihrer Gegenwart und geruhten den herzlichen, begeisterten Jubelgruß des Publikums huldvollst entgegenzunehmen. Die kleine Erzherzogin erfreut sich des erwünschtesten Wohlseins. — Se. k. k. Apost. Maj. haben mit Allerhöchster Entschließung v. 1. April 35 politischen Sträflingen den Rest der ihnen zuerkannten Strafe theils gänzlich nachzusehen, theils die Einrechnung der Untersuchungshaft in die Dauer der zuerkannten Strafzeit allergnädigst zu gewähren geruht. — Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers Ferdinand, welcher bekanntlich im k. Schlosse zu Prag residiet, wurde am 19. Vormittags in der hiesigen Domkirche ein solennes Hochamt abgehalten, welchem die hohen Civil- und Militärautoritäten, sowie eine zahlreiche Menge Andächtiger beiwohnten. — Am 12. ereignete sich in Rom ein Vorfall, der, Dank dem Schutze der göttlichen Vorsehung, keine schweren Folgen nach sich zog. Se. Heiligkeit der Papst begab sich nämlich an diesem Tage in Begleitung von sechs Kardinälen, mehreren Erzbischöfen und Bischöfen, ferner des östr. Kommandanten von Ankona, des französ. Kommandanten von Rom und Anderer, in das in der Nähe der Siebenhügelstadt gelegene Kloster zur hl. Agnes, wo in einem großen Saale die hundert Zöglinge des Kollegiums der Propaganda zum Fußkusse zugelassen wurden. Eben hatte der heilige Vater an die Zöglinge eine sehr ergreifende Ansprache gehalten und gesegnet, da stürzte plötzlich der Boden des Saales ein. Alle Anwesenden stürzten in das Erdgeschoß hinab. Als man Hilfe bringend nahte, stand der Papst bereits aufrecht in größter Ruhe und Fassung. Der heilige Vater ließ sogleich in der nahen Kirche ein Dankamt abhalten, bei welchem er selbst das Te Deum mit fester Stimme intonirte. Unter so vielen Gestürzten war kein Einziger todt oder schwer verwundet; nur Graf Montreal, Kommandant der französischen Truppen in Rom, und einige Zöglinge der Propaganda erlitten leichte Quetschungen. Ganz Rom sieht daher in dieser Rettung ein Wunder. Ein ähnlicher Unfall hatte sich im Jahre 1500, am Tage des hlg. Johannes und Paulus ereignet, wo der Plafond eines Saales einstürzte, in dem Papst Alexander VI. mit zahlreicher Umgebung sich befand. Damals wurden zwei Kardinäle erschlagen und viele Personen verwundet. Auch Papst Benedikt XIII. ist, noch als Erzbischof, bei einem Erdbeben verschüttet worden. — Am 12. fand in Wien durch Se. Exc. den Herrn Handelsminister Ritter v. Toggenburg die feierliche Vertheilung der von österreichischen Industriellen bei der Münchner Industrie-Ausstellung erlangten großen Denk- und Ehrenmünzen statt. — Von wichtiger, historischer Bedeutung ist der enthusiastische, beispiellos glänzende und wahrhaft herzliche Em-

Digitized by Google

pfang des französischen Kaiserpaares von Seiten der englischen Nation. Die Landung geschah in Dover am 17. April, während eines unfreundlichen Wetters. Der Landungsplatz war sinnig dekorirt, der Weg bis zu dem Hotel, wo die hohen Gäste ein Dejeuner zu sich nehmen sollten, mit rothem Tuch belegt und zu beiden Seiten Militär aufgestellt. Unter donnernden Jubelrufen des überaus zahlreich versammelten Volkes und Militärs und den rauschenden Klängen der Musik bewillkommte Prinz Albert das Kaiserpaar. Der Kaiser trug französische Generalsuniform; die Kaiserin ein schottisches karrirtes Kleid aus Plaidstoff, einr graur Mantille und einen einfachen Strohhut mit schwarzem Schleier. Auf die Bewillkommnadresse der Stadtbehörden von Dover antwortete Sr. Maj. Napoleon III. in fließendem Englisch mit stark französischem Accent. Allenthalben mit Jubel begrüßt, erreichten die kaiserlichen Gäste in zwei Stunden mittelst Eisenbahn die Weltstadt London. Die beinahe ein und halbe deutsche Meile lange Strecke von Dover bis zum Padington-Bahnhof, der nach Windsor führt, ging der kaiserliche Zug; und überall stand Kopf an Kopf gedrängt; Tribune reihte sich an Tribune; aus den Fenstern wehten Frauen mit ihren Taschentüchern; tausende von Wagen schlossen sich dem Zuge an; von allen Kirchthürmen grüßten die Glocken und dazwischen erklang rauschende Musik und ertönte stürmischer Hurrahruf der Volksmassen. — Vom Kriegsschauplatz in der Krim brachte der Monat April wenig Interessantes. Das Bombardement Sebastopols begann mit dem 9. und währte, ohne daß die Verbündeten einen erheblichen Vortheil errungen hätten, fast ununterbrochen den Monat hindurch. Die Eisenbahn zwischen den Lagern vor Sebastopol und dem Hafen Balaklava nahl sich der Vollendung. Dem jetzigen Hefte liegt ein Bild von dem geschäftigen Treiben bei dem Eisenbahn-Bau nach einer trefflichen Originalzeichnung bei.

Theater- und Concertrevue.

In den letzten Tagen des März l. J. faden auf unserer Bühne größtentheils Wiederholungen solcher Stücke statt, in denen die vor Ostern abgehenden Mitglieder vom Publikum Abschied nehmen konnten. Frau Braunecker-Schäfer trat in drei einzelnen Akten diverser Stücke zum Letztenmal auf und empfahl sich als „falsche Perlla." Frln. Buck schied in den „lustigen Weibern" für immer von der Bühne. Hr. Dr. Schmid gab uns noch einmal Bruchstücke aus drei seiner besten Partien als: Marcel, Walther Fürst und Bertram zum Besten. Frln. Dann spielte zum Lebewohl die „Waise von Lowood," jene Partie, in der sie bei uns alle Sympathien blitzschnell errungen hat; Hr. Nerking trat zum Letztenmal als „Lord Herefort" in Meißners „Prätendenten" auf. — Das neue Theaterjahr wurde durch Semora Pepita eröffnet. Die viel bewunderte Spanierin trat fünfmal bei sehr gedrängtem Hause in den drei Pieren: El Ole, Madrilena und Gitana auf und fand viel enthusiastische Verehrer. Als Rempiozanna für Fr. Braunecker-Schäfer debutirte Frln. Renner, eine jugendliche Lokalsängerin vom preßburger Theater mit günstigem Erfolge. Der stimmbegabte und geschulte Bassist Hr. Irany von Olmütz dürfte einen Ersatz für Hrn. Dr. Schmid bieten, so wie auch Frln. Panzer von Dessau eine sehr geeignete Acquisition für zweite Partien in der Oper zu sein scheint. Es freut uns bemerken zu können, daß der treffliche Cellovirtuose Hr. Goltermann unserm Theaterorchester nach erfolgter Einigung mit der Direktion erhalten bleibt.

An Concerten haben wir heuer einen großen Ueberfluß. Die hervorragendsten der letzten vierwöchentlichen Periode sind das letzte Conservatoriumsconcert, die am 25. März im Theater stattgefundene musikalische Akademie zum Besten des reorganisirten Armeninstituts, die Aufführung des großartigen, hier noch nicht gehörten Oratoriums: „Israel in Egypten" von Händl, endlich die Concerte der beiden Pianistinen Arabella Goddard und Wilhelmine Clauß. Erstere, obwohl in Bezug auf ein korrektes fertiges Spiel eine interessante Solonerscheinung, ließ keinen besondern Nachhall zurück; Wilhelmine Clauß dagegen machte eine hier seit Liszt's Zeiten nicht dagewesene Sensation. Die jugendliche Künstlerin, aus Meister Prolsch's geriegener Musikbildungsanstalt hervorgegangen, ist schon seit drei Jahren der glänzendste Stern am Concerthorizonte der beiden Weltstärte Paris und London. Es konnte daher nicht fehlen, daß auch ihre Landsleute auf sie mit Stolz blicken werden; in drei bei überfülltem Hause gegebenen Concerten feierte sie großartige Triumphe. Diese zarte Erscheinung ist von dem wahren Genius der Kunst beseelt, sie dringt mit dem ganzen Schwung ihrer Fantasie in den Geist des vorzutragenden Musikstücks, und opfert in künstlerischer Pietät den Intentionen des Tonsetzers jedes selbstische Interesse. Dabei entfaltet sie eine außerordentliche technische Fertigkeit und einen reizenden Anschlag. Daher kommt es, daß dieses geistvolle Mädchen gerade mit Stücken klassisch-ernsten Genres selbst das große, an moderne Genusse gewöhnte Publikum zu bezaubern weiß, indem ihr Spiel poetische Weihe und ihre Auffassung ein tiefes Verständniß enthält, Elemente, die als integrirende Theile einer Kunstleistung ihre hinreißende Wirkung immer äußern müssen.

Noch stehen uns einige Wohlthätigkeitsconcerte bevor, auch bereitet die Bühne mehrere Novitäten und Reprisen älterer Stücke sowohl im Drama als in der Oper zur Aufführung.

Unter den musikalischen Soiréen der Privatinstitute sind jene der Musikbildungsanstalt des Hrn. Prolsch vor allen hervorzuheben, diesen zunächst verdienen die Leistungen der Musikinstitute der Hrn. Smetana und Mayd1 erwähnt zu werden.

Historischer Monats-Kalender.

Mai.

Am 1. Mai 1254 wurde der Preßburger Friede zwischen Otakar II. und Bela geschlossen. — 1781 erfolgte das Patent Josef II. über die allgemeine neue Gerichtsordnung.

— 2. — 1772 wurde der deutsche Dichter Novalis (Ludwig v. Hardenberg) geboren.

— 3. — 1333 starb Wladislaw Lokietek, König v. Polen. — 1801 sagte Hayti sich von Frankreich los.

— 4. — 1461 wurde Heinrich VI. in London als König anerkannt. — 1515 setzte Papst Leo X. durch eine Bulle die Censur ein. — 1530 starb Niklas Salm, Wiens heldenmüthiger Vertheidiger gegen Soliman. — 1814 zog Ludwig XVIII. in Paris ein.

— 5. — 1727 setzte Katharina I. v. Rußland auf ihrem Todtenbette den Großfürsten Peter Alexejewitsch zum Nachfolger ein.

— 6. — 1727 starb Katharina I. v. Rußland. — 1800 starb der berühmte russische Feldmarschall Suwarow.

— 7. — 615 starb Papst Bonifacius IV. — 1838 starb der große Staatsmann Talleyrand.

— 8. — 1805 starb Deutschlands unsterblicher Schiller.

— 9. — 1798 schiffte sich Napoleon in Toulon nach Aegypten ein. — 1800 war die Schlacht bei Biberach.

— 10. — 1794 starb Elisabeth, Schwester Ludwig XVI., auf der Guillotine. — 1796 war die Schlacht bei Lodi.

— 11. — 1773 Brand des Amsterdamer alten Schauspielhauses.

— 12. — 1182 starb Waldemar der Große v. Dänemark. — 1382 wurde Johanna I. v. Sizilien, Witwe Andreas v. Ungarn, auf Befehl Karls von Durazzo aus dem Leben geschafft.

— 13. — 1416 endete Hieronymus v. Prag in Konstanz auf dem Scheiterhaufen. — 1634 war die Schlacht bei Liegnitz. — 1833 starb der geniale englische Schauspieler Edmund Kean.

— 14. — 1316 wurde der deutsche Kaiser Karl IV. geboren. — 1800 wurde Pius VII. zum Papst gewählt.

— 15. — 1470 starb Karl Knutsohn, König v. Schweden. — 1837 fand zu Athen die Eröffnung der Universität statt.

— 16. — 1703 legte Peter I. den Grund zu Petersburg. — 1770 vermälte sich Maria Antoinette v. Oesterreich mit dem Dauphin Ludwig. — 1812 wurde zu Bukarest der Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen.

— 17. — 1573 wurde Heinrich von Valois zum Könige von Polen ausgerufen. — 1814 ward die Norwegische Konstitution beschlossen und eingeführt.

— 18. — 1682 trat Sophie die Regierung Rußlands an. — 1792 erklärte Katharina II. Polen den Krieg.

— 19. — 1792 wurde der deutsche Philosoph Fichte geboren. — 1802 stiftete Napoleon den Orden der Ehrenlegion.

— 20. — 1441 wurde der große deutsche Maler Albrecht Dürer geboren. — 1813 war die Schlacht bei Bautzen. — 1820 wurde Sand, der Mörder Kotzebue's, hingerichtet.

— 21. — 1784 wurde der deutsche Dramatiker Ernst Raupach geboren. — 1809 war die Schlacht bei Eßlingen.

— 22. — 1471 ertrat Heinrich VI. v. England im Tower. — 1481 starb König Christian I. v. Dänemark.

— 23. — 1611 wurde Rudolf II. in Prag zu Gunsten Mathias ab.

— 24. — 1246 wurde Heinrich, Landgraf v. Thüringen, zum Gegenkaiser gewählt. — 1807 kapitulirte Danzig und Marschall Lefebre erhielt den Titel eines Herzogs v. Danzig.

— 25. — 230 starb Urban I. als Märtyrer in Tyrus. — 1830 verließ die französische Flotte den Hafen von Toulon, um den Algier'schen Feldzug zu eröffnen.

Digitized by Google

Am 26. Mai 1785 wurde das Laibacher Theater eröffnet. — 1818 erhielt Baiern Konstitution.
— 27. — 1265 wurde Italiens großer Dichter Dante geboren. — 1793 wurde Napoleon und dessen Familie aus Corsica verbannt.
— 28. — 1738 wurde der französische Arzt Guillotin, der Erfinder der Guillotine, geboren.
— 29. — 1259 starb Christoph I. v. Dänemark. — 1630 wurde Karl II. v. England geboren.
— 30. — 1778 starb Frankreichs berühmter Schriftsteller Voltaire.
— 31. — 1434 starb Wladislaw, der Stifter der Jagellonischen Dynastie.

Pariser Moden Nr. 5.

1. Haarputz mit dicken Locken rund herum; Kleid von Taffet mit zwei Röcken, die mit Taffetband in abstechender Farbe besetzt sind; das Leibchen ausgeschnitten, offen bis an die Taille, mit Band und mit faltigen Tragbändern von dem Kleidstoffe besetzt; gestickte Muslin-Chemisette, und Puffenärmel ebenfalls von Muslin; im Rücken eine große englische Schleife; Stiefelchen von Taffet.

2. Haarputz mit Doppelscheitel und Kammkappe von Blumen und Schilf; Kleid von Taffet mit zwei Röcken, über dem sich zwei andere Röcke von Spitzen befinden; am Rande des Taffetvolants eine Guirlande von Epheu; an der linken Seite ist der zweite Rock durch ein Bouquet exotischer Blumen mit langen Schilfblättern aufgenommen, während sich ähnlicher Blumenschmuck an der andern Seite befindet; das Leibchen tief ausgeschnitten, drappiet und mit einem Bouquet, von dem sich Blätter an der Draperie hin nach den Achseln ziehen; Fächer; reiche Armbänder; Atlasschuhe.

3. Als Kopfputz Reifle von Sammet mit großen Schleifen und hängenden Enden von Taffet, sowie einem Rosenbüschel an der Seite; Kleid von Taffet mit drei großen Volants von Taffet und von Tülle; Berthe ebenso, wie die Besetzung der kurzen Aermel; Broche, Ohrgehänge und Armbänder mit Türkisen; Renaissance-Fächer; Schuhe von weißem Atlas.

4. Haarputz mit bauschigem Wellenscheitel, hinten Bandschleifen und schwarze Spitzen, von denen zwei breite Baeben herabhängen; Kleid von Taffet, mit Sammet ausgeputzt; hinten hohes, vorn bis an die Taille offenes Leibchen mit zwei Schößchenschneppen und über einer gestickten in der Mitte offenen Chemisette geschnürt; dreifache Aermel mit Spitzenunterärmeln; doppelter Rock; Armbänder; Schuhe.

Räthsel-Aufgabe *).

Gewiß Du nimmst's nicht gern,
Wenn es Dir einer reicht,
Und jeder hält sich fern,
Wenn er nicht gar entweicht,
Sobald es in der Mehrzahl kommt.
Ich wüßte keinen, dem es frommt,
Selbst nicht, wenn es vom Himmel fällt;
Und Deine Tage sind gezählt,
Wenn Deinen Körper es betroffen;
Kaum wagt da noch ein Arzt zu hoffen,
Kommt es zu wiederholtem Mal.
Doch damit ist's nicht all:
Setz' noch ein „Um" voran,
So hält es was bedeckt;
Und nimmst Du es mit „An,"
Ist's tief im Sinn versteckt,
Wenn's auch nicht immer Schlechtes just,
So hüte doch vor ihm Dich fein;
Auch kann's wol eine Rechnung sein,
Wir viel Du einst bezahlen mußt.
Und scheeib' ich es mit „Ab,"
Dann ist es Geld, das ich Dir gab,
Doch nicht so viel als ich Dir schuldig bin.
Stellst Du jedoch ein „Ver" vor selbes hin,
So schneidet einen Raum es ab.
Mit „Ein" kannst Du's am Tuche finden;
Dagegen wird mit „An" es Die verkünden,
Wenn irgendwo was feil,
Daß es Dir ward zu Theil.

Briefkasten der Redaktion.

Das Rösselsprung-Problem des 1. Heftes haben nachträglich noch gelöst die Herren: P. Alois Schödl, Kaplan zu Thomigsdorf; Gustav Grün in Rozhovic; P. Johann Seda, Kaplan in Böhm. Trübau. — Das Rösselsprung-Problem im vierten Hefte wurde bereits richtig gelöst von den Herren: Joh. Krnch, k. k. Steueramtsoffizial in Blatna; Josef Rochelt aus Polic; Moriz Löwy in Manetin; Samuel Zdenek in Schönberg (Mähren). Moriz Seidl in Landskron; J. Sp. in Jägerndorf.

Frln. H. in K. — Ihren Wunsch zu erfüllen haben wir das Bewußte unserer Verlagsexpedition übergeben. Es dürfte sich wol schon in Ihren Händen befinden und unser Brief das Mißverständniß aufklären. Wir ersuchen, das Schreiben, welches die Empfangsbestätigung nur Bestimmung des fraglichen Gegenstandes brachte, und die Zeit, wann Sie dieses Schreiben erhielten, nicht unberücksichtigt lassen zu wollen.

Hrn. H. W. in P. (Ungarn). — Machten wir mit dem geistreichen Beurtheiler von Handschriften in der „Leipz. Illustr. Zeitung" gemeinschaftliche Sache; wir würden der jungfräulich schüchternen Schrift mit den kleinen weichen, zierlichen Buchstaben, die auf dem weißen Papier wie eine nette Perlenstickerei sich ausnehmen, ohne Zweifel nachsagen: sie komme von schöner Hand. Der Gedanke zu dem Gedicht: „Der galante Ritter" mit der allerliebsten Malice auf das galante Rittertum der Jetztzeit, kann nur einem jungen holden Köpfchen entsprossen sein, das ein weißes, neckisches Morgenhäubchen entzückend kleiden muß. Wir werden das Gedicht in einem der nächsten Hefte bringen.

Hrn. Cb—h in Cb. — Ein frisches Talent, das jedoch der krankhaften Seite der Lenau'schen Poesie allzu sehr huldigt. Das Lied „der Gesang," welches einen heitern, lebensmuthigen Gedanken ausspricht, ist gar zu leichtfertig hergesungen, und mancher platte Ausdruck, manche banale Phrase läßt schließen: daß es nicht warm aus vollem Herzen drang.

Hrn. W. N. in P. — Warum verzagen, weil der erste, zweite und dritte Wurf nicht gelang? Wer Rosen brechen will, darf keine Dornen scheuen. Jene Hindernisse, welche Sie muthlos machen, hat auf dieser Laufbahn jeder noch gefunden und überwältigen müssen, ehe er das Ziel erreichte. Wenn jedes Handwerk seine Lehrjahre hat, und der junge Mensch noch Manches lernen und seine Erfahrung bereichern muß, bis er ein tüchtiger Meister wird; so können Sie doch von der göttlichen Kunst nicht erwarten: daß, wer die Schwelle ihres Tempels betritt, schon ihr geheiligter Priester sei?

Hrn. K. K. in P. — Wie Sie Ihr Gedicht „Schicksalswechsel" haben überschreiben können, will uns nicht klar werden, da es ja den Dualismus in der menschlichen Natur sich zum Vorwurf genommen hat. Die Form leidet an vielen Härten.

Hrn. A. N. in P. — Bedeutender Fortschritt, wenn auch die nöthige Klarheit, die plastische Ruhe noch mangelt. Von den Aphorismen ist „Egoismus" recht hübsch.

Hrn. K. G. M. in K. — Erhalten. Englische Schriftsteller, und unter den deutschen besonders Gerstäcker, haben in jener Richtung Vorzügliches geleistet. Der bewußte Unglücksfall erregt unsere herzlichste Theilnahme.

Hrn. W. K—z in K. (Mähren). — Eignete sich leider nicht zur Aufnahme.

Hrn. A. J. in N. — Für Familienkreise komponirt.

Hrn. F. H. in K. — Wir bedauern sehr, von den uns vorgelegten Kompositionen keine verwenden zu können.

Hrn. J. H. in H. b. D-B. — Ueber Sachen, die man nicht kennt, kann man im vorhinein kein Urtheil fällen. Gelungene Arbeiten nehmen wir mit größtem Vergnügen auf.

Hr. J. K. in B. — Unsern Dank für die werthe Sendung; Ihre Beiträge werden uns stets willkommen sein.

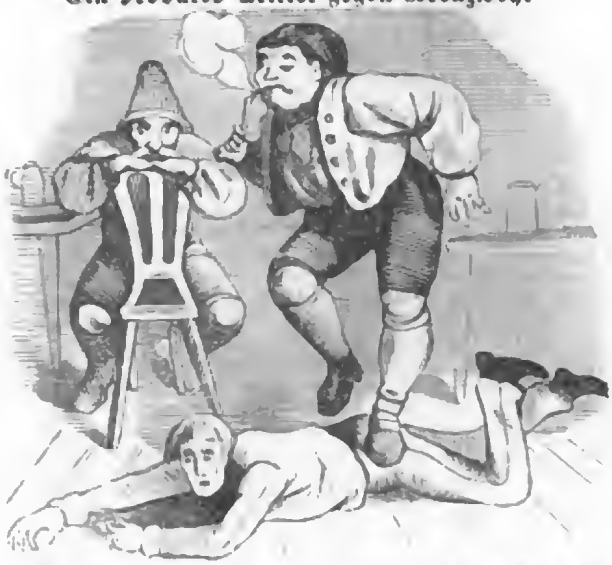
☞ Sendungen von Pränumerationsgeldern, so wie Reklamationen über nicht eingetroffene Hefte wolle man gefälligst an die Expedition der Zeitschrift „Erinnerungen," nicht an die Redaktion, richten.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung einsenden, werden im kommenden Hefte genannt.
D. R.

Digitized by Google

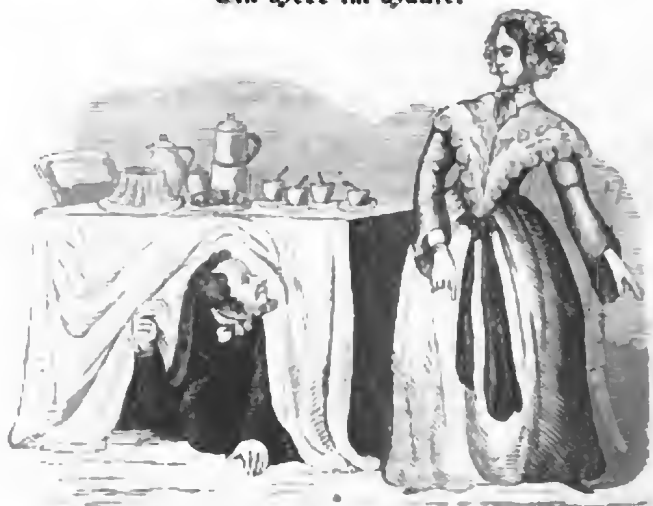
Bilder-Magazin.

Ein probates Mittel gegen Kreuzweh.



Wirth. „Dös probirst öfters, dös Treten; da werst sehg'n, da g'spürst vom Kreuzweh nimma viel. Dös is a alt's Mittel."

Ein Herr im Hause.



Frau. „Nun mach', daß Du hervorkriechst; ich höre die Gäste schon die Stiege heraufkommen. Die Strafe sei Dir für heute nachgesehen."

Mann. „Nein, gerade nicht! Ich habe meinen eigenen Willen und werde Dir und allen Leuten beweisen, daß ich Herr im Hause bin."

Zweckmäßige Damentrachten.

Gouvernanten, welche mit ihren kleinen Zöglingen oft weite Spaziergänge unternehmen müssen, können wir die hier abgebildete, äußerst vortheilhafte und doch dabei höchst kleidsame, neueste Mode nicht genug anempfehlen.

Eltern, deren schöne Töchter nicht ausgehen können, ohne von galanten Männern umschwärmt zu werden, rathen wir, die morgenländische Frauentracht in Anwendung zu bringen. Die Tracht ist zwar nicht schön, gewährt aber einen erschrecklichen Nutzen.

Digitized by Google

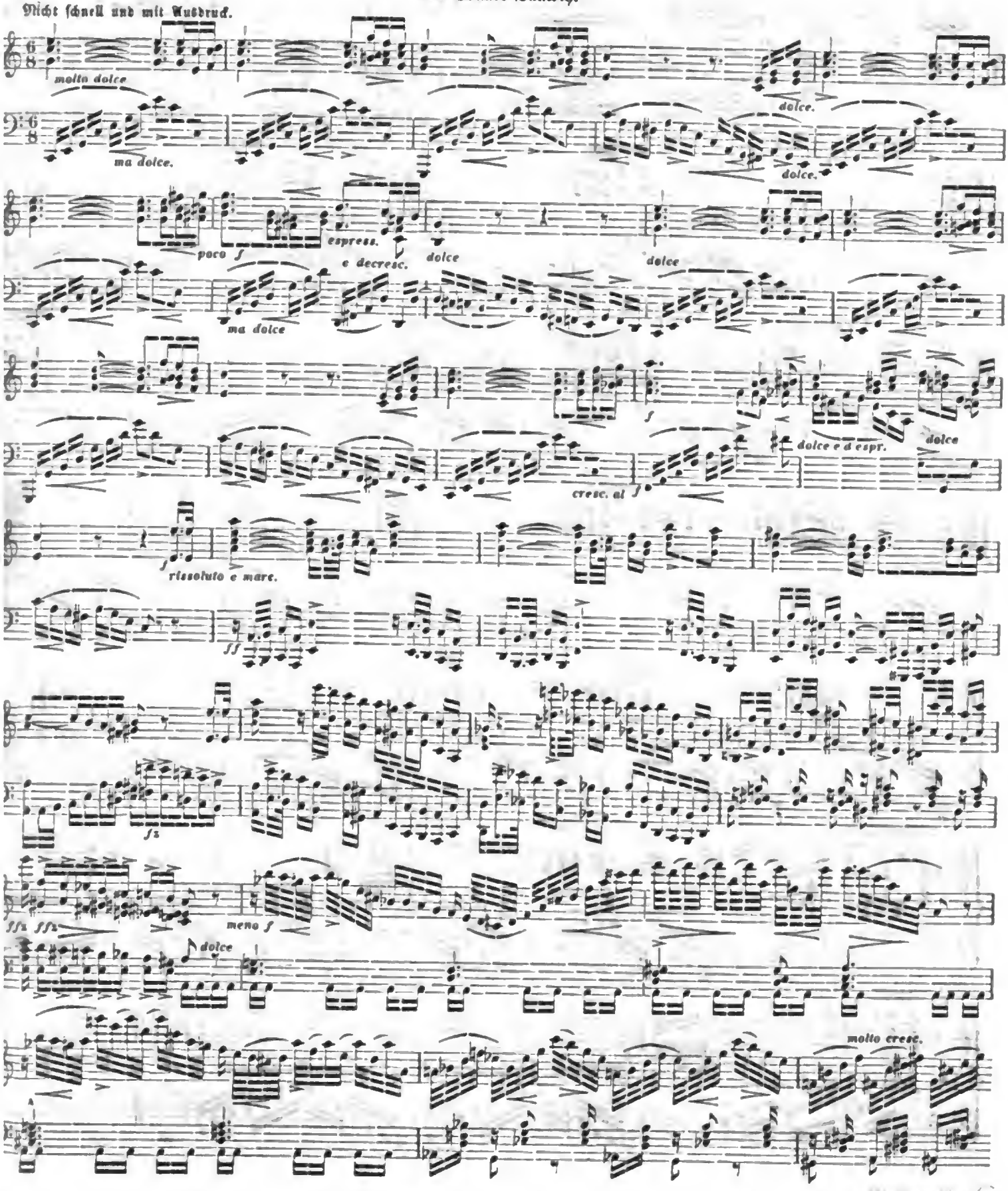
Digitized by Google

Digitized by Google

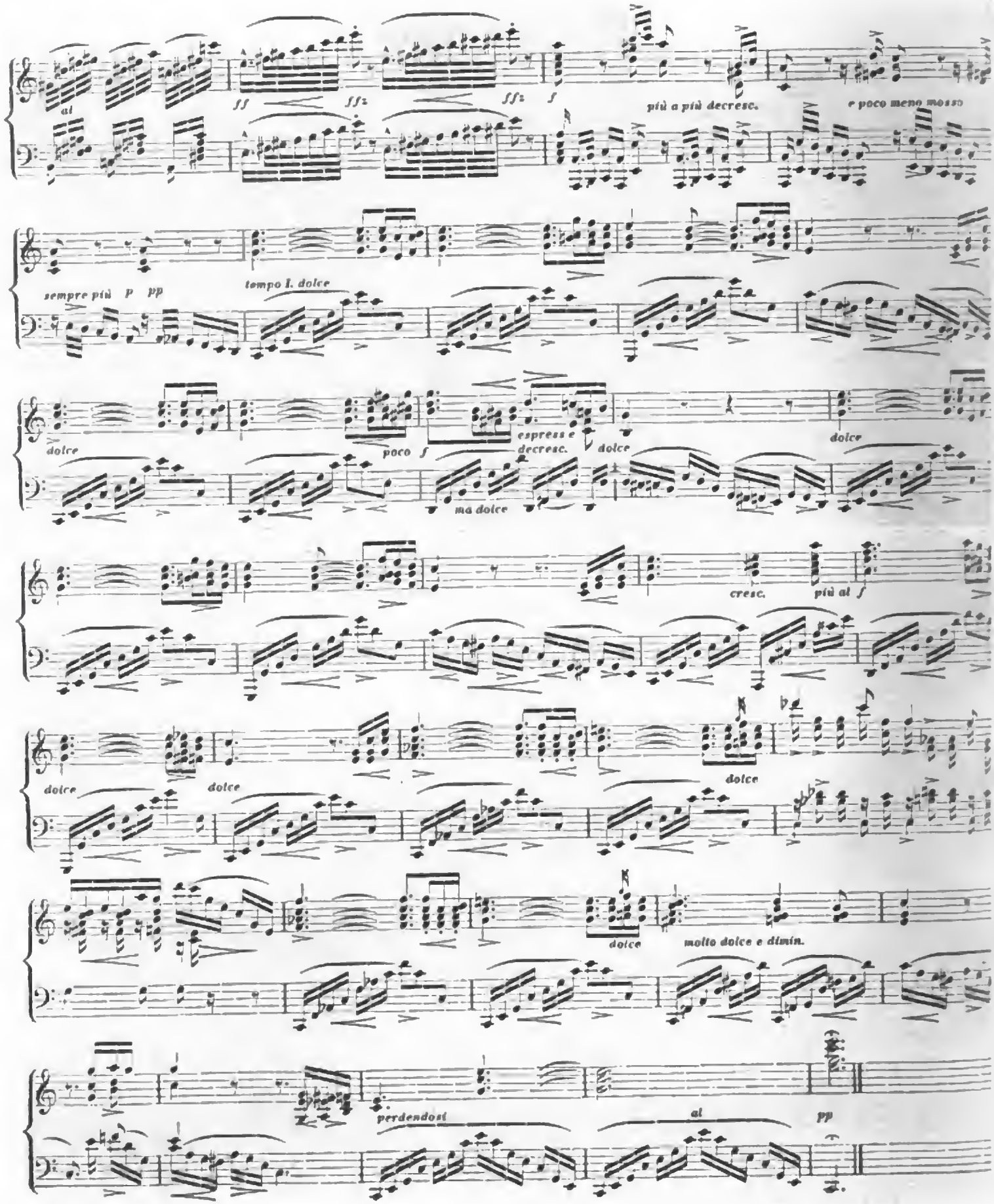
Op. 37.

Erinnerungen

von Eduard Tauwitz.



Digitized by Google



Digitized by Google

Glocke Lochmar.

Historische Erzählung nach Ed. Herold von S. Dornheim. Mit einem Original-Holzschnitt.

I

In einer gewölbten Werkstätte in der Stephansgasse der Neustadt Prags prasselte ein lustiges Feuer, das die fleißigen Arbeiter fortwährend nährten. Fern davon stand eine zum Glockenguß bereitete Form. Von der Bühne der Werkstatt hingen drei Glöckchen herab, das Abzeichen der Glockengießer-Innung.

Brykci, der Glockengießer-Meister und Mitglied des Neustädter Rathes, trat in die Werkstätte. „Sputet Euch, Gesellen!“ rief er in befehlendem Tone. „Heute noch muß die Glocke gegossen sein! Genug ärgerlich ist's, daß wir nicht schon gestern Abend fertig waren!“ Hierauf warf er seinen Tuchrock ab, zog ein ledernes Wamms an und darüber ein Schurzfell, das er am Hals und an den Hüften zusammenband.

„Ach, 's wird nicht so arg sein,“ ließ sich der Altgesell vernehmen. „Was liegt bei einer solchen Arbeit an einem Tag? Uebrigens tragen nicht wir die Schuld.“

„Ich weiß, ich weiß, der Schreiber Jobst ließ uns lang auf die Inschrift warten; Gottes Blitz über diesen Kritzler, weil er kein Wort zusammenbringen konnte!“

Nach dieser Rede prüfte er die zum Glockenguße gemachten Vorbereitungen, dabei zufrieden mit dem Haupte nickend. Aber auf seiner Stirne lagerten düstere Wolken und verriethen den innern Mißmuth des Meisters, der einige Male mit der Hand seinen wie Flachs lichten Bart durchfuhr.

„Ist die Inschrift in Ordnung?“ fragte er nach kurzem Stillschweigen. „Sind die Buchstaben ganz so gelegt, wie sie der Schreiber Jobst aufgezeichnet? Um mich zu vergewissern, sollte ich doch noch nachsehen.“

„Ach, wozu das?“ brummte der Altgesell. „Meint denn der Meister, daß Leute, wie wir, nicht lesen und schreiben können? Wenn wir auch Latein nicht verstehen, so können wir doch einen Buchstaben vom andern unterscheiden. In der Form steht genau dasselbe, was da auf dem Zettel Jobsts geschrieben ist.“

In Gedanken versunken nahm Brykci fast unwillkürlich das Pergamentblättchen, das ihm der Gesell bezeichnet hatte, und seine Blicke darauf heftend murmelte er wie bewußtlos die Inschrift desselben vor sich hin: „En ego Lochmar campana nunquam pronuntio vana. Qui me fecit Briccius canulator nomen habet in nova civitate pragensi. Anno domini MCCCCXXII pridie ss. Cyrilli

Digitized by Google

et Methudii.“ Bei diesem Datum stampfte er mißmuthig mit dem Fuße und warf den Pergamentstreifen in die Kohlenglut. „Der Teufel soll den Jobst holen!“ rief er zornig aus. „Hier steht am achten. Ja am achten hätte ich fertig sein sollen, aber heute haben wir bereits den neunten. J, darin steckt schon der Teufel selbst!“

„Gott behüte! Wer wird so böse Reden führen und noch dazu heute, am Tage unserer Patrone und Apostel, des h. Cyrill und Methud!“ ließ sich eine sanfte Stimme in der Thüre hören und auf der Schwelle der Werkstätte stand die sorgsame Hausfrau, Frau Margaretha, in der Hand ein schön polirtes Brettchen haltend, auf dem sie ihrem Gatten das Frühstück, einen Becher Wein und ein Stück geräuchertes Fleisch, brachte.

„Schau, Margaretha,“ sprach der Meister mit bewegter Stimme und heiterer Miene, indem er nach dem Frühmal griff; „es ärgert mich, daß der Schreiber mit der Inschrift so lange auf sich warten ließ, daß wir erst heute zum Glockenguß schreiten können.“ Und nach kurzem Stillschweigen ging er mit seiner Gattin zur Seite und fuhr flüsternd fort: „Nichts wünsche ich so sehnlich, als daß diese Glocke bei ihrem ersten Ertönen dem aus Zeliva entlaufenen Mönche, dem fanatischen Prediger bei Maria-Schnee, dem Aufwiegler des Volkes, dem Verhöhner des Stadtrathes und der Gesetze, dem Johann Dlouhal — als Sterbeglöcklein läute!“

„Wie fällt Dir ein, Solches zu wünschen?“ fragte verwundert Margaretha. „Der Priester Johann Dlouhal lebt ja, ist in der kräftigsten Blüthe des Mannesalters und steht in der Gunst und unter dem Schutze des Volkes, das ihn liebt und ehrt!“

„Er lebt zwar noch, aber schon sind die Stunden seines Lebens gezählt.“

„Himmlischer Vater! Wie ist das möglich? Das Volk ist ja dem Priester mit fast abgöttischer Liebe zugethan. Seine Feinde müßten es mit den gräßlichsten Martern büßen, wenn auch nur ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt würde.“

„Vielleicht müssen sie auch ihre That büßen; aber so viel ist gewiß: Johann von Zeliva stirbt. Wir, die Räthe der Neustadt, schärften zwar im geheimen das Beil, unter dem der verrätherische Aufwiegler des Volkes seine schwarze Seele aushauchen wird, aber den Schlag selbst führt der weise Rath der Altstadt.“

„Gott sei mit uns! Wann wird diese Frevelthat vollführt?“

„Heute noch, vielleicht in dieser Stunde, vielleicht jetzt eben, während wir davon reden, endet Johann von Zeliva unter dem Beile des Henkers. Aber mag geschehen was da will — Verschwiegenheit!“

Das Nahen des Altgesellen, der den Meister benachrichtigte, daß der Augenblick zur Beendigung des begonnenen Werkes gekommen sei, verhinderte die Fortsetzung des Gespräches. Der Meister besichtigte Alles sorgfältig und sprach: „Wohlan, schreiten wir zum Gusse!“

„Im Namen des dreieinigen Gottes!“ setzte die Meisterin hinzu.

Meister Brykci stand mit dem Altgesellen beim Ofen, um den glühenden Erzstrom in die gehörig zubereitete und geglättete Form zu gießen, als sich der dumpfe, lärmende Ton einer Glocke vornehmen ließ.

„Das ist die Glocke Karolus,“ sprach Meister Brykci, „die größte Glocke der Neustadt, die der Vater des Vaterlandes, unser Kaiser und König Karl IV. ruhmreichen Andenkens, für die Maria-Schnee-Kirche gießen ließ, wo dieser Elende ....“ Plötzlich verstummte er und blickte mißtrauisch auf den Gesellen. Doch dieser war mit seiner Arbeit so beschäftigt, daß er nicht einmal bemerkte, welche Wendung die Rede des Meisters nehmen sollte.

Der Metallfluß wälzte sich zischend und brausend aus dem feurigen Ofen, gleich einem Strome brennender Lava, und fluthete ganz regelrecht in die Form. In diesem Augenblick ertönte eine Glocke nach der andern; fast alle Glocken der Kirchen auf der Alt- und Neustadt wurden geläutet und der durchdringende Ton der Glocke auf dem Neustädter Rathhausthurm vermischte sich zu dieser ungewöhnlichen Stunde mit dem Klange der andern Glocken.

„Was mag das wol für Geläute sein?“ fragten die Gesellen einander, während die Meisterin die Hände zum stillen Gebete faltete.

„Das ist fürwahr ein gutes Zeichen!“ sprach der Meister mit heiterer Miene, aber bewegter Stimme; „die Glocken bewillkommen den Lochmar und stimmen an den Freudengesang, daß ihnen ein neuer Bruder, unser Lochmar hier, geboren wurde.

„Barmherziger Gott!“ schrie Frau Margaretha auf, „das bedeutet nichts Gutes, das ist kein festliches Geläute, das zeigt kein freudiges Ereigniß an; das ist Feuerzeichen, das ist Sturmgeheul, das ist Grabgeläute!“

In der ganzen Werkstatt entstand eine unruhige Bewegung; man horchte auf das ungewöhnliche Geläute, und eben wollten zwei Gesellen hinauseilen, um die Ursache des Stürmens zu erfahren, als der Nachbar Wanèk Haldecky, der Neustädter Schwertfeger, in die Werkstätte trat.

„Habt Ihr schon gehört?“ fragte er eintretend. „Das Volk auf der Altstadt rottet sich zusammen und wirft im Rathhause Alles durcheinander. Alle Glocken läuten Sturm und auch bei uns auf der Neustadt beginnt schon das Volk sich zusammenzurotten, denn vor einer Stunde wurde der Priester Johann von Zeliva, der Verkünder des göttlichen Wortes bei Maria Schnee, auf dem Altstädter Rathhause geköpft.“

„Großer Gott! der Priester Johann geköpft? Tod und Verderben seinen Mördern!“ murmelten die Gesellen.

„Also doch geköpft, bevor noch Lochmar gegossen? Verfluchter Jobst! Verfluchter Lochmar!“ brummte Meister Brykci leise vor sich hin.

„Herr, erbarme dich unser und befreie uns von allem Uebel!“ lispelte Frau Margaretha, die Hände faltend.

Hierauf herrschte wieder Todtenstille im Zimmer, bis sich die Gesellen von ihrem Schrecken erholt hatten und der Schwertfeger von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde, auf welche Art der Priester geendet. Dieser begann endlich zu erzählen: „Die Räthe der Altstadt luden unter dem Vorwande einer Berathschlagung den Priester Johann, seinen Genossen Wilhelm und noch einige Bürger auf's Rathhaus. Hier verhandelten sie eine Zeitlang bei verschlossenen Thüren und ließen Niemanden aus dem Volke hinein. Unterdessen wurde der Priester Johann mit seinen gläubigen Brüdern und Genossen im Hofe des Rathhauses neben dem Brunnen geköpft und das Blut der Märtyrer floß immer weiter und weiter, rann bis in die Einfahrt und träufelte

Digitized by Google

von der Schwelle des Thores auf die Gasse herab. Als dies das Volk erblickte, begann es zu toben und zu lärmen, läutete die Sturmglocken, schlug dann das Thor des Rathhauses ein und fand die Leiche des Priesters Johann. Der ganze Rath wird es mit dem Tode büßen müssen; nur Schade, daß der, der uns am meisten schaden kann, der Hauptmann Haschek von Waldstein entflohen ist!"

„Entsetzlich! gräulich!" stöhnten die Gesellen, während kalter Schauer sie überlief und sie sich bekreuzten; sie ballten die Fäuste und schwuren, mit dem Volke vereint das unschuldig vergossene Blut rächen zu wollen. Unterdessen entstand draußen Lärm und Getöse. Als die Gesellen die Thür öffneten, sahen sie die ganze Stephansgasse von Leuten wimmeln, und gerade gegenüber der Werkstätte des Meisters Brykei stand auf einem Steinhaufen ein Student, das blaße, blutige Haupt des Johann von Zeliva in seiner Rechten hoch emporhaltend.

Unter Rachegeschrei stürzte der Schwertfeger und mit ihm drei Gesellen auf die Straße, zwei friedlichere blieben bei dem Meister zurück, der finster vor sich hinstarrend die Gattin in seinen Armen hielt, welche beim Anblick des blutigen Hauptes in Ohnmacht gefallen war. — — — — —

Am nächsten Tage war die Glockenweihe. Die Glocke Lochmar wurde auf den Thurm der Stephanskirche gezogen und während der Weihe ward ihr Klang geprüft. Mächtig erschallte ihre Stimme, aber rauh und tief war ihr Ton und wollte den Leuten nicht gefallen, die übrigens sehr spärlich an dieser Feierlichkeit theilnahmen. Das Volk ging meistens verdrießlich in den Straßen herum oder rottete sich in Haufen zusammen, in den Mienen Aller offenbarte sich Zorn und Mißmuth. Die Gährung war so allgemein und bedenklich, daß die meisten Läden geschlossen blieben und Niemand arbeitete, gleich als ob heute ein Feiertag wäre; und doch hatte Jeder nur seine Werktagskleidung an. Einige waren mit derben Knütteln, Andere mit Aexten und Hacken, oder mit Werkzeugen bewaffnet, die im blutigen Kampfe gute Dienste leisten konnten. Ja Einige kamen sogar, trotz eines vom Stadtrath erst kürzlich erlassenen strengen Verbotes, mit Armbrüsten und langen Schwertern. Gegenstand des allgemeinen Gesprächs war der Priester Johann von Zeliva, sein schmähliches Ende, so wie seine feierliche Bestattung, die auf den folgenden Tag bestimmt war. Seine irdischen Ueberbleibsel sollen in der Maria Schnee-Kirche in einer Gruft beim großen Altar beigesetzt werden. Um die neue Glocke, die in Anwesenheit einer nur sehr geringen Anzahl neugierigen oder frommen Volkes eingeweiht wurde, kümmerte sich fast Niemand, höchstens einige vom Alter gebeugte Greise und ein Häuflein alter, zahnloser Weiber, welche den Ton des Lochmars sehr tadelten und darüber stritten, was für ein Name eigentlich Lochmar sei und ob er sich für die Glocke einer christlichen Kirche auch zieme.

Als die ersten Glockentöne Lochmars ans Ohr der Frau Margaretha schlugen, machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes und die Thränen im Auge zerdrückend, seufzte sie tief auf: „Himmlischer Vater! dieses Werk wurde nicht in Deinem Namen begonnen, und darum wird es auch meinem Manne und unserem ganzen Hause nie Glück bringen!"

Der Glockengießermeister aber stand während der ganzen Zeit, als die Einweihung dauerte, in tiefe Gedanken versunken. Nach Beendigung der Zeremonie reichte er schweigend seiner Gattin die Hand und begab sich mit ihr nach Hause. Aber auf dem Wege war es nicht mehr wie ehemals, daß Jeder freundlich lächelte, wenn Meister Brykei, der ausgezeichnete Glockengießer und geachtete Rathsherr, über die Gasse ging, besonders wenn er, wie heute, irgend ein neues Werk der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Heute wurde auch nicht ein Käppchen gerückt, kaum daß ein hier und da stehender Volkshaufe dem festlich gekleideten Ehepaar Platz machte; nur manchmal nickte irgend ein guter Bekannter von fern mit dem Kopfe.

Als sie in ihre Wohnung kamen, begab sich Frau Margaretha in ein Zimmer nebenan, von wo sie nach kurzer Zeit wieder in ihrem Hauskleide zurückkehrte, das Festgewand von schwerer Seide und eine goldene Kette über den linken Arm geworfen, in der Rechten die glänzenden Armbänder und den Rosenkranz aus Rosenholz haltend. Das Alles legte sie geordnet in die eisenbeschlagene Kiste, welche nicht weit von dem riesigen Ofen mit eisernen Klammern an der Wand befestigt war. Der Meister aber saß sinnend und unbeweglich im hohen Lehnstuhl, beide Hände auf's Schwert stemmend, das er gar noch nicht abgelegt hatte.

Nachdem die sorgsame Hausfrau Alles in Ordnung gebracht hatte, wandte sie sich zu ihrem Gatten mit der Frage, warum er das enge Festkleid nicht ablege, sie wolle ihm sogleich seine bequeme Schaube bringen.

„Ich überziehe mich nicht, ich muß noch aufs Rathhaus," antwortete er.

„Was hast Du heute noch auf dem Rathhause zu thun?"

„Der Gerichtsdiener benachrichtigte mich in der Kirche, daß das Volk sich in Massen versammle. Es wird ein heißer Tag werden, denn sie argwöhnen bereits unser Verständniß mit dem Hauptmann Haschek und mit dem Altstadter Rathe." Als er aber sah, daß seine Gattin erblasse und sich zitternd an die Mauer lehne, setzte er hinzu: „Du brauchst jedoch keine Sorge zu haben, denn das Volk hat keine Beweise gegen uns in Händen und wir haben schon seit einigen Tagen alle Vorkehrungen getroffen. Im Rathhause befinden sich gedungene Söldner, in den Fleischbänken sind die Fleischhauer in Bereitschaft, die uns treu ergeben sind und deren scharfe Aexte der Prager Pöbel schon von lange her kennt. Ebenso sind die Bräuer in Bereitschaft und kommen auf das erste Zeichen uns wohlbewaffnet zu Hilfe. Aber kaum werden wir uns entschließen dieses letzte verzweifelte Mittel zu gebrauchen, und ich glaube, es wird auch nicht nöthig sein. Gerne erhalten wir unsere Namen unbefleckt vor dem Volke, das dem Johann Dlouhal ergeben ist. Die Sitzung wird kaum eine Stunde dauern, denn in Kürze beweisen wir unsere Unschuld und bekräftigen sie durch die Verordnung, daß unser gehaßte Feind feierlichst bestattet werde. So dämpfen wir das Volk, und frohlockend wird es auseinander gehen. Dauert aber unserer Sitzung länger als eine Stunde und erhältst Du keine bestimmte Nachricht von mir, so mögest Du daraus entnehmen, daß unsere Angelegenheit schlecht stehe. Dann schicke ungesäumt unsere zwei treuen Gesellen auf die Glockenstube, daß sie die Glocke Lochmar läuten. Lochmars Ton wird unsern Freunden ein Zeichen sein, daß sie uns schnelle Hilfe bringen. Lebe wohl, meine Theuere! Fürchte nichts und sei eingedenk unserer Verabredung!" Indem er so sprach, küßte er seinen Sohn, der in der Wiege lag, auf die Stirn, drückte seiner Gattin die Hand und entfernte sich, während seine Gattin weinend zurückblieb.

Die Stunde, die Frau Margaretha nach dem

Digitized by Google

Weggehen ihres Mannes zubrachte, schien sich ihr zu einem langen, langen Tage auszudehnen. Beinahe gefühllos lag sie im Lehnstuhl, von Zeit zu Zeit nach der Sanduhr blikkend, die neben ihr auf dem Tischchen stand. Und als nach einer Viertelstunde der Sand aus dem obern Glase in das untere gefallen, wandte sie mit einer krampfhaften Zuckung die Uhr um. Schon waren drei Viertelstunden verflossen, da entstand in ihrem Innern ein heftiger Kampf. In Todesängsten lief sie von der Uhr zum Fenster und vom Fenster wieder zur Uhr. Und schon war sehr wenig Sand mehr in der obern Hälfte des Glases, da riß sie verzweifelnd die Thüre auf und schrie in die Werkstätte: „Veit! Schon ist's an der Zeit! Eile auf den Thurm hinauf, nimm den Mathias mit, und läutet Sturm mit der Glocke Lochmar, damit mein Gatte, Euer Meister, befreit werde! Aber schnell, um Gottes Willen, nur schnell!"

Die Gesellen liefen aus der Werkstatt, der St. Stephans-Kirche zu. Mit ängstlichen Blicken schaute ihnen Frau Margaretha nach, bis sie endlich hinter der Kirche verschwanden. Dann fiel sie neben der Wiege ihres Kindes auf die Kniee und betete in ihrer trostlosen Verzweiflung; aber allmälig verließen sie die Kräfte, ihre Sinne erschlafften und in der Mitte des Gebetes stockte sie — sie fühlte weder, noch hörte sie mehr, was um sie vorging.

Lochmars Schreckengeläute und ein gleich darauf erfolgendes Lärmen und Toben auf der Straße weckte Frau Margaretha. Sie rieb sich Augen und Stirne; es war ihr, als wäre sie eine Stunde lang ohnmächtig gelegen. Sie eilte zum Fenster, warf einen angstvollen Blick auf die Straße und sank in demselben Momente mit einem Schrei auf die Ziegel des Fußbodens wieder zurück, denn sie hatte eine gräuliche Szene gesehen: Auf dem Steinhaufen, vor dem Hause des Glockengießers, wo gestern jener Student dem Volk das blasse, blutige Haupt des Priesters Johann Dlouhal von Zeliva gezeigt hatte, stand heute ein anderer Mann, der ebenfalls in jeder Hand ein blutiges Haupt hielt. Doch diesmal war es nicht ein junger, schwarzgekleideter Student, sondern ein Mann in einem grünen Rocke, mit einem rothen Mantel und einer grauen Gugel—es war der Neustädter Büttel Jira. Gestern weinte das Volk und erhob ein fürchterliches Rachegeschrei, heute aber jauchzte es wild auf. Als Frau Margaretha an's Fenster trat, verschwand eben dieses fürchterliche Bild, denn von der andern Seite jagten die Fleischer, ihre blinkenden Aexte schwingend, und hinter ihnen die wolbewaffneten Bräuer in die Stephansgasse, während der Büttel und das Volk schnell die Flucht ergriffen. Aber trotzdem reichte dieser einzige Augenblick hin, die arme Meisterin das Haupt erkennen zu lassen, das der Scherge in der Rechten hielt, es war das Haupt — des Glockengießers Brykci.

Das andere Haupt war das des Neustädter Rathsherrn Jarosch vom silbernen Stern, der zugleich mit Brykci auf Befehl des Volkes gerichtet wurde; auf der Altstadt mußten sechs, am Tode des Priesters Dloubal zumeist betheiligte Konsulen, ferner: Prokop Zidasch, Jakob Helmer, der Buchbinder Anton, Zenik vom grauen Ochsen und Johann Ritter ihr Leben büßen.

Meister Brykci war gleich bei seinem Eintritt in's Rathhaus vom Volke gefangen genommen worden, das ohne Umschweife den Johann Charwät als Aeltesten ausrief. Zugleich mit Brykci wurde auch der zweite Konsul, Jarosch vom silbernen Stern, festgenommen. Heute halfen dem Meister Brykci nichts seine klugen Ausreden, nichts seine Beredsamkeit. Denn im Altstädter Rathhause war ein verrätherisches Zettelchen gefunden worden, das gegen den Priester Johann Dlouhal gerichtet, im Namen des Neustädter Rathes von zwei Räthen, von dem Glockengießer Brykci und von Jarosch vom silbernen Stern, unterschrieben war. Zu Ende stand freilich der gewöhnliche Zusatz bei ähnlichen Geheimschreiben: „Wir bitten Ew. Weisheit, dieses Zettelchen, nachdem es gelesen, zu zerreißen und zu verbrennen;" aber die Weisheit des Altstädter Rathes war so unweise, im süßen Bewußtsein ihrer Macht und unverletzbaren Sicherheit es den Akten über Johann Dlouhal beizulegen. Deshalb trachtete nun das wüthende Volk, so wie früher dem Altstädter, jetzt auch dem Neustädter Rathe nach dem Leben; doch war letzterer so klug, alle Schuld auf seine Werkzeuge, nämlich auf die, deren Unterschrift der unglückselige Zettel enthielt, zu schieben. So retteten sich die übrigen Räthe, indem sie der Wuth des Volkes zwei ihrer treuen Genossen aufopferten.

Ohne Verzug wurden beide Rathsherren auf den Hof des Rathhauses geführt, wo ihnen das Urtheil vorgelesen und nur kurze Zeit zum Beten gegönnt ward. Brykci blieb kühn und standhaft bis zu dem Augenblicke, wo die Uhr des Neustädter Rathhauses schlug und ihm anzeigte, daß seit seiner Entfernung vom Hause eine Stunde bereits verflossen sei. Auf baldige Befreiung hoffend schritt er die Stiege in den Hof hinab und horchte, und horchte aufmerksam — aber er hörte nichts als das tobende Gemurmel des Volkes im Innern des Rathhauses. Schon war Jarosch vom Stern gefallen, Brykci kniete neben dem blutigen Rumpfe seines Mitdulders nieder. Und eben als ihm die Augen verbunden wurden, horch! da ertönte Lochmars dumpfes Sturmgeläute. Der Meister erkannte den Ton seiner Glocke und er schrie laut auf: „Ha Lochmar! Mein Todtenglöcklein! Sei verflucht auf ewige Zeiten!" — Des Henkers Beil fiel und das Haupt flog vom Rumpfe. Der Büttel faßte beide Köpfe an den Haaren, und zeigte sie draußen auf der Straße dem Volke.

II.

Man zählte das Jahr 1542. In dem alten, gothischen Hause in der Stephansgasse zu Prag, über dessen Thore drei steinerne Glöcklein eingehauen waren, saßen in einem ziemlich geräumigen Zimmer drei Personen: ein Greis, der wol über neunzig Jahre zählen mochte, eine ungefähr vierzigjährige Frau, die Schwiegertochter des Alten, und ihr Kind, ein zwölfjähriger Knabe.

„Laß Kind, laß schon das Spielen!" sprach die Mutter; „sieh, der Großvater sitzt wieder wie bewußtlos da und kann nicht selbst die Fenster öffnen und die geweihten Kerzen anzünden; und doch wird das Rollen des Donners immer mehr und mehr vernehmbar und der Sturm ächzt und braust, gleich als würden sich wieder die Wagen der Hussiten mit ihrer fürchterlichen Haubitze nähern, die Feuer spie und verderbenbringende Kugeln weithin schleuderte, wie Dir der Großvater immer erzählt."

Der Knabe, zu dem die Mutter also gesprochen, saß im Winkel und hatte auf dem Schoße ein Glockenspiel mit acht Glöcklein, nach Art der gläsernen Harmonika. Mittelst eines hölzernen Hämmerchens entlockte er demselben ange-

Digitized by Google

nehme, dem Herzen wohlthuende Töne, wobei er sein blondgelocktes Köpfchen nach dem Takte bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigte, und das Spiel mit leiser Stimme begleitete. Bei den Worten der Mutter zuckte er zusammen, als wäre er aus tiefem Träumen aufgeschreckt worden, und heftete seine großen blauen Augen auf sie. Erst als ihn die Mutter nochmals aufforderte, die Fenster zu öffnen und die Kerzen anzuzünden, dann erst legte er das Glockenspiel bei Seite und that, was ihm befohlen worden; dann aber stahl er sich zum Großvater hin und zog ihn am Kleide.

Der Alte saß unbeweglich, gleichsam bewußtlos im hohen Lehnstuhle und kümmerte sich nicht um das, was um ihn vorging. Seine fast erstorbenen Augen verriethen Irrsinn. Seine Lippen bewegten sich, als ob er reden wollte, und doch entschlüpfte ihnen auch nicht Ein Laut. Das schwarze, lange, ganz zugeknöpfte Oberkleid hing von seinem magern Leibe herunter wie von einem Gerippe.

„Großväterchen," lispelte der Knabe, „hörst Du? Großväterchen!"

„Laß den Großvater, Kind!" ermahnte die Mutter; „Du siehst doch, daß sein Geist wieder bei den Begebenheiten alter, vergangener Zeiten verweilt. Komm her zu mir, unglückliches Kind, und bete mit mir zum himmlischen Vater, daß er den schrecklichen Fluch von Dir nehmen wolle!"

Der Knabe aber ging nicht, denn in seiner Unschuld kannte er noch nicht die Schwere des Fluches, der auf ihm lastete, obwol, wie die Mutter und die Nachbarn erzählten, auch er bereits von der Macht des Fluches ergriffen worden war. „Bete Du Mutter," antwortete der Knabe nach einigen Augenblicken, „ich werde Dich mit dem Spiele begleiten, das so lieblich und angenehm tönt."

„Liebes Kind," entgegnete die Mutter, „diese Töne können Gott nicht versöhnen, denn sie sind ohne Gedanken, ohne Seele."

„Ohne Gedanken — ohne Seele?" wiederholte halb vor sich hin sprechend der Knabe; „die Töne der Glocke ohne Seele?" Und er heftete seine starren, ausdruckslosen Blicke auf das Instrument und seine Lippen bewegten sich ebenso unwillkürlich, wie die des Großvaters neben ihm.

Als das Weib sah, daß das Kind immer mehr und mehr in den bewußtlosen Zustand versinke, blickte sie es an mit der Verzweiflung einer unglücklichen Mutter, und die Hände ringend jammerte sie: „O Gott, nimm dieses Kind zu Dir, bevor es noch so unglücklich wie sein Großvater wird!"

Und gleichsam als Erwiederung ertönte die Stimme des irrsinnigen Greises: „Bim-bam — brummt die Glocke — läutet als Todtenglöcklein dem aus Zeliva — Bim-bam — singt die Glocke — Bim-bam! — Husiten! laufet Sturm! Hurrah! Laufet Sturm! — Die Glocke ruft! Lochmar, Lochmar! Noch Einen Todten!"

Indessen begann der Sturm zu wüthen, wie die Mutter vorhergesagt hatte. Der Donner rollte und raffelte so fürchterlich, wie die Wagen der Husiten, und Blitze zuckten auf Blitze und peitschten einander am finstern Firmamente wie wilde Schlangen, und der Wind kreischte und pfiff durch die Straßen der Neustadt und über den Teich unweit der St. Stephanskirche. Er wehte auch in's Zimmer und warf ein Hölzchen an's Glockenspiel, so daß die Glöckchen vernehmlich ertönten. Dieser Klang riß den Knaben aus seinen Träumereien.

„Die Töne ohne Gedanken — ohne Seele?" lispelte er; „Du irrst Mütterchen — Du irrst." Und seine Lippen bewegten sich abermals, ohne daß ihnen ein Laut entschlüpft wäre.

„Ach, auch Dein Wahnsinn nimmt nun zu!" jammerte die Mutter. „Worin vertiefen sich Deine Gedanken, wohin flog Dein Geist, unglückliches Kind?" Und sie stürzte sich auf den Knaben und umarmte ihn weinend. Als das Herz der Mutter an seiner Brust schlug und sie ihn mit bittern Schmerzensthränen benetzte, da erst kehrte sein volles Bewußtsein zurück und sein Auge bekam wieder den gewöhnlichen Ausdruck tiefer Schwermuth. Indem er sich erhob und die betrübte Mutter umarmte, sprach er mit durchdringender, aber doch sanfter Stimme: „Mütterchen, Du sagtest, die Töne haben keine Gedanken, — keine Seele; da irrst Du, denn Du siehst die Seele nicht — aber ich sehe sie und sie sieht mich; wir kennen einander sehr gut."

Als ihn die Mutter so reden hörte, heftete sie verwundert, aber überaus innig ihren thränenfeuchten Blick auf den Knaben.

„Ja, Mütterchen," versicherte der Knabe, „wir kennen uns. Sobald ich mit dem Hämmerchen das Glas der Glocke berühre, beginnt es innen wunderlich zu schimmern, glänzende Strahlen blitzen auf, und aus jedem Strahle springen geflügelte Gestalten hervor, und das sind die Seelen der Töne. Die schwingen sich empor auf ihren Flügeln in die Lüfte und dringen dann tief in mein Herz hinab, ach so tief, daß mich schon oft Angst und Grauen befiel! Und doch pflegt mir dabei so wunderlich wohl zu sein; denn die Seele des Tones singt beständig in meinem Herzen, bis das Blut allmälig vor Freude erzittert und auseinanderströmt; und wenn es wieder in's Herz zurückkehrt, muß ich weinen. Und dann — dann Mütterchen, erhebe ich mich in die Lüfte und fliege hoch hinauf, bis das Blau des Himmels über mir schwarz und schaurig wird, bis die Sonne erbleicht und unter mir die Erde so klein wird wie eine Erbse. Aber nicht lange dauert es und ich erblicke ein schimmerndes Licht im dunklen Raume. Doch zu diesem Lichte kann ich nicht gelangen, die Flügel sind zu schlaff und ich sinke mit einem schmerzlichen, unaussprechlich sehnsüchtigen Gefühle. Ach, da reißest Du mich mit einem Schlage aus meinem Himmel und die erschrockenen Töne ersterben in meinem Herzen."

„Schweig, Kind, schweig', Du sprichst im Fieber!" jammerte die Mutter, ihn ängstlich an sich ziehend.

„Nein, nein, das ist kein Fieber; heute eben beschleicht mich wieder die unüberwindliche Sehnsucht, mich auf den Flügeln der Seele des Tones zu erheben," lispelte der Knabe mit zärtlicher, aber doch durchdringender Stimme.

„Und die Töne der Glocke, nur diese sind es, die Dich emporheben?" fragte erstaunt die arme Mutter.

Der Knabe bejahte es.

„Und das am meisten," lispelte er nach kurzem Stillschweigen — „am meisten die Glocke auf dem St. Stephansthurm — pst, daß es der Großvater nicht hört! — die Glocke Lochmar."

„Himmlischer Vater!" rief die Mutter und rang verzweifelnd die Hände. „Lochmar? — Das blutige Todtenglöcklein Deines Urahns? Der Fluch unseres Geschlechtes?!"

Der Knabe nickte bejahend mit dem Kopf und setzte zögernd hinzu: „Ich weiß es, ich weiß es, die trauernde Seele der Glocke hat es mir gesagt."

Digitized by Google

„Unglückliches Kind!" jammerte die Mutter und drückte in wilder Hast das Söhnlein an ihr Herz, gleich als fürchtete sie, eine unsichtbare Macht wolle es ihren Armen entreißen. „Vielleicht," sprach sie stotternd, „vielleicht hast Du die Glocke — o Gott wie fürchte ich, es zu hören — vielleicht hast Du sie —"

Der Knabe blickte sie mit seinen träumerischen Blicken an, er wußte nicht, was sie sagen wollte.

Die arme Mutter, welcher die Angst die Kehle zusammenschnürte, suchte alle ihre Kraft zusammen zu raffen und bemühte sich umsonst, ihre Thränen zurückzudrängen. Noch fester drückte sie ihn an ihre Brust und die blonden Locken aus seiner finstern Stirne streichelnd, näherte sie ihre Lippen seinem Ohre und lispelte: „Simon, Liebling meines Herzens, Du hast doch nicht die Glocke berührt?!"

„Ob ich sie berührt habe?" fragte er in Gedanken vertieft, „ob ich die große Glocke berührt habe, deren Ton so traurig und düster klingt?"

Die Mutter bestätigte es ängstlich.

„Nein, nein Mutter, ich berührte sie nicht," antwortete der Knabe mit einer edlen Bewegung des Kopfes; „von der Zeit, als Du mir verboten zum Glockengießer in die Heinrichsgasse zu gehen, von der Zeit an habe ich keine Glocke berührt."

Die Mutter seufzte tief auf, als ob eine Zentnerlast von ihrem Herzen gefallen wäre.

„Und warum sollte ich nicht auch solche große Glocken machen dürfen, wie mein Großvater und Urgroßvater gemacht haben?" sprach der Knabe weiter. „Auch ich würde eine Glocke mit einem so schönen Tone und einem so angenehmen Klange gießen, daß, wie es bei mir der Fall zu sein pflegt, jedes Herz vor Wonne erzittern müßte, wenn sie zu singen anfängt."

„Wer spricht vom Glockengießen?" ertönte hinter ihnen eine zischende, unsichere Stimme.

Mutter und Sohn zuckten zusammen und sich umschauend riefen sie wie aus einem Munde: „Der Großvater!"

Der Alte ließ bei seiner Frage den Blick im Zimmer umherschweifen, als ob er Etwas suchte, das mit den Gedanken seiner Seele in Verbindung stünde.

„Geh' zum Großvater!" flüsterte die Mutter dem Sohne zu. „Du bist sein Liebling, geh' zu ihm, damit er wieder ruhig werde."

Der Knabe gehorchte und zu den Füßen des Alten knieend, legte er sein Köpfchen in den Schooß des Großvaters, der sanft seine Locken betastete, gleich als wollte er dadurch erkennen, wer bei ihm sei.

„Ich bin es, Großväterchen — Dein Simon," sprach der Knabe in innigem Tone.

„Sprach da nicht Jemand vom Glockengießen?" fragte der Alte mit zitternder Stimme.

„Man sprach davon," antwortete Simon, der noch nie gelogen.

Der Alte zuckte zusammen und seine Stimme, die Anfangs doch noch etwas stark und feierlich klang, wurde allmälig wieder kraftlos, bis sie sich endlich in das gewöhnliche Geflüster auflöste. „Bist Du bei mir, Simon?" fragte er. „Bist Du es, mein Enkel? Und Jemand fragte hier nach dem Glockengießen? Ich aber sage, daß ich keine Glocke mehr berühre — und nicht allein ich — Keiner aus meinem Geschlechte darf dies thun — Niemand, wenn er nicht will, daß der Fluch an ihm in Erfüllung gehe."

Der Knabe zitterte am ganzen Leibe, aber bald ermannte er sich wieder und da sich die Mutter aus der Stube entfernt hatte, fragte er den Alten: „Und warum, Großvater, soll ich kein Glockengießer werden?"

Der vom Irrsinn gefesselte Geist des Alten vermochte nicht sogleich Simons Frage zu begreifen; nach und nach erst reihte sich Gedanken an Gedanken und seine Augen, die bisher erstarrt zu sein schienen, erhielten Feuer. Den Lippen, die sich unaufhörlich bewegten, entschlüpften einzelne Silben, die Anfangs wenig vernehmbar waren, allmälig aber immer verständlicher wurden und in abgebrochene Wörter, später auch in ganze Sätze zusammenflossen.

„Fragte nicht Jemand nach der Glocke des Großvaters? — Die Glocke Lochmar erschallt noch immer — warum sollte sie zerspringen und in Stücke zerfallen? Ach Simon, mein theueres Kind, ich will Dir von der Glocke Lochmar erzählen, insoweit mein schwaches Gedächtniß ausreicht. Warte!"

Der Greis neigte sein Haupt und fuhr mit der knochigen Hand über seine Stirne, als wollte er seine Gedanken sammeln.

Der Knabe brannte vor Begierde, die Begebenheiten zu erfahren, deren sonst der Großvater nicht mit einem Worte gedacht hatte und um welche zu fragen, ihm von der Mutter strengstens verboten worden war. Da er es fast nicht erwarten konnte, daß der Großvater erzähle, so rüttelte er denselben auf, um ihn den Träumen zu entreißen, in die er vertieft war. „Großvater, Großvater!" rief er, „höre doch! Du wolltest mir ja von der Glocke Lochmar erzählen!"

„Von der Glocke Lochmar?" wiederholte flüsternd der Greis, augenscheinlich bemüht, sich daran zu erinnern und sein Gedächniß aufzufrischen. „Ja, ja, es ist wahr, liebes Kind — von der Glocke — von der Glocke Lochmar wollt' ich Dir erzählen!"

Ereignisse, die schon längst der Vergangenheit angehörten, begannen sich immer deutlicher und deutlicher im Innern des Alten auszuprägen und an einander zu reihen. Eine geraume Zeit lispelte und murmelte er halblaut etwas von seinem Großvater, dem Ahn der ganzen Familie und von der Glocke Lochmar, dann hob sich seine Stimme immer mehr und mehr, bis sie endlich genug stark und verständlich war, obgleich er während des Erzählens kleine Pausen machte: „Der Glockengießer Brykci, mein Großvater, verfluchte in seiner letzten Stunde sein Werk, die Glocke Lochmar. Und seit jener Zeit wohnt in Lochmar der böse Geist unserer Familie, der mein ganzes Geschlecht verdirbt und es ausrottet. Der Sohn des Glockengießers Brykci, mein Vater, näherte sich nie der Glocke Lochmar, bis ein unseliges Verhängniß den Unglücklichen zu dieser verfluchten Glocke hinzog. Als sie seinen Vater im Rathhause köpften, lag er, ein kaum lallendes Kind, noch in der Wiege und im Jahre — die Jahreszahl ist mir schon entfallen — es war zu jener Zeit, als das Volk sich gegen König Wladislaus empörte, zählte mein Vater etwas über fünfzig Jahre. In jener Nacht, in der die hochmüthigen Bürger sich des Königshofes bemächtigen wollten und der elende Mariankl mit seiner Armbrust in hochverrätherischer Absicht auf das königliche Haupt zielte, in derselben unglückseligen Nacht, in

Digitized by Google

der König Wladislaus den Königshof verließ und heimlich auf den Hradschin übersiedelte, begannen einige Neustädter mit der Glocke Lochmar, gegen die Majestät des Königs, Sturm zu läuten. In dieser Nacht ritt der Ritter Jeschek von Svojanow, der Liebling des Königs und des Volkes, auf einem weißen Hengst durch die Stephansgasse und gerade zu meinem Vater, den er bei seiner Ehre und bei seinem ewigen Seelenheil beschwor, daß er ihm helfe die erbitterten Gemüther zu besänftigen. Da raffte sich mein Vater auf und ging mit dem Ritter von Bojanow hinaus, das Volk zu beschwichtigen. Ich, ein lebensfrischer Jüngling, lief hinter dem Vater einher und trug ihm sein Schwert nach. Auf dem Platze, der gewöhnlich „in der Grube" genannt wird, schied mein Vater von dem Ritter von Svojanow. Letzterer ging dem Roßmarkte zu, während mein Vater auf den großen Marktplatz eilte und auf das Postament einer Säule stieg, die damals vor dem Neustädter Rathhause stand. Dort redete er zum Volke und besänftigte die entflammten Gemüther. Ueberall, wo mein Vater oder Ritter Jeschek zu den Leuten friedlich und verständig geredet hatten, gingen dieselben ruhig auseinander. Das Sturmgeläute verstummte, eine Glocke nach der andern schwieg, zuerst die auf dem Rathhause, dann die bei St. Heinrich, wo Herr Jeschek das Volk beruhigt hatte, darauf die Glocke im slavischen Kloster, die bei St. Adalbert und endlich auch die bei St. Apollinarius. Nur von St. Stephan erschallte noch immer der Sturmruf. Mit allen Glocken wurde daselbst geläutet. Ungesäumt eilte daher mein Vater auf den Kirchhof bei St. Stephan und beschwichtigte auch dort die zusammengelaufene Menschenmenge. Aber seine Reden blieben darum ohne entschiedenen Erfolg, weil immer neue, unruhige Haufen durch das Sturmgeläute herbeigerufen wurden. Vom Zorn überwältigt nahm mir der Vater das Schwert und befahl mir bei dem Glockenthurm auf ihn zu warten, mich selbst aber, es möge was immer geschehen, ja nicht auf den Thurm hinauf zu wagen. Kaum jedoch war mein Vater in dem Thurme verschwunden, sprengten fünfzig polnische Reiter, die dem Könige treu ergeben waren, auf den Kirchhof herein und jagten das unruhige Volk auseinander. Einige saßen ab und begaben sich auf die Glockenstube, um dem Geläute ein Ende zu machen. Gleich darauf fällt am Eingang ein Schuß und auf der Stiege entsteht ein Gepolter wie beim Fall eines schweren Körpers. Länger konnte ich mich nicht halten, ich öffne die Thüre und — was erblicke ich, Unglücklicher! — ich sehe meines Vaters Leiche! Eine Kugel hatte ihm die Hirnschale zerschmettert. Die Polen hielten meinen Vater, der mit kräftigem Arm zwei Gesellen von der Glocke hinweggestoßen hatte, für einen Rädelsführer der Tumultuanten und streckten ihn mit einem Schuß zu Boden. — Aber nein! nein!" fuhr der Alte fort, dessen Gedanken sich wieder zu verwirren begannen; „nein! das war nicht die Kugel eines polnischen Kriegers, das war Gottes Zorn, der meinen Vater erschlug, weil er sich der Glocke Lochmar genähert hatte! Verflucht, ja verflucht sei jeder aus meiner Familie, der sich dem Lochmar nähert! Verflucht! Verflucht!" Mehr konnte man nicht verstehen, sein Geist, der auf einen Augenblick klar, wurde nun wieder vom Wahnsinn umnachtet. Die Zunge des Alten wurde immer steifer und schwerer, eine Weile flüsterte er noch unverständliche Worte vor sich hin, bis er endlich ganz verstummte.

Die Mutter, die hinaus gegangen war, um dem Gesinde einige nöthige Befehle zu ertheilen, kehrte nun wieder in's Zimmer zurück.

Je weiter indessen der Sturm vorschritt, desto fürchterlicher wüthete er; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner und oft schien es nicht anders, als ob der ganze Himmel in Feuer stände und unter entsetzlichem Gepraffel in Stücke fallen wolle. Dabei pfiff und heulte der Wind so schauerlich, daß diese tolle Musik Alle mit Grausen erfüllte.

Der Greis war wieder in seine gewöhnliche Erstarrung zurückgesunken, nur von Zeit zu Zeit bemerkte man an einem leichten Bewegen seiner Lippen, daß ihm noch Leben innewohne. Simon heftete, wie bei einer Vision, seine Blicke beständig auf die Lippen des Großvaters, wie wenn er erwartete, daß jener noch weiter erzählen werde. Die Mutter saß zur Seite und betete inbrünstig; es war ihr, als ob sie die Seele zugleich mit den Seufzern verhauchen müßte, die ihrem zu Tode betrübten Herzen sich entrangen.

Mitten durch das schauerliche Toben des Orkans und das fürchterliche Krachen des Donners ertönte Geläute vom Thurm der St. Stephanskirche und der Wind trug einzelne Klänge in die Stube, wo der Greis, der Knabe und dessen Mutter sich befanden. Die schrillen, vom Winde zerrissenen Glockentöne schlugen wie wehklagend an's Ohr der schreckensbleichen Frau. Auch Simon zuckte bei dem jedesmaligen Aufseufzen der Glocke zusammen, Anfangs zwar nur schwach, aber später wurde seine Unruhe immer größer und größer, bis seine Augen zuletzt wild zu funkeln anfingen und er am ganzen Leibe zitterte.

„Nun fliegen die Seelen der Töne empor auf dem Fittig des Sturmes," wagte er endlich zu lispeln; „und schaukeln sich in ihrer Wolkenwiege. O könnte ich mich mit ihnen wiegen — o könnte ich mit ihnen emporfliegen, bis das Blau des Himmels schwindet, dorthin, wo im dunklen Raum das schimmernde Licht erglänzt — und die Glocke da oben tönt so angenehm, so harmonisch! Ach, Mutter, Mutter! draußen unter dem freien Himmel schlingen den Zauberreigen die Seelen und erwecken unnennbare Sehnsucht in meinem Herzen durch ihren Gesang. Mütterchen, o laß mich träumen vom Gesang der Glocken!"

„Ach mein Kind, mein überaus theures Kind!" jammerte die Mutter; „komm her, komm und bete mit mir, vergiß Deine Träume von den Seelen und Glocken — —"

Sie wollte noch weiter reden; aber erschrocken und plötzlich aufschreiend zuckte sie zusammen, denn in diesem Augenblick schmetterte aus des Blitzes Flammengarbe der Donnerkeil so fürchterlich nieder, daß die Fensterscheiben unter durchdringendem Geklirre in die Stube flogen.

„Jesus Christus!" schrie die Mutter auf, sich bekreuzend.

„Mutter!" rief der Knabe, „hörst Du? das ist die Glocke, die jetzt so durchdringend erschallt."

„Mein Kind," sprach die Mutter mit wehmüthiger Stimme, „knie nieder und bete, denn das ist das Todtenglöcklein Deines Urgroßvaters — die Glocke, die nur bei so fürchterlichen Stürmen geläutet wird!" Und indem sie sich auf die Kniee niederwarf, verhüllte sie ihr Antlitz und betete mit lauter Stimme.

Unter schrecklichem Getöse folgte Schlag auf Schlag, am Himmel jagten die Wolken einher wie grauenhafte Nachtgespenster, aus ihrer Ruhe aufgescheucht durch die Geißelhiebe des wuthentbrannten Sturmes, der brüllend die Straßen durchraste und durch die Thür in die Stube drang.

Digitized by Google

Und in das Toben des Orkans mischte sich der schauererregende Klang der Glocke, der bald schwach erschallte, bald wieder durchdringend ertönte, je nachdem der Schall entweder vom Sturme übertönt, oder voll in die Stube getragen wurde.

„Das Todtenglöcklein meines Urgroßvaters?" flüsterte der Knabe für sich, das gelockte Köpfchen bewegend, als wollte er sich in seine gewöhnlichen Träume einwiegen. „Ich kenne diese Töne, ja ich kenne sie, ich habe sie schon gehört und habe auch schon mit den Seelen dieser schönen, dieser herrlichen Töne gesprochen. — Wie sie jammern! wie sie weinen!" setzte er nach einer Weile bemitleidend hinzu, indem er nach der Thüre schritt. „Wie sehnsüchtig sie mich rufen, daß ich mit ihnen rede; sie wissen gut, daß nur ich sie verstehe. — Wie diese Seelen in mich, den Enkel ihres Schöpfers dringen! Ja weinet, jammert und klaget nur — es ist schon zu spät — das Haupt meines Ahnen modert schon — euern Schöpfer Brykci weckt ihr nimmermehr auf!"

Während die Mutter vor Entsetzen ihr Gesicht verhüllte und, fast eine halbe Leiche, betend da lag, gelangte der Knabe auf die Straße hinaus, welche die häufigen Blitzstrahlen, begleitet vom Rollen des Donners und dem Sausen des Windes, fürchterlich beleuchteten. Einen Augenblick stehen bleibend, sprach er: „Ich muß hin, ich muß die Glocke sehen, ich muß hören, was ihre fürchterlichen Klagetöne erzählen."

Eine unwiderstehliche Macht zog ihn immer weiter und weiter, bis dahin, wo die Töne der Glocke aus den gothischen Fenstern des St. Stephansthurmes erklangen.

„Ich muß hin, ich muß," tönte es unwillkürlich von den Lippen des Knaben; „die Glocke ladet mich mit trauriger, bittender Stimme zu sich ein, damit sie mir die Ursache ihrer Trauer mittheilen könne."

Ein frostiger Wind wehte ihm entgegen, als er die Thurmthür öffnete. Die Finsterniß, die auf der Stiege lag, verscheuchte beim Oeffnen auf einen Augenblick ein glänzender Blitzstrahl, gleich als wollte er dem verwegenen Knaben den Weg zum Gegenstande seiner Sehnsucht zeigen. Dann aber war sie wieder in undurchdringliche Nacht gehüllt und der Knabe tappte weiter, bis er so in die Glockenstube kam, wohin ihn das Geläute der Glocke Lochmar mit unwiderstehlicher Macht zog.

Dort fand er den Kirchendiener, der nach dem damaligen Aberglauben mit aller Kraft und unermüdet die unglückselige, fluchbeschwerte Glocke läutete.

„Was suchst Du da Junge?" fragte jener verwundert und mißmuthig, als er ihn erblickte; „fort, hinweg von da, Lochmar ist im Schwunge, sein Herz schlägt so mächtig, wie das des Brykci geschlagen, als sie ihn zum Richtplatz führten."

Der Knabe starrte ihn an, als könnte er nicht begreifen, wovon jener rede. Sein Geist und alle seine Gedanken waren auf die Töne gerichtet, die traurig der Glocke entströmten.

„Hinweg! hinweg, sag' ich!" rief abermals der Kirchendiener, als er sah, daß der Knabe sich nicht von seinem Platz wegbegebe.

Dieser stand wie versteinert da, der Blick war starr auf die Glocke geheftet, ja zuweilen athmete er fast nicht; plötzlich erbebte er und rief lebhaft: „Ach, das ist schön! Wie fröhlich die Seelen herum ihren Reigen tanzen! wie sie in der Glockenstube hin und her flattern und eine Oeffnung suchen, durch die sie in das wilde, stürmische Wetter hinausschlüpfen könnten."

Er näherte sich ein wenig der Glocke.

„Zurück, Knabe! Zurück!" rief der Kirchendiener noch mißmuthiger, weil er sah, daß seine Worte bis jetzt nicht beachtet wurden. „Zurück! Rühre die Glocke nicht an!"

„Es ist das Todtenglöcklein meines Ahns," entgegnete der Knabe; „seine Seele, die hier herumfliegt, sagt mir —"

„Bei Gott," rief der Kirchendiener und Grausen erfaßte ihn; „hinweg, hinweg von hier, bist Du Brykcis Enkel! Unglücklicher! hebe Dich hinweg und berühre nicht die Glocke, sonst geht an Dir der Fluch in Erfüllung — Bei Gott, höre und —"

Schon zu spät kam jede Ermahnung! Wie ein heller Seufzer erzitterte der Ton der Glocke, die in ihren mächtigen Schwingungen den Knaben, der ihr zu nahe getreten war, erfaßte und durch das nahe Fenster hinausschleuderte, bevor noch ein Laut seinen Lippen entfuhr.

Der Kirchendiener blieb wie vom Schlage gerührt stehen und ließ den Glockenstrang fahren. Er zitterte vor Entsetzen am ganzen Leibe und heftete seinen grausenerregenden Blick auf das Fenster.

„Mein Kind! Simon! wo bist Du? höre!" ertönte beinahe im selben Augenblick der ängstliche Ruf der besorgten Mutter, die, als sie den Sohn vermißte, hinauslief, ihn zu suchen.

Bevor sie noch ausgesprochen, lag der Knabe zerschmettert zu ihren Füßen. In dem Augenblicke, als die verzweifelnde Mutter sich auf die blutige Leiche ihres inniggeliebten Kindes warf, zersprang auf dem Stephansthurm die Glocke.

Die unbesonnenen Träger trugen die Leiche des Knaben gerade in das Zimmer, wo sich der greise Großvater befand. Als dieser seinen Enkel todt erblickte, erhob er sich noch einmal und sprach röchelnd die Worte: „Die Glocke Lochmar!" und „unser Simon!" dann aber sank er leblos in den Lehnstuhl zurück.

Am dritten Tage nach St. Bartholomäus standen auf dem Stephans-Friedhofe zwei Särge, ein großer schwarzer, und ein kleinerer rother. Als der Todtengräber den kleinern Sarg in den stillen Schoß der Erde hinabließ und die Erdschollen unter dumpfem Gepolter auf den eichenen Sargdeckel fielen, sank eine schwarzgekleidete Frau, mit ausgeweinten Augen, ohnmächtig auf den Rasen neben dem neuen Grabe nieder. Die gutherzigen Nachbarn führten das unglückliche Weib nach Hause.

Die Leichen ruhten auf der rechten Seite neben der St. Stephans-Pfarre nahe beim Eingang in den Kirchhof, neben einem alten Marmorsteine, auf dem sich die drei Symbole: Kreuz, Schwert und Glocke befanden, so wie auch folgende Aufschrift: „Brikcius egregius canulator, qui occisus fuit anno domini MCCCCXXII hic sepultus. Orate pro eo. *)" An der Wand selbst war ein hölzernes Epitaph, auf dem einige schwarzgekleidete Männer und Weiber vor dem Bilde des Erlösers, der von den Todten auferstanden, knieend, und im Hintergrunde, hinter den Knieenden, der Glockenthurm bei St. Stephan aufgemalt waren.

*) Hier ruht Brykci, der ausgezeichnete Glockengießer, welcher ermordet wurde im Jahre des Herrn 1422. Betet für ihn.

Digitized by Google

Einige Monate nachher war auf dem größern Grabe eine Inschrift mit dem Wappen und der ausgehauenen Gestalt des Alten; auf dem kleinern aber stand ein großes Kreuz, von einem eisernen Gitter eingeschlossen; auf dem marmorenen Postamente des Kreuzes stand die Jahreszahl 1542 und folgende böhmische Aufschrift:

*) Poslyšte div̌n smutného,
že Lochmar zvon syna mého
Šimona z okna vyhodil,
mne smutnou matku uhodil
v srdce zármutkem velikým,
na příklad matkám všelikým,
aby osud Boží znaly,
Ježíše Krista žádaly,
by neštěstí proměnili
račil, zlé v dobré změnili,
neb z nás každý k cíli běží.
Teď kříž na znamení leží."

Das Grabmal des gelöpften Glockengießers Brykci war schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwunden, ebenso das hölzerne Epitaphium. Das Kreuz über dem Grabe Simons erhielt sich mit seiner ganzen Aufschrift länger, ja es sind sogar noch Einige am Leben, die dieses Kreuz gesehen und die Aufschrift auf demselben gelesen haben. Es wird etwa dreißig Jahre sein, daß dieses archäologische Denkmal mit vielen andern zugleich zerschlagen und der Marmorstein, auf dem das Kreuz ruhte, zum Pflastern oder zur Regulirung des Moldaubettes verwendet wurde.—

Die Glocke Lochmar lag volle dreiundvierzig Jahre zertrümmert unter dem St. Stephansthurme. Keiner der Prager Glockengießer getraute sich diese Glocke zu überarbeiten, bis sie endlich nach dreiundvierzig Jahren einem ausgezeichneten Glockengießer, der ebenfalls Brykci hieß, zum Umgießen übergeben wurde. Diesem hatte der Kaiser vor Kurzem, wegen seiner vielfachen Verdienste und seiner Kenntnisse, den Adel mit dem Prädikate „von Cynberk" (Zinnberg) verliehen. Er stammte von einem jüngern Bruder des in den Hussitenkriegen gelöpften Glockengießers. Dieser jüngere Zweig war glücklicher. Der neue Adelige von Cynberk übergoß die Glocke Lochmar, damit die Gestalt und der Ton derselben zugleich mit dem alten Namen und mit der Furcht des Volkes vor dem Fluche, der auf ihr lastete, verschwinde.

Die neue Glocke erhielt den Namen Stephan und findet sich noch jetzt auf dem niedrigen Glockenthurme, neben der Pfarrkirche des hl. Stephan auf der Neustadt Prags. Auf der einen Seite ist das Bild des h. Stephan, des ersten Märtyrers in dem Augenblicke, da ihn die Juden steinigen, und unter dem Bilde befindet sich die Inschrift: „Štěpán pln jsa Ducha svatého, vzhledl do nebe, uzřel slávu Boží a Ježíše, an stojí na pravici Boží. *)" Auf einer andern Seite der Glocke ist in kleinen Medaillonen das Bild und das Wappen des Glockengießers Brykci von Cynberk zu sehen und darunter folgende Inschrift: „Léta 1585 slovútný Brykci zvonař z Cynberku tento zvon nákladem pánů osadních sv. Štěpána Velikého po rozbití starého zvonu jest znovu přelil." **)

Der neue Name Stephan aber wurde vom Volke nicht angenommen und noch bis auf den heutigen Tag erhielt sich im Munde des Volkes der alte Name der Glocke, der Name Lochmar. —

Schön Aennchen.

Erzählung aus den Zeiten Karls XII., des Schwedenkönigs.

Nach dem Schwedischen von Th. B.....h.

I.

Eines Abends, es war im Oktober des Jahres 170*, ritt ein Mann des Weges, welcher am Meeressaume sich hinschlängelnd zur Salemer Kirche führt, die unweit Stockholm liegt. Die Sonne begann zu sinken; die dichten Wolken, welche den Tag über zerstreut am Himmel hingen, flossen in einander, als ob sie ihren Inhalt der Erde mittheilen wollten. So geschah's. Schnee mit Hagel gemischt fiel in so dichten Massen vom Himmel, daß in Kürze die starre Erde mit ihm wie mit einem weißen Mantel bedeckt war. Der scharfe Wind, der tagüber genug gehaust hatte, begann nun förmlich zu wüthen und die hohen Tannen mächtig zu schütteln. Demungeachtet ritt jener Mann ruhig seines Weges, sich nicht kümmernd um das Toben der Elemente.

„Ein schönes Ende der Belustigung!" sprach er lächelnd zu sich; „wahrlich ein herrliches Wetter zur Jagd. Wie mich die Armen suchen werden! — Doch was thut's? Ohnedies haben sie nichts anderes zu thun und das Blasen der Jagdhörner wird nur ihre Lungen erweitern. Ob ich aber auf dem rechten Wege bin?" setzte er unruhig hinzu und strengte sein Auge an, um das Dunkel zu durchdringen. In dem Augenblick wieherte sein Roß. „Aha Rappe, du witterst was, wie ich merke?" sprach der Reiter, den Hals des feurigen Rosses streichelnd. „Wir wollen sehen, ob du wahr prophezeibt!" —

Wirklich zeigte sich in einigen Minuten in der Ferne ein Lichtstrahl. Der Reiter spornte sein Roß und stand bald vor einem kleinen Hause, aus dessen niedrigen Fenstern der Lichtschein fiel. Leicht schwang sich der Reiter vom müden Pferde, nahm es beim Zaum und führte es in eine nahe Schupfe. Die Sicherheit, mit welcher er Alles that, zeigte, daß er nicht zum erstenmale da sei. Nachdem er das Roß angebunden, trat er auf das Häuschen zu und klopfte an

*) Vernehmet ein trauriges Wunder, wie die Glocke Lochmar meinen Sohn Simon durch's Fenster hinausgeschleudert, mir trostlosen Mutter das Herz mit großer Trauer verwundet hat, allen Müttern zur Weisung, daß sie Gottes Fügung erkennen und Jesum Christum bitten, damit er das Unglück abändern, Böses zum Guten umwandeln möge, denn jeder von uns geht seinem Ziele entgegen. Zum Merkmale steht nun das Kreuz.

**) Stephan, erfüllt vom heil. Geist, blickte zum Himmel, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesum, der stand zur Rechten des Vaters.

***) Im Jahre 1585 hat der berühmte Glockengießer Brykci v. Cynberk diese Glocke auf Kosten der Herren im Sprengel von St. Stephan dem Großen aus der zertrümmerten alten Glocke neu übergossen.

Digitized by Google

die Thüre. Es dauerte nicht lange, so hörte man schnelle Tritte und gleich darauf frug eine angenehme, etwas zitternde Stimme: „Wer ist's?"

„Ich, ich, mein Aennchen!" sprach freudig der Reiter.

Ein Freudenschrei tönte als Antwort und im Augenblick öffnete sich die Thüre. Es erschien ein junges, kaum fünfzehnjähriges Mädchen, auf deren Lippen ein seliges Lächeln schwebte. Der Reiter schloß sie in seine Arme, nicht achtend, daß er ganz von Wasser triefe.

„O Du böser Mann!" rief das Mädchen, indem es sich schnell aus der Umarmung loswand; „willst Du mich denn gar ertränken?" —

„Schon wieder schmollst Du?" sprach der Gast halb mit Würde, halb im Scherz. „Ist das mein Lohn, daß ich Deinetwegen diesen weiten Weg in solchem Wetter machte? Doch — Du hast Recht — ich bin naß, wie wenn man mich aus dem Wasser zöge; dem wollen wir aber gleich abhelfen."

Nach diesen Worten warf er den leichten Mantel ab und stand in einem einfachen blauen Rocke mit glänzenden Knöpfen vor dem harrenden Mädchen. Die hell brennende Lampe, welche das Mädchen auf die Erde gestellt hatte, warf ihr volles Licht auf das Paar, welches man mit vollem Recht schön nennen konnte. Und Beide wußten es auch, denn sie sahen einige Augenblicke mit Wohlgefallen auf einander. Endlich brach der Jüngling das Schweigen; den Arm um sie schmiegend frug er mit schmeichelnder Stimme: „Nun mein holdes Aennchen, was hast Du die ganze Zeit gemacht?"

„Volle acht Tage sind's, daß Du nicht hier warst;" antwortete das Mädchen im halb vorwurfsvollen Tone.

„Hätte ich früher kommen können, wär' ich längst hier gewesen."

„Hättest Du früher kommen wollen, mußt Du sagen."

„Wie? Du könntest daran zweifeln? Sieh' mir in die Augen und sage dann, ob Du glaubst, daß ich lügen könnte?"

„Nein, nein! Du hast Recht. Wenn Du wüßtest, wie mir nach Dir bangte! Und auch der Mutter! Ach die Arme! Sie war schwer, schwer krank."

„Und wie geht es ihr jetzt?"

„Gott sei Dank, etwas besser! Doch wollen wir nicht in's Zimmer gehen?"

„Mit Freuden, wenigstens kann ich der alten guten Frau einen freundlichen „Guten Abend" wünschen."

„Ich danke Dir, Karl," sprach das Mädchen und drückte ihm die Hand; „sie schläft aber schon."

Nach diesen Worten öffnete sie die Thüre und Beide traten in's Zimmer, recht leise, um die alte Mutter, welche nebenan schlief, nicht zu wecken. Der Jüngling setzte sich in einen großen Stuhl neben dem Feuer, das lustig im Kamine loderte, und neben ihn auf einen Schemel setzte sich das blühende Kind.

„Denke Dir, Karl," sprach sie; „'s war mir, wie wenn mir eine Ahnung gesagt hätte, daß Du heute Abends kommst."

„Wahrscheinlich hast Du gehört, daß der König heute in der Umgebung jagt, und deshalb Dir gedacht, daß ich diese Gelegenheit benützen werde?"

„Ach nein! — Heute Nachts träumte mir davon. Ja, es war aber ein böser Traum. Es träumte mir, daß wir neben einander sitzen, gerade wie jetzt, und wir waren Beide so glücklich! Auf einmal ward es um uns finster, so stark, daß ich Dich nicht mehr sah, und als das Dunkel schwand, fand ich Dich nicht mehr — ich war allein!"

„Wer wird denn an Träume glauben!" lächelte der Jüngling, und mit seiner Hand ihr das Lockenhaar aus dem Gesichte streichelnd, endete er: „Träume trügen!"

„Ja, das glaubst Du!" erwiederte das Mädchen traurig; „weißt Du aber, daß ich, auf den Traum denkend, fast die ganze Nacht durchweinte?"

„Du weintest?" sprach der Jüngling besorgt, sah ihr prüfend in die hellblauen Augen und drückte darauf einen herzlichen Kuß.

Das Mädchen umrankte ihn mit beiden Armen und ihre Augen hingen auf ihm mit dem Ausdrucke zärtlichster Liebe. „Ach Karl! Du weißt es gar nicht, wie sehr ich Dich liebe! Wenn Du Dich je von mir wenden, wenn Du mich täuschen könntest, dann, dann —" und sie barg ihr Gesicht in die kleinen Hände.

„Anna!" antwortete der Jüngling, sie fest ans klopfende Herz drückend; „wie kommen Dir nur solche Gedanken? — Habe ich Dir nicht Treue geschworen? — Im Leben und im Tode bist Du mein! — Ich sollte Dich täuschen? nie! nie! Du bist mein und bleibst mein. Dir zu Liebe kann ich Allem entgegentreten, und ich will es auch! Wache nur über Dich selbst," setzte er hinzu und eine düstere Wolke überflog seine Stirne, „damit Du Dein Gelübde und Deinen Schwur nicht brichst —"

„Karl!" lispelte das Mädchen tadelnd.

„Dann würde ich nie mehr ein Weib lieben!"

„Ich Dir untreu werden? niemals!" —

„Gut denn, sprechen wir nicht mehr davon! Singe mir lieber eines Deiner Lieblingslieder."

„Mit Freuden," sprach das Mädchen und begann mit bebender Stimme nachfolgendes Lied zu singen:

„Dich nur lieb' ich, Treue schwör' ich
Dir in Freud' und Leid;
Dir nur leb' ich, mit Dir sterb' ich
Gern zu jeder Zeit.
All mein Sinnen, all mein Denken
Weilet stets bei Dir:
Wie an Einem Stock zwei Rosen
Blüh'n vereinigt wir.
Wenn die eine Rose welket,
Stirbt die andre ab;
Wären jemals wir geschieden,
Blieb' uns nur das Grab.
Eher löschet dort am Himmel
Aus das Sonnenlicht,
Eh' Dein Mädchen von Dir scheidet,
Ihre Treue bricht.
Solltest Du mir nicht auf Erden
Werden angetraut,
Wird vor Gott Dich doch umarmen
Deine treue Braut!"

„Dank, Dank, theures Aennchen!" rief der Jüngling und Thränen glänzten in seinen Augen; „Du bist mein Engel, bei Dir finde ich meinen Himmel!" Er drückte der Sängerin einen warmen Kuß auf die Purpurlippen.

In diesem Augenblicke erklang ein fernes Jagdhorn.

„Mit Gott, meine Vielgeliebte!" rief der Jüngling und preßte sie fester an seine Brust; „noch einen Kuß zum Abschied! Mit Gott! in einigen Tagen sehen wir uns wieder!"

Nach diesen Worten warf er den Mantel um, drückte

Digitized by Google

feſt Annas Hand und ſtürzte hinaus. Raſch ſchwang er ſich auf's Pferd und ritt in aller Eile der Seite zu, woher das Jagdhorn tönte.

II.

Sechs Monate waren verfloſſen. — Bei einer Lampe, welche ihr Licht über ein mit herrlichen Gemälden reich geziertes Gemach ausgoß, ſaß Graf Piper, der Liebling König Karls XII. In ſeinem durchdringenden Auge leuchtete ein eigenthümliches Feuer und auf den Lippen ſchwebte ein bitteres Lächeln.

„So?" ſprach er leiſe, indem er auf den kürzlich geöffneten Brief die Hand legte, — „unſer junge König, der früher nur Dianas Spiele liebte, verſtrickte ſich in Amors Netze! Und ein Mädchen aus niedrigem Stamme, des Salemer Organiſten Tochter, iſt der Gegenſtand ſeiner Anbetung. Wie mir mein unbekannter Korreſpondent ſchreibt, dem ich für dieſe Nachricht herzlich danke — befaßt ſich der König ſchon längere Zeit mit dieſer ſeiner Liebe, — und doch hat die ſonſt ſo geſchwätzige Zunge der Fama bis jetzt kein Wörtchen an mein Ohr getragen! — Er geht oft insgeheim hin, entfernt ſich plötzlich von der Jagd — und vergißt auf Staatsgeſchäfte, vergißt der ſchweren Bürde, die auf jugendlichen Schultern ruht, beim ſüßen Minneſpiele. — — Ich würde nichts ſagen," ſprach der Graf nach kurzer Pauſe, „kennte ich nicht ſeinen Charakter. Was ſein Feuergeiſt anſtrebt, das vollführt er auch. Liebt er dies Mädchen — und nach den Nachrichten, die ich erhielt, ſcheint er es zu lieben — ſo iſt er im Stande, der Welt zum Trotz, ihr Szepter und Krone zu reichen. Wäre er ein gewöhnlicher junger Menſch, ich würde dieſe ſeine Liebe für nichts anderes als eine nothwendige Thorheit der Jugend anſehen und mich nicht darum kümmern; bei ihm jedoch, dem Jüngling mit dem eiſernen, unbeugſamen Manneswillen, iſt die Liebe eine gefährliche Sache. — Hier muß alſo äußerſt vorſichtig gehandelt werden. — — Ich habe," ſetzte er nach einer Weile hinzu, „auch ſchon darauf gedacht, wie dem Allem ein Ende zu machen wäre, und habe bereits in der Angelegenheit einige Schritte gethan. Ich ſchickte um den Salemer Paſtor, — ich hoffe daß mit ſeiner Beihilfe Alles ein gutes Ende nehmen werde."

Die Thüre öffnete ſich, ein alter Diener trat ein, nahte mit leiſen Schritten dem Grafen und flüſterte ihm einige Worte zu.

„Er iſt ſchon hier? deſto beſſer!" ſprach der Graf zufrieden. „Laſſ' ihn in aller Stille eintreten."

Dies geſchah in wenigen Augenblicken.

„Seid mir gegrüßt, mein Herr," begann der Graf freundlichſt, „Ihr kommt gerade recht, ſeid mir herzlich gegrüßt!"

„Excellenz geruhten um mich zu ſchicken?" frug der Geiſtliche mit tiefer, jedoch würdevoller Verbeugung.

„Ja, ſo iſt's," entgegnete der Graf faſt verlegen; denn des Paſtors einfaches, doch würdevolles Benehmen hatte ihn etwas verwirrt. Nach kurzer Pauſe, während welcher der Höfling den Geiſtlichen fixirte, als wollte er ihn mit ſeinem Blick durchdringen, ſprach er weiter: „Ihr ſeid Witwer, mein lieber Kollinius, nicht wahr?"

„Ich bin's."

„Und möchtet Ihr nicht abermals in den Eheſtand treten?"

Kollinius richtete ſeine Augen voll Verwunderung auf den Grafen, da ihn dieſe abſonderliche und nichterwartete Frage überraſchte.

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt, mein Lieber," ſprach der Graf weiter; „die Einkünfte ſind gering, und da iſt es ſchwer, noch ein Weib in's Haus zu führen; die Paſtorei in Järn iſt zu vergeben: wollt Ihr, ſo iſt ſie Euer."

Kollinius antwortete nichts, ſondern ſah betroffen auf den Grafen.

„Es liegt nur an Euch und die Paſtorei iſt Euer, mit einem Handſchlag verſpreche ich's Euch," verſicherte ihn Graf Piper abermals.

„Ich weiß nicht," ſprach Kollinius mit Würde, „wodurch ich mir ſo viel Gnade verdienen könnte?"

„Wodurch verdienen? Nichts iſt leichter, als das; willigt zu einem Ehebündniß, welches ich Euch vorſchlage, und die Järnſche Paſtorei iſt Euer."

Ein leichtes Roth überflog die blaſſen Wangen des Paſtors und in ſeinen Augen flammte ein edler Unwille auf. „Excellenz geruhen zu ſcherzen," ſprach er endlich mit zitternder Stimme.

„Und warum, mein Lieber? Ich trage Euch eine einträgliche Stellung und ein ſchönes Weib an; man ſagt mir, daß ſie wirklich ſchön ſei," — bei dieſen Worten ſchwebte auf ſeinen Lippen ein leichtes Lächeln; — „und dies nennt Ihr einen Scherz? Auf meine Ehre, das iſt ein guter Scherz!"

„Ich danke Euch noch einmal für dieſes Anerbieten," antwortete Kollinius, „und hoffe, daß Ihr mir nicht zürnen werdet, wenn ich dieſes Anerbieten zurückweiſe. Ich bin alt, ſchwach und kränklich, die Tage meines Lebens nahen ihrem Ende und es bleibt mir kein Gedanke als der auf das Grab. Uebrigens," ſetzte er mit vieler Würde hinzu, „wenn auch dies Alles nicht wäre, würde ich nie meine Hand reichen, wo ich nicht früher mein Herz vergeben."

„Ihr verſteht mich nicht, Freund," ſprach der Graf ruhigen Tones, „und ich habe Euch auch ſchlecht beurtheilt. Leſet hier Dieſes!"

Er reichte ihm das uns ſchon bekannte Schreiben. Kollinius that, wie ihm geheißen; als er es geleſen, gab er das Blatt wieder zurück.

„Nun was ſagt Ihr dazu?"

„Ich bin überraſcht, Excellenz. Der König, unſer geliebter Herr, liebt ein unbedeutendes Landmädchen?"

„Ja, wie Ihr ſeht," ſprach der Höfling ungeduldig. „Nun iſt es an Euch, damit wir dieſer Liebe ein Ende machen."

„Darf man ſich darauf auch verlaſſen, daß dies Alles wahr iſt?"

„Der Brief iſt von einer gut unterrichteten Perſon, von einem Manne, den der König in ſein Geheimniß einweihte."

„Ich will mit dem Mädchen reden."

„Ihr kennt ſie alſo?"

„Sehr gut."

„Und ſie iſt?" —

„Schön wie ein Engel, voll Unſchuld und brav," verſetzte Kollinius gerührt. „Anna iſt das bravſte Mädchen im ganzen Dorfe."

„Deſto ſchlimmer für uns."

„Das begreife ich nicht."

„Alſo kennt Ihr den König nicht. Dieſe Liebe führt ihn an den Rand des Abgrunds."

Digitized by Google

„Anna ist — —"

„Desto schlimmer! sage ich Euch. Der König hat einen unbeugsamen Willen und setzt er sich's in den Kopf, macht er aus Eurem unbedeutenden Pfarrkinde die schwedische Königin. Und was wird das für Folgen haben? Die Hohen und Mächtigen des Landes werden sich unzufrieden erheben."

„Das behüte Gott!"

„Herr!" fuhr der Graf weiter fort; „Euer Handeln bewies, daß Ihr ein Ehrenmann seid. Anfangs dachte ich, Ihr wäret einer jener Männer, die um Gewinn Alles wagen, — ich irrte mich! — Darum spreche ich nun zu Euch wie ein Ehrenmann zum andern und frage Euch, ob Ihr ein Mittel wißt, durch welches man dem Unglück vorbeugen könnte?"

„Anna ist ein gutes, vernünftiges Kind, sie wird gewiß Alles einsehen, wenn ich ihr vorstelle —"

„Dies führt zu nichts," unterbrach der Graf des Pastors weitere Rede. „Liebt sie ihn, kümmert sie sich wenig um Eure Ermahnungen, seien sie auch noch so schön. Selbst wenn sie die Heldenkraft besäße, dem König zu entsagen, so würde der König sprechen: „Ich will's!" — und Alles wäre verloren. Darum komme ich wieder auf meinen früheren Ausspruch zurück: „Nur wenn dies Mädchen verehlicht ist, verursacht sie kein Unglück mehr."

„Und ist die Liebe des Königs eine wahre, wer will sich ihm entgegenstellen, daß er das Bündniß nicht verbietet?"

„Erfährt er, daß sie einem Andern die Hand reichen will, dann — ich weiß es gewiß — vergißt er ihrer. Unerkannt erwarb er sich ihre Liebe, und hier schwindet die Vermuthung, daß er nur wegen seiner Person — keineswegs als König, geliebt wird. — An wem er zweifelt, den verwirft er."

Kollinius schwieg in Gedanken versunken. Endlich sagte er: „Ihr habt Recht, es ist das einzige Mittel."

„Ihr nehmt also meinen Vorschlag an?"

„Früher muß ich mit Annen sprechen; ist sie einverstanden, ist Alles in Ordnung."

„Sie muß!"

„Im Guten — ja, nur keinen Zwang!" bat Kollinius.

„Und wann erhalte ich Nachricht?"

„Schon morgen. Noch heute Abends spreche ich mit ihr."

„Vortrefflich, mein Freund! — Was mein Versprechen anbelangt, dabei bleibt's."

Des Greises Wangen färbten sich abermals. „Ich sehe, daß mich Eure Excellenz noch nicht kennen. Was ich thue, thue ich ohne alle Belohnung. Als Pfarrer in Salem lebte ich glücklich und wünschte mir nie eine bessere Existenz. Meine Pfarrkinder lieben mich, und das ist Alles, was ich mir wünsche, außer einem Grabe neben der Kirche, wo ich das Wort Gottes lehrte."

Nach diesen Worten verbeugte er sich und ging schnell ab. Der Graf sah ihm eine Weile nach, dann sagte er leise: „Ein ehrlicher, braver Mann. Wollte Gott, daß unser Vaterland lauter solche besäße!"

III.

Anna saß an diesem Abend in ihrer Kammer, in der Wohnung des Salemer Organisten, und spann wie gewöhnlich. Obschon der niedliche Fuß sich rasch bewegte und das Rad sich pfeilschnell drehte, sah man doch am Antlitz der schönen Spinnerin deutlich, daß ganz andere Gedanken sie beschäftigten.

„Heute Abends kommt er wieder nicht!" lispelte sie und ein halb unterdrückter Seufzer entwand sich ihrer Brust. „Abermals kommt er nicht, der böse Mensch, und doch versprach er mir's so gewiß. — Ich irre mich aber vielleicht?" setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu; „Montag war er hier und versprach, Donnerstag zu kommen. Warte! — Ach mein Gott! — heute ist erst Mittwoch — ich habe mich da verrechnet. Wie langsam doch die Zeit verstreicht — — und so traurig — so schrecklich traurig ist's! Morgen aber kommt er gewiß."

Und nun fing sie wieder an zu spinnen, denn ihr Fuß hatte auf Augenblicke geruht. Da klopfte es leise an die Thüre.

„Das ist er!" jubelte das Mädchen und sprang empor wie ein Reh, um zu öffnen.

Doch war's keineswegs der Erwartete. Der Pastor Kollinius war es, welcher, treu seinem gegebenen Versprechen, gleich nach seiner Rückkunft aus der Hauptstadt, Annen aufsuchte.

„Seid mir gegrüßt!" sagte das Mädchen etwas überrascht und küßte ihm die Hand.

„Guten Abend!" grüßte der Geistliche und trat in die Kammer, wo er sich in einen Lehnstuhl niederließ und das Mädchen scharf beobachtete. Anna wurde verlegen, obschon sie selbst nicht wußte warum, und senkte die schönen blauen Augen zur Erde. So verflossen einige Sekunden; Niemand sprach ein Wort. Endlich brach Anna das Schweigen mit den Worten: „Wollt Ihr mit der Mutter reden, so werde ich sie wecken."

„Es ist nicht nöthig, Kind," antwortete der Gefragte und fuhr mit der Hand über seine gedankenschwere Stirne. „Anna!" frug er mit liebevollem Tone, der dem Mädchen in die tiefste Seele drang, „hast Du zu mir noch immer dasselbe Zutrauen wie sonst?"

„O immer, immer!"

„Ich habe Dich zum Tische des Herrn vorbereitet," fuhr der Geistliche fort; „ich liebe Dich wie ein Vater sein gutes Kind liebt — und Du wirst gewiß Deinem Lehrer keinen Kummer bereiten wollen; nicht wahr?"

„Niemals — — — doch sagt mir —"

„Setze Dich zu mir und ich will Dir Alles erklären; antworte mir nur aufrichtig und ohne alle Umschweife — deutlich und klar. — Ist Dein Herz frei?"

Das Mädchen hob ihren sanften Blick wie bittend zu ihrem väterlichen Freunde empor.

„Liebst Du einen Mann? ja, oder nein?"

„Ja, ich liebe," lispelte Anna.

„Und wen? Sage mir Alles und fürchte nichts. Wo und wann fandest Du den Freund Deines Herzens?"

„Es war im vorigen Jahre, gleich nach Sanct Johannes," antwortete das Mädchen mit zitternder Stimme. „Ich ging in den Wald, um Erdbeeren zu pflücken und —"

„Sprich nur weiter."

„Als ich mich der gefällten Tanne nahte, in die vor einigen Jahren der Blitz geschlagen, sah ich einen jungen Herrn, der in Gedanken versunken auf ihrem Stamme saß. Erschrocken über dieses unerwartete Zusammentreffen wollte ich schnell umkehren, als der Herr aufsprang, mir nacheilte und mich sanft bei der Hand faßte. „Fürchte nichts, mein liebes Kind," sprach er zu mir mit einer Stimme, so wohl-

Digitized by Google

klingend und freundlich, daß mir dabei das Herz vor Wonne bebte; „entfliehe nicht, sondern erlaube, daß ich die Erdbeeren kaufe, die Du hier im Korbe trägst."

„Ich reichte ihm das Körbchen und er begann nun ein Gespräch mit mir, bald von dem, bald von jenem, frug mich, wie alt ich sei, ob ich meine Eltern noch am Leben habe, und erzählte mir endlich, daß er in des jungen Königs Sold stehe. Und als wir uns trennten, wollte er mir für die Erdbeeren einen Thaler geben —"

„Und später?"

„Später fanden wir uns einigemale; er kam auch her, sprach mit der Mutter —"

„Und endlich sprach er, daß er Dich liebe — war's nicht so?"

„Ach ja, so war's!"

„Und liebst Du ihn auch?"

Ein halb unterdrückter Seufzer war die Antwort.

„Und weißt Du denn, wer dieser Herr ist, armes Kind? — Er hatte Dich belogen, getäuscht, wenn er Dir sagte, daß er in Diensten des jungen Königs stehe."

„Er mich täuschen?! o nein, das kann er nicht!"

„Höre also die Wahrheit! Derjenige, den Du liebst, und von dem Du versicherst, daß er auch Dich liebe, ist nicht, wie Du glaubst, ein Mann geringer Abkunft; er ist ein Mann, der nie Dein Gemal werden kann — es ist — — der König! —

„Der König?!" schrie Anna und ihre Rosenwangen verwandelten sich in Lilien — „Das ist nicht wahr!"

„Wahr ist, was ich sprach," entgegnete Kollinius mit Würde.

„O dann ist Alles aus!"

„Alles ist aus, und muß aus sein. Oder könntest Du glauben, daß er, ein so mächtiger Herr, Dir, einem einfachen Mädchen, sein Herz schenken könnte?"

„Ja, ja! das glaube ich und weiß es gewiß!" rief das Mädchen und ihre Augen leuchteten. „Er liebt mich — das hat er mir tausendmal gesagt!"

„Kannst Du glauben, daß er jemals Dein Gemal werden könnte?"

„Er schwor es mir! „Bleibe mir treu," sprach er oft; „und wenn auch die ganze Welt dagegen wäre, Du wirst doch meine Braut!" — Ach vieles was er sprach, und was ich damals nicht verstand, begreife ich erst jetzt."

„Auf das Versprechen eines Jünglings ist unmöglich zu bauen, am wenigsten auf das Versprechen der Hohen und Mächtigen!" warnte Kollinius. „Wenn auch dem so wäre — und ich bekenne Dir aufrichtig — es ist Grund vorhanden zu glauben, daß dem so sei — wie viel Unglück würdest Du heraufbeschwören! Sieh, Kind, ich spotte nicht Deiner Träume, ich weiß, daß sie in Erfüllung gehen können, es weiß ein Jeder, daß was König Karl will, auch geschieht; ich spreche zu Dir wie der Vater zu seinem Kinde. — Du bist für Scepter und Krone nicht geboren. Der König würde vom Adel gehaßt worden, wenn er sich so weit vergäße; Unzufriedenheit und Mißhelligkeit würde entstehen — Alles wegen Dir —"

„Ach mein Gott!"

„Du sprichst, daß Du ihn liebst? — Beweise es damit, daß Du ein Verhältniß zerreißest, welches ihm nur Schmerz und bitteres Leid verursacht."

„Was soll ich thun?"

„Reiche Deine Hand einem Andern!"

„Einem Andern? — Nie! Ich sollte den Schwur brechen, den ich dem Manne meiner Liebe gab?"

„Nur auf diese Weise kannst Du Dich und ihn selbst schützen. Bleibst Du ledig, vollführt er sein Vorhaben zu seinem eigenen Verderben; wirst Du das Weib eines Andern, zahlt er das Vergessen mit Vergessen."

„Und verwandelt seine Liebe in Verachtung?!"

„Ja, mein Kind, dies ist der einzige Weg zu seiner Erhaltung. Es ist eine schwere Prüfung, doch wirst Du mit Gottes Hilfe sie glücklich bestehen. — Anna, mein Kind, thue nach meinem Rath, der aus einem väterlichen Herzen kommt: Entsage ihm!"

Anna bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

„Ja, weine! weine!" sprach Kollinius mit tiefbewegter Stimme; „die Thränen sind Balsam dem gekränkten Herzen; vergiß jedoch nicht, daß Gott höchst gütig ist, er wird Dir Kraft verleihen in diesem schweren Kampfe."

Nach einer Weile erhob Anna ihr mit Thränen bedecktes Antlitz.

„Vater! — Du erlaubtest mir, daß ich Dich so nenne," lispelte sie, am ganzen Körper bebend; „Vater — nun also — ich bin bereit, befiehl — und ich gehorche. — Thue mit mir nach Belieben," setzte sie schmerzlich hinzu, „doch fordre nie, daß ich jemand Anderem angehöre. Mein Herz kann ich nur einmal vergeben!"

„Du sollst auch Dein Herz nicht vergeben," tröstete Kollinius, „nur vor der Welt sollst Du die Gattin eines Andern werden — nichts mehr. — Derjenige, welchem Du angehören sollst, reicht Dir seine Hand, um Dich vor Gefahren und Unglück zu beschützen; Liebe fordert er nicht. — Willst Du unter dieser Bedingung sein werden?"

„Und wer ist es?" frug Anna leise.

„Ich!" antwortete der Pastor und eine Thräne erglänzte ihm im Auge. „Fürchtest Du vielleicht, die Verlassenheit des Greises theilen zu müssen und als brave Tochter seine alten Tage zu erhellen? Ich brauche eine liebevolle Hand, die mir Stütze, meinem halb verwaisten Kinde eine gute Mutter sei. Es heißt Anna, wie Du! — Bei mir findest Du Ruhe. Du bist unglücklich und brauchst einen Freund, dem sich Dein Herz voll Liebe öffnen könnte. Bei mir wirst Du träumen dürfen von der Liebe seligen Tagen, ja, wir werden miteinander oft von ihr sprechen. — Sei mein, ich bitte Dich darum, Dir zu lieb!"

Stille senkte sich Anna auf seine Brust. „Gottes Segen sei mit Dir, Vater!" sprach sie mit schwacher Stimme. „Ja — ich werde Deine — Deine geliebte Tochter!"

„Gut so!" sprach Kollinius und drückte einen väterlichen Kuß auf ihre Stirne. — Anna war blaß wie der Tod. —„Sonntag haben wir die erste, zweite und dritte Aufbietung, und noch am selben Tage wohnst Du mit der Mutter bei mir. Morgen komme ich abermals und spreche mit der Mutter davon. Und nun gute Nacht, mein liebes Aennchen!"

Das Mädchen blieb vereinsamt zurück; todtblaß stand sie einige Minuten da ohne Regung, mehr einer Marmorstatue als einem lebenden Wesen ähnlich; über die Wange floß ihr langsam eine Thräne — die letzte, es war eine Thräne, wie sie einem gebrochenen Herzen entquillt. —

Digitized by Google

IV.

Beim offenen Fenster in Wrangels Palais, welches während der Zeit, als das neue Schloß gebaut wurde, zur königlichen Wohnung diente, saß Schwedens junger Herrscher, König Karl. Seine hellblauen Augen waren auf die spielenden Wogen der Melar und auf die vor ihm sich ausbreitende herrliche Landschaft gedankenvoll gerichtet. Da trat ein Page ein und meldete, sich tief verneigend, den Grafen Piper.

„Er ist willkommen," sprach Karl.

Der Graf trat ein und näherte sich langsam dem jugendlichen Herrscher.

„Verschont mich für heute mit diesen Sachen," lächelte der König, auf die Papiere zeigend, die sein Liebling unter dem Arme trug; „morgen ist auch ein Tag. Ich beabsichtige jetzt mich auf die Jagd zu begeben."

Der Graf machte eine Verbeugung.

„Uebermorgen reise ich nach Königsöhr," sprach Karl weiter, „und halte mich daselbst die ganze Woche auf. Ihr geht mit mir."

„Ich erlaube mir in aller Unterthänigkeit um einige Tage freier Muße zu bitten, und hoffe, daß die Gnade Ew. Majestät meine Bitte zu erhören geruhen werde."

„Mit Freuden! Wohin geht Ihr?"

„Nicht weit von der Hauptstadt, Majestät," antwortete der Graf. „Ich versprach bei einer Hochzeit zugegen zu sein."

„So, so," sprach der König freundlich nickend; „und wer ist der Glückliche?"

„Kollinius, der Pastor von Salem, ein Mann, dem ich freundschaftlich zugethan bin und den ich hoch achte," antwortete der Graf, den König aufmerksam beobachtend. „Er nimmt ein junges, sehr hübsches Mädchen zum Weibe; wie man mir sagte, des Organisten Tochter, die man allgemein „Schön Aennchen" nennt."

Der König wurde roth und sprang empor. „Daß er Schön Aennchen nimmt?" rief er zornig und stampfte mit dem Fuße; „Ihr lügt, Piper!"

Des Höflings Antlitz zeigte den Ausdruck des Verdrusses. „Mein König geruht zu scherzen," sprach er nach kurzem Schweigen.

„Anna! Anna!" rief Karl und schlug sich mit der Faust auf die Stirne. „Auch Du, auch Du konntest trügen!"

„Ich begreife nicht, hoher Herr, wie eine solch unbedeutende Sache Euch so sehr ereifern kann; jedoch mit meiner Ehre bürge ich, daß Alles wahr ist, was ich sage."

„Wißt Ihr vielleicht etwas Näheres um diese Verbindung?" frug der König, sich ruhig stellend. „Erzählt, erzählt!"

„Mit Freuden," antwortete der Graf. „Was ich weiß, ist in der Kürze Folgendes: Sonntag ist die Hochzeit und —"

„Liebt er sie?"

„Kollinius ist in einem Alter, wo die Liebe bereits erloschen sein muß; nach dem, was er mir jedoch sagte, besitzt er eine wirkliche Neigung zu dem Mädchen."

„Und sie? liebt sie ihn?"

„Der Alte hat sich etwas Vermögen gesammelt; sie ist arm — warum nicht?"

Der König drückte die Hand gegen die Stirne und stand eine lange Weile in Gedanken. Darauf trat er näher an das Fenster und nahm eine Locke, die er an der Brust verborgen hatte. Einen Augenblick sah er auf sie mit schmerzlichem Blicke; doch kurz darauf ward sein Antlitz abermals finster, und mit Verachtung warf er die Locke von sich.

„So sind Alle!" sprach er düster; „falsch, unstät und untreu, die Liebe auf den Lippen, Täuschung und Falschheit im Herzen!—Mit Gott, Piper," setzte er hinzu, sich zu seinem Liebling wendend, „auf Wiedersehen in Königsöhr!"—

Der Graf machte eine Verbeugung und ging, noch einen prüfenden Blick auf den König werfend, schnell ab.

„Gewonnen!" jubelte er in tiefster Seele; „Gott sei Dank, daß es vorbei! Gerne that ich's nicht, doch — noch einmal, Gott sei Dank, daß es wenigstens so beendet!"

Vereinsamt stand der junge König und starrte voll trüber Gedanken auf die Locke, die ein Spielzeug des Windes, in den Lüften hin und her tanzte, bis sie endlich in die Wellen der Melar fiel.

„Nun ist's aus!" sprach der König traurig.

V.

Viele Jahren verflossen in das Meer der Vergangenheit. So mancher kalte Flocken Schnee bedeckte die Erde, und so manche Frühlingssonne goß ihren warmen Schein über sie aus. Auf den Fittigen des Ruhms getragen, erglänzte Karls Name in der Welt. Doch unter die Lorbeeren, die seine Stirne bedeckten, stahlen sich auch Dornen des Schmerzes, und die unbeständige Glücksgöttin, Anfangs seine treue Freundin und Gefährtin, hatte ihn jetzt verlassen. Rückkehrend aus der Türkei, wohin er nach der Schlacht bei Pultava — wo Peter der Große an seinem Gegner für den Sieg bei Narva sich glänzend rächte — geflohen war, begann er, kaum in seinem Vaterlande angekommen, einen neuen Krieg. — Jetzt stand er mit seiner Armee bei Fredrikshall und sann nur darauf, wie er an seinem Gegner sich rächen und den Glanz seines Ruhmes erneuen könne.

Es war am 30. November 1718.

In einem einfachen Gemache jenes Hauses, wo er zur Zeit der Belagerung sein Quartier aufgeschlagen hatte, stand König Karl vor einem Tische, der mit Plänen und Karten bedeckt war; unweit von ihm stand General Schwerin.

„Ihr glaubt also," sprach Karl rasch, „daß Megret sein Versprechen hält und binnen acht Tagen die Festung in unsren Händen ist?"

„Das weiß ich mit voller Gewißheit."

„In einigen Augenblicken schon reite ich in's Lager, um überall nachzusehen."

„Ew. Majestät feuert die Mannschaft zu doppeltem Eifer an," versicherte Schwerin.

„Wollt Ihr noch etwas sagen?"

„Wie mein König allergnädigst zu befehlen geruhte, brachte ich den Jüngling, der sich bei der Einnahme von Gyldenlöw so auszeichnete, hieher."

Der General trat ab, worauf sogleich ein Jüngling vorgeführt wurde, der den heldenkühnen König, welcher sich ihm näherte, voll Verlegenheit ansah.

„Du hast Dich tapfer gehalten, hörte ich," sprach der König; „Du warst der Erste auf den Schanzen, nicht wahr?"

„Ja, gnädigster Herr!"

Digitized by Google

„Fahre nur so fort, mit der Zeit kann schon etwas aus Dir werden. — Wie alt bist Du?"

„Siebzehn Jahre."

„Dein Name?"

„Erik Johansson, aus der Salemer Gemeinde."

„Aus der Salemer?" rief der König und richtete seinen Blick mit seltsamem Ausdruck auf den Jüngling. —„Kennst Du den Pastor Kollinius?" setzte er hinzu.

„Das ist mein Pflegevater."

„Lebt er noch?"

„Er lebt, mein König," sprach Johansson.

„Und seine Ehefrau, Deine Pflegemutter?" — —

„Lebt auch, Gott sei dafür gepriesen! — Ich bin ein armes Bauernkind, gnädigster König, dessen sich die armen Leute menschenfreundlich annahmen." —

„Liebst Du Deine Pflegemutter?"

„Mehr als mein eigenes Leben! Sie ist so gut, eines so gefühlvollen Herzens, ja ein wahrer Engel! Wenn sie nicht gewesen wäre, würde ich als eine verlassene Waise in Noth gestorben sein."

„Und doch hast Du sie verlassen?"

„Ich mußte! Die strenge Assentirung," — antwortete der Jüngling etwas befangen.

„Ja, ich weiß es. Jung und Alt mußte in diesen unglückseligen Krieg!"

Der Jüngling blickte verwundert auf den König; es war ihm unmöglich zu glauben, daß solche Worte aus dem Munde des kriegerischen Königs kommen könnten.

„Du wunderst Dich über das, was ich eben sagte?" sprach der König mit bitterem Lächeln. „Ja, ja, ich weiß, daß Ihr zu Hause glaubt: ich liebe den Krieg und hasse den Frieden; aber Ihr irrt. Auch mich hat er schon ermüdet, auch ich sehne mich schon nach stiller Ruhe! Doch nicht früher tret' ich ab," setzte er mit Würde hinzu, „als bis ich bewiesen habe, daß ich nicht aus Schwäche abtrat. Ich hoffe aber, daß bessere Zeiten kommen!" Und dies sprechend, sah er gedankenvoll vor sich hin.

Nach einer Weile richtete er sich in seiner ganzen Größe empor und trat zu dem Jüngling.

„Du bist aus dem Militärdienst entlassen," sprach Karl rasch; „schon morgen kannst Du abgehen."

„Mein König!"

„Es ist mein Wille," sagte der König mit hoher Würde. „Achte stets Deine Pflegemutter und — liebe sie!" setzte er mit wehmüthiger Stimme hinzu; „und nun mit Gott!"

Der Jüngling, in tiefster Seele gerührt, dankte ehrfurchtsvoll und wollte abgehen, als ihm der König winkte stehen zu bleiben.

„Sind Deine Pflegeeltern arm?" frug er.

„Ja; der Krieg und die Mißernte —"

„Gut, gut; hier nimm!" sprach der König, ihm eine schwere Geldbörse aufdringend. „Und nun, vertausche das Buch mit dem Schwert, noch ist's Zeit."

Mit thränenden Augen sank der Jüngling zu Füßen des edlen Gebers, der jedoch drängte ihn mit den Worten: „Das lieb' ich nicht!" zur Thüre hinaus, nahm den Hut, schwang sich auf das draußen harrende Roß und entfernte sich eiligst vom Hauptquartier.

VI.

Es war Abend; die Dunkelheit hatte allmälig die Erde eingehüllt in ihren schwarzen Schleier. Nur aus dem Innern der belagerten Festung flammte ein schreckliches Licht, das durch die brennenden Pechkränze und durch das nie ruhende Gewehrfeuer erzeugt wurde. — Die Belagerer setzten ihre Arbeit mit unermüdeter Kraft fort.

Den ganzen Nachmittag hindurch hatte der König seine Leute unablässig mit Wort und That zur ausdauernden Thätigkeit angefeuert; mit einemmale jedoch bemächtigte sich seiner Seele ein seltsames Gefühl der Abspannung und Schwermuth. — Er hüllte sich fester in seinen Mantel, legte den Arm auf die Schanze und verfiel so in tiefes Sinnen. — Leise sank das Haupt auf seine Brust; schöne, heitere Bilder, süße, unendlich süße Jugenderinnerungen tauchten auf vor seinen halbgeschlossenen Augen wie Friedensengel. Ein heiter stilles Lächeln schwebte auf seinen Lippen: er gedachte seiner ersten, seiner einzigen Liebe, und die lichten Geister jener seligen Tage zogen an seiner träumenden Seele vorüber, wie himmlische Genien, das lächelnde Haupt mit zauberisch blühenden Rosen umkränzt. Seine Gedanken führten ihn zurück in die kleine Organistenwohnung zu Salem, wo er so oft so unaussprechlich glücklich gewesen. Langsam legte er die Hand auf die Stirne, als wollte er die süßen Bilder fesseln, damit sie nicht entfliehen. Und sie flohen nicht. — Es war ihm, als nahte ihm Anna, freundlich, lieb und schön, schöner als sie ihm je erschienen, und als lispelte sie mit sanftem Vorwurf: „Ich blieb Dir treu!" — Und diese Worte fanden einen kräftigen Wiederhall in seinem Herzen. Ein wunderbar freudiges Gefühl durchdrang seine Seele und sein Herz erbebte in wonniger Glut. Er wollte im Uebermaß seligster Freude die Geliebte in seine Arme schließen, als, so träumte er — Anna mit engelgleichem Lächeln ihr verklärtes Angesicht zu ihm kehrte und gegen den Himmel weisend lispelte: „Komm'!" — —

Schauernd vor Kälte richtete sich Karl empor. In demselben Augenblick krachte ein Schuß — — der König sank zurück — die Kugel war ihm durch's kühne, thatendurstige Herz gegangen — er war todt.

Er schlummerte den letzten Schlaf, als er träumte der Liebe rosigen Traum.

VII.

Einige Monate später ging ein Jüngling eiligen Schrittes die Straße dahin, die aus Botkyrk nach Salem führt. Es war Erik Johansson, der in die liebe Heimat zurückkehrte.

Der Frühling hatte zwar noch nicht seine sonnigen Fittige entfaltet, aber schon schwand der Schnee von den Fluren, und hie und da streckte schon manches Frühlingsblümchen sein holdes Köpfchen hervor. — Die Sonne stand hoch am heiteren Horizonte und der Wald erklang von den Zaubermelodien der gefiederten Sänger.

Der Jüngling kam endlich bis zur Kirche. Hier blieb er einen Augenblick stehen und sich den Schweiß von der Stirne trocknend, ließ er seine Blicke über die Gegend schweifen. Aus dem milden Feuer, das in seinen Augen glühte, konnte man leicht erkennen, daß ihm die Gegend bekannt und lieb sein müsse.

Mit raschen Schritten eilte er dann der nahe liegenden Hütte zu. — Bald war er am Ziele. Vorsichtig öffnete er die Thür, die in das Zimmer seiner Pflegemutter führte, und trat ein.

Alles war hier wie früher; im Fenster standen noch immer die lieblich duftenden Reseden und die Uhr hing noch

Digitized by Google

immer an ihrem alten Platze beim Ofen und pikte noch immer so eintönig wie ehedem. Vergebens jedoch sah er sich nach seiner lieben Pflegemutter um — sie war nicht da.

Ein Schrei freudigen Erstaunens ließ sich in diesem Augenblicke hinter ihm vernehmen; rasch kehrte er sich um und sank seinem Pflegevater in die geöffneten Arme.

Das Haar des Kollinius war durch das Alter schon weiß geworden wie frisch gefallener Schnee und der Kummer hatte seine Stirne gefurcht; auf seinem Antlitz jedoch thronte noch immer der Ausdruck unerschütterlicher Sanftmuth und Gemüthsruhe, wie sonst.

„Sei mir gegrüßt, mein theurer Sohn!" rief der Alte und drückte den Jüngling noch einmal an sich. „Du siehst auf mich mit Verwunderung," setzte er hinzu; „wahrscheinlich findest Du, daß ich gealtert?"

„Ich habe kein anderes Gefühl, als das des freudigen Wiederfindens."

„Schon lange erwartete ich Dich und begann schon zu zweifeln."

„Ich wurde verwundet, an demselben Abend, an dem der selige König erschossen wurde; und dieser Wunde wegen verspätete sich meine Rückkunft. Doch, das weißt Du schon, ich schrieb es Dir ja, so gut ich die Feder zu führen vermochte. Aber — wo ist die Mutter?"

Kollinius schwieg.

„Du antwortest mir nicht! Warum führst Du mich nicht zu ihr?"

Der Alte schwieg abermals und eine Thräne nach der andern tränfelte aus seinen Augen.

„Sprich, Vater!" rief der Jüngling voll brennender Ungeduld; „sprich und quäle mich nicht so lange! Sage mir Alles ohne Schonung. Mich haben schon Schmerzen abgehärtet; darum scheue Dich nicht und sage Alles. Ist sie krank? ist——" hier hielt er inne, von einer trüben Ahnung ergriffen ..... „ist sie todt? — Ja, sie ist's — ich seh' an Deinen Augen, daß dem so ist. — O mein Gott! mein Gott!" —

„Ruhig entschlief sie im Herrn, in meinen Armen, Gott bittend, daß er uns Alle segne!" sprach der Alte mit schwankender Stimme.

„Todt, todt!" wehklagte der Jüngling. „Also war es mir nicht mehr vergönnt, sie nochmals zu sehen, auf ihre erbleichenden Lippen den Abschiedskuß zu drücken, ihr zu danken für all' die unnennbare Güte und Freundlichkeit, die sie mir armen Verlassenen erzeugte ..... Todt! — Sie, mit dem Herzen voll himmlischer Milde, voll heiliger Liebe — todt! — ach, das ist furchtbar! schrecklich!!"

„Der Herr gab, der Herr nahm, sein Name sei gepriesen!" sprach Kollinius, andächtig die Hände faltend und seine Blicke zum Himmel erhebend.

Der Jüngling, vom wilden Schmerz bezwungen, starrte vor sich hin. Endlich frug er leise: „Und wann verschied sie?"

„Denselben Tag wie König Karl," antworte der Alte bedeutungsvoll:

„Am dreißigsten November!"

Feuilleton.

Karl Freiherr von Bruck,

k. k. österr. Finanzminister.

(Mit dem lithogr. Porträt.)

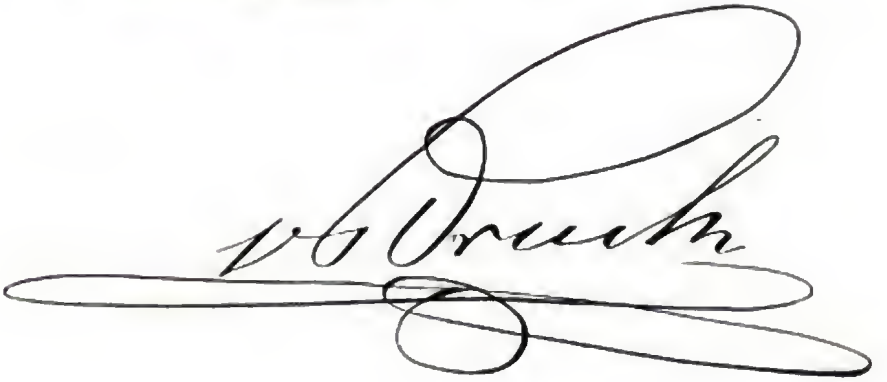
An den Ufern des Rheins geboren, war Herr v. Bruck vor einigen dreißig Jahren, noch in seiner ersten Jugend, ein eifriger Philhellene. Ja, wie ihn die angeborne Energie seines Charakters immer dazu spornt, seine Gefühle in Handlungen zu übertragen: so soll er damals bereits den Weg nach der Levante eingeschlagen gehabt haben, um sich persönlich der Sache zu weihen, die seine volle Theilnahme besaß — als eine Kette von Umständen ihn zu Triest Halt machen ließ und über seine Zukunft entschied. Sein erstes Auftreten war sehr bescheidener Art: er begann seine Laufbahn mit der Abwicklung der Geschäfte einer bankerotten See-Versicherungsgesellschaft. Die Sache war an und für sich nur von geringer Wichtigkeit, aber sie starrte von Schwierigkeiten und war durch streitige Fragen der dunkelsten Art verwickelt — kurz, sie bot einem intelligenten Manne Gelegenheit, seine Verdienste in's rechte Licht zu setzen. Herr von Bruck zog sich mit Ehren und Nutzen heraus: er wußte sich in der Achtung des lokalen Handelsstandes so festzusetzen, daß eine neue Kompagnie, die sich auf den Trümmern der alten zu bilden suchte, ihn sofort, trotz seiner Jugend und trotz seines fremden Ursprunges, zu ihrem Direktor wählte. Diese, nach Bruck's Ideen und nach dem Vorbilde des Londoner Lloyd geschaffene Gesellschaft war anfangs unter dem Namen des Triester Lloyd bekannt, und ist dieselbe, die sich späterhin, durch den energischen und befruchtenden Antrieb ihres Direktors, als österreichischer Lloyd zu einer der interessantesten maritimen, industriellen und kommerziellen Unternehmungen in ganz Europa aufgeschwungen hat. Es ist hier nicht der Ort, die einsichtsvolle Kühnheit zu beleuchten, mit der Herr v. Bruck den Lloyd gedrängt hat stets alle seine Betriebsmittel zu entwickeln; oder den scharfsinnigen Reichthum an Kombinationen, durch die er von einem, mit Geldunterstützungen zurückhaltenden Staate Vortheile zu erlangen wußte, die einer reichlichen Subvention gleichkommen; noch den Muth und die Ausdauer, die er mehrmals in kritischen Zeiten entfalten mußte, wie 1848 bei der Blockirung der österreichischen Häfen durch ein sardinisches und ein neapolitanisches Geschwader: und doch müßte dies allein genügen, um dem Schöpfer des Lloyd eine hervorragende Stellung zu sichern.

Allein, den rein finanziellen und kommerziellen Gesichtspunkt ganz bei Seite gelassen, hängen derartige Unternehmungen heute zu Tage ganz unbestreitbar mit der Politik zusammen. Freunde der alten Traditionen mögen es beklagen; aber ihre Klagen können an der Sache nichts ändern: können nicht verhindern, daß ein Geschäft, welches das Vermögen einer Menge von Häusern repräsentirt, einem zahlreichen Personal Existenzmittel liefert, dem Verkehr der Bürger unter einander oder den Beziehungen eines großen Staates mit dem Auslande als Vehikel dient, im Frieden den Handel und den Einfluß eines Landes auf seine Nachbarländer vermehrt und vervielfältigt, bei dem ersten Kanonenschusse der Regierung eine ganze Dampferflotte zur Disposition zu stellen vermag — alle Klagen können, sagen wir, nicht verhindern, daß ein solches Geschäft, als eine Quelle der nationalen Macht und des nationalen Wohlstandes, eine politische Rolle spielt.

So zeichnete denn auch Metternich schon frühzeitig den Begründer des österreichischen Lloyd aus und ermuthigte ihn nach Kräften in dem Kampfe, welchen Letzterer in Griechenland gegen den religiösen Einfluß, in Konstantinopel gegen die Politik und den Handel, an den Donaumündungen gegen die Bemühungen Rußlands, die Schifffahrt dort unpraktikabel zu machen, und in Trapezunt bestand, um dem europäischen Handel einen Weg nach dem Inneren Asiens zu eröffnen. Lange Jahre hindurch war Herr von Bruck so, ohne offizielle Eigenschaft, einer der Hauptagenten des Krieges, den Oesterreich gegen das Uebergewicht Rußland's im Orient erhob. Diese Verwendung seiner Talente scheint damals seinen Thatendurst wie seinen Ehrgeiz befriedigt zu haben: denn wie hoch er auch in Gunst und Ansehen stand, so glauben wir doch nicht, daß er in jener Zeit gesucht hat, etwas anderes als Lloyddirektor zu werden, oder daß die Regierung daran gedacht hat, ihn einer Stellung zu entreißen, wo er so große Dienste leistete. Man verlieh ihm einige Ehrentitel und ließ ihn, wo er war.

Erst das Jahr 1848 öffnete Herrn v. Bruck die Pforten der Politik im engern Sinne des Wortes. Er spielte sofort eine bedeutende Rolle in derselben: gleich 1848 sehen wir ihn zur

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Zeit des deutschen Einheitstraumes als österreichischen Bevollmächtigten bei dem Reichsverweser Johann, ein Posten, für den Niemand sich besser eignen konnte als Herr v. Bruck. Als geborner Rheinländer kannte er Norddeutschland; als Direktor des größten österreichischen Handelsunternehmens hatte er Verbindungen mit den Industriellen und Handeltreibenden, welche neben den Professoren im Frankfurter Parlamente den Hauptreinfluß besaßen; als Begründer der ersten Schifffahrtsgesellschaft, welche das kontinentale Europa derzeit besaß, war er in einer ausgezeichneten Lage, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, welche sich damals mit der Hoffnung auf eine deutsche Flotte schmeichelte. Herr v. Bruck zeichnete sich in Frankfurt aus und ward als Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten nach Wien zurückberufen, als sich herausstellte, daß die Verhandlungen des Frankfurter Parlamentes sich in den Sand verliefen.

Dieses erste Auftreten des Herrn von Bruck im Ministerium war nicht von langer Dauer, ward aber nur durch seinen freiwilligen Rücktritt beendet. Bisher beinahe ausschließlich mit Handelsangelegenheiten beschäftigt, trat er die Verwaltung seines Departements mit Ideen an, welche den meisten seiner Kollegen etwas zu weit gingen, er dachte als Mitglied des Kabinetes gerade so, wie er als Handelsmann gedacht. Er meinte, daß sich nur mit reichen Völkern vortheilhafte Geschäfte machen ließen, und predigte in Bezug auf Tarif- und Zollgesetzgebung einen Liberalismus, der nicht nach Jedermanns Geschmack war und nicht zu allen Sondereinteressen paßte. Den alten Reglementir-Gewohnheiten wollte er ein System substituiren, das der individuellen Selbstständigkeit mehr Spielraum gestattete. Zur Vermehrung der Staatseinkünfte hatte er wenig Vertrauen in die Erhöhung der alten oder in die Anlegung neuer Steuern; er rieth vielmehr die Steuerkraft zu mehren durch Erleichterungen, die man dem Handel gewähre, und durch die Anfforderung fremder Kapitalisten zu aller Welt Vortheil die unermeßlichen Hilfsquellen mit ihrem Gelde zu beleben, welche man in Oesterreich Jahrhunderte hindurch hat brach liegen lassen. Alle dem widersetzten sich nun seine Kollegen zwar nicht, aber nach kurzer Zeit erkannte Herr von Bruck selber, daß die Befugnisse eines Handelsministers nicht ausreichen würden, um ihm zu einer irgend wie genügenden Realisirung seiner Pläne zu verhelfen, und daß er sich eine direkte Einwirkung auf das Finanzministerium verschaffen oder sich zurückziehen müsse; denn Herr v. Bruck ist nicht der Mann, der ein Portefeuille behält blos um des Vergnügens willen, das eine hohe staatliche Stellung der Eitelkeit gewährt. Er war mittlerweile Baron geworden; doch scheint ihm dieser Titel keinen Stolz eingeflößt zu haben. Man erzählt sich, er habe an demselben Tage, wo er — nach der Verwerfung eines von ihm vorgelegten Finanzplanes durch seine Kollegen — um seine Entlassung gebeten, geäußert: „nicht als Freiherr, sondern als Kaufmann, als Rheder, als Finanzier habe ich einen Ruf, eine Erfahrung erworben, durch die ich dem Dienste des Kaisers von Nutzen sein kann. Aber das hieße ihm schlecht dienen und mir selber etwas vergeben, wenn ich meinen Ruf als Geschäftsmann dadurch kompromittiren lassen wollte, daß ich länger die solidarische Verantwortlichkeit für eine Finanzverwaltung übernehme, die ich mangelhaft finde und die ich zu bessern nicht im Stande bin, obschon ich die Mittel und Wege dazu kenne."

Ohne Unwillen aus dem Kabinete ausgeschieden, kehrte Herr v. Bruck nach Triest zurück, wo er auf's neue die Direktion des Lloyd übernahm — sie ihn der wahre Gegenstand eines wohlberechtigten Stolzes. Er widmete sich derselben mit eben so großem Eifer, wie in den ersten Tagen seiner Gründung, als man ihm 1853 den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel anbot, der durch die Zeitverhältnisse die wichtigste Position in der gesammten österreichischen Diplomatie geworden war. Die Wahl war bezeichnend. Es war beinahe eine Prinzipienerklärung, daß man den Mann nach Konstantinopel schickte, der lange Jahre hindurch das russische Uebergewicht im schwarzen Meere und an der Donau mehr als irgend ein Anderer bekämpft hatte. Seine Ernennung wurde daher auch mit Genugthuung von allen den Mächten aufgenommen, bei welchen der Entschluß, den russischen Uebergriffen entgegenzutreten, zur Reife gedieh.

Was Herrn von Bruck selber anbetrifft, so hat er — sicher des Reliefs, das sein Name und seine Antecedentien ihm verliehen — in dieser schwierigen Mission Eigenschaften entwickelt, die ihm bisher nicht alle Welt zugestanden. Man hatte ihn einer gefährlichen Ungeduld angeklagt: man sagte, von dem Bedürfnisse nach Thätigkeit geqnält, sei er stets bereit, sich in Abenteuer zu stürzen. Doch zu Konstantinopel fand man ihn gemäßigt, ruhig, zurückhaltend; er paßte sein Benehmen in wunderbarer Weise dem umsichtigen Vorgehen an, das seine Regierung in der orientalischen Frage beobachten zu müssen glaubte. Sein Auftreten war deshalb nicht weniger sicher und nicht weniger fest: es war es, der den Allianzvertrag zwischen Oesterreich und der Pforte unterhandelte und abschloß.

Das Verdienst, das Herr von Bruck sich in dieser kritischen Situation erwerben, lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf ihn, als es sich darum handelte, einen Finanzminister zu finden: hatte es doch überdies schon der Verlauf der Ereignisse übernommen, seine früheren finanziellen Anschauungen zu rechtfertigen. (Debats.)

Poetisches Album.

Vineta.

Von J. Meßner.

Tief in der Ostsee, auf Korallenriffen
Da liegt Vineta, die versunk'ne Stadt:
Es hält das Meer mit den Polypenarmen
Das Kleinod fest, das es erbeutet hat.
Mit Perlenketten hält es angeschlossen
Den Schatz, der tief im grünen Grabe ruht,
Und betend zieht darüber hin der Schiffer
Und leise flüstert d'rüber hin die Flut.
Nur an dem Tag, wo sich die Sonne wendet,
Da thut sich auf des Seemanns nasses Grab —
Das weite Meer gibt seine Todten wieder,
Und was es zog in seinen Schoß hinab:
Es treibt's die Flut der schönen grünen Erde
Stillrauschend zu mit leisem Wellenschlag,
Vineta taucht auf — von seinen Thürmen
Geißt Glockenläuten den Johannistag*).
Das Herz — es ist das Meer; in seinen Tiefen
Liegt seiner Träume wildverheerte Saat;
Die Leichen sind's der Hoffnungen und Freuden,
Die trauernd still der Mensch versenket hat.
An einem Tag, den nie man kann vergessen,
Da braust und rauscht tief auf das dunkle Meer,
Die Fluthen tragen auf dem grünen Rücken
Die todten Lieben alle wieder her;
Und ringsum tönt's mit altbekannten Stimmen:
Es sind die Glocken der versunk'nen Stadt,
Sie läuten zu Erinnerung dem Herzen —
Das sie versenket — nicht vergessen hat.

Historische Skizzen.

Die Pest in Mailand 1630.

Im Geleite der Kriegsbanden, welche der spanische General Spinola im Herbste 1629 nach Italien führte, schritt ein Ungeheuer daher, von dessen Dasein die europäische Menschheit der Gegenwart nur wenig weiß, das aber sonst und bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fast jede Generation in panischen Schrecken setzte — die Pest. Auf dem ganzen Landstriche, der von der spanisch-deutschen Heersäule durchzogen wurde, fanden sich Leichen in den Häusern und auf offener Straße, welche die grauenvollen Spuren von der Umarmung jenes Ungeheuers an sich trugen. Erst fünfzig Jahre vorher, zur Zeit des Erzbischofs Karl Boromäus, hatte die Pest in der Lombardei gewüthet, und es lebten 1629 noch Viele, die sie in frischem Andenken hatten und ihr neues Auftreten sofort erkannten. Obgleich nun das Volk im Allgemeinen nicht daran glaubte, so gelangte doch das Gerücht davon bald nach Mailand, und die Regierung säumte nicht, die Thatsache durch Commissarien prüfen zu lassen. Diese fanden das Gerücht nur zu sehr bestätiget, fanden, daß die Pest unaufhaltsam vorwärts und gegen die Hauptstadt sich heranwälzte. Aber das Volk glaubte den Berichten der

*) Am Johannistage sollen Schiffer — so meldet die Sage — an der Stelle, wo einst Vineta stand, die Thürme und Zinnen der versunkenen Stadt vom Meeresgrunde emportauchen gesehen und wundersames Glockenläuten gehört haben.

Digitized by Google

Commissarien nicht und schrieb die erwähnten Todesfälle auf Rechnung der schrecklichen Hungersnoth, die kurz zuvor in der ganzen Po-Ebene gewüthet hatte, der Erschöpfung der Truppen und jeder andern Ursache eher als auf die der Pest. Als daher der General Spinola zu Ehren seines Kronprinzen öffentliche Festlichkeiten anordnete, gab sich das vergnügungssüchtige Mailand Angesichts des drohenden Unglücks der ausgelassensten Lust hin. Vergebens warnten die Vernünftigen; ja, wer an einem öffentlichen Orte das Wort „Pest" nur in den Mund nahm, wurde mit Spottreden überhäuft, wenn nicht gar gemißhandelt. Aber das leichtsinnige Volk sollte schrecklich aus seinem Taumel erwachen. — Ein italienischer Soldat, der im spanischen Heere diente, kam mit einem Bündel Kleider, die er wahrscheinlich einem deutschen Kameraden gestohlen hatte, zu seinen in der östlichen Vorstadt von Mailand wohnenden Eltern. Kaum angelangt, erkrankte er und wurde in's Spital gebracht, wo der ihn behandelnde Arzt an einer Beule sofort den Charakter der Krankheit erkannte. Der Soldat starb am vierten Tage. Das aus den aufgeklärtesten Männern der Stadt bestehende „Sanitätstribunal" ließ sogleich das Haus der Eltern des Soldaten absperren und die Kleider verbrennen; außer den Krankenwärtern wurde augenblicklich Niemand von dem furchtbaren Uebel ergriffen. Doch nach einiger Zeit schon zeigten sich mehrere Erkrankungs- und Todesfälle, welche das Sanitätstribunal zu neuen Vorsichtsmaßregeln veranlaßten; aber das bethörte Volk zweifelte noch immer an dem Vorhandensein der gräßlichen Krankheit und machte alle Vorsichtsmaßregeln zu Schanden; da kroch das fürchterliche Uebel durch die volkreiche Stadt; die Gesundheitsbehörde fuhr fort, die Häuser, wo verdächtige Erkrankungsfälle vorkamen, zu sequestriren, die angesteckten Familien in die Lazarethe zu schicken und ihre Kleidungsstücke verbrennen zu lassen, dadurch aber auch sich in hohem Grade unpopulär zu machen. Viele Krankheitsfälle wurden verheimlicht, eine Menge angesteckter Kleidungsstücke von der Habsucht auf die Seite geschafft — und so der Same des Verderbens immer weiter getragen, bis er mit dem Frühjahre wuchernd aufschoß.

Doch selbst als der Würgengel in mancher Straße von Haus zu Haus ging und sie verödet machte, wollte die große Menge noch immer nicht an die Seuche glauben; das Gesundheitstribunal sah sich daher zu einer grauenhaften Beweisführung gezwungen. An einem der Pfingstfeiertage pflegten Mailands Bewohner sich auf dem Friedhofe von S. Gregorio zu versammeln, um für die Verstorbenen zu beten; und da dieser Andacht Zerstreuungen aller Art und Schauspiele nie fehlten, so begab man sich im größten Staate dahin. Nun war an jenem Tage unter andern eine ganze Familie an der Pest gestorben. Die Leichen derselben ließ das Gesundheitstribunal in der Stunde des größten Zusammenlaufes mitten unter den Wagen, Reitern und Fußgängern nackt auf einem offenen Karren nach dem gedachten Friedhof schaffen, damit das Volk das offenbare Merkmal der Pest vor Augen habe. Ein Schrei des Schauders, des Entsetzens erhob sich überall, wo sich der Wagen zeigte — an die Pest wurde nun geglaubt.

Allein die gute Absicht der Sanitätsbehörde schlug wiederum fehl. Kaum hatte das Volk — und es war nicht etwa blos das sogenannte gemeine Volk, sondern vornehmlich auch die höhere Gesellschaft — kaum hatte es mit Schrecken erkannt, daß die gefürchtete Geißel über ihm geschwungen werde, als es plötzlich aus dem sorglosesten Leichtsinn in verzweifelte Angst verfiel; es sah in der Pest eine Strafe Gottes für seine Sünden und wähnte, Alles, was es thun könnte, sei blos Beten zu seinem großen Schutzpatron, dem hl. Karl Boromäus; aber nicht tiefsinniges, inbrünstiges Beten im stillen Kämmerlein, sondern mit ungeheurem Pomp, mit dem Schautragen aller erdenklichen Pracht auf öffentlicher Straße. Die Vorsteher der Stadt eilten zum Erzbischof und verlangten die Veranstaltung einer feierlichen Prozession. Der weise Kirchenfürst, der nur zu wohl einsah, wie gefährlich eine solche Vereinigung vieler Tausende von Menschen unter den obwaltenden Umständen war, widerrieth auf das entschiedenste; aber der allgemeine Wille war dafür, und der würdige Prälat mußte endlich nachgeben. Das Sanitätstribunal konnte nichts dagegen thun, als die nöthigen Vorkehrungen treffen. Zum feierlichen Umzuge wurden drei Tage lang die umfassendsten Zurüstungen gemacht; am 11. Juni mit Tagesanbruch setzte sich derselbe vom Dom aus in Bewegung. Voran ging das Volk, meist Frauen, zum Theil barfuß und im Bußkleide, dann kamen die Zünfte, die Brüderschaften, die Mönchsorden, die Weltgeistlichen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand. Mitten im Zuge, in einem dichten Kerzenwalde, trugen Domherren auf ihren Schultern unter einem reichen Baldachin den krystallenen Schrein mit dem Leichnam des hl. Karl Boromäus. Hinter dem Schrein gingen der Erzbischof, der übrige Clerus, die weltlichen Behörden und der Adel, theils in reichster Tracht, theils im Büßergewande. Den Beschluß machte eine ungeheure Masse allerlei Volkes. Die feierliche Prozession bewegte sich durch alle Theile der Stadt; an jedem Kreuzweg, auf jedem der kleinen Plätze wurde Halt gemacht; erst am späten Nachmittag kehrte sie in den Dom zurück.

Nun wähnte das Volk das Verderben gebannt und überließ sich mit verwegener Zuversicht diesem Wahne; doch von Stund' an meheten sich die Todesfälle in jedem Stande, jedem Stadttheile dermaßen und mit einem so plötzlichen Sprunge, daß Jedermann erkennen mußte, wie gerade der volkreiche Umzug die Krankheit weiter getragen habe. Bald gab's in Mailand fast kein Haus mehr, in dem nicht die Seuche gewüthet hätte; bald stieg die Bevölkerung des Lazareths von 2000 auf 16.000. Am 4. Juli überschritt die tägliche Sterblichkeit die Zahl von 500, vorher hatte sie sich schon auf 1500 belaufen, und erreichte später an manchem Tage die ungeheure Zahl von 3500. Den ganzen Sommer hindurch bot die unglückliche Stadt ein herzzerreißendes Schreckensgemälde dar; sie verödete fast gänzlich, und Mailands Kraft war auf lange Jahre hinaus gebrochen. — So hart bestrafte sich der Wahn an seinen Sklaven, die den weisen Maßregeln der Behörden Hohn sprachen.

Genre- und Lebensbilder.

Der Novelle Nichtdruck hat sie getödtet.

Eine unverheiratete Dame, die unlängst ihren einsamen 37. Geburtstag gefeiert hatte, wurde trotz ihrer lieben Schoßkatze und ihres unzertrennlichen Strickstrumpfs häufig von Langerweile geplagt. Weder Theater noch Leihbibliothek waren im Stande, ihre „geistige Unbehaglichkeit" zu bannen, und in keiner der vielen „Hausarzneilehren," die sie mit großem Fleiß studierte, fand sie das erwünschte Mittel gegen ihre Krankheit. Wenn sie des Morgens vor dem Spiegel stand und mit Kummer bemerkte, wie ihre ehemals blühenden Wangen erbleichten, unterließ sie es nie, auszurufen: „Ursula, Ursula, was wird uns Dir werden!" und vom Schmerz hingerissen sank sie ihrer schwarzen Freundin, die spinnend neben ihr saß, an das gefühlvolle Katzenherz. So verstrich eine geraume Zeit, und über Ursula's kastanienbrauner Haartour waren einige Monate weggezogen, als das Ende des Winters, dessen lange Abende sie zur Verzweiflung gebracht hatten, den fröhlichen, veilchenduftenden Frühling herbeiführte.

An einem schönen Morgen des Spätfrühlings wandelte Jungfer Ursula vor das Thor hinaus. Wie grüßten und winkten rings die grünen Bäume mit ihren Blüthenarmen! wie stand da Alles in heller, leuchtender Pracht! wie ging da durch die Luft ein heilig frohes Rauschen und Klingen und Wehen, als ob der große Dom der Natur voll Kirchenmusik hinge! Der Wald erbeaufte vom frischen Morgengesang und hoch über ihm schwamm die Sonne wie eine Flammenhostie im blauen Kelche des Himmels. Aber Ursula hatte für all' diese Pracht und Schönheit nur ein gleichgiltiges Auge. Vom Wandern müde geworden, ließ sie sich endlich auf einer schattigen Stelle unter einer blühenden Linde in's hohe Gras nieder und es dauerte nicht lange, so fiel sie, betäubt vom kräftigen Duft der Lindenblüthen, in einen tiefen Schlummer. Und es umgaukelten sie wundersame Träume. Sie sah sich in ein lachendes Thal versetzt. An einer Quelle, die aus einem Felsen hervorsprudelte, erblickte sie ihre Katze; freudig sprang sie auf dieselbe zu, um sie mit gewohnter Zärtlichkeit zu umarmen — da plötzlich schwillt die Katze zu gewaltiger Größe an, ihre Haare verwandeln sich in Mähnen, ihre Pfoten in Hufe, zu beiden Seiten entfalten sich Flügel, und mit Ursula auf dem Rücken, erhebt sie sich als — Pegasus in die Lüfte!

So hatte der „kühne Ritt" schon einige Zeit gedauert, als das Götterpferd endlich auf einen Berg zusteuerte und auf dessen höchster Spitze sich niederließ. Der Berg schwamm in einem Glanzmeere. Wundersüße Frauenstimmen sangen zu den bezaubernden Klängen der Lyra, und in einer Rosenwolke, auf azurnen Sitzen, gewahrte sie neun wunderholde Jungfrauen, in deren Mitte der himmlisch schöne, goldgelockte Dichtergott Apollo stand. Das war zu viel für Ursulas „weiblich fühlendes" Herz! Uebermannt von all' der Lust und Wonne, welche sie durchströmte, sank sie in die Knie und beugte ihr Haupt zur Erde.

Da erhob sich Apollo und sprach: „Höre Ursula, hohe

Digitized by Google

Sterbliche! Dich lieben die olympischen Götter, sie haben Dein unaussprechliches Leid gesehen und wollen Dir — nicht einen Mann, — denn dies geht über ihre Macht, — aber Unsterblichkeit und ewigen Ruhm verleihen. Höre! Wenn Du dem Musendienst Dich weihest und meine treue, begeisterte Priesterin wirst, so sollst Du nach Deinem irdischen Tode unter die Zahl der jungfräulichen Musen aufgenommen und als zehnte Muse verehrt werden!"

Sprach's und Ursula erwachte — die Sonne goß ihren Strahlenbarn ihr in's Gesicht. Ursula sprang auf, ihr Gesicht hatte einen andern Ausdruck gewonnen, ihre Nase war kühner, ihr Blick feuriger, ihre ganze Gestalt elastischer, majestätischer geworden. Sie trat sogleich den Rückweg an, kam in die Stadt, in ihr Haus, in ihr Gemach, setzte sich an den Tisch, griff nach Feder und Tinte, und schrieb und schrieb so emsig, daß sie, wie einst Plinius, an's Essen und selbst an ihre Katze vergaß!

So schrieb sie jeden Tag mit unermüdlichstem Fleiße; und sieh! ihre „geistige Unbehaglichkeit" ward durch den Musendienst kurirt, und ihre Augen strahlten vom heiligen Feuer der Poesie. Nach 30 Tagen hatte sie eine Novelle vollendet.

„Es ist vollbracht!" sprach die Jungfrau in Ekstase und sah dabei aus wie weiland Pythia nach gethanem Orakelspruch. „Schon keimt und wächst und grünt der steife Lorber, der meine Stirn umkränzen wird. Welch' unnennbares Wonnegefühl durchströmt mein Herz, da ich dich, du meine Novelle, mein Stolz und meine Unsterblichkeit, schon schwarz auf weiß in Händen halte! Solch' namenloses Entzücken muß das alliebende Herz Gottes durchflutet haben, als er seinen herrlichsten Schöpfungsgedanken, die Welt, zum ersten Male verkörpert vor sich liegen sah! Mit inbrünstiger Mutterliebe trag' ich Dich im jungfräulichen Busen, unsterbliches Papier, papierne Unsterblichkeit! Aber ich will meine Geistesgaben nicht vorenthalten der Menschheit, sondern mein Licht leuchten lassen vor aller Welt und mein Werk der Oeffentlichkeit übergeben." — Und sie nahm ein duftendes Blatt Papier und schrieb:

„Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Redakteur X. Y. Z.

Edler Mäcen! Haher Protector der Künste und Wissenschaften! Erlauben Sie, daß ich mein neuestes Werk Ihrer Gewogenheit unempfehlen darf. Es ist durch und durch originell und durchglüht vom heiligen Feuer hehrer Begeisterung; denn ich schreibe nicht um schnödes Geld, ich schreibe nur für Ruhm und Unsterblichkeit. Ich fordere also für beiliegende Novelle kein Honorar, sondern wünsche blos 100 Exemplare jener Nummer, in welcher mein Werk abgedruckt sein wird. Sie sehen, hochzuverehrender Herr, daß Sie es mit einer bescheidenen und anspruchslosen jungen Dame zu thun haben, und werden derselben Ihr gütiges Urtheil in gewohnter Liebenswürdigkeit unter der Chiffre A. L. poste rest. recht bald zukommen lassen. Genehmigen Ew. Wohlgeboren den Ausdruck unbegrenzter Hochachtung und Verehrung von Ihrer ganz ergebenen

Athanasia Lindenblüh."

Ursula schien ihr ein zu prosaischer und deshalb unschicklicher Name für eine Dichterin zu sein, und da ihr nicht unbekannt war, daß der Dichter Anastasius Grün eigentlich ein Graf Auersperg, Friedrich Halm ein Freiherr v. Münch-Bellinghausen u. s. f. sei, so nahm sie nicht den geringsten Anstand, ihren freilich etwas unpoetisch klingenden Namen Ursula Häring in die hochpoetisch duftende Athanasia Lindenblüh umzutaufen. Manuskript sammt Brief wurden eigenhändig der Post übergeben. Vom folgenden Tage an pilgerte sie täglich dreimal ins Postbureau — kein Brief war da mit der Chiffre A. L. Endlich nach einmonatlichem qualvollen Harren erhielt sie, begleitet von einem sehr höflichen Schreiben, — ihre Novelle zurück. Bar Wuth mit den Zähnen knirschend stürzte sie aus der Poststube und rannte, zur höchlichsten Verwunderung aller Leute, einer rachefchnaubenden Furie gleich, durch die belebtesten Gassen nach ihrer Wohnung.

„Die Novelle kann nicht angenommen werden! Warum nicht? Was ist denn die Ursache, welche die Aufnahme unmöglich macht?!" schrie sie, mit dem Fuße stampfend, wobei sie ihrem Miezchen auf die Pfote trat. „O himmelschreiende Ungerechtigkeit! o unverantwortliche Bosheit eines verantwortlichen Redakteurs! Ha, wär' ich ein Mann — auf Pistolen, auf Kanonen würd' ich Dich fordern, herzloser Barbar! der Du uns niedrigstem Brodneid Talente und Unsterblichkeiten vernichten willst. Doch zittre, ja zittre, vor der Rache eines Weibes! Als der Engel des Zornes werde ich Dir nahen und Dich stürzen von Deinem Throne — —" und es versagte ihr die Stimme, und sie sank erschöpft in den Lehnstuhl.

Tags darauf war Ursula etwas ruhiger geworden, und sie beschloß ihr Werk einem zweiten Redakteur persönlich anzutragen. Sie machte sorgfältige Toilette, warf sich in ihren allerbesten Putz, hüllte das Novellenkleinod in ihr feines Taschentuch, studierte sich vor dem Spiegel eine geistvolle Anrede ein, und machte sich endlich auf den Weg. Da stand sie nun vor der Thüre, die für sie die Pforte des Himmels oder der Hölle werden sollte. Ihr riesiges Bewußtsein schrumpfte zum Zwerg zusammen; schüchtern klopfte sie an, auf ein freundliches „Herein" öffnete sie die Thüre und trat auf den Herrn zu, der hinter einem mit Manuskripten, Büchern und Zeitungen beladenen Tisch saß.

„Sie werden verzeihen, Herr Redakteur," sprach sie unter einem graziösen Knix, „daß ich Sie mit einer von mir verfaßten Novelle belästige und die höfliche Anfrage stelle, ob Sie dieselbe in Ihr allgemein beliebtes Blatt aufnehmen wollen."

Sehr artig antwortete der Redakteur: „Es wird mir ein Vergnügen sein, meine Dame, Ihre Novelle, wenn sie sich dazu eignet, meinem Lesepublikum vorzuführen. Ich bitte, sie hier zu lassen, und im Briefkasten — —"

„O Herr Redakteur würden Ihrer Güte die Krone aufsetzen, wenn Sie sogleich einige Augenblicke der Novelle widmen wollten!" fiel sie ihm in's Wort.

„Jetzt ist's mir leider unmöglich; übrigens —"

„Werden Sie einer Dame die Bitte nicht abschlagen!" ergänzte Ursula, und mit einem Blicke, in welchem die ganze Tonleiter der Gefühle zu lesen war, reichte sie ihm das Manuskript hin, ließ sich nach einem Schwall höflicher Entschuldigungen auf den nahestehenden Sessel nieder, griff nach einem Buch, das am Schreibtisch des Redakteurs ihr zunächst lag, und hielt es vor's Gesicht. Doch ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, daß sie das Buch verkehrt hielt, denn ihre Augen wanderten beständig auf dem Antlitz des Lesenden herum, als wollten sie aus seinem Mienenspiel das Schicksal der Novelle lesen, und Ursula ging immer ein Stich durch's Herz, wenn sich zuweilen die hohe Stirne des Redakteurs faltete oder um seinen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte. Nach ungefähr einer halben Stunde entsetzlicher Angst und Pein ward ihr der Bescheid. „Ich muß zu meinem größten Leidwesen," so sagte der Redakteur, „auf die meiner Zeitschrift zugedachte Ehre verzichten, da ich mit Novellen hinlänglich versorgt bin."

Mit verbissenem Ingrimm eilte Ursula von dannen und verwünschte ihr Geschick; doch tröstete sie sich mit dem Gedanken: daß auch dieser Herr den Werth ihrer Arbeit nicht zu würdigen verstände. — Die nächste Woche verging unter vergeblichen Versuchen, ihr Geisteskindlein an Mann, oder vielmehr an ein Journal zu bringen. Die Verzweiflung Ursula's war grenzenlos; doch noch ein härterer Schlag sollte sie treffen. Als sie nämlich eines Nachmittags eben beim Kaffee saß, besuchte sie eine gefällige Nachbarin und brachte ein Zeitungsblatt; darin stand eine: „Aufforderung an eine gewisse Dame, die Redakteure der hiesigen Blätter nicht mehr mit ihrem Machwerk zu belästigen."

Dies war zu viel für Ursula's weiches Herz! Ihre Verzweiflung verwandelte sich in düstere Melancholie, und, so arg gemißhandelt von einer sie verkennenden feindlichen Welt, zog sie sich mit ihrer Katze in eine beschauliche Einsamkeit zurück und starb bald darauf in Folge ihrer ungedruckten Novelle. Aber Apollo hielt sein Wort: sie wurde aufgenommen unter die Musen und ist nun, als zehnte Muse, die Beschützerin unglücklicher Blaustrümpfe.

Kaiser Alexander II. und sein Reich.

III.

I. Czar Peter I. (1689—1725), welcher mehr noch durch Genialität des Charakters als des Geistes den Beinamen des Großen verdient, mehrte seine Stammlande blos mit europäischen Gebietstheilen. Den Türken nahm er zwar im Karlawitzer Frieden (1699) Azow ab; dieses ging jedoch 1711 wieder verloren; er gründete 1703 Sankt Petersburg und erwarb von den Schweden im Nystädter Frieden (1721) Ingermanland, Esth- und Livland, nebst einem Theile von Karelien und Wiborgslehn in Finnland. Schon dieser Czar knüpfte eine diplomatische Verbindung mit China an, die aber erst in neuester Zeit für Rußland Früchte zu tragen anfängt.

II. Anna Iwanowna (Tochter Iwans II.) bestieg 1730 den Thron und vergrößerte 1736 das Reich, nach Aufnahme der Kirgisischen Kosaken unter russischen Schutz, mit Neu-Serbien (Zaporoze).

Digitized by Google

III. Elisabeth, Tochter Peters des Großen (1741—1762), brachte in dem mit Schweden 1743 geschlossenen Aboer Frieden die finnländische Landschaft Kymenegaed größtentheils, nebst der Festung Nyslot, an die Krone.

IV. Katharina II. (eine geborene Prinzessin aus dem fürstlichen Hause Anhalt-Zerbst), die Gemalin Peters III., hatte von 1762 bis 1796 das russische Staatsruder inne. Sie erwarb 1772 Großrußland und theilweise auch Kleinrußland, das Trans-Azowsche Gebiet 1771, die Krim 1783; in letzterem Jahre begab sich Georgien unter ihren Schutz; 1791 fiel ihr das jetzige Gouvernement Cherson (mit Odessa) zu; 1793 und 1794 gewann sie Wolhynien, Podolien und Lithauen; Kurland huldigte 1795 ihrem Szepter. Alle drei Theilungen Polens fallen in Katharina's Regierungszeit; bei der ersten Theilung (5. August 1772) beanspruchte Katharina 2000 Quadratmeilen; bei der zweiten (14. Oktober 1793) nahm sie 4553 Q. M. davon in Besitz. Auf den 10. Oktober 1794 fällt bekanntlich das Finis Poloniae — die letzte Theilung (24. Oktober 1795) brachte Rußland noch 1975 Q. M. mit 1,800.000 Einwohnern ein.

V. Czar Paul I. Petrowitsch, der Sohn und Nachfolger Katharina's II., erweiterte 1797 des Reiches Grenzen gegen Persien und vereinigte, nachdem er 1800 die Jonische Republik unter seinen Schutz genommen, im Jahre 1801 Grusien (Tiflis) mit dem Reiche.

VI. Czar Alexander I. Pawlowitsch (1801—1825), des Vorigen Sohn, erwarb 1803 Mingrelien, Gurien und Imeretien am Schwarzen, ferner (von den Persern) 1805 Dagestan und 1813 Schirwan am Kaspischen Meer. Im Jahre 1807 acquirierte Alexander Bialystok oder Neu-Ostpreußen, 1809 ein Stück von Ostgalizien mit 400.000 Einwohnern (das er aber auf dem Wiener Congreß zurückgab), ferner in demselben Jahre ganz Schwedisch-Finnland nebst den Alands-Inseln und Torneä, das er als Großfürstenthum mit Rußland in Realverbindung setzte — weiterhin wurde von ihm das Gebiet von Bessarabien (1812) einverleibt, und, infolge des Wiener Congresses, das aus dem vormaligen Herzogthum Warschau neugebildete Königreich oder „Czarthum" Polen (1815) mit dem russischen Reiche in Realverbindung gesetzt. Er war es, der im Jahre 1808 die denkwürdigen Worte sprach, daß Rußland ohne den Besitz der Dardanellen den „Schlüssel zum eigenen Hause" nicht habe.

VII. Czar Nikolaus I. Pawlowitsch (1825—1855) hatte eine durchweg kriegerische Regierungszeit. Er fiel aus dem russisch-persischen Kriege (1826—1827) in den russisch-türkischen Krieg (1828—1829), und aus dem polnischen Revolutionskampfe (1830—1831) in permanente Kriege gegen die Kaukasier, gegen die Engländer in Asien, zuletzt gegen alle drei europäischen Westmächte. Die Friedensschlüsse mit Persien und der Pforte waren reich an Ländererträgnissen für Rußland. So der Friede von Turkmantschaj (22. Feber 1828), durch welchen Persien die Khanate Eriwan und Nachitschewan (zusammen als Armenien bezeichnet) an Rußland abtrat. Durch dieses Ereigniß wurde die Herrschaft des (griechischen) Christenthumes bis über den Fluß Araxes hin ausgedehnt und der Ararat selbst zum einstweiligen Marksteine von Rußland gegen den asiatischen Osten gemacht. Auf dem 16.251 Fuß hohen Gipfel des Ararat, des heiligen Noahberges (unter dessen Eisdecke die russische Sage noch die Arche geborgen wissen will), hat sofort im Jahre 1829 am 19. September der Dorpater Professor Friedrich Parrot, ein Kreuz aufgepflanzt im Namen des Fürsten Paskewitsch, gewidmet Nikolaus I., dem Eroberer der heiligen Stätte (qui hoc asylum sacrosanctum vindicavit fidei Christianae etc.).

Weiterhin verschaffte Nikolaus I. mittelst des mit der Türkei geschlossenen Friedens von Adrianopel (14. September 1829) dem russischen Reiche vortheilhafte Grenzen am Pruth, an der Donau und in Asien, welche mit neuen Territorial-Erwerbungen (Achalzik, Poti, Achalkalaka, Anapa) verbunden waren. Allmälich suchte Nikolaus auch die Bergfeste des Kaukasus zu sprengen. Aber selbst ein zwölfjähriger hartnäckiger Kampf (1828—1840) hatte keinen anderen Erfolg, als die Anlegung einiger Forts an der abassischen Küste. Während der folgenden fünfzehn Jahre hat indeß Rußlands Macht auch unter diesen Bergvölkern festen Fuß gefaßt, wenn sich gleich stetige Gebietsgrenzen hier noch nicht ziehen lassen. Der Berg Kasbek — jener mythisch verherrlichte Felsen des Prometheus — trägt wenigstens auch schon russische Grenzsteine auf seinem Rücken. Von den Donaumündungen hatte Nikolaus I. (1829) zwei seinem Reiche glücklich zugeeignet, und schon 1838 ging das Gerücht, Rußland gedenke an der Sulina eine Stadt zu gründen. China, dessen Mauer Rußland auf eine Länge von 500 Meilen begrenzt hatte, wurde russischem Einflusse unter Nikolaus I. ebenfalls erschlossen, und das neuerrichtete Irkutskische Gouvernement Kjachta steht nun wie ein Raubschloß auf das neue Mandschureneeich hernieder.

Dies ist in Kürzem der Verlauf des historischen Anwuchses der russischen Monarchie.

Bringen wir uns bei diesem Rückblicke die Worte des verewigten Kaisers Nikolaus in Erinnerung, welche derselbe am 16. Oktober 1835 zu den gedemüthigten Polen gesagt hat. „Mitten unter den Wirren, welche Europa unterwühlen" — sprach Er — „mitten unter den Lehren, welche die Staatsgesellschaft untergraben, bleibt Rußland allein stark und unerschüttert. Glaubt Mir, es ist ein wahres Glück, Rußland anzugehören und seines Schutzes zu genießen." —

Daß die Staatskräfte Rußlands zu seiner Ausdehnung in einem immer stärkeren Mißverhältnisse stehen, ist aus den letzten dreißigjährigen Kriegsanstrengungen leicht zu erklären. Die jährlichen Einkünfte an Steuern und Erträgnissen der Kronländereien belaufen sich neuerlichst auf 80,393.600 Silberrubel, die Zolleingänge auf 31,102.790 Silberrubel. Die Staatsschuld aber, welche Kaiser Alexander II. vorfindet und deren Tilgungskapital in abgelösten fortlaufenden Renten besteht, macht eine Gesammtsumme von 788,573.112 Silberrubeln aus.

Es erübrigt nur noch, einen Zahlenbegriff von den Länder- und Völkermassen zu geben, die so eben unter das Szepter Alexanders II. gekommen sind. Rußland hat gegenwärtig seine politischen Naturgrenzen weit überschritten. Soll es noch größer werden? Und nach welcher Weltgegend hin? Oder bleiben Ostsee und Eismeer, Ural, Kaspisches Meer, Kaukasus, Schwarzes Meer und Karpathen die Peripherie für die Ausbreitung der ostgriechischen Kirche?

Man kann sagen: Rußlands Areal ist gar noch nicht vermessen und seine Bewohner sind noch ungezählt. Denn, wenn auch Staatsrath Peter von Köppen in neuester Zeit eine offizielle Zahlenstatistik des Reichs (in dem St. Petersburger Staatskalender auf 1855, welcher auch uns vorliegt) hergestellt hat, so ist diese Arbeit nicht frei von natürlichen Mängeln und noch weniger von dem Verdachte theilweiser Uebertreibungen, welche letzteren von jeher im russischen Reiche wuchern, sofern dieses von sich selber spricht.

Das Gesammt-Areal des kolossalen Reiches wird auf 313.240 Quadratmeilen, die Totalbevölkerung (versteht sich, ohne das reguläre Militär) auf 66,713.589 Seelen veranschlagt. Es sind dies aber wirklich nur Veranschlagungen; wenigstens gesteht von Köppen selbst, daß die General-Landes-Vermessung noch nicht vollendet, und bei den unsteten, nomadisirenden oder ganz barbarischen Völkerschaften Rußlands eine Zählung nach Köpfen, Familien, Zelten ꝛc. nicht einmal möglich sei. Es werden z. B. die innerhalb des russischen Reiches wohnenden Bergvölker des Kaukasus mit etwa 1,500.000 Köpfen kaum annäherungsweise summirt; die große Kirgisen-Horde und die Horde der schwarzen Kirgisen, mit angeblich 40.000 Zelten, ist der Kopfzahl nach selbst der Regierung gänzlich unbekannt.

Die Besitzungen der russisch-amerikanischen Compagnie (17.500 Quadratmeilen) sollen 51.000 Einwohner haben. Die beiden, am 19. (31.) Mai 1851 aus der sibirisch-kirgisischen Steppe gebildeten, Gebiete des russischen Asiens sollen wenigstens 450.000 eingeborne (sibirische) Kirgisen zählen; außerdem 31.829 sibirische Linien-Kosaken und 2.823 Reichsbauern. Ganz Sibirien (223.780 Q. M.) soll 4,113.322. Trans-Kaukasien (3.123 Q. M.) 2,173.581 Einwohner haben; im Bereiche der Militär-Ansiedelungen werden 777.370, auf den Ländereien der irregulären Truppen 2,279.390 Einwohner gezählt. Das vom Reiche am weitesten entfernte Gebiet von Irkutsk zählt — mit Einschluß des 20. Juni 1851 an der Grenze von China errichteten Stadtgouvernements Kjachta — 285.946 Einwohner. Unbekannt der Regierung ist die Population des Landes der Tschuktschen (Kamtschatka soll 7.331 Einwohner haben). Sehr interessant hingegen bleibt für uns die neueste Statistik des russischen Amerika's, welche wir ganz hersetzen.

Die Besitzungen der russisch-amerikanischen Compagnie umfassen nämlich sechs Bezirke (Ostjell). Es sind folgende:

1.	Bezirk	von Sitcha (Faktorei Nowo-Archangelsk)	1.003 Einw.
2.	—	von Atcha (die Admiralitäts-, Ratten-, Nahen- und Commodore-Inseln)	844 —
3.	—	von Kadjak	5.828 —
4.	—	der Kurilen, welche Inseln aber in administrativer Beziehung unter dem Kriegs-Gouvernement von Kamtschatka stehen . .	212 —

Digitized by Google

5. Bezirk des Nordens (Sewernij), am Kwichpack und nördlich von diesem Flusse	343	—
6. — von Unalaschka (die Fuchs- und Pribylow-Inseln)	1.222	—
Hiezu verschiedene Völkerschaften im Bereiche der russisch-amerikanischen Besitzungen, etwa . . .	44.000	—
Dienstversonale (Beamte und Miethlinge) . .	678	—

Gegen 51.000 Einw.

Ueberhaupt gibt der erwähnte offizielle Ausweis als Hauptsumme für das europäische Rußland bis zum Ural (90.117 Q. M.) 52,381.713 Einwohner an; Neurußland mit Bessarabien hat allein 3,270.140; Kleinrußland 3,013.440 Einwohner. Die Seelenzahl vom Königreich Polen macht 4,852.055, vom Großfürstenthum Finnland 1,636.915 aus; in den drei Ostseeprovinzen endlich werden 1,650.527 Einwohner angenommen.

Und — was gegenwärtig besonders vom Tagesinteresse — zum Schlusse die Bevölkerung der Krim, das ist das Gouvernements Taurien mit dem Stadtgouvernement Kertsch-Jenikale. Die Krim ($1.163^{11}/_{100}$ Q. M.) zerfällt dermal in acht Kreise mit beigesetzter Seelenzahl, als:

1. Simferopol (Hauptort)	92.037	Einwohner.
2. Jewpatoria (gemeinhin Eupatoria)	51.305	—
3. Perekop	56 618	—
4. Jalta	30.455	—
5. Feodosia	74.122	—
6. Berdjansk	111 391	—
7. Melitopol	124.618	—
8. Dnjeprowsk	67 196	—

Zusammen 608.832 Einwohner.

Dabei: in den Ortschaften des Balaklawa'schen griechischen Infanterie-Bataillons 2618 Individuen beiderlei Geschlechts; überhaupt 306.597 Einwohner auf der Halbinsel Krim und 302.235 auf dem Festlande des Gouvernements Taurien.

Skizzen aus Konstantinopel.

2. Die Sophienmoschee.

Als Konstantin seine große Hauptstadt dem Welterlöser weihte, hielt er es zugleich für seine Pflicht, ein zum christlichen Gottesdienst bestimmtes Gebäude zu errichten, dessen Großartigkeit der seiner Residenz angemessen wäre. Er baute daher den ersten Tempel des Glaubens, der seit der letzten Christenverfolgung unter Diokletian, wo alle Kirchen zerstört wurden, im römischen Reiche wieder gestattet wurde, und weihte denselben „der heiligen und ewigen Weisheit Gottes." In der für die christliche Kirche so unglücklichen Spaltungen, die bald nach Konstantin eintraten, ward dies prächtige Gebäude gänzlich zu Grunde gerichtet. Die Wiederherstellung desselben war dem Kaiser Justinian vorbehalten, der den alten Grund faetschaffen ließ und für eine beträchtliche Summe eine größere Fläche zum Wiederaufbau und zur Erweiterung des Tempels kaufte. Um Fonds zu diesem Zwecke zu erhalten, hob er die früher Gelebten bewilligte Unterstützung auf und ließ die silberne Statue Theodosius des Großen, die 7100 Pfund wog, ausschmelzen, 10,000 Menschen waren bei dem Baue beschäftigt, die durch Ermunterungen und Belohnungen zum Fleiße angetrieben wurden. Der Kaiser selbst erschien unter ihnen und bezahlte ihnen in jeder Nacht in baarem Gelde den Lohn für den vorhergehenden Tag. Fünf Jahre und eilf Monate dauerte der Bau dieses großen Tempels. Als er vollendet war, rief der Kaiser im Uebermaße seiner Freude aus: „O Salomo, ich habe Dich übertroffen!"

Kaum war jedoch das große Werk fertig, als es auch durch eine der damals häufigen Erderschütterungen wieder zertrümmert ward. Der unermüdliche Kaiser aber ließ die zerbrochenen Stücke wieder an einander fügen. Aus unbekannten physikalischen Ursachen hörten von jetzt an die Erdstöße auf den Ort zu erschüttern, und die Kirche der heiligen Sophia steht noch, wie sie durch den letzten Bau Justinians wieder hergestellt wurde. Als die Türken sich der Stadt bemächtigten, stürzten sie nach diesem Gebäude, um es zu zerstören. In diesem entscheidenden Augenblicke trat der Sultan heran und that der Zerstörung Einhalt. Zugleich faßte er den Entschluß, diese großartige christliche Kirche in eine mohamedanische zu verwandeln. Um das Innere dem neuen Ritus anzupassen, wurden Bildwerke und Gemälde von den Wänden herabgenommen und alle Spuren solcher Darstellungen mit weißer Farbe übertüncht. Der Koran ward statt der Bibel hier niedergelegt, und der Vorhang, der einst den Eingang des Tempels in Mecca verschlossen haben soll, hier aufgehängt. Im übrigen blieb die Kirche, wie sie Justinian erbaut hatte, 1300 Jahre unverändert.

Der Grundriß ist ein in ein Viereck eingeschlossenes Kreuz, dessen Seiten 243 Fuß lang sind. Mit Einschluß des Portiens beträgt die Länge des ganzen Gebäudes jedoch 269 Fuß. Ueber dem Mittelpunkte des Kreuzes erhebt sich die Kuppel, deren Höhe nur ein Sechstheil ihres Durchmessers beträgt, und deren Wölbung so flach ist, daß sie beinahe der des Himmels zu entsprechen und einen Theil des großen Firmamentes zu bilden scheint, das, wie die Griechen sagen, sich hier niedergesenkt hat und an einer Kette befestigt ist. Zur Verminderung des ungeheuren Gewichts ist sie von möglichst leichtem Material gebaut, nämlich vom Bimsstein, der spezifisch leichter als Wasser ist, und von Ziegeln aus Rhodus, die fünfmal leichter sind als gewöhnliche Backsteine. Die große Kuppel wird außerdem noch von Säulen getragen; diese sind aus großen, zu Würfeln und pyramidischen Körpern gehauenen und durch starke eiserne Klammern verbundenen Steinen zusammengesetzt, und nur dieser geschickten Verwendung des Materials ist es zu danken, daß die Kirche den Erdstößen widerstand, die auf viele andere Gebäude derselben Zeit so zerstörend einwirkten. Ein 35 Fuß breiter Porticus, der durch neun Thore mit Marmorböden und Thürflügeln, die reich mit Bronce und Figuren im Hautrelief verziert sind, mit einem zweiten in Verbindung steht und in einen dritten mit ihm parallellaufenden sich öffnet, führt in das Innere der Moschee. Beim Eintritt in die letztere fällt zuerst die weite Kuppel in die Augen, die eine Höhe von 180 Fuß über den Boden erreicht und auf vier großen massiven Bogen ruht, die wiederum von kleineren Bogen getragen werden. Sie ist von 25 Fenstern durchbrochen und eine Menge anderer sind im Hintergrund sichtbar. Zu den Seiten sind Säulengänge, welche die Thore tragen. Im Ganzen zählt man 104 Säulen, von denen acht von Porphyr, die Konstantin aus dem Sonnentempel in Rom dahinbrachte, und sechs von grünem Jaspis sind, die ursprünglich den Tempel der Diana in Ephesus zierten. Die Wände und Kuppeln waren mit verschiedenen Figuren und Heiligenbildern in Mosaik belegt, die jedoch theils übertüncht, theils sehr beschädigt und an den Wänden ganz vernichtet sind. Nur in den Kuppeln sind sie noch erhalten; täglich fallen jedoch einzelne Steinchen oder größere Stücke des Mosaiks herab. Diese werden von den Imams gesammelt und an die Franken verkauft.

An den Säulen hängen große runde Tafeln mit goldenen arabischen Inschriften, welche die verschiedenen Attribute Gottes (die Türken haben deren 101) darstellen, die jeder Gläubige in seinen täglichen Gebeten zu wiederholen verbunden ist. Der Fußboden ist mit Matten belegt, die jedoch diagonal liegen und der Moschee ein schiefes Ansehen geben. Da die Kirche nämlich mit ihren Seiten, aber nicht mit ihren Ecken den vier Weltgegenden zugekehrt ist, so sind die Teppiche, um dem Gebete der Türken die rechte Richtung zu geben, nach der Kibla oder dem Grabe des Propheten in Mekka gewandt, und daher rührt diese dem Auge unangenehme Schiefe derselben. Bänke oder Stühle gibt es eben so wenig wie Altar oder Kanzel. Die Andächtigen knien oder stehen auf dem Fußboden und die Imams halten ihren Vortrag an kleinen, kaum $2^1/_2$ Fuß hohen Pulten von Ebenholz, das mit viereckigen Stücken Perlmutter ausgelegt ist und ganz das Aussehen eines Schachbrettes hat. Die Priester sitzen dabei auf großen Federkissen, die gewöhnlich mit rosafarbener Seide bezogen sind. Am südlichen Theile nur erblickt man eine Art Kanzel, die sich wie eine zugespitzte Säule erhebt und die der Priester besteigt, wenn der Sultan die Moschee besucht.

Das Aeußere dieses interessanten Gebäudes ist im höchsten Grade gedrückt, und, wie ein französischer Reisender richtig bemerkt, „furieusement louche en dehors." Es bietet eine unregelmäßige Masse von Kuppeln, Halbkugeln, spitzen Dächern und Minarets, welche die Türken der ursprünglichen Form höchst geschmacklos angefügt haben. Sogar die große Kuppel, so berühmt durch ihre architektonische Schönheit, welche nachzuahmen die Türken nie im Stande gewesen sind, sieht von außen flach und unscheinbar aus, und macht keineswegs den Eindruck wie im Innern. Dem Gebäude droht übrigens Einsturz, wenn die Türken nicht bald zu Reparaturen schreiten, und 1831 stürzte schon bei einem starken Winde eine der niedrigen Kuppeln zusammen und in die Kirche. Als man den Schutt forträumte, fand man den Boden mit glänzenden Würfeln des Mosaiks bedeckt, welches das Getäfel der Decke gebildet hatte, und zwar in solcher Masse, daß Jedermann so viel fortnehmen konnte, als er wollte.

Digitized by Google

Skizzen aus der Krim.

Alnschta.

(Mit zwei lithographirten Abbildungen.)

Die kleine Stadt Alnschta (Alnszta) liegt in dem gesegneten Südosten der Krim'schen Halbinsel, hat 2800 Einwohner nnd wird dnrch eine Kette von Basaltfelsen von dem schwarzen Meere getrennt. Es ist dieser Ort keine Seestadt, wie das drei Meilen davon entlegene stolze Jalta; zählt aber doch, nebst der griechischen Grundbevölkeenng, viele jüdische Handelsleute nnd Kolonisten. Eine griechische Kirche steht mitten darin, mehrere Landhäuser befinden sich in der Nähe nnd zwei riesige Maerksteine — Ruinen von antiken Banten — erheben sich als Wahrzeichen des genanen Alterthumes an dem Südostende des bescheidenen lieblichen Fleckens. Die Natur hat hier ein kleines Paradies geschaffen. Fern vom Gewühl der Hauptstädte der Krim ist Aluschta eine romantische Ansiedelnng, wo man wenige Russen trifft nnd wo Alles noch den Stempel der Urzeit nnd hellenischer Nationalität an sich trägt. Schlechte Pferde und Sanmresse erblickt man anf den wenigen Kommnnikationen, nber fettes Hornvieh, zotelge Hnnde, bnntfaebige Vögel erfreuen das Auge allenthalben. Gärten sind nur in nnmittelbarster Nähe nngelegt. Weiterhin bis an's Gestade des Meeres ist Alles eine kahle Wüstenei.

Die Bewohner, obwel verschiedener Abstammnng, haben dennoch me st gemeinschaftliche Sitten. Anf dem nnteren Tablean unseres Bildes sieht man eine Mnsteekarte doetiger Volkstrachten. Es ist der Fardagb, ein olympisches Spiel der südlichen Krimbewohner, der eine ansehnliche Genppe von Greß nnd Klein bei Schalmeien nnd türkischem Trommelschlag unter einer Fahne (Krowe) versammelt. Während die Znschauer ihre lange Pfeife rauchen, sind sie Zengen einer Wette zweier Ringenden. Was die Erwachsenen thun, ahmen die Kleinen in der Nähe nach. Am Ende wird gewöhnlich geranft. Sodann eilen die Weiber nnd Mädchen von ihren Dachterrassen herbei nnd der Tanz geht improvisirter Weise lustig an. Dies währt bis znm Abend, wo man ruhen oder fischen oder dem Wild nachstellen geht. Der Schanplatz des Fardngb, der jede Woche am Sabbath sich wiederholt nnd mit Wüefel- nnd anderen Spielen nm Geld verbnnden ist, bildet eine Art Tribune, welche nie nbgetragen wird; weil man auch Märkte und öffentliche Gesetzansrufungen dort abhält. Die Preisrichter beim Spiele sind die anf ihre Kunst Mitwettenden, welche oft großes Geld auf die Ringkunst der Einzelnen wagen.

In Rumelien trifft man ähnliche Volksbelustigungen an.— Unsere Abbildungen sind übrigens einem neuen Bilderatlas entlehnt, welchen der russische Maler Groß in Odessa herausgegeben hat, und die wir als echte Originale hier znm eestenmal vorführen.

Dr. L.

Humoristisches.

Die Männer.

Was sich liebt, das neckt sich — ist ein sehr altes, sehr wahres Sprichwort. Wenn wir also kleine Unliebenswürdigkeiten des liebenswürdigen Frauengeschlechtes zuweilen bespöttelten, so wollten wir unsere schönen Leserinen dnmit nur necken — es geschah Alles nns purer Liebe, nnd wir waren stolz darauf, mit Tansenden der „siegreichen Herzensbezwingerinen" anf einem so kordialen Fuße zu stehen, daß wir sie necken durften, ohne mißverstanden zu werden. Es lebe der gemüthliche, harmlose Humoel denn er ist's, der die trüben Wolken des Grams von unserer Stirne lächelt, der nns die Mühen nnd Drangsale des Lebens vergessen macht nnd unser einfaches, redlich verdientes Mahl würzt. Der fröhliche, humoristische Mensch ist überall ein gerngesehener Gast, nn welcher Thüre er anklopft, sie wird ihm freundlich anfgethan; während der Hypochonder, der Misanthrop nicht nnr sich selbst, sondern aller Welt znr Last und nllenthalben gemieden wird. Und so denken gewiß nnch unsere schönen Leserinen und werden nns nicht minder zugethan bleiben, wenn wir znweilen kleine Schwächen ihres Geschlechtes im harmlosen Scherz anfdecken; sie wissen ja ebenso gut als wir, dnß nnch der schönste irdische „Engel" nicht vollkommen ist, nnd daß auch die Sonne, unser Lebensquell, ihre Flecken hat. Doch fiat justitia, pereat mundus! oder zu deutsch: Wir wollen nun Gerechtigkeit üben, selbst anf die Gefahr hin, daß das starke Geschlecht damit unzufrieden sell Ja, ja, wir Männer, die wir gnr so gerne mit unserer rohen Kraft prahlen nnd nns für die bevorzugte Hälfte des Menschengeschlechtes halten, sind, beim Lichte betrachtet, ziemlich unerquickliche „Herren der Schöpfnng" nnd Viele von nns verdienten eigentlich zu dem vorzugsweise schwachen Geschlechte gezählt zu werden. Würdigen wir nns einer vorurtheilsfreien Betrachtung.

Im 16. Jahre machen die Männer viele Barbiermesser stumpf und lesen Romane.

Im 17. Jahre: Este ewige Liebe — sie machen Gedichte, lernen Guitarre spielen nnd fangen nn Tabak zu rauchen.

Im 18. Jahre lassen sie sich einen Schnurrbart stehen, sitzen gern zu Pferde, üben sich wüthend im Tanzen und Trinken und wollen sich wegen der treulosen Geliebten todtschießen. Da nber dazu Pistole, Pulver nnd Blei nnd noch Etwas gehört, was die Wenigsten besitzen, so lassen sie klugerweise das Todtschießen bleiben nnd hängen sich dafür — an eine Andere.

Im 19. Jahre tragen sie kühne Vatermörder, geniale Locken und besitzen schon — zwei Liebschaften.

Im 20. Jahre speechen sie viel vom Heiraten, tanzen gern, sind nrtig gegen alle Damen, selbst gegen Dienstmädchen.

Mit 21 Jahren verlieben sie sich in eine schöne junge Frau und sprechen verächtlich von der Ehe.

Mit 22 Jahren machen sie das Theater unsicher, speechen von Wdistpartien, prahlen mit Liebesbriefen, schicken sich selbst Geschenke durch die Stadtpost nnd — werden überrascht.

Im 23. Jahre legen sie sich eine Sammlung von Locken an nnd reden von Entsagung.

Im 24. Jahre verlieben sie sich in eine sentimentale Dame — weil sie Geist und Gemüth hat, vrrachten die Schönheit nnd tanzen nicht mehr.

Im 25. Jahee sehen sie mehe anf Geld als anf äußere Schönheit, schaffen sich einen Hund nnd viele Pfeifen an.

Im 26. Jahee protegieen sie eine Schauspielerin, loben diese in allen Blättern nnd fangen ein wenig zu arbeiten an, wovon sie aber viel Rühmens machen.

Im 27. Jahre umschwärmen sie an öffentlichen Orten alle Tische, machen allen Damen die Cour, nennen jede die Schönste ihres Geschlechtes, denken manchmal ernstlich an's Heiraten und nehmen sich vor, solider zu werden.

Mit 28 Jahren spielen sie die Gesetzten, begucken sich von hinten im Spiegel, ob sich noch keine Platte meldet, nnd klagen über Kränklichkeit.

Mit 29 Jahren wollen sie eine Frau nehmen, die eine gute Köchin nnd Krankenwärterin ist.

Mit 30 Jahren ist Eine gefunden, sie gehen mit Zittern nnd Bangen an's Werk und — heiraten. Vierzehn Tage nach dreißig Jahren sind sie galant, geistreich und liebenswürdig, nennen die Frau einen Engel nnd leben nur für sie.

Mit 31 Jahren werden sie geizig, klagen über Putzanslagen, über schlechte Suppe nnd nennen die Frau — „Frau."

Mit 32 Jahren langweilen sie sich, nennen die Frau „liebes Weib" nnd werden manchmal eifersüchtig.

Im 33. Jahre heißt die Frau blos „Du" nnd wird beim Vornamen geenfen. Die Suppe wird immer schlechter und sie halten es für lächerlich, Theater nnd Bälle zu besuchen.

Mit 34 Jahren philosophiren sie über den Ehestand, sprechen von Soegen nnd lassen sich von der Gattin — die grauen Haare ausrupfen.

Mit 35 Jahren verlieben sie sich in eine junge Dame, sind zu Hause verdrießlich, schelten nnd grollen und tyrannisiren die Kinder nnd Dienstboten. Wenn die Frau einen Kuß haben will, sagen sie ärgerlich: „Ach laß die Kindereien bleiben!"

Im 36. Jahre haben sie einen guten Freund, machen dessen Frau den Hof und beneiden den fremden Ehestand. Abends sind sie stets außer dem Hause nnd trinken nach manchmal ein Fläschchen.

Im 37. Jahre sprechen sie von der Erziehung der Kinder, von immensen Ausgaben, von theurer Zeit nnd beschränken den Putz der Frau anf — Null.

Im 38. Jahre leiden sie an Kopfweh nnd sagen: „Meine Frau macht mir den Kopf voll, ich kann's zu Hause nicht anshalten."

Im 39. Jahre wünschen sie sich in das fünfundzwanzigste Jahr zurück, werden Sittenprediger und leben unmäßig.

Im 40. Jahre fangen sie an zu brummen nnd brummen bis znm Tode. Wenn sie im Sterben liegen nnd die Frau weint mit zereissenem Herzen, so ist ihr letzter Athemzug als Antwort — noch ein Gebrumm.

Digitized by Google

Scherz und Laune.

Querlesungen aus Zeitungsblättern.

Für Brust und Lungenkranke befindet sich in meinem Verkaufsdepot . . . . . echter Schweizerkäse.

Bei X. Y. Z. ist ein durch viele Erfahrungen berühmtes Zahnpulver zu bekommen; . . vier Personen, die davon genossen, wurden alsbald eine Beute des sie verzehrenden Giftes.

Der Sturm, welcher in den letzten Tagen das Riesengebirge durchwüthete, hat . . . . . die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaften erhalten.

Am 27. d. Mts. zersprang der Dampfkessel in der in H... gelegenen Sagemühle. Die Explosion war so heftig, daß . . fremde Wechsel und Valuten im Preise gewichen sind.

Der am 17. Jäner abgehaltene Ball hat einen Reinertrag von 5700 fl. CM. geliefert, von denen leider nur die Hälfte assekurirt war.

Die Räuber in Slavonien werden verfolgt. Zwei derselben sind bereits zur Haft gebracht, welch letztere sonderbarerweise am schweren Zahnen zu Grunde gingen.

In G.... sind am 20. d. M. 2 Häuser abgebrannt, der durch diese Feuersbrunst verursachte Schaden . . . . . wurde am 27. d. M. mit 240 fl. pr. Centner notirt.

Vor vier Tagen wurde ein Sergeant mit 21 Mann von drei Kolonnen, die ihn umzingelten, überfallen. Die Tapfern bahnten sich mit . . . . . langen Fühlfäden, und starken Freßkiefern und zwei kleinen Schwanzborsten einen Ausweg.

Diejenigen Künstler, welche Einsendungen für die bevorstehende allgemeine Ausstellung in W... bei der k. k. Akademie in W... angemeldet haben, werden von dem Direktorate . . gegen die Aktien der neuen Gesellschaft umgewandelt.

Bei einem Brande, welcher vor vierzehn Tagen in dem Dorfe C.... gewüthet, wurden fünf Bauernwirthschaften, vier Chalupen, sechs Häuslerwohnungen und sechs Scheuern . . . . . durch einen schnell dahin brausenden Schlitten niedergeworfen.

Die französische Regierung hat aus Varna vom 6. Februar Nachrichten erhalten, denen zufolge O... Pascha soeben nach Burgas abgereist war, um dort die Kavallerie und die Magazine zu inspiziren. Nach seiner Rückkehr sollte er . . . . . rasirt worden sein.

Der Professor X. hat wiederum einen Kometen entdeckt und seit einigen Monaten beobachtet; . . . . . er ist besonders daran kenntlich, daß er stark verwachsen ist und ihm die Vorderzähne fehlen.

Interessante Notizen.

Die Gesammtbevölkerung der Republik Mexiko besteht in 7,853.325 Seelen, wohnt in 85 Städten, 193 größeren Ortschaften, 4709 Dörfern, 119 Communen und Missionen, 175 Besitzungen und 6092 Farmen.

Bleiproduktion der wichtigsten Länder. Spanien gewinnt jährlich 1,250.000 Centner, England 1,200.000 Ct., Nordamerika 1,000.000 Ct., Preußen 120.000 Ct., Oesterreich 80.000 Ct., Hannover 65.000 Ct.

Baierns Bierverbrauch. Das Königreich Baiern zählt in seinen 8 Kreisen 5084 Bierbrauereien neben 5107 Branntweinbrennereien. Die Ausgabe der Biertrinker Baierns für ihr Nationalgetränk beträgt fur 7,750.000 Eimer jährlich mindestens 46½ Mill. Gulden — was auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 10 fl. 12 kr. beträgt, also mehr als das Sechsfache der Kopfbeiträge zu sämmtlichen direkten Steuern Baierns. Die 5 größten Münchener Bierbrauereien verarbeiten jährlich gegen 43.800 bairische Scheffel Malz und zahlen 51,075 fl. Steuern für ihre Fabrikationen.

Den gesammten Pferdestand Frankreichs schätzt man auf 3 Millionen und die jährliche Zucht auf 70.000. Diese sehr geringe Zahl erkläet sich daraus, daß in vielen Gegenden überwiegend Ochsen und Kühe zum Zuge verwendet werden. Den größten Theil seines Pferdebedarfs bezieht Frankreich vom Auslande, und zwar die Artillerie-Pferde aus Dänemark, die für die schwere Kavallerie und vortrefflich berittene Gensd'armerie größtentheils aus England. Für den öffentlichen Dienst in Friedenszeiten allein werden in Frankreich etwa 55.000 Pferde, in Algier 10.000 Pferde gebraucht, zu deren Unterhaltung jährlich eine Remonte von circa 11.000 Thalern erforderlich ist.

Miszellen.

Im nächsten Jahre ist es gerade ein Säkulum, daß der große Tonmeister Wolfgang Amadeus Mozart in Salzburg (1756) das Licht der Welt erblickte. Um die hundertjährige Feier der Geburt des größten deutschen Genius auf dem musikalischen Gebiete würdig zu begehen, hat das Wiener Mozart-Comité beschlossen, im September 1856 ein großes Musikfest in Salzburg zu veranstalten, und ist bereits mit den Einleitungen dazu beschäftigt. Das Fest verspricht ebenso großartig zu werden, wie die Mozart-Monument-Enthüllungsfeier im Jahre 1842. Festcantate vor dem Mozart-Monumente, Missa solemnis im Dome, zwei große Concerte in der Aula, Gesangs-Produktionen im Freien u. A. m. werden wahrscheinlich das Programm bilden. Wie beim Mozartfeste im Jahre 1842 wird wieder Franz Lachner die musikalische Leitung übernehmen und mit der Münchner Hofkapelle den Kern des Musikkörpers bilden. Die namhaftesten Künstlercelebritäten werden eingeladen werden, die Feier verherrlichen zu helfen. Auch will man eine Mozart-Medaille für das Fest prägen lassen, und der Kunstverein in Wien wird als Prämienblatt für das Jahr 1856 ein auf die Säcularfeier Bezug nehmendes Blatt herausgeben, dessen Conception, wie es heißt, Professor Moriz von Schwind in München übernehmen wird.

Jesuiten in Europa. Nach offiziellen Ausweisen für das Jahr 1855 befinden sich in Europa 5510 Priester von der Gesellschaft Jesu; und zwar in Oesterreich 177, in Italien 1515, in Frankreich 1697, in Belgien 463, in Spanien 364, in den andern europäischen Staaten 1294.

Zeitungen in Oesterreich. In unserem Kaiserstaate erscheinen für das Jahr 1855 an periodischen Druckschriften 271, davon 148 in deutscher Sprache, politischen Inhalts 73, nichtpolitischen 198.

Winke für den praktischen Landwirth.

Mästungsregeln. 1) Reinlichkeit wirkt ungemein fördernd auf die Mastung ein; daher ist es räthlich, mit der Einstreu nicht zu geizen und selbst die Schweineställe so einzurichten, daß eine durchaus trockene und saubere Lagerstatte die Ruhe des Mastthieres fördere. Täglich wiederholte Reinigungen der Futtertröge tragen insbesondere zur Erhaltung der Freßlust bei. 2) Eine kleine Kupferplatte an der inneren Seite der Schweinetröge anzubringen, ist darum rathsam, weil der darauf sich entwickelnde Grünspan wundersamer Weise als Vorbeugungs- und Heilmittel gegen manche Krankheit der Schweine wirkt. 3) Das wiederholte Tränken des Mastviehes mit kaltem Wasser sollte aus gleichen Gründen selbst bei Schweinen nie versaumt werden. 4) Etwas Viehsalz dem

Digitized by Google

Mastfutter zuzugeben, erweist sich höchst vortheilhaft; Würze und Wechsel des Mastfutters reizen nämlich die Thiere zu seiner Annahme. 5) Gleichzeitige Fütterung mit zucker- und mehlhaltigen Nahrungsmitteln (als aus nebeneinander liegenden Gruben aus Runkelrüben, Wurzeln, Wasser- oder Steckrüben ꝛc. mit einer entsprechenden Zugabe von Kartoffeln oder Kernfrüchten, Erbsen, Bohnen oder Wicken zusammen verfüttert, fördern Fleisch- und Fettansatz bei weitem mehr, als wenn sie jedes für sich und nacheinander gegeben werden. 6) Samen aller Art, z. B. Kern-, Schotenfrüchte ꝛc. sollten immer nur gemahlen, geschroten oder gekocht verfüttert werden. Es ist nämlich bekannt, daß alle Samenhüllen schwer verdaulich sind, und zwar zum Theil unzerstört durch den Leib der meisten Hausthiere gehen. Erst wenn der harte und zähe Ueberzug zerstört oder genügend erweicht ist, greifen die Magensäfte den durch sie geschützten nahrenden Kern schnell an und verwandeln sich in Folge dessen in Nahrung.

Lebertran als Mastmittel bei Schweinen, Hammeln und Kälbern hat sich nach in England angestellten Versuchen dahin bewährt, daß Schweine bei einer Dosis von 4 Loth, Hammel von 2 Loth und Kälber von 8 Loth täglich in weit kürzerer Zeit als auf dem gewöhnlichen Wege fett wurden, und rücksichtlich des auffallend weißen Fettes und festen Fleisches der so gemästeten Thiere erlangten die Eigenthümer derselben einen höheren Preis auf den Märkten.

Handel und Industrie.

Der Handel der Welt. Der gesammte Auslandscommerz der Welt, d. h. die ungeheuere Masse von verübeten und ausgetauschten Waaren von einem Ende der Erde zum andern beläuft sich ungefähr auf einen Werth von 30 Milliarden oder 30.000 Mill. Franken, welche sehr große Ziffer der Gesammtsumme des unerlaubten Schleichhandels, wenn solcher ermittelt wäre, noch bedeutend vergrößern würde. Diese Generalsumme des menschlichen Geschäftsbetriebes vertheilt sich in runden Zahlen folgendermaßen: Mit allen Ländern England 8000 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 741 Mill. Fr.), Frankreich und Besitzungen 3500 Mill. Fr., die hanseatischen Häfen 1800 Mill. Fr., Zollverein 1560 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 144 Mill.), Holland 1262 Mill. Fr., Belgien 1194 Mill. Fr. (mit Frankreich allein 423 Mill.), Oesterreich 800 Mill. Fr., Rußland 784 Mill. (mit Frankr. allein 118 Mill.), Schweden, Norwegen und Dänemark 217 Mill., Schweiz 600 Mill. (mit Frankreich allein 318 Mill.), Sardinische Staaten 260 Mill. (mit Frankreich allein 214 Mill.), Italienische Staaten 350 Mill. (mit Frankreich allein 112 Mill.), Spanien und Portugal 400 Mill. (mit Frankreich allein 157 Mill.), Türkei, Aegypten, Griechenland und Inseln 512 Mill. (mit Frankreich allein 112), Verein. Staaten 2300 Mill. (mit Frankreich allein 570 Mill.), Brasilien 360 Mill. (mit Frankreich allein 75), Chili 140 Mill., Argentinische Republik 100 Mill. (mit Frankreich allein 38), die Antillen (außer den französischen) 315 Mill. (mit Frankreich allein 82), Englisch-Indien 500 Mill., Java und Dependenzien 300 Mill., China, Philippinen, Australien 1000 Mill. Fr. (mit Frankr. allein 10 Mill.)

Diese Ländergesammtheit gibt freilich nur 26 Milliarden, indeß sind die secundären Staaten Südamerika's, das Cap, die afrikanischen Küsten, der Handelsbetrieb in den ungemessenen Strecken Inner-Asiens, Persien, Arabien, Tartarei, Thibet, Siam, Cochinchina u. s. w. und die ungeheuere Gewerbsthätigkeit der oceanischen Fischerei unerwähnt gelassen. Bringt man dies mit in Anschlag, so erhellt, daß die Schätzung des internationalen Weltbetriebes auf 30 Milliarden als Minimum zu betrachten ist. Frankreich ist hierzu ungefähr $^1/_9$ angesetzt, England zu mehr als $^1/_4$, und mit Beziehung auf den Handelsverkehr mit Frankreich classificiren sich die Staaten, wie folgt: England, Verein. Staaten, Belgien, Schweiz (worunter sich der größte Theil der Handelsthätigkeit Frankreichs zu Lande mit Oesterreich gruppirt), Spanien, Zollverein, Levante, Rußland, die italienische Halbinsel, Brasilien ꝛc. — Englands Löwentheil ist der Handel; ungefähr 4 Milliarden Franken lassen sich für seine fabricirten, importirten und verkauften Artikel ansetzen. Frankreich folgt mit 1 Milliarde 750 Millionen Fr. für Artikel, fast alle angeführt. Außer England und Frankreich müssen als große Fabrikationsländer genannt werden: die Verein. Staaten, demnach der Zollverein, hierauf Belgien und die Schweiz, zwei kleine Staaten, deren vergleichungsweise schwache Bevölkerung sich groß erweist im industriellen Genie; nun kommt Oesterreich, und noch Rußland, merkwürdiger zwar durch seine Anstrengungen als durch seine Erfolge. Von den auf der Londoner Ausstellung zuerkannten 3022 Medaillen erhielten die genannten acht Länder 2756 oder $^{91}/_{100}$, fielen also nur 337 den anderen Nationen zusammen. Bei letzteren sind Industrie und Handelsbetrieb hauptsächlich auf die Erzeugnisse des Landes und der Farmen gerichtet. Hier sind das Manufactur- und Fabrikwesen, die Anwendung von Maschinen und die Verkehrs- und Beförderungsmittel noch in der Kindheit, oder auch manche lokale Ausnahmen zu berücksichtigen.

Der Krystallpalast zu London hatte von seinen 18.000 Ausstellern einen Gesammtwerth von circa 45 Mill. Fr. erhalten (den kostbaren Diamant Koh-i-nor nicht gerechnet), wovon die acht oben genannten Länder allein 42 Mill. lieferten. Der Pariser Ausstellungspalast wird, wenn auch weniger geräumig, unzweifelhaft nur einen noch beträchtlicheren Werth in sich aufnehmen. Uebrigens gibt es wenige Länder, wo die Werke der ausländischen Industrie mehr ignorirt werden, als in Frankreich. Während Frankreichs Auslandscommerz 1853 zu $3^1/_2$ Milliarden hinaufging, so zählte sein Verbrauch von fabricirten fremden Produkten nur 63 Mill. Francs. Es gehen allerdings in Frankreich für 389 Mill. Fr. fabricirter Artikel ein, allein von dieser Waare gehen 326 Mill. wieder zurück, wie sie gekommen sind, nämlich auf dem Transitwege. Dies darf Keinen überraschen, da die französischen Zolltarife den größten Theil der fremden Fabrikate wieder zurücktreiben, nämlich Leinen- und Baumwollenstoffe, ohne andere wichtige Artikel zu erwähnen. Ueberdies liefern Frankreich von diesen 63 Millionen drei Länder allein 49 Millionen, nämlich Belgien 22, England 14 und die Schweiz 13; ganz Deutschland bringt nur für 3 Mill. Fr. Die heurige Pariser Industrie-Ausstellung wird auf den Handel und die Industrie gewiß höchst günstig einwirken.

Rückblick auf den Monat Mai.

Schillers Todestag. Am 9. Mai waren es fünfzig Jahre, daß Friedrich von Schiller starb. Am Abende vorher verlangte der Dichter, man solle den Vorhang öffnen, er wolle noch einmal die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Er sprach viel, meist Stellen aus seinem unvollendeten Drama „Demetrius," und die letzten Worte, die er geschrieben, sind jene, welche Marfa im „Demetrius" an ihren Sohn richtet:

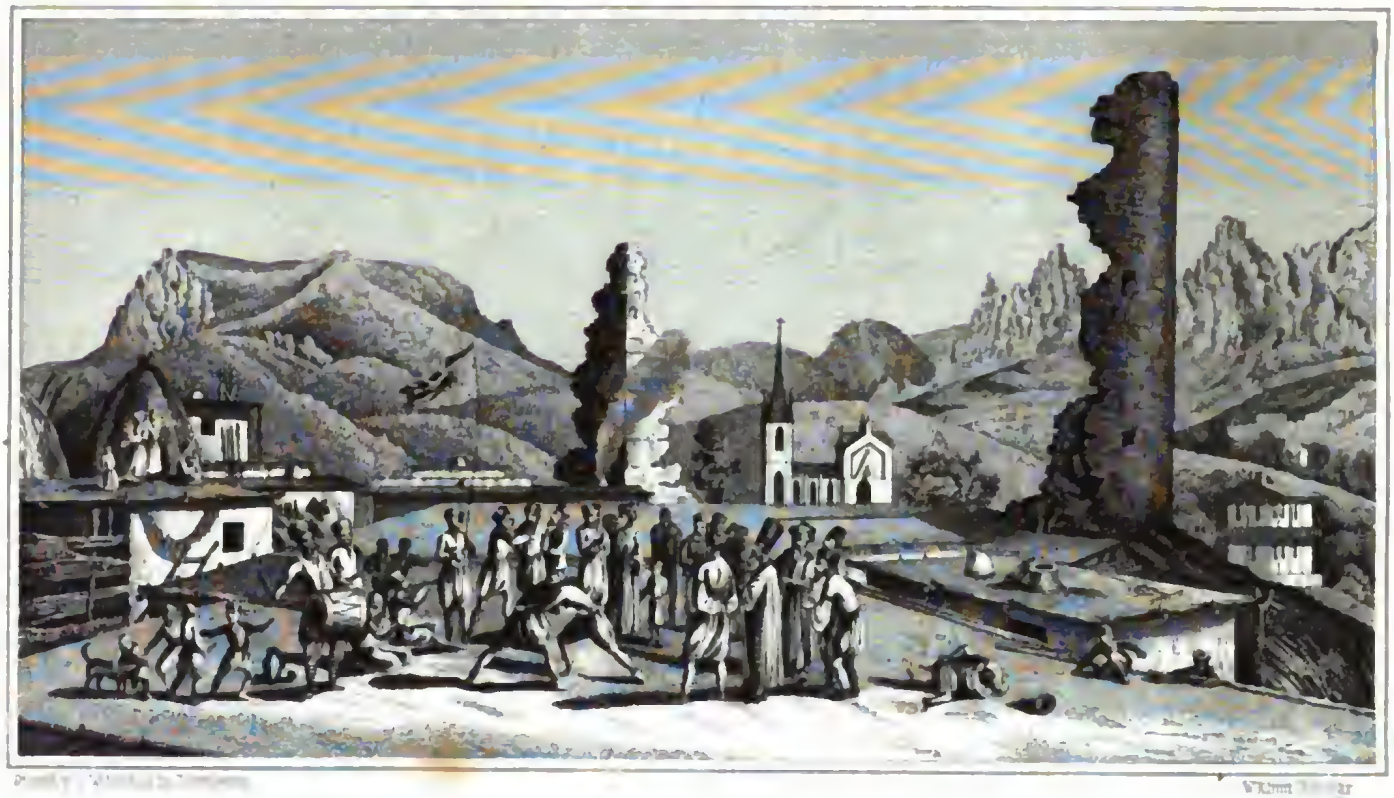
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn;
Befügelt send' ich's zu des Himmels Höh'n,
Wie eine Heerschaar send' ich Dir's entgegen.

Einige Male rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Sterben zu bewahren; der Ewige erhörte seine Bitte. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein; ein Glas Champagner, das ihm der Arzt verordnet hatte, war sein letzter Trank. Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein. Eben als er seiner Frau, die weinend an seinem Sterbelager kniete, die Hand drückte, fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, dann sank sein Haupt zurück und himmlische Ruhe verklärte sein Antlitz; es war, als ob er einen schönen Traum träume. Bei der Sektion ergab sich, daß der linke Lungenflügel gänzlich zerstört war. In Weimar war die Trauer allgemein; am Abende des Todestages weigerten sich die Schauspieler zu spielen und das Theater blieb geschlossen. Die Todesbotschaft verbreitete sich über ganz Deutschland und erregte überall den größten Schmerz; die Zeitungen sprachen von dem Tode des Dichters wie von einem Nationalunglück — denn der Lieblingsdichter der deutschen Nation war gestorben! Das Leichenbegängniß des berühmten Schiller war so stille, so einfach und ohne alles Gepränge, wie wol selten jemand begraben wird. Einige seiner Verehrer und Freunde wollten sich die Ehre und Pflicht nicht nehmen lassen, die sterbliche Hülle des ewiggefeierten Dichters dem Schooß der Mutter Erde zu überliefern. Um die Mitternachtsstunde ging der kleine Zug langsam durch die ganze Stadt nach dem Jakobskirchhofe. Es war eine mondhelle Nacht; Alles schlief; unter kein Ton der Klage, keine Stimme der Trauer, nur die Nachtigallen sangen tiefergreifende Elegien, und der Wind, der am Dachwerk der Kirche rauschte, war das einzige Schauerliche, was bei dem Eingang zu den Todten aus der Ferne sich hören ließ. Der Mond war eben hinter ein dunkles Gewölk getreten, als der Sarg seitwärts in einem kleinen überbauten Gewölbe eingesenkt wurde. — Schiller hatte seiner Frau vier Kinder hinterlassen, zwei Söhne von etwa neun und zehn Jahren, und zwei Töchter, die eine von drei Jahren, die andere von neun

Digitized by Google

Digitized by Google

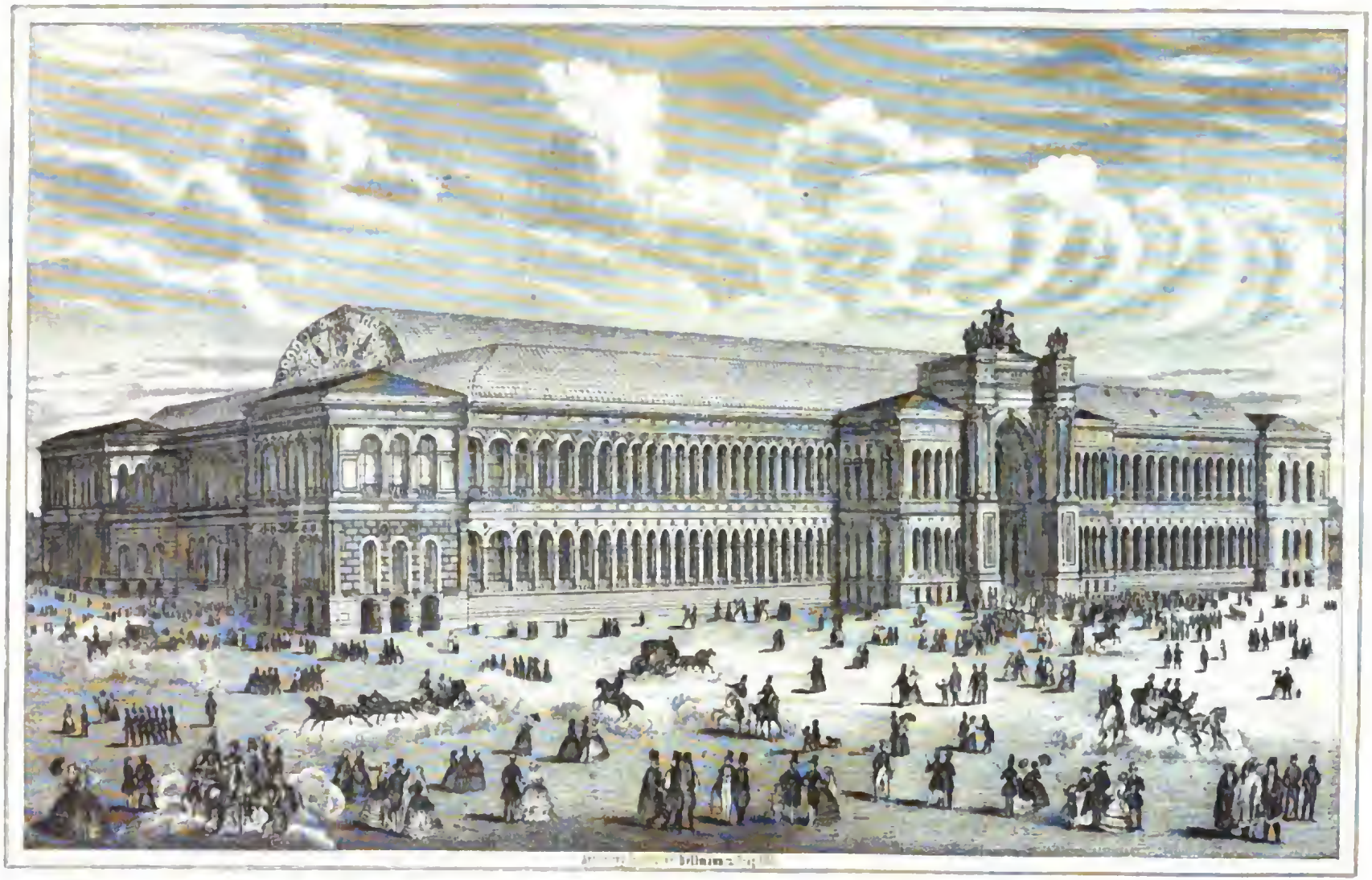
ALUSCHTA VON OSTEN IN DER KRIM.



KAMPFSPIELE IN ALUSCHTA.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Industriepalast in den Elysäischen Feldern zu Paris

Digitized by Google

Monaten. — — Schiller ist der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, in ihm liebt die deutsche Nation die eigene Liebenswürdigkeit, in ihm findet sie ihr Eigenstes und Bestes verherrlicht.

Die Eröffnung der allgemeinen Industrie-Ausstellung in Paris fand am 15. Mai Mittags 1 Uhr unter feierlichem Kanonendonner mit ungeheurem Pomp statt. Um diese Zeit bewegte sich der überaus prächtige kaiserliche Zug von den Tuilerien (der k. Residenz); ihn eröffnete eine Musikbande, einen Parademarsch spielend; hierauf folgte eine Schwadron Garde-Küraſſiere, in Gold und Stahl gekleidet, ähnlich den Rittern des Mittelalters bei Festturnieren; dann kamen die prachtvollen kaiserlichen Wagen, denen wieder Stallknechte voranritten, die mit Gold förmlich bedeckt waren. In einem von acht Pferden gezogenen goldstrotzenden Wagen, demselben, der beim Trauungsfeste benützt worden war, befanden sich das Kaiserpaar, Prinz Jerôme und Prinzessin Mathilde; der Kaiser trug Generalsuniform, die anmuthige Kaiserin eine prächtige Balltoilette. Dem Wagen voran ritten neun Stallmeister in goldverzierter grüner Uniform, hinter dem Wagen ritten die Adjutanten des Kaisers, dann kamen die hundert Garden in ihrer kostbaren mittelalterlichen Uniform, und den Zug schlossen wieder Garde-Küraſſiere. Ueberall, wo er vorüberkam, schmetterten Fanfaren, wirbelten Trommeln und erschallte der begeisterte Ruf: „Es lebe der Kaiser!" Am Eingang des Palastes wurde das Herrscherpaar vom Prinzen Napoleon, im Innern des Gebäudes von rauschender Musik und stürmischem Jubel empfangen; dann nahm es auf den zu diesem Behufe vorbereiteten Thronsitzen Platz. Auf die Adresse der Industrie-Ausstellungskommission antworte der Kaiser äußerst gnädig und schloß seine Rede mit den bezeichnenden Worten: „Er habe besonders deshalb alle Nationen im Industrie-Palaste zusammenberufen, um einen Tempel der Eintracht zu eröffnen." Nun machte das Kaiserpaar, gefolgt vom glänzenden Hofstaat, eine Promenade durch die Gallerien des Industrie-Palastes, und um 2½ Uhr begab sich der kais. Zug in derselben Ordnung nach den Tuilerien zurück, wie er nach dem Industrie-Palast gegangen war, unter lebhaften Beifallsrufen. — Der Industrie-Palast nimmt eine Fläche von 32,000 Metres, oder 100,000 Pariser Fuß ein und ist eins der großartigsten Baudenkmäler der neuern Zeit. Das Nähere hierüber sowie eine Abbildung des Palastes folgt im nächsten Hefte.

Hinrichtung des Meuchelmörders Giovanni Pianori. Die Kunde von dem am 28. April Abends 6 Uhr gegen Se. Maj. den Kaiser der Franzosen versuchten Attentat (Pianori feuerte zwei Pistolenschüsse ab, ohne den Kaiser zu verwunden) hatte alle Welt mit panischem Entsetzen und zugleich mit unendlicher Freude erfüllt; mit Entsetzen, weil dieser Vorfall einen neuerlichen Beweis von der furchtbaren Verworfenheit und Unverbesserlichkeit gewisser Individuen lieferte, und weil die Folgen von ungeheurer Tragweite gewesen wären, wenn die verruchte Mörderfaust ihr Ziel erreicht hätte; mit unendlicher Freude hingegen über das Walten göttlicher Vorsehung, welche die gesalbten Häupter der Fürsten schützt und ihre allmächtige Hand über dieselben gebreitet hält zum Wohle der Völker. Der Meuchelmörder wurde festgenommen und vom Gerichtshofe verurtheilt, den Tod eines Vatermörders zu sterben. Am 14. Mai Morgens 3 Uhr wurde demselben vom Generaladvokaten die Verwerfung seines Rekurses um Cassation des über ihn verhängten Todesurtheils verkündet und zugleich eröffnet, daß er nur noch 2 Stunden zu leben habe. Alle Bemühungen des Generaladvokaten und des Priesters, irgend ein Geständniß vom Verbrecher zu erlangen, scheiterten an seinem verstockten Gemüthe. Nun schritt der Henker mit seinen Gehilfen zur verhängnißvollen Toilette: das Haupthaar wurde ihm abgeschnitten, Schuhe und Kleider ausgezogen und das Haupt in einen schwarzen Schleier gehüllt. Um fünf Uhr bestieg er das Schaffot, das von einer ungeheuren Menschenmenge umringt war, die sich todtenstill verhielt; er rief mit lauter Stimme: Vive la République! Der Henker bedeutete ihm zu schweigen. Hierauf las man ihm das Todesurtheil vor. Der Delinquent wollte zum Volke sprechen, aber der Henker schnürte ihm den Schleier unter dem Kinn so fest zusammen, daß er nur mit erstickter Stimme seinen Ausruf röcheln konnte. Noch auf dem Brette unterm Fallbeil rief er mit lauter Stimme: Vive la République! — und eine Sekunde darauf rollte sein Haupt in den rothen Korb. — Polizeilichen Erhebungen zu Folge heißt der Urheber des gegen den Kaiser gerichteten Attentats nicht Pianori, sondern Simesio, gebürtig aus Faenza, und wurde wegen verübten Brandstiftungen und blutigen Verbrechen zu zwölfjähriger Haft verurtheilt, aus der er entwichen und nach Frankreich geflohen war.

Kriegsgeschichtliches. Trotz der gewaltigsten Anstrengungen, trotz immenser Pulververschwendung und reichen Opfern an Menschenleben, ist die Sachlage vor Sebastopol noch immer beim Alten; die wenigen Vortheile, welche die Verbündeten theuer genug errangen, fallen nicht schwer in die Wagschale. Canrobert hat das Oberkommando niedergelegt und an den General Pelissier übergeben, von dem man sich eine energischere Kriegsführung verspricht. Pelissier ist ein Mann von ungefähr 44 Jahren, berühmt im französischen Heere durch seinen persönlichen Muth und heldenkühne Bravour. In Algier vollführte er als Obrist glänzende Waffenthaten. Uebrigens macht man ihm den Vorwurf, daß seine Art und Weise Krieg zu führen nicht immer die humanste sei. So ließ er z. B. vor ungefähr 10 Jahren die Grotte Dahra, in welche sich gegen 900 Araber, darunter Weiber und Kinder geflüchtet hatten, anzünden. Seit Pelissier das Oberkommando führt, haben die Alliirten bereits mehrere siegreiche Treffen bestanden und sich zu Herren des Asow'schen Meeres gemacht. Bei dieser Gelegenheit steckten die Russen drei ihrer Dampfer in Brand und versenkten oder verbrannten dreißig Transport- und Handelsschiffe; ebenso zündeten sie zu Kertsch ihre Magazine an, in denen sich 160,000 Sack Hafer, 360,000 Sack Weizen und 100,000 Sack Mehl befanden. Was die Stadt Sebastopol selbst anbelangt, so hat der südliche Theil sehr gelitten, an 500 Häuser liegen in Schutt und Trümmern, darunter das schöne Theatergebäude; selbst in den übrigen Stadttheilen findet man kaum ein Haus, das nicht durch das Bombardement gelitten hätte. Das Pflaster ist zerstört und in mancher Straße sieht man fünf bis sechs, von feindlichen Kugeln und Bombensplittern aufgehäufte Pyramiden, die zuweilen eine Höhe von zehn Fuß erreichen. Demungeachtet herrscht im Innern der Stadt vollkommene Ruhe, reges Leben und steter Verkehr; aber die Theuerung hat einen hohen Grad erreicht und es herrscht bei Ueberfluß an Fleisch ein fühlbarer Brodmangel.

Nekrolog. Wir kommen einer schmerzlichen Pflicht nach, indem wir den Tod eines hochbegabten jungen Schriftstellers, den wir zuerst der Leswelt vorgeführt und auf dessen vielversprechendes Talent wir schöne Hoffnungen gebaut haben, mit tiefer Trauer mittheilen. Miloslaw Straka, den Lesern unserer Zeitschrift durch die im vorigen Jahrgange abgedruckten Novellen „Des Henkers Liebchen" und „Marie" lieb geworden, ist im 22. Lebensjahre, als Hörer der Philosophie, am 27. Mai im allgemeinen Krankenhause in Prag verstorben. Unähnlich so vielen jungen Leuten, welche, wenn sie vom Literateuschwindel erfaßt, in Versen oder Prosa ein paar Bogen Papier vollgeschrieben haben, sich schon fertige Literaten, wahre schriftstelleeische Größen dünken und eine Bescheidenheit affektiren, die nur einen schlechten Deckmantel ihrer enormen Unbescheidenheit abgibt — war Straka, der mit bedeutender poetischer Begabung zugleich ein bei seiner Jugend seltenes Wissen verband, die treuherzigste Bescheidenheit selber und arbeitete mit bewundernswerthem Fleiße, mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst an der Entwicklung und Ausbildung seines Talentes, das, wäre ihm gegönnt gewesen sich vollkommen zu entfalten, ohne Zweifel Bedeutendes geleistet hätte. Mit derselben Liebe strebte der Verstorbene auf dem Feld der čechischen Literatur vorwärts und die čechische Zeitschrift „Lumir" brachte zwei Erzählungen „Lea" und „Kletha" aus seiner Feder. Den glänzendsten Beweis von Straka's vielseitigem und leichtproduzirendem Talente liefern seine hinterlassenen Schriften. Der Nachlaß enthält in deutscher Sprache: das Trauerspiel „Pflicht und Treue," eine Sammlung Gedichte „Phantasieblumen" und ein an die Direktion des ständ. Theaters in Prag adressirtes Lustspiel „Nur keine Mesalliance;" — in čechischer Sprache den historischen Roman „Jičin im Jahre 1626," das Drama „Zulina," die Tragödie „Manlino," mehrere Novellen und viele Gedichte. Da die meisten der oben angeführten Produkte Straka's sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, so wäre es wünschenswerth, daß eine verständige Auswahl derselben im Druck erscheine.

Theater- und Concertrevue.

Die verflossene Monatsperiode brachte uns endlich die vielbesprochene Tragödie „Der Fechter von Ravenna," deren Verfasser sich bisher in ein so geheimnißvolles Dunkel zu hüllen bemüht hat. Die Novität zeichnet sich weniger durch eine spannende und inhaltreiche Handlung als durch effektvolle und lebendige Zeichnung der Hauptcharaktere und durch überraschende Situationen aus. Ein eigentlicher tragischer Kern, jener geistige Konflikt zweier Charaktere und der daraus resultirende Gegensatz, besteht hier nicht, es sind nur Episo-

Digitized by Google

den, mit dem Schmucke üppiger Diktion umgebene Momente, denen der Verlauf der Handlung untergeordnet erscheint. Hierin sind in Kurzem die vielen Vorzüge und zugleich Mängel des Stückes angedeutet. Um die Aufführung haben sich die Frl. Frey (Thusnelda), Lechner (Lycisca); und die Hrn. Frey (Thumelikus) und Weilenbeck (Caligula) besonders verdient gemacht, doch war der Gesammterfolg ein getheilter. Im böhmischen Theater wurde die neueste Tragödie von unserm Landsmann F. Mikowec „Dimitri Iwanowic" aufgeführt. Der Verfasser hat auf Grund des Schiller'schen Fragmentes, jedoch mit vieler Originalität und Bühnenkenntniß ein treffliches und sehr charakteristisches Werk geliefert. Das Gastspiel des Hrn. Haase vom Münchner Hoftheater, der von seinem frühern Engagement im guten Andenken steht, wird mit vielem Interesse aufgenommen. Der geschätzte Künstler gefiel bis jetzt besonders als Carlos im „Clavigo," als Jules im „am Klavier," als „Klingsberg" und „Shylok." Das größte Verdienst des Hrn. Haase besteht nicht nur in der konsequenten Zeichnung des Charakters im Allgemeinen, sondern auch in der Beherrschung des Details und der wohlberechneten Nuancirung des Dialogs, abgerechnet gewisse kleinliche, gesuchte Pointen. In der Arena wurde als Eröffnungsstück gegeben „Therese Krones," Genrebild von Halfner. Diese Novität, für Wien bekanntlich von vielem lokalen Interesse, fesselt hier besonders durch das frische Spiel unserer neuen Lokalsängerin des Frl. Renner in der Titelpartie, welcher Hr. Dolt als „Raimund" würdig zur Seite stand. Frl. Door aus Leipzig, die hier auf Engagement gastirt, gefiel beim ersten Auftreten als „Jane Eyre" derart, daß sie mehrmals stürmisch gerufen wurde, ein Verdienst, das um so höher anzuschlagen, als die frühere treffliche Darstellerin dieser Partie hier sehr beliebt gewesen ist. In der musikalischen Welt absorbirten die sechs bei gedrängt vollen Häusern gegebenen Concerte des Fräuleins Wilhelmine Clauß das meiste Interesse. Wir haben über den labelhaften Erfolg derselben bereits im n. M. berichtet und tragen nur nach, daß die beiden letzten Concerte im städt. Theater stattgefunden haben und die gefeierte Künstlerin unter Blumenspenden und einem wahren Beifallssturm Abschied von der Vaterstadt nahm. Von den übrigen Concerten dieser Zeitperiode sind noch hervorzuheben: jenes zum Besten des Franz-Josef-Kinderspitals arrangirte, welches durch die Mitwirkung des berühmten Klavierheros Hrn. Alexander Dreyschok merkwürdig und auch durch Liedervorträge der Damen: Boischen und von Bracht geschmückt wurde; ferner das Concert zum Besten der Blinden-Versorgungsanstalt, bei welchem unsere einstige Primadonna Fr. Zehringer durch gediegenen Liedersang excellirte; dann jenes zum Besten des Krippenvereins gegebene, in welchem die Prager zwei ihrer europäisch berühmten Landsleute, Wilhelmine Clauß und Ferdinand Laub im schönsten Wetteifer bewundern konnten; endlich erfreute uns Laub in einem selbstständig veranstalteten Concerte durch seine eminente Virtuosität. Gelegenheitlich dieser genannten Produktionen hörten wir auch eine sehr gelungene Concertouverture von Louis Saar, Schüler des Hrn. Dreyschok.

Hr. Louis Saar hat bereits mehrere vorzügliche Kompositionen erscheinen lassen, welche sein hervorragendes Talent glänzend manifestiren. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, auf diesen hoffnungsvollen jungen Tondichter zurückzukommen. Die Musikbeilage, welche das jetzige Heft enthält, möge unseren schönen Leserinnen als Probe seines reichen Talentes gelten. In der Oper notiren wir als bemerkenswerth die Reprise der „Hugenotten," in welcher unser neue Bassist Hr. Feeny als „Marcell," durch kunstreichtigen Gesang und eine verständige Darstellung vollkommen reussirte. Auch war dem musikalischen Publikum die Wiederaufnahme des „Taonhäuser" sehr willkommen, obzwar hier die Hauptdarsteller, mit Ausnahme des Hrn. Steinecke, ihre Partien keineswegs Wagner's ausgesprochenen Intentionen vollkommen angemessen ausführen können. Frl. Meyer hat einen dreimonatlichen Urlaub angetreten; es steht zu erwarten, daß der Platz dieser sehr verwendbaren aber keineswegs unersetzlichen Sängerin bald durch eine ebenso gute Acquisition ausgefüllt sein wird. Noch ist zu erwähnen das interessante, zur hohen Namensfeier Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Sofie gegebene Concert der Sofienakademie, bei welchem wir das geistvoll komponirte Oratorium „die sieben Schläfer" von Dr. C. Löwe in sehr gelungener Art zu hören bekamen.

Historischer Monats-Kalender.

Juni.

Am 1. Juni 1234 wurde Elisabeth von Ungarn kanonisirt. — 1485 hielt Matthias Corvinus seinen Einzug in das eroberte Wien.

— 2. — Krönung Wenzel II. und seiner Gemalin Guta in Prag. — 1541 wurde die Kleinseite und der Hradschin Prags durch eine furchtbare Feuersbrunst verheert.

— 3. Juni 1411 Tod Leopold IV. von Oesterreich.

— 4. — 1446 wurde Johann Hunyády Ungarns Gubernator.

— 5. — 1698 besuchte Peter der Große von Rußland Wien.

— 6. — 1412 Päpstliche Bulle, in Folge deren in Prag, außer in der Hauptkirche, kein Gottesdienst gehalten werden durfte, so lang als Huß in Prag sich aufhielte. — 1533 starb Ariosto, Italiens berühmter Dichter, 58 Jahre alt.

— 7. — 1492 Tod Kasimir IV. von Polen. — 1799 Niederlage Macdonalds gegen Suwarow an der Trebbia.

— 8. — 1800 wurde Irland mit England vereinigt.

— 9. — 1698 Streltzenaufruhr unter Peter I.

— 10. — 1622 Schlacht bei Höchst zwischen Christian v. Braunschweig, Tilly und Cordova. — 1742 erobert Friedrich II. Breslau.

— 11. — 1829 Niederlage der Türken bei Schumla.

— 12. — 1521 wurden Luthers Bild und Schriften in Rom verbrannt.

— 13. — 1503 landete Columbus in Jamaika.

— 14. — 1807 Schlacht bei Friedland.

— 15. — 1775 übernahm Washington das Oberkommando. — 1800 Friede von Alessandria.

— 16. — 1535 schiffte sich Karl V. zu seinem Zuge nach Afrika ein. — 1746 schlug der österr. Feldmarschall Wenzel Liechtenstein die vereinigten Franzosen und Spanier bei Piacenza; — 1800 Friede von Alessandria. — 1815 Schlacht bei Ligny.

— 17. — 1782 wurde in Glaris die letzte Hexe verbrannt.

— 18. — 1675 Schlacht bei Fehrbellin. — 1812 erklärte Amerika dem Mutterlande England den Krieg.

— 19. — 1757 hoben die Preußen die Belagerung Prags auf.

— 20. — 1837 bestieg Viktoria den großbrittanischen Thron.

— 21. — 1621 wurden 27 Gefangene aus der Schlacht am weißen Berge vor dem Altstädter Rathhause in Prag hingerichtet. — 1645 wurde Warschau von den Schweden erobert.

— 22. — 1676 Schlacht bei Mürten, wo Karl der Kühne von den Schweizern besiegt wurde.

— 23. — 1305 starb Wenzel II. König von Böhmen und Ungarn.

— 24. — 1610 Schlacht bei Kluszino zwischen Rußland und Polen.

— 25. — 1568 starb Carlos, Infant von Spanien.

— 26. — 1483 bestieg Richard III. den Thron Englands.

— 27. — 1709 Schlacht bei Pultawa.

— 28. — 1838 Krönung der Königin Viktoria v. England.

— 29. — 1616 Krönung Ferdinand II. zum böhmischen Könige.

— 30. — 1422 Schlacht von Arbedo.

Pariser Moden Nr. 6.

1. Hut von Krepp, mit Blonde und Band, unter dem Schirme mit Bandröschen ausgeputzt; Kleid von breit gestreifter Seide ohne Ausputz auf dem Rocke, mit geschlossenem Faltenleibchen und Pagodenärmeln; neuester Shawl.

2. Hut von g fleckiem Krepp, mit gefleckten Strohfedern und unter dem Schirme mit Apfelblüten ausgeputzt; Kleid von Taffet, unten auf dem Rocke mit einer breiten Reßlla von Posamentierarbeit besetzt; Faltenleibchen ohne Schößchen; Pagodenärmel mit Posamentreßlla und dreifacher Kragen, mit eben solcher Reßlla: Spitzenkragen und Spitzenunterärmel; gestickter Taffetsonnenschirm mit Fransen.

3. Hut von glattem Stroh mit Bouquet von Feldblumen und kleinen Gräsern, die sich auch unter dem Schirme befinden; Kleid von Moire mit zwei Röcken ohne Ausputz und mit geschlossenem Leibchen, das lange geschlitzte Schößen hat und an diesen Schößenschlitzen leicht geschnürt ist, während es vorn durch Knöpfe zusammen gehalten wird; die halblangen Aermel geschlitzt und geschnürt wie die Schößchen; darunter weiße Unterärmel, die in drei Puffen genommen und durch schmale Sammetbänder getrennt sind; großer Spitzenkragen.

4 Haarputz mit dicken langen Locken; Kleid von perlengrauem Cashemir mit dreifachem Rocke, der mit doppelter farbiger Borte besetzt ist; glattes Leibchen mit Tragbänder-Revers und oben engen, unten weiten Aermeln; Chemisette von Batist mit dreifacher Spitzengarnitung; eben so Unterärmel von Spitzen; gestickte Pantalons mit Spitzenbesatz; Stiefelchen von Atlas.

Digitized by Google

Lösung des Rösselsprung-Problems im 4. Hefte:

Aus der Asche steigt der Phönix, aus Verwesung blüht das Leben,
Und zur Meerestiefe steigen muß, wer Perlen sich will heben;
So auch muß das Herz des Dichters Lust durchjubeln, Leid durchdröhnen:
Soll es einst, gleich Kirchenglocken, reine Gottesklänge tönen.
(W. H. Landt.)

Lösung des Räthsels im 5. Hefte:

Schlag.

Buchschau.

Die drei Bände 10—12 von Kobers Album bringen den Roman „Herzblatt" von Oswald Tiedemann und beschließen damit den ersten Semester des 10. Jahrganges dieses literarischen Unternehmens.

Der dem zwölften Bande beigegebene Prospekt zeigt nebst den Titeln der noch erscheinenden zwölf Bände auch an, daß die, 3250 starke Auflage des 1. Semesters bereits gänzlich vergriffen ist, und Bestellungen nur vom 13. Bande an effectuirt werden können: ein Umstand, der ebenso relatant für den realen Werth dieses Sammelwerkes als auch dafür zeugt, daß es noch immer etwas weit bis zu jener Zeit ist, die ein bekannter Schauergeschichten-Fabrikant als ganz nahe bevorstehend bezeichnete, nämlich die der allgemeinen Herrschaft des sogenannten Wiener Romans.

Wenn wir den Inhalt des abgeschlossenen Semestres resumiren, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß eigentlich die größere Novelle da mehr vertreten ist, als der Roman, was seine natürliche Erklärung in dem Umstande findet, als der Herausgeber, sowol um seinem Publikum eine größere Anzahl literarischer Namen vorzuführen, als besonders, um sein Unternehmen vor aller Monotonie zu bewahren, sich dazu bewogen fühlte, lieber mehrere abgeschlossene Werke als zwei oder drei jener leider modern gewordener Bandwürmer in seinen Prospekt aufzunehmen, die es unter 10—12 Büchern und 5—6 Bänden nicht thun. —

Die Novelle aber ist unter den zwölf Bänden dieses Semesters unbedingt gut vertreten, am glänzendsten durch den Band Friedrich Gerstäckers „Aus der See," dessen Novellen-Trifolium mit Recht drei köstlichen, wundersam schönen Perlen zu vergleichen ist, aus der Tiefe der krystallnen See geholt. — —

Dem Vernehmen nach ist es dem Herausgeber gelungen, für den 11. Jahrgang nebst den Mitarbeitern des laufenden auch Ernst Willkomm, Alfo Horn, Leopold Kompert und Theodor Mügge, den Verfasser von „Tonsaint l'Ouverture, Afraja" ꝛc. zu gewinnen.

Dihlik. 2. Heft. Ein humoristisches Büchelchen, in böhmischer Sprache herausgegeben von A. Strauch und F. Geoß, nach Art der Knacheftle, des Iringulant u. dgl. in witziger Weise die Narrheiten und Schwächen des Tages geißelnd. Besonders erwähnenswerth sind die schönen und geistreich konzipirten Illustrationen der beiden bisher erschienenen Hefte, die von einem jungen strebsamen Künstler A. Mairner herrühren, der bekannt und beschäftigt zu werden verdient.

Briefkasten der Redaktion.

Das Rösselsprung-Problem des 4. Heftes haben noch gelöst: Frln. Pauline Janay Rotky in Chiesch; Frln. Jetty Roth in Wostratschim; Frln. A. P. in Kiowi. Die Herren: Josef Köhler, Stiftskleriker in Osseg; Franz Braulik in Zlieb; Johann Liebiger, Stadtarzt in Großbittesch (Mähren); Ernst Karl in Sudon (b. Teplitz); Ignaz Lang in Podlin; Rudolf Pissl, Buchbinder in Landskron; H. Brandhorst in Thomasreith (Ob. Oesterreich).

Die Rathselaufgabe des 5. Heftes haben gelöst: Frln. Antonia Wojaczek in Barischau; Frln. Amalia Pstroß, Gutsbesitzerstochter in Schloß Raschowitz; Frln. Karoline Anton, Industriellehrerin in Tabor; Frln. A. P. in Kiowi. Die Herren: Ignaz Engel, k. k. Zuzmch. Kommissär; Eduard Slawik, gräfl. Kaunitz'scher Kassier; B. Welsch; F. J. Suchánek, Comptoirist; Anton Rott, Wolfgang Neumeyer, Karl Köhler — in Prag; J. Jordon in Bielgl (b. Tetschen); Heinrich Czernay, k. k. Steueramts-Assistent in Strakonitz; F. und A. S. aus Sandau; J. R. aus Politz; Karl Hedanek, Realitätenbesitzer in Trzibitz; W. Barta in Swietla; Anton Suchardek, Gastwirth in Smititz; Josef Köhler, Stiftskleriker in Osseg; P. Franz Papak, Kaplan in Dubenetz; Raimund Richter, Forstadjunkt in Teplitz; A. J. Brunner in Leipa; Ed. Mahela in NiederölS; Leopold Löbel, Buchbinder in Chiesch; J. Hartl, Unterlehrer zu Feldsberg; Emanuel Keller in Bielohrad; J. Krnch in Blatna; J. N. Fechtner in Woken; J. Stöger, Gutsverwalter in Zeislamitz (Mähren); Theodor Hawelka, Wirthschaftspraktikant in Rozhovic; Theodor Gerjabek fürstl. Lichtenstein'scher Oekonomie-Eleve in Kaunitz; Vinzenz Zeeymillig, pens. Hauptmann in Olmütz (Mähren); Ignaz Merz, Oberförster in Mater; August Kreißl, Unterlehrer in Liebority; Josef Mayer, Rentamtsschreiber in Mies; Oswald Schramek in Schallan; Alois Gärtner, Schullehrer in Scheibenreit; Em. Porsche in Katschendorf; F. Franz, beim k. k. Steueramte in Auffig; J. S. Braun, Privatlehrer in N. Oetting; F. J. Kwapil in Budweis; J. Kohler in Tischnowitz (Mähren); Konrad Süsser, Kaufmann in Oberlichwe; Vinzenz Konkil, k. k. Kreisgerichts-Accessist in Olmütz (Mähren); Eduard Wagner, Provisor in Tyß; Eberhard Werner, Lehrer; Alexander Heinzel, Handlungskommis in Wiesen; Ludwig Navorra, Pfarrer in Zazany (Galizien); Franz Zwonarz, Forstadjunkt in Hauenstein; Jos. Karel in Neupaka; Ignaz Ludwig, Werkführer in St. Georgenthal; Gabriel Reik, bezirksämt. Dinenist in Trautenau; A—g. F—r—sch in Sch. (Teplitz); Franz Schmelser in Landskron; Frl. Pauline Tobiasch in Manetin; Herr Moriz Löwy in Manetin.

Josef Herzog, Oekonomie-Beamter in Hoeka, hat uns die Lösung in Versen; K. G. Meyer aus Kaaden auf folgende humoristische Weise eingesandt:

Die Bauersfrau und der Arzt.

Kommt Doktor, helft! es hat ein „Schlag" getroffen
So eben meinen lieben Mann
Dort hier am Ohr; es steht die Wande offen,
Legt eilig einen „Umschlag d'ran. —
Der böse Hans mußt' längst 'nen „Anschlag" haben,
Er ging mir so verstört herum;
Denn was wir nedlich ihm als „Abschlag" gaben,
Macht' ihn auf kurze Zeit nur stumm. —
Nun liegt hier im „Verschlag" mein armer Mann!
Dies schmerzt mich, schwaches Weib; doch denken
Will ich im kräft'gen „Einschlag" immer d'ran,
Und Hausen nie den „Zuschlag" schenken.

Hrn. J. Z. in P. (Ungarn). — Sie scheinen die Macht des Wortes nicht in ihrer vollen Ganze zu würdigen. Sicher ist die Wirkung des Wortes, wenn es nur zur rechten Stunde über die Lippen strömt. Es ist ein Seraph, der mit leichten Schwingen über Berge und Meere schwebt, um in die Herzen wilder, zügelloser Völker den Samen edleren und höheren Lebens zu senken. Es ist eine Furie, die in die Behausung der Friedsamen stürzt und ihnen die Knallzugeln der Zwietracht und Zerrissenheit in das Angesicht wirft. Es ist ein Pfeil, der die Schanzen kranker Vorurtheile und blöder Ansprüche durchbohrt, ein Strahl, der die Nachtstätten menschlicher Beschränktheit durchdringt. Hier ist es ein Engel, der mit der Miene himmlischer Ruhe und Freude in der einen Hand die Fackel des Lichtes und der Wahrheit, in der andern das Füllhorn innerer Beglückung hält; dort ein Damon, der die Drachenzähne des Verderbens mit heimtückischer List unter die Menschen schleudert. Unermeßlich ist die gute und böse Macht des Wortes.

Hrn. B—r— in P. — Das eine Gericht athmet kräftiges Gefühl, gläubiges Gottvertrauen und erhebt sich in einzelnen Momenten auf den Schwingen andächtiger Begeisterung sogar bis zum Hymnus. Wir sagen: in einzelnen Momenten; denn mitten durch den Gesang glühendster Andacht fährt plötzlich ein schriller Ton fröstelnd kalter Nüchternheit. Das andere Gericht besitzt nur dann einen Werth, wenn es seinen Zweck erreicht hat; und da junge Mädchen auch junge warme Herzen im frühlingsheitern Busen tragen, so sind sie gewöhnlich die liebenswürdigsten aller Kritiker und sehen bei den Gerichten, die ihnen angethan werden, mehr auf den guten Willen als auf Gedankenreichthum und Formvollendung.

Hrn. J. R. F. in W. — Werden Sie bescheidener, lernen Sie deutsche Orthographie und Grammatik, verschaffen Sie sich ferner Talent — und wenden Sie sich dann erst mit Ihren Manuskripten an Redaktionen.

Hrn J. G. in J. (Schlesien.) — Wir wissen ja noch nicht, ob die Arbeiten für uns verwendbar sein werden, und können daher keine andere Antwort geben als: Senden Sie uns dieselben frankirt ein. An Ihren Produkten allein wird es liegen, daß Sie abgedruckt oder zurückgesendet werden.

Hrn. G. R. J. in O. (Mähren). — Wenn Ihnen das 5. Heft spät zukam, so wollen Sie dies freundlichst entschuldigen. Zuweilen treten unvorhergesehene Hindernisse ein, die trotz dem besten Willen nur der Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel nicht sogleich behoben werden können. Es soll jedoch nicht mehr vorkommen.

☞ Im nächsten Hefte bringen wir eine vorzügliche Novelle: „Der Zigeunerbönig bei Klausenburg" von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Digitized by Google

Was iſt ein Groſchenbrod?

„Nichts Neues, lieber Freund?“

„Nichts von Bedeutung; aber ein hübſches Räthſel weiß ich. Sagen Sie mir: Was iſt ein Groſchenbrod?“

„Ein Groſchenbrod? Nun, das iſt halt ein Groſchenbrod.“

„Nichts da! Ein Groſchenbrod iſt ein ſehr kleiner Beweis von der großen Kunſt der Bäcker.“

Wie man Kinder wenig eſſen lehrt.

„Warum haſt Du denn Deine Kinderchen nicht mitgenommen?“

Luft zehrt, Bewegung zehrt, ohnedies erfreuen ſie ſich eines horrenden Appetits — ich bitte Dich, wohin käm' ich bei der theuren Zeit, wenn ich ſie gar noch ſpazieren führen wollte! Im Gegentheil, ich hab' ſie zu Hauſe angebunden, damit ſie ja keine Bewegung machen.

Nächſtenliebe.

„Herr Jeſes! Herr Jeſes! der ſtirbt mir gar — und hat noch ſei Zech nit bezahlt!“

Ein braver Ehemann.

„Wie, Du kommſt nicht mit auf die Jagd?“

„Ach, liebe Freunde, 's geht leider nicht. Meine Frau iſt mit dem Herrn Lieutenant auf's Land gefahren, mein Seppi hat Zahnſchmerz, Tildchen thut der Bauch weh — nu da muß ich bei den Kindern bleiben.“

Digitized by Google

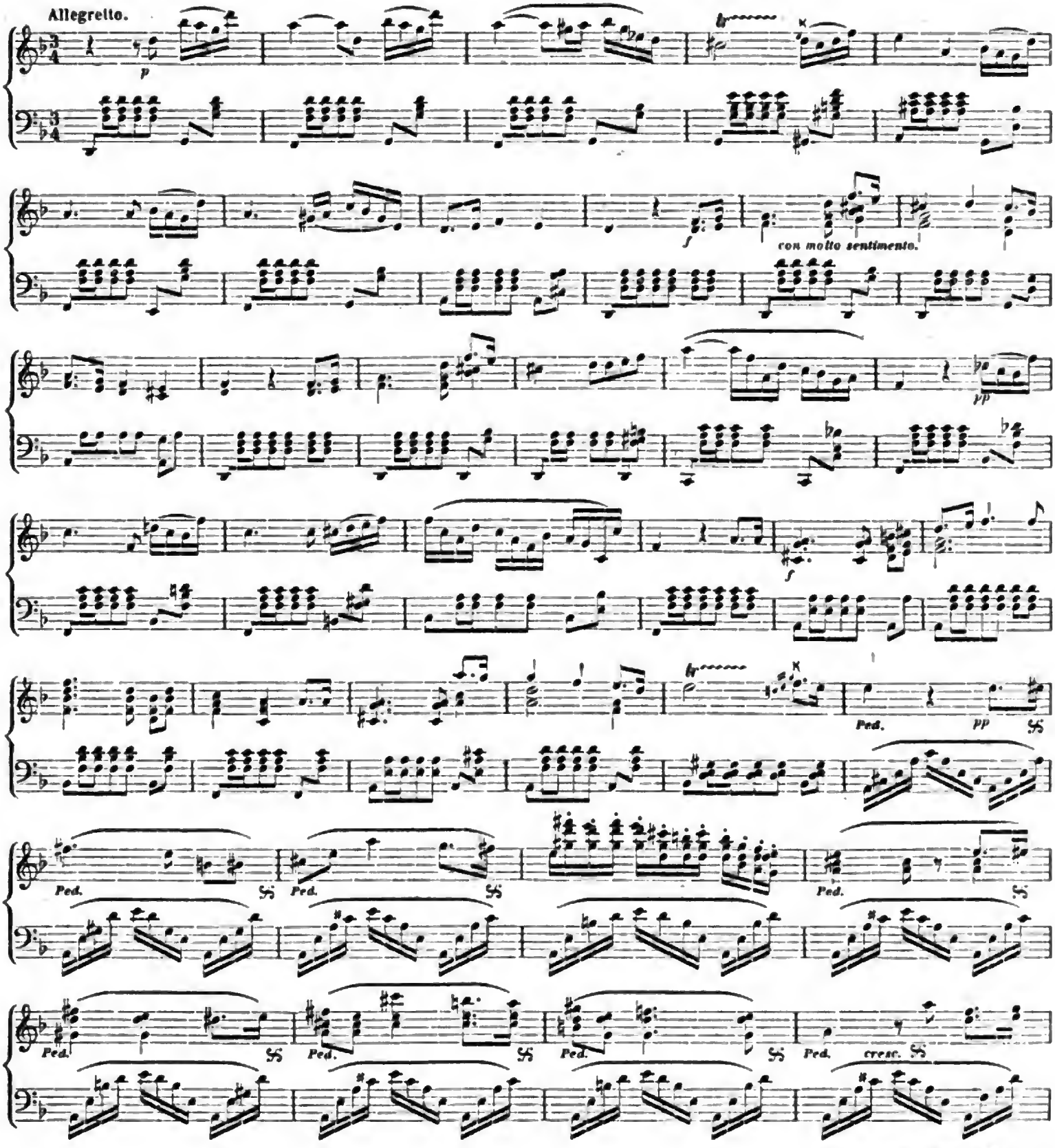
Digitized by Google

Digitized by Google

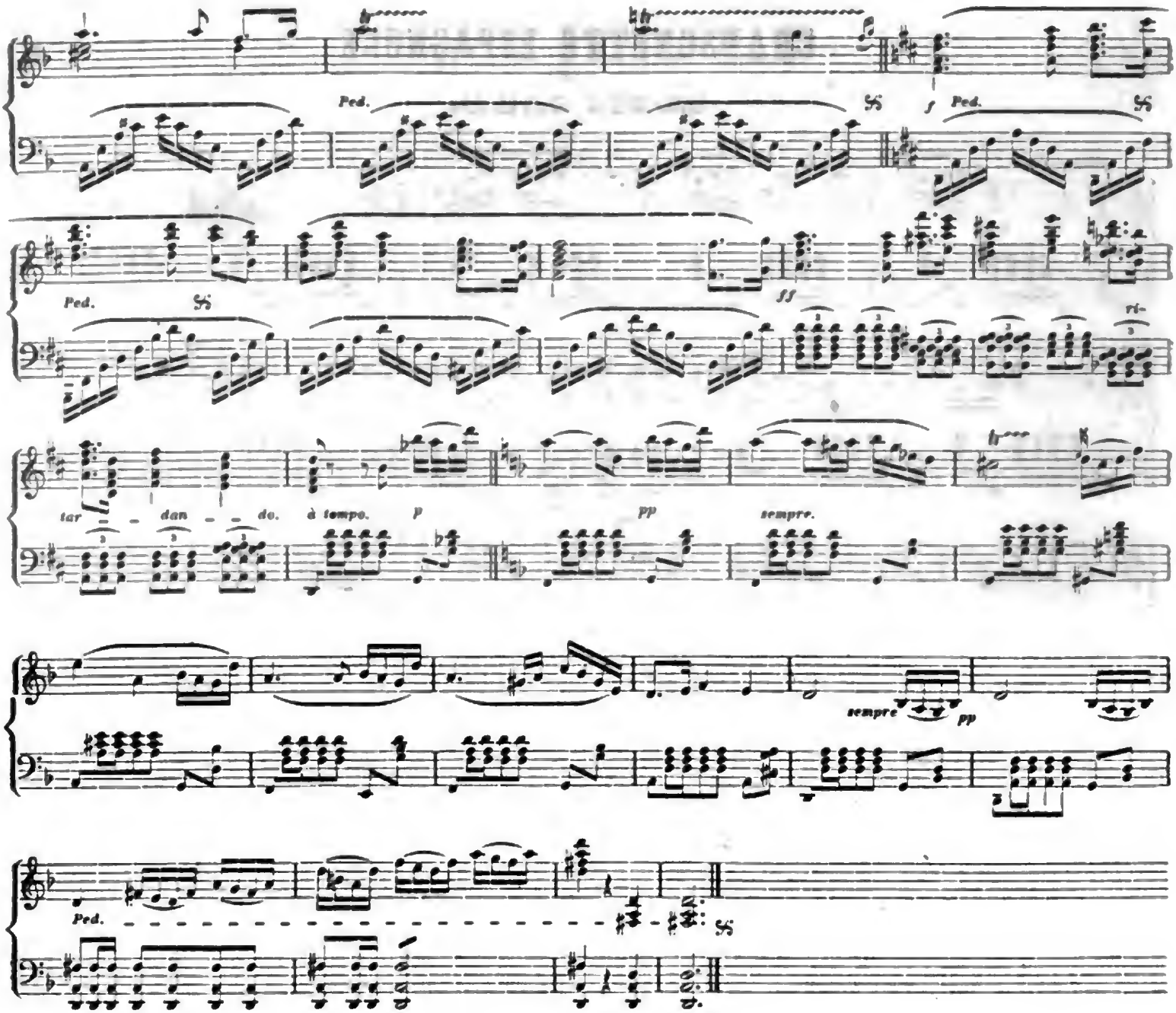
CHANSONETTE ESPAGNOLE

PAR

LOUIS SAAB.



Digitized by Google



Digitized by Google

Der Zigeunerkönig bei Klausenburg.

Novelle von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Mit einem Originalholzschnitt.

Klausenburg, früher die Hauptstadt Siebenbürgens und der Hauptort des Landes der Ungarn, ist eine kleine hübsche Stadt mit etwa fünfundzwanzigtausend Einwohnern, und liegt in einem allseitig von Anhöhen beherrschten Thale am Szamosflusse. Die Ungarn nennen es Kolosvar, bei den Rumänen oder Walachen heißt es Klus. Seine Gebäude bilden ein großes Viereck, in dessen Mitte sich eine alte gothische Kirche befindet. Klausenburg besitzt ferner ein akademisches Lyceum mit einer nicht unbedeutenden Bibliothek, ein paar Kollegien und ein Waisenhaus. Bekannt sind seine Tuchwebereien, sehr belebt seine Pferdemärkte. An Markttagen herrscht auch ziemlich reges Leben in der sonst so stillen Stadt: pflegen doch Roßtäuscher und Landleute den Erlös meist am Branntweinfasse durchzuschlagen.

Sämmtliche Straßen munden in einen rechten Winkel, oder besser gesagt, in das erwähnte Viereck, und wurden dieselben nach magyarischem Geschmacke sehr breit angelegt; dagegen weisen die Häuser, die übrigens sehr hübsch gebaut sind, meist nur ein Stockwerk, und von mehr als zwei Etagen ist vollends nirgends die Rede. Die alten Wälle und Thore, welche der Stadt einst zu dem Rang eines Bollwerkes verhalfen, stehen noch größten Theiles auf dem alten Fleck Erde, wurden aber bis in die neueste Zeit hinab schauerlich vernachläßigt. Der Szamosfluß strömt nicht durch Klausenburg, und thut wohl daran, denn bei seinen vielen plötzlichen Ueberschwemmungen könnte es eines Tages leicht geschehen, daß er einen ganzen Stadttheil mit sich hinwegschwemmte. An seinem andern Ufer liegt freilich ein Stück der Hauptstadt, wenn anders eine sorgfältige Auswahl der elendesten Hütten, welche den dortigen Hügel bedecken, diesen Namen verdient. Es sind fast durchwegs Höhlen, die man in den weichen Sandstein gegraben und mit einem Strohdach oder der vorgeneigten Thür versehen hat. Dieser Nothplatz ist blos von Zigeunern und Hunden bewohnt. Letztere sind in der Mehrzahl, und ein Fremder hüte sich,

Digitized by Google

unbewehrt unter die biſſigen Beſtien zu gerathen. Unter unſerm Schutze wird jedoch der geneigte Leſer ſpäter dieſe Schanſtätte des Elends fahrlos durchwandern.

Obgleich nun Klauſenburg eigentlich keinen Anſpruch auf das Prädikat einer europäiſchen Hauptſtadt machen könnte, ſo beſitzt es doch mehre ſtattliche Gebäude, die auch in Paris und London gefallen würden, als die Paläſte der Grafen Banffy, Rhedey, Csáky, Bethlen, Eßterhazy und Alvinczy, endlich ein altes ungariſches Theater. Vorderhand haben wir aber auch hier keinen Beſuch abzuſtatten, ſondern unſern Weg nach dem adeligen Kaſino einzuſchlagen, das zwar nach dem Muſter des Peſter Klubbs gleichen Namens begründet worden, aber demſelben an Eleganz und Komfort bedeutend nachſtand. Wenigſtens war letzteres noch vor ungefähr zehn Jahren der Fall. Zudem lagerte in den Gemächern desſelben meiſt eine dichte, nebelhafte Schichte Tabakqualm, welche ſich mit dem Athmungsorgane fremder, zufällig dort einſprechender Touriſten durchaus nicht vertragen wollte. Der Siebenbürge iſt einer der ſtärkſten Raucher der Welt, der eigentliche Ungar ein Kind, der Deutſche ein Säugling dagegen; der Siebenbürge raucht den ganzen Tag über, im Gehen, zu Pferde, ſelbſt im Schwimmen, bei Imbiß und Gelage, vielleicht mitunter ſogar beim Küſſen. Ein junger Edelmann erzählte uns, er laſſe ſich von ſeinem Heiduken jeden Morgen eine friſch geſtopfte, eben angebrannte Meiſe oder eigentlich das Mundſtück ihres Rohres, in den Pfund ſtecken, um den geliebten Geſchmack ſo zu ſagen noch im letzten Schlafe zu überkommen. Man male ſich jetzt die Rauchwolke im Klauſenburger Kaſino, zumal in einer Zeit, wo die prachtvollen, dauerhaften Meerſchaumpfeifen noch nicht von der koketten Zigarre aus der Havannah verdrängt worden waren.

Ein ſolche Rauchwolke, aus ſtattlichen Meerſchaumpfeifen entquollen, oder aus köſtlichen Cſibuks gegen die Saaldecke geblaſen, lagerte auch an dem Abend, da unſere Geſchichte beginnt, in den Räumlichkeiten des mehrgenannten Kaſino, nur daß ſie ſich einer noch bedeutendern Dichte als gewöhlich erfreute, da Mitglieder des adeligen Klubbs von den benachbarten Edelhöfen in großer Anzahl eingeſprochen. Grund dieſes maſſenhaften Zuſpruchs waren die Taſchenſpielerkünſte eines ſtämmigen Zigeuners, der nebſtbei der berüchtigten Mademoiſelle Lenormand in Paris in das Handwerk zu pfuſchen und ſich des Wahrſagens zu befleißigen pflegte. Beſagter Flüchtling aus Egypten ſtand in den beſten Mannesjahren und konnte bei ſeinem gedrungenen Wuchſe, dem geiſtvollen, wenn auch von der Sonne über die Gebühr verbrannten Geſichte, bei dem prachtvollen Haargelocke, dem mächtigen Schnurrbart und den blendend weißen Zähnen als Schönheit gelten, nur daß ſein kohlſchwarzes Auge zuweilen ſo unheimlich zu leuchten begann, daß man ſich ihm gegenüber von einem ſpukhaften Schauer beſchlichen fühlte. Namentlich funkelten ſeine Blicke wahrhaft dämoniſch, wenn eben eine unheilvolle Weisſagung von ſeinen Lippen rauſchen wollte. Uebrigens taugte dies gerade zu ſeinem Gewerbe, und für einen ſchüchtern hinwegeilenden Kunden drängten ſich zwanzig neue Wißbegierige zu ſeinem Kartenorakel.

So war es auch an dem erwähnten Abend der Fall.

Als Ausnahme gab ſich ein junger Edelmann, den wir Bela nennen wollen. Bela galt ſonſt als Brennpunkt der Geſellſchaft, namentlich ward er als Erzähler zu den Dichtern erſten Ranges in ſeinem Vaterlande gezählt. War es nun Aerger über die ſiegreiche Nebenbuhlerſchaft des Zigeuners oder eine tiefer liegende Urſache, kurz der arme Edelmann, aber reiche Poet hatte ſich in ein Seitenzimmer geflüchtet und zog ſich daſelbſt bei einer Flaſche echten Champagners ein Siebenbürger Leibgericht zu Gemüthe. Es waren Waldſchnecken. Man pflegt ſie in Transſylvanien nebſt einem würzigen Füllſel zu hacken, gibt ſie dann wieder in die mittlerweile gereinigte Schale und bringt ſie ſo auf die Tafel. Dieſe Waldſchnecken, die man füglich die ſiebenbürgiſchen Auſtern nennen könnte, ſind ſo beliebt und geſucht, daß in manchen Gegenden weiland das Landvolk ſeine Abgabe an die Herrſchaft ſtatt in Eiern und Hühnern, in Schnecken entrichten durfte.

Bela gelangte eben an den Grund der ziemlich geräumigen Schüſſel, als ſein Jugendfreund, Graf Imre, mit haſtigen Schritten in die Stube eilte. Imre war in Wahrheit ein bildſchöner Mann, zudem im Punkte der Toilette das Vorbild der geſammten ſiebenbürgiſchen Magnatenwelt, Grund genug, daß er als würdiger Nachfolger des eleganten Herzogs von Lanzun wie des galanten Don Juan bezeichnet wurde. Sein Jugendfreund begrüßte ihn mit ein paar Scherzworten, und hieß den Aufwärter raſch noch ein paar Flaſchen Kreidewein herbeiholen.

„Sage mir um des Himmels willen," begann der Graf, ſich in einen Stuhl werfend, „was Dich bewogen, mich in einem drei Seiten langen Schreiben um ein Stelldichein zu bitten und zu beſchwören, das noch im Laufe des heutigen Tages ſtattfinden ſolle und müſſe?!"

„Das wirſt Du ſchwerlich errathen."

„Anfangs glaubte ich, es handle ſich um Deine leidige Börſe, dieſem würdigen Seitenſtück zur Geneſis, zur Schöpfungsgeſchichte, da es ſich auch hier darum dreht, aus einem Nichts etwas zu erſchaffen; da aber — —"

„Könnte mir nicht beifallen," entgegnete Bela mit herzlichem Gelächter, „ein Anleben bei Dir eröffnen zu wollen; weiß ich doch, daß mein Freund Graf Imre nur deshalb alle Segel nach dem gelobten Lande der heiligen Ehe ausſpannt, um den häßlichen Manichäern zu entrinnen, die ſeine geſammten Edelſitze und Gehöfte mit ſo bedeutenden Pfandforderungen belaſtet haben."

„Schweig, Bruder Liederlich!"

„Auf daß uns Niemand höre! Sei außer Sorge! Gräfin Etelka, Deine ſchöne Braut, wohnt auf ihrem benachbarten Gute, und was den hier verſammelten jungen und alten Adel anbelangt, ſo weiß jeder, auf welch ſchwanken Füßen es mit Deiner gräflichen Herrlichkeit zu ſtehen beginnt."

„Genug der Worte! Zur Sache, wenn ich bitten darf. Was willſt Du von meiner ſchwankenden Herrlichkeit?"

„Ich habe Dir einzig meine neueſte Novelle vorzuleſen."

„Eine Novelle? Biſt Du von Sinnen?"

„Keineswegs! Ich bin trotz jener geleerten Champagnerflaſche nüchtern wie eine Kirchenmaus."

„Alberner Scherz! Ich gehe."

„Bleib bei mir, Max! Ich kann's nicht glauben, daß mich der Max verlaſſen will!"

„Bleib mir vom Leibe mit Deinen Citaten! Erkläre Dich kurz und bündig."

„Höre mich an! Es mögen etwa vier Tage ſein, daß ich mich in einer abſcheulichen Gegend, kurz an dem Rand der Verzweiflung befand. Mein letztes Beſitzthum drohte

Digitized by Google

in Folge eines fälligen namhaften Wechsels in fremde Hände überzugeben. Wie gesagt, ich verzweifelte, und doch stand mir werkthätige Hilfe näher denn je. Hast Du Walter Scott's Roman „der Sterndeuter" gelesen?"

„Allerdings."

„Dann wirst Du auch ohne nähere Beschreibung wissen, wie die alte Bettel aussah, die mich am Morgen des Verfallstages mit ihrer häßlichen Gegenwart beehrte. Es war ein wahres Prachtexemplar der erwähnten schottischen Hexe, nur daß sie aus dem Zigeunerdorf am andern Ufer des Szamosflußes zu stammen vorgab, was allerdings wahrscheinlicher klingt als die hochländische Abkunft."

„Eine Zigeunerin? Was wollte sie von Dir?" rief Imre, aufmerksam werdend.

„Nichts wollte sie von mir, im Gegentheil wies sie den fälligen Wechsel vor und meinte, er könnte um ein sehr Billiges wieder in meine Hände gelangen. Um es kurz zu machen, sage ich Dir einfach, daß die Hexe keine weitere Honorirung meiner Schuldverschreibung forderte, als eine nette Novelle aus meiner Feder, die jedoch binnen vier Tagen nicht blos vollendet sein, sondern Dir auch feierlichst vorgelesen sein müßte."

„Mir vorgelesen?"

„Ich gab mein Ehrenwort, und bin eben im Begriff es vollends einzulösen."

„Warum so spät?" frug der Graf mit auffallender Fügsamkeit.

„Weil ich trotz allem Fleiß erst heute Nachmittags mit meiner Aufgabe zu Ende kam. Wie dem sei, Du staunst nicht über den Wunsch der Zigeunerin?"

„Lies, um des Himmels willen, lies!"

Bela schüttelte zwar verwundert den Kopf, zog aber ohne weiteres Säumen ein ziemlich dünnes Manuskript hervor, darin die fragliche, nach kurzen Angaben der Zigeunerin verfaßte Novelle niedergeschrieben worden. Sie war betitelt „Eine entblätterte Rose" und lautete:

Der Frühling war in das Land gekommen mit lindem Wehen, und lockte Knospen und Blümchen aus den Gesträuchen und Bäumen, und grüne saftige Halme aus den Waldwiesen. Der riesige Forst, so weit ihn das Auge zu überschauen vermochte, prangte hochherrlich in seinem schönsten Schmucke. Vögel zwitscherten, Libellen schwirrten, Bienen summten und Schmetterlinge flatterten wie geflügelte Blumen über die plätschernden Bäche. Alles athmete Freude, und auch der junge Edelherr, dem die gewaltige Waldung zu eigen, schritt in rosiger Stimmung durch die lieblichen Laubgänge.

Und doch sollte die friedliche Gegend in der nächsten Minute die Schaustätte einer entsetzlichen Szene werden. Der Edelherr bog eben um eine Waldecke, als plötzlich ein ungeheurer Bär aus einer Felsenspalte am Wege auf ihn zutrabte. Meister Petz hatte das Menschenkind schwerlich hier zu treffen vermuthet, denn er stutzte sichtbar bei seinem Anblick, und auch sein künftiger Gegner war so mächtig erschrocken, daß er ein paar Augenblicke unbeweglich stand und kaum an den Gebrauch seiner Kugelbüchse gedachte. Die Begegnung war zu plötzlich gekommen, auch war der Bär, wie gesagt, ein Ungethüm von furchtbarer Größe. Endlich ermannte sich der Edelherr, riß die Büchse von der Schulter und drückte ab, leider ohne eben sehr achtsam zu zielen. Kaum daß der Schuß knallte, stieß der Bär, von der Kugel gestreift, ein grimmiges Geheul aus und stürzte wie rasend gegen den unbesonnenen Waidmann. Natürlich rannte dieser beflügelten Fußes den Waldpfad zurück; aber der Bär war weit schneller, und in kürzester Frist fühlte sich der Unglückliche von den Tatzen des Unthieres gefaßt und zu Boden geschleudert. Sein Kopf schlug gegen einen Felsen und der schmetternde Sturz raubte ihm fast den letzten Rest Besinnung. Das zottige Fell des Thieres streifte seine Hände, sein blutrother Rachen fletschte über dem kreideweißen Menschenantlitz, sein Gebrüll schallte schauerlich in das Ohr des Opfers, und blitzähnlich fuhr der Gedanke durch die Seele des Jägers: „Du bist verloren!"

Wo die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten!

Da brach es hastig aus dem Dickicht, grauweiß und zottig, mit funkelnden Augen, da schlug es mächtig an, weithin das Echo im Walde weckend. Es waren zwei gewaltige Thiere von der tapfern Race der ungarischen Wolfshunde, mit dem Kampfe mit den Ungethümen der Wälder und Haiden vertraut, in den Gefahren der Wildniß aufgewachsen. Unter heftigem Gebell, mit gesträubtem Haar warfen sich beide zugleich auf den Bären, faßten ihn in den Weichen und verbissen sich dermaßen in das Fell des Unthieres, daß es von dem Waidmann ablassen mußte, laut aufheulend vor Grimm und Schmerz. Mit wüthender Anstrengung suchte sich der Bär seiner Gegner zu erwehren, schlug mit den Vordertatzen, schnappte mit dem Rachen, wälzte sich auf dem Boden oder riß die Hunde in wilden Sätzen bald hierhin, bald dorthin. Sie hatten aber den Angriff zu gut gewählt, als daß sie von den Tatzen und Zähnen des Bären erreicht werden konnten, sie hielten zu fest, als daß sie Meister Braun gänzlich abzuschütteln vermochte. Auch war ein weit gefährlicher Gegner nahe.

Wer mochte es sein?

Ein weibliches Wesen in fantastischer Tracht! Eine Waldfei? Nein, ein schlankes Zigeunerkind! Die seltsame Erscheinung eilte raschen Laufes zu dem Edelherrn, ergriff die Kugelbüchse und Waidtasche des Jägers, lud erstere mit sicherer Hand und harrte nur eines günstigen Augenblickes, um dem Bären eine tödtliche Ladung Blei zuzusenden. Das war jedoch ein schwieriges Stück Arbeit, denn Bär und Hunde kugelten so bunt durcheinander, daß die Zigeunerdirne keinen sichern Schuß abfeuern, oder wenn sie es wagte, eben so gut ihre treuen Thiere als Meister Petz treffen konnte. Der verunglückte, noch immer halbbetäubte Waidmann sah in stummer Seelenangst dem Ausgang des furchtbaren Kampfes entgegen. Schon schien die Kraft der Wolfshunde zu erlahmen, schon heulten sie zeitweise, von den Tatzen ihres gewaltigen Gegners gestreift, jämmerlich auf, nahe war bereits der Moment, wo sie das Unthier sieghaft abzuschütteln vermochte; gerade aber als es sich zu einer entscheidenden wüthigen Anstrengung hoch emporraffte, da trat das Kind der Wildniß hart an das Ungethüm heran, legte die Mündung des Laufes an sein Ohr und schoß, und wie vom Blitz getroffen stürzte der Bär zusammen und verendete unter schauerlichem Röcheln.

Und was nun weiter?

Sylvane, also hieß die Retterin; und sie war wunderlieblich anzuschauen, diese Tochter der Wildniß, in ihrer fantastischen Tracht, mit den Armspangen von Korallen, mit dem Gürtel von vergoldetem Silber, mit dem Rosengewinde auf der Stirne, mit den mächtigen und doch so sonnigen Au-

Digitized by Google

gen, mit weißen Perlenzähnen, nur eigen ihrem Volke. Am schönsten aber hob sich ihr herrliches Haar. Es entrollte sich in so dichten Wellen, daß man versucht war, sein Wachsthum künstlichen Mitteln zuzuschreiben. Sie konnte sich buchstäblich mit diesem Haare wie mit einem wallenden Gewande bedecken, es überschritt weit ihre Füße, und hatte das Zigeunerkind nicht Zeit, diese üppigen pechschwarzen Flechten aufzubinden, so schleppte es seine Haare, wie ein Mantelblatt hinten her schwimmend, auf der Wiese nach. So war es auch an jenem Tage der Fall, da ihr die Kämme in der Hitze des Kampfes mit dem Unthiere des Waldes entfallen.

Der Edelherr glaubte zu träumen.

Sein Erstaunen wuchs noch mehr, als ihn Sylvane nach ihrer benachbarten Klause geleitete. Ein geheimer Pfad führte nämlich an eine kaum sichtbare Felsenspalte, durch die man in ein liebliches, wenngleich enges, blumiges Thal gelangte. Ein einsames, schlichtes Gehöfte zeigte sich in der Mitte des Thalgefildes. Schlicht? Ja, so gab sich seine Außenseite, im Innern aber, namentlich in dem Gemache Sylvanens, herrschte fast morgenländische Pracht. „Ihr Bruder," meinte die Liebliche später in einer zärtlichen Stunde, „sei Zigeunerkönig, und das wolle mehr besagen, als das überklinge und doch so blöde „blanke Volk" in den Städten ahne." Es fehlte dem Prinzessenkinde der Wälder auch nicht an weiblicher Bedienung, noch an mütterlicher Ueberwachung. Kauerte doch in einem Lehnstuhl am Herde eine uralte, verwitterte Gestalt in unheimlicher Häßlichkeit. Es war Sylvanens Großmutter.

Die Alte des Thales war aber zu nachsichtig gegen ihr Kindeskind.

Viel zu nachsichtig! Auch wußte der Waidmann die Rolle der Schlange im Paradiese nur zu trefflich zu spielen. Liebe ist blind, wer blind, der glaubt, und ach, Sylvane liebte mit all der Gluth echtmorgenländischer Raçe, und deshalb träumte sie auch, das einsame Gehöfte sei zu einem Feensitz in den Gärten Edens geworden. Wenn der müde Tag seine sonnige Krone in das Laubwerk des Gebirges fallen ließ, die Abendnebel kamen und schwanden, wenn der Mond dann sein silbernes Licht auf die stillen Gefilde niedergoß, als wolle er sagen, nun sei er Herr der Erde, aber uebstbei ein schirmender, besorgter Vater; wenn dann im Walde die Bäume wie im seligen Traume mit den Zweigen lebhafter rauschten, die Blumen stärker und würziger dufteten, wenn endlich die Nachtigall zu schlagen begann und in wenigen, aber bezaubernden Tönen erzählte, wie die Rose die einzige Sorge des Frühlings sei, und Liebe der Herzen erste und letzte Pflicht: dann sank auch für zwei verliebte Menschenkinder ein Stück Himmel hernieder, mitten zwischen die wilden Kastanienbäume an der Klause in den Bergen fiel es hinein, und der Mond warf nunmehr all seinen Schimmer auf die Wipfel jener Bäume, dichter und dichter, auf daß die in seinem mächtigern Glanze erbleichenden Sterne nichts zu erlauschen, nichts zu plaudern hätten; dann kam für jene Menschenkinder jene gottvolle Stunde, wo man an dem Mund seiner Liebe den nächsten Weg zu dem verschollenen Paradiese findet, und es Lüge nennt, die heiligen Engel hätten dasselbe nach dem Sündenfalle am Apfelbaum liebend nach einem fernen Gestirne getragen.

Und ach, es ist doch keine Lüge!

Wenn der Falter den süßen Duft der Rose des Längern verkostet, dann treibt es ihn nach andern jüngern Blumen, und er nimmt sich nicht einmal die Mühe, die Abschiedsszene so wenig bitter als möglich zu gestalten. — Das liegt so in der Natur des Schmetterlings. Die Männer halten es in der Mehrzahl wie dieser geflügelte Don Juan der Lüfte, ja, auch sie pflegen nur selten das Erkalten ihres Herzens schonungsvoll zu bemänteln. Der Edelherr war keine Ausnahme von der Regel. Seine Küsse wurden nach kurzen Flitterwochen so eisig, daß es Sylvanen dabei in der tiefsten Seele fror. Als sie ihm endlich eines Abends halb wehmüthig, halb zärtlich gestand, wie sich ein neues junges Leben unter ihrem Herzen zu regen beginne, da wendete er sich sichtbar betroffen von der Tochter der Wildniß ab, faßte sich dann und heuchelte stille Freude; als aber der nächste Abend kam, da wollte das Stück Himmel nicht hineinfallen mitten zwischen die wilden Kastanienbäume an der einsamen Klause in den Bergen, und er, bei dessen Erscheinen sonst dieses Wunder vor sich zu gehen pflegte, ließ vergeblich auf sich harren und warten.

So vergingen ein paar qualvolle Tage, und eines Morgens brachte ein Zigeunerknabe, den man als Kundschafter nach dem Edelhofe gesandt hatte, die entsetzliche Kunde, der treulose Waidmann habe eine Lustreise nach einer fernen Weltstadt angetreten, und unbestimmt und ungewiß sei die Stunde seiner Rückkehr.

Und was nun weiter?

So fragen wir zum zweiten Male.

Das Weitere weiß nur Gott über den Sternen und sein Stellvertreter auf Erden:

Der Rächer!

Also endete Bela die räthselhafte Novelle.

„Was sagst Du," sprach er, „zu diesem neuesten Produkte meiner Muse; ist es nicht ein hochpoetisches Geisteskindlein?"

„Allerdings," antwortete Imre sichtbar erschüttert.

„Findest Du den Ursprung dieser Novelle nicht höchst bizarr, ich möchte sagen, wunderbar? Eine uralte Zigeunerin honorirt sie mit der Einlösung eines namhaften Wechsels und liefert sogar die Daten zu dieser erotischen Geschichte."

„Vielleicht war Sylvane ihr Kindeskind?"

„Und woher nahm die Alte die Menge klingender Münze?"

„Ist ihr Enkel nicht Zigeunerhauptmann? Deine Novelle selbst sagt, dies habe mehr zu bedeuten, als das „blanke Volk" in den Städten ahne."

„Und warum mußte die Dichtung binnen vier Tagen vollendet werden?"

„Weil ich morgen in Angelegenheiten meiner Braut nach Wien zu reisen habe."

„Weßhalb mußte ich die Historie gerade Dir vorlesen? Unbegreiflich!"

„Im Gegentheil, das begreift sich am leichtesten."

„Am leichtesten?"

„Weil jener Waidmann, welchen der gewaltige Bär vor ungefähr einem Jahr bedrohte, niemand Anderer war als meine Wenigkeit."

„Also keine Dichtung, Wahrheit aus Deinem Leben?!"

„So ist es! Deßhalb frage ich Dich auch dringend, ob Du den Schluß Deiner Novelle aus eigener Phantasie

Digitized by Google

ſchöpfteſt oder nach den Daten der Zigeunerin niederſchreiben mußteſt?"

„Die Alte hatte auch bei dem Schluß die Hand im Spiele, nur daß ſie ihn in ziemlich verworrenen Worten ausdrückte."

„Dann heißt es raſch handeln. Jener ſonnenverbrannte Taſchenſpieler dürfte, wie mir ſcheint, Näheres von Sylvanen wiſſen."

„Vielleicht iſt er ſelbſt der Zigeunerkönig."

„Auch meine Anſicht! komm, es gilt den Racheplänen dieſes Geſindels vorzubeugen."

Mit dieſen Worten eilte der Graf in den großen Saal des Kaſino.

„Geſindel?" flüſterte Bela; „ja ſo pflegen Verführer die Verwandtſchaft gebrochener weiblicher Herzen, entblätterter Roſen zu taufen!"

Damit folgte er ſeinem Jugendfreunde.

Graf und Edelmann traten in dem Augenblicke in den Saal, als der Zigeuner, der ſo eben den erſten Theil ſeiner abendlichen Kunſtſtücke geendet, in ein anſtoßendes kleines Gemach eilte, das man ihm zur Schauſtätte ſeines ſybilliniſchen Gewerbes eingeräumt hatte. Dort pflegte er den Mitgliedern und Gäſten des adeligen Kaſino, jedes Mal jedoch nur einem Knaben, die Karten aufzuſchlagen, aus der Hand wahrzuſagen oder in nebelhaften Gebilden die Zukunft zu weiſen. Letzteres fand zwar nur ſelten ſtatt, es war aber dann wirklich bewunderungswürdig, mit welchem Scharfſinn, mit welcher Gewandtheit die männliche Pythia die einfachſten Dinge zu benützen wußte, um in dieſer Stube, wo ihn kein geheimer Genoſſe unterſtützen konnte, die wunderbarſten Ergebniſſe zu erzielen. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Stelldicheins mit dem Verkünder der Zukunft äußerſt geſucht waren, und beide Freunde mußten ſich daher faſt bis zum Schluſſe der heutigen Abendvorſtellung gedulden, bevor die Reihe an ſie kam. Sie hatten ausgemacht, daß Bela zuerſt eintreten und das Terrain recognosciren ſollte, da Imre ſpäter, darauf geſtützt, dem Zigeuner ſcharf zu Leibe zu gehen gedachte, kurz den Mitwiſſer des angeblichen Komplottes um jeden Preis entlarven wollte.

Der Zugang ward endlich frei.

Bela trat ein. Der Zigeuner hatte ſeinen hellrothen Mantel abgeworfen und erſchien in einem ſchwarzen, mit kabaliſtiſchen Zeichen geſchmückten Gewande. Die Beleuchtung des Gemaches beſtand aus einer dem Kaſino gehörigen ſilbernen Ampel, darin Weingeiſt brannte. Seine blaue Farbe erhellte die ſchwarz behangene Stube nur nothdürftig und verlieh dem Angeſicht des ſchlauen Beſchwörers das Kolorit eines Sterbenden. Auf einem Geſtelle, das einen Altar vorſtellen ſollte, aber geringe Aehnlichkeit damit aufwies, lagen Kartenblätter, Bilderrollen, und viele andere eben nicht ſehr myſtiſch ſehende Gegenſtände. Unter letztern befand ſich eine Räucherpfanne, darin der Zigeuner, als der Edelmann das Ziel ſeiner Zukunft zu ſchauen begehrte, eine Handvoll Wurzelwerk ſchleuderte. Ein dicker, faſt betäubender Dunſt, Rauch oder Nebel erfüllte das Gemach. Der Wahrſager zog mit Hilfe eines ſchwarzen und weißen, mit Todtenköpfen geſchmückten Bandes einen Kreis um den Poeten, ermahnte ihn ja nicht aus dieſer Umfriedung zu treten, und murmelte dann in morgenländiſcher Sprache ein paar Worte, die wol als Beſchwörungsformel gelten ſollten.

Bela harrte gelaſſen des weitern Verlaufes.

Der dichte Dampf wurde zu dünnem Nebel, dieſer gewann Geſtalt wie in den engliſchen Dissolving views, und ſichtbar ward die Abbildung einer bekannten hiſtoriſchen Szene. Sie ſtellte die letzte Stunde eines Kriegers vor, der mit unverbundenen Augen vor ein paar Rotten franzöſiſcher Schützen ſtand und unbekümmert um die blanken Gewehrläufe, die ſämmtlich nach ſeiner Bruſt gerichtet waren, Jener zu kommandiren ſchien. Bela lachte laut auf, da er ſich in ſeiner kaltblütigen Beſonnenheit erinnerte, wie hier nichts weiter zu ſchauen als ein bekannter Kupferſtich, der die Hinrichtung des Marſchalls Ney vorſtellte; auch hatte er nicht vergeſſen, daß ein Exemplar dieſes Kupferſtiches ſeit geraumer Zeit an der Hinterwand dieſer Stube im adeligen Kaſino zu Klauſenburg zu hängen pflegte.

„Alberne Spiegelfechterei!" rief er, „was hat dieſe militäriſche Exekution mit meiner Zukunft zu ſchaffen?!"

„Du wirſt," entgegnete ernſt der Zigeuner, „desſelben Todes ſterben, kurz kriegsrechtlich erſchoſſen werden."

Das Lächeln ſchwand haſtig von Bela's Lippen. Er ſchrak heftig zuſammen. Man muß nämlich wiſſen, daß der Poet einer geheimen Geſellſchaft angehörte und daher auf hochverrätheriſchen Pfaden wandelte. Wir wollen unſern Leſern bei dieſer Gelegenheit auch noch mittheilen, daß der Edelherr in der ſpätern Bewegungszeit in der That, und zwar verdienter Maßen, eines Todes ſtarb, welcher die obige Weisſagung keineswegs Lügen ſtrafte. Bei dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Bela nunmehr ſichtbar betroffen und erſchüttert nach dem großen Saal zurückwankte und ſeinem Freunde in ſeiner Beklemmung nicht die mindeſten Aufſchlüſſe zu geben vermochte. Graf Imre ward durch die Leichenbläſſe des Poeten noch mehr in dem Verdachte gegen den Zigeuner beſtärkt und beſchloß daher, noch emſiger auf ſeiner Huth zu ſein und zu bleiben. Auch langte er, bevor er in die Zauberſtube eilte, vorſichtig nach ſeinem Stocke, darin eine Dolchklinge verborgen war.

So ausgerüſtet erſchien er vor ſeinem muthmaßlichen Todfeinde.

Der Zigeuner empfing den Grafen mit auffallender Unterwürfigkeit, nur daß ſein unheimlicher Blick, wenn er ſich unbeachtet glaubte, noch dämoniſcher zu leuchten begann. Imre warf einen forſchenden Blick auf ſeine Umgebung. Es hatte ſich Manches geändert. Die Luft war mit Hilfe eines geöffneten Fenſters, das der Beſchwörer langſam ſchloß, ziemlich rein geworden. Die Behängung der Stube ſchien unverändert geblieben, doch ſtachen die künſtlichen Blumen, mit welchen das Geſtell oder der Altar geſchmückt worden, ſeltſam ab gegen das ringsumher herrſchende Halbdunkel. Auch ward der Kreis, in den der Graf treten mußte, von einem roſenrothen Bande gebildet, zudem ſtreute der Nachfolger der Pythia dies Mal echten arabiſchen Weihrauch auf die Kohlenpfanne. Sonſt blieb es bei der alten Beſchwörung, bei der früher erwähnten künſtlichen Nebelbildung.

„Was ſehen Sie?" lautete ſchließlich die Frage des Zigeuners.

„Ein ſonderbares Gewirre oder Gewebe."

„Blicken Sie ſchärfer hin!"

„Hölle und Teufel! Träume ich? täuſchen mich meine Augen?!"

„Was ſehen Sie?"

„Es iſt herrliches, pechſchwarzes Haar, das ſich in ſo

Digitized by Google

dichten Wellen entrollt, daß man versucht wird, sein Wachsthum kosmetischen Mitteln zuzuschreiben.

„Kennen Sie diese Haare?"

Bei diesen Worten warf der Beschwörer Wurzelwerk statt Weihrauch in die Räucherpfanne.

„Das ist das Gelocke Sylvanens!"

„Sie konnte sich," citirte der Zigeuner, „buchstäblich mit diesem Haare wie mit einem wallenden Gewande bedecken, es überschritt weit ihre Füße, und hatte das arme Kind nicht Zeit, diese üppigen schwarzen Flechten aufzubinden, so schleppte es dieselben, wie ein Mantelblatt hinten her schwimmend, auf der Wiese nach."

„Du hast Dich selbst entlarvt, Betrüger!" donnerte der Graf, die Dolchklinge entblößend; „bekenne, wer Dich gedungen?"

Mit dieser Drohung stürzte er auf seinen Gegner los.

„An diesen Haaren wirst Du sterben!"

Also rief trotzig der Beschwörer. Ein dicker, nunmehr wirklich betäubender Dunst erfüllte die schwarze Stube, die Ampel erlosch, das Gestelle wurde umgeworfen, der Graf führte in der dichten Finsterniß vergeblich ein paar Dolchstöße, Bela und ein paar Edelleute stürmten auf den Lärm mit Lichtern herbei; zu spät, der verdächtige Zigeuner war verschwunden, indem er durch eine kleine Seitenpforte entkam, die nach der Treppe führte, sonst gewöhnlich verschlossen blieb, heute aber von dem Wahrsager schon früher mit Hilfe eines Dietriches geöffnet sein mochte.

Es war ein kalter, feuchter Morgen. Man wußte noch nicht, wer Sieger verbleiben würde, die röthlich schimmernde Sonne oder die Maße Wolken, die sich unheimlich am östlichen Horizont gelagert hatten. Etwa zwei Stunden mochten vergangen sein, seit der Reisewagen des Grafen Imre die Straße nach der ungarischen Grenze eingeschlagen, als sich der Himmel noch mehr umwölkte und der Wind noch schneidender von den Bergen zu wehen begann. Der Kutscher hüllte sich fröstelnd in seine Bunda, hieb mächtig in die Pferde, und im scharfen Trabe ging es über den Bergrücken, der aus dem Hochwald in die Thalschlucht leitete; durchwegs zerklüftetes Gestein, hier ein Felsen hoch und breit, dort eine Kluft abschüßig und tief; Wegelagerer konnten sich keine tauglichere Stelle Erde zur Ausübung ihres lichtscheuen Gewerbes wünschen und wählen. Imre blickte besorglich umher. Er war mit ein paar tüchtigen Doppelpistolen bewehrt. Auch seine zwei Heiduken konnten ihrem Mann standhalten. Sie waren so zu sagen bis an die Zähne bewaffnet. Es ließ sich auch geraume Zeit nichts Bedrohliches gewahren, plötzlich aber hielt der Kutscher bestürzt die Pferde an, denn etwa vierzig Schritte vor dem Wagen, der eben um eine Ecke gebogen, sperrte ein umgestürztes Fuhrwerk die Waldstraße.

Diese Sperre bot jedoch nicht den geringsten verdächtigen Anblick.

Das Fuhrwerk war mit Mehlsäcken beladen. Zwei Männer, dem Ansehen nach ein Müller und sein Roßknecht, schienen überaus eifrig beschäftigt, die erwähnten Säcke abzuladen, um ihren Karren dann mit leichterer Mühe emporheben zu können. Imre befahl seinen Dienern hilfreiche Hand zu leisten, um das Hinderniß schneller zu beseitigen, und stieg selbst aus seinem Reisewagen, wobei er jedoch, vorsichtig und argwöhnisch wie jeder, dem sein Gewissen nichts Angenehmes zu sagen hat, keineswegs ermangelte, seine Doppelpistolen im schußfertigen Zustande zu erhalten. Bald darauf erscholl ein durchdringender Pfiff. Nun kam ein ernster Augenblick. Aus allen seichtern Rissen, aus allen zugänglichern Schluchten kam es von allen Seiten herangestürzt in bedrohlicher Weise. Es mochte ein halbes Hundert Zigeuner sein, schadenfroh blickend, des drohenden Regens wegen in die verrufenen weißen Mäntel mit hochrothen Streifen gehüllt, gleichfalls bis an die Zähne bewaffnet. Ihr Anführer allein trug einen feuerrothen Mantel und schien keine Waffen zu führen.

Es war offenbar der Zigeunerkönig.

Ja, es konnte Niemand anderer sein als der schlaue Gaukler aus dem Kasino zu Klausenburg. Imre blieb trotz der gefahrvollen Lage bei voller Besonnenheit. Er erhob kaltblütig die Doppelpistole in seiner Rechten, und die Felsen ringsum lagen und waren nicht ruhiger als seine Hand, da er den Zigeuner auf das Korn nahm. Der Nekromant schien verloren. In demselben Augenblicke aber flog eine Fangschnur um den Nacken des Grafen, und Imre ward im nächsten Moment halb erstickt wie ein wehrloses Stück Holz zu Boden gerissen. Es war der Müller, der, von dem Magnaten nicht beachtet, von rückwärts sein Meisterstück als Wegelagerer geleistet. Sein Genosse, der verkleidete Roßknecht, umschlang den einen Heiduken, während die Zigeuner den Kutscher wie den zweiten Heiduken überwältigten. Die Dienerschaft wie der Reisewagen wurden nunmehr unter Bedeckung nach dem Hochwalde geführt, während die Mehrzahl der braunen Söhne Egyptens das umgestürzte Fuhrwerk aufrichten half. Dann wurde der Graf der Fangschnur entledigt. Ein paar Zigeuner fesselten ihn an Händen und Füßen, während der angebliche Müller dem Besiegten einen Knebel in den Mund zwängte. Alle diese Vorkehrungen wurden mit eben so großer Schnelligkeit als Geräuschlosigkeit ausgeführt, worauf man den Grafen, mit den Füßen voran in einen riesigen leeren Mehlsack schob, letztern über dem Haupte Imre's zusammenband und schließlich dies lebendige Gepäcke zu den übrigen Mehlsäcken schaffte.

Das Fuhrwerk schlug nunmehr die Richtung nach Klausenburg ein.

Es war kurz nach Einbruch der Nacht, als dasselbe in die ehemalige Hauptstadt Siebenbürgens gelangte. Graf Imre, der auf den Mehlsäcken zwar weich, aber mit dem Knebel im Munde eben nicht angenehm gebettet lag, erkannte an dem lauten Rauschen der Wellen, daß man an dem Szamosflusse dahin fuhr, an dessen einem Ufer bekanntlich eine sorgfältige Auswahl der elendesten Hürden das sogenannte Zigeunerdorf bildete. Der Gefangene ahnte nunmehr, an welcher Stelle seine unliebsame Wanderfahrt enden dürfte. Er betrog sich auch keineswegs in seiner Vermuthung. Das Fuhrwerk hielt in der That vor einer der wohnlichsten Hürden. Mehre Zigeuner traten heran und hoben den Sack, darin sich der Graf befand, mit vieler Sorgfalt von dem Karren. Der Sack wurde jedoch erst in einer wohlverwahrten Stube der Hürde geöffnet. Man zog Imre den Knebel aus dem Munde und wusch seine Hände und Füße, nachdem man sie der peinlich einschneidenden Bande entledigt, mit starkem Branntwein. Hierauf trug man den Gefangenen nach einem ziemlich anständigen Lager in einer Ecke der Stube. Ein alter Eichentisch stand hart daneben. Kalte Küche und eine Flasche trefflichen Rothweines dienten

Digitized by Google

zur weitern Labe des erschöpften Magnaten, der auch rasch, wenngleich mechanisch, nach dem letztern langte, um den brennenden Durst zu stillen, der ihn nach einem so schmerzhaften Transport nothwendiger Weise quälen mußte. Die Zigeuner zogen sich nunmehr zurück, die Lichter erloschen und dichte Finsterniß umgab das vielgequälte Opfer des Zigeunerkönigs.

Die Natur machte ihre Rechte geltend.

Imre versank, trotz den quälenden Gedanken ohnmächtiger Wuth und düsterer Verzweiflung, in einen wohlthätigen Schlummer. Seine Rast war jedoch von kurzer Dauer. Man schien ihm gerade nur so lang Ruhe gönnen zu wollen, als nöthig, um ihn zum vollen Bewußtsein seiner furchtbaren Lage zu ermannen. Gegen die Mitternachtsstunde trat nämlich der Zigeunerhauptmann ziemlich geräuschvoll in die Stube. Vier stämmige Zigeuner, wohlbewaffnet, mit Fackeln in den Händen, folgten ihrem Führer. Ein Wink des ehemaligen Gauklers bedeutete dem entsetzt auffahrenden Grafen, sein Lager zu verlassen. Janku, so nannte sich der Mann im feuerfarbenen Mantel, schritt lautlos in die andere Ecke des Gemaches und drückte daselbst an einer verborgenen Feder.

Ein langer schmaler Gang ward sichtbar.

Der Bruder Sylvanens — dies war er doch offenbar — schritt hastig voran, der Graf folgte in der Mitte der vier braunen Fackelträger. Der Felsenpfad ging Anfangs keineswegs in die Tiefe, wie Imre vermuthet hatte, sondern lief eben fort, ward aber allmälig von dem Steingeklüfte so eingeengt, daß man nur gebückten Hauptes vorwärts schreiten konnte. So ging es wol an ein paar tausend Schritte vorwärts, bis die Wanderer endlich in eine Art Felsenhalle gelangten, in der sie sich zwar vollkommen aufrecht zu bewegen vermochten, deren etwas dumpfe, ekle Luft jedoch zur Fortsetzung der beschwerlichen Wanderung dringend ermahnte.

Der unterirdische Weg wurde nunmehr lebensgefährlich. Von einem abschüssigen Abhang ging es in einen entsetzlichen Abgrund hinab und es wand sich der feuchte, schlüpfrige Pfad, kaum zwei Schritte breit, in nur zu gähen Krümmungen in die nachtverhüllte Tiefe. Seine Länge mochte an vierzig Klafter betragen. Plötzlich stand man an einer kahlen, senkrecht emporstrebenden Felsenwand. Janku pochte dreimal an einen vorspringenden Stein. Das Zeichen wurde jenseits der Wand wiederholt. Ein leises Knarren folgte, eine geheime Pforte flog geräuschvoll auf.

Wundersamer Anblick!

Die nächtigen Wanderer gelangten in einen von der Hand der Natur gebildeten, von mehr als zwanzig Fackeln erleuchteten Felsensaal, dessen Anblick, wie gesagt, den überraschten Beschauer in gerechtes Erstaunen versetzte. Man glaubte in die Wunderbauten der Mythe verzaubert worden zu sein. Was den Charakter des Großartigen noch mehr erhöhte, war der Umstand, daß man auf der linken Seite einen künstlichen Vorhang zu erblicken vermeinte, der eine unermeßliche Höhe hatte, mit Demanten besäet schien und die schönsten Falten warf. Versteinerte Wasserfälle, einige weiß, andere gelb glänzend wie Email, drohten in gebrochenen Wellen auf den Zuschauer herabzustürzen. Man erbebte im ersten Augenblicke vor dem wildromantischen Schaustücke. Verschiedene Säulen, einige wie Obelisken gestaltet, das Gewölbe mit Festons und Kränzen behangen, diese durchsichtig wie Glas, jene weiß wie Alabaster oder Krystall — und doch war es meist nur Kalkspath, freilich von der schönsten Art — mit einem Wort, die scheinbar auserlesenste, seltenste Sammlung von Edelsteinen, Alles dies wirkte zusammen, um an die Erzählungen von den Palästen der Luftfeen in den Sagen der Kinder der romanischen Race zu erinnern.

Und wer bewohnte diesen feenhaften Aufenthalt?

Das Werden, die Vergangenheit und die Zukunft! Die Kindheit, das Alter und der Tod schienen sich hier die Hände zu reichen. In der Mitte des Felsensaales stand nämlich ein schwarzer Katafalk, von Leichenfackeln umgeben, mit Blumen geschmückt, der Sarg mit weißem Flor verhüllt. Ein ähnlicher Schleier deckte ein Schaukelbett, eine Wiege zur Rechten des Katafalkes. Links von ihm saß eine schauerliche Gestalt. Man fürchtete Anfangs, eine der drei Schicksalsschwestern, der Parzen, zu erschauen. Es war aber nur eine dem Grafen nur zu wohlbekannte uralte Zigeunerin, die da vor sich hinstarrte in unheimlicher Häßlichkeit, in noch unheimlicherer Beschäftigung. Sie flocht nämlich aus langen, üppigen, pechschwarzen Haaren eine Art Flechte, Schnur oder Strang. Imre wußte um dies Gelocke. Er hatte es oft zärtlich gestreichelt, er sah es erst gestern wieder im Nebelgebilde des mehrgenannten Beschwörers.

Es war das Haupthaar Sylvanens.

Der Zigeunerhauptmann schritt schweren, weithin hallenden Trittes zu dem schwarzen Katafalk, ähnlich einem steinernen Geist aus der dunklen Gräberwelt. Seine Hand lüftete den Flor, welcher die Leiche verhüllte. Da lag sie in einem schwarzen Schreine, die einst so schöne, blumenhafte Tochter der Wildniß, die einst so stürmisch liebende und geliebte Sylvane, im weißen Gewande, mit den Armspangen von Korallen, mit dem Gürtel aus vergoldetem Silber, statt dem Rosengewinde einen schwarzen Schleier um das kahlgeschorene Haupt geschlungen, mit den erloschenen Sonnenaugen, mit den Perlenzähnen, nur eigen ihrem Volke, ein Weniges hervorschimmernd zwischen den halbverschobenen Lippen. Ein Zug unendlichen Wehes lag in ihrem geisterhaften Antlitze. Imre sank unwillkürlich in die Knie, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend.

„Das ist Dein Tod!"

Also sprach Janku zu dem erbleichenden Grafen. Dann eilte er wie früher, fast wie ein Bote aus dem Reich der Grüfte, zu dem kleinen Schaukelbette, zu der einsamen Wiege. Ein Ruck seiner gewaltigen Hand und sichtbar ward ein in feine Linnen gehülltes, ruhig und sorglos schlummerndes Knäblein. Sein schwach geröthetes Antlitz glich einem sprechend ähnlichen Miniaturbild des Grafen aus den Tagen seiner Kindheit.

„Das ist Dein neues Leben!"

Also flüsterte, offenbar unwillig, der Mann im feuerfarbigen Mantel. Imre erhob sich und machte Miene sich dem Kinde zu nähern.

„Zurück!" donnerte der Zigeuner, „so weit sind wir noch lange nicht."

„Was willst Du von mir?" stotterte mühsam der Graf.

„Als meine blumenhafte Schwester," sprach Janku, „langsam verkümmerte, als sie diesem Kinde unter namenlosen Schmerzen das Leben gab — der Knabe heißt auch Benoni, das ist: das Schmerzenskind — als sie dann gebrochenen Herzens hinüberging in die dunkle, sonnenlose

Digitized by Google

Gräberwelt: da schwur ich Dir Rache, ja Rache bis in das zehnte Glied Deines Geschlechtes! da gelobte ich Dir ein Ende, also marterhaft, also qualvoll, daß Satan selbst kreideweiß davor zurückschandern sollte! da ward es zum Ziel meines Lebens, Dich, edle Schlange, peinvoll zu zertreten, wie Du es selbst gehalten mit den Lilien der Unschuld der armen Sylvane!"

„Entsetzlich!" flüsterte Imre verstohlen.

„Sylvane aber bat für Dich mit der Inbrunst eines liebenden Weibes, einer zärtlichen Mutter; Dein Name war das letzte Wort, das, in namenloser Seelenangst ausgestoßen, von den Lippen der Sterbenden rauschte, lähmend den Arm des Rächers!"

„Frommer Engel!"

„So beschloß ich denn noch einen Versuch zu wagen, den bessern Menschen in Dir wach zu rufen."

„Und dieser Versuch lautet?"

„Erkläre dies Knäblein für Dein legitimes Kind, als den künftigen Stammherrn Deines Hauses nach dem alten heiligen Recht der Erstgeburt, und wir scheiden im Frieden, ja Du sollst auch nicht zu fürchten haben, mich oder einen der Meinen je wieder zu schauen im Leben."

Der Graf schrak aufs Neue zusammen.

„Das Kind," fuhr er nach einer Pause doppelzüngig fort, „soll keineswegs der väterlichen Sorgfalt entbehren, Gold und Silber — —"

„Heuchler! Blöder Thor!" unterbrach ihn Janku.

„Du scheinst mich nicht verstehen zu wollen?"

„Ich verstehe Dich recht wohl. Gold und Silber? Glaubst Du, wir wissen nicht um das Meer von Schulden, das Dein Besitzthum zu verschlingen droht, wie weiland die rothe See das Heer und die Macht meines Ahnherrn Pharao?! Denkst Du, uns sei unbekannt geblieben, wie Du um jene reiche blanke Edelfrau freiest, nicht blos ihrer Reize wegen, nein, mehr und vielleicht hauptsächlich ihres Mammons willen, der den Grundstein abgeben soll zum Neubau Deiner gesunkenen Größe? Armer Bettler! Heuchler! Scheinheiliger Thor!"

„Du irrst!"

„Janku irrt sich nie! Doch zur Sache! Wisse: Janku, der Zigeunerkönig, hat Gold und Silber, Demanten und Perlen in Hülle und Fülle, er ist reich genug, um seinem Schwager, um seinem Neffen ein Fürstenhaus diesseits wie jenseits des Királyhági's, kurz in Ungarn wie in Siebenbürgen zu erkaufen. Mit ihm wirst Du doch nicht feilschen wollen?!"

Eine ziemlich lange Pause folgte. Imre schwankte sichtlich, ein Rohr, das ein lauer, schmeichelnder Westwind schaukelt. Ein überaus verächtliches Lächeln spielte um die Lippen des Zigeuners. Mit Hilfe einer solchen Mitgift, also lautete der geheime Gedankengang des Grafen, könnte man freilich den weit unbedeutendern Schätzen der blanken Edelfrau entsagen; auch sei es immer besser, sein eigner Herr zu sein, als den leidigen Mammon in mitunter langweilig werdenden Schäferstunden erschmeicheln, erbetteln zu müssen. Auch habe das Leben als fürstlich reicher Junggeselle oder halber Witwer weit angenehmern Reiz aufzuweisen, als die einförmige Behaglichkeit eines Ehemannes, der in seiner Armuth und Abhängigkeit einer sichern Pantoffelherrschaft entgegengehe. Was würde aber die gesammte Magnatenschaft Transsylvaniens sagen, wie würde der niedere Adel hämisch lächeln, wie möchte selbst die jüdische Aristokratie financière in Wien, Pest und Klausenburg höhnisch lächeln, wenn der Sohn einer Zigeunerin, das Kind einer verworfenen heimatlosen Race, als Stammherr seines uralten Grafengeschlechtes auftauchen sollte, wenn alle wohlriechenden Wässer sämmtlicher adeligen Boudoirs in Zukunft diesen Flecken auf seinem Wappenschilde nicht mehr hinwegzuwaschen vermöchten?! Und wer würde in spätern Tagen der Schwiegervater dieses Abkömmlings aus Egypten werden wollen? Sein Grafenhaus bliebe gebrandmarkt durch ewige Zeiten! Was aber dann beginnen in dieser bedrängten Lage? Wie aus dieser fast zauberhaft abgeschlossenen Felsenveste zu entkommen, oder doch wenigstens Zeit zu gewinnen, um mit Hilfe der bewaffneten Macht den Trotz des Zigeunerhauptmanns zu brechen und dann ein furchtbares Gericht über ihn und seine Bande zu halten?! Ja, so viel stand fest, Zeit, wieder Zeit und abermals Zeit müßte um jeden Preis gewonnen werden. Hier konnte nur Doppelzüngigkeit durchhelfen. Der schlaue Graf begann also in schmeichelnden Worten eine lange Rede. Er vollendete sie? O nein, denn Janku schien in der Seele des Heuchlers wie in einem Buche zu lesen, bat ihn, das oratorische Gepränge bei Seite zu lassen und sprach dann mit feierlicher Stimme, wie folgt:

„Dort jene Leiche ist Dein Tod, hier dieses Knäblein ist Dein neues Leben! Die Wahl steht einzig bei Dir. Meine Bedingungen kennst Du. Janku läßt sich keine Sterbenssylbe davon abdingen. Drei Wochen hast Du Bedenkzeit. Erklärst Du bis dahin das Knäblein für Dein legitimes Kind, für den künftigen Stammherrn Deines Grafenhauses, und zwar in Mitte der zu Klausenburg tagenden Magnaten, dann endet die Pflicht des Rächers und die überreiche Mitgift meiner todten Schwester soll Dich entschädigen für das Brandmal auf Deinem Wappenschilde. Wo nicht, heißt Deine letzte Buhlschaft: der Tod!"

„Du glaubst also durchaus nicht — —"

„Genug der schönen Worte! Es ist ohnehin bereits mehr gesprochen worden als nöthig. Meine Zigeuner werden Dich in das Freie geleiten. Ein Beweis, wie wenig ich Dich und Deine Bannerschaft fürchte! Gib Dir auch keine Mühe, mich aufstöbern lassen zu wollen. Es würde nur Dein schreckhaftes Ende beschleunigen helfen."

„Tausend Dank!"

„Du hast nicht Ursache zu danken. Die Ehre Sylvanens erheischt es, daß keine Spur von Zwang vor Ablauf der Frist Dich in Deiner Wahl beirre."

„Sehr ritterlich!"

Ein etwas hämisches Lächeln glitt bei diesen Worten über das Antlitz des im Stillen jubelnden Grafen. Der Zigeunerhauptmann schien es nicht bemerken zu wollen. Ein Wink seiner Hand bedeutete die vier braunen Fackelträger, den frei gegebenen Gefangenen nach der Oberfläche der Erde zu geleiten. Dann verhüllte er den Sarg wie die Wiege. Die uralte Zigeunerin starrte wie früher lautlos vor sich hin in ihrer mehr als unheimlichen Beschäftigung.

Imre sputete sich, an die freie Luft zu gelangen, befand sich auch bald vor der früher erwähnten Hürde in Mitte des ärmlichen Zigeunerdorfes. Hier herrschte reges Leben. Karren wurden befrachtet, Saumrosse gepackt, Rudel Hunde lärmten, Männer und Greise rüsteten sich offenbar zu einer langen Wanderschaft, Weiber und Kinder weinten und klagten, wie sie es immer zu halten pflegen, wenn sie

Digitized by Google

einer lang gewohnten Heimatstätte den Rücken kehren sollen. Dieser Anblick sagte dem Grafen mehr als die Rede Janku's von der vergeblichen Mühe, ihn aufstöbern lassen zu wollen. Es war eine lebendige Illustration zu seinen Worten. Die Zigeuner wanderten aus. Das stand fest. Wo sie aber dann aufsuchen? Eben so leicht könnte man die Stürme befragen, woher sie kommen und wohin sie rauschen?!

Graf Imre, den zwei Zigeuner in einem Nachen in tiefem Schweigen, offenbar absichtlich, sehr langsam über den Szamosfluß gerudert hatten, langte erst in der zweiten Morgenstunde in seinem Palaste in Klausenburg an, und zwar in sehr nachdenklicher Stimmung, wie es auch nach einem Tag und einer Nacht der wunderlichsten und schreckhaftesten Abenteuer wohl kaum anders der Fall sein konnte. Bei Anbruch des Tages kehrten auch seine beiden Heiduken wie der Kutscher mit dem Reisewagen in die Hauptstadt des Ungarlandes in Siebenbürgen zurück, alle drei wohlbehalten, wie sie sagten, wohl verköstigt, doch hoch verwundert, daß sie ihren Herrn, den sie längst grausam gemordet glaubten, daheim antrafen in der Fülle der Gesundheit.

Imre gebot ihnen einstweilen tiefes Schweigen.

Bald darauf kam die Zeit der Weinlese heran.

Der Ritter von der Rebe, der starke Noahide Wein, ist auch in Siebenbürgen heimisch und Weinreisende werden das Land jenseits des Királyhágo im Laufe der Zeit nicht länger als Terra incognita vornehm übersehen. Es dürfte in der Zukunft einen Stapelplatz edlen Rebensaftes abgeben. Seine vielen sonnigen Hügeln, die natürliche Bewässerung, die vulkanische Grundveste des Bodens, seine geographische Lage deuten darauf hin, welche schönen Erfolge hierlandes die Mühsale des Weinbaues belohnen müssen. Gegenwärtig liegt er halb brach, er steckt noch in seinen Kinderschuhen. Obgleich schon jetzt etwa der neunte Theil der Bevölkerung von Siebenbürgen sein Dasein durch die Winzerei fristet, blieb doch die Weinkultur unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit und Lese wie Presse sind eine Satyre auf die Behandlung der Reben, wie sie nämlich in andern Ländern gang und gäbe geworden. Unten ein Weiteres hierüber! Demungeachtet gibt es mehre Sorten Weines, welche sich eines großen Rufes erfreuen. Es ist aber die Renommée einer Provinzschönheit, auf den Umfang einiger Meilen in der Nachbarschaft des fraglichen Weingebirges beschränkt, nicht einmal hinübergedrungen in das eigentliche Kronland Ungarn.

Seltsame Lese, wunderliche Presse!

Also sagten wir weiter oben. Folge hier die Lösung! Wir ergreifen mit einem Worte anmit die Gelegenheit, um unsern Lesern das gewiß originelle Bild einer siebenbürgischen Weinlese zu liefern. Man sieht da oft an hundert Dörfler beiderlei Geschlechtes in die Preßhäuser eilen. Dort gibt es ja einen ganz eigenthümlichen Ball. In einer Unzahl weiter Tonnen tanzen Reihen von halbnackten, barfüßigen Menschen zu der Musik der Sackpfeife, die Masse von Trauben, welche ihre Genossen herbeitrugen, als schlüpfrige Parketten benützend. Ländlich, sittlich! Man rechnet, daß ein kräftiges Menschenkind volle zwei Stunden ununterbrochen in den Tonnen zu tanzen vermag. Bei frostigem Wetter begießt man zur längern Ausdauer die Beine der Kelterer mit warmem Weine. Auch kann sich jedermann nach Belieben an geistigen Getränken erlaben. Die Hauptstütze des Traubentänzers ist aber die Sackpfeife oder Fiedel. Ohne sie in einer halben Stunde todmüde, hält er bei ihren Klängen die ganze lange Zeit den nationellen Tanzschritt ein und begleitet ihn wohl auch mit einem Gesang aus dem Stegreife.

Belauschen wir ein derlei seltsames Tanzfest.

Es ward auf den Weinbergen einer reichen Witwe gefeiert, die sich Gräfin Etelka nannte. Hunderte von Dörflern und Dörflerinen waren im Dienste des Thyrsusstabes beschäftigt und aus jeder Kehle tönte ein weithin schallender Bewillkommungsgruß, als die Herrin der Gegend, am Arme eines schmucken Kavaliers, die fröhlichen Gruppen durchwanderte. Es war seltsam, wie sich dieser ihr Begleiter geberdete. Bald schien er sich der rosigsten Laune hinzugeben, bald flog es wie eine Wolke ängstlichen Trübsinnes über sein Angesicht. Ein Lavater, ein Meister der Seelenkunde, hätte hier Manches zu enträthseln gefunden, ein Hogarth würde dies wechselnde Mienenspiel als charakteristisches Merkmal in dem Antlitz eines Spielers benützt haben, der eben jetzt sein Alles auf die letzte Karte setzt und sich dabei nach Möglichkeit müht, der Beobachter willen heiter und unbesorgt zu erscheinen.

Besagter Magnat war niemand anderer als Graf Imre.

Er setze diesen Abend auch wirklich sein Alles auf die letzte Karte. Doch war sein Spiel nebstbei meisterhaft berechnet.—Imre hatte, wie wir gehört haben, seinen Leuten strenges Stillschweigen anbefohlen, und nur sein Jugendfreund Bela und seine Braut Etelka wußten um sein Abenteuer mit den Zigeunern. Der Letztern ward natürlich eine anderweitige Ursache des Ueberfalles auf der Straße angegeben. Der Heuchler erzählte ihr, wie er den Zigeunerhauptmann vor einiger Zeit als Wilddieb aufgestöbert und nach Gebühr habe züchtigen lassen. Dies sei der Grund, weshalb ihn Janku mit tödtlichem Hasse verfolge. Etelka schauderte. Waren doch kürzlich mehre räuberische Einbrüche auf einsam gelegenen Gehöften vorgefallen. Die Gräfin war zudem ziemlich romantisch gesinnt, und so gelang es dem Grafen in einer zärtlichen Stunde um so leichter, seine schwärmerische Braut für die Durchführung eines Planes zu gewinnen, der, wie er sich ausdrückte, großes Aufsehen und wochenlanges Gerede in der Crême der Gesellschaft erregen werde und müsse. Dame Etelka war schließlich eitel genug, um gern von sich reden zu hören. Dieser Plan, der nach Ablauf der halben Frist, welche Janku seinem Gegner bewilligte, durchgeführt werden sollte, war wie erwähnt, mit wahrer Meisterschaft entworfen worden. Imre hatte die gesammte Magnatenschaft Siebenbürgens für den morgigen Tag nach seinem Palais in Klausenburg beschieden. Es hieß einer hochwichtigen Erklärung wegen; auch mußte Bela durch einige vertraute, dies Mal selbst getäuschte Diener in gewissen verrufenen Schenken das Gerücht ausstreuen lassen, wie Graf Imre einen Sprößling illegitimer Liebe als Stammherrn seines Grafenhauses, und zwar in voller Sitzung der siebenbürgischen Aristokratie, anzuerkennen gedenke. So glaubte man, zumal die zugestandene Frist erst zur Hälfte abgelaufen war, den Argwohn des Zigeunerkönigs gänzlich einzuschläfern oder doch wenigstens abzulenken.

Dies war die erste Aufgabe der fein gemischten Karten.

Am Abend der Weinlese sollte die Vermälung Imre's mit Etelka vor wenigen, erst in der Stunde der Trauung

Digitized by Google

zu verständigenden Zeugen, und zwar im Ahnensaale des Schlosses vor einem improvisirten Altar vor sich gehen. Der Graf hatte zu diesem Behufe den Feldkaplan eines in der Nachbarschaft liegenden Dragonerregimentes gewonnen, da er den Geistlichen des Ortes bei ihrer nähern Verbindung mit dem Landvolke in der Umgebung nicht zu trauen wagte. Auch dieser ward scheinbar einfach blos zur Weinlese geladen. Gleich nach der Trauung gedachten die künftigen Eheleute in einem leichten Viergespann aufzubrechen, das aber keineswegs die Straße nach Klausenburg einzuschlagen, sondern eine südliche Richtung zu nehmen bestimmt war. Durch Vermittelung des erwähnten Feldkaplans hatten mehre Dragoneroffiziere, angeblich für einen Kameraden, für unterlegte Pferde an mehren Stationen gesorgt. So mußte man in unglaublich kurzer Zeit nach Hermannstadt gelangen. Erst dort waren, und zwar abermals durch die dritte Hand, Kourierpferde bestellt worden. Dann ging es, träumte man, ohne Aufenthalt durch den Rothenthurmpaß und später in südwestlicher Richtung gegen das damals ziemlich unbekannte, nunmehr zwei Mal historisch gewordene Kalafat an der untern Donau. Die Fahrt war ferner so berechnet, daß man daselbst mit dem thalwärts steuernden Dampfschiffe zusammentreffen mußte, worauf der weitern Reise nach Konstantinopel nicht mehr das geringste Hemmniß im Wege lag.

So lautete der zweite Theil des Planes.

Den Schluß sollte Bela herbeiführen. Es war nämlich seine Aufgabe, am andern Tage die im Palais des Grafen versammelten Magnaten mit den Absichten und Drohungen des Zigeunerhauptmannes bekannt zu machen, worauf natürlich eine energische Verfolgung des gefährlichen, auch viel berüchtigten Janku von Seite der Komitate wie der bewaffneten Macht in sicherer Aussicht stand. Das Ehepaar beschloß erst nach der Gefangennahme des Verbrechers heimzukehren, eines Verbrechers, der schon wegen seines Attentates gegen die Freiheit eines siebenbürgischen Magnaten auf offener Straße den Tod am Galgen verdiente, ihn auch sicher erleiden mußte.

Die Karten waren, wie gesagt, vortrefflich gemischt.

Demungeachtet zog es am Tage der Entscheidung zuweilen eiskalt über den Rücken des Grafen, obgleich er alle Mühe aufbot, sich heiter und ruhig dem allgemeinen Frohsinn hinzugeben. Namentlich richtete er mitunter besorgte Blicke nach dem Schloße, als ahne er, daß ihm von dorther Gefahr drohe. Ein Feldstecher, ein Fernrohr hätte ihm dabei allerdings ersprießliche Dienste geleistet, denn in der Nähe des Schlosses war in der That eine zwar nicht bedrohliche, doch keineswegs geladene Erscheinung zu schauen. In dem dichten Laubwerk eines Lindenbaumes, der in der Nähe des Ahnensaales gegen Himmel ragte, wiegte sich nämlich ein Bauernjunge, zu dessen sonntäglicher Tracht das über die Gebühr gebräunte Angesicht durchaus nicht recht zu tangen schien. Dies mochte auch die Ursache sein, weshalb er den runden schwarzen Hut tief in die Stirne zu drücken pflegte, falls er vor dem Erklimmen des Baumes auf einen der Diener im Schloße stieße. In Lumpen gehüllt hätte man ihn für ein Prachtexemplar eines Zigeunerknaben erklärt. Der Junge lag offenbar auf der Lauer. Seine Aufgabe mochte jedoch eben nicht sehr schwierig sein, denn nach wenigen Minuten verließ er seine lustige Behausung, kletterte an der Linde herab und schlich mit großer Vorsicht gegen die Stallungen.

Was wollte der kleine Spion?

Imre wußte freilich nichts von seinem Treiben, aber seine Seelenangst wuchs mit jeder Viertelstunde und er beschwor die Gräfin mit leiser Stimme, den Besuch des Winzerfestes so rasch wie möglich abzukürzen. Er könne, meinte er schmeichelnd, den Augenblick nicht erwarten, wo er sie sein nennen dürfe vor Gott und der Welt. Etelka versprach es auch. Sie wollte nur mehr den nächsten Rebenhügel besichtigen, auf dem sich eine Schaar artiger kleiner Dorfdirnen gelagert hatte, offenbar nur des Erscheinens der Herrin harrend, um dieselbe festlich zu beschenken, wie die zierlichen Körbchen voll der schönsten und schmackhaftesten Trauben an ihrem Arme verriethen. Eine der Dirnen allein hatte sich bis jetzt hartnäckig bei Seite gehalten, als fürchte sie, nicht recht zu dem freundlichen Reigen zu gehören. Die Slaven, namentlich die Russen, erzählen eine wunderliche Sage, nach welcher sich ein unheimliches Wesen, eine Hexe, in die festlichen Tänze der Dorfdirnen zu drängen pflege, falls diese Tänze am Abend oder bei Nacht stattfinden, und könne man den weiblichen Unhold nur dadurch oder daran erkennen, daß zuweilen ein schwarzer Gegenstand, fast wie ein Kern gestaltet, durch die weißen Linnengewande hindurchdunkle. Aehnliches würde auch hier stattgefunden haben, wenn sich anders die einsame Kleine in den fröhlichen Reigen der Dorfjugend gemischt hätte, nur wies der dunkle Gegenstand keineswegs die Gestalt eines Kernes, sondern er bestand einfach in der fast mohrenhaften Färbung des Antlitzes, nur eigen den Kindern der heimatlosen egyptischen Raçe.

Beobachten wir die räthselhafte Dirne!

Die unheimliche Kleine hatte sich in diesem Augenblicke einer tiefen Schlucht genähert und schlich leise zu dem Bach hinab, der weiter oben am Schloße vorüberwogte und sich in vielseitigen Krümmungen in das Thal hinabschlängelte. Dort angelangt schien das Mädchen achtsam zu lauschen. Bald auch wurden rasche Fußtritte hörbar. Der Bauernjunge, den wir früher in dem dichten Laubwerk der Linde belauschten, kam nämlich so hastig herbeigelaufen, daß er die spähende Dirne bald niedergerannt hätte.

„Nun wie steht es?" frug die Kleine.

„Janku ist im Rechte. Es heißt handeln."

„Wie so?"

„Im Ahnensaale wird eine Art Gerüste gethürmt, wie es das blanke Volk in seinen Kirchen beleuchtet."

„Ein Altar?"

„So ist es. Auch ist ein fremder schwarzer Herr angelangt."

„Ein Geistlicher?

„Zweifelsohne! Endlich habe ich den Leibkutscher der Gräfin, den dicken Misko, in den Stallungen klagen gehört, daß er um den Rest des Winzerfestes betrogen sei. Er müsse in der nächsten Stunde die vier Schimmel vorspannen."

„Du hast Recht. Ich muß mich sputen."

„Sei klug! Du hast die schwerste Aufgabe."

„Wie soll ich nicht! Mein Traubenkörbchen soll zur rechten Zeit enthüllt werden."

„Nicht zu früh, noch weniger zu spät!"

„Kann ich mich später auf Dich verlassen?"

„Die Schwärmer in meiner Ledertasche werden tüchtig aufflammen."

„Also vorwärts!"

„Vorwärts!"

Digitized by Google

Nach diesem Zwiegespräche eilte die Dirne nach dem früher erwähnten Rebenhügel, während der Junge vorsichtig bis an den Rand der Schlucht vordrang.

Gräfin Etelka und ihr Bräutigam erschienen.

Nun kam eine anmuthige Szene. Die erwähnte Schaar artiger Kinder in frisch gewaschenen Linnen eilten ihr mit Körbchen voll der schönsten und schmackhaftesten Trauben entgegen, während mehre Bauernknaben in sonntäglicher Tracht mit Hilfe von zierlichen Rebengewinden eine Art lieblicher Laube um die schlanke Gestalt der reizenden Herrin bildeten und in der allgemeinen heitern Aufregung gar nicht bemerkten, wie sich ihre Zahl um einen flinken Jungen vermehrt habe. Es war dies der Knabe aus der Schlucht, der sich auf Umwegen allmälig an den Hügel herangeschlichen. Etelka nahm nunmehr in der Rebenlaube aus dem Stegreif die Geschenke des Bachus entgegen. Ein paar Silbermünzen, die sie in ihrer bekannten Freigebigkeit den Mädchen zuwarf, steigerten die kindliche Anhänglichkeit zum stürmischen Enthusiasmus. Die Kleinen küßten ihr Hände und Füße. Sie konnte sich ihrer stürmischen Liebkosungen kaum erwehren. Imre stand wie auf Kohlen. Die Zeit verrann ihm zu langsam. Die fremde Dirne war eine der Letzten, die sich der Gräfin näherten. Sie nahte mit gebücktem Haupte und schien hiezu durch die Mühe bewogen, die ihr das Enthüllen ihres mit einem weißen Tuche bedeckten Körbchens verursachte. Endlich kam sie damit zu Stande.

Anmuthige Ueberraschung!

Das Körbchen war statt mit Trauben, mit frischen, in dieser Jahreszeit nur in Treibhäusern blühenden Blumen gefüllt. Etelka sog freudig erstaunt den holden Duft ein. Darauf folgte ein gellender Schrei.

Die Gräfin sank wie vom Blitz getroffen zu Boden.

„Verrath!"

Also brüllte Graf Imre.

Das allgemeine Entsetzen noch zu steigern, begann in demselben Augenblick ein heilloses Feuerwerk auf dem Rebenhügel. Schwärmer, Speitenfel und Raketen fuhren unheimlich knisternd und zischend durch die herbei eilende Menge. Allgemeine Bestürzung! Ringsumher Angstgeschrei, laute Flüche! In dieser furchtbaren Verwirrung verschwand der Bauernjunge mit dem allzu gebräunten Antlitz, wie die Dirne mit der fast mohrenhaften Färbung der Wangen spurlos, als hätte sie der Abendnebel eingetrunken, der das Thalgefilde allmälig in seinen nassen Schleier zu hüllen begann.

Es mochte gegen die Mitternachtsstunde gehen. Gräfin Etelka lag noch immer in bewußtloser Ohnmacht darnieder. Der aus dem benachbarten Orte herbeigerufene ergraute Arzt erklärte zwar, es handle sich hier wol nicht um eine Vergiftung, doch sei hier, so viel er aus dem betäubenden Geruche der verdächtigen Blumen erkenne, ein überaus narkotisches Gewürz im Spiele, und er vermöge daher keineswegs anzugeben, wie lange die Bewußtlosigkeit der Gräfin dauern könne. So viel stehe fest, daß die Ohnmacht allmälig in einen tiefen Schlummer überzugehen scheine, wie ihn kaum das stärkste Opiat zu erzeugen pflege.

Imre schwebte am Rande der Verzweiflung.

Man hatte ihm offenbar in die Karten gesehen. Der Streich kam von dem Zigeunerkönig. Hierüber konnte wohl füglich kein Zweifel obwalten. Vorderhand hieß es zuwarten, wenigstens bis zu dem Erwachen der Gräfin aus ihrem Scheintode. Es frug sich nur, wie man sich bezüglich der Magnatenversammlung zu benehmen habe, die morgen im Palais des Grafen zu Klausenburg stattfinden sollte. Nach langer Ueberlegung beschloß der Graf, den gänzlichen Bruch mit dem Bruder Sylvanens einstweilen noch zu verschieben. Dann aber mußte Bela von dem Waffenstillstand verständigt werden. Klausenburg lag zwar in der Nachbarschaft, doch mußte ein ausdauernder Reiter ein flinkes Roß tummeln und es tüchtig anspornen, sollte er das Weichbild jener Stadt noch in den Morgenstunden erreichen. War doch so manche kostbare Minute in der ersten Verwirrung unbenützt vergeudet worden! Wer aber sollte das bezügliche Schreiben an Bela befördern? Imre durfte es bei Nacht am wenigsten wagen, sich auf der Straße blicken zu lassen. Diener der Gräfin liefen nach der Ansicht des Grafen fast gleiche Gefahr, aufgehoben oder niedergeschossen zu werden.

Wenigstens äußerte er sich so in dem kleinen Kriegsrathe, dessen Mitglieder aus ihm, dem Feldkaplan der Dragoner und dem alten Haushofmeister der Gräfin bestanden. Letzterer glaubte endlich den sichersten Ausweg gefunden zu haben. Der Mann, den er als Botengänger oder Ordonnanz vorschlug, besaß auch alle Eigenschaften, die zu diesem gefährlichen nächtigen Ritte erforderlich erschienen. Es war dies der sogenannte schwarze Páli, ein ehemaliger Husar, der in einer benachbarten, abgelegenen Hütte im Walde hauste. Seine Verwegenheit war sprichwörtlich. Der alte Handegen würde sich kaltblütig seine Pfeife an der Glut aus dem Rachen der Hölle angezündet haben. Auch seine Schlauheit unterlag keinem Zweifel. Er galt notorisch als Wildschütze und Schmuggler, ja selbst als „armer Bursche," wie man in Ungarn das Wort Räuber zu umschreiben liebt, obgleich man ihm keines dieser drei berüchtigten Gewerbe rechtsgiltig nachzuweisen vermochte. Auch pflegte er eines seiner drei Pferde bei Tag und Nacht gesattelt und gezäumt zu belassen. Dies war der Mann, um sieghaft mit Janku anzubinden. Páli ward daher auch rasch herbeigerufen.

„Zwanzig Dukaten Löhnung," sprach Imre, „wenn Du dies Schreiben zur rechten Zeit in die Hände des Edelherrn Bela beförderst."

„Sagen wir dreißig Dukaten."

Also meinte der schwarze Reitersmann, ein kleiner, aber gedrungener Ungar, der außer seinem unmenschlich langen, sorgfältig gewichsten Schnurrbart, seiner Reitkunst, Tapferkeit und Schlauheit auch den Vorzug besaß, in allen Landessprachen fluchen zu können.

„Es sei," entgegnete der Graf, „aber dann rasch in den Sattel!"

„Az eb adta! (der Hund hat es gemacht) daß ich ein Narr wäre!"

„Warum säumen?"

„Tko čeka, dočeka! (Wer klopft, dem wird aufgethan). Es heißt abwarten."

„Weshalb?"

„Wenn die Hunde ahnen, daß ich nach Klausenburg reite, so brennen sie mich aus irgend einem Verstecke an der Straße nieder. Sie müssen es bestimmt wissen, daß ich mich zu diesem Botenritt bequemte."

„Bestimmt wissen?"

„Ja, dann werden sie mich in meiner Hütte überfallen wollen. Sollen lange zu spät kommen."

Digitized by Google

„Nach Deinem Belieben."

Schwarz-Páli erhielt zehn Dukaten Handgeld wie das Schreiben an Béla, und begab sich dann langsam nach der Gesindestube, allwo er, wie später im Preßhause, das noch immer von Zechern wimmelte, des Breitern erzählte, wie er im Auftrage des Grafen Imre noch diese Nacht nach Klausenburg zu reiten gedenke. Der Schlaukopf erhob seine Stimme noch lauter, wenn er ein paar verdächtige Gestalten in seiner Nähe erblickte oder witterte. Dann begab er sich im Geleite von ein paar Freunden nach seiner Hütte, beurlaubte sich daselbst geräuschvoll von den Letztern und betrieb dann sehr langsam die Vorkehrungen zur Abreise.

Sein Scharfsinn täuschte ihn nicht im Geringsten.

Jauku, der sich den Abend über verkleidet in der Nähe des Schlosses herumgetrieben, war gleich nach der Szene mit den narkotischen Blumen nach Klausenburg aufgebrochen, nachdem er scheidend einem seiner Vertrauten den Auftrag ertheilt hatte, jeden Botengänger nach der erwähnten Stadt, wo möglich ohne Blutvergießen, aufzuheben. Dieser Vertraute ging wirklich in die Falle, die Schwarz-Páli so umsichtig aufgestellt hatte. Er beschloß, den ehemaligen Husaren in seiner Behausung zu überfallen und nachtüber unschädlich zu machen. Zu diesem Behufe umzingelte er eine halbe Stunde später mit einer Abtheilung Zigeuner die einsame Waldhütte, die Páli bewohnte. Letzterer frug verwundert am Fenster, was man von ihm wolle?

Der Führer der Zigeuner rief ihm zu, sich zu ergeben, seine Wohnstätte sei bereits umrungen.

„Edés barátom, (fußer Freund) kein Sterblicher fängt mich lebendig!"

Nach diesen Worten öffnete er eine Seitenthür. Die Zigeuner drangen vor.

„Félre magyar! (auf die Seite, wer ein Ungar ist)!"

Also rief Schwarz-Páli, gleichzeitig ein paar Schüsse abfeuernd. Zwei der Belagerer wurden verwundet, die übrige Heermacht gerieth in Verwirrung, und unser kecker Sobri-Rinaldini lief, dies benützend, in den Stall hinüber, bestieg das eine immer gesattelte und aufgezäumte Pferd, und jagte davon in Nacht und Nebel über die waldige Haide. Der Zigeunerführer schäumte vor Wuth.

Ohnmächtiger Zorn!

Páli erreichte ungefährdet die Heerstraße und trabte dann rasch, doch mit der möglichsten Wachsamkeit, einem Plänkler im Feindeslande gleich, gegen Klausenburg. Er hatte sich nicht geirrt. Mit dem fehlgeschlagenen Ueberfall in seiner Hütte spielten seine Gegner ihre letzte Karte ab, und da sie durch seine Geschicklichkeit getrumpft worden, blieb auch sein Spiel so gut wie gewonnen. Es schien nichts übrig, als ein gleichmäßig scharfes Tempo im Ritte einzuhalten, um noch in den Morgenstunden am Ziel der Reise anzulangen. Die Thurmuhr in Klausenburg wies auch noch kaum auf die siebente Stunde, als Schwarz-Páli die Marken des Weichbildes errechte. Der Zufall wollte es, daß am selben Tage ein Infanteriebataillon, das in der Hauptstadt des siebenbürgischen Ungarlandes in Garnison gelegen, seine Station wechselte und unter klingendem Spiel, mit fliegender Fahne nach seinem neuen Bestimmungsort abrückte.

Ein sehr günstiger Umstand für den Boten des Grafen!

Hart am Wege lagerte nämlich ein alter zerlumpter Bettler mit schneeweißem Haare und Vollbart, ein Bruder Trunkenbold, wie das kupferige Antlitz bekundete, augenscheinlich auch halb lahm, deshalb von einem noch ärmlicher gekleideten Knaben begleitet. Und was sollte Páli von diesem Greise zu fürchten haben? Treten wir der Antwort willen näher. Belauschen wir das Zwiegespräch des verdächtigen Paares!

„Siehst Du den Reiter dort?" frug der Alte den Knaben.

„Bin ich blind zur Welt gekommen?" lautete die Antwort.

„Es ist der bärbeißige Schlaukopf Schwarz-Páli. Wollte Hundert gegen Eins wetten, daß er ein Schreiben im Palais des Grafen Imre — den Gott verdammen möge — abzugeben habe! Unsere Leute haben sich an der Nase herumführen lassen."

„Wie wollen wir aber nunmehr die Abgabe des Schreibens verhindern?"

„Wäre das verwünschte Bataillon nicht eben in Anmarsch, ich hätte den Schmuggler mit meinem Terzeroll, trotz der Nähe der Stadt, vom Gaule herabgeschossen. So aber heißt es die Hände in den Schoß legen und müßig zusehen. Vielleicht ist übrigens noch nicht Alles verloren. Eile dem Reiter vorsichtig nach und sieh zu, ob er wirklich geraden Weges in das gräfliche Palais reitet. Ich folge auch in der Ferne."

Gesagt, gethan!

Es schlug eben ein Viertel nach sieben Uhr, als Páli in die Stadt gelangte. Er war früher eingetroffen, als er selbst gehofft hatte. Bei dieser frühen Morgenstunde stand also nicht zu erwarten, daß Edelherr Béla bereits sein Lager verlassen. Letzterer lag auch um diese Zeit noch fußtief in den weichen Flaumen seiner Kissen und Decken begraben. Zu besorgen gab es ferner mitten in der Stadt auch nicht mehr das Geringste, und so hielt denn der ehemalige Husar an einer benachbarten Schenke, ließ seinen erhitzten Gaul durch den Hausknecht kühl führen, und zog sich in der sogenannten Schwemme des Wirthshauses ein paar Tropfen guten Rebensaftes zu Gemüthe. Die Schenke war noch fast leer, und auch die paar vorhandenen täglichen Kunden verließen in Bälde die Stube, um ihrem Tagewerke nachzugehen.

Gleich darauf trat der kupferige Bettler in die Schenke.

Der alte Mann ließ sich an einem Nachbartische nieder und forderte ein Glas Schnaps.

„Ihr wascht Euch frühzeitig die Gurgel aus," meinte Páli, „das Geschäft muß also auf gesunden Füßen stehen?"

„Täuschen mich meine alten Augen nicht, so sitzt mir der tapfere Schwarz-Páli gegenüber?"

„Isten hozta! (Gott zum Gruße!)"

„Ihr habt zweifelsohne ein Schreiben im Palais des Grafen Imre abzugeben?"

„Polako, polako! (Sachte, sachte!) Fallt nicht mit der Thür ins Haus."

„Und was habt Ihr an Botenlohn zu verdienen?"

„Bist Du verrückt, Alter, az ed adta, willst Du mich Beichte hören?"

„Schwarz-Páli ist zu schlau, als daß man ihn täuschen könnte."

„Adja Isten! (Gebe Gott)."

„Kennt Ihr den Zigeunerhauptmann Jauku?"

„Man hat mir viel von ihm erzählt."

„Ich komme," sagte der Bettler, langsam näher tre-

Digitized by Google

tend, mit leiser Stimme: „gerade von ihm, und er ist der Mann, der gern wissen möchte, was Euch sein Feind, der Graf Imre, als Botenlohn verheißen?"

„Aus welchem Grunde?"

„Weil ich den Auftrag habe, diesen Lohn aus seinem Säckel zu verdoppeln, versteht sich in einem gewissen Falle."

„Nun denn," stotterte Páli geldgierig, „vierzig Dukaten."

Man sieht, der alte Schnapphahn verstand sich darauf, ein Geschäft einzuleiten und die Basis desselben gleich im Vorhinein namhaft zu erhöhen. Blanke Münze war ein Köder, dem er nie zu widerstehen vermochte. Sein gegebenes Wort machte ihn freilich noch schwanken.

„Janku," sprach der kupferige Alte, „gibt Euch achtzig Dukaten."

„Doch wofür?"

„Wenn besagtes Schreiben um eine halbe Stunde verspätet an den Edelherrn Bela gelangt."

„Govori u vêtar! (In den Wind gesprochen.) Ich gab mein Wort."

„Sagen wir neunzig Dukaten."

„Freilich eine hübsche Summe! Was aber dem Grafen melden?"

„Könnt Ihr nicht sammt Eurem Gaule in einen Graben gestürzt sein? Daher die Verspätung!"

„Páli stürzt nicht so leicht."

„Wenn wir seinem Gaule aber noch zehn Dukaten unter die Hufe schieben? Hundert Dukaten sind kein Pappenstiel."

Wir wollen den Leser nicht länger mit der Schilderung der klingenden Verführungskünste belästigen, welche der greise Bettler anwenden mußte, um den ehemaligen Husaren fügsam zu stimmen, zumal derselbe noch obendrein Vergütung für den in seiner Hütte stattgefundenen Ueberfall forderte. So viel steht fest, daß es ein hübsches Säckchen Dukaten war, das endlich am Schlusse des Traktates in die Hände des Eilboten gelangte. Besagtes Päckchen mußte auch sehr schwer wiegen, denn es war über eine halbe Stunde seit der Anrede Belas verflossen, und sämmtliche Magnaten Siebenbürgens wußten bereits um das Verbrechen und die Drohung des Zigeunerhauptmannes, als ein Reiter gegen das gräfliche Palais gesprengt kam, und mit der bittern Klage, daß er zwei Mal auf dem scharfen nächtigen Ritte gestürzt sei, ein Schreiben abgab, das Bela bis in die Lippen erbleichen machte, da es in Imres Handschrift die betrübende Kunde von der Ohnmacht Etelkas und der vereitelten Trauung ertheilte. Ein Grund mehr, da nunmehr das verdeckte Spiel offen auflag, um alle Vorkehrungen zu treffen und mit dem Beistand der Gespanschaften wie der bewaffneten Macht die Gefangennahme des Zigeunerkönigs um jeden Preis zu bewerkstelligen.

Gegen Mittag wußte jedes Kind in Klausenburg um die Geschichte.

Es war ein trüber Tag. Der bisher freundliche Himmel hatte sich dicht mit Wolken umzogen und ein feiner, durchdringender Regen rieselte frostig auf die Erde hernieder. Schwarz-Páli, der längere Zeit mit spähender Miene in der Stadt herumgeschlichen, gab es auf, den kupferigen Bettler bei diesem Unwetter auf offener Straße zu treffen. Was wollte er von dem alten Manne? Vielleicht stand er bereits wieder in dem Solde Belas und der Magnaten. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wenigstens wahrgenommen, daß sich, freilich wie zufällig, ein paar Panduren fort und fort in der Nähe des eben genannten Eilboten herumtrieben. Der Bettler war jedoch spurlos verschwunden. Ein Glück für ihn! Páli war bereits auf die allerdings auch richtige Vermuthung gerathen, daß der Greis in Lumpen eben niemand anderer gewesen als der gefürchtete Zigeunerhauptmann. Janku wußte freilich jede Rolle prachtvoll durchzuführen. Wir zweifeln kaum, daß jener ehrsame Spießbürger, der sich tief in seine Bunda gehüllt und die Pelzmütze fast bis an die Nase herabgedrückt hatte, als er ein an den Grafen Imre gerichtetes Schreiben in den Briefkasten am Postgebäude warf, daß dieser ehrbare Mann, wie gesagt, vielleicht gleichfalls einige Aehnlichkeit mit dem Rächer Sylvanens besessen haben mochte. In dem Schreiben stand nämlich zu lesen:

„Du hast es nicht anders gewollt! Bereite Dich zum Tode!

Janku."

In dem unterirdischen, wie aus Demantsteinen gebildeten Felsensaale, zu dem die Panduren des Komitats bisher den Zugang vergeblich gesucht hatten, saßen eines Abends, und zwar kurz vor dem Ablaufen der Frist, welche Janku dem Grafen bewilligt hatte, zwei Männer im ernsten Gespräche, zeitweise große Wolken Tabakqualmes gegen die wunderlich geformte Felsendecke blasend. Der Saal war dies Mal nur von einer Fackel in einer fernen Ecke erleuchtet, so daß es bei dem riesigen Raume schwierig wurde, die Gesichtszüge der Sprechenden wahrzunehmen, doch verrieth der feuerrothe Mantel des Einen auf den ersten Blick, wie sich sein Eigenthümer nenne und welche Würde er unter den heimatlosen Kindern der egyptischen Raçe bekleide. Der Zweite war ein weit jüngerer, aber gleichfalls ungemein kräftiger Mann, dessen ziemlich weiße Gesichtsfarbe auf Mischblut schließen ließ. Es war in That der Fall. Mile, der Vetter des Zigeunerhauptmannes, zählte von väterlicher Seite zu dem „blanken Volke." Er traf erst kürzlich in Klausenburg ein, um Janku die Nachricht zu bringen, daß seine alte Großmutter wie sein Neffe, der Sprößling Sylvanens, wohlbehalten bei seiner Horde in Bulgarien angelangt seien, wohin sie der Zigeunerhauptmann größerer Sicherheit halber gesendet hatte. Näheres dürften wir wohl aus dem ziemlich leise geführten Zwiegespräche entnehmen.

„Du kamst wie gerufen," meinte Janku, „wenigstens kennt Dich hier keine Sterbensseele."

„Dank meines blaßen Gesichtes," entgegnete der junge Mann, „hält mich auch Niemand für einen Zigeuner."

„Du hast Dich doch in das Vertrauen des Alten eingeschlichen?"

„Allerdings!"

„Wie steht es mit Deiner Kenntniß des Terrains?"

„Du hast es mir trefflich geschildert. Es taugt, wie ich mich später durch den eigenen Augenschein überzeugte, vollkommen zu meinem etwas gewagten Vorhaben. Die Fenster gehen nach dem Garten, die Mauer ist nieder, zwei kühne Sprünge, und ich wäre im Freien."

„Wenn die ewigen Patrouillen nicht wären."

„Das könnte mich freilich eine Kugel im Leibe kosten."

„Der Graf muß deshalb aller weiteren Angst entle-

Digitized by Google

digt werden. Das soll noch heute geschehen. Es ist einzig meine Aufgabe. Verliere mir aber ja nicht den Kopf, wenn Du hören solltest, daß meine Feinde endlich Ursache zu gerechtem Jubel gefunden!"

„Du stehst also durchaus nicht ab?"

„Schweig mein Kind! Was Janku einmal beschlossen, das führt er auch sieghaft und unerschrocken aus."

Nach diesen Worten erhob sich der Zigeunerkönig, der Vetter folgte seinem Beispiele, und Beide verließen auf geheimen Pfaden die unterirdische Behausung. Letzterer eilte nach der Stadt, Janku, der eine Bunda über den feuerrothen Mantel geworfen, schlug den Weg nach einer abgelegenen, von Klausenburg jedoch nicht sehr entfernten Schenke ein. Der Zigeuner bemerkte recht wohl, daß sich in der Nähe dieser Schenke ein paar verdächtige Gestalten versteckt hielten; dies schien aber gerade zu seinem Plane zu taugen, wenigstens flog ein ebenso zufriedenes als grimmiges Lächeln über seine starren Züge. Bald gelangte er auch an das einsame Gehöfte. In der großen Vorderstube befand sich, Dank der späten Abendstunde, auch nicht ein Kunde, in einem kleineren anstoßenden Gemache saß jedoch eine uns wohlbekannte Persönlichkeit, scheinbar tief in ein Glas Rothwein vertieft. Es war niemand Anderer als Freund Schwarz-Páli. Ein seltsames Mienenspiel zeigte sich in seinem Antlitz, als sich Janku näherte. Es war ein Anflug halb Besorgniß, halb Schadenfreude, letztere schien die Oberhand zu gewinnen.

„Albernes Volk, diese Zigeuner!" murmelte er leise vor sich hin.

Janku setzte sich nach einer kurzen Begrüßung an die andere Seite des Tisches und ließ sich gleichfalls eine Flasche Rothwein geben, füllte ein Glas mit dem ziemlich starken Rebensaft, leerte es auf einen Zug und frug dann mit sichtlicher, vielleicht erheuchelter Neugierde: „Nun, wie steht es mit unserem Unternehmen?"

„Es wird viel blutige Köpfe kosten. Habe meine Haut oft zu Markt getragen, az eb adta, wäre mir aber nun und nimmer eingefallen, das Palais eines Magnaten in Klausenburg zu erstürmen. Magjarab ima kao trava — Ungarn gibt es wie Gras — zumal in einer Zeit, wo die bewaffnete Macht bei Nacht fortwährend unter dem Gewehre steht."

„Und doch muß es gewagt werden."

„Ein schlauer Fuchs dieser Graf, wagt sich nicht heraus aus seinem sichern Baue!"

Das Gespräch währte noch eine geraume Weile. Man entnahm daraus, daß sich Schwarz-Páli gegen ein namhaftes Handgeld und noch größere Verheißungen erkaufen ließ, an dem erwähnten Wagestücke theilzunehmen. Der Schlaukopf spielte jedoch, wie immer, ein doppeltes Spiel. Er hatte den Zigeuner an die Komitatsbehörde verrathen, um den Blutpreis von tausend Gulden Silber zu verdienen, den Graf Imre auf den Kopf seines gefürchteten Gegners setzte, und die Panduren lagen bereits auf der Lauer, um auf ein gegebenes Zeichen in die Schenke zu dringen. Páli jubelte im Stillen. Es handelte sich ja nur mehr um das erwähnte Zeichen. Der Zigeuner war geliefert.

„Hätte den Mann," murmelte leise der ehemalige Husar, „nicht für so dumm gehalten!"

„Was meinst Du?"

„Ich meine," sprach Páli mit lauter Stimme, sein Glas füllend, „daß die Nacht ungewöhnlich finster zu werden droht und daß es Zeit sei, uns auf den Heimweg zu machen."

Damit trat er an das Fenster.

„Nun eine Flasche Rothwein," entgegnete der Zigeuner, „wirst Du wohl noch vertragen?"

„Teufel, was ist mir denn in die Kehle gefahren?" sprach Páli.

Nach diesen Worten hustete er mächtig in die finstere Nacht hinaus. Es war das verabredete Zeichen. Janku benützte seinerseits die Zeit, da ihm Schwarz-Páli den Rücken wendete, um geräuschlos den Inhalt einer kleinen Phiole, die er aus seiner Tasche gezogen, in das Glas des Verräthers zu gießen. Letzterer horchte noch einen Augenblick und kehrte dann mit erkünstelter Unbefangenheit zu seinem Zechgenossen zurück, setzte sich behaglich nieder und leerte das volle Glas auf einen Zug, Schadenfreude in jeder Miene seines boshaften Antlitzes. Er hatte ja auf das Gelingen seines schwarzen Vorhabens getrunken. Eine kurze Pause folgte.

„Bruder," sprach glücklich der Zigeuner, „ich habe Dir noch zwei überraschende Nachrichten mitzutheilen."

„Das wäre?"

„Erstlich wird es Dich verblüffen, zu erfahren, daß ich recht wohl weiß, wie Du mich eben an die Panduren verrathen, die da draußen im Hinterhalte lauern und vor Begierde brennen, mir auf den Leib zu rücken."

„Hölle und Teufel!"

Also rief Páli aufspringend und nach seinen Pistolen greifend. Hatte die ihn allerdings überraschende Nachricht so ergriffen, oder war sein Gewissen erwacht, kurz der Mann schwankte wie ein vom Wind geschütteltes Rohr und der Angstschweiß trat in eisigkalten Tropfen auf seine Stirne.

„Laß sie stecken, Deine Pistolen," meinte Janku kaltblütig, „ich bin nicht böse auf Dich. Sind wir doch quitt!"

„Quitt?"

„Ja, denn ich habe Dich so eben — vergiftet!"

„Vergiftet?"

„Es ist keine Rettung mehr für Dich. In der nächsten halben Viertelstunde bist Du ein stiller Mann."

Schwarz-Páli stürzte auch wie vom Blitz getroffen nieder und wand sich in furchtbaren Krämpfen auf den morschen, wurmstichigen Dielen. Unsäglicher Hohn spielte um die Lippen des Zigeuners. Bald darauf drangen die Panduren in die Hinterstube, Gewehrläufe blitzten auch an dem niedern Fenster. Janku machte keine Miene zum Widerstande, knirschte aber scheinbar ingrimmig mit den Zähnen, als ihn der Wachtmeister der Panduren in Fesseln zu schlagen befahl.

„Auf Wiedersehen dort drüben," hohnlachte Janku, „Bruder Schwarz-Páli!"

Ein entsetzlicher Fluch war die Antwort.

„Laß die Hölle!" warnte der Zigeuner.

„Erbarme Dich meiner, ewiger Himmel!"

„Bete!"

„Ich kann nicht beten!"

„Das dachte ich wohl! Gute Geister wissen nichts von Dir. Also stirb!"

Ein entsetzliches Geröchel, ein letztes qualvolles Zucken aller Glieder, die Augen brachen und verglasten sich, ein allerletzter kaum hörbarer Seufzer — und der alte gräuliche

Digitized by Google

Sünder ſtand vor dem Richter über den Sternen. Die ergrauteſten Panduren ſchauderten. In tiefer Stille ging es nach Klauſenburg.

Dort aber herrſchte in Bälde ſchrankenloſer Jubel. Die Nachricht, der gefürchtete Zigeunerhauptmann ſei ſo eben gefänglich eingebracht worden und werde in wenigen Tagen unter der Hand des Henkers das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchen, lief wie ein Lauffeuer durch die früher ſo nächtig ſtillen Straßen der Stadt, und drang auch pfeilſchnell in das Palais des Grafen Imre. Ein Alp ſchien von der Bruſt des Letztern gefallen zu ſein. Es war auch hohe Zeit. Die ſtete bleiche Furcht hatte ſeine Geſundheit untergraben und das heiße Blut pochte in letzterer Zeit ſo ſtürmiſch in ſeinen Adern, daß die Aerzte ein paar Mal einen Schlagfluß befürchteten. Ja, es war hohe Zeit, daß ſein Todfeind von der Hand der ehernen Gerechtigkeit ereilt worden.

In einem Gaſthauſe in der Straße, darin das Palais des Grafen lag, ging es in der nächſten Nacht ſehr toll und luſtig zu. Friſch angekommener Gerſtenſaft, ſogenanntes Oberländerbier, damals in Siebenbürgen eine ſeltene Gurgelerfriſchung, hatte die Lebensgeiſter flott gemacht, und als die Bruderſchaft oder das Unterthanenthum des alten Königs Gambrinus zuletzt eine etwas narkotiſche Wirkung ſeines Szepters verſpürte, wurde nach der feurigen Labe des Bachus verlangt, welche die Heiterkeit augenblicklich aufs Neue belebte und die allgemeine Luſt auch bald zur trunkenen Narrheit ſteigerte. Am fröhlichſten geberdete ſich ein alter, aber noch immer rüſtiger Mann mit kirſchrothem Geſichte und weißen Haaren, der Glas auf Glas hinunterſtürzte und zuletzt eine Punſchbowle in Vorſchlag brachte.

„Ihr werdet Euch ſchmählich betrinken, Meiſter Feldſcherer!"

Alſo ſprach ein elegant gekleideter Mann in mittlern Jahren, ein Wiener, der als Kammerdiener bei Graf Imre im Solde ſtand.

„Einen Rauſch in Ehren kann Niemand verwehren!"

„Bedenkt, daß Ihr vielleicht morgen die Ehre haben werdet, Seiner Herrlichkeit, dem Grafen abermals die Ader zu ſchlagen."

„Iſt er denn ſchon wieder unwohl?

„Er hat ſich heute Mittag in der Freude ſeines Herzens, endlich der Bewachung von Panduren und Soldaten enthoben zu ſein, deren Patrouillengänge nebſtbei ein Heidengeld koſteten, er hat ſich in dieſer Freude bei dem Diner etwas übernommen und klagte, als er Abends zu Bette ging, weidlich über Blutandrang, über böſen Schwindel. Wie geſagt, ein Aderlaß dürfte morgen angezeigt ſein."

„Sorgt Euch nicht! Meine Hand zittert nur, wenn ich kein Glas Grog im Leibe habe. Zudem habe ich einen Subſtituten in meiner Barbierſtube. Iſt zwar noch nicht lange mein Discipulus — ſcheint aber viel gelernt zu haben — ein kapitaler Kerl das!"

„Wenn Ihr aber auf der Straße liegen bleiben ſolltet?"

„Unmöglich — lag nie auf der Straße — wohne ganz in der Nähe."

Während dieſen Worten trat ein junger Mann mit pechſchwarzem Haar und Vollbart in die Gaſtſtube und nahm ohne Umſtände neben dem Chirurgen Platz, der ihn herzlich begrüßte und der jovialen Geſellſchaft als ſeinen Subſtituten vorſtellte. Der Ankömmling wußte ſich bald durch Mittheilung hochkomiſcher Ränke und Schwänke die Gunſt der Zechbrüder zu erwerben, namentlich hatte er es auf den gräflichen Kammerdiener abgeſehen, dem er auch dermaßen gefiel, daß es bald zu einem Glaſe Bruderſchaft kam. Der Chirurg trank indeſſen maßlos weiter und ſtellte zuletzt die faſt geleerte Punſchbowle, als man ihn aus dem Beſitz derſelben ſetzen wollte, auf ſeinen Schoß.

„Gott gebe," ſeufzte der Subſtitut, „daß der Saufbold morgen nicht in Anſpruch genommen wird!"

„Ja," meinte der Kammerdiener, „ſeine Hand dürfte merklich zittern."

„Es wäre beſſer, er wäre vollends fertig, ſo könnte er morgen gar nicht zu ſeinen Inſtrumenten greifen."

„Glaubſt Du?"

„Es iſt faſt Sache der Pflicht."

„Dem Manne kann geholfen werden!"

Damit goß der Kammerdiener eine Maſſe Rum in die Punſchbowle. Der benebelte Feldſcherer ſchlang das feurige Getränke in der Bravour des Rauſches ſammt dem Reſt Punſch hinab, und die Narkoſe wirkte ſo kräftig, daß er in kurzer Zeit ſinnloſes Zeug zu ſtammeln anfing und zuletzt ſchnarchend einnickte. Die Zechbrüder lachten, zahlten und gingen, und der junge Mann ſchleppte den Trunkenbold mit Hilfe des Kammerdieners nach ſeiner Behauſung, die zum Glücke wirklich ganz in der Nähe gelegen war. Der Valet de Chambre drückte am Hausthor, als ſie ſchieden, ſeinem neuen Dutzbruder die Hand und erſuchte ihn, morgen im Falle der Noth die Stelle des ſtockbetrunkenen Chirurgen zu vertreten, was ihm auch dieſer mit frohem Lächeln gelobte.

Der lächelnde Mann war der Vetter des Zigeunerhauptmannes.

Der Knoten ſchien hinreichend geſchürzt und die Kataſtrophe des ſchaurigen Drama konnte in die Szene gehen.

Der verhängnißvolle Morgen kam.

Graf Imre lag in eleganter Morgentracht auf weichem Divan, das Porträt ſeiner Braut und den Ehevertrag in den Händen. Ein diaboliſches Lächeln ſpielte um ſeine Mundwinkel, wenn er den letztern betrachtete, und ein Mephiſto ſprühte aus ſeinen Augen, wenn ihr Blick auf das reizende Antlitz der holden gräflichen Wittib fiel. Geldgier und Wolluſt hießen die unheimlichen Geſellen, die ſich in ſeiner Seele um die Oberhand ſtritten, und ein ſeltſames Gemiſch beider Leidenſchaften glitt durch ſeine Züge, als er ſich wie im wachen Traume tiefer in die ſchwellenden Kiſſen drückte. Zudem war ſein Antlitz wie fieberhaft gefärbt. Der Arzt hatte auch bei ſeinem Morgenbeſuch die Zuflucht zu dem uns bekannten Chirurgen abermals dringend anempfohlen. Ein Geräuſch im Vorzimmer weckte den Grafen aus ſeinem Traume, er griff zur Glockenſchnur und klingelte. Der Kammerdiener erſchien.

„Was gibt es? Iſt der Chirurg gekommen?"

„Er ſelbſt iſt erkrankt, doch ſein Subſtitut, ein trefflicher, äußerſt geſchickter junger Mann harrt bereits im Vorgemache."

„Laß ihn eintreten."

„Ich eile."

„Sonſt nichts Neues?"

„Die Putzhändlerin hat den Carton mit den Pariſer Modewaaren geſendet, der geſtern über Wien hier eintraf."

Digitized by Google

„Sehr à jour! Laß ihn augenblicklich zur Gräfin tragen, begib Dich selbst in ihr Palais und melde, wie nur mein altes Unwohlsein mich verhinderte, das Geschenk mit ein paar zärtlichen Zeilen einzubegleiten."

Der Kammerdiener entfernte sich. Besagter Carton war der böse Genius des Grafen wie der Schutzgeist seines Dieners, denn als der Valet de Chambre im Vorsaale nach Oberrock und Hut griff, um sich des eben erhaltenen Auftrages zu entledigen, ließ der Substitut die Hand von dem Griff eines verborgenen Dolchmessers ab und murmelte leise:

„Um so besser! Hätte den guten Gesellen nur ungern niedergestoßen!"

Kaum daß der Kammerdiener den Vorsaal verließ, so drehte auch schon der Gehilfe des Substituten den Schlüssel der Thüre um. Es war dies ein angeblicher Barbiergesell in schäbiger Tracht, bestimmt das Becken zu halten, um während des Aderlasses das Blut aufzufangen. Der Bursche war grundhäßlich wie ein riesiger Affe, mit ungewöhnlich langen Armen, die eine gewaltige Stärke verriethen. Den Substituten kennen wir. Beide traten geräuschlos ein. Graf Imre würdigte sie mit der Insolenz eines Hochtory auch nicht eines Blickes, stand auf und warf sich in einen Armsessel. Der junge Wundarzt öffnete wortlos die Kassette seiner chirurgischen Werkzeuge und betrieb gelassen die nöthigen Vorbereitungen zum Aderlaß. Imre entledigte sich mittlerweile zum Theile seines türkischen Schlafrockes und streifte den blendend weißen Hemdärmel am linken Arm auf. Der Chirurg winkte dem Gehilfen. Dieser trat ruhig an den Armstuhl, doch hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem leisen Zittern seiner Lippen entnommen, daß diese Ruhe und Kälte erlogen sei. Gleichzeitig schritt der Wundarzt gegen die Thür und schloß sie durch das Umdrehen des stählernen Reibers. Das Holz knarrte.

„Was gibt es?"

Also frug der Graf, indem er sich in dem Armstuhle umwenden wollte. In diesem Augenblick umfaßte der verkleidete Barbier mit seinen gewichtigen Händen den Hals seines Opfers und drückte ihn so gewaltig zusammen, daß Imre, blau im Gesichte, kaum zu röcheln vermochte. Er kämpfte trotz der Ueberraschung zwar tapfer, der Vetter des Zigeunerkönigs eilte aber zur Hilfe herbei, und bald war der Graf an Händen und Füßen gebunden, während die lebendige Klammer an seiner Gurgel jeden Schreckenéruf erstickte. Der Zigeuner sah sich stumm im Gemache um und rief dann:

„Vortrefflich!"

Sein Blick war auf das lebensgroße Bild der Gräfin Etelka an der Rückwand gefallen. Es herabheben war das Werk des nächsten Momentes. Dann trat er an die Kassette, öffnete einen doppelten Boden und zog ein seltsam Stück Flechtwerk hervor.

„Kennst Du diese Haare?"

Eine entsetzliche Angst glitt durch die Züge des Grafen. Es war der Strang, den die uralte Zigeunerin aus Sylvanens pechschwarzen Haaren geflochten. Der Zigeuner befestigte ihn in Art einer Schlinge an dem Haken, daran das Porträt der gräflichen Braut gehangen. Dann hob er mit dem Barbier den Grafen wie ein wehrloses Kind empor und trug ihn an die Rückwand des Gemaches. Ein leiser Schrei des Entsetzens ertönte. Die lebendige Klammer am Halse des Grafen hatte einen Augenblick nachgegeben, als man den Kopf des Unglücklichen durch die Schlinge zog.

„Zu spät!"

Also hohnlachte der Zigeuner, während er mächtig an den Beinen des Grafen zog. Die Schlinge schnitt ein. Das Antlitz Imres ward purpurroth, ein qualvolles, immer schwächer werdendes Röcheln, ein paar krampfhafte Wendungen, die Augen traten stier aus ihren Höhlen, ein schmerzhaftes Zucken, und die Prophezeihung des Zigeunerhauptmannes war buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Der Graf war an Sylvanens pechschwarzen Haaren gestorben.

„Wir haben nicht einmal nöthig, durch das Fenster zu springen," sprach der falsche Wundarzt, „komm, wir wollen den Lakaien eine lange Nase drehen."

„Wir haben Eile," meinte sein Helfershelfer.

„Allerdings! Der zweite Theil Arbeit muß noch heute Abend vollendet sein!"

Der Wundarzt schloß seine Kassette und Beide begaben sich durch den Vorsaal nach der Treppe. Ersterer hatte natürlich die Thür des prächtigen Gemaches verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt. Die Lakaien wie der Kammerdiener, den die Mörder am Thor des Palais begegneten, wurden bedeutet, der Graf gedenke nach dem Aderlaß ein wenig zu schlummern und werde schon klingeln, wenn er ihrer Hilfe bedürfe.

Das Drama war zu Ende.

Ein paar Stunden verliefen.

Endlich ward der Kammerdiener unruhig und begab sich an die Thür, die, wie wir wissen, nach der Schaustätte des Verbrechens führte. Er pochte leise. Keine Antwort! Da gewahrte er, durch das Schlüsselloch blickend, daß der Schlüssel abgezogen sei.

„Sonderbar?!"

Der Kammerdiener pochte stärker. Die alte lautlose Stille! Er versuchte die Thür zu öffnen. Sie war und blieb verschlossen! Ein entsetzlicher Verdacht erfaßte den Aermsten, er schlug Lärm, die Dienerschaft eilte herbei, die Thür ward erbrochen.

Schauervoller Anblick!

Der Graf war bereits kalt und starr. Alle Belebungsversuche erwiesen sich vergeblich. Gräfin Etelka, deren Nerven durch die Narkose während der Weinlese bedeutend gelitten, verfiel in ein bitziges Fieber, so schonend man ihr auch die entsetzliche Kunde mittheilte. Zum Troste unserer schönen Leserinen fugen wir bei, daß sie nach wochenlangem Leiden glücklich genas und in spätern Jahren an der Seite eines würdigen Magnaten statt den Dornen, die ihr der Leichtsinn des Grafen Imre zweifelsohne in die Stirn gedrückt haben dürfte, nur Rosen der Freude fand und im Kreise anmuthiger Kinder die Schrecken ihres zweiten Brautstandes vergessen lernte.

Die Aufregung in Klausenburg war ungeheuer.

Die bewaffnete Macht mußte verstärkt werden, um dem wüthenden Pöbel zu wehren, der das Gefängniß erbrechen und den Zigeunerhauptmann einem Akt von Lynchjustiz preisgegeben wissen wollte. Viel zur Linderung der allgemeinen Entrüstung trug der Umstand bei, daß im Laufe des Tages, an dem der Meuchelmord begangen worden, der an-

Digitized by Google

gebliche Barbiergehilfe aufgestöbert und zur Haft gebracht wurde. Dies mochte auch die Ursache abgeben, weßwegen der zweite Theil Arbeit, von dem der Vetter Jankus gesprochen, an dem darauf folgenden Abend nicht zur Ausführung gelangte.

Ein paar Tage verflossen.

Der Prozeß gegen den Zigeunerhauptmann nahm einen neuen Aufschwung, da man ihn, und zwar nicht mit Unrecht, für den Haupturheber des gräulichen Verbrechens hielt, kurz als die Hand betrachtete, welche die Schlinge des Todes um den Hals des unglücklichen Grafen geworfen. Verhöre und Konfrontationen waren an der Tagesordnung.

Die Nacht brach dunkel herein.

Eine dichte Rauchwolke, aus stattlichen Meerschaumpfeifen entquollen, oder aus köstlichen Tschibuks gegen die Saaldecke geblasen, lagerte wie an dem Abend, da unsere abenteuerliche Geschichte begann, in den Räumlichkeiten des adeligen Kasino zu Klausenburg, die sich wie damals einer noch bedeutendern Dichte als gewöhnlich erfreute, da täglich Mitglieder des erwähnten Klubbs von den benachbarten Edelhöfen in großer Anzahl in der Hauptstadt des siebenbürgischen Ungarlandes einzusprechen pflegten, um Näheres über den Verlauf und Schluß der in den Annalen der heimischen Justiz fast unerhörten hochnothpeinlichen Schreckensgeschichte zu vernehmen. Der große Saal wimmelte von Gästen und überall zeigten sich Gruppen von stattlichen Edelherren, die lebhaft die brennende Frage des Tages besprachen.

Als Ausnahme gab sich der junge Edelmann, den wir Bela nannten. Er hatte sich, müde der ewigen Details, die er als Busenfreund des verewigten Grafen jedem neuen Gaste zum Besten geben mußte, in ein Nebenzimmer geflüchtet und leerte in tiefem Sinnen eine Flasche unverfälschten Weines aus der Champagne. Unberührt dampften die sogenannten siebenbürgischen Austern, die bekannten würzig duftenden Schnecken in der auf dem Tische stehenden Schüssel, ja der träumerische junge Mann schien ganz vergessen zu haben, daß er bei dem Aufwärter nach diesem seinen frühern Leibgerichte begehrte.

Bela war schon lang um alle Eßlust gekommen.

Das Leibgericht wäre zweifelsohne unberührt geblieben, hätte nicht ein ältlicher, dem Edelmann befreundeter Klubbist den ernst vor sich hinbrütenden Poeten aus seiner Schwermuth aufgescheucht. Es war dies ein Optimist, der bei allen Dingen nur die Lichtseite zu betrachten pflegte.

„Sage mir," sprach er, „um des Himmelswillen, was Dir fehlt?"

„Ich bin ein gedemüthigter Danton, mir fehlt es erstens, abermals und nochmals an Muth."

„Pah, schlage Dir die alberne Prophezeihung aus dem Sinn! Der Zigeunerhauptmann ist der Erste, der gehenkt wird."

„Ist das so gewiß?"

„Liegt er nicht in Ketten und Banden?"

„Ja, weil er sich freiwillig fangen ließ."

„Freiwillig!"

„Allerdings, um den armen Imre in falsche Sicherheit zu wiegen. Nicht anders, scheint mir immer, verhält es sich mit dem angeblichen Bartscherer. Ich habe mir die Umstände bei seiner Verhaftung erzählen lassen und möchte darauf schwören, daß der Spitzbube absichtlich wie blind in die Falle gegangen. So unvorsichtig gibt sich sonst kein Zigeuner."

„Und was hätte er dabei gewonnen?"

„Komitat, Pöbel, Militär waren auf den Beinen. Janku wurde zu emsig bewacht. Es galt Zeit gewinnen, kurz den Tag der Hinrichtung verschieben. Dies konnte nur durch Wiederaufnahme der Prozeßakten geschehen. Die Aufmerksamkeit wird ermüdet, und es sollte mich nicht wundern, wenn nächstens ein Versuch zur Befreiung der Gefangenen gewagt werden sollte."

„Unmöglich!"

„Lies dies Gedicht!"

„Ist es aus Deiner Feder geflossen?"

„Nein, es steht hier in diesem Zeitungsblatt."

Damit reichte er seinem Freunde die neueste Nummer eines norddeutschen belletristischen Journales. Wir fügen bei, daß wir auch nicht mehr um die Autorschaft wissen, jedoch meinen, daß es sich hier um ein Gegenstück zu den bekannten Versen im „Romancero der Vögel" von Anastasius Grün handle, darin das flammende Gefieder des rothen Hahnes, wie man im Mittelalter nannte, auf seinem verheerenden Fluge allmälig erkaltet, bis das Ungethüm zuletzt erstarrt, dunkelfärbig als Wetterhahn friedfertig auf einem Giebeldache festsitzen bleibt.

Das Gedicht aber lautete:

Es schrillen die Fahnen, es pfeift der Sturm,
Der Zigeunerkönig sitzt im Thurm;
Sie wollen ihn hängen die nächste Nacht,
Doch der Zigeunerkönig singt und lacht:
„Giggerigi! du rother Hahn!"

Es weht im Wind sein schwarzkraus Haar,
Es blitzt sein pechschwarz Augenpaar;
Seine Hosen sind wie Feuer so roth,
Er spricht: „Mit mir hat's keine Noth,
Giggerigi! du rother Hahn!"

„Ihr sollt mir nicht krümmen ein Haar zu Leid,
Nicht rühren mir eine Falte am Kleid,
Ich bringe den Rath und den Henker zur Ruh,
Ich verbrenne den Strick und den Galgen dazu —
Giggerigi! du rother Hahn."

„Du Krämervolk, du gierige Brut,
Wohl bekomm' dir das rothe Zigeunerblut!
Wach' auf und fliege, du rother Hahn,
Stimm' deinen gellenden Weckruf an,
Giggerigi! du rother Hahn."

„Auf die Häuser stolz, auf die Giebel gäh,
Hui! schwing' dich hinan, hinauf und kräh!
Mit den Flügeln schlag' einen glühenden Reif,
Die Dächer peitsche mit feurigem Schweif —
Giggerigi! du rother Hahn!" — — —

Da klettert die Flamme durch Thür und Thor
An allen vier Ecken der Stadt empor;
Die Glocken heulen von Thurm zu Thurm,
Der Zigeuner ruft und kräht in den Sturm:
„Giggerigi! du rother Hahn!"

„Willkommen du lieber, feuriger Gast,
Der hoch in den Lüften schwelgt und praßt;
Du bist dem Zigeuner freundlich gesellt,
Wir jauchzen beide so frei durch die Welt —
Giggerigi! du rother Hahn!"

„Tief unten wimmelt es Ameisen gleich,
Das rennt durch die Straßen so bang und bleich;
Das schafft und scharrt, und wir lachen sie aus,
Dem Zigeuner verbrennt weder Hof noch Haus —
Giggerigi! du rother Hahn!" — — —

Digitized by Google

Und Giebel um Giebel fällt und kracht,
Es flüchtet der Rath, es flieht die Wacht;
Bald wird der Thurm des Feuers Raub,
Der Zigeuner macht sich aus dem Staub —
„Giggerigi! du rother Hahn!"

Und als er war durchs brennende Thor,
Steht er noch einmal still davor:
„Du Brut, das war mein Henkerschmaus,
Jetzt baue dir neu dein Schneckenhaus!
Giggerigi! du rother Hahn!"

„Eine schauerliche Romanze!" meinte der Klubbist.

„Wenn sie nur nicht in das Ungarische übersetzt wird," entgegnete Bela.

„Wer sollte sie in unserm friedlichen Klausenburg verlegen?"

„Die Zigeuner!"

In demselben Augenblick schlug ein greller Schein an die Fenster.

„Halloh! Feuer! Feuer!"

Also tönte es von der Straße. Es brannte in der That an vier Ecken der Stadt. Reiter sprengten mit furchtbarem Mordjorufe durch Klausenburg, die Glocken heulten, die Trommeln wirbelten, der Sturm brauste, Flammen lohten auf hundert Dächern, weinend, schreiend, betend und fluchend stürzte, flog, stolperte, hinkte, kroch und fiel es aus den brennenden Häusern, ein wirrer Menschenknäuel drängte sich durch die bald tageshellen, bald von Rauch und Wasserdampf verfinsterten Straßen. Plötzlich erfolgte ein entsetzlicher Donner und gleich darauf eine gewaltige Erschütterung des Bodens wie bei einem Erdbeben. Ein Pulverdepot in der Nähe des Komitatshauses war in die Luft geflogen. In der allgemeinen Verwirrung verschwand Janku und sein Genosse aus ihren Kerkern. Vergebens blieb alles spätere Nachforschen nach dem gefürchteten Rothmantel.

Giggerigi! Du rother Hahn!

Nie hörte man mehr von dem Zigeunerhauptmann bei Klausenburg.

Katzen-Raphael.

Künstler-Novellette von Josef Mayer.

I.

Es war spät Abends

Auf dem Wege von Kirchberg nach Hindelbank lief weinend ein kleiner Knabe von ungefähr zehn Jahren in ärmlicher und zerrissener Kleidung, unter der knopflosen Weste eine große, schwarz und gelb gefleckte Katze tragend.

Endlich blieb er rathlos stehen, denn er war an der Stelle angekommen, wo sich die Wege nach Fraubrunnen und Burgdorf kreuzen; und die strömenden Thränen trocknend schaute er besorgt und scheu nach rechts und links — doch fruchtlos! Die weite Heide lag öde und still vor ihm, in der Ferne die grauen himmelhohen Gletscher. Kein Licht, kein Lebenston erreichte das spähende Auge und lauschende Ohr des Jungen.

Da setzte er sich erschöpft und schluchzend nieder und, die spinnende Katze an sein Herz drückend und mit Küssen bedeckend, sah er still vor sich hin, indeß der Wind sich pfeifend zwischen den Eishörnen der Berge hervordrängte und in kurzen Stößen über das raschelnde Riedgras der Heide fuhr.

Plötzlich erscholl von Weitem Räderrollen und Pferdegeschnaube und bald kam ein zweirädriges Wägelchen polternd den holprigen Weg heran.

Befremdet hielt der Herr des Wagens still, als er im Zwielichte die zusammengekauerte dunkle Gestalt des Knaben am Wegrande gewahrte und fragte ihn mit freundlicher Stimme: „Wohin denn Bub?"

Ein schmerzhaftes, dumpfes Schluchzen war die Antwort.

Da sprang der Mann rasch aus dem Wagen: er war groß, hager und in der schlichten Tracht der dortigen Landgeistlichen, aber das bleiche, scharfmarkirte Gesicht trug den Stempel des Genies und milder Güte; er faßte den Knaben beim Kinne und hob dessen thränendes Antlitz sanft zu sich empor.

Der Bub war der Prototyp der häßlichen, dem Cretinismus erlegenen Race der Gebirgsleute von Wyningen und des benachbarten Emmenthales; aber unter der niedrigen, von struppigen Haaren umstarrten Stirne glänzte durch die Thränen ein Auge hervor, rein und klar, wie eine ungetrübte Kinderseele. „Vater ist todt!" stöhnte der Knabe.

„Und die Mutter?"

Der Knabe sah mit blödem Staunen an dem Mann empor und antwortete nach langem Besinnen mit trotzigem Tone: „Schon lang todt!"

„Also eine Waise!" sprach der Mann nachdenklich; „wie heißt Du denn?"

„Friedli! Mind Friedli!"

Der Mann nickte freundlich und ergriff die Hand des Buben: „Nun, Friedli! möchtest Du wohl mit mir gehen, in das schöne Haus dort unten?" er wies über die Heide nach einem leuchtenden Punkte zwischen den Bergen.

„Katz' auch?" fragte der Bub mit freudigglänzenden Augen.

„Auch, Friedli!" erwiederte lächelnd der Mann und legte die Hand auf das Haupt des Knaben, der mit einem Freudensprunge die Katze weckte. „Der Friede Gottes und sein Segen sei mit Dir, Du armer Verwaister! ich will Dein Vater sein!" sprach er feierlich und hob den verwunderten Knaben auf das Wägelchen, das nach einer kurzen Fahrt vor einem großen Hause hielt.

Das Haus war Neuhof und der Mann, an dessen Hand der verwaiste Friedli seine neue Heimat betrat, hieß Johann Heinrich Pestalozzi.

II.

Die Beete des Gartens zu Neuhof wimmelten von munteren, jugendlichen, uniform gekleideten Knaben und Mädchen. Es waren die Zöglinge Pestalozzis, meist arme, verwaiste Kinder wie Friedli, und wie er von dem unsterblichen Manne aufgelesen von den Zäunen und Stegen, um sie durch Arbeit zu erziehen und zu Menschen heranzubilden.

Er selbst schritt, seine Gattin am Arme, im flüsternden Gespräche durch die sandbestreuten Gänge des Gartens,

Digitized by Google

verloren in den hoffnungsvollsten Plänen für die Zukunft des im Pauperismus versunkenen Gebirgsvolkes, dem sein Genie aus den übervölkerten Matten und dürren Heiden die Wege der Kultur bahnen wollte zu einem neuen Leben.

Da riß ein wilder Lärm ihn aus seinen Träumen — aus den dunklen geistvollen Augen des Gründers der Anstalt flog durch die schwachbelaubten Bäume ein strenger Blick nach den tobenden Haufen seiner Schüler.

Diese wußten der ihnen zugewiesenen Arbeit immer einen Augenblick abzuzwacken, um irgend einem Kameraden einen Schabernak zu spielen. Das Ziel der allgemeinen Verfolgung schien ein häßlicher Knabe zu sein, der, nicht achtend der von allen Seiten nach ihm geschleuderten Erdklöße und Baumäste, allein in einem Winkel ruhig arbeitete.

Plötzlich lenkte eine durch den Garten springende Katze die Aufmerksamkeit von jenem auf diese. „Friedli! Dein' Katz'! Dein' Katz'!" erscholl es und ein Hagel von Schollen und Steinen sauste nach und nieder auf das flüchtende Thier.

Da sprang der Knabe, den Spaten von sich schleudernd, hastig auf und mit geöffneten Armen der Katze entgegen. „Katz! hierher!" rief er mit ängstlichem Kreischen. — Zu spät! ein knorriger Ast hatte das arme Thier bereits niedergestreckt, das sich blutend und mit klagendem Mianen zu Friedlis Füßen streckte.

Da fuhr ein Blitz der Wuth über das häßliche Gesicht des Knaben, mit funkelnden Augen und keuchender Brust ergriff er den Spaten und warf ihn nach dem boshaften Buben, dessen Wurf die Katze traf — er fiel mit schmetterndem Schlage auf dessen Haupt.

Wuthbrüllend umringte die Schaar den Knaben Friedli, der bleich und sprachlos niedersah auf den Getroffenen. — —

„Wer hat das gethan!" fragte Pestalozzi, indem er mit bekümmert strenger Miene in den Kreis trat und den ächzenden Knaben in die Arme nahm.

„Der Friedli!" erscholl es ringsum und zehn, zwanzig Stimmen erhoben sich, den Verbrecher anzuklagen.

Der aber ergriff mit einem dumpfen Schrei die blutende Katze und einen heißen Kuß auf die Hand seines Lehrers drückend, durchbrach er den Kreis der Knaben und verschwand zwischen den Bäumen.

Als die Nacht kam, hatte Pestalozzi einen Schüler weniger — und Friedli keine Katz' und keinen Vater.

III.

„Mittag ist's, Herr Freudenberg!" rief die dicke Wirthin zum rothen Hahn in Bremgarten freundlich zu dem Gerüste hinauf, auf dem der Maler Freudenberg eben das riesengroße Schild der Schenke in neuer Farbenpracht herzustellen bemüht war.

„Gleich bin ich unten!" rief der zurück und stieg ächzend und behutsam die knarrende Leiter hinab.

Kaum war er in der Thüre verschwunden, als ein Knabe, der seit früh schon um die Schenke herumlungerte, mit vorsichtiger Schnelle die Leiter erkletterte und auf dem Gerüste verschwand.

Eine Stunde mochte verflossen sein, als der Maler mit glänzendem Gesichte die Leiter wieder bestieg; doch mit einem lauten Schrei des Erstaunens blieb er auf der letzten Sprosse stehen: denn an seiner Stelle gewahrte er einen Knaben, der, vor sich eine todte Katze liegend, mit hastigen Zügen deren Porträt neben dem rothen Hahn des Meisters hinpinselte.

„Welcher Satan führt Dich her, Galgenbrut!" schrie der Maler erbost, sprang vollends auf das Gerüst und packte den unberufenen Stellvertreter am Ohre. —

Doch im selben Augenblicke ließ er ihn wieder los und mit einem beifälligen Blicke auf den rohen Versuch des Jungen brummte er: „Teufel! gar nicht schlecht! — der Bub' hat Talent — — hm! wer hat Dich denn das gelehrt, Junge?"

„Katz' ist todt! der Gottlieb hat's erschlagen!" stammelte der Bub' und erhob, wie um seinen Schmerz zu klagen, die mildleuchtenden Augen und gefalteten Hände zu dem Maler.

Nach einem raschen Blicke über die Uniform des Knaben, die er kannte, und einer Weile Ueberlegens sagte Herr Freudenberg: „Du bist aus Neuhof? — entlaufen? — na, möchtest wohl ein Maler werden?"

„Katz will ich malen!" rief der Bub freudig.

„Na, wir wollen's versuchen!" meinte der Meister lachend, und am Abende zog Friedli, den Korb mit den Farbentöpfen des Malers auf dem Rücken, in den Mauern der alten Stadt Bern ein als Lehrling des Malers Freudenberg.

IV.

In der Malerwerkstätte des Herrn Freudenberg standen zwei junge Männer vor einem großen Bilde der Himmelskönigin, als Altarblatt für die Schüpfener Kirche bestimmt.

„Und nun keinen Strich mehr!" rief der Eine den Pinsel wegwerfend; eine hübsche, starke, echte Schweizergestalt. „Meinst Du nicht — — aber Friedli, lieber Freund! was ist Dir denn nur, was hast Du denn?" und er eilte seinem Kameraden nach, der sich plötzlich von dem Bilde abgewandt und in eine Ecke gesetzt hatte.

Langsam erhob der Angeredete das Haupt. Friedli war's.

Er war groß und stark geworden; aber auf dem Gesichte lag noch immer der Fluch der Häßlichkeit, wie die wunderbar schönen Augen noch immer mild und klar leuchteten, trotz der Trauer, die sie in diesem Momente verschleierte. „Ich bin krank, lieber Konrad — laß mich!" sagte er leise.

Der junge Maler warf einen raschen, scharfen Blick nach dem armen Katzenmaler — einen Blick, der dem in die Seele schneiden mußte, denn er senkte das Haupt und schluchzte laut.

„So hab' ich also nicht zu hoffen," sprach Konrad dann, „daß Du meine Bitte gewährst und mir Klärchen, meine Braut zuführst an meinem Hochzeitstage — damit ich, was mir das Liebste auf der Welt ist, aus den Händen meines einzigen Freundes empfange — aus Deinen — —"

„Nein — verlange das nicht — ich kann nicht!" sagte Friedli leise und ging aus der Werkstätte.

Konrad schaute ihm lange nach — ein bitteres Gefühl durchzog sein Herz — er hatte errathen, daß Friedli vergehe in stummer, hoffnungsloser Liebe zu seiner Braut.

Und so war es.

Als Montags darauf der Hochzeitszug aus der Kirche kam und der Trouble lauter Freude Meister Freudenbergs Haus durchwogte, da schlich Friedli in den kleinen Garten hinter dem Hause hinaus, setzte sich auf den

Digitized by Google

schattigen Heckenfleck, unter dem er seine Katz' eingescharrt, und — weinte bitterlich.

V.

Viele Jahre waren seitdem vergangen.

In den Laden des reichen Buchhändlers Füßli in Zürich stürmte dessen Bruder, der Maler.

„Ich hab' ihn! ich hab' ihn!" rief er mit freudestrahlendem Gesichte und warf eine Mappe mit Zeichnungen auf den Ladentisch.

„Ja, wen denn? was denn?"

„Den Katzen-Raphael, den Mind! — Durch einen Zufall entdeckte ich seinen Wohnort. Morgen früh reise ich nach Bern!"

Der Buchhändler hatte indeß die Mappe geöffnet und mit freudigem Erstaunen die originellen Schöpfungen des Mannes betrachtet, den die Welt den „Katzen-Raphael" nannte.

Der Cretin, der verwaiste Knabe, in dessen Herzen sich eine traurige Episode seiner trüben Jugend tief eingegraben, hatte sein Talent, Katzen zu zeichnen, mit wunderbarem Fleiße gehegt und gepflegt: in allen seinen Bildern brachte er sie, immer wieder verschieden von frühern Darstellungen — mit einer Erstaunen erregenden Treue und Schönheit an.

„Also in Bern wohnt der Mind?" fragte der Buchhändler endlich von den Bildern aufschauend.

„Mind?" fragte ein unscheinbarer Mann in ärmlicher Kleidung, der seit und vor dem Eintreten des Malers an dem Pulte des Buchhändlers stand und trat zu den Bildern: „Gottfried Mind? der war einmal mein Schüler — —"

„Ah, Herr Pestalozzi!" rief mit herzlichem Gruße der Maler; „Sie kennen den Künstler also?"

„Ja, er entlief mir aus Neuhof; doch damals war er der unfähigste, letzte meiner Zöglinge. Grüßen Sie mir ihn, Herr Füßli, wenn er sich meiner noch erinnern sollte!" und mit einer schüchternen Wendung gegen den Buchhändler fragte der Pädagog: „Also habe ich keine Hoffnung hier?"

„Lieber Herr Pestalozzi!" sagte der mit treuherzigem Tone; „geben Sie sie auf, die Idee von Beglückung des Volkes! Ihre Anstalt zu Neuhof ging ein und Sie wurden dabei und dadurch ein armer Mann. Versuchen Sie etwas Anderes! Sie haben Talent und Ihre erste Schrift machte Aufsehen! Werden Sie Schriftsteller!"

Pestalozzi — arm und rathlos senkte das schwere Haupt und verließ den Laden.

Bald darauf erschien sein unübertroffenes Volksbuch „Lienhard und Gertrud" bei Füßli in Zürich.

VI.

Es war am 6. November 1804, als der Maler Füßli das Haus der Witwe Freudenberg betrat, um den Katzen-Raphael kennen zu lernen. Das mürrische, finstere Weib, — jedem Fremden abhold, aus Furcht, es möchte der arme Mind sich bewegen lassen, ihr freudloses Haus zu verlassen und so ihre Geldquelle versiegen — wies den Maler stumm zum Zimmer des Künstlers hinauf.

In der ärmlichen Stube, von dem Sorgenstuhle aus, den er nie verließ, schaute der Arme starr durch die Fenster zu den Alpen hinaus und streichelte sanft eine gefleckte Katze, die spinnend auf seinem Schoße lag.

Füßli schauderte vor dem finsteren, häßlichen Wesen zurück, das vor ihm saß, dessen plumpe Hand die schönen Bilder zeichnete, dessen abstoßende Hülle den Geist des Künstlers barg.

Doch bald vergaß er, vertieft schwelgend im Anschauen der wunderlieblichen Zeichnungen, die im Zimmer herumhingen, ihres Schöpfers — der war ruhig eingeschlummert.

Als Füßli am andern Tage zur Wohnung des Unglücklichen kam, fand er seine Leiche. —

Er war arm und elend gestorben, der Katzen-Raphael.

Nach seinem Tode gingen seine Bilder zu enormen Preisen in's Ausland fort. Ihn, wie seinen Lehrer, den großen Pädagogen — inzwischen auch in Mangel gestorben — vergaß das Vaterland.

Die dankbare Nachwelt hat indeß die Apotheose Pestalozzis gefeiert — aber Niemand denkt seines Zöglings mehr, des Katzen-Raphaels Gottfried Mind.

Feuilleton.

Ein Naturdichter.

Josef Rumpy. Wir führen unter diesem Namen den freundlichen Leser in dieser Blätter einen Mann vor, der unter günstigen äußern Verhältnissen in der Reihe der deutschen Lyriker gewiß einen nicht unbedeutenden Platz behauptet hätte, wegegen er in seiner Lage und in seinem Stande dem weiteren Leserkreis bisher unbekannt geblieben ist und nur einige stille Bewunderer und Verehrer zählt unter denen, die auf irgend eine Weise mit ihm in näherer Berührung stehen. Es liegt nicht in unserer Absicht, Rumpys Biographie hier ausführlich folgen zu lassen, sondern wir wollen den Mann heute so geben, wie er uns heute entgegentritt.

In den südlichen Fluren Mährens liegt an der Thaya der Flecken Lundenburg. Da finden wir denn in „seiner niedern Hütte" (so nennt er sein Häuschen) den liebenswürdigen Dichter in der Werkstätte, beschäftigt mit der Verfertigung von Bauernhüten, da sieht er und arbeitet so unverdrossen und fleißig, als es noch immer möglich ist, wenn man bereits ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, da sieht er und arbeitet die ganze Woche bis zum Sonntag an seinen Hüten! aber aus seinen blauen Augen strahlt ein ganzer Himmel und auf seiner hohen, schöngewölbten Stirne, die von weißem Silberhaar umkränzt ist, schlummern tausend poetische Gedanken, und unter dem groben Kittel schlägt ihm ein Herz in der Brust, das so jugendlich glüht für Liebe und Freundschaft, das so empfänglich ist für alles Wahre, Gute und Schöne, das so offen und theilnehmend ist. Und begleiten wir ihn des Abends endlich in sein Gärtchen, in seine Dichterlaube und lesen in seinen Liedern, so müssen wir staunen über die Tiefe des Gemüthes, über die Klarheit der Gedanken, über die edle Einfachheit, nicht minder über die Symmetrie und geglättete Form. Mit welcher Naivetät singt er selbst von sich:

„Ich heiße Josef Ignaz Rumpy,
Treib' mein Geschäft und bin kein Lump,
Ich mache Hüte, Stiefel, Schuh'
Und manchen netten Vers dazu."

Rumpy ist also von Profession ein Hutmacher und dabei einer der eifrigsten und heiligsten Priester im Tempel der Musen. Mit jugendlich heiterem Sinne ruht er im dräutlichen Arme der Natur und läßt ihre stille Pracht auf sein kindlich reines Gemüth wirken, und aus seiner Brust duften Lieder auf wie frische Feldrosen, wie sinnige Blumengrüße, die das fromme Herz dem ewigen Himmel

Digitized by Google

zusendet. Und obgleich er einen seltenen Schatz von Lebenshumor besitzt, so ist doch fast jedes seiner Gedichte von einem tief elegischen Hauche durchweht, der, ungleich der widerlichen Weltschmerzelei moderner Sänger, aus dem innersten Kerne seines Wesens strömt und in seiner ungeschminkten Einfachheit die volle Wirkung nie verfehlt. Aber wie die Sykomore nicht reif wird, ohne mitten im Wachsthum verletzt zu werden, wie ihr Stamm keine Früchte trägt, wenn man nicht die Rinde spaltet; so gehört auch der Schmerz zur Lebensentwicklung, zur wahren Charakterausprägung des Menschen; — und jener elegische Ton, welcher aus Rumps Liedern hervorklingt, ist der Nachhall von so manchem Leid, das ihn bis in's Innerste der Seele berührt, von so manchem harten Schicksalsschlage, der das weiche Gemüth des Dichters mit unerbittlicher Härte getroffen hat. So viel über Rump selbst. Als Probe seines Sanges theilen wir diesmal ein Gedicht mit, das — ein poetischer Brief an seinen liebsten Freund — die volle Eigenthümlichkeit seiner Muse prägnant hervortreten läßt:

Seit vierzig langen Tagen
Bekamst Du keinen Brief.
Du wirst vielleicht mich fragen,
Ob ich so lange schlief?
Dies, Freund, muß ich verneinen;
Du weißt, ich bin nicht faul;
Sollt' es Dir aber scheinen,
So klopfe mir auf's Maul.
Ich sind' von Woch' zu Woche
Zum schreiben keine Zeit,
Ich steck' ja stets im Joche,
Wie gestern so auch heut.
Und wenn der Sonntag endlich
Sich nahet meiner Thür,
Dann schleiche ich fein ländlich
An einem Humpen Bier.
So ziehen denn, mein Lieber!
Einförmig, immer gleich,
Die Tage mir vorüber
In meinem Dichterreich.
Ich laß die Welt zufrieden,
Sie dreh' sich wie sie will,
Nach Norden oder Süden —
Ich schweig zu Allem still.
Auch trag' ich keinen Zunder
Herbei zu Zank und Streit,
Mich kümmert nichts der Plunder
Der alt' und neuen Zeit.
Ich reit' auf meiner Mähre
In blinder Nacht herum
Und bleib' in meiner Sphäre
Hübsch fromm und auch hübsch dumm.
Ich hatte keinen Leiter
Bis jetzt in meiner Nacht,
D'rum hab' ich auch nicht weiter
Mein Liederwerk gebracht.
Hätt' ich was von Geschichte
In meinem Lenz gewußt,
Hätt' andere Gedichte
Geboren meine Brust.
Kein Leibnitz und kein Hegel
Ward damals mir bekannt,
Kein Locke und kein Schlegel,
Kein Fichte und kein Kant.
Mich hat nie aufgenommen
Ein Seminarium,
Bin niemals auch gekommen
In ein Kollegium.
Wol bin ich oft gewesen
Im Tempel der Natur,
Hab' täglich dort gelesen
Die Schrift der Sternenflur;
Hab' dorten oft vor Freude
Die Welt an's Herz gedrückt,
Wenn ich im Blumenkleide
Die weite Flur erblickt. —
Nun geb' ich bald von hinnen
Mit meinem Liederkranz,
Werd' kein Herz mehr gewinnen,
Ich närrischer Popanz.
Was ich gesammelt habe,
Hat, Freundchen, keinen Werth,
Wird bald mit mir im Grabe
Von Würmern aufgezehrt.
Du wirst mich nicht anfeuern,
Du warmer Musensohn,
Novellen noch zu leiern
In einem Medeton.
Mir ist schon überdrüßig
Die ganze Kleckserei,
Am End' würd' ich noch bissig,
Und dies wär' — Ketzerei.
Ich hab' mich losgerissen
Von meiner Leier nun,
Will nichts mehr von ihr wissen,
Sie mag in Frieden rub'n!
Willst Du sie von mir erben,
So spiele weiter Du,
Mich aber lasse sterben
In Frieden und in Ruh.

Horch! horch! die Glocken bammeln
Vom Thurme feierlich,
Die Bauern all versammeln
Zur Kirchweihandacht sich.
Geschmückt steh'n Bursch und Dirnen,
Geschmückt ein jedes Kind,
Man sieht's an ihren Stirnen
Wie heiter als sie sind.
Ich muß mich doch auch zieren
Und nehmen Stock und Hut,
Und meine Gurgel schmieren
Mit süßem Rebenblut.
Heut wird auf allen Wegen
Hier Vater Bachus auch
Ertheilen einen Segen
Nach altgewohntem Brauch.
Das Backwerk ist gerathen,
Die Flaschen sind gefüllt,
Auch dampft der Gänsebraten
Schon in die Nase mild.
Auf, auf, zum fetten Schmause!
Es freu' sich Klein und Groß!
Denn heute wird im Hause
Der Teufel einmal los.
Auch ist die Geig' gestimmet,
Sie gibt der Freude Schwung;
Und wer in Wonne schwimmet,
Wagt einen Kirchweihsprung.
Es will sich jeder freuen
In unserm Bauernnest,
Die Gassenbuben schreien:
Hoch leb' das Kirchweihfest!
Nun muß ich mich empfehlen,
Der Tag ist heut zu schön —
Es werden durst'ge Seelen
Im Weine untergehn!
Zwar steht schon rings im falben
Gewande Flur und Hain,
Auch feiern schon die Schwalben,
Ihr Abschiedsständelein.
Doch kümmern uns die Haine,
Der Schwalben Abschiedslied?
Wir suchen Muth beim Weine,
Der in der Sonne glüht!
Leb' wohl mein Freund! die Suppe,
Sie dampft schon auf dem Tisch,
Ich tanz' wie eine Puppe
Und schließe diesen Wisch.

Digitized by Google

Poetisches Album.

Stimmen des Frühlings.

Von Ch. Rebe.

Was spricht das Veilchen auf der Au?
Ich kleide mich in schmuckles Blau,
Im Sonnenschein entsend' ich Düfte,
Steh' Nachts gebückt und weine Thau.
So Du beglückt bist,
Lern' Andre erfreu'n;
Wenn Du gedrückt bist,
So weine allein.

Was singt der Fink herab vom Baum?
Den ganzen Aether ermess' ich kaum,
Doch Licht und Luft und Lied und Blume
Find' ich auch im beschränkten Raum.
Nicht ins Unbeschränkte
Wage den Flug,
Im Beschränkten schenkte
Dir Gott genug.

Was flüstert der Mond am Himmelszelt?
Ich bin von Anfang hiehergestellt,
Jahrtausende steh' ich an dieser Stelle
Und immer ist's dieselbe Welt.
Musst von hohen Fernen
Das Ganze beseh'n,
Willst Du das Bleibende lernen
Im Wechsel versteh'n.

Was plaudert der Bach am Wiesenrain?
Ich kann wohl nimmer in Ruhe sein,
Vom Sonnenglanze, vom Sternenschimmer
Geb' ich nur zitternden Wiederschein.
Nicht vom Getümmel
Der Leidenschaft bewegt
Ist ein Herz, das den Himmel
Im Innern trägt.

Was ruft der Frühling ganz und gar?
Ich bin die Wonnezeit im Jahr,
Ich duft' im Veilchen, sing' im Finken,
Plaudre im Bache, schein' im Monde klar.
Soll der Frühling währen
In Deiner Brust,
Sei des Frühlings Leben
Dir stets bewusst!

Naturkunde.

Wasserstoffgas.

„Doktor, was macht mein Schneider?" rief der Förster dem eintretenden Arzt aus dem Ofenwinkel des Extrastübchens zu, in welchem die sogenannten Honoratioren des Landstädtchens ihr Bier tranken, — „der hat mich schmählich mit dem Rock angeführt, den er mir wenden sollte."

„Der Mann ist krank," entgegnete unwirsch der Angeredete, „Ihr werdet schon zwei Röcke haben!"

„Was fehlt ihm denn, und wird er nicht bald wieder gesund, oder stirbt er gar?" fuhr der Frager fort.

„Das gehört nicht in's Wirthshaus," brummte der Arzt noch mürrischer, als vorher.

„Doktor," frug der Rathsschreiber leise, „was darf der Mann essen?"

„Gute, starke Fleischbrühe mit Eigelb," war die freundliche Antwort, welche ein Handdruck begleitete; „auch die Kinder ässen gern, Kartoffeln, Brod, Kohlrüben, was es wäre — aber sie haben nichts."

„Morgen früh bekommen sie," versicherte gutmüthig der Notar.

„Darf der Kranke Wein trinken?" erkundigte sich der Geistliche.

„Von Deinem Alten schon ein Glas; ich will ihm sagen, wie viel," lächelte heiter der Doktor, „aber noch wirksamer wäre ein kräftiges Wort im Stiftungsrath, daß die Arzneien auf Rechnung der Stadt übernommen würden. Die Leute können es nicht erschwingen in dieser theuren Zeit."

„Verkaufen darf ich mein Besoldungsholz nicht," meinte der Förster, „aber draußen im Riedhau steht noch eine Menge Reisig für mich, wenn die Leute sie holen lassen wollen: so ist's mir recht."

„Gott lohn's Euch Allen!" dankte kurz der Doktor; „jetzt von etwas Anderm. Weiß Keiner, was der Schwanwirth von mir will, der sammt Familie gesund ist, und mich schon zweimal hier und zu Haus gesucht hat?"

„O ja," lachte der Nachbar des Wirths, ein Kaufmann. „Erst vor vier Wochen hat er seinen Schild frisch versilbern und das Schilfnest renoviren lassen; jetzt wird der arme Vogel zum Schecken, und, wenn's so fortgeht, zum Rappen. Die Tochter aber, die in Claurens Wecken von Silberschwänen gelesen hat, will verzweifeln."

„Sie soll," sagte der Doktor, „die Stickerei weglegen und den Haufen Gypssteine unter dem Schild fortreagen, denn sonst wird der liebe Verwandte im Nest oben so braun, wie ihre Schmachtlocken."

„Das wäre betrübt," meinte der Nachbar, „aber wie kommt's, daß der Schwan sich über den Gyps, mit dem der Wirth handelt, schwarz ärgert?"

„Der Gyps," war die Antwort, „ist schwefelsaurer Kalk, der an der Luft verwittert und Schwefelwasserstoffgas anshaucht, welches das Silber schwärzt."

„Wird wieder so Malefizzeug sein, wie die Kohlensäure, mit der er uns neulich schier der lieben Polizei ausgeliefert hätte," warnte der Notar, „aber dennoch möchte ich etwas Näheres von dem Dinge wissen."

„Laßt den Doktor mit Ruhe erst eine Pfeife rauchen," mahnte der Apotheker, „er ist heute zwei Mal über Feld gewesen und müde. Was Wasserstoffgas ist und wie man es bereitet, das will ich Euch sagen; weiß er dann noch etwas Interessanteres darüber, so fängt er von selbst an. — Wasserstoffgas oder Hydrogen ist völlig farblos, auch ohne allen Geruch und Geschmack und äußerst leicht — 100 Kubikzoll wiegen nur etwas mehr als zwei Gran. Es ist ferner sehr brennbar und verbrennt mit einer, vom Tageslicht kaum sichtbaren Flamme; mit atmosphärischer Luft gemischt entzündet es sich mit bedeutendem Knall und verpufft augenblicklich. Zwei Theile Wasserstoff und ein Theil Sauerstoff dem Volumen nach, oder dem Gewicht nach 1 Hydrogen mit 8 Oxygen geben, durch einen elektrischen Funken, durch schnelles Zusammendrücken oder durch einen brennenden Körper vereint — Wasser. Mit Brom, Jod, Chlor und Schwefel verbindet er sich zu Säuren, und letztere, die Hydrothionsäure, oder das Schwefelwasserstoffgas bildet die allbekannten Schwefelquellen, und hat uns den seltenen Anblick eines schwarzen Schwans verschafft."

„Wird es auch zu Künsten oder Gewerben benützt?" frug der Kaufmann.

„Zur Erzeugung der größten Hitze im kleinsten Raum beim Knallgebläse, zu den Platinfeuerzeugen, wo es auf einen Platinschwamm geleitet sich entzündet, zu einigen chemischen Zwecken, hauptsächlich aber zur Luftschifffahrt."

„Die Luft, mit der man den Ballon füllt, ist also Wasserstoffgas?" frug lebhaft der Förster, „aber wie wird denn das Zeugs gemacht? Das habe ich nicht gewahr kriegen können, wie die große Kugel bei uns aufstieg!"

„Die Sache ist ziemlich einfach," war die Antwort, „auf altes Eisen, oder wenn man reineres Gas wünscht, zerkleinerten Zink, wird Wasser und Schwefelsäure gegossen. Hiedurch entsteht ein chemischer Prozeß, in welchem das Wasser zersetzt und sein Sauerstoff an das Metall gebunden wird, indeß der Wasserstoff frei geworden, sich brausend erhebt. Ihr sahr ihn aus rings umherstehenden Fässern durch Röhren in den Ballon strömen, der mehr und mehr aufschwoll, unruhig zu schwanken begann und an Tauen gehalten werden mußte, damit er die gehörige Füllung abwarte."

„Strömt es nirgend, von der Natur gebildet, frei hervor, wie die Kohlensäure in der Hundsgrotte u. s. w.?" frug der Geistliche.

„Der Doktor hat mir einmal gesagt," antwortete der Apotheker, „man vermuthe mit Grund, die Flamme der Vulkane sei Wasserstoffgas."

„Da mag der Teufel experimentiren," meinte der Notar, „Vulkane und Erdbeben, Communismus und Hegelsche Philosophie sind Dinge, die ich fürchte, wie meine Schwägerin die Kreuzspinnen."

„Hast Du wirklich Lust, einen ganz exquisiten Ballon steigen

Digitized by Google

zu lassen, so will ich Dir einen Platz verrathen, wo Du ihn bequem und kostenfrei füllen kannst," versetzte der Doktor.

„Na, wo denn?"

„Auf der Halbinsel Apscheron, nördlich von der Stadt Baku, einige Stunden vom kaspischen Meere, und daß Du gar nicht zu fragen brauchst: zwischen den Dörfern Sarak-Hani und Emir Hadschan."

„Ist mir zu weit, Freund, ich habe so viel Erbvertheilungen von Deinen Patienten zu machen, daß ich am Urlaub zweifle. Erzähle uns, was Du, oder andere zuverlässige Leute dort sahen, dann bin ich zufrieden."

„Nun, das will ich. Dort, wo der Kaukasus sich gegen das kaspische Meer senkt, erstreckt die allmälige Abdachung sich als eine Halbinsel in sein Becken; sie heißt Apscheron. Am südlichen Ufer liegt Baku, am Berghang in der Mittellinie sprudelt die berühmte Quelle der weißen Naphtha, eines sehr reinen Steinöls, welches im Orient sehr hoch geschätzt wird, und lodert das „ewige Feuer," persisch Ateschgah, an dem eine Anzahl Feueranbeter sich klosterähnlich angesiedelt hat. Schon sank die Nacht, als der Reisende, dessen Bericht ich Euch gebe, aus dichtem Wald hervor ihm nahete, und mit einem aus Grauen und Bewunderung gemischtem Gefühl vier gewaltige Feuergarben vor sich aufstreben sah. Weithin erhellte ihr bläulicher Glast die öde, unfruchtbare Gegend umher und die kahle, blendend weiße Mauer, die sie einkreist — das Ganze glich einem stummen Zauberschloß, über welche zackige Felsstirnen sich erhoben, und dem einige dunkle Piniengruppen als Folie dienten. Als der Reisende durch das Thor eintrat, ward er vom Anblick, der sich ihm bot, höchlich überrascht. Er stand in einem weiten, grell erleuchteten Hofe, in dessen Mitte ein schwarzer Fels von Mannshöhe sich hob; in ihn waren vier eiserne Röhren von je zwei Fuß Durchmesser eingelassen, aus welchen mit unheimlichem, dumpfem Sausen die Flammen zu gewaltiger Höhe emporschlugen. Wie der Druck das Wasser einer Fontaine aufschleudert, so sprüheten hier die Feuerströme mit reißender Gewalt gegen den dunklen Nachthimmel, an dem der Mond erblaßt hing und dessen Sternbilder verglommen waren. Rings an der Mauer umher reiheten sich die grauen Zellen, deren Bewohner, meist aus dem Pendschab, sich hieher begeben, um Jahre lang, — manche sogar das ganze Leben — hier ihren Gott, in Abgeschiedenheit betend, zu verehren. Wie die Wallfahrt nach Mekka dem Moslem, so gibt das Verweilen an diesem heiligen Orte den Zurückgekehrten hohes Ansehen und priesterliche Würde. Einer von ihnen öffnete die Pforte und empfing den Fremden. Bloß mit einem Schurz um die Lenden, und einem weißen Turban bekleidet, beugte er sich tief vor dem Feuerstrom, als wollte er sich Erlaubniß erbitten, etwas Anderem, als Ihm, Beachtung zu erweisen, dann rief er dem Eingetretenen zugewendet: „Rama segne Dich und Deinen Fürsten!" — Nach und nach kamen mehrere der ascetischen Bewohner aus ihren Zellen hervor. Keiner war mehr bekleidet, wie der Erste, Andere aber waren ohne Turban, und lang fluthete das schlichte Haar über die braunen Körper herab, die so widrig mager waren, daß der Verlauf jeder strangartigen Muskel, daß jeder Knochen deutlich dem Auge lag. Der Pförtner bat, nach einer halben Stunde stummen Staunens, den Reisenden artig, in seine Zelle zu treten. Sie hatte kein anderes Geräth, als einen Binsenteppich zum Lager, einen irdenen Krug, und, im hintersten Winkel, einen herrlichen Rosenstock in der vollen Pracht seiner Blüthen, der neben der Röhre stand, aus welcher in jeder Hütte ein Strahl des heiligen Feuers flammte. Alle zwölf Zellen besuchte der Wanderer, doch keine war reicher und bequemer möblirt, in keiner fand er andere Nahrungsmittel, als Datteln und gerösteten Reis. Der letzte Besuch galt der Zelle des Oberen. Er trug einen roth und braun gestreiften, langen, seidenen Rock, ähnlich der katholischen Soutane, und eine rothe, spitzige Mütze. Auf einem kleinen, mit Seide bedeckten Tisch, vor der heiligen Flamme standen mehre Götzenbilder — kleine, bronzene Figuren, abenteuerlich geformte Thiere. Andere Idole, halb Menschen, halb Teufelsfratzen, waren blaßroth auf gelbem Grund an die Mauer gepinselt; sie trugen Kronen und lange Schweife, und bliesen in Hörner und Trompeten. — Ehe noch alles gemustert war, erhob sich draußen ein gewaltiger Lärm. Rauhe, gedehnte Töne bliesen die Männer aus Meermuscheln, dazu schrillte ein zersprungenes Glöckchen und hallte der Metallton des Gongh. Der Obere ergriff sogleich ein breit gelegtes Stück Papier, welches mit Gebetformeln in der Pa-Jy Schrift bedeckt war, und trat vor die Thür seiner Hütte, wo er sie monoton, mit beständigem, langsamem Kopfbewegen ablas; die Uebrigen saßen stumm auf den Fersen, erhoben zuweilen die Hände stoßend über den Kopf und wiederholten das vom Priester gesprochene Gebet mit lebhafteren Kopfbewegungen. Der Reisende mochte in dieser Zeit treiben, was er wollte, er ward durchaus nicht beachtet: ja, sein Kamyr wie einem frechen Ziegenbock, dessen er nur mit Mühe sich erwehrte, fand, so possirlich er sein mochte, kein Auge, das sich darauf gewendet hätte.

Endlich, nach etwa einer Stunde, war die Zeremonie beendet. Lautlos kauerten die braunen, nackten Gestalten noch vor den blauen, ungeheuren Flammensäulen, die sie grell beleuchteten, jetzt nachzulassen schienen, um im nächsten Augenblick mit hohlem, dröhnenden Sausen desto höher aufzuleben. Außer diesem Ton alles stumm, lautlos, todt — nur ferner das Kläffen einer Truppe streifender Schakals. Die Männer hatten sich erhoben, und der Priester nahete wieder dem Fremden. Mit einem Tone und dem Ausdruck, der des Beifalls gewiß ist, sprach er von dem Erhabenen ihres Cultus, und schien die vorgelegten Fragen gern und mit Ueberzeugung zu beantworten. „In unsern heiligen Schriften," sprach er, „ist Ateschgah als heiligster Wallfahrtort bezeichnet, doch wohnt Rama nicht blos hier: er ist überall. Das heilige Feuer ist nicht Rama, aber überirdisch rein, nur aus sich, ohne Nahrung und Absonderung, in Ewigkeit leuchtend, strahlend, ist es sein getreuestes Bild, das Er selbst uns gab. In tausend Gestalten ist Er schon, die Erde segnend, erschienen, und das All ist Er. Als Kuh brachte er uns die reine Milch, wenn Ahriman ihm vergeblich als diebische Ratte, Frosch des Sumpfes und kriechende, giftige Schlange entgegentrat. Sieh, dies kupferne Sonnenbild, dieser Kiesel, der meinen Todfeind traf und erschlug, dies reine Wasser der klaren, sprudelnden Quelle — Alles ist Rama, der Ewige, Gütige, Gerechte! Er erbarme sich unser, Amen!" —

„Der Reisende," fuhr der Doktor fort, „sah an den gewöhnlichen Dschoghis, wie sich diese Büßer nennen, bald, in wie manchfache Farben sich der pantheistische Lichtstrahl, der dem Priester leuchtete, brach. Der Eine trug Rama als Ohrringe, der Andere als ein Dreieck, welches er sich mit Safran an die Stirn gemalt hatte, der Dritte gar als eine Holzröhre, aus der er rauhe Töne blies und wohlgefällig der Musik seines Gottes lauschte. Die Lebensweise dieser Mönche ist sehr einfach. Noch vor Sonnenaufgang waschen und besprengen sie sich mit dem eisigen Wasser eines Baches, der unter dem Feuerfelsen hervorsprudelt, dann entzünden sie einen baumwollenen Lappen an einer der Hauptflammen und rennen zurück in die Zelle, wo das kleine Privatrohr mit dem glimmenden Lumpen entflammt wird. Auf diesem Feuer wird nun in äußerst reinem Kupfergeschirr eine Hand voll Reis gequellt, oder die zugetheilte Milch gewärmt. Dann kauert der Mönch in stiller Betrachtung vor dem lohenden Rohr, bis der rauhe Ton der Muscheln ihn zu drei täglichen Gebeten ruft. Fleisch genießen sie nie, doch senden reiche Glaubensverwandte ihnen wöchentlich ein Mal Fische. Sie verrichten diese Bußübungen für sich und für Andere gegen Bezahlung, die der Oberpriester bestimmt und neben anderen Geschenken der Frommen annimmt, wobei er sich gern mit einem mystischen Schein umgibt. Sie leben gewöhnlich ehelos, doch hatte Einer seit kurzem eine Frau mitgebracht, welche das Gelübde einer reichen, kranken Wittwe zu lösen übernommen hatte; woran aber die übrigen Mönche sehr sich ärgerten. Für den Reisenden war sie nicht sichtbar; ihr Rama sei ein schöner Halsschmuck, hieß es. In der Nacht, in welcher der Reisende ankam, war einer der kleinen Gemeinde gestorben. Schon am andern Mittag ward die Leiche in eine fest mit Quadern umwölbte Vertiefung des mittleren Felsens getragen, mit Butter reichlich begossen und dann das in Menge auch hier ausströmende Gas entzündet. Nach einer Stunde, welche die Brüder betend verbrachten, war der Leichnam zu Asche verglüht. — Damit war die Feier beendet."

„Interessant war noch dem Reisenden die Erzählung einer Thatsache, die einigermaßen auf die Entstehung dieser ungeheuren Gasquelle schließen läßt. Bläst anhaltender Nord- und Nordwestwind, so wird das Wasser aus der Bai von Baku sehr zurückgedrängt; dann erlöschen alle kleinen Gasflammen und die vier großen Feuer lassen sehr nach. Südost dagegen, der den Wasserspiegel erhöht, bringt ein lebhafteres Ausströmen hervor; es ist also Wasser zur Erzeugung des Gases nöthig, und vielleicht bildet es sich ähnlich im Großen, wie wir es im Kleinen bereiten gelernt haben."

„Wie ist das zu verstehen, wie meinst Du das?" frugen mehrere Stimmen.

„Die ganze Gegend dort ist vulkanisch, und die Tradition spricht von furchtbaren Ausbrüchen, die den ganzen Kaukasus, bis zum Elbrus hinauf durchzuckten. Der Metallreichthum des Gebirges ist unbestritten. Laßt jetzt die verschüttete Röhre des Vulkans,

Digitized by Google

schwefelsaure oder Chlordämpfe, die jeder Vulkan aushaucht, zu einem Stock gediegenen Erzes leiten und das Wasser des nahen Meeres hinzutreten, so wird das Metall sich zu Oxyd verändern und Wasserstoffgas in ungeheurer Menge sich entwickeln."

„Möglich wär's allerdings — —" zweifelte der Apotheker — aber . . ."

„Gewißheit kann ich nicht geben," schloß der Doktor. „Man müßte sich an Schamyl wenden, um sicheres Geleit; das könnte Rußland übel deuten: so, meine ich, wollen wir die Gasquellen von Baku einstweilen der Instanz entbinden! Gute Nacht!"

Kleine Erzählungen und Fabeln.

Von A. F. Liebelt.

Die zwölfte Stunde.

„Was weint Ihr, gute alte Nachbarin?
Welch Unglück hat sich denn ereignet?
So sprecht!" — „O lieber Herr! Ihr wißt, wie arm ich bin,
Wie hilflos; und nun denkt — der reiche Merten läugnet
Mir rund die fünfzig Gulden ab,
Für die ich ihm mein Feld, das letzte Stückchen, gab;
Spricht, daß er mich bezahlt, und hat's sogar beschworen,
So eben; grade schlug's zwölf Uhr,
Als er . . . o lieber Herr! der Merten, denket nur,
Der Mensch!" — „Recht schlimm, fürwahr! Inzwischen nicht verloren
Soll Euch in Eurer Noth der letzte Pfennig sein.
Hier, liebe Nachbarin, steckt diesen Beutel ein;
Und wenn . . . " — „Wie, lieber Herr? Ei nein;
Ich wollte nur um guten Rath Euch bitten." —
„Ganz recht! Vergeßt, was Euch der Merten abgestritten,
Und wißt Ihr was: thut's nirgends kund!" —
„Ei doch!" — „Nein, nein! Es läßt sich nicht ermessen,
Wie weit oft Beispiel reicht." — „Wohl, aber nicht vergessen
Werd' ich ihm diesen Tag und diese zwölfte Stund!" —

Und mit dem Jahr an demselben Tage
Und grad' mit dem zwölften Glockenschlage,
Da pocht es hastig an meine Thür
Und es kommt der reiche Merten zu mir:
„Herr Nachbar, welch Unglück! Ach, könnt Ihr mir rathen!
Mein bischen Vermögen, ich hatt' es verliehn
Auf Wechsel — und denkt nur, in lauter Dukaten!
Welch Unglück! mein bischen Vermögen ist hin!
Der Schurke von . . .!" — „Wollt Ihr ein Wort mir erlauben,
Herr Merten, und hören dann freundlichen Rath?
Ein Unglück, oft sühnt es gar lastende That
Und lehret an Gottes Vergeltung uns glauben;
Ein Unglück, es mahnet . . . ." — „O was doch die Lehren!
Erspart's Euch, Herr Nachbar! ich kam nicht hieher,
Um eine moralische Predigt zu hören;
Verzeiht mir, und weiter kein Wörtchen mehr!"

Und wieder ein Jahr, und an selbigem Tage
Und grad' mit dem zwölften Glockenschlage
Da wogt's durch die Gassen: Was gibt's denn? Man rennt
Zu Mertens Behausung. O Unglück! es brennt!
Es wirbeln Vernichtung die lodernden Flammen,
Und wie wenn ein Engel der Rache zerstört
Und, was ihm bezeichnet, in Trümmer verkehrt,
So stürzen die rauchenden Mauern zusammen.

Und wieder ein Jahr, und am nämlichen Tage
Und grad' mit dem zwölften Glockenschlage,
Da mahnt es vom Thürmchen zur Fürbitt' in Noth.
Wem gilt's? wer stirbt denn? — „Der Merten ist todt!"

Das Aeckerlein aber, das muß ich noch sagen,
Hat immer nur Disteln und Dornen getragen:
Es fehlte, wie sehr man's gepflügt und gedüngt,
Der Segen, kraft dessen die Ernte gelingt.

Die Rettung.

Ein Gutsherr und, was mehr, ein braver, edler Mann,
Sieht sich durch Unglück so in Schulden,
Daß er, wie lang sich auch die Gläubiger gedulden,
Zuletzt denn doch sein Gut nicht mehr behaupten kann;
Schon ist's dem Meistgebot verfallen:
Nun da wird wohl von seinen Freunden allen
Ein Einziger, wo nicht, doch ein Verwandter sein,
Der sich in's Mittel schlägt? O nein!
Kaum ruchbar, ziehet mit Bedauern
Sich männiglich zurück. — Das Unglück, das zerstäubt
Freund und Verwandte, ach, daß auch nicht Einer bleibt,
Um wenigstens mit uns zu trauern!
Genug davon. — O hört, wie hoch den Preis man treibt!
Zum dritt' und letzten Male! Wer hat das Gut? Die Bauern!
Du Schicksal! und so wäre nun
Der Herr der Unterthan, so wären
Die Bauern Herr! Was werden sie jetzt thun?
Denn kommt das Bauernvolk zur Herrlichkeit und Ehren,
Da weiß man — ja fürwahr, ich möcht' es selber hören,
Was sie jetzt . . . . Aber seht! dort ziehen sie einher
Wie sonst, der Richter an der Spitze,
Wie sonst, mit abgezog'ner Mütze,
Zu dem gewes'nen Herrn. „Sie sind durch Ungefähr,
Durch Unglück und durch Böswichter,"
So nämlich spricht zum Herrn der Richter,
„Um all' Ihr Hab und Gut gekommen,
Indem Sie Jedem Gutes, und uns zumeist gethan;
So haben wir's auf uns genommen,
Das gut zu machen, was . . . Sie nehmen es doch an?
Nicht wahr, Sie thun's uns zu Gefallen
Und . . . . ." — „Freunde, meinen Dank Euch Allen,
Doch nehmen — was?" — „Ihr Gut; wir bitten Sie recht sehr!
O bleiben Sie doch unser Herr!" —
Ob überhaupt, und ohne Widerstreben,
Ob vielleicht nicht, ob nur bedingungsweis
Der gute Herr die Hand zu dem Geschenk gegeben,
Das lassen wir! Doch Zähren glühendheiß
Entrollten seinem Aug'; — und hätt' er bitten müssen,
Sich aber so geliebt, sich so geehrt zu wissen,
Nie war er reicher, nie, als jetzt!
O selig, wer im Glück auf böse Zeiten sparet
Und Herzen sich erwirbt, wo er den Schatz bewahret!
Sei gut: Es kommt ein Tag, der's zehnfach dir ersetzt.

Die Belehrung.

„Hör' Vater," sprach einmal ein junger Leu zum alten,
„Ich seh' Dich dort auf dieses Esels Fell
So wundersam viel Stücke halten;
Und doch ist es von Farb' so widerlich und grell,
Daß, sollten wir als Kleid es nehmen —"
„Daß wir uns," fiel der Alte ihm in's Wort,
„Nicht wahr, so meinst Du, müßten schämen?" —
„Ja wohl!" — „Nun sieh, von diesem Felle dort
Bedeckt, bin ich aus mancherlei Gefahr,
Wo ich vielleicht sehr oft dem Tode nahe war,
Bis jetzt noch heil davon gekommen.
O wisse Sohn! Ein Leu, klingt vornehm; aber merke:
Nicht überall thut es die Stärke,
Noch schützt uns allezeit der Muth;
Wir können uns mit Recht so manches Vorzugs freuen,
Doch glaube mir, daß auch uns Leuen
Ein Eselsfell recht oft die besten Dienste thut."

Die Wanduhr.

„Wie wichtig ich doch bin!" so tikte
Und takte eine Uhr sich selbstgefällig zu;
Gewahrend, daß nach ihr, galt's Arbeit oder Ruh',
Galt's Speise oder Spiel, der Hausherr immer blickte,
So für sich selbst, und so, wenn er die Knechte schickte.
„Wie wichtig, ja ich kann wol sagen, unentbehrlich!
Denn wär' nicht ich, so wär' nicht Tag und Nacht;
Durch mich geschieht es, daß alljährlich
Die Sonne ihren Lauf nach fester Regel macht;
Durch mich! doch was hinzu noch fügen?
Schon das Erwähnte wird genügen
Zu seh'n: ich bin's, die eine Welt regiert!"

Digitized by Google

So zu sich selber tikt und takt in einem Winkel
Die Uhr, von Staub und Spinngeweb' umhüllt.
Ihr lacht, indeß derselbe Eigendünkel
Euch lebende Maschinen auch erfüllt.

Historische Skizzen.

Der Adler des Prinzen Eugen.

Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts war eines Tages am Fuße des Schneebergs eine junge Wienerin mit Botanisiren beschäftigt. Ihr Vater, ein Apotheker, harrte ihrer im Dorfe. Karoline, ihre Mappe ordnend, wollte sich eben zur Rückkehr anschicken, als ein Schuß fiel. Einen Augenblick darauf taumelte aus hohen Lüften ein großer Vogel hernieder, die Flügel ängstlich schlagend und ein heiseres Geschrei ausstoßend. Zapprind glirt das Thier zu des Mädchens Füßen. Im ersten Moment erschrak Karoline; doch schnell besann sie sich. Sie pflückte ein paar Blätter Wegerich, legte sie sanft auf die Streifwunde am Halse, nahm von ihrem Hut die breite Schleife und brachte so den Verband zu Stande. Das Thier verhielt sich ganz ruhig dabei, mit dem Schnabel den Arm der Pflegerin dankbar streichelnd. Ein Landmann, der hinzu kam, verwunderte sich über diese seltsame Szene. „Ein stattlicher Adler," sagte er, „und noch ziemlich jung; eine seltene Erscheinung in dieser Gegend. Was gedenken Sie mit Ihrem Gefangenen fernerhin anzufangen, Mamsell?"

Karoline erklärte, daß sie diesen majestätischen Vogel, der ihr auf so abenteuerliche Weise zugekommen, behalten und gelegentlich nach Wien geschafft haben wolle. Der Bauer erbot sich zu Letzterem; das Mädchen versicherte sich drß durch ein ansehnliches Geschenk und eilte nun nach dem Dorfe. Mehrr Male sah sie sich um, wahrnehmend, daß der Adler den Hals lang vorstrecke und mit den Flügeln schlage, als wollte er seiner Pflegerin nacheilen oder dankend von ihr Abschied nehmen. Mit Theilnahme und Innigkeit dachte Karoline an das Schicksal des königlichen Thieres, der Bauer hatte sie zwar versichert, daß die Wunde, nur für den Augenblick verwirrend und schmerzend, ganz ohne Gefahr sei; allein das Mädchen konnte sich der Angst doch nicht erwehren. Dieses Gefühl zu beschwichtigen sann sie nach, was sie mit dem merkwürdigen Thierr beginnen solle. Mancherlei Einfälle durchkreuzten ihrr aufgeregte Phantasie, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufblitzte, der sie mit Begeisterung erfüllte. „Eine herrliche Idee," rief sie gleichsam sich selbst belobend laut auf; „ja die glücklichste, die erhabenste!" Im Stillen den Triumph dieses Gedankens und seiner alsbaldigen Ausführung feiernd, trat Karoline in die Stube des Vaters.

Kurze Zeit darauf brachte der Landmann den Adler in die Behausung des Apothekers, in einer der Vorstädte Wiens; Karoline war eben auf dem Flur mit dem Sortiren pharmaceutischer Kräuter beschäftigt. Als das Thier seiner Retterin ansichtig ward, gab es durch Bewegungen und Geschrei seine Freude zu erkennen und umtrippelte das erstaunte, hocherfreute Mädchen wie ein Haushuhn. Der Vater kam hinzu, Nachbarn eilten herbei, dieses Auftritt eines wirklich rührenden Wiedersehens mit Antheil und lauten Beifallsäußerungen genießend. Der Adler war völlig hergestellt, nur eine kleine Narbe am nackten Theile des Halses war zurückgeblieben. Der Bauer ward eingeladen, bis zum andern Vormittag zu verweilen. An diesem Vormittage stieg Karoline mit dem Adler und dem Bauersmann in einen Miethwagen. Bei dem Hauptportale des Belvedere-Schlosses ward gehalten.

Prinz Eugen, „der edle Ritter," befand sich eben im Garten, in Gesellschaft des Dichters Johann Bapt. Rousseau, der als Freund an seinem Hofe lebte. Man meldete dem Helden, daß ein junges Frauenzimmer so glücklich zu sein wünsche, ihn in einer „allegorischen" Angelegenheit zu sprechen. Der Prinz lächelte und rief aus: „Ah, in einer allegorischen Sache; das ist ja ganz eigens interessant. Mein lieber Rousseau, das gibt gewiß ein schönes Pensum zu einer Ode!" Zu dem Thürhüter gewendet setzte er hinzu: „Es sei der Schönen freigestellt, ob wir uns im Garten oder im Schlosse sprechen sollen."

Nach einigen Minuten rief Rousseau mit Verwunderung aus: „Weich' eine Erscheinung, gnädigster Prinz; ein junges Mädchen mit einem Adler!"

Der große Eugen war überrascht.

Karoline kam herangeschritten, den Adler an einem messingenen Kettchen führend. Als der Adler den Prinzen erblickte, hielt er plötzlich an, that einen Schritt zurück und blieb stehen, wie ein Mensch, der von einem gewaltigen Phänomen ergriffen zurückbebt und am Boden haftet. Dann streichelte das Thier seiner Führerin Hände und Kleid; und jetzt in einem Nu riß es mit Gewalt sich los, das Kettchen noch am Halse, sich hoch in die Lüfte schwingend. Karoline verging in Schreck und Unmuth ob der vermeintlichen Vereitlung ihres poetischen Plans. Der Prinz und sein Gesellschafter betrachteten mit Neugierde diesen seltsamen Vorfall. Allein der Adler selbst von einem dichterischen Instinkt erfaßt, handelte ganz im Geist seiner Freundin. Er senkte sich allmälig, umkreiste das Haupt des Helden, ließ sich auf die Erde nieder und streckte sich zu den Füßen des großen Mannes hin. Wie ein treuer Leibhund seine Ergebenheit wedelnd zu erkennen gibt, des Herrn Auge suchend, so bewegte der königliche Aar rauschend und tönend die mächtigen Flügel, wie zum Merkmal der Huldigung und Hingebung. Hoch streckte er den Hals empor, seine Augen wurzelten in denen des Helden.

Der große Eugen war sichtbar ergriffen.

„Fürwahr," nahm Rousseau das Wort, „das ist Allegorie genug; das Thier ist gut abgerichtet."

Karolinens Wangen rötheten sich vor Unwillen. „Nein, mein Herr," sagte sie heftig, „nein, nein! dem ist nicht also. Das Thier hat ganz selbstständig gehandelt; es hat meine eigene Absicht übertroffen; diese," setzte sie sich vor dem Prinzen verneigend und die Rede an ihn richtend mit feierlichem Tone hinzu, „bestand einfach darin, den Adler dem Adler Oesterreichs, dem großen Eugen, zu verehren."

Rousseau rief aus: „Dies also der Adler des Adlers des Adlers; und Sie Mademoiselle," setzte er mit Grazie hinzu, „denkt sich mir als Austria."

Der Prinz besah mit Wohlgefallen das majestätische Geschöpf und liebkoste es. „Mademoiselle," sprach er mit freundlicher Miene und anmuthiger Haltung, „ich nehme dies interessante Geschenk mit dem wärmsten Dank an. Darf ich fragen, wer Sie sind, Mademoiselle?"

„Gnädigster Herr," entgegnete Karoline, „ich bin nichts als eine gute Oesterreicherin, die ihr Vaterland liebt und dem größten seiner Männer, ja seinem Wiederhersteller, mit Begeisterung huldigt. Dem Kaiseradler, so fruchtbar dem Halbmond, auch ich liege, jubelnd ihn preisend, zu seinen Füßen!" Bei diesen Worten senkte sie sich auf ein Knie.

Betroffen und gerührt von diesem schwärmerischen Enthusiasmus hob der Prinz das Mädchen auf und geleitete es zu einem Rasensitze. Der Adler folgte aus freiem Antriebe. Der Prinz löste ihm die Kette ab. Das Thier begriff den großmüthigen Sinn dieses Verfahrens; stolz erhob es den Kopf, freudig lüftete es die Flügel; dann nahm es zu den Füßen seines Herrn Platz. Karoline erzählte jetzt den ganzen Hergang mit dem Adler. Rousseau fand all das wahrhaft poetisch.

Das Mädchen wurde in einem Wagen des Prinzen nach Hause gefahren; auch der Landmann, reich beschenkt, mußte mit einsteigen. Eine Stunde darauf brachte ein Kammerdiener des Prinzen der Tochter des Apothekers ein Andenken — es war eine silberne Vase mit einem Blumenstrauß von Gold mit Edelsteinen besetzt.

Der Adler war und blieb der Liebling des großen Eugen. Er wurde zwar der Menagerie einverleibt, aber so lange der Prinz das Belvedere, seine Sommerresidenz, bewohnte, erhielt das edle Thier das Futter nur aus seinen Händen. In der Nacht, da der große Türkenbezwinger aus dem Leben schied, verfiel der Adler plötzlich in heftige Angst; er schrie und tobte, zuckte fast sterbend zusammen und wurde nur mit Mühe gerettet, während der Löwe, ebenfalls ein Liebling Eugens, einem ähnlichen Anfall zur Beute ward. Nach dem Tode des großen Mannes, als das Belvedere an den kaiserlichen Hof überging, wurde der Adler in die Menagerie zu Schönbrunn gebracht. Hier starb der historische Aar, ein würdiger Greis, ein Jahrhundert alt, in dem so verhängniß- als glanzvollen Jahre 1809, vielleicht aus Ingrimm und Kummer, als die sieggekrönten fremdländischen Adler ihn umschwirrten, vielleicht nachdem er eines Tages deren weltbezwingenden Führer Napoleon selber geschaut.

Tod des Prinzen Eugen.

Den 21. April 1736, als der Tag kaum graute, fuhr eine herrschaftliche Kutsche im schärfsten Trab zum Kärntnerthore Wiens hinaus. Auf dem Rennwege, bei dem Vorgebäude des Belvedere, hielt sie. Der Schlag öffnete sich, ein kleiner hagerer Mann stieg aus. Er trug ein schwarzes Sammtkleid, die feinste Wäsche, eine vornehme Allonge-Perücke. Sein längliches Gesicht war von bitter-

Digitized by Google

rem, tiefen Seelenschmerz völlig entstellt. Aus der Rocktasche zog er einen Schlüssel und öffnete damit das Hausthor; den Kutscher aber hieß er hineinfahren in den Garten. Dieser Mann war der Intendant des Prinzen Eugen von Savoyen. Langsam schritt er den aufwärts steigenden Weg des Gartens hinan, dem Schlosse zu, nachdenklich, gesenkten Hauptes. Mehrmals blieb er stehen, seufzte aus tiefster, innerster Brust und trocknete sich die Augen. So angegriffen war der Mann, daß er, obschon noch in kräftigen Jahren, sich des hohen, spanischen Rohrstocks als Stütze bedienen mußte. Als er in der Mitte des Gartens bei der großen Cascade angelangt war, hielt er an, wendete sich um und blickte nach der Stadt zurück, nach der Gegend der Himmelpfortgasse. Schwere Seufzer entstiegen der beklommenen Brust; er streckte die Arme zum Himmel empor und warf einen wehmüthigen, wie fragenden, aber andächtigen Blick in die Wolken; dann wieder einen in jene Gegend. Er senkte die Arme und das Haupt, faltete die Hände, betete still und weinte laut. In die Knie sank er, aufgelöst von Jammer, und fuhr fort inbrünstig zu beten. Gestärkt, ermannt erhob er sich wieder und warf noch einen Blick nach der Stadt, die Hände über die Brust gekreuzt, dann rief er aus: „O großes Oesterreich, mein theures Vaterland, du hast deinen größten Mann verloren!" das Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, blieb er bewegungslos stehen.

So fand ihn der alte Gartenvorsteher Benedikt. „Was ist Euch, Herr?" redete er ihn an.

Der Intendant umarmte den vieljährigen Freund und antwortete: „Der Prinz!"

Benedikt wußte genug, um des Freundes Schmerz zu theilen. „Aber so plötzlich, so unvorbereitet!" rief er aus.

„Nicht das, Freund," versetzte der Intendant. „Ihr wißt ja, daß er krankheitshalber von der Armee weg nach Hause kehren mußte. Er begann wol allerdings sich zu erholen; er schien ziemlich gesund zu sein. Gestern Mittags aber, wir hatten 12 Personen zur Tafel, war er ungewöhnlich heiter, er scherzte, er lachte, er überströmte von Witzworten, er konversirte mit einer Art von Galanterie über die Auftritte mit der berühmten Lady Montague vor zwanzig Jahren. Er schnupfte noch zehnmal stärker Tabak als sonst. Diese Anregung kam mir sehr bedenklich vor, sie erfüllte mich mit Furcht, ich ahnte ein Unglück. Den Abend brachte der Prinz, wie gewöhnlich, bei der Gräfin Batthyany zu. Er spielte Piquet, aber zerstreut und unwohl. Gegen 9 Uhr ward ihm schlimmer. Eine Ohnmacht wandelte ihn an, er vermochte nur sehr schwer Athem zu holen. Er fuhr nach Hause. Der portugiesische Gesandte Graf Taconera begleitete ihn. Er wollte die Nacht bei ihm im Zimmer verweilen; der Prinz gab es nicht zu. Wir Alle wollten ärztliche Hilfe bringen; der Prinz lehnte es ab und gebot, ihn ruhen zu lassen. Wir gingen aus zurück; der Graf zuletzt. Ach, er war der letzte Mensch, den der Prinz gesehen!" Von Rührung und Schmerz überwältigt konnte der Intendant nicht weiter sprechen. In der Schloßhalle angekommen fügte er noch bei: „Vor drei Stunden fanden wir den Prinzen todt im Bette in liegender Stellung, mit geschlossenen Augen."

Sprachlos verharrten beide Männer einige Minuten lang. Jetzt erschien der Kastellan. Der Intendant verlangte die Schlüssel. Er begab sich in mehrere Gemächer und versiegelte einige Schränke, Tische und Thüren. Benedikt und der Kastellan begleiteten ihn. Nach vollbrachtem Geschäft im Schlosse gingen die drei Männer hinüber in die Menagerie. Da fanden sie aber den Löwen todt, den Adler dahingestreckt in Zuckungen. Um die Zeit der Mitternacht nämlich hatte der mächtige Leu Anfangs ein tiefes Stöhnen und Aechzen, dann ein furchtbares, donnerndes Gebrüll erhoben, das plötzlich aufgehört. Ein schauerliches Gekrächze hatte einer der Adler, und zwar des Prinzen Lieblingsadler, ausgestoßen, ohne Unterlaß, und man hatte das tönende Schlagen seiner gewaltigen Flügel vernehmen können. Dieses königliche Thier erholte sich wieder und lebte, wie wir bereits oben erwähnt haben, noch Anfangs dieses Jahrhunderts in der Menagerie zu Schönbrunn.

Als der Intendant die Trauer der Thiere bemerkte, sprach er: „Ein Seitenstück zu den Löwen im Schloßgarten zu Ofen, die, als König Mathias Corvin in der Kärnthnerstraße sein Leben aushauchte, gleichzeitig dahinstarben."

Die Kunde des europäischen Trauerfalls hatte sich blitzesschnell verbreitet. Der Kaiser ordnete an, daß das Leichenbegängniß wie das eines Erzherzogs sei. Die Bahre ward von 14 Feldmarschall-Lieutenants getragen. Als kostbare Andenken kamen des Helden abgenützter, kurznähnlicher, brauner Schlachtenüberrock und ein Büschel seiner tiefschwarzen Haare in das Wiener Zeughaus.

Skizzen aus Konstantinopel.

3. Das Bairam-Fest.

Es war am 24. September. Die Morgenröthe blühte am wundervollen tiefblauen Himmel wie ein riesiges Rosenbeet; ein sanfter Wind kräuselte das Meer; die Kriegsschiffe, welche zur Feier des Tages mit Flaggen und Wimpeln bedeckt waren, verkündeten durch den ehernen Mund ihrer Kanonen seit fünf Uhr das höchste Fest der Türken. In den Zwischenpausen, während welchen der mächtige Donner der Geschütze schwieg, den ein herrliches Echo wiederhallte, rief die schallende Stimme der Muezzim (Diener in den Moscheen) mit Tambourinklängen die Gläubigen Mahomeds in ihre von Kerzen strahlenden Tempel. Auf den Gassen Stambuls (Konstantinopels) wogte das Volk in Massen hin und her, so daß man nur mit Mühe zur großen Pforte des Serails gelangen und Eingang in dieselbe erlangen konnte. In der ganzen Länge des Hofes, zwischen dem ersten und zweiten Thor, waren die Truppen in zwei Reihen zu drei Gliedern mit ihren reichen Fahnen aufgestellt. Hinter den Soldaten, auf Gerüsten und in den Gemächern des Serails saßen das diplomatische Corps und bevorzugte Damen. Die Doppelreihe des Militärs reichte bis an das Thor der Moschee des Sultans Achmed, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte. Von Zeit zu Zeit kam ein Pascha oder Vezier an mit glänzendem Gefolge. Etwas später fuhren aus einem Seitenthor zwei Karossen, nach türkischer Sitte verhängt, und brachten in die Mitte des Hofes die Sultanin Valide (des Sultans Mutter) und die Gemalin des Sultans, nebst anderen Odalisken, das Antlitz mit dünnen Schleieen verhüllt, welche jedoch dem neugierigen Auge den vollen Liebreiz nicht genug verdeckten. Die Karossen hielten im Hofe und die Damen blieben darin, trotzdem später die Pferde ausgespannt wurden. Eine große Anzahl Eunuchen (Verschnittene) von allen Farben umgab den Kreis der Frauen. Um 6½ Uhr endlich verkündeten die Kanonen auf der Serailspitze, Militärmusik und der Ruf der Soldaten: „Padischa amlum!" (es lebe der Sultan!) die Ankunft des Monarchen. Zuerst traten aus dem inneren Thore des Serails die Oglans (Pagen); dann kamen auf prächtig gezäumten Rossen, das Haupt jedoch nur mit dem Fes bedeckt, die Paschas von jeder Rangstufe; hierauf die Minister und Veziere, deren Fes mit einem Halbmond und einem Lorbeerkranz gestickt war. Es ist unmöglich, die Pracht von Sätteln und Zäumen und die wunderbare Schönheit der Pferde mit Worten zu beschreiben. Hinter dem Großvezier kamen die Ehrengarden in ihrer glänzenden Uniform; hinter diesen folgten, von Reitknechten geführt, die Pferde des türkischen Herrschers, deren herrliche Schönheit durch den Glanz der Geschirre eher verdunkelt als erhöht wurde.

Nun erschien in der Mitte seiner Großwürdenträger der Sultan Abdul Medschid. Er ist ein Mann in der Blüthe der Jahre mit einem tief leidenden Zug im Antlitz und kleinen schwarzen, doch lebhaften Augen. Sein Gesicht ist schön und verräth Verstand, aber die Farbe desselben bleich und abgespannt, sein Körperwuchs männlich und edel. Er trug einen weiten schwarzen Mantel, strotzend von Gold und Perlen an dem Rande und den Nähten; unter dem Mantel ein Kleidungsstück, ähnlich einem Attila. Von seinem Fes wallte eine prachtvolle Reiherfeder, gehalten von einer Agraffe mit Diamanten. Er ritt langsam einher, seine Blicke gegen die Fenster richtend, wo das diplomatische Corps und die Damen sich befanden. Der Sultan grüßt Niemanden, sein bloßer Blick ist schon ein Gruß. — Eine große Schaar weißer und schwarzer Eunuchen und die Karosse der Sultanin schloß den Zug. Der Scheich-ül-Islam (Großmufti) erwartete an der Spitze der Mulla's, Ulema's und Iman's den Sultan am Thore der Moschee und brachte einen Hammel als Weihopfer dar, wie es an diesem Tage jeder Muselmane zur Feier des Opfers Abrahams thun soll. Dieser Umstand erklärt es auch, warum man während der zwei Tage außer den Heerden von Hunden, die immer in Konstantinopel herumlaufen, die schönsten Hammel sieht, mit langem Vließ, gewundenen Hörnern, die dann und wann vergoldet sind, auf dem Rücken wie dem Stern und Halbmond bezeichnet.

Nachdem das Opfer verrichtet war, kehrte der Zug wieder in's Serail zurück. Einige Schritte von der Moschee war durch ein Ungeschick ein Soldat mit seinen Waffen zu Boden gefallen; der Sultan ließ sein Roß halten und entfernte sich nicht eher von der Stelle, als bis er die Ursache dieses Unfalles erfahren hatte. — Im Serail, unter dem Gewölbe des dritten Thores, war ein Thron aufgeschlagen, auf welchen der Sultan sich setzte, um die feierliche Hul-

Digitized by Google

digung entgegenzunehmen. Die Vezieré und Paschas küßten ihm seine rechte Hand; die Offiziere und untergeordneten Beamten küßten den Saum seines Kleides; der Mufti und die Ulemas verneigten sich tief, während sie die Hand nach orientalischem Gebrauch an Mund und Turban legten. Nach Vollendung der Zeremonie donnerten die Kanonen des Serails aufs Neue; zwei prächtige Barken, deren jede einen Thron trug, glitten über den Wogenspiegel des Bosporus dahin — in der ersten Barke befand sich der Sultan, in der andern der Mufti mit den Ulemas. In Top hana angekommen löste sich das Gefolge auf und der Sultan begab sich nach seinem prächtigen Lustschlosse Beschik-Tasi.

Humoristisches.

Naturgeschichte des Esels.

Es gibt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laster mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieser hohen Alliirten geschworen hat, oder man ist ein wahrer Prediger in der Wüste. Diese Betrachtung hat den Entschluß in mir zur Reife gebracht, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenstillstand zu schließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälschten Werke Gottes zu beschäftigen und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, besonders im Thierreiche, mitzutheilen. Ich fange mit der Naturgeschichte des Esels an; denn billigerweise gebührt dem Esel auch in der Naturgeschichte derselbe Vorrang, der ihm nicht selten in der bürgerlichen Gesellschaft zugestanden wird. Lassen Sie uns also mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Esel den Anfang machen.

Die Familie der Esel ist eine der ältesten und ausgebreitetsten in der Welt, überall stößt man auf Mitglieder derselben. Sie gedeihen in jedem Himmelsstriche und es ist offenbar ein Vortheil, wenn man behauptet, daß sie in den nördlichen Ländern kleiner und unansehnlicher seien als in den südlichen. Schon Aristoteles war der seltsamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Esels hindere oder seine Ausartung befördere; er beziehe sich deshalb auf die kleinen Esel in Illyrien, Thrazien und Epirus. Hätte er um ein paar Jahrtausende später gelebt, so würde er stattliche, gewaltige Esel in Menge gefunden haben, die fünf, ja zuweilen sechs Fuß und darüber messen. Eben so sonderbar ist das Vorurtheil, daß der Esel ein ausgeartetes Pferd sei. Buffon hat diese Meinung sehr gründlich und scharfsinnig widerlegt. „Der Esel," sagt er unter anderm im II. Theile seiner allgemeinen Naturgeschichte, „ist ein Esel und kein ausgeartetes Pferd." Andere Naturforscher, besonders Linné, stellen die Behauptung auf, daß die Esel in den mitternächtlichen Ländern Europas Emigranten des Südens und ursprünglich aus Arabien über Egypten, Griechenland und Italien eingewandert seien. Ob dies mit den schwedischen Eseln der Fall sei, auf welche Linné sich namentlich bezieht, lasse ich dahingestellt sein; aber daß es auch deutsche Esel uralter Race gibt, wird Niemand, ohne sich an seiner Familie zu versündigen, in Zweifel ziehen.

Und so müssen wir uns die große Verehrung erklären, welche dem Esel in einigen Ländern widerfährt. Buffon erzählt uns sogar, daß eine der angesehensten Kasten der Indianer sie um deshalb besonders verehre, weil sie der Meinung sei, daß die Seelen ihrer Verstorbenen in die Körper dieser Thiere übergehen.

Nach diesen Betrachtungen lassen Sie uns nun zuerst die körperliche Beschaffenheit und die äußeren charakteristischen Kennzeichen desselben behandeln und dann zu seinen inneren Naturanlagen, Gemüthseigenschaften, Tugenden und Lastern übergehen. Fast alle Naturhistoriker beschreiben uns den Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch nur wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu sein, daß weder die vier Füße, noch die graue Farbe und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben. Andere wollen den Esel an seinem Geschrei erkennen, welches ungefähr wie Ya lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge gibt, die keine andere Stimme haben als Ya oder Ja, und deshalb scherzhafterweise Jaherren genannt werden; aber es gibt auch Esel, die immer opponiren und deren Stimme jederzeit wie Nein! nein! lautet; diese aber möchte man doch nicht gern von der Familie ausschließen. Mit einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieses interessante Thier angestellt hat, gewähren die Ueberzeugung, daß sich über seine äußern Kennzeichen nichts Bestimmtes festsetzen läßt, weil es in den verschiedensten Gestalten umherwandelt, in allen Zungen spricht und in alle Farben spielt. Selbst die körperliche Haltung und der äußere Anstand geben ihm nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig ist, daß die meisten Esel mit gesenktem Haupte und demüthigem Antlitz ihren phlegmatischen Eselschritt messen, so gibt es doch auch Esel genug, welche die Schnauze sehr hoch tragen und gar gravitätisch einherstolziren.

Geben wir nunmehr zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geistesfähigkeiten des Esels über. Der Esel wird gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügsames Thier geschildert. Was die beiden ersten Eigenschaften betrifft, so sind sie offenbar an ihm zu bewundern. Eselsdemuth und Eselsgeduld sind zum Sprichwort geworden; die erstere gibt er durch eine schauderhafte Unterwürfigkeit und Devotion gegen seinen Treiber, die letztere aber durch standhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch bewunderungswürdig stoisches Tragen der Lasten, die er ihm auferlegt. Wenn er über die Gebühr beladen wird, so verräth er seinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrenhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Naserümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein sehr spöttisches Ansehen bekommt. Was die Genügsamkeit des Esels betrifft, so ist sie allerdings zu loben: denn es ist bekannt, daß er sich oft mit Disteln und einer Handvoll Heu, ja mit dem schlechtesten Futter begnügt, welches ihm von seinem Herrn zugeworfen wird. Es gibt aber auch ungenügsame Esel, die einen so verwöhnten Gaumen haben, daß sie nur durch Leckerbissen aller Art befriedigt werden können, und noch dazu dergestalt gefräßig sind, daß sie denen, die mit ihnen an einer Krippe stehen, das Futter vor der Nase wegfressen.

Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sei. Ohne dem Respekt gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr sein mag; offenbar geht man jedoch zu weit darin. Auch in dieser Hinsicht berufe ich mich auf Buffons Zeugniß, daß der Esel einer guten Erziehung fähig sei und zu allerhand Künsten mit Erfolg abgerichtet werden könne. Ist man mit Buffons Zeugniß noch nicht zufrieden, so berufe ich mich auf das, was wir täglich sehen und hören. Wir finden nicht allein, daß er es in schönen Künsten zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann; wir finden auch Esel von ungemeiner Sprachkenntniß, die besonders das Französische mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit sprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eselsorgan einer solchen Biegsamkeit fähig sei. Wir finden arithmetische Esel, welche die schwierigsten Rechenexempel zu Stande bringen und die dergestalt in Zahlen und Brüche vertieft sind, daß sie zuletzt alle ihre Nebengeschöpfe als Nullen, sich selbst aber als Zähler betrachten und von Wolkenbrüchen, Arm- und Beinbrüchen mit derselben Gleichgiltigkeit, wie von $^{1}/_{2}$, oder $^{2}/_{3}$, Brüchen sprechen hören, so daß ihre arithmetischen Seelen endlich selbst auf einen Bruch reduzirt zu sein scheinen. Wir finden philosophische Esel, welche sehr tiefsinnig beweisen, daß das Ding an sich, nichts weiter als ein Ding an sich, ergo weder ein Ding in sich noch bei sich sei; daß sie daher selbst, als Dinge an sich betrachtet, nicht recht bei sich, sondern von sich seien. Wir finden ferner kritische Esel, welche uns mit vielem Scharfsinn das Geleise vorzeichnen, über welches das Genie sich nicht verirren müsse, um vor dem Richterstuhle ihrer Eselskritik zu bestehen. Wir finden sogar welche unter ihnen, die als Schöngeister von einer Menge anderer Esel bewundert werden, welche Bewunderung ihnen doch nur insofern gebührt, als es überhaupt zu bewundern ist, daß ein Esel es, wie Bileams Esel, zu einer gewissen menschlichen Sprachfertigkeit bringen konnte. Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu rezensiren, kritisiren, instruiren, doziren, kneipen, komponiren, überhaupt zu den hundert Arten von iren, so werden wir hoffentlich von unserem Vorurtheil zurückkommen und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thieres durchdrungen werden.

Hier ist zugleich der Ort, den Esel auch in Hinsicht seiner Nützlichkeit zu würdigen. Nicht allein seine Dienste, sondern Alles, was an und in ihm ist, soll überaus gut verwendet werden können bis auf sein Fleisch, welches schon Galenus nicht allein als unschmackhaft, sondern sogar als schädlich in Mißkredit bringt, obschon auch dasselbe, einem ou dit zufolge, zu der beliebten Salami-Wurst benützt werden soll. So viel ist bekannt, daß die Eselsmilch als ein vorzügliches Heilmittel gegen die Schwindsucht gebraucht wird, und nach der Meinung der Alten soll auch das Blut, der Urin, das Herz

Digitized by Google

und die Leber dieses Thieres an medizinischen Tugenden reich sein. Im Oriente wird die Eselshaut zur Fabrikation des Chagrins gebraucht, und daß auch Pergament, Siebe, Schuhe und Trommeln daraus verfertigt werden, ist bekannt genug. Nach dem Zeugniß des Buffon machten die Alten auch Flöten aus den Knochen des Esels, die sie tönender fanden als die von den Knochen anderer Thiere. Manche Esel haben jedoch so wenig Tonsinn, daß selbst ihre Knochen nicht einmal zur Musik taugen würden. Was die Dienste des Esels betrifft, so ist es bekannt genug, daß er zum Ziehen, zum Lastragen und zum Reiten gebraucht wird. Eine große Anzahl Esel ist aber so träge und verwöhnt, daß sie sich lieber von ihren Miteseln ziehen und tragen lassen, als daß sie ihre Knochen dazu hergeben sollten. Man hat daher sehr Unrecht, wenn man die Esel ohne Ausnahme wegen der schlechten Behandlung beklagt, die ihnen von allen Seiten widerfahren soll.

Nachdem wir nun den Esel im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir noch einige besondere Gattungen desselben, deren, so viel ich weiß, noch kein Naturforscher gedachte, genauer untersuchen. Unter diesen zeichnen sich besonders die geaden Esel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsstriche grobe Esel, aber die eigentliche Heimat derselben scheint doch unser deutsches Vaterland zu sein, wenigstens stößt man da fast bei jedem Schritt auf einen dieser Gattung. Sie geben sich durch ein plumpes, zusahrendes Wesen zu erkennen, indem sie gegen Jeden anrennen und überall mit ihren Eseleien herausplatzen. Eine zweite Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel, welche in mehrere Spielarten zerfallen. Einige brüsten sich mit ihrer Abkunft: das sind die geburtsstolzen Esel; Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen: das sind die ring- oder gelehrtstolzen Esel; Andere blähen sich auf, um die Geldsäcke zu zeigen, womit sie beladen sind: dies sind die geldstolzen Esel; noch Andere brüsten sich mit ihrer Eselfigur: dies sind die schönthuenden oder koketten Esel; und noch Andere blasen gewaltig die Schnauze auf, um zu zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen haben: dies sind die bramarbasirenden Esel, welche ich vorzugsweise Maulesel nennen möchte.

Höchst beschwerlich werden die ringthuenden und gelehrtstolzen Esel. Man kann ihnen nicht ausweichen, sie treten uns überall in den Weg, um sich ihrer gelehrten Bildungen zu entledigen. Ihr Geschrei klingt immer wie Ego—ego! und ergo—ergo! Alle Weisheit geht von ihnen aus, jedes Unternehmen verheißt einen schlechten Ausgang, weil man sie nicht zu Rathe zog; jede Einrichtung im Staate ist unklug, weil ihr Eselswitz nicht die Idee dazu angab, und jede Finanzoperation, jeder Kriegsplan muß schief gehen, weil sie weder im Ministerium, noch im Kriegsrathe präsidirten; ja Gott selbst hat einen Fehler begangen, daß er sie bei der Schöpfung nicht zu Rathe zog, sonst wäre dies und jenes besser gerathen. — Die bramarbasirenden Esel sind das im Thatendünkel, was jene im Weisheitsdünkel sind. Karl der Große, Alexander, Cäsar, Friedrich und Napoleon sind nur Korporale gegen sie; und nur was sie selbst Erstaunliches, Unerhörtes und Unglaubliches ausführten, verdient durch den Griffel der Geschichte verewigt zu werden. Sie gleichen gewissermaßen dem alten heidnischen Götzen Püstrich, der einen gewaltigen Schwefeldampf aus seinen hohen metallenen Backen blies, wenn er in's Feuer gebracht wurde; wiewol man behauptet, daß sie die Backen einzuziehen pflegen, wenn es in's Feuer geht. Die lächerlichsten und unerträglichsten Esel aber sind die geldstolzen Esel, nicht allein, weil sie sich mit den Geldsäcken, welche sie tragen, unter allen Eseln am breitesten machen, sondern auch, weil diese Geldsäcke unter allen Vorzügen, worauf ein Esel sich etwas einzubilden pflegt, die zufälligsten sind und ebenso leicht wieder von seinem Rücken genommen werden können, als sie ihm aufgepackt wurden, in welchem Falle dann nichts weiter als der nackte und kahle Esel übrig bleibt.

Eine dritte Untergattung der Esel sind die ernsthaften. Der Esel ist überhaupt eine ernsthafte Bestie, und insofern findet die Schlegel'sche Definition von dem Menschen auch auf ihn Anwendung. Manche Esel tragen jedoch ihre Säcke mit einer so ernsthaften Miene nach der Mühle und gehen mit einer so gravitätischen Würde um die Welle, daß man leicht verführt werden könnte, sie für etwas mehr als gemeine Trag- und Packesel zu halten, besonders wenn sie statt des Sackes ein Pack Schriften trugen, mit einer Feder hinter dem Ohr und mit einer Perücke auf der Schnauze geziert sind. Dieser Ernst ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß er nur durch die Witterung einer schönen Eselin gemildert und in eine Art von wohlgefälligem Grinsen verwandelt werden kann. Denn das Lachen halten sie unter ihrer Eselswürde und sie würden selbst dann nicht mitlachen, wenn auch, um mit Shakespeare zu sprechen, ein Cato schwören sollte: daß der Spaß des Lachens werth sei. In ihrem ernsthaften Eselsdünkel sehen sie daher einen Jeden, der lacht, für einen Narren, und einen Jeden, der das Lachen befördert, für einen Gaukler an, ohne zu bedenken, daß eben sie es sind, welche den Lachlustigen den meisten Stoff zum Lachen geben. Eine vierte Untergattung sind die bedenklichen Esel. Es gibt deren, die vor lauter Bedenken, Umsichten und Rücksichten ganz übersichtig sind und kaum einen Schritt vorwärts zu thun wagen. Der sophistische Esel, der mit seiner Bedenklichkeit zwischen zwei Bündeln Heu schwankte und nicht zum Entschluß kommen konnte, welches von beiden er zuerst fressen sollte, ist in der That nur ein Beispiel von tausend andern Eseln dieser Gattung. Eine fünfte Gattung sind die empfindsamen Esel, welche, was man bei diesen Thieren kaum erwarten sollte, mit einem so reizbaren Nervensystem begabt sind, daß ein weiblicher Triller schon ihren wollüstige Verzuckungen, ein Trompetenstoß oder ein Trommelschlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt. Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindsame Esel in Konzerten und Theatern zu beobachten. Hier besonders ist es, wo ein jeder kräftige Gedanke oder ein jeder launige Einfall, der bei Andern wohlthätig das Zwerchfell erschüttert, wie ein Mission auf ihre Nerven wirkt. — Die bei weitem zahlreichste Gattung der Esel aber sind die phlegmatischen, unempfindlichen und dickhäutigen Esel. Daß die meisten Esel gegen Prügel und Mißhandlungen aller Art unempfindlich sind, habe ich schon oben bemerkt. Es ist daher noch weit weniger zu erwarten, daß die Schläge, welche den Rücken ihrer Nebengeschöpfe treffen, sie in ihrer phlegmatischen Gemüthsruhe stören sollen. Sind sie zugleich dumme Esel, wie das meistens der Fall ist, so gibt es in der That keine beneidenswerthern Geschöpfe als sie, zumal wenn sie bis über die Ohren in Futter sitzen. Denn einen Theils dient ihnen ihre undurchdringliche Eselshaut statt eines Panzers, an welchem alle Seufzer und Wehklagen und alle Pfeile des Mitleids abprallen, andern Theils macht ihnen das übermäßige Denken keine Kopfbeschwerden; auch haben sie, als reiche Esel weder zu denken noch zu arbeiten und zu schwitzen nöthig. In der That, wenn man die behagliche Existenz dieser phlegmatischen, üppigen und dummen Esel betrachtet und sie mit dem geplagten und kümmerlichen Dasein unzähliger anderer Geschöpfe vergleicht, die neben ihnen darben, so möchte man fast versucht werden zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für sie allein, alle andern Geschöpfe aber zu ihren Lastthieren erschaffen habe; mit Einem Worte: sie allein sind die wahren Schoßkinder des Glücks zu nennen.

Dies sind so ungefähr die Hauptgattungen der Esel. Es gibt zwar noch eine Menge Spielarten; aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter hinreichen.

Scherz und Laune.

Echtes Porträt eines Cholerafurchtlings.

Um den Leib trägt er erst eine Haut von Gummi Elastikum, darüber ein großes Pechpflaster und über diesem eine Binde von 6 Ellen Flanell. Auf der Heerde einen kupfernen Teller, auf der Brust einen großen Sack mit warmem Sand. Um den Hals eine doppelte Binde, gefüllt mit Wachholderbeeren und Pfefferkörnern, in den Ohren zwei Stück Baumwolle mit Kampher gefüllt. An der Nase hat er eine Flasche mit dem stärksten Weinessig hangen, und vor dem Mund einen 3 Pfund schweren Kalmuszweig. Ueber den Binden ein Hemd mit Chlorkalk, darüber eine baumwollene Jacke, über dieser einen heißen Ziegel und endlich eine Weste mit Chlorkalk; flanellne Unterhosen, Zwirnstrümpfe in Essig gekocht, und schafwollene Strümpfe darüber, mit Kampher eingerieben. Sodann zwei Kupferflaschen Sohlen, mit heißem Wasser gefüllt und Ueberschuhe darüber. Hinter den Waden hat er zwei Wasserkrüge hängen. Sodann einen großen Ueberrock aus Schaafwolle mit Chlor, und über dem ganzen Anzug einen Mantel aus Wachsleinwand und einen ditto Hut. In der rechten Tasche trägt er 1 Pfund Melissenthee und ½ Pfund Eberwurzel; in der linken Tasche 1 Pfund Brechwurzel und ½ Pfund Salbei. In der Westentasche ein Flacon mit Kamillenöl, und in der Hosentasche eine Flasche Kampheräther. In dem Hute eine Schüssel Graupensuppe, in der rechten Hand einen Wachholderstrauch und in der linken einen Akazienbaum. Hinter sich, um den Leib gegürtet, schleppt er einen Kasten nach, auf welchem sich 16 Ellen Flanell, ein Badeschrank, eine Räuchermaschine, 10 Frottirbürsten, eine Tonne Theer, 18 Ziegel, 2 Pelze

Digitized by Google

LIPRANDI.

ALPHONS DELLA MARMORA.

Digitized by Google

und ein Nachtstuhl befinden. Ueber dem Gesicht muß er noch eine Larve von Krausemünzteig haben und im Munde ein Viertelpfund Kalmus.

Anekdoten. Ein Jude und ein Christ begleiteten ihre abreisenden Söhne zum Postwagen. „Handle immer recht!" waren die Abschiedsworte des Christen. — „Ja wol, mein Sohn, handle immer recht!" rief der Jude seinem Sprößling nach.

In einem Bankierhause waren drei Brüder angestellt, welche den Namen Tag führten und von denen der jüngste Kassirer war. Da erschien eines Tages ein Fremder, um eine Summe Geldes in Empfang zu nehmen. Der Buchhalter gab ihm den Bescheid: „Da müssen Sie warten, bis der jüngste Tag kommt." Der Kassirer war nämlich nicht anwesend.

„Hm, hm, 's is a narrische Zeit," sagte ein Lehrjunge zu seinem Meister, „sogar die Mannsleut fangen unter einander schon zu heiraten an; unsere Köchin d' Juli heirat den August.

Alphons della Marmora. Liprandi.

(Mit den lithogr. Porträts.)

General-Lieutenant Alphons della Marmora, Befehlshaber des sardinischen Hilfskorps in der Krim, ist im Jahre 1812 im Schoße einer hochadeligen Familie in Turin geboren, trat frühzeitig in die Armee ein, zeichnete sich im Jahre 1848 als Artilleriemajor aus und ward bald darauf zum Obersten und Divisionsgeneral befördert. Im Jahre 1852 erhielt er das Portefeuille des Kriegsministeriums, welches er bis zur Uebernahme des Kommandos über die sardinische Expeditionsarmee nach der Krim behauptete, während welcher Zeit er unablässige Sorge trug, seinem wichtigen Posten vollkommen zu entsprechen und dem sardinischen Heere, das durch den Krieg beträchtlich gelitten hatte, durch eine energische Reorganisation wieder eine achtungswerthe Stelle unter den Armeen Europas zu verschaffen. Daß er diese seine hohe und schwierige Aufgabe vorzüglich gelöst, davon legt die sardinische Armee, die nun unter seinem Befehle, auf Seite der Verbündeten in der Krim operirt, noch mehr aber die Achtung und Liebe sowol seines Königs als auch des Herzogs von Genua, das glänzendste Zeugniß ab. Lamarmora ist ein durchaus ritterlicher Charakter, der sich ebenso durch seine Gewandtheit und Einfachheit wie durch die Strenge seiner Sitten auszeichnet.

General-Lieutenant Liprandi, Befehlshaber des linken Flügels der russischen Operationsarmee vor Sebastopol, ist ein in dem gegenwärtigen russisch-türkischen Kriege vielgenannter Name. Bei der jetzigen Sachlage der Dinge, wo der Kampf vor Sebastopol von Tag zu Tag immer heißer entbrennt und man vor Eintritt des Winters wohl auf keinen Frieden rechnen kann, dürfte dem General-Lieutenant Liprandi aller Wahrscheinlichkeit nach mehr als eine Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten geboten werden.

Industrie, Handel und Gewerbe.

Zur Agrarstatistik von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Mähren und Schlesien haben nach Dalmatien die größte produktive Bodenfläche (von 10,000 Jochen 9,657 und 9,615); stehen aber wegen ihrer sinken Bevölkerung auf einem der letzten Plätze hinsichtlich der Größe an produktiver Fläche, welche auf die Bewohner entfallen (in Mähren 1968, in Schlesien 1821 Joch auf 1000 Menschen, in Salzburg 6737, Dalmatien 4933 Joch ꝛc.). Nach der Lombardei (38,$_{11}$), Venedig (30,$_{18}$), Niederösterreich (26,$_{94}$), Böhmen (24,$_{21}$), gibt Mähren den höchsten Bruttoertrag mit 22,$_{25}$ Gulden vom Joche (Schlesien 15,$_{11}$) und der Reinertrag wurde bei der Katastralschätzung mit 4,$_{77}$ vom Joch höher genommen, als in allen deutschen Ländern der Monarchie. Dennoch kommen vom Geldwerthe der wichtigsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse in Mähren nur 43,$_{16}$ Fl. auf einen Bewohner (in Salzburg 99,$_{00}$, Kärnthen 76,$_{99}$, Nieder-Oesterreich 56,$_{00}$, Oberösterreich 54,$_{00}$, Böhmen 43,$_{22}$, Galizien 40,$_{33}$). Im Werthe des landwirthschaftlichen Bodens wird aber Mähren (180 Fl. pr. Joch, Schlesien 124) nur von der Lombardei (212 Fl.), Venedig (199 Fl.) und Böhmen (193 Fl.) übertroffen, und geht Niederösterreich (172 Fl.) und Oberösterreich (163 Fl.) voran und, den Reinertrag als 5% Zinsen des Kapitalwerthes berechnet, hat seine produktive Bodenfläche einen Werth von 671,400,000 Fl (Böhmen 1622½, Ungarn 1615, Lombardei 700, Galizien 851, Niederösterreich 568, Oberösterreich 398½).

Wenn auch der in Schlesien aus den Katastralschätzungen hervorgegangene durchschnittliche Reinertrag von 30 Fl. vom Joch zu den ansehnlichsten der deutschen Länder des österreichischen Staates gehört und der Werth von dessen produktiver Bodenfläche mit 107,087,000 Fl. berechnet wird, so steht doch der Bruttoertrag mit 15,$_{11}$ Fl. vom Joche produktiver Bodenfläche gegen andere österreichische Länder beträchtlich zurück, und von dem Geldwerthe der hauptsächlichsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse entfällt in Schlesien unter allen Ländern der Monarchie am wenigsten auf einen Bewohner, nämlich nur 28,$_{22}$ Fl. Unter allen Ländern der österreichischen Monarchie haben Mähren, Böhmen und Schlesien das meiste Ackerland (von 10,000 Joch 5258 in Mähren, 4826 in Schlesien). Dagegen stehen hinsichtlich des Graslandes diese Ländee am tiefsten; denn Mähren hat an Wiesen und Weiden zusammen nur 39 Joch auf 100 Ackerland, Böhmen 38, Schlesien gar nur 35, während sich sonst das Verhältniß bis auf 447 (Tirol) und selbst 668 (Salzburg) zu 100 stellt. Ueberdies ist das Weideland in Mähren und Schlesien weit größer, als das Wiesenland. Außer der Lombardei (235 Joch auf 1000 Bewohner) und Venedig (190) kommt in Schlesien (591), Böhmen (552) und Mähren (528) am wenigsten Waldland auf einen Bewohner.

Die absoluten und relativen Verhältnisse der wichtigsten Kulturgattungen der landwirthschaftlichen Bodenfläche Mähens stellen sich wie 196,$_{44}$ bei den Aeckern, 4,$_{37}$ Weingärten, 4,$_{00}$ Gärten, 29,$_{70}$ Wiesen, 39,$_{06}$ Weiden, 99,$_{07}$ Waldungen und 0,$_{00}$ anderen Kulturen, in Schlesien aber mit 41,$_{00}$ bei den Aeckern, 0,$_{00}$ Gärten, 5,$_{00}$ Wiesen, 10,$_{01}$ Weiden und 27,$_{00}$ den Waldungen dar. Es sind daher in Mähren von je 10,000 Jochen produktiver Bodenfläche 5258 Aecker, 113 Weingärten, 109 Gärten, 791 Wiesen, 1047 Weiden, 2680 Waldungen und zwei anderen Kulturen, in Schlesien aber 4,826 Aecker, 102 Gärten, 678 Wiesen, 1162 Weiden und 3232 Waldungen. Das Ackerland theilt sich in Mähren in dem Verhältnisse wie 184,$_{33}$ reine Aecker, 0,$_{00}$ Aecker mit Obstbäumen, 10,$_{00}$ Drieschfelder, 0,$_{00}$ Brände, in Schlesien wie 10,$_{00}$ reine, 0,$_{00}$ Aecker mit Obstbäumen 0,$_{01}$ Drieschfelder, 0,$_{00}$ Brände. Von den Weingärten Mährens sind nur 0,$_{70}$ rein in weit überwiegendem Verhältnisse von 3,$_{57}$ Wechsel-Weingärten. Die Wiesen unterschieden sich in Mähren wie 29,$_{77}$ reine, 0,$_{00}$ mit Obstbäumen, 0,$_{00}$ mit Holznutzung, der Weiden Mährens wie 74,$_{01}$ reine, 0,$_{00}$ mit Obstbäumen, 4,$_{33}$ mit Holznutzung; in Schlesien aber die ersteren wie 5,$_{00}$ reine und 0,$_{00}$ mit Holznutzung, die anderen wie 5,$_{00}$ reine und 4,$_{00}$ mit Holznutzung; es wird daher in beiden Ländern auf eine bedauerliche Weise das Wies- vom Weideland weit übertroffen.

Endlich sind die Waldungen in Mähren mit 75,$_{00}$ Hoch- und 24,$_{57}$ Niederwald, in Schlesien aber mit 26,$_{01}$ und 1,$_{00}$ zu veranschlagen. Was die Bearbeitung des Bodens betrifft, so gehört zwar der Mährer und noch mehr der Schlesier zu den fleißigsten und sorgfältigsten Ackerbauern der Monarchie. Die althergebrachte Dreifelderwirthschafe ist noch immer weit mehr verbreitet, als die Fruchtwechselwirthschaft. Andererseits haben im Allgemeinen die gegen frühere Zeiten ungleich häufigere Verpachtung von größeren Complexen und einzelnen Parzellen, die immer mehr zunehmenden Theilungen der Bauern-Wirthschaften die Befreiung der bäuerlichen Gründe von den darauf gehafteten Lasten, insbesondere den Roboten und Zehnten, die beträchtliche Erhöhung der Steuern ꝛc. auf eine sorgsamere und fleißigere Bodenkultur wohlthätig eingewirkt. Mähren erzeugt nach dem neuen Katastee 2 097,000 österr. Metzen Weizen, 4,185 000 M. Roggen, 3000 M. Mais, 3,268,000 M. Gerste, 4,807,000 M. Hafer, 76,000 M. anderes Getreide und 690,000 M. Hülsenfrüchte, oder alles auf Roggen reduzirt, 13,271,000 M Roggen-Aequivalente; Schlesien 159,000 M. Weizen, 654,000 M. Roggen, 1000 M. Mais, 261,000 M. Gerste, 998,000 M. Hafee, 5000 M. anderes Getreide und 80,000 M. Hülsenfrüchte oder 1,869,000 M. Roggen-Aequivalent (Böhmen 36,782,000 M, Niederösterreich 11,440,000 M., Ungarn 69,191,000 M., Galizien 30,638,000 M.). Hiernach fallen auf 1000 Bewohner in Mahren 978, in Schlesien 867 niederösterr. Joch Ackerland (in Galizien 1229, Ungarn 1106, Böhmen 881, Niederösterreich 876 ꝛc. bis auf 290 in Tirol) und in Mähren 7004, in Schlesien nur 3936 Metzen Roggen-Aequivalent (in Steiermark 8944. Ungarn 8097, Böhmen 7691, Niederösterreich 7546, Galizien 6532). Zu dieser Erzeugung von Getreidepflanzen sind noch 26,737,000 niederösteee. Zentner Stroh in Mähren und 3,961,000 Zentner in Schlesien (in Niederösterreich 24,994,000, Böhmen 75,394,000, Galizien 46,717,000, Ungarn 88,385,000) zuzurechnen. An Knollengewächsen und Futterpflanzen kommen vorzüglich in Be-

Digitized by Google

trachtung 7,860,000 niederösterr. Metzen Kartoffeln in Mähren und 1,815,000 in Schlesien (Niederösterr. 3,250,000, Böhmen 16,442,000, Gallizien 28,450,000, Ungarn 12 Millionen); Kraut, dessen Anbau große Ausdehnung hat; Rüben insbesondere Runkelrüben, die immer mehr an Boden gewinnen; Wicken, Klee, mit dem 1/10 bis 1/11 des Ackerlandes in Mähren und Schlesien bebaut wird, und an welchem 7,500,000 n.-österr. Zentner Kleeheuwerth in Mähren, 1,750,000 Zentner in Schlesien gewonnen werden. Als Handelspflanzen machen sich vor Allem bemerkbar: Flachs und Hanf; in Mähren werden ohne Rücksicht auf die Nebennutzung 62,650 Zentner Flachs und 19,794 Zentner Hanf, in Schlesien aber 8290 Zentner Flachs gewonnen. Bei einer besseren Kultur könnte die Flachserzeugung Mährens auf derselben Fläche wohl auf 181,448 Zentner erhöht werden. Vordem war Oesterreichs Garn- und Leinenhandel der erste in der Welt, jetzt hat ihm die ausländische Konkurrenz (England, Belgien, Preußen) Schritt vor Schritt abgewonnen, und droht ihn ganz zu verdrängen. Die schlechte Zubereitung des trefflichen einheimischen Flachses nöthigt den Industriellen, seinen Bedarf an rohem Flachse und Garn, mitten in Flachs bauenden Ländern, vom Auslande zu beziehen. Die Mittel zur Abwehr liegen in der Begründung eines für Oesterreich neuen Gewerbes, welches zwischen Landwirth und Spinner die vermittelnde Stellung einnehmend, den Flachs noch auf dem Felde vom Erzeuger kauft, die Röste, das Brechen und Schwingen besorgt, und das zum Spinnen vollkommen zubereitete Produkt den Industriellen verkauft. Die seit einigen Jahren in großartigem Maßstabe in Mähren entstandenen Flachs-Röst- und beziehungsweise Spinn-Anstalten werden die Linnen-Industrie Oesterreichs neu beleben und befestigen.

Rückblick auf den Monat Juni.

Kriegsgeschichtliches. Sebastopol. Vor kurzem noch herrschte im Lager der Verbündeten fröhliches Leben und Siegeszuversicht. Vorzüglich waren es die Franzosen, die, seit Pelissier den Oberbefehl übernommen, vom nahen Fall Sebastopols träumten und in Theaterstücken ihren zukünftigen Sieg über die stolze Festung feierten. Die Zuaven vom 2. Regiment haben sich nämlich ein vollständiges Theater eingerichtet, auf dem fast täglich gespielt wurde. Eine Tranchée bildet den Platz des Orchesters; hinter demselben sind kleine Graben von etwa 1½ Ellen Tiefe gegraben und auf den Erdkanten, die dazwischen stehen geblieben sind, nehmen die Zuschauer Platz, denn es gibt natürlich keine Logen und Gallerien, sondern nur dieses wahrhafte Parterre. Die Frauenrollen wurden auch von Soldaten gespielt und es soll sich ein kleiner Zuave als Liebhaberin und Soubrette besonders ausgezeichnet haben. Der Ertrag der Vorstellungen war für die Gefangenen in Sebastopol bestimmt und an der Kassa befand sich eine sehr hübsche Marketenderin in großer Uniform, die natürlich ein um so freundlicheres Lächeln hatte, einen je höheren Eintrittspreis Einer zahlte. Oftmals wurde mitten in einer Vorstellung irgend ein Regiment zu den Waffen gerufen; die im Theater anwesenden Offiziere und Soldaten des Regiments eilten hinweg, das Spiel aber und das Lachen der Zuschauer ward dadurch nicht im geringsten unterbrochen, obwol man wußte, daß eben Kameraden in den Tod gingen. — Diese stolze Siegesfreudigkeit dürfte jedoch durch den mißglückten Sturm vom 18. Juni bedeutend gedämpft und das Vertrauen der Alliirten in ihren Oberkommandanten ziemlich erschüttert worden sein, während dadurch wieder die Kampfeslust und das Selbstvertrauen der Russen in nicht geringem Grade wuchs. Ausführliche Berichte über diesen mörderischen Sturm auf den Malakoffthurm liegen noch nicht vor; es heißt, daß die Franzosen und Engländer mit einem ungeheuren Verluste an Todten und Verwundeten (den Einige auf 3000, ja sogar auf 9000 angeben), sich zurückziehen mußten. Die Russen erlitten ebenfalls einen empfindlichen Verlust an Todten und Verwundeten, machten jedoch 600 Gefangene. Die Stadt Sebastopol selbst wurde durch das vierundzwanzigstündige furchtbare Bombardiment, das dem Sturme voranging, arg mitgenommen. Seit Pelissier den Oberbefehl über die Krimarmee der Verbündeten führt, soll dieselbe schon an 20,000 Mann verloren haben — es ist dies eine Ziffer von ungeheurer Bedeutung. Pelissier ist ein Mann von 61 Jahren (nicht 44, wie durch einen Druckfehler im vorigen Hefte angegeben wurde), zeichnet sich durch Strenge, die bis zur Grausamkeit geht, so wie durch Energie aus, die gar keine Rücksichten kennt. Namentlich soll die Stellung seiner Adjutanten eine höchst peinliche sein; indeß imponirt ihm auch Energie bei Andern. Als er einst einen neuen Adjutanten annahm, erklärte ihm dieser ohne Hehl: er rechne sich allerdings das Vertrauen, daß ihm erwiesen worden, zur höchsten Ehre; halte sich aber genöthigt gleich von vornherein zu versichern, daß er ihm, dem General, unfehlbar sofort eine Kugel durch den Kopf jage, wenn er von ihm nicht mit der Rücksicht behandelt werde, auf die er als Offizier Anspruch habe. Der General und der Adjutant standen von da an im besten Vernehmen miteinander.

Ostsee. Am 5. Juni hatte das englische Schiff „Kossak" bei Hangö einige Küstenschiffe gekapert und zerstört, bei welcher Gelegenheit drei Personen, der Kapitän eines der Fahrzeuge, dessen Sohn und ein finnischer Matrose zu Gefangenen gemacht worden waren. Admiral Dundas hingegen gab dem „Kossak" den humanen Befehl, diese, sowie vier andere, in der Nähe von St. Petersburg in Gefangenschaft gerathene Personen bei Hangö an's Land zu setzen. Der „Kossak" legte sich in einiger Entfernung vor Anker und schickte einen Kutter mit den 7 Gefangenen und der gewöhnlichen Bootsbemannung nach der Küste. Das Boot legte am Landungsplatz an und ließ die Gefangenen mit ihrem Gepäcke an's Land setzen. Die Mannschaft blieb an Bord. Mindestens eine halbe Stunde, bevor das Boot am Landungsplatz anlegte, hatte es die Parlamentärflagge aufgezogen. Am Strande war nur ein Mensch bemerkt worden, der sogleich davon lief; hierauf kam eine russische Truppenabtheilung von 300—400 Mann stark gegen den Landungsplatz angerückt. Der englische Offizier schwang die Parlamentärflagge und erklärte, weßhalb er an's Ufer gekommen sei. Der kommandirende russische Offizier verstand und sprach englisch, meinend es gehe sie die englische Parlamentärflagge nichts an und sie würden zeigen, wie Russen fechten, worauf sie sogleich auf die am Land befindlichen Engländer feuerten und sie und die Gefangenen niederschossen. Hierauf feuerten die Russen in's Boot, sprangen dann in dasselbe, schleppten einen verwundeten Mann auf das Verdeck, tödteten ihn mit Bajonnetstichen und ließen fünf andere für todt im Boote. Als der Kutter gegen Abend noch immer nicht zur Korvette zurückkehrte, wurde das Gig ausgeschickt. Während der Nacht gelang es einem Schwarzen, der durch den Arm und das Schulterblatt geschossen worden, die Taue des Bootes zu durchschneiden und versuchte dasselbe bis zum Schiff zu rudern. So traf ihn das Gig. — Also lautete die Aussage des Schwarzen; die russischen Blätter erzählen selbstverständlich den Sachverhalt ganz undere.

Historischer Monats-Kalender.

Juli.

Am 1. Juli 1839 bestieg Abdul Medschid den türkischen Thron.
— 2. — 1704 wurde Stanislaus Lekcynski zum König von Polen erwählt.
— 3. — 1307 starb Rudolf von Oesterreich bei der Belagerung von Horojziowie. — 1620 Ulmer Vergleich.
— 4. — 1776 Unabhängigkeits-Erklärung des Nordamerikanischen Kongresses.
— 5. — 1266 Friede von Perth. — 1830 Einzug der Franzosen in Algier.
— 6. — 1304 starb Papst Benedikt XI.
— 7. — 1702 Polenschlacht bei Clissow, in der Nähe von Krakau.
— 8. — 1572 starb Sigismund von Polen, mit dem der Jagellonische Stamm erlosch.
— 9. — 1807 Friede von Tilsit. — 1815 Einzug Ludwig XVIII. in Paris.
— 10. — 1491 starb Heinrich d. j. von Porebrat, Herzog von Münsterberg, Sohn des böhmischen Königs Georg, ein vorzüglicher böhmischer Dichter.
— 11. — 1174 that Heinrich II. von England Buße an Thomas Bekets Grabe.
— 12. — 1191 wurde Jean d'Acre von den Kreuzfahrern erobert.
— 13. — 1291 Ottokars II. Sieg in der Schlacht bei Morchegg.
— 14. — 1789 verließen die ersten französischen Emigranten ihr Vaterland.
— 15. — 967 starb Boleslow I., der Große, Herzog von Böhmen.
— 16. — 1377 wurde Richard II. als englischer König gekrönt.
— 17. — 1450 starb Franz I. Herzog von Bretagne.
— 18. — 1573 verbrannte ein Blitzstrahl das Schloß Rosumberg in Böhmen, die Stammburg der berühmten Grafen Slawata.
— 19. — 1491 eroberte König Wlodislaw von Ungarn und Böhmen nach einem Siege über Maximilian I. Stadt und Festung Stuhlweißenburg.

Digitized by Google

Am 20. Juli 1018 Sieg der Briesen über Gottfried von Niederlothringen.
— 21. — 1427 schlugen die vereinigten Taboriten, Prager und Waisen unter Prokop dem Großen ein deutsches Heer von 100.000 Mann bei Mies in die Flucht.
— 22. — 1807 bestätigte Napoleon I. Bonaparte die neue Verfassung.
— 23. — 1305 wurde Clemens V. zum römischen Papst erwählt. — 1785 der deutsche Fürstenbund geschlossen.
— 24. — 1822 starb Deutschlands genialer Novellendichter E. T. A. Hoffmann.
— 25. — 1446 Krönung Kasimirs IV. als polnischer König.
— 26. — 1650 starb Karl Emanuel I. von Savoyen.
— 27. — 1710 Niederlage Philipps V. bei Almenara.
— 28. — 1290 Krönung Andreas III. als König von Ungarn. — 1354 Krönung Anna's, Gemalin Karls IV. als Königin von Böhmen.
— 29. — 1449 Krönung Karl Knutsohns zum Könige von Schweden.
— 30. — 1809 Treffen bei Halberstadt.

Rösselsprung-Problem*).

Von J. Befel.

schnellt	so	Ge	und	prellt	se	von	mich.
und	Wald.	und	laf	dicht	Welt	sich'	mich!
Welt	das	kränf	Ein	grell;	van	se	Brich
se	dreh'	und	Welt	so	das	Wald	schnell
Welt	Ruh.	gellt	Wald	Sal	Wald	rich	fünf
se	Dich	lei.	hell	das	um	schallt	du
lei	hold	auf	mich	und	halt	um	saf
Wald	Welt	wal	so	weh,	se	wallt	und

Auflösung folgt.

Pariser Moden Nr. 7.

1. Italia-Schärpen-Mantille, reich verziert.

2. Hut von italienischem Stroh, mit Veilchenbouquets und Taffetbändern garniet; Kleid von Taffet mit zwei Röcken, die unten in runden Zacken ausgeschnitten sind, zwischen denen sich eine spitze Zacke von Sammetbandgeflecht befindet und über die in Bogen ein Sammetband läuft, an das wiederum Fransen gesetzt sind; auf dem ausgeschnittenen Leibchen ein zweites Leibchen von Tülle mit einem Gegitter von Sammet darüber und mit langen runden Schößchen, an die breite Spitzen gesetzt sind; unter den schwarzen Spitzen an den Aermeln weiße Spitzenunterärmel.

3. Hut von Krepp mit durchbrochenem Schirme, der mit Band gegittert belegt ist und an den Seiten Federn hat; Kleid von Taffet mit zwei Röcken, von denen der obere unten herum mit Bandruchen, der untere der Länge nach mit mehrern ähnlichen Ruchen besetzt ist; ähnliche Besetzungen befinden sich an dem hohen geschlossenen Leibchen mit langen Schößchen, von diesen Ruchen hängen aber flatternde Bänder herab; ähnlicher Putz an den Aermeln; Armbänder.

4. Eva-Mantille, reich mit Band besetzt.

Briefkasten der Redaktion.

Während das 6. Heft der „Erinnerungen" sich unter der Presse befand, langte von Fräulein Josefine Poglayen aus Fiume (Illyrien) und Hrn. D. Endler aus Nixdorf, die richtige Lösung des Rösselsprung-Problems (im 4. Hefte); — von den Herren: Emilian Breuer aus Wittig; Franz Krissen, Leop. Pollaczek, Ant. Hahmann, Wenz. Nickel aus Arnsdorf; Leop. Goldscheider aus Troppau (Schlesien); Josef Wagner aus Neudorf; H. Brandhorst aus Thomastroith (Oesterreich); A. Hoffmann aus Thurzovka (Niederungarn); J. C. Kränner aus Pest; J. Schmidt aus Wiese (Schlesien); J. Schwarz, Lehrer in Lappersdorf; Albert Hruby, k. k. Beamte in Stein am Anger (Ungarn), J. Opletal, k. k. Finanz. Ob. in Großmohrau, Adolf Hanel in Rathsitz die richtige Lösung des im 6. Hefte enthaltenen Räthsels ein. Wir ersuchen die P. T. Herren Einsender, ihre Namen deutlich schreiben und die Anmerkung, welche wir von nun an jeder Aufgabe beifügen werden, freundlichst berücksichtigen zu wollen.

An gewisse Herren:

Ich weiß auch, was die Liebe ist
Und laß' mir was gefallen,
Ich weiß auch, was Vertrauen ist,
Zu Einem, nicht zu Allen;
Daß Jeder einmal dichten thut,
So viel man's ihm auch schimpfet,
Daß dichten wie die Blattern kommt,
Nur daß man's noch nicht impfet,
Das weiß ich Alles, nur zu gut —
Doch warum solch ein Lärmen?
Ich denke, daß sich's besser ziemt,
Sich still zu Tod' zu härmen.
Ihr seid so wie die Nachtigall:
Die klagt und singt voll Sehnen
Und weiß gut, wo der Sprosser sitzt,
Der trocknet ihre Thränen.
Ihr seid nicht wie die Nachtigall:
Die singt doch reputirlich;
Ihr Herren aber schauerlich
Manierlich, unmanierlich.

— —

Liebt wie Ihr wollt, sagt wem Ihr wollt,
Ob sie Euch mag, ob nicht —
Macht deßhalb nur — Ihr Herrn! ich bitt',
Nicht täglich ein Gericht!

Hrn. J. W. J. — Wir anerkennen Ihr schönes Talent für die Erzählung; Sie haben an die Ausarbeitung der uns vorliegenden „Märchen-Novelle" viel Fleiß und Mühe verwendet und wollten etwas Gutes schaffen. Wenn wir von der „Märchen-Novelle" keinen Gebrauch machen können, so ist der Grund der: weil dieselbe, trotz einzelner wirksamer und pikanter Momente, den Leser nahezu ermüdet und kalt läßt, da sie zwecklos, ohne Tendenz, ohne Grundgedanken geschrieben wurde. Wir finden Ihr Streben sehr lobenswerth und wünschen Ihnen vor Allem eine sorgsamere und glücklichere Wahl des zu bearbeitenden Vorwurfs. Wir werden Ihnen mit Vergnügen an die Hand gehen.

Hrn. W. K—j in K. (Mähren.) Erhalten. Das Resultat im nächsten Hefte.

Hrn. J. R. in L. O, das darf Sie nicht aus der Fassung bringen; Sie kennen doch das Sprüchlein:

Manchem Vater kostet ein hübsches Gut
Seines Herrn Sohnes Doktorhut:
Doch kostet das Doppelte, glaube,
Manch' andern des Töchterleins Haube.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung bis zum 20. August eingesandt haben, werden im 9. Hefte genannt. D. Red.

Digitized by Google

Eine kluge Hausmeisterin.

„Ah, jetzt hab' ich meine Brusttasche mit dem Geld im Wirthshaus gelassen! Nun morgen erhalten Sie das Sperrgeld doppelt, Frau Hausmeisterin."

„Mir da! Holen's nur Taschlebrust ihriges und zahlen's gleich; auf Borg' mach' me nicht auf bei die schlechte Zeit."

Ein Blumenmädchen.

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten:
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann es kaum erwarten.
(Freischütz.)

Ein politisirender Hausmeister.

„Aber zum T . . . . . ! Da steh' ich über eine halbe Stunde schon in dem verfl . . . . . Wetter und läute wie wahnsinnig—"

„Nu, nu, nu! so kommen's halt früher oder später nach Hause! Von 10 bis 11 beschäftig' ich mich mit die Weltbändel und schlag' mich mit die Türken und Russen vor Sebastopol 'rum; wie kann ich da hören, wenn ein gewöhnlicher Mensch an die Hausthür' klopft?"

Vor einem Speisehause.

„Ja, sagen's mir, Herr Wenzel, was ist denn dort geschehen? Schauen's nur die vielen Leut'!"

„Nichts, Frau Baberl; das sind nur die Herren Comptoiristen, die eben vom Speisen nach ihren Comptoirs eilen."

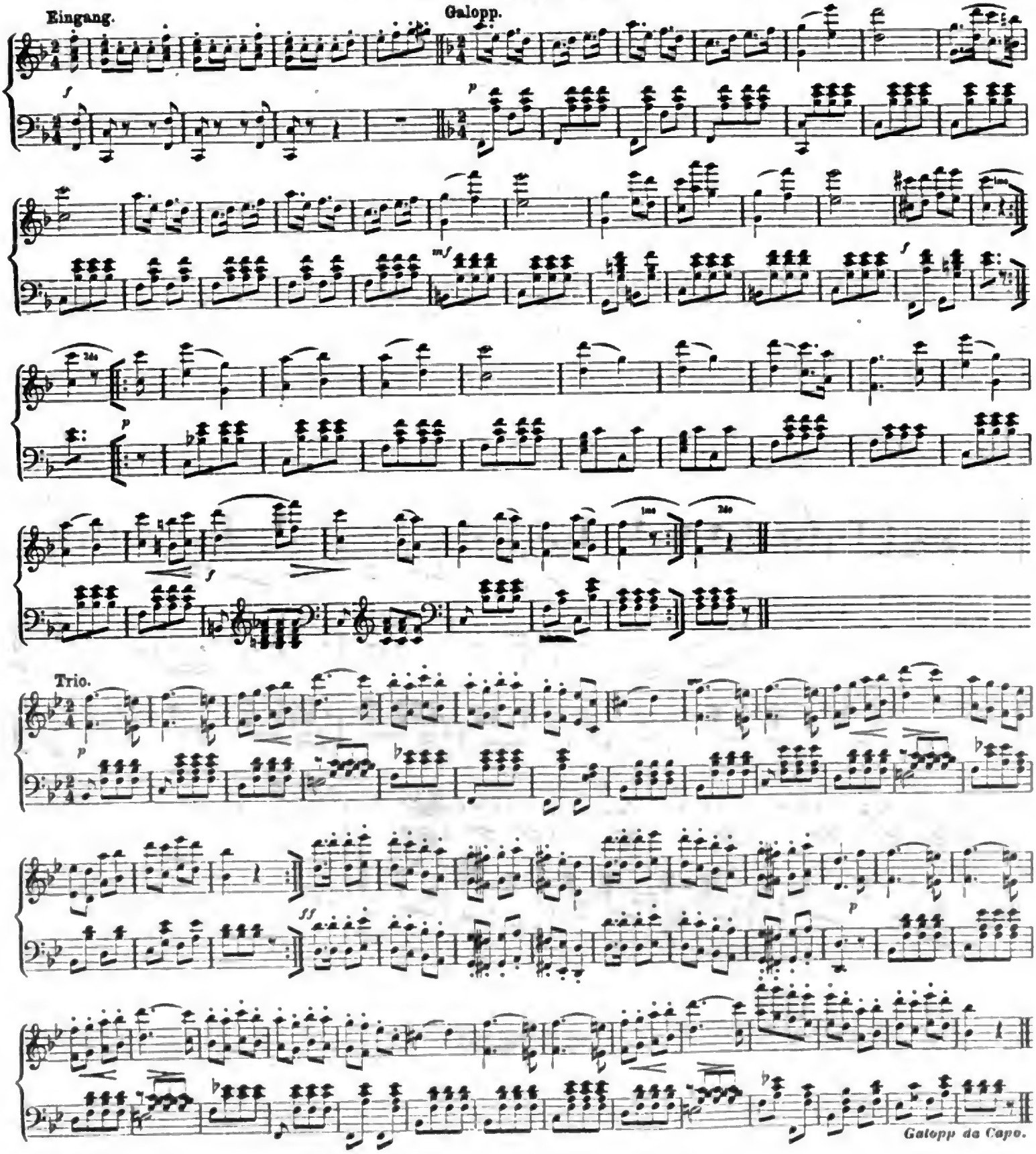
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Frühlings-Fest-Galopp

von Mathilde Ringelsberg.



Digitized by Google

POLKA

des

kaiserl. königl. Infanterie-Regiments Prinz Gustav von Wasa

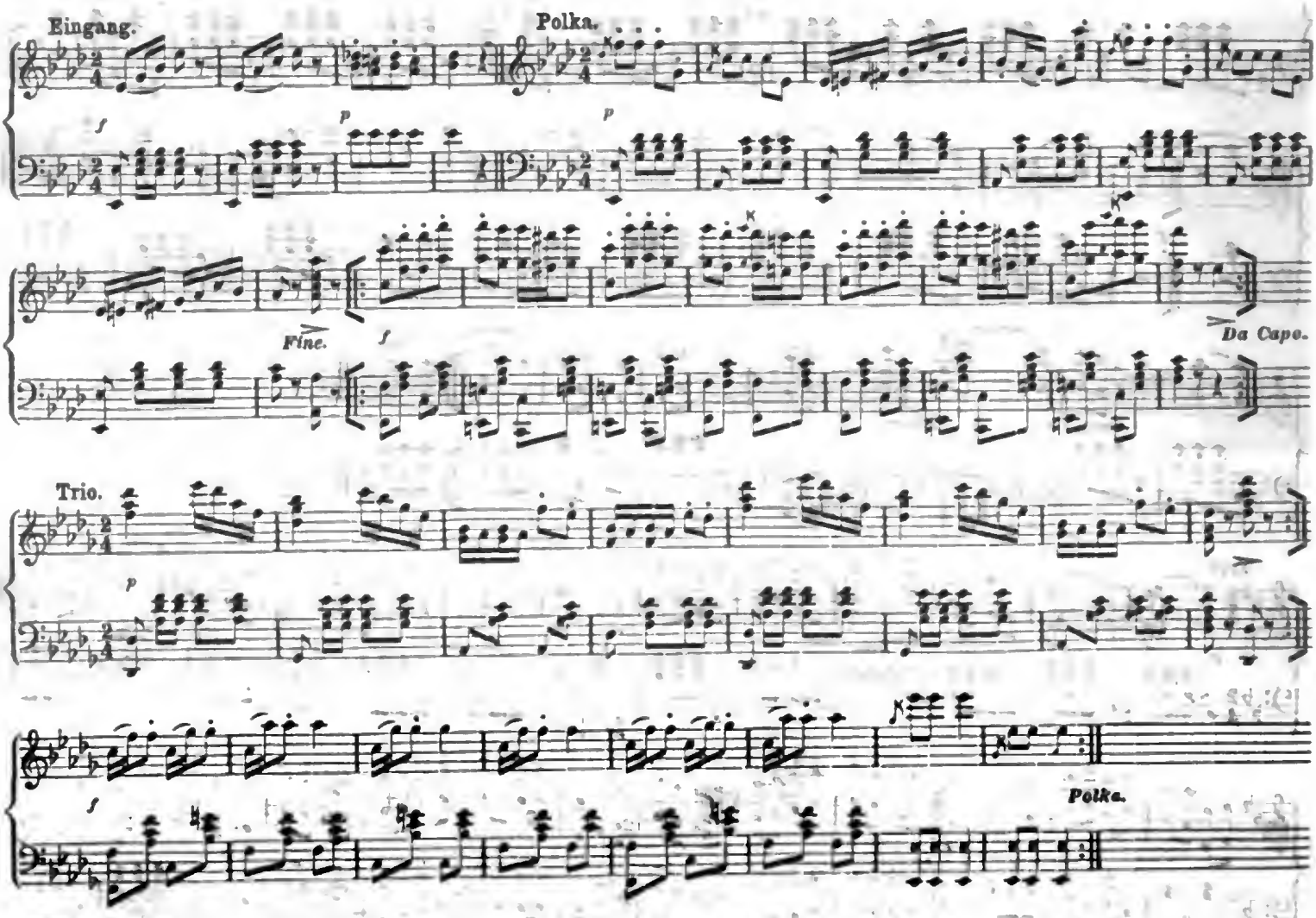
beim

Ausmarsche von Prag.

Componirt

von

Mathilde Ringelsberg.



Digitized by Google

König Wenzels Hof.

Historische Erzählung nach Prokop Chocholoušek von S. Dornheim.

I.

Haschek von Bor, anders auch von Schwamberg, stand bei König Wenzel I. in großer Gunst.—Ach, die Zeiten Wenzels des Ersten! jene Zeiten, wo derselbe ritterliche Geist, der zugleich nach Kriegsruhm lechzend und der Anmuth der Frauen huldigend, das gemeine Volk eben so als den Adel beseelte; jene Zeiten eines unvergänglichen Kriegs-, eines unvergänglichen Dichterruhms! Denn die Poesie erweckte Liebe, die Liebe begeisterte zu rühmlichen Thaten und die Dichter wanden wieder Immortellen-Kränze um die Schläfe ruhmgekrönter Männer. Nur in jener Zeit, in welcher das Volk sich zu einem geistigeren Leben emporschwang, war es möglich die Tataren, die sich über Europa wälzten und es zu verderben drohten, mit einer Handvoll böhmisch-mährischen Volkes zurückzuschlagen; nur in jener Zeit vielleicht war es möglich, daß der tatarische Grimm auf immer an den Mauern von Olmütz zerschellte. Und die Sänger verherrlichten den Ruhm Jaroslaws und seiner Krieger, ehrfurchtsvoll lauschte das Volk, wenn zu den Klängen der Zither der Mund seiner Dichter von unsterblichen Heldenthaten erzählte.

Und wie konnte es anders sein? War doch der König selbst Dichter und vereinigte doch sein Hof Alles, was durch Tapferkeit und Wissen unter dem Volke hervorragte. Aber, was erzähle wir da? Wohin verirren wir uns? Wir wollen ja von Herrn Haschek von Bor, von König Wenzel's Günstling sprechen.

Herr Haschek von Bor war das Musterbild eines Ritters. Beim Turniere fand er kaum Einen seines Gleichen, und begann er zu singen, so wogte stürmischer der Busen der Edelfräulein und das Herz zitterte vor Wonne, so daß sich ihre Wangen rötheten und die Augen blitzten; und wenn er aufhörte, entstiegen Seufzer den Lippen, sehnsüchtig irrten die Blicke der schönen Frauen und Jungfrauen nach dem Sänger, der ihr Gemüth so mächtig zu rühren verstand. Wie viele Herzen waren schon in Liebe zu ihm entbrannt, wie vielen Fräulein hatte er schon den Schlaf von den Augen verscheucht, daß sie wachend von dem ritterlichen Sänger träumten! Und wenn sie schlafen wollten, konnten sie es nicht ob des Sturmes, der in ihrem Innern tobte. Er aber sah nicht, wollte vielleicht nicht sehen all die Anmuth und den Liebreiz der herrlichen Frauen, nicht die brennenden Blicke, die schmachtend auf ihm hafteten. Mit dem Lächeln und den glatten Reden eines Hofmannes schlug er jeden Sturm gegen sein Herz zurück und bekam deshalb im ganzen Lande den Namen des „Ritters mit dem starren Herzen, des Sängers ohne Liebe." Aber nicht immer war er so gewesen. In vergangenen Zeiten flog auch er, einem Schmetterlinge gleich, von Blume zu Blume und erst nach bittern Erfahrungen wurde er der Ritter mit dem starren Herzen, der Sänger ohne Liebe, und das ist es, was wir eben erzählen wollen. —

Der König residirte auf seinem Lieblingsschlosse, nahe bei Beraun, das nach ihm noch bis auf den heutigen Tag Königshof genannt wird. Der König pflegte nämlich von den ersten Tagen des Frühlings bis zu der Zeit daselbst zu wohnen, wo die Blätter von den Bäumen fielen und auf der Erde raschelten. Das Schloß lag in jenem schönen Thale, das von nicht hohen Bergen begrenzt, von Beraun fast drei Stunden gegen Südost sich zieht und vom Flüßchen Litawka durchflossen wird. Damals waren die Anhöhen zu beiden Seiten des Thales mit Waldungen bewachsen und verliehen der ganzen Gegend einen größern Reiz. Hier jagte der König in den Wäldern, hier dichtete er anmuthige Lieder, hier gab er sich gänzlich einem sorglosen Leben hin und nur wenn es die Landesangelegenheiten erheischten, ritt er nach Prag, kehrte jedoch eiligst wieder zu seiner lieben Residenz zurück, wohin ihm die Staatsgeschäfte, die Beschwerden und Sorgen eines Herrschers nicht folgen durften. Verbannt war von da jene eitle Hof-Etiquette, auf die so Viele ein so großes Gewicht legen und die doch aus nichts anderem besteht, als aus Worten ohne Gefühle, oft auch ohne Gedanken, die überhaupt ein Nichts ist und von der irgend ein französischer Staatsmann gesagt hat: „Die Sprache ist erfunden worden, damit der Mensch seine Gedanken verheimlichen könne." Offenherzige Einmüthigkeit fesselte den König und sein Gefolge an diese Residenz.

Es war im Frühlinge des Jahres 1420 am Morgen nach dem Tage St. Philipp und Jakob. Hinter dem Flüßchen Litawka am Fuße des Berges standen zwei Männer, in denen man leicht Herrn und Diener erkennen konnte, obwol beide in Mäntel gehüllt waren. Es dämmerte noch und der Morgen schüttelte eben seine thauigen Schwingen, der Nebel lagerte sich über das Thal und hüllte dasselbe in sein graues Kleid, und am östlichen Horizonte streckte er seine röthlichen Arme aus — Zeichen, daß der Tag erwache und daß bald sein heiteres Gesicht, die Sonne, über der Erde auflodern werde. Der Tagesanbruch machte jedoch keinen Eindruck auf den Mann, der auf dem rechten Ufer der Litawka wartete; ja in den Mienen des Ritters spiegelte sich sogar Ungeduld ab, vielleicht darüber, daß der Tag sich so lange den Schlaf aus den Augen reibe. Ungeduldig ging er bald einige Schritte vorwärts, bald blieb er wieder stehen und zertrat die Kelche der Schmalzblumen und die Blüthen der Tausendschönchen, die dicht auf dem Rasen wuchsen, und schritt wieder in sichtbarer Ungeduld dem Ufer entlang auf und ab. Sein Diener, der an einer Buche lehnte, war in Gedanken versunken, die wahrscheinlich seinem Bette galten; auch

Digitized by Google

war aus ſeinem öftern Gähnen zu erſehen, daß er viel lieber noch ſchlafen, als hier in der Morgenkühle ſtehen mochte, weßhalb er ſich ſo dicht als möglich in ſeinen Mantel hüllte.

„Mit Sonnenaufgang verſprach er!“ ſprach der Herr halblaut vor ſich hin, „und er kömmt noch nicht.“

„Desbalb hätten wir auch die Stunde, die wir ſchon hier warten, einer gewiß nothigen Ruhe widmen können,“ ſetzte der Diener hinzu, ungenirt gähnend.

Ein ſtrenger Blick ſeines Herrn verſchloß ihm plötzlich den Mund, ſo daß er nicht einmal ſein Gähnen bequem endete. „Wenn ich nur wüßte,“ murmelte der Diener unwillig vor ſich hin, „warum wir hier dieſen ſtinkenden Nebel einathmen!“

Plötzlich blieb ſein Herr ſtehen und horchte aufmerkſam; von der hölzernen Brücke her, die wegen des vorſtehenden Dickichtes den Augen des Ritters verborgen war, dröhnten Schritte. „Endlich!“ rief der Ritter, noch immer ungeduldig auf und abgehend.

Bald darauf war im Dickicht ein Geräuſch zu vernehmen und eine angenehme männliche Stimme, die halblaut vor ſich hin ſang:

„Pudi mě mysl lubili,
o blaze, blaze mi!“

„Wenn das nicht Hohn iſt, ſo weiß ich nicht, was noch in der Welt dieſen Namen verdienen könnte!“ ereiferte ſich der Ritter, als er dieſe Worte aus einem am Hofe Königs Wenzel ſehr beliebten nnd von Letzterem ſelbſt verfaßten Liede vernahm.

Das Gebüſch theilte ſich und aus demſelben trat ein junger Mann von ſchönem, ſchlanken Wuchſe nnd angenehmem Aeußern. Auch er trug einen Mantel, den er jedoch, kaum aus dem Dickicht getreten, von den Schultern warf und ihn ſeinem Diener übergab. „Hier bin ich, Herr Jaroſch!“ ſprach er, mit der Hand den Ritter grüßend, der ſchon über eine Stunde ſeiner geharrt.

„Ei, Herr Haſchek,“ antwortete jener, ſeinen Mantel ebenfalls dem Diener übergebend (auf dem Bruſtſchilde Beider wurde das Abzeichen der Hofleute des Königs ſichtbar), „Du ließeſt lange auf Dich warten.“

„Mit Sonnenaufgang lautete die Verabredung,“ ſprach Haſchek, die Stirne faltend, „und Aurora zeigt jetzt erſt den Sonnenaufgang an.“

„Spare Deine poetiſchen Ergüſſe, bis Du wieder das Herz einer Jungfrau verführſt und in ihrer Seele die Liebe zu einem andern, trenen Manne verlöſcheſt,“ entgegnete ſpöttiſch Jaroſch. „Du haſt nicht nöthig mich zu größerem Haſſe zu entflammen.“

„Wer kann dafür,“ entgegnete Haſchek mit Spott, daß Fräulein Swatawa meine Lieder lieber hört als die Ausbrüche Deiner Eiferſucht?“

„Zieh, Herr von Bor, zieh!“ rief Jaroſch im heftigſten Zorne und das Schwert, das bis jetzt an einem koſtbaren Gehänge an ſeiner Seite geruht, blitzte in ſeiner Fauſt.

„Ei!“ rief halblaut der Diener des Herrn Jaroſch, den plötzlich ſeine Schläfrigkeit verlaſſen hatte, „ei, da wird's an's Leben geh'n!“ Und ohne Umſchweife trat er zum Diener des Herrn von Bor, der ebenfalls ſchon nach ihm herübergeblickt hatte. „Höre Dietrich,“ redete er dieſen an, „Du biſt ein braver Kerl und wir haben ſchon manche Pinte Gerſtenſaft und Meth mit einander geleert; aber es ſchickt ſich doch nicht, daß wir ſo unthätig auf die Herren gaffen —“

„Eben denk' ich darüber nach, Benedikt,“ erwiederte jener freudig, „womit wir kämpfen könnten; Schwerter haben wir nicht —“

„Das macht nichts,“ fiel ihm Benedikt in die Rede, „wir werden ringen. Es jucht mich in allen Gliedern, wenn ich einer Rauferei zuſehe, und uns unter die Herren zu mengen, iſt für heute nicht räthlich.“ Und er legte den Mantel ſeines Herrn ab, rieb ſich die Fäuſte, ſtellte ſich in Poſitur und wartete bis auch Benedikt bereit wäre. Dietrich folgte hierin ganz dem Beiſpiele ſeines Gebieters, des Herrn Haſchek von Bor, der auf die Aufforderung des Herrn Jaroſch nur den Kopf zurückwarf, ſein Schwert zog und gleichgiltig deſſen Schärfe prüfte. Statt, daß Herr Jaroſch von Stochow durch dieſe Gleichgiltigkeit ſeines Gegners noch mehr gereizt werden ſollte, bewirkte dieſelbe das Gegentheil, ſie kühlte ihn ab; es lag dies ſchon in der Natur des Herrn von Stochow, des Sohnes des oberſten Landesrichters Stibor von Stochow. Bald wurde er zum Kampfe gereizt, aber ſobald ſein Auge ſich an dem Blitzen des Schwertes erfreut hatte, dann war ihm Niemand an Kaltblütigkeit und Ueberlegung gleich, nichts war dann im Stande ihn zum Zorne zu reizen, deshalb ſagte man auch: Leicht iſt es, den Jaroſch von Stochow zum Kampfe zu reizen, aber ſchwer ihn zu beſiegen.

„Stimmſt Du vielleicht erſt Deine Laute, Herr Haſchek?“ lachte Jaroſch.

„Ja, ich prüfe, wie tief die Töne ſind, die ſie von ſich geben wird,“ erwiederte Herr Haſchek ſich in Poſitur ſtellend. Und ſchon klirrten die Schwerter, ſo daß die Vögel, die erſt den Thau von ihrem Gefieder abzuſchütteln begannen, ſo plötzlich aus ihrer Ruhe aufgeſtört, unter ängſtlichem Gezirpe tiefer in den Wald hineinflogen. „Jetzt!“ riefen zu gleicher Zeit beim erſten Schwertergeklirre Dietrich und Benedikt, und ihre Arme wanden ſich mächtig um ihren Leib.

„Beſſer, beſſer Herr Haſchek!“ rief Jaroſch, indem er gemächlich ſeinen Gegner abwehrte, der, je länger der Kampf dauerte, deſto hitziger einhieb, „ſonſt gibt Deine Laute keinen Ton, um wie viel weniger erſt einen tiefen.“

„Ei, ſo ſag' doch, wie tief dieſer iſt!“ rief Haſchek, auf ſeinen Gegner einhauend; aber Jaroſch, der jeder Bewegung ſeines Gegners aufmerkſam folgte, wich zur Seite aus, ſo daß Haſchek, der zu einem deſto ſtärkern Hiebe ſich vorwärts geneigt hatte, das Gleichgewicht verlor und zur Erde ſtürzte; im Fallen flog ihm das Schwert aus der Hand. Das Auge des Herrn Jaroſch glänzte vor wilder Freude; er lief auf ſeinen Gegner zu und rief in höchſter Leidenſchaft: „Bei Gott! Du ſollſt mir mit Deinen Liedern nicht mehr das Herz der Geliebten rauben!“ Und ſchon erhob er das Schwert, um es in den Nacken des Herrn Haſchek zu ſtoßen.

„Halt!“ ertönte plötzlich eine befehlende Stimme hinter ihm. Augenblicklich ſenkte der Junker von Stochow ſein Schwert und ſchnell ſich umwendend rief er überraſcht: „Der König!“

Während dies Herr Jaroſch rief, war im Waſſer ein ſtarkes Geplätſcher zu hören, ſo wie Dietrichs ſiegreiche Stimme: „Da haſt Du, trink heute ſo viel Waſſer, als Du immer willſt, aber Gerſtenſaft nicht. Ich bin ſchon mit dem Meinigen fertig, gnädiger Herr, werdet mit dem Eurigen —“ da ſchaute er zurück und erblickte und erkannte den König, den er im Kampfe mit ſeinem halsſtarrigen Gegner nicht bemerkt hatte. Vor Schreck erſtarrten ihm die Worte im Munde und ſich hinter dem Ohre kratzend, murmelte er vor ſich hin: „Heiliger Wenzel! das wird eine ſchöne Beſcheerung geben — Höll'

Digitized by Google

und Teufel!“ rief er plötzlich, da er jetzt erst seinen vom Boden sich erhebenden Herrn bemerkte, „Herr Haschek von Bor, mein gnädiger Gebieter ist geschlagen! Nun dann steig' nur wieder aus dem Wasser,“ rief er, sich gegen den Fluß wendend, wo Benedikt, der bis an den Gürtel in den Fluthen stand, sich das Wasser aus Ohren und Augen wischte, „und zwar schlechterdings wieder zum Ringkampfe, damit ich wenigstens an Dir meinen Herrn räche.“

Weder der König, noch einer der beiden Ritter kümmerten sich um den lauten Ausbruch von Dietrichs Unwillen über die Niederlage seines Herrn. Der König, in der einen Hand ein Pergament, in der andern einen schwarzen Griffel haltend, legte beide Hände auf dem Rücken zusammen und blickte zornig von dem Einen auf den Andern. Herr von Stochow steckte gemächlich sein Schwert in die Scheide und blickte dabei von der Seite seinen Gegner an, der vor Scham über die vor den Augen des Königs erlittene Niederlage die Augen zu Boden senkte.

„Ich sehe,“ begann der König erzürnt, „wie meine Gesetze und mein Wille befolgt werden, da selbst der Liebste meiner Hofdiener nicht einmal meinen Burgfrieden achtet. Wisset Ihr, daß Euere Köpfe dem Henker verfallen sind, Rebellen?“

„Ich bekenne, königliche Majestät,“ antwortete Jarosch, „daß ich weder an Dein Verbot, noch an den königlichen Burgfrieden dachte, als es sich darum handelte, mein Herz zu rächen, das Herr Haschek von Bor so schwer verletzt hat — ha! er zerriß die Blute meiner Liebe, und ich soll da noch an den Burgfrieden denken!“

„Ei, ist Liebe die Ursache, daß Ihr Euch gegen meine Gesetze auflehnt?“ sprach der König besänftigt, denn diese Entschuldigung war in seinen Augen sehr begründet; „das mildert freilich Euere Schuld um vieles. Ei, lieber Haschek,“ wandte er sich zu diesem, „übt denn nicht das Fräulein von Kolschin eine solche Macht über Dein Herz, daß Du vergaßest andere Herzen zu erobern? Ach! nun begreif' ich, warum sie so plötzlich meinen Hof verließ! Die Eifersucht vertrieb sie von hier, sie mußte einer glücklichen Nebenbuhlerin weichen. Schmetterling! Schmetterling!“ drohte er mit dem Finger.

„Königliche Majestät!“ sprach Herr Haschek ehrfurchtsvoll, die niedergeschlagenen Augen nur halb erhebend.

„Aber Du vergaßest,“ fuhr der König fort, „daß der Schmetterling so wie die Nachtigall nicht immer auch ein Falke ist, wie ich eben Augenzeuge davon gewesen.“

„Ich warf dagegen wieder den Diener des Herrn von Stochow ins Wasser,“ ließ sich Dietrich wieder vernehmen, der eifersüchtig über den Ruhm seines Herrn wachte, „und so gleicht sich's wieder aus.“

„Ach ja,“ lachte der König, „ich sah Dich, Du Krone aller Diener; aber wo ist denn Dein Gegner? Er wird doch nicht in der Litawka ertrunken sein?“

Benedikt, den König an der Stimme erkennend, hatte keine Lust an's Ufer zu kriechen, denn er dachte bei sich: „Mein Bad da unten ist nicht so kalt, wie das Euere oben heiß sein wird,“ und er verbarg sich noch besser hinter den Erlen, die am Ufer wuchsen. Als er aber bemerkte, daß das Ganze eine über Erwartung gute Wendung nehme, dachte er, daß es unter solchen Umständen dennoch besser am Lande, als im kalten Wasser sei, weshalb er auch ohne Bedenken ans Ufer kroch, eben als der König nach ihm fragte. Als dieser ihn erblickte, konnte er sich nicht enthalten, laut aufzulachen. „Nun, Du kannst zufrieden sein, lieber Haschek,“ sprach er zu diesem, „Dein Diener machte Deine Niederlage wieder gut.“

Das Auge des Herrn Haschek funkelte vor Zorn. Stolz das Haupt erhebend sprach er, obwol ruhig, so doch bestimmt: „Eine Nachtigall ist nicht immer auch ein Falke, sprach Deine Majestät, und der Herr von Stochow wird wol derselben Meinung sein; aber ich werde ihm beweisen, daß eine Nachtigall auch ein Sperber sein kann, wie sie es immer war, wenn sie nicht durch einen unseligen Zufall geschlagen wurde.“

Herr Jarosch, der in Gedanken versunken war, als der König Haschek an seine Geliebte Judith von Kolschin erinnerte, erwachte bei Nennung seines Namens, und welcher Art seine Gedanken waren, zeigten die Blitze, die sein Auge sprühte und die Lippen, die er krampfhaft zwischen den Zähnen preßte. „Einem Zufall will ich nicht meinen Sieg zu verdanken haben,“ sprach er mit zitternder Stimme und seine Hand faßte krampfhaft die Scheide des Schwertes, „aber bestimme Zeit und Ort, und ein zweitesmal durchsteche ich Dir gewiß Deine verführerische Nachtigallenkehle!“

In höchster Entrüstung trat der König einen Schritt zurück, seine Stirnader schwoll an. „Also ist selbst Unsere Gegenwart nicht im Stande,“ sprach er, „die rebellischen Worte in Euerem Munde zurückzuhalten?! Heiliger Wenzel, das ist viel, zu viel! Und Du, Herr von Stochow —“

„Königliche Majestät!“ wollte dieser einwenden.

„Schweig!“ befahl der König, „wäre ich nicht dazu gekommen, hättest Du einen Mord verübt, wie ein gemeiner Straßenräuber. Ruhig! einen waffenlosen Feind todtet kein Ritter, und das wolltest Du thun; die Leidenschaft darf aber nicht so weit führen, daß sie die Ritterehre mit Koth besudle. Einen solchen Mann kann ich unmöglich in meiner Nähe dulden und deshalb wirst Du noch heute meinen Hof verlassen, und zwar auf immer. Danke es Gott, danke es den Verdiensten Deines Vaters und daß ich Dir selbst einst geneigt war, daß ich Dich nicht den Händen des Henkers übergebe, wie Du es verdient. Geh!“

„Du befiehlst, mein Herr, und ich gehorche Deinem Befehle!“ sprach Jarosch mit scheinbar ruhigem Blicke, sich tief verbeugend; „aber Deine Majestät möge mir noch zuvor erlauben, dem Herrn von Bor die Ahnung mitzutheilen, die mir in diesem entscheidenden Augenblicke den Geist erleuchtet.“ Und ohne die Erlaubniß des Königs abzuwarten wandte er sich zu diesem: „Ich gönne Dir Fräulein Swatawa, denn wie sie mich verrathen hat, so wird sie auch Dich verrathen, und so wie Du mir den Kelch der Liebe in einen Giftbecher umgewandelt hast, so wird auch Dir die Liebe nicht ihre Süßigkeit bieten. Erinnere Dich oft meiner Worte!“

„Ich nehme Dein Geschenk an,“ entgegnete Haschek, „und empfehle Dir dafür Fräulein Judith! Beide eifersüchtig, Beide verlassen, könnt Ihr einander trösten.“

„Das werden wir,“ sprach Jarosch, „aber Du wirst weinen ob unserer Freude. Ich sag's Dir noch einmal, erinnere Dich oft meiner Worte.“ Noch einmal verbeugte er sich vor dem König und entfernte sich.

Diese letzten Worte mußten Herrn Haschek überaus unangenehm berührt haben, denn er versank in tiefe Gedanken. Der König dagegen hatte die Abschiedsworte nicht gehört. „Sieh da, also Fräulein Swatawa!“ sprach er halblaut vor sich hin; „den Verlust muß der Herr von Stochow freilich schwer verschmerzen; aber was nützt es ihm, wenn ihr der Sänger lieber ist? Nun, und dem Herrn Haschek schadet diese kleine Liebschaft auch nicht, er wird um so schöner singen.“ Daraus war zu ersehen, daß Wenzel dem Herrn Haschek mehr gönnte als dem Junker von Stochow, daß ferner der Herr

Digitized by Google

von Bor der erklärte Liebling des Königs war, dem so manches Vergehen, das an einem Andern streng geahndet worden wäre, nachgesehen wurde. „Und nun zu Dir, Herr von Bor," wandte sich der König zu diesem, sich zur Strenge nöthigend, „auch Dein Handeln ist strafbar, und ohne Strafe wirst Du nicht davon kommen; aber für heute steht uns ein Wettkampf mit dem deutschen Sänger Guntram von Gundolfingen bevor und ich möchte nicht gern Deine gute Laune verderben; denn ich hege die Hoffnung, daß die böhmischen Sänger hinter diesem deutschen Minnesänger nicht zurückbleiben werden. Deshalb werde ich Dir erst morgen Deine Strafe verkünden."

„Ich werde stets Deinen Befehlen gehorchen, mein Herr und König!" erwiederte Herr Haschek sich verbeugend.

„Gut, gut," sprach dieser mit dem Kopfe nickend. „Nun aber, lieber Haschek höre, wozu mir heute die Musen geholfen haben; ich will damit meinen Hof bei dem heutigen Wettkampfe überraschen. Aurora est musis amica, ich gab mich ganz der Muse hin und ich kann sagen, sie war mir hold; höre!"

Langsamen Schrittes dem Ufer entlang weitergehend, las er aus dem Papiere:

„Meine Liebste suchet Beeren
In dem grünen Haine;
Ach da dringen scharfe Dornen
In das weiße Füßchen.
Meine Liebste kann vor Schmerz nicht
Auf dem Füßchen stehen,
Ach die Dornen, scharfe Dornen!
Warum ward der Schmerz geboren?"

Die Stimme des Vorlesers, die aus immer größerer Entfernung ertönte, wurde jetzt gar nicht mehr gehört. Der König und sein Begleiter verschwanden hinter einem Bergvorsprunge, der auch die Litawka nöthigte in ihrem Laufe einen Bogen zu beschreiben, um dann wieder in gerader Linie, doch abermals nur auf kurze Zeit, der Beraun zuzueilen. Die Sonne war schon aufgegangen und die Berge erglänzten in den Farben des Opals. Die Nebel, von der Sonne zur Erde gedrückt und zerrissen, wurden wie Purpurstreifen durch das Thal getrieben, bis sie sich endlich, einem grauen Schleier gleich, über dem Flusse lagerten; in den Wäldern ertönte der Gesang der Vögel, die ganze Natur freute sich, daß die Sonne so anmuthig auf sie herunterlächelte.

In den Gängen und Höfen des Königshofes begann es lebendig zu werden. Die Troßbuben tummelten sich unter großem Lärmen im Hofraum und in den Pferdeställen herum. Der Stoff ihres lautgeführten Gespräches war Benedikt, den einer der Troßbuben ganz durchnäßt zurückkehren gesehen hatte und der nicht säumte, diese Neuigkeit den andern mitzutheilen. Die Verwunderung Aller wuchs noch mehr, als nach etwa einer halben Stunde derselbe Benedikt in den Pferdestall hinunter kam und dem Troßbuben seines Herrn befahl, die Pferde gut zu füttern und Anstalten zu einer weiten Reise zu treffen.

„Deshalb, Herr Benedikt, nahmst Du so zeitlich ein Bad," ließ sich einer der Troßbuben vernehmen; er nannte ihn „Herr Benedikt," denn dieser war Schildknappe, der Frager nur ein gemeiner Troßbube, und deshalb lag auch schon in seiner Frage viel Vorwitzigkeit. Benedikt wandte sich auch stolz gegen diesen Naseweisen und sich in seiner ganzen Würde emporrichtend maß er ihn mit zornigem Blicke von der Fußsohle bis zum Scheitel: „Willst Du hier in dieser Mistpfütze vor dem Stalle ein Bad nehmen, so frage noch einmal nach der Ursache meines Bades, welches ich übrigens in Folge einer Wette nehmen mußte," setzte er hinzu, sich zu den Uebrigen wendend. Und herablassend mit dem Kopfe nickend verließ er den Stall und kümmerte sich nicht um das heimtückische Lächeln, mit dem die Troßbuben bei seiner Ausrede sich zuwinkten.

Nach Verlauf einer Stunde war schon Alles zur Abreise des Herrn von Stochow bereit. Benedikt und der Troßbube warteten mit gesattelten Pferden beim Eingange zu dem Seitenflügel, wo die Frauen und Edelfräulein Ihrer Majestät der Königin wohnten. „Noch einmal werde ich sie besuchen," sprach Herr von Stochow vor sich hin, während er schon ganz zur Abreise gerüstet in seinem Zimmer auf- und abging; in seiner Hand hielt er einen kunstvoll gestickten Gürtel, den er aufmerksam betrachtete; „persönlich will ich ihr das Pfand ihrer Liebe zurückstellen, nichts will ich mir zurücklassen, was mich erinnern könnte an sie, die Ursache meiner Verbannung, ha!" Er verließ das Zimmer und schritt eiligst über den Hof den Wohnungen der Damen der Königin zu.

Es war damals noch nicht Sitte, daß die Edelfrauen die Nacht weit in den Tag hinein verlängerten, ebenso wenig bestimmte die Etiquette eine Stunde zum Besuche; deshalb trat auch Herr Jarosch, nachdem er von der Dienerin des Fräuleins Swatawa erfahren hatte, daß sie bei Hause sei, ohne Bedenken in ihr Gemach. Sie saß schon beim Fenster, mit einer Näherei beschäftigt. Als die Thüre geöffnet wurde, schaute sie sich um und kaum hatte sie den Eintretenden erkannt, schrie sie überrascht auf und warf, eher vor Schreck als vor Freude, eiligst ein Tuch über ihre Arbeit.

Herr Jarosch hatte es bemerkt, ein bitteres Lächeln zuckte über sein Antlitz, doch im Augenblicke darauf war sein Aeußeres wieder marmorkalt und nicht Freude, nicht Schmerz glänzte aus seinem Auge, als er auf Swatawa blickte.

Diese erhob sich, eine hohe Gestalt von junonischer Majestät, die kastanienbraunen Locken wiegten sich auf dem schneeweißen, schön gewölbten Nacken, ihr großes Auge blickte wieder unerschrocken auf Herrn Jarosch, ihre Wangen rötheten sich allmälig wieder. „Eines so zeitlichen Besuches, Herr von Stochow, versah ich mich nicht," sprach sie in einem Tone, an dem zu erkennen war, daß ihr dieser Besuch nicht eben sehr lieb sei.

„Ich bemerke schon seit einiger Zeit," entgegnete dieser, „daß, ich möge wann immer kommen, ich immer zu Unzeit komme; aber heute würde ich Fräulein Swatawa gewiß nicht mit meinem Besuche belästigen, wenn mich nicht eine wichtige Ursache dazu nöthigte."

Gestern noch nannte er sie blos Swatawa; und obgleich sie wünschte, daß alle ehemaligen Verhältnisse zwischen ihnen aufhören, erröthete sie dennoch, als er sie wie jeder Andere Fräulein nannte. „Ich bin begierig, diese Ursache zu erfahren," sprach sie stolz den Kopf zurückwerfend.

„Ich komme das Fräulein zu benachrichtigen, daß ich es nicht mehr mit meinen Besuchen belästigen werde, da ich auf Befehl des Königs noch in dieser Stunde den Hof verlasse."

„So?!" fragte Swatawa verwundert; es war ihr anzusehen, daß ihr diese Nachricht, die sie schon längst gerne gehört hätte, im jetzigen Augenblicke durchaus keine Freude verursache. Vielleicht würde dies nicht der Fall gewesen sein, wenn ihr jemand Anderer die Nachricht überbracht hätte; aber er selbst! und so gleichgiltig! In ihrer Eitelkeit wähnte sie, der, der sie nur einmal geliebt, könne sie unmöglich, wie eine gewöhnliche Spielerei, vermissen. Und nun mußte sie eben das Gegentheil erkennen, ihre Eitelkeit war verwundet und deshalb konnte sie keine Freude empfinden bei dieser Nachricht.

Digitized by Google

„Ich komme ferner," sprach der Herr von Stochow weiter, „Euch Fräulein, aller Gelübde und Versprechen zu entbinden, mit denen Ihr Euch zu einer Zeit, wo ich eine vorübergehende Neigung für Liebe hielt, an mich knüpftet. Ich bettle nicht um Liebe, aber Gegenliebe vergelte ich mit einem aufrichtig liebenden Herzen. Schöne Lieder und verführerische Worte gefielen Euch, Fräulein, besser als meine Aufrichtigkeit, und deshalb stelle ich auch das einzige Pfand Eurer ehemaligen Zuneigung zu mir zurück;" er erhob den Gürtel und indem er sich Swatawa näherte, sprach er weiter: „Ich erhielt ihn vor einem Jahre bei dem herrlichen Turniere auf den Feldern unter dem Wischehrad, und des Fräuleins von Schwihow Farben siegten; nehmt es, Fräulein," er übergab ihr den Gürtel, „ich will gar kein Andenken, weder an die Vergangenheit, noch an den königlichen Hof und ich hoffe, daß mir Alles nur ein schöner Traum dünken werde." Aber Swatawa streckte die Hand nicht aus nach dem Gürtel, sie stand da, einer Marmorstatue gleich; ihre Wange war bleich, ihr Auge starrte ausdruckslos auf Jarosch, und obwol dieser einige Minuten wartete, nahm sie dennoch nicht den Gürtel, sie gab keine Antwort, konnte sie nicht geben, so verwirrt war sie. Als Jarosch ihre Verlegenheit sah, legte er den Gürtel auf den Tisch, wobei er, vielleicht nur zufällig, das Tuch, das die Stickerei bedeckte, auf die Seite schob. Obwol er nur flüchtig hinblickte, sah er dennoch eine auf rothem Sammt gestickte Lyra. Es war nämlich damals Sitte, daß manche Sänger an einem solchen Gürtel ihre Laute trugen. „Glücklicher Herr Haschek!" sprach er, „zu dem für ihn bestimmten Gürtel erhält er unverhofft noch einen zweiten. Glücklich ist auch Fräulein Swatawa, denn für einen Geliebten hat sie gleich einen andern, nur möge sie ihn mächtiger fesseln als die arme Judith von Kokschin." Er verbeugte sich vor Swatawa, deren Wangen plötzlich lichterloh brannten, als Jarosch das Tuch von ihrer Arbeit lüftete; doch in diesem Augenblicke hatte sie nicht so viel Entschlossenheit und Kraft, um ihn daran zu verhindern und erst, als die Thüre sich hinter ihm schloß, ermannte sie sich und Thränen netzten ihre Augen.

„Ja, er hat mich geliebt!" flüsterte sie, „und sein Zorn, sein Stolz bezeugen es, daß er ein Mann — ich habe eines Mannes Liebe verloren — und was habe ich dafür erlangt?" fragte sie sich selbst und ihre Augen wurden wieder trocken; „ach die Liebe eines Minnesängers; meinetwegen verließ er seine erste Geliebte und gehört nun ganz mir! Wie glücklich bin ich!" und sie legte die Hand ans Herz, das mächtig schlug. Mit glänzenden Augen und von Wonne gerötheten Wangen wandte sie sich zu dem Tische, auf dem beide Gürtel übereinander lagen, hurtig erfaßte sie den Gürtel, den sie vor einem Jahre dem Herrn von Stochow geschenkt hatte und wollte ihn auf die Seite schieben, aber sie zitterte; doch nach kurzem Bedenken nahm sie ihn und verschloß ihn im Schranke. „Wenn er je aufhören sollte mich zu lieben," sprach sie, „zeige ich ihm dies als Beweis, was ich seinethalben verloren, welcher Schmach ich mich unterworfen!" Hierauf setzte sie sich wieder zu ihrer Arbeit, in der sie auf so unliebsame Weise gestört worden war, um sie noch heute zu beenden. Aber ihre Gedanken weilten wo anders, was daraus zu ersehen war, daß sie öfter die Arbeit liegen ließ und, den Kopf auf ihre Hand stützend, nachdachte. Doch plötzlich zuckte sie wieder zusammen, als ob sie aus einem Traume geweckt worden wäre, und arbeitete mit neuem Fleiße weiter.

Die Sonne stand beinahe schon im Süden. Swatawa hatte ihre Arbeit beendet und blickte mit freudigem Lächeln auf dieselbe, als die Thüre sich öffnete; sie sah hin und Purpurroth übergoß ihr Antlitz. Auch diesmal bedeckte sie ihre Arbeit mit einem Tuche, aber mit vor Freude glänzenden Augen bewillkommte sie Herrn Haschek von Bor.

„Was verbirgt Swatawa so heimlich vor mir?" fragte er, mit der Rechten sie an sein Herz drückend, während er mit der Linken das Tuch aufheben wollte.

„Nicht so, mein Herr!" rief diese lachend, und sich seinen Händen entwindend hielt sie beide Hände über dem Tuche, „wer wird so kühn sein, fremde Geheimnisse lüften zu wollen? Nur dem, der mich aufrichtig und heiß liebt, nur dem offenbare ich, was unter dem Tuche liegt."

„Nun denn gehört dieses Geheimniß mit allem Rechte mir," entgegnete Haschek, „denn ich liebe Dich mit ganzem Herzen; Du allein hast in meinem Herzen die Flamme der Liebe entzündet. Jetzt verstehe ich das Funkeln der Sterne und das Säuseln der Winde; unsere gegenseitige Liebe enthüllte mir die Geheimnisse der Natur; wohl mir, daß ich liebe, daß ich Dich lieben, daß ich Dich anbeten kann, mein Engel!"

„Und Judith? das Fräulein von Kokschin?" fragte Swatawa.

„Ei," antwortete Haschek, „hat die Sonne das Leuchten der Sterne zu fürchten? die Sterne erlöschen, sobald die Sonne aufgeht. Du bist meine Sonne, meine einzige Liebe!" Und zu ihren Füßen niedersinkend küßte er ihre Hände; seine feurigen Worte brannten in ihrer Seele, daß ihr Herz sich erweiterte und ihre Augen flammten, sie neigte sich zu ihm und küßte ihn auf die Stirne.

„Ja, Du liebst mich, mein Haschek!" lispelte sie, „und ich — ich bin unaussprechlich glücklich in Deiner Liebe!"

Plötzlich hielt Haschek in seinen Liebesbezeugungen inne. Er erhob seine Blicke zu ihr und ihre Hände in den seinen haltend, fragte er auf einmal: „Liebst Du Jarosch von Stochow?"

Swatawa erbebte. „Was für eine Frage!" rief sie und der Purpur ihrer Wangen machte einer Leichenblässe Platz.

„Und doch muß ich sie wiederholen," bat Haschek, seine gefalteten Hände zu ihr erhebend, „antworte mir Swatawa!"

„Eine vorübergehende Zuneigung ist keine Liebe," entgegnete diese, „ich liebe nur Dich, ich fühle, daß ich bis jetzt nicht geliebt habe."

„Und wirst Du mich beständig lieben?" fragte Haschek und sein Auge tauchte unter in dem ihrigen, als wollte er bis in ihre tiefsten Tiefen dringen.

Traurig blickte sie auf ihn, Thränen entstürzten ihrem Auge. „Ein solcher Zweifel!" rief sie und wollte sich von ihm abwenden.

Aber Haschek sprang auf, schloß sie in seine Arme und küßte ihr die Thränenperlen von den Augen weg, „Vergib es, mein Engel, meiner Liebe, welche fürchtet ein Anderer könnte mir Dein Herz rauben, aber nun habe ich Dein Versprechen und jetzt erst bin ich glücklich, so glücklich, daß ich mit keinem Sterblichen tauschen würde."

Unter Thränen blickte sie ihn an und schlang ihre Arme um seinen Nacken: „O quäle mich nicht mehr mit Zweifeln und glaube, daß ich Dich unaussprechlich liebe!" Ihre Lippen begegneten einander in einem glühenden Kusse und nur ein süßes heimliches Geflüster ließ sich im Gemache vernehmen.

II.

„Also strömt heißes Blut durch Herrn Hascheks Adern!" sprachen die Frauen und Fräulein der Königin untereinander; denn noch war Mittag nicht vorüber, so wußte schon Jede die

Digitized by Google

Neuigkeit, daß der ritterliche Sänger wieder liebe und Viele beneideten Swatawa, wie sie früher Judith beneidet hatten, weil es ihr gelungen war, das Herz des Sängers, eines so schönen Mannes zu erobern. Viele dagegen hatten wieder mit Jarosch von Stochow Mitleid und gestanden sich im Innern, daß sie ihm gerne Swatawas Liebe ersetzen wollten, da es nun unmöglich war, Haschcks Herz zu gewinnen. Aber Herr von Stochow war auf königlichen Befehl abgereist, wie Dietrich verbreitet hatte, und es gab nicht ein Fräulein, das nicht insgeheim dem Könige gram gewesen wäre. Ja selbst die Herren bedauerten ihn. „Streng verfuhr der König mit ihm," sprachen Einige, „freilich hätte er ihn noch strenger bestrafen können, aber daß Haschek so ganz ohne Strafe davonkam, das —" „Ei was," sagten wieder Andere, „Seine Majestät der König glaubt wahrscheinlich, daß Fräulein Swatawa ihn hinlänglich bestrafen wird, und es wäre auch ein Wunder, wenn sie ihm treu bliebe, da sie doch schon einmal die Treue gebrochen." — „Sei es," einigten sie sich endlich, „die Sonne scheint ja nicht für Einen nur, auch die Schönheit soll nicht für Einen blühen; gestern Jarosch, heute Haschek und morgen, Gott weiß wer!" — „Und was ist's mit Judith?" fragten Andere, „schaut nur, was für ein Glück Haschek hat; eine Geliebte schöner als die andere, gleichsam zur Auswahl. Aber, daß nur nicht Beide ihre Untreue bereuen!"

Lauter Trompetenton erschallte von der Zinne, die Ankunft neuer Gäste verkündend. Die Neugierde der Hofleute war nun auf einen andern Gegenstand gerichtet. „Wer mag das wol sein?" fragten sie einander und wandten neugierig ihre Blicke dem Thore zu. Einige gingen hinaus, um die Ankommenden früher zu sehen und durch diese Neuigkeit von ihrer Herzensdame ein dankendes Lächeln zu erhaschen; denn was die Neugierde betrifft, blieben sich die Frauen gleich von Evas Zeiten bis auf unsere Tage. „Ist es möglich?" riefen sie verwundert aus, als sie die Ankommenden erkannten, „Herr Jaroslaw von Sternberg mit Herrn Stibor von Stochow!"

„Der kömmt trotzdem schon zu spät," warf Jemand hin, „denn obwol der oberste Landesrichter ein mächtiger Mann ist, so vermag er doch nichts gegen den Willen Sr. Majestät des Königs; sein Sohn, Herr Jarosch, kehrt trotzdem nimmermehr an den Hof zurück."

„Und Du, Herr Smil, kannst wol am meisten Gott dafür danken," setzte ein Anderer hinzu, „denn jetzt kannst Du schwätzen so viel Du willst und brauchst Dich nicht zu fürchten, Herrn Jarosch damit zu beleidigen; aber ich irre kaum, wenn ich behaupte, daß die Ankunft dieser Herren einen ganz andern Grund hat."

„Sprich, was meinst Du?" bestürmten ihn seine Genossen, „auch ich glaube es zu errathen, auch ich — auch ich!" rief man hie und da.

„Was anderes hat es zu bedeuten," platzte Herr Smil heraus, „als daß auch sie bei dem heutigen Sängerwettkampfe zugegen sein wollen, gewiß nichts anderes."

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf diese Worte, worüber sich Herr Smil nicht wenig ärgerte.

„Ruhig, Ihr Herren Brüder," ließ sich wieder der vorige Sprecher vernehmen, „sonst würden die ankommenden Gäste meinen, wir lachen über sie.

„Bei Gott, es ist wahr!" bestätigten die Andern und grüßten schon von ferne die ankommenden böhmischen Herren.

Diese galoppirten dem Thore zu.

„Seid willkommen, Herr Jaroslaw! Willkommen, Herr Stibor!" riefen die Hofleute ihnen zu, indem sie sich an sie herandrängten und sie in das Innere der Burg begleiteten.

„Was gibts Neues in Prag? fragte einer über den andern, als Jaroslaw und Stibor von den Pferden gestiegen waren.

„Was es Neues gibt?" sprach Jaroslaw ihre Frage wiederholend, „wahrlich es nimmt mich Wunder, daß Ihr, meine Herren, um Neuigkeiten fragt, während schon das ganze Land sich ob der Neuigkeit entsetzt, die jetzt Prag in Bewegung bringt."

„Seine Majestät der König erwartet die Herren in seinem Gemache!" rief ein Edelknabe, vom Haupteingange herbeieilend.

„Darüber brauchst Du Dich nicht zu wundern, Herr Jaroslaw," sprach der Ritter, der vor dem Schlosse die andern Herren zur Ruhe ermahnt hatte, „wir haben nicht Zeit, uns mit den Ereignissen der Welt zu beschäftigen; den schönen Frauen und Fräulein müssen wir den Hof machen, den Wettkämpfen der Minnesänger müssen wir zuhören; zuweilen kämpfen wir auch auf der Stechbahn oder scheuchen das Wild in den Wäldern auf. Auf diese Art ist es leicht begreiflich, daß uns nicht viel Zeit übrig bleibt, uns mit den Ereignissen zu beschäftigen, die außerhalb der Grenzen des königlichen Hofes liegen," endete er im Tone der Bitterkeit.

„Ei, Herr Boresch, was ist das für ein Leben?" fragte Herr Jaroslaw.

„Ein fürstliches, Herr Jaroslaw, ein fürstliches," entgegnete jener, „aber glaube mir, daß trotz dieser Ruhe unsere Kraft dennoch nicht abnimmt."

„Freilich ist's ein fürstliches Leben," mengte sich Smil in die Rede, denn er brannte schon vor Ungeduld, vor so berühmten Herren etwas zu reden, „und kein fürstlicher, noch königlicher Hof kommt dem Hofe Sr. Majestät König Wenzels gleich. Aber mit unliebsamen Geschäften kommet heute nicht, denn ein Sängerwettkampf ist für heute bestimmt."

„So?" wandte sich jetzt erst Herr Stibor zu Smil und ihn von der Fußsohle bis zum Scheitel messend, sprach er kurz: „Und Narren werden nicht um den Sieg kämpfen?" Er wandte sich um und schritt hinter Herrn Jaroslaw in die Burg.

Ueber und über roth blickte ihm Herr Smil nach, vor Zorn konnte er Anfangs kaum ein Wort hervorbringen. „Wie, Herr Stibor?" rief er endlich, „meinet Ihr, weil Ihr Landesrichter seid, dürftet Ihr dem Bruder Edelmann Genugthuung verweigern? sei es mit dem Schwerte oder mit dem Streitkolben, das gilt mir gleich!" Und er wollte ihm nachstürzen.

Boresch hielt ihn zurück; Niemand von den Anwesenden, die die Worte des Herrn Jaroslaw mächtig erschüttert hatten, lachte über Herrn Smil, wie es sonst geschehen wäre, weil er für sein unzeitiges Einmischen in die Rede einen tüchtigen Verweis erhielt. „Laß das, Herr Smil," sprach er, „sonst lachen Dich die Fräulein aus, die neugierig von allen Seiten auf uns schauen. Du bist ein guter Junge, wenn Du Dich nur nicht immer in die Rede mengen wolltest."

„Aber ich ein Narr?" entgegnete Herr Smil schon halb begütigt.

„Schweig, schweig," besänftigte ihn Boresch, „gebe Gott, daß Du Deinen Zorn einem andern Feind fühlen lassest —"

„Glaubst Du auch daran?" fragten seine Genossen und ihre Augen funkelten.

„Freilich! ich habe darüber aus der Rede des Herrn Jaroslaws Gewißheit," antwortete dieser; „man redet schon seit einem Jahre von einem Heidenvolke, das gleich Heuschrecken

Digitized by Google

vom Osten heranberſtrömte, um ſich das Vaterland der Chriſten zu unterwerfen."

„Tataren heißen ſie," warf einer der Zuhörer hin.

„Sei es ein Tatar oder ein anderer Feind," mengte ſich wieder Herr Smil in die Rede; „und dieſe wollen alſo auch uns unterwerfen?"

„Freilich, freilich, kluger Smil," beſtätigte man ihm von allen Seiten; „rede weiter, Herr Boreſch!" rief man dieſem zu.

„Ei was, nichts weiter!" entgegnete Smil, „ich ſage nur ſo viel, daß wir auch dabei ſein müſſen und daß es dann dieſem Teufel nicht ſo leicht gelingen wird."

„Ein weiſes Wort haſt Du geſprochen, Herr Smil!" riefen Alle. „Seht, das iſt heute ſchon die zweite Neuigkeit!" ſetzten einige hinzu.

„Es iſt ja bekannt, daß unſer Smil klüger wird, wenn man vom Kampfe redet," ſprach Herr Boreſch; „doch damit ich weiter erzähle: Es iſt ſchon bekannt, daß die ruſſiſchen Fürſten von den Tataren geſchlagen ſind und ſchon lange riefen die Polen um Hilfe, bis nun auch ſie unterjocht wurden. Herr Jaroſlaw kam nun her, den König zu benachrichtigen, daß ſich die Gefahr auch gegen uns ſelbſt heranwälze."

„Gott iſt mein Zeuge, das dachte ich auch! ich auch!" ließen ſich einige Stimmen vernehmen.

„Deſto beſſer!" entgegnete Einer, „wer ein Fräulein mit einem ſteinernen Herzen liebt, erobert nun durch den Krieg ihr Herz und der Heldenmuth lebt fort in Liedern unter dem Volke; wir werden kämpfen gegen dieſe Tataren um der Liebe der Jungfrauen willen und des Andenkens unter dem Volke!"

Im Verlaufe des Geſpräches wuchs die Lebhaftigkeit und brach bei den letzten Worten in ein lautes Gejauchze aus, Keiner achtete darauf, daß er in der königlichen Burg ſei.

Die Hofdamen gingen eben über den Schloßhof, um ſich in den Garten zu begeben, weil ſie gut wußten, daß ſich die Herren ihnen beigeſellen würden und daß es dann leicht ſein werde, die Urſache einer ſolchen Aufregung zu erfahren; keiner der Herren war nach der Ankunft der Gäſte gekommen, um ihre Neugierde zu befriedigen, während er doch ſicher wußte, daß ihn ein dankendes Lächeln erwarte.

Der König ſprach indeſſen angelegentlich mit den beiden Angekommenen. „Du bringſt mir traurige Nachrichten, lieber Jaroſlaw," ſagte der König, als er die Botſchaft Jaroſlaws zu Ende gehört, und große Beſorgniß lagerte ſich auf ſeinem Antlitze; „und wie anders konnte es kommen, wir ſelbſt haben nichts anderes erwartet, denn vergebens waren unſere Ermahnungen zur Eintracht, die wir an die Reichsfürſten ergehen ließen, vergebens forderten wir ſie auf, mit uns vereint auf den polniſchen Ebenen den chriſtlichen Glauben zu vertheidigen; und wir ſelbſt? Wir mußten uns gegen Friedrich von Oeſterreich vertheidigen. Was nun beginnen?"

„Deine Majeſtät geruhe, ihre Meinung kund zu geben," ſprach Jaroſlaw.

„Welch' andere Meinung kann ich haben," entgegnete der König, „als daß die Reihe auch an uns kommen werde, denn ich hege nicht viel Hoffnung, daß die ſchleſiſchen Fürſten dieſen furchtbaren Strom aufhalten werden. Noch einmal will ich es verſuchen, die Reichsfürſten mit einander und mit ihrem Könige zu verſöhnen, ich werde mich an die geſammte Chriſtenheit wenden; vielleicht wird man jetzt, da die Gefahr ſo nahe iſt, meine Stimme hören."

Herr Stibor ſchüttelte bei dieſen Worten mißmuthig den Kopf.

„Gefällt Dir mein Vorſchlag nicht?" frug der König innehaltend, „oder weißt Du vielleicht einen beſſeren?"

„Wir werden, wie bisher, vom Reiche nur leere Verſprechen erhalten," ſprach Stibor unerſchrocken. „Von andern Ländern, mein königlicher Herr, dürfen wir ebenſo wenig Hilfe erwarten: der Kaiſer würde gerne helfen, aber er muß ſich ſelbſt gegen die ihm feindlichen Reichsfürſten vertheidigen, überdies iſt auch der heilige Vater ſein bitterer Feind, er kann nicht helfen. Frankreich und England werden auch diesmal, ſo wie auf das letzte Schreiben Deiner Majeſtät, die große Entfernung ihrer Länder vorſchützen. Aus dieſem Allem iſt erſichtlich, daß nur wir ſelbſt uns helfen können!"

„Das, königliche Majeſtät, iſt auch meine Meinung," ſetzte Herr Jaroſlaw hinzu.

„Auch ich glaube, es iſt das Beſte," ſprach der König; „aber wir können, wir müſſen es verſuchen, denn erhalten wir Hilfe, ſo wird es uns möglich ſein, auch Mähren vor der Verwüſtung zu beſchützen, während wir, auf unſere Macht beſchränkt, dasſelbe ſeinem Schickſale überlaſſen müſſen."

„Das iſt allerdings wahr," beſtätigte Herr Stibor, „aber, da dieſe Hilfe mehr als ungewiß iſt, ſo dürfen wir nicht Einen Tag unbenützt vorbeigehen laſſen. Wir müſſen uns zum Kriege rüſten und nach dieſen Rüſtungen werden wir beurtheilen können, ob wir ſtark genug ſind, um den Heiden im offenen Felde die Stirne zu bieten." Der König nickte beiſtimmend mit dem Kopfe, der Rath des Herrn Stibor ſtimmte mit ſeinem eigenen Plane überein.

„Deshalb aber iſt auch unausweichlich nothwendig," redete Stibor weiter, „daß Deine Majeſtät —"

„Was, daß ich?" fragte der König, auf Jaroſlaw ſchauend, als Stibor plötzlich ſchwieg.

„Daß Deine Majeſtät unverzüglich nach Prag zurückkehre," ſprachen Beide faſt mit einer Stimme.

„Es iſt wahr," ſagte der König nachdenkend, „anders wird es kaum geben. Alſo morgen brechen wir auf, und weil ich Euere Begleitung wünſche, ſo werdet Ihr heute meine Gäſte ſein und Zeugen des Wettkampfes zwiſchen unſern Sängern und dem deutſchen Minneſänger Guntram von Gundolfingen."

„Wir danken Dir, königlicher Herr!" ſprachen die beiden Ritter.

„Nicht Ihr ſeid mir, ſondern ich bin Euch Dank ſchuldig, weil Ihr dieſe Botſchaft übernommen habt. Der heutige Tag ſei alſo noch den Muſen geweiht, der morgige ſchon den Landesangelegenheiten, musis et armis!" endete er mit ſeinem Lieblingsſprüchwort. Es war überhaupt auch ſein Grundſatz, daß der Adel ſein Leben ebenſo den Wiſſenſchaften wie dem Kriegsruhme weihe. Beide verbeugten ſich und wollten das Zimmer verlaſſen. „Ach ja," ſprach plötzlich der König, als ob er ſich erſt jetzt an Etwas erinnerte, „Herr Stibor, haſt Du nicht Deinen Sohn getroffen?"

„Ja," antwortete dieſer gleichgiltig, „und ich bin meinem Könige dafür dankbar, daß er mir meinen Sohn wieder zurückgeſchickt hat, indem er ihn von ſeinem Hofe verbannte. Ich wußte es ja gleich, daß er nicht lange ſein Brod am Hofe eſſen werde; denn er verſteht es nicht, ſeine Beſchimpfung in Liedern zu beſingen."

Der König zitterte, ſeine Augen blitzten bei den letzten Worten Stibors, ein tiefes Roth bedeckte ſeine Wangen und nachdem er eine Weile auf den kühnen Sprecher geblickt, öffnete er ſchon den Mund, um eine ſolche Freiheit zu züchtigen; aber wahrſcheinlich erinnerte er ſich, daß es der Vater ſei, oder daß

Digitized by Google

es nicht räthlich wäre, im gegenwärtigen Augenblicke den mächtigsten Manne unter dem Volke sich zum Feinde zu machen, und sprach deshalb nicht ein Wort, sondern wandte sich nur um und winkte ihnen in großer Aufregung, sich zu entfernen.

„Konntest Du wenigstens nicht jetzt Deine Leidenschaft bezähmen?“ sprach verdrießlich Herr Jaroslaw, als sie sich hinter dem königlichen Edelknaben in die für sie bestimmten Gemächer begaben.

„Bezähmte ich sie denn nicht?“ entgegnete dieser ebenfalls erzürnt; „nicht mit Einem Worte erwähnte ich der Schmach, die er mir durch meinen Sohn angethan, und ich würde auch nie dessen erwähnt haben, wenn er nicht selbst gefragt hätte und da mußte ich ihm antworten, wie es mir ums Herz war, denn Schmeichelei lernt' ich nicht in meinem Amte.“

„Du hattest nicht nöthig zu schmeicheln, mußtest aber auch nicht den König beleidigen,“ entgegnete Jaroslaw; „Du kennst doch die strengen Gesetze in Betreff des königlichen Burgfriedens?“

„Du hast Recht, Herr Jaroslaw; und meinst Du, ich hätte gemurrt, wenn man mit meinem Sohne nach der ganzen Strenge der Gesetze verfahren wäre? Ich hätte ihn beweint und hätte mich damit zu trösten gesucht, daß man gerecht gehandelt. Aber nicht er allein, Beide, er und Haschek, dieser Bube, der ihn beschimpft, hätten gleich streng gerichtet werden müssen; aber so? die Schmach, die ihm Haschek angethan, vergrößert noch der König, indem er den am meisten Schuldigen unbestraft läßt.“

„Und ist es denn nicht der König selbst, der beleidigt wurde, so daß er, wem er will, vergeben kann?“ entgegnete wieder Jaroslaw; „ich begreife zwar Deinen Unwillen, Herr Stibor, aber Du kannst ja bis jetzt noch nicht wissen, auf welche Art er den Herrn von Bor bestrafen wird.“

„Ich war ihm ja immer dankbar dafür, daß er mir den Sohn zurückschickte,“ sprach Herr Stibor bitter.

Sie begaben sich in ihre Gemächer. —

Der Nachmittag näherte sich. Im Gesellschaftssaale war Alles zum Sängerwettkampfe vorbereitet. Die langen Tische waren mit Speisen und Getränken beladen, der Wein floß in Strömen. Die Herren gingen theils auf und ab, theils standen sie gruppenweise im Saale und erwarteten die Ankunft des Königs und der Königin, so wie der Hofdamen und Sänger. Gesang, Minne und der bevorstehende Kampf bildeten den Inhalt ihres Gespräches. Auch wurde Viel von den Tataren erzählt. Einige hatten schon ausführlicher mit den aus Prag angekommenen Gesandten, mit Herrn Jaroslaw und mit Herrn Stibor, darüber gesprochen und erzählten nun wieder den andern die wunderlichen Nachrichten. „Rußland wurde von ihnen erobert,“ so erzählte man von den Tataren, „und auf den polnischen Ebenen konnten sie ganz ruhig lagern, denn nirgends fanden sie Widerstand, der polnische König Boleslaw hielt die Zügel der Regierung schlaff in seinen Händen und so blieb das Land, von innern Zwistigkeiten zerrissen, ohne Schutz.“ Man erzählte ferner: „Das tatarische Heer bedecke das Land zwanzig Tagreisen in die Länge und fünfzehn in die Breite, es seien Menschenfresser, der Holle, dem Tartarus entsprungen, die Nachkommenschaft jener Juden, die damals das goldene Kalb anbeteten, als Moses sich auf dem Berge Sinai befand. Alexander der Große, König von Macedonien, habe sie ihres frevelhaften Lebens wegen von den übrigen Völkern absondern gewollt und flehte darum den Gott Israels an, worauf sie von Asiens Gebirgen eingeschlossen worden wären. Auf den Bergen wären Feldtrompeten angebracht gewesen, die, sobald der Wind blies, hell ertönten, so daß es schien, daß Alexanders Heer noch um die Berge herum liege. Deshalb hätten die Tataren auch nicht gewagt hervorzubrechen, bis endlich die Vögel der Luft die Oeffnungen der Trompeten verstopften, so daß sie aufhörten einen Ton zu geben. Da erst hätten sie sich ermannt und wären hervorgebrochen aus ihren Bergen. Männer und Weiber reiten auf schnellfüßigen Pferden und ihre Zelte und ihr Hausgeräthe führen sie auf zweiräderigen Karren mit sich. Sie essen Katzen, Hunde, Mäuse, Ungeziefer, am liebsten aber Pferdefleisch, besonders das unter dem Sattel. Bewaffnet sind sie mit Lanzen, Schwertern und Knitteln, überdies sind sie auch treffliche Bogenschützen.“ Ein solcher Ruf ging ihnen voran und machte noch lange vor ihrer Ankunft die Nationen erzittern. Wie wenn noch nicht genug gewesen wäre an ihrer wirklichen Wildheit, an der wirklichen Gefahr half noch der Aberglaube und das zu Märchen geneigte geistige Halbdunkel der damaligen Zeit den Schrecken vermehren, der mit dem Namen Tatar verbunden war. Der blutige Welteroberer Alexander von Macedonien wurde mit den Israeliten in Verbindung gebracht, er, der Heide, der sich selbst für einen Gott hielt, mußte zu dem wahren einzigen Gotte beten, damit das damalige Zeitalter den Ursprung dieser schrecklichen Feinde der Menschheit, dieser Blutgierigen, die die Erde zu verwüsten drohten, finden könnte; die Hölle, der Tartarus mußte aushelfen, damit sie einen ihrer Thaten würdigen Namen bekämen. — Die Zuhörer im Saale wunderten sich über so gräuliche Geschichten, aber sie fürchteten sich trotzdem nicht, denn je größer, je fürchterlicher der Feind, desto mehr Ruhm war zu erwerben, desto freudiger würden schöne Augen den zurückkehrenden Sieger bewillkommen. „Konnte Alexander diese Teufel bändigen, um wie viel eher werden wir Christen es können,“ sprach man.

„Wir werden sie besiegen!“ versicherten Einige.

Vom Eingange her ertönte Trompetenschall. „Der König!“ riefen die Anwesenden und stellten sich in einer Reihe auf.

Die Trompeten erschallten zum zweitenmale.

„Die Königin!“ flüsterte man unter einander, denn der König war schon in der Thüre erschienen; „die Königin, ihre Damen und Fräulein!“ flüsterte man abermals.

Der König trat an der Spitze seiner vornehmsten Hofleute und Günstlinge ein, ihm zur Rechten ging Herr Jaroslaw, zur Linken Herr Stibor. Unter den Günstlingen war auch Herr Haschek von Bor zu sehen.

„Wer ist dieser Blondkopf, der so aufgeputzt hinter Haschek einherschreitet?“ fragte Smil den neben ihm stehenden Herrn Boresch.

„Gott möge sich Deiner erbarmen, lieber Smil,“ antwortete dieser, „weil Du nicht begreifst, daß der Einzige, der Dir am Hofe unbekannt ist, niemand Anderer als Guntram von Gundolfingen sein kann.“

„Ei, das ist also der Deutsche,“ sprach dieser sich wundernd, „nun wir werden sehen!“

Die Königin trat mit ihren Damen und Fräulein ein. Unter den Herren entstand eine kleine Bewegung, feurige und reizende Blicke begegneten einander, hier verstanden sie sich und aus ihrem Blitzen konnte man das Pochen ihrer Herzen erkennen, dort wieder senkten sie sich schamhaft zu Boden. Auf ein gegebenes Zeichen setzte man sich zur Tafel, immer eine Dame zwischen zwei Herren, nur die zur Bedienung des Königs bestimmten stellten sich hinter seinen erhöhten Tisch und die Hofdamen hinter die Königin, die an seiner Seite saß. Der König sprach mit der Königin und unterhielt sich laut mit Herrn Jaroslaw; mit Herrn Stibor sprach er nicht ein Wort. Dieser blickte

Digitized by Google

mit seiner gewöhnlichen strengen Miene auf das Gewimmel im Saale. Die Augen des Herrn Jaroslaw funkelten vor Freude, als er die stattlichen Gestalten so vieler Ritter erblickte. „Siehst Du, Herr Stibor," flüsterte er diesem zu, „daß der Tatar doch schwer durchdringen wird, wenn sich ihm unsere Ritter mit ihrer starken Brust und ihren gewaltigen Schultern entgegenstellen."

„Wenn sie sich in der Schlacht ebenso wacker halten werden, als hier beim Zechen und Liebäugeln, dann wird der Tatar nicht durchdringen können," antwortete Stibor.

Anfangs unterhielt man sich im Saale nur halblaut, allmälig aber wurde das Gespräch immer lauter geführt.

„Wie es mir scheint, Boresch," sprach Smil, indem er sich hinter dem Rücken seiner Nachbarin zu diesem hinüberneigte, „steht Herr Stibor bei Sr. Majestät dem König in nicht gar großer Gunst; bis jetzt wurde er noch nicht Einmal angeredet."

„Da hast Du doch einmal eine wahre Bemerkung gemacht," antwortete dieser, „nun hast Du nicht mehr Herrn Jarosch zu fürchten; aber trotzdem bitte ich Dich doch, rede nicht viel, damit Du nicht mit einer Dummheit herausplatzest; denn hast Du auch nicht mehr zu fürchten, daß Du darüber mit Herrn Jarosch in Streit geräthst, so kannst Du doch ausgelacht werden."

„Zum Teufel! ich fürchte nicht den Streit, und daß mich der Tatar hole, wenn ich nicht dem das Ohr abhaue, der mich verlachen wollte!"

„Was habt Ihr Herren denn heute so Heimliches?" fragte ihn seine schöne Nachbarin, „wir hören beständig von Tataren und vom Kriege, aber die Wahrheit will uns Niemand sagen."

Herr Smil erröthete, als ob er ein junges Mädchen wäre, rutschte verlegen auf seinem Stuhle hin und her, schaute auf die Bühne und schaute vor sich hin auf den Tisch, während seine Nachbarin ihn mit einem heimtückischen Lächeln anblickte. „Nun Fräulein," antwortete er endlich, „die Tataren das sind die Tataren." Und als ob er ihr die am leichtfaßlichste Erklärung gegeben hätte, blickte er ihr kühn ins Auge; sie nicht wissend, ob sie über eine solche Antwort lachen oder sich ärgern solle, blickte ihn verwundert an.

„Ausgezeichnet, Herr Smil," sprach Boresch, der aufmerksam zugehört hatte, unter Lachen; „von heute an will ich Dir auch nicht das kleinste Geheimniß anvertrauen, da ich nun weiß, daß Du Alles verräthst. Und weil Du schon dem Fräulein Alles verrathen hast, so will ich nur noch einige Kleinigkeiten hinzufügen."

„Das wird also das erstemal sein, daß Herr Boresch die Neugierde eines Frauenzimmers befriedigt," sprach die schöne Fragerin, indem sie sich zu diesem wandte.

„Das gnädige Fräulein wird mir wenigstens bezeugen, daß ich es unaufgefordert gethan habe," sprach Herr Boresch; „ferner, daß ich ihr erzählt habe von den Tataren, die überaus grausame Heiden sind, nur ein Auge in der Mitte der Stirne haben und auf demselben ein Horn, einem Schwerte gleich; sie fliegen durch die Lüfte und stehlen schöne Jungfrauen, die sie in ihre Wüsten davontragen —"

„Ei, was plauscheſt Du da, Herr Boresch!" rief Smil erzürnt, als er die wunderliche Erzählung des Herrn Boresch hörte.

„Nicht ein Wort will ich mehr hören!" rief die Nachbarin, ihm auf die Schulter einen Schlag gebend, halb in geheucheltem, halb in wirklichem Zorne.

Unter Lachen und Späßen unterhielten sich die Hofleute und auch der König freute sich, als er überall nur fröhliche Gesichter erblickte. „Ruhig, ruhig!" wurde plötzlich gerufen und auf ein Zeichen des Königs schwieg Alles, so daß die tiefste Ruhe im Saale herrschte. „Der Gesang möge den heutigen Tag verherrlichen, möge verherrlichen das Andenken unserer Vorfahren!" sprach der König. „Herr von Bor, wir laden Dich ein, vor unserem Gaste, dem Herrn von Gundolfingen, der aus fernen Gauen gekommen, um uns Proben seines Sanges zu geben, zu singen."

Haschek verneigte sich vor dem Könige und ließ sich seine Laute bringen; um dieselbe schlang sich ein Gürtel von rother Farbe, auf dem eine silbergestickte Lyra und eine Zither glänzten. Es war der Gürtel, an dem Swatawa heute gearbeitet hatte. Herr Haschek küßte den Gürtel und schaute die ihm gegenübersitzende Swatawa mit einem feurigen, dankbaren Lächeln an. Diese erröthete, als ihr Blick dem seinigen begegnete und senkte ihre Augen. Die Fräulein winkten einander zu und die Herren schüttelten die Köpfe, als sie den feurigen Blick Haschek's und Swatawa's Schamerröthen sahen. „So, also so!" murmelte Herr Boresch, die Achseln zuckend. Herr Stibor, der sich bis jetzt nur wenig um das im Saale herrschende Gemurmel bekümmert hatte, zuckte unwillkürlich zusammen, als der Name des Herrn Haschek genannt wurde, aber gleich darauf sah er wieder gleichgiltig vor sich hin; doch war aus seinem ganzen Benehmen ersichtlich, daß er diese Gleichgiltigkeit nur erzwinge. Nachdem Herr Haschek die Laute gestimmt hatte, griff er in die Saiten, die schmerzlich erklangen gleich Klagetönen, dann wieder süß wie Liebesgeflüster. Er erhob seine Stimme und begann von Liebessehnsucht und Liebeswonne zu singen. Es war dasselbe Lied, das der König heute Morgens ihm vorgelesen. Die Herzen Aller durchwehte sehnsuchtsvolle Wonne, als er sang:

„Meine Liebste weint und jammert
In dem stillen Haine:
„Ach, was wird die Mutter sagen?
Ich unglücklich' Mägdlein!
Immer sprach zu mir die Mutter:
Wahre Dich jungfräulich!"

Bei diesen Versen erröthete Swatawa noch mehr und Thränen netzten ihre Augen; aber Niemand kümmerte sich jetzt darum, denn Jeder war bezaubert von den Saitenklängen und dem herrlichen Gesange. Noch einige Augenblicke, nachdem Haschek geendet, herrschte lautlose Ruhe im Saale, gewiß eine größere Anerkennung der Meisterschaft des Sängers, als lautes Toben und stürmischer Applaus. Gleich als ob er den Eindruck nicht bemerkte, den er durch seinen Gesang auf die Zuhörer hervorgebracht, erhob er sich lächelnd und sprach, sich vor dem Könige verneigend: „Ich neige mich vor Deiner königlichen Majestät, mein Herr und Meister! Die Worte Deines Liedes drangen tief in die Herzen aller Anwesenden."

„Also der König der Dichter!" verwunderten sich die Gäste und rühmten und lobten ihn laut.

Ein zufriedenes Lächeln verklärte das Antlitz des Königs. Er ließ seinen Pokal mit Wein füllen, winkte und während der darauf folgenden Ruhe sprach er ernst: „Allerdings habe ich das Lied verfaßt, Du aber, Herr Haschek von Bor, hauchtest durch Deinen Gesang meinen todten Worten eine Seele ein. Dem ausgezeichneten Sänger, dem Beleber der menschlichen Gedanken!" Er brachte den Pokal an seine Lippen und nachdem er ein wenig davon genippt hatte, befahl er ihn Herrn Haschek zu reichen. Ein Beifall- und Slawa-Rufen erschallte im Saale.

Haschek nahm den Pokal aus der Hand des Edelknaben,

Digitized by Google

blickte einen Augenblick auf Swatawa, die ihn mit freudig funkelnden Blicken anſchaute, dann legte er die Hand an's Herz, ließ ſich auf ein Knie nieder und den Becher mit der Rechten erhebend, rief er: „Mich, den Unwürdigen, ehrt mein König! Möge Gott meinem Könige ſeinen Segen verleihen!“ und trank den Becher bis auf den letzten Tropfen aus.

„Amen, Herr Haſchek!“ rief Jaroſlaw von Sternberg, „das iſt ein aufrichtiger Toaſt. Möge Gott den König ſegnen jetzt und in künftigen Zeiten!“ rief er mit erhöhter Stimme, erhob ſeinen Becher und leerte ihn bis zur Neige. Alle Ritter ſtimmten in dieſen Toaſt ein, ja ſelbſt Herr Stibor leerte ſeinen Becher.

Sichtbar bewegt dankte der König ſchweigend. Als Herr Haſchek den geleerten Becher zurückſtellen wollte, ſprach König Wenzel: „Nicht alſo, behalte ihn zum Andenken an dieſen Tag und dieſe Stunde!“

Nun bat Guntram den König, daß auch ihm vergönnt werde den König und die Herrſchaften mit ſeiner beſcheidenen Kunſt zu erfreuen. Nachdem ihm dies gewährt worden, ließ er ſich ſeine Laute bringen, ſtimmte dieſelbe, griff in die Saiten mit meiſterhafter Hand und erhob ſeine Stimme. Alle waren entzückt; Guntram ſang nämlich jenes bekannte wunderliebliche, von König Wenzel gedichtete Lied in deutſcher Sprache: „Von hohen Abenteuern ꝛc.“ Der König war freudig überraſcht, Alle waren entzückt von des deutſchen Ritters trefflichem Sang und Guntram erntete das vollſte Lob.

„Gott ſchenkte den Geſang nur ſeinen Auserwählten,“ ſprach der König, „und es iſt die Pflicht der Könige und Fürſten, jene zu belohnen, die dieſes Geſchenk nicht geizig aufheben; darum, Herr von Gundolfingen, trete näher!“

Dieſer trat bis vor den König hin und beugte ſein Knie. Der König erhob ſich, löſte die goldene Kette von ſeinem Halſe und ſchmückte damit Guntram. „Gold ſind des Sängers Lieder,“ ſprach er dabei, „und nur mit Gold können wir ſie belohnen. Trage dieſe Kette zum Andenken daran, daß am Hofe des Königs von Böhmen auch die Verdienſte Fremder geachtet werden; und wenn Du willſt, ſo bleibe bei uns ſo lange es Dir gefällt.“

„Nun wundere ich mich nicht mehr,“ brummte Stibor mißmutbig, „daß die königliche Schatzkammer immer leer iſt; das iſt ja ein Hinauswerfen, als ob in den Wäldern, ſtatt des Holzes, goldene Stämme wüchſen.“

„Die Beſtrafung Deines Sohnes macht Dich parteiiſch!“ rügte ihn Jaroſlaw, der ſeine Worte gehört hatte.

Im Saale herrſchte wieder das frühere fröhliche Geſumme, bis vom Weine und vom allgemeinen Zureden ermuntert, Herr Jaroſlaw ſich erhob und ſich alſo an den König wandte: „Ich habe eine Bitte an Deine Majeſtät.“

„Sprich, lieber Jaroſlaw, ſprich!“ ermunterte ihn der König.

„Wer kann in ſo viel ſchöne Augen ſehen, ohne daß ſein Herz ſich entzündete? wer kann ſo viele wackere Ritter ſchauen, ohne ſich nach Kriegsruhm zu ſehnen? deshalb bitte ich Deine Majeſtät, daß es auch mir vergönnt ſei, ein Lied zu ſingen.

„Deine Bitte nehme ich als ein Geſchenk an,“ ſprach der König freudig, und die vom Weine ſchon aufgeregten Ritter gaben laut ihre Freude über die Rede Jaroſlaws kund. Sie ſprangen von ihren Sitzen und ſtellten ſich im Halbkreiſe um ihn herum.

„Borge mir Deine Laute, Herr Haſchek!“ ſprach er; „aber zuerſt muß ich Deiner königlichen Majeſtät und den Herren Brüdern verſichern, daß ich mich durchaus in keinen Wettkampf mit den Sängern einlaſſe, die vor mir ihre Kunſt ſo glänzend bewieſen.“ Er griff in die Saiten und ſie erklangen wie das Rauſchen eines Waſſerfalles und mit mächtiger Stimme, einem Heerführer in der Schlacht gleich, begann er:

Alle ſeine treuen Mannen
Bietet Neklan auf zum Kampfe
Gegen Wlaſtiſlaw.
Wir gehorchen dem Befehle,
Ziehen in den Krieg, zum Kampfe
Gegen Wlaſtiſlaw.

Und begeiſtert wiederholten die Ritter im Chore die letzten Worte derart:

Wir gehorchen dem Befehle,
Ziehen in den Krieg, zum Kampfe,
Gegen die Tataren.

Herr Jaroſlaw ſang nun vom Heldenmuth und Ruhme Čeſtmirs, des Heerführers Neklan. Die Tapferkeit der Vorfahren begeiſterte die Zuhörer; mit geballten Fäuſten, mit funkelnden Augen lauſchten Alle, Niemand unterbrach die Stille, nur ein ſchweres Athmen verrieth den Sturm, den das Lied in ihrem Innern erregte. Und begeiſtert, wie ein Seher, endete Jaroſlaw unter allgemeinem Gejauchze alſo:

Neklan hört die Siegesnachricht,
Freudig weiden ſeine Augen
Sich nun an der reichen Beute.

„Heil dem König! Heil und Sieg!“ riefen ſtürmiſch die Ritter.

Der König ſtieg von ſeinem Throne. „Es iſt wahr,“ ſprach er, „auf gottlichen Wink entfließen die Lieder dem Munde des Menſchen, hier um die Wildheit zu bändigen, dort, um wie die Trompeten Jerichos zu ertönen. Lieber Jaroſlaw, Du wollteſt zwar nicht um den Sängerpreis kämpfen und doch gehört der erſte Preis des heutigen Tages Dir; empfange daher meinen Dank für Dein Lied und für Deine Prophezeiung, ich will Dich nicht anders belohnen!“ Und er umarmte den Herrn von Sternberg.

„Mein König!“ rief dieſer in großer Bewegung.

„Morgen ſei Jeder zur Abreiſe nach Prag gerüſtet!“ wandte ſich der König an die Ritter und verließ, die Königin am Arme, den Saal.

Nachdem der König ſich entfernt hatte, überließen ſich die Hofleute der Fröhlichkeit und die Unterhaltung begann laut zu werden. Die Frauen und Jungfrauen verweilten auch noch einige Augenblicke im Saale, dieſe, um noch einmal die angenehmen Schmeicheleien anzuhören, und jene, um Acht zu haben, daß die Reden und Liebesblicke nicht die Grenze überſchreiten. Haſchek trat eben zu Swatawa, als ihn ein Edelknabe zum Könige beſchied. „Wir werden uns heute noch ſehen, mein Engel!“ liſpelte er, ihr die Hand drückend und entfernte ſich.

„Wie ſchön Swatawa heute iſt!“ ſprachen die Herren unter einander. „Armer Jaroſch! Glücklicher Haſchek! Und wie ſie ihn liebt!“

Swatawa ſchaute ihm mit ängſtlichem Blicke nach. Als er ſie anſprach, brannten ihre Wangen in Fieberglut, und als er ſie verließ, wurde ſie wieder bleich wie eine Lilie.

„Glücklicher Herr von Bor!“ ſprach Guntram von Gundolfingen zu ihr herantretend, „nun begreife ich, daß er heute mich beſiegen konnte, leuchten ihm doch ſo ſchöne Augen im Herzen!“

Unwillkürlich umſpielte ein Lächeln ihren Mund, denn kein

Digitized by Google

Gefühl war so tief, daß es im Stande gewesen wäre, ihre Eitelkeit ganz zu verdrängen; es schmeichelte ihrer Eigenliebe, daß der vom König so ausgezeichnete Sänger unter so vielen Jungfrauen ihr allein huldige. „Herr von Gundolfingen ist bei einer Lüge ertappt," antwortete sie gewandt, „denn leuchtet auch, wie er sagt, das Feuer meiner Augen im Herzen des Herrn von Bor, so flammt doch auch gewiß in der Brust des Herrn von Gundolfingen das Andenken an eine süße Vergangenheit, eine Erinnerung, süßer als die Gegenwart." Sie grüßte ihn mit der Hand, denn die andern Damen hatten schon den Saal verlassen. Sie eilte ihnen nach, kam aber doch schon zu spät. Allein und langsam schritt sie durch die langen Gänge; das Lächeln, das ihr Guntrams Anrede entlockt hatte, verschwand plötzlich; ängstigende Gedanken tauchten in ihrer Seele auf, so daß sie nicht bemerkte, daß sie gerade auf dem entgegengesetzten Gange gehe; ja sie hörte nicht einmal die Schritte, die sich ihr von der andern Seite näherten. „Heute werden wir uns noch sehen, versprach er!" flüsterte sie vor sich hin, doch plötzlich blieb sie erschrocken stehen und laut aufschreiend wollte sie fliehen, aber, als wäre sie an diese Stelle gebannt, konnte sie sich nicht bewegen, verstört blickte sie vor sich hin—auf Herrn Stibor von Stochow.

Dieser blieb ebenfalls überrascht stehen, als er sich allein mit Swatawa sah, die seinen Sohn verachtet hatte und die Hauptursache seiner Beschimpfung war, überrascht auch dadurch, daß er sie allein sah in dem Theile der Burg, der den Hofherren zur Wohnung angewiesen war. „Worüber erschrickt das Fräulein von Schwihow?" fragte er kalt, während er auf die Seite trat. „Sie möge nur weitergehen, ich werde der Hofdamen gewiß nicht den seltsamen Ausflug des Fräuleins verrathen."

Jetzt erst erkannte Swatawa, daß sie sich in dem ihrer Wohnung entgegengesetzten Burgflügel befinde. Die Scham färbte ihre Wangen und ihren Nacken purpurroth; der Gang, Alles drehte sich um sie herum, sie mußte die Augen schließen, um nicht zu Boden zu fallen.

„Oder erschrickt vielleicht das Fräulein über mich," begann Herr Stibor wieder, „weil ich der Vater des Jarosch bin? Hm, er beweint gewiß nicht einmal des Fräuleins Untreue, er und ich wünschen dem Fräulein süß zu ruhen in den Armen des Sängers!" Und an ihr vorübergehend verschwand er hinter der Ecke.

„Wird denn auch meine Miene zum Verräther?" flüsterte Swatawa, die Hand fester an's Gesicht drückend. Und als sie dann wieder ihr Antlitz zeigte, blitzte Zorn aus ihren Augen und eiligst begab sie sich in den entgegengesetzten Burgflügel.

Auf dem Hofe ließ sich Pferdegestampf vernehmen, unwillkürlich sah Swatawa hinunter und erblickte Herrn Haschek mit seinen Dienern zur Abreise gerüstet. „Ha!" rief sie erblassend, „er reiset ohne Abschied ab, ohne mir nur ein Wort davon gesagt zu haben und doch versprach er, daß wir uns heute noch sehen werden, ja er ist ein Treuloser! Bleib ruhig mein Herz, bleib ruhig!" Sie preßte ihre Hände an den Busen, als ob sie fürchtete, der Schmerz könnte ihn zerreißen und dennoch entfloß ihrem Auge auch nicht eine Thräne; der brennendheiße Schmerz, der durch den Busen und durch ihren Kopf wüthete, trocknete die Thränen in ihren Augen.

Auch auf dem Antlitze des Herrn Haschek malte sich Betrübniß; aber das bemerkte Swatawa in ihrer schmerzlichen Ueberraschung eben so wenig, als daß die Abreise des Herrn Haschek unvorbereitet geschehen mußte, da der königliche Edelknabe noch immer etwas für ihn brachte. Auch seine Laute brachte er ihm. Er nahm den Gürtel herunter und nachdem er ihn geküßt hatte, verbarg er ihn hinter dem Panzer, der seine Brust bedeckte. Als er jetzt seine Augen erhob und oben Swatawa erblickte, nickte er hinauf und sein Blick wurde plötzlich wieder heiter.

„Was ist das, Herr Haschek? Wohin so unvermuthet?" ließ sich vom Eingange her eine Stimme vernehmen und es zeigte sich dort die eckige Gestalt des Herrn Smil, mit vom genossenen Weine gerötheter Wange. Dieser war herausgegangen, um sich an der frischen Luft ein wenig abzukühlen und dann mit neuen Kräften zu seinen Herren Zechbrüdern zurückkehren zu können.

„Ach Smil!" rief Herr Haschek freudig, und mit einem Sprunge brachte ihn sein Pferd an Smils Seite; „Du bist ein guter Junge und obwol Dein Geist nicht gar groß ist, so eignest Du Dich doch am besten dazu, meine Bitte zu erfüllen. Grüße mir Swatawa, von der ich nicht einmal Abschied nehmen kann, und sei ihr Beschützer während meiner Abwesenheit."

„Wie? was ist das?" rief Herr Smil erblassend.

„Auf Befehl des Königs!" antwortete Haschek.

„Also bist auch Du vom Hofe verbannt?" fragte Smil in steigender Verwunderung.

„Ja und nein," antwortete dieser, „ich soll mich ohne Verzug nach Bor begeben und dort die weiteren Befehle des Königs erwarten."

Der königliche Edelknabe näherte sich.

„Sieh, mein kleiner Wächter!" sprach Haschek, auf den Edelknaben zeigend; „adieu Smil!" Und im Galopp jagte er davon, von zwei Dienern begleitet, über die Zugbrücke in die weite Gegend hinaus. Die Sonne ging eben unter.

„Also vor Allem zu Fräulein Swatawa!" entschied sich Smil, als Haschek seinen Augen entschwand. Er ging über den Hof und sich hinter dem Ohre kratzend, sprach er vor sich hin: „Es ist etwas überaus Heikles, unter vier Augen mit einem so schönen Fräulein zu sein. Zu höflich wird sie mich kaum empfangen. Aber zum Teufel! Auf welche Art werd' ich ihr's nur sagen?" —

Den folgenden Tag begab sich der König mit seinem ganzen Hofe nach Prag.

III.

Der Name der Tataren durchflog ganz Böhmen und Mähren, er war im Munde Aller und Jedermann konnte besser von ihm, als voll seinem Nachbar erzählen, der fünf Hufe weit von ihm entfernt war; und je mehr man von ihnen erzählte, desto größere und bizarrere Schreckgestalten bezeichnete ihr Name. Und deshalb wunderte sich auch nicht das Volk darüber, wenn es so große Kriegs- und Vertheidigungsrüstungen betreiben sah, wie nie zuvor. Jeder, ohne Unterschied des Standes, ja selbst die Fürsten nicht ausgenommen, mußte nicht nur ein Zehntel seines Getreides in die königlichen Vorrathskammern oder in die dazu bestimmten Städte und Burgen liefern, sondern mußte auch auf gleiche Weise an der Befestigung der Städte und Burgen, zumeist im Norden Böhmens arbeiten. Zu diesem Zwecke mußte das Volk aus den südlichen Kreisen gegen Norden ziehen, um die Städte und Burgen an der schlesischen Grenze zu befestigen. In jedem Engpasse wurden Verhaue gemacht. In Mähren wurde den Städten Olmütz und Brünn alle Aufmerksamkeit zugewendet; doch wurde auf die Vertheidigung des Landes nur wenig Sorge verwendet. „Es ist nicht räthlich, in den mährischen Ebenen mit den wilden Tataren zusammenzutreffen," wurde im Kriegsrathe entschieden, in dem die angesehensten und berühm-

Digitized by Google

testen böhmischen und mährischen Heerführer saßen; „an den Stadtmauern möge ihr Grimm zerschellen. Wir müssen ihnen das Land überlassen, da wir es nicht vertheidigen können. Obwol dem König das Herz blutete ob dem Schicksale des ihm lieben Mährens, so mußte er dennoch diesem Rathe, als dem klügsten unter den jetzigen Umständen, beistimmen. Doch schmeichelte er sich noch immer mit der Hoffnung, daß wenigstens jetzt, wo die Gefahr so nahe ist, die Reichsfürsten ihrem Streite ein Ende machen, daß der Papst, sich erbarmend über das Verderben, das dem Christenthume drohe, die Hand, die ihm Kaiser Friedrich zur Versöhnung reichte, annehmen und das Christenvolk zum Kampfe gegen die Heiden, gegen die Vernichter des christlichen Glaubens auffordern, und daß ihm, dem Könige Wenzel, im Vereine mit den Herren anderer Länder möglich sein werde, sich den Tataren im offenen Felde entgegenzustellen, sie zu schlagen und so von Mähren das Verderben abzuwehren. Aber diese Hoffnung verschwand bald, als er auf seine wiederholten und dringenden Aufforderungen entweder gar keine Antwort oder eine so ausweichende erhielt, daß er sich zu seinem Leidwesen überzeugte, daß er sich nicht mehr auf fremde Hilfe verlassen dürfe, sondern vielmehr in der eigenen Kraft den Schutz der Länder, die ihm zur Regierung anvertraut worden waren, suchen müsse. „Gottes Wille geschehe," sprach er, „aber ich hoffe zu Jesum Christum, unserm Herrn, daß wir auch diesen Einfall zurückschlagen werden! Je größer die Gefahr ist, desto größer wird auch unser Ruhm sein. Nur das arme, arme Mähren!" Und abermals ergingen königliche Befehle an Böhmen und Mähren, daß das Volk auf dem Lande auf das erste Zeichen seine Wohnungen verlasse und sich in die Städte rette; aus Mähren aber möge es nach Böhmen flüchten, wo es hinter den Gebirgen eher eine Zufluchtstätte finden werde als in den mährischen Ebenen. Mit immer größerem Fleiße fuhr man fort, die Städte zu befestigen und zu verproviantiren. In Böhmen und Mähren wurde aus allen Ständen Kriegsvolk genommen und von kriegserfahrenen Männern in der Handhabung der Waffen eingeübt. In alle Bezirke wurden eigene königliche Hauptleute ausgesandt, und unter diesen war auch Haschek von Bor, dem der königliche Befehl nach mehrwöchentlichem unfreiwilligen Aufenthalte auf Bor zukam. „Ich wollte Dich, lieber Haschek, schon zurückrufen," schrieb ihm der König eigenhändig; „in Augenblicken, wo ich mit Geschäften verschont bin, sehne ich mich nach Dir, so wie Fräulein Swatawa nach Deiner Gesellschaft verlangt. Ich glaube, Du bist schon hinlänglich wegen Verletzung des königlichen Burgfriedens bestraft, da Du durch so viele Wochen von Deiner Geliebten getrennt bist; auch braucht das Vaterland Deinen Arm und Dein Schwert." Es wurde ihm der Klattauer Distrikt zugewiesen, um in demselben das schnelle und pünktliche Ausführen der königlichen Pläne zu überwachen. „Ach Fräulein Swatawa," seufzte Haschek, „ob Du mich denn wirklich noch so liebst, wie Du mir geschworen nach Jarosch's Verbannung?" Er hielt einen Augenblick inne: „Ich glaube, daß sie auch mich vergessen könnte; ach ja, ich vergesse!" Er schüttelte den Kopf, als ob irgend eine traurige Erinnerung ihn belästigte und fuhr mit der Hand über das Gesicht: „Ja, unlösliche Bande fesseln uns, ihrer Treue bin ich gewiß; und ich!?" Er versank in Gedanken und lispelte vor sich hin: „Arme Swatawa! Arme Marie!" Aber die Sonne schien so schön, die Vögel sangen so lieblich, es war unmöglich, traurig zu bleiben. Haschek preßte die Hand an die Stirne, um alle traurigen Gedanken zu verbannen: „Kann ich dafür?" sprach er laut, „lange floh mich die Liebe, bis sie mich endlich doch fesselte und da trank ich in vollen Zügen aus ihrem Becher, ach! wer kann dafür, wenn heißes Blut sein Herz durchströmt? Die Sonne flammt über der Erde und unter ihr reifen die Früchte des Bodens und auch mein Geschick macht die Fräulein und ihre Herzen reif!" Er blickte zum Fenster hinaus und rief in den Hof herunter, daß man ihm sein Pferd sattle.

„Dann sattelt auch für mich ein Pferd," meinte der uns schon von Königshof her bekannte Dietrich, der auf dem Hofe mit den andern Dienern herumgaffte; „ich würde mich gewaltig irren, wenn heute der Weg anders wohin ginge als nach Zamlekow." Und geraden Weges ging er in's Schloß und trat in's Zimmer seines Herrn. Als er sah, wie dieser sich die Laute um den Hals hing, rief er schon auf der Schwelle: „Ich errieth es ja, daß wir nach Zamlekow reiten, und ließ mir deshalb auch satteln."

Haschek lachte. „Du reitest also auch gerne nach Zamlekow?" fragte er.

„Ei, wo man den Herrn lieb hat, dort ist auch der Diener gerne gesehen," antwortete Dietrich, heimlich lächelnd.

„Nun so bereite Dich darauf vor, heute Abschied zu nehmen," sprach Herr Haschek, „denn heute reiten wir zum letztenmale hin."

„Also kehren wir wieder an den Hof zurück und Fräulein Swatawa wird statt des Fräuleins Marie die Lieder meines Herrn hören?" sprach Dietrich den Kopf schüttelnd. „Aber bei alledem ist's mir doch um Fräulein Marie leid!" setzte er halblaut hinzu, als er sich aus dem Zimmer entfernte.

„Mir auch, mir auch!" flüsterte Haschek, der seine Worte gehört hatte; „aber was nützt es? besser ich reiße mich eher als später los von diesen Zauberbanden, damit ich nicht länger die Hoffnung nähre im Herzen einer Jungfrau, wie man sie vergebens am Hofe suchen würde. Auch Swatawa liebt mich, und diese hat ein heiliges Recht auf mich!"

Die September-Nachmittagssonne flammte über der Gegend und ihr Feuer spiegelte sich in den Zinnen und Thürmen von Zamlekow. Von dem Schlosse aus, dessen Ruinen noch jetzt stehen, ist eine bezaubernd schöne Aussicht auf die Gegend rings umher. Wälder und fruchtbare Felder wechselten malerisch ab, unter der Burg wand sich ein Bächlein, einem silbernen Gewebe auf grünem Teppiche gleich, und etwas weiter dehnte sich ein kleiner Landsee aus, der in den Strahlen der Sonne glänzte und blitzte, als ob Diamanten und Opale aus seinen Tiefen an die Oberfläche sprängen. Die Besitzerin dieser Burg und Gegend, die man von den Zinnen der Burg aus kaum übersehen konnte, war Fräulein Marie, die einzige hinterbliebene Tochter des Herrn Podiwin von Zamlekow. Ein Beweis der damals in Böhmen herrschenden Sicherheit war, daß Jeder sie im ruhigen Besitze ihrer vom Vater ererbten Güter ließ, während im benachbarten Deutschland das Faustrecht, das Recht des Stärkern, herrschte.

Sie blickte eben aus ihrem Gemache auf die Gegend hinaus, aber das Gefühl, das in diesem Augenblicke ihr Herz bewegte, war kaum ein freudiges, denn Thränen glänzten in ihrem Auge. Marie nahm zwar nicht gleich im ersten Momente für sich ein, aber je näher man sie kennen lernte, desto mehr wurde man von ihren sich allmälig entfaltenden Reizen und ihrer Sanftmuth gefesselt. Solche Charaktere fassen schnell jedes Gefühl in ihrer Seele, sind glücklich in ihrer Freude, ohne daß sie das nachfolgende Unglück niederschmettern würde; ihre edlen Herzen sind unerforschliche Quellen, aus denen ihnen Mäßigkeit

Digitized by Google

in der Freude und Trost in der Trauer zufließt. Wenn sie einmal lieben, prägt sich die Liebe tief in ihr Herz ein und deshalb können sie auch nur einmal lieben und dann nie mehr. Sie lebte ruhig und zufrieden auf ihrer Burg, als Wohlthäterin der Armen, die rings um sie her wohnten, sie kannte keine andere Freude, als überall Gutes zu thun. Ihr nächster Nachbar, Herr Miroſch von Maloťas, Herr auf Hradiſcht, ein ſchlichter Mann ohne beſondere äußere Polirtheit, aber mit deſto mehr Herzlichkeit, war ihr bei der Verwaltung ihrer Güter behilflich und that dies mit größter Uneigennützigkeit. Er würde dies auch gewiß dann gethan haben, wenn er auch (er war ledig) nicht gewiſſe Abſichten auf Marien gehabt hätte, wie er ſich ſelbſt ihr durch einige vor kurzer Zeit, freilich bei einer am wenigſten dazu geeigneten Gelegenheit, hingeworfene Worte verrieth. „Zum Teufel!“ rief er, wenn er nach einem ſolchen Vorfall nach Hauſe zurückkehrte, „zum Teufel, es geht nicht! Einen wilden Stier zu bändigen oder dem Feinde mit dem Streitkolben die Hirnſchale zu zerſchmettern, das führe ich ohne alle Verlegenheit aus; aber dem Fräulein Marie zu ſagen, daß ich ſie liebe, zum Teufel, das geht nicht! Meine Zunge wird ſteif, ich bin wie bezaubert und ſie iſt doch ſo freundlich gegen mich und iſt ein ſchönes Mädchen; und was für gutes Herz ſie hat! Nun wir wollen es ein anderes Mal verſuchen.“ Und das zweitemal brachte er es wieder nicht weiter, als das erſtemal, denn Fräulein Marie war ſchon an ſeine Redensarten gewöhnt, er wurde auch ihr Lächeln gewöhnt, mit dem ſie ihm immer antwortete und leitete ihn durch ihre Fragen über die Jagd und über die Feldwirthſchaft immer auf ein anderes Geſpräch und dann begann er zu rathen und zu erzählen, bis endlich die Stunde kam, wo ihm der Anſtand gebot wegzugehen; er ritt fort und wiederholte unter Wegs immer obige Worte.

Da kam Herr Haſchek auf königlichen Befehl nach Bor und nach kurzer Zeit erblickte er auch Marien. Er beſuchte ſie als Nachbar auf Zamlekow ohne alle andere Abſicht, er beſuchte ſie zum zweiten Male, um ſich die Zeit zu verkürzen, dann öfter. Er ſang ſeine ſchönſten Lieder, und Fräulein Marie hörte mit immer wachſendem Wohlgefallen zu, blickte mit immer größerer Theilnahme auf den blühenden Mann, auf den ritterlichen Sänger, und Haſchek, der Anfangs nur aus Gewohnheit ſang, legte ſpäter in ſein Lied die Gefühle ſeines Herzens. Das Bild Swatawas verſchwand immer mehr aus ſeinem Herzen und Marie erfüllte ſeine Seele. Obwol ſie ihre Gefühle einander nicht durch ein Wort offenbarten, wußte Marie doch, daß Haſchek ſie liebe, und dieſer, daß er geliebt werde; und doch wagte er es nicht, auch nur durch ein Wort ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Wenn ſeine Gefühle ſich ſchon auf ſeinen Lippen wiegten, erinnerte er ſich an Swatawa und das Reſultat ſeiner Erwägung war, daß er Swatawa zu viel ſchuldig wäre, und er war edeldenkend genug, ſeine Pflicht gegen ſie zu erfüllen, mochte was immer daraus entſtehen. Als Miroſch die häufigen Beſuche Haſcheks auf Zamlekow und ihre gegenſeitige Zuneigung bemerkte, kam er immer ſeltener, bis er endlich ſeine Beſuche gänzlich einſtellte. „Gebe ihr Gott alles Glück, ſie verdient ihn!“ ſprach der ſchlichte, gutherzige Mann, „ich paſſe nicht für ſie, außer als Freund, und das werde ich ihr immer bleiben. Jetzt aber wird es für mich beſſer ſein, wenn ich ſie nicht ſehe, mit der Zeit vergeſſe ich vielleicht, daß ich ſie einſt anders geliebt, als ein Bruder ſeine Schweſter!“ Marie, glücklich in ihrer Liebe, bemerkte nicht, daß Miroſch ſie nicht mehr beſuche. Haſchek und ihre Liebe zu ihm entſchädigten ſie für die ganze Welt, ſie gab ſich ihrem Gefühle, den ſchönen Träumen von einer ſchönen Zukunft, mit aller Glut eines jugendlichen Herzens hin. Der heutige Beſuch Haſcheks aber riß ſie aus ihren ſchönen Träumen. Sie hörte ſeine Worte, mit denen er ihr ſeine Abreiſe anzeigte, und ein brennender Schmerz durchfuhr ihren Buſen, der Athem blieb ihr aus und ſie mußte ſich auf die Seite wenden, damit Haſchek nicht die Thränen in ihren Augen ſehe. Sie hatte ſich alſo ſelbſt getäuſcht, indem ſie ſich geliebt wähnte, und ihr jungfräulicher Stolz erlaubte ihr nicht, vor ihm ihre Gefühle kund zu geben. Die Thränen in ihren Augen trockneten und ſie wandte ſich, wie ſonſt, mit freundlicher Miene zu ihm. „Der König verlangt alſo dringend die Dienſte des Herrn von Bor,“ ſprach ſie und kaum war ein ſchwaches Zittern ihrer Stimme zu bemerken. „Gott geleite Dich, Herr Haſchek, und ſei deſſen gewiß, daß ich um kräftiges Gelingen jeder Deiner Unternehmungen beten werde.“ Sie ſchwieg; dieſe Anſtrengung ſchien alle ihre Kräfte aufgerieben zu haben.

Als Haſchek ihren innern Kampf bemerkte, entſpann ſich auch in ſeiner Bruſt ein harter Kampf, ihre Worte vernichteten ihn. Thränen und Vorwürfen deshalb, weil er das Gefühl der Liebe in ihr erweckt, weil er ihr, wenn auch nicht durch Worte, ſo doch durch ſein Handeln Hoffnung gemacht hatte, hätte er widerſtanden; aber ſie will für ihn beten! nicht mit ſich, mit ihm, mit ſeinem Glücke beſchäftigt ſich ihre zärtliche Liebe in dieſem für ſie ſo unerwarteten, ſo ſchrecklichen Momente! „Fräulein Marie!“ rief er traurig und drückte beide Hände an ſeine Stirne, um die ſtürmiſchen Gedanken, die ſein Gehirn durchkreuzten, zurückzudrängen; „aber ich darf nicht, ich bin ja für immer gefeſſelt!“ flüſterte er vor ſich hin. „Adieu, Du guter Engel!“ brachte er nur mühſam hervor, „bete für mich, damit mir meine Sünde vergeben werde; gern unterwerfe ich mich den Martern des jetzigen Augenblickes.“ Er ergriff ihre Hand und nachdem er ſie an ſeine Lippen geführt hatte, entfloh er, als ob er bei einem Kirchenraub ertappt worden wäre.

Jetzt erſt ſank Marie auf ihren Sitz zurück, ſie bedeckte das Geſicht mit ihren Händen und ſchluchzte laut. „Ja, er liebt mich,“ ſchluchzte ſie, „aber irgend ein Geheimniß birgt er in ſeiner Bruſt und dieſes verſcheucht ihn von mir. Nun ſo lebe wohl! Ich liebe Dich und werde nie aufhören Dich zu lieben!“

Der Sommer verfloß und die Blätter begannen ſchon gelb zu werden.

Im königlichen Garten auf dem Wiſchehrad luſtwandelte Fräulein Swatawa allein, ſchon ſeit einiger Zeit war ſie ſorgfältig jeder Geſellſchaft ausgewichen. „Wer hätte gedacht,“ ſprach man am Hofe, „daß ſie dem Haſchek treu bleiben, daß ſie ſich ſeinetwegen grämen würde, beſonders, da ſie einander ſchon ſo lange Zeit nicht geſehen haben und Guntram ſich ſo mächtig um ihre Liebe bewirbt.“ Dies war Wahrheit. Haſchek verweilte noch immer auf königlichen Befehl in den ſüdlichen Gegenden Böhmens und kam während dieſer ganzen Zeit nicht an den Hof. Nur wenn er dem Könige von dem Erfolge ſeiner Thätigkeit Nachrichten ſchickte, konnte er auch Swatawa einen Liebesbrief zukommen laſſen. Aber des Weibes Herz iſt zartfühlend; wovon der Mann erſt nach vielen Beweiſen überzeugt wird, das ahnet ſchon lange des Weibes Herz. Swatawa erkannte aus dieſen Briefen, obwol ſie feurig genug geſchrieben waren, daß dieſes Feuer nur mühſam angefacht ſei und daß nur ſelten die Flamme wahrer Liebe ſie durchwehe. Je länger es dauerte, deſto mehr nahm ihre Liebe zu ihm ab und Haß nahm den Platz der Liebe ein. Guntram von Gundolfingen, der Anfangs auf ſeine Schmeichelreden nur kühle Höflichkeits-

Digitized by Google

phrasen zur Antwort erhielt, unterhielt sich jetzt öfter und länger mit Swatawa und sie hörte, wenn auch nicht mit sichtbarem Wohlgefallen, so doch ohne alles Widerstreben seine Schmeicheleien an. Swatawa war einer jener Charaktere, die gleich im ersten Augenblicke leidenschaftlich lieben, aber ebenso leicht, als ihr Herz in Flammen gesetzt wird, ebenso leicht erkältet es auch. Ihre Herzen sind wie Wachs, sie nehmen leicht verschiedene Formen an, aber verwischen sie auch ebenso geschwind. Sie ging im Garten spazieren, Schritte näherten sich ihr, sie schaute auf und Purpurroth übergoß ihr Antlitz; unwillkürlich zitterte sie und sich dichter in ihren Mantel hüllend, schritt sie wieder mit gleichgiltiger Miene vorwärts.

Als Guntram ihr schon nahe war, verdoppelte er seine Schritte. „Also ist's doch wirklich wahr, daß Fräulein Swatawa schon morgen den Hof verläßt?"

„So ist's, Herr von Gundolfingen," antwortete diese, „ich habe mich hinlänglich überzeugt, daß man sein Glück vergebens am Hofe suche und deshalb verlasse ich ihn auf längere Zeit, vielleicht auf immer."

„Nun dann verläßt der hellste Stern unsern Hof," sprach Guntram, „ohne ihn wird's hier unheimlich und traurig sein. Dann verlasse auch ich den Hof und folge diesem Sterne. Wenn auch sein Licht nicht mir leuchtet, so kann ich doch nicht ohne ihn leben."

„Ha!" erschrak Swatawa, „nein, nein! nur das nicht!" rief sie schnell, aber plötzlich besann sie sich, sie trat näher zu Guntram, legte ihre Rechte auf seine Schulter und fragte ihn sanft: „Wie vielmal, Herr von Gundolfingen, hast Du mir geschworen, daß Du mich liebst?"

Dieser faßte ihre Hand und preßte sie an seine Lippen, er ließ sie nicht mehr los, sondern kniete nieder und rief in Begeisterung: „Daß ich Dich nur liebe? Welch' schwacher Ausdruck! Ich vergöttere Dich, mein Gestirn, ich bete Dich an!"

Swatawa drückte sein Hand: „Ich würde Dir glauben, aber ich wurde schon einmal getäuscht, und nun kann ich nicht eher glauben, als bis ich durch Beweise von Deiner Liebe überzeugt sein werde."

„Also leuchtet mir ein Strahl der Hoffnung," frohlockte Guntram, „daß mich Deine Liebe beglücken wird" —

„Ja und nein," fiel ihm Swatawa in die Rede, „Alles hängt von der Zukunft ab."

„So sprich, mein Engel," drang Guntram in sie, „und ich will Alles unternehmen, um Deine Liebe zu erwerben."

„Ich verlange nichts anderes," sprach Swatawa, „als daß Du Dich nicht vom Hofe entfernest und mir nicht eher folgst, als bis ich Dich selbst einladen werde."

„Eine schwere Aufgabe!" sprach Guntram, „und um so schwerer, als ich nicht weiß, wann diese Prüfung enden wird."

„Möglich, daß bald, möglich, daß auch nicht, ich kann nichts versprechen," sagte Swatawa bestimmt; „aber auf dieser Bedingung muß ich beharren, sonst sehen wir uns nie mehr."

„Nun so sei es!" sprach Guntram einwilligend, „dankbar nehme ich selbst das Grausamste aus Deinen Händen an; ich hoffte Du würdest verlangen, daß ich Dich an Haschek räche" —

„Möglich, daß auch dies geschieht, für jetzt aber erinnere Dich nur Deines Versprechens," ermahnte ihn Swatawa; sie neigte sich zu ihm, hauchte einen Kuß auf seine Stirn und floh aus dem Garten.

„Endlich!" jauchzte Guntram auf, während er aufstand und ihr nachblickte, „ich habe meinen Gegner Haschek besiegt und bis sie vor dem Altare mein sein wird, kehre ich in mein Vaterland, zum schönen Rhein zurück!" Er wandte sich um und wollte sich auf der entgegengesetzten Seite aus dem Garten entfernen, aber überrascht trat er einen Schritt zurück, denn unvermuthet stand Herr Smil hinter ihm.

„Du hast mich belauscht, Herr Smil?" fragte Guntram.

„Nein, ich belauschte Dich nicht," antwortete dieser gutmüthig; „nur durch bloßen Zufall wurde ich Zeuge, wie Du Fräulein Swatawa anbetetest. Und nun wartete ich da, bis Du aus Deinem Rausche erwachest."

„Und aus welcher Ursache bliebst Du als unberufener Zeuge da?" fragte Guntram erzürnt.

„Das will ich Dir eben sagen, Herr von Gundolfingen," antwortete Smil, „aber glaube ja nicht, daß ich unberufen sei. Haschek von Bor, mein Freund, übergab das Fräulein von Schwihow meiner Obhut, als er vor einem halben Jahre auf königlichen Befehl so unvermuthet Königshof verlassen mußte; wahrlich, die Aufgabe war schwer! eher könnte Einer auf offenem Felde eine Hasenherde zusammenhalten, als bei der Treue der Weiber —"

„Und welches Ende wird diese lange Rede haben?" fragte Guntram spöttisch.

„Ein solches," entgegnete Smil, „daß Fräulein Swatawa sich meiner Obhut entledigt hat, da ihr ein Meerzeisig besser gefällt, als eine Nachtigall."

„Donner! Und dieser Meerzeisig soll ich vielleicht sein?" fragte Guntram und seine Augen blitzten.

„Nun freilich!" bestätigte Smil treuherzig, „und willst Du Dich mit mir schlagen, wohlan! ich bin bereit, wir können gleich hinter den Wischehrad gehen, bis wohin der Burgfrieden nicht reicht; willst Du nicht, so ist's auch gut, dann bist Du wenigstens für den Herrn von Bor ganz, der nach seiner Rückkehr gewiß nicht unterlassen wird, Genugthuung von Dir zu verlangen."

„Und ich werde ihm sie nicht versagen, kluger Herr Smil!" antwortete Herr Guntram spöttisch und entfernte sich.

„Ich möge wie immer beschaffen sein," brummte ihm Smil unwillig nach, „Dich durchschaue ich noch immer, mein lieber Junge!" — —

Gegen das Ende des Herbstes 1240 waren schon beinahe alle Kriegsrüstungen in Böhmen und Mähren beendet. Täglich zogen Haufen bewaffneten Volkes aus dem Süden und Westen Böhmens nach Prag und von da gegen Nordost an die böhmische Grenze. Es kamen auch neue, bestimmte Nachrichten von den Tataren, die zu Anfang des Herbstes bis nach Lublin und bis zur Weichsel gezogen waren. Dann kehrten sie wieder freiwillig zurück und auf ihrem Rückzuge überfiel sie Wladimir, Herzog von Krakau, und schlug sie. Diese ihre erste Niederlage machte einen mächtigen Eindruck auf die Völker im Westen, bis hinter die deutsche Grenze. „Also können diese Blutdürstigen auch geschlagen werden," sprach man allgemein, die Begeisterung wuchs und man hoffte auf einen sichern Sieg. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," sprach König Wenzel zu seinen Räthen, „ob nicht dieser unentschiedene Sieg den Nationen größeres Unglück bringen wird, als wenn Wladimir sie ruhig hätte abziehen lassen. Vielleicht wären sie nie mehr zurückgekehrt, aber so werden sie gewiß mit noch größerer Macht zurückkehren, um ihre Niederlage zu rächen."

In Prag versammelte sich das auserlesene Kriegsvolk, das nach Mähren zur Beschützung des wichtigen Olmütz bestimmt

Digitized by Google

war. Die Blüthe der Ritterschaft meldete sich zu diesem Heere, dem die gefährlichste Aufgabe zu Theil geworden war. Bald nach der Abreise Swatawas vom Hofe kam auch Haschek von Bor zurück.

„Es gefiel ihr nicht auf dem Wischehrad," sprach man zu Haschek, „sie wurde blaß und kränkelte und begab sich deshalb auf das Schloß ihres Vaters, um sich wieder zu erholen."

„So?!" sprach Haschek gedehnt, versank in Gedanken und vermied jede Gesellschaft. „Was für Folgen ein Augenblick der Schwäche hat!" sprach er, als er allein war, für sich. „Ich aber, ich werde meine Pflicht erfüllen, und bin ich es im Stande, so werde ich Dich, unglückliche Swatawa, glücklich machen."

„Sei willkommen, Herr Haschek!" sprach Smil in sein Gemach tretend, „man sieht Dich gar nicht, Du wirst Dich doch nicht Swatawas wegen grämen?"

„Dir kann ich mich anvertrauen, lieber Smil," erwiederte Haschek, indem er ihm die Hand reichte, „ja, ich bin Swatawas wegen so traurig, denn ich bin ein großer Sünder vor ihr —"

„Du?!" rief Smil verwundert aus; „zum Teufel, Haschek, das begrife ich nicht, ich verstehe zwar so manches nicht, aber das schon gar nicht —"

„Du wirst es schon verstehen, höre mich nur zu Ende —"

„Ich will nichts hören!" rief Smil und hielt sich die Ohren zu, „gar nichts, was meine Augen gesehen, werden meine Ohren nicht Lügen strafen."

„Also hast auch Du es schon gesehen?" sprach Haschek erblassend, „dann haben es gewiß Andere auch gesehen und Wehe ihr! Wehe mir!"

„Ob es Andere auch gesehen haben, weiß ich nicht," antwortete Smil gelassen; „ich aber sah mit meinen eigenen Augen, wie Swatawa im Garten Guntram von Gundolfingen die Hand drückte und ihn auf die Stirn küßte."

„Du lügst!" schrie Haschek, heftig aufspringend.

„Haschek! Du und Boresch seid am ganzen Hofe meine Freunde," sprach Smil kalt, „aber unsere Freundschaft hat ein Ende, wenn Du mich noch einmal einer Lüge beschuldigst."

„Also ist es wahr!" tobte Haschek, „und die Frucht der Schwäche — ha, nein, es ist unmöglich!"

„Möglich oder nicht, aber wahr ist es," versicherte Smil, „und warum sollte es unmöglich sein? Deinetwegen verließ sie Jarosch, und Dich wieder wegen Guntram."

Haschek erschrak bei diesen Worten. „Ha, Jarosch!" rief er, „Deine Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen. Mit unauflöslichen Banden war sie an mich gefesselt, ihretwegen verschmähte ich freiwillig den Himmel, in den der Engel der Güte mich führen wollte, der Unwürdigen wegen opferte ich diesen Engel und sie — o Jarosch, Du bist fürchterlich gerächt!" Er sank auf seinen Sitz zurück und verbarg sein Antlitz in seinen Händen.

„Ei, Haschek!" redete ihn Smil an, „Du bist ein Mann und Deine Hand versteht ebenso gut die Saiten der Laute zu durchlaufen, als das Schwert zu handhaben. Jarosch jammerte, aber er forderte Dich zum Zweikampfe heraus, thue dasselbe diesem Fremdlinge, ich habe ihm schon vorläufig versprochen" —

„Nie!" rief Haschek heftig und Abscheu malte sich in seinem Gesichte; „ich überlasse sie ihrem Gewissen und ihn ihrer Bestrafung; das Schwert eines Ritters soll nie mehr zur Vertheidigung ihrer Ehre gezogen werden." — — —

Das Jahr 1240 sank ins Meer der Ewigkeit hinab und das Jahr 1241 kündigte seine Ankunft durch einen strengen Winter und Stürme an. Es war in der zweiten Hälfte des Monates Februar, als sich die fürchterliche Nachricht verbreitete, daß die Tataren wieder gegen Westen gezogen wären und Krakau, aus dem aber vorher noch die Bewohner flüchten konnten, unvermuthet überfallen und verbrannt hätten, um ihre unlängst vom Herzog von Krakau erlittene Niederlage zu rächen. König Boleslaw von Polen flüchtete nach Ungarn und die Herzoge von Sudomir und Krakau, welche sich in der Eile gerüstet und den Tataren entgegengestellt hatten, wurden geschlagen.

König Wenzel blieb mit dem Hauptheere in Prag, um sich dann dorthin zu wenden, woher Gefahr droht. Bald wurde er benachrichtigt, daß Batu, der Feldherr der Tataren, nach dem Falle Krakaus sein Heer in drei Theile getheilt und er selbst mit der einen Abtheilung sich gegen Ungarn gewendet habe, während die zweite geraden Weges gegen Böhmen, die dritte aber längs der Oder gegen Norden hinzöge und alle Länder verwüste.

„Gott sei Dank!" rief König Wenzel, „Mähren wird zwar unterliegen, aber auf unserer gebirgigen Grenze werden wir ihnen, so Gott will, die letzte Ruhestätte betten." Und er befahl seinen in Prag versammelten Kriegern nach der Glatzer Grenze aufzubrechen. — — Auf den Feldern hinter dem Wischehrad bis zu den Bergen bei Krtsch stand das Heer aufgestellt. Mit stürmischem Zurufe bewillkommte es den König, der eben einherritt, um es zu mustern und sich an dessen Spitze zu stellen. „Es lebe der König! Heil dem König!" riefen tausende von Kehlen und die Waffen klirrten, die Pauken und Trompeten erschallten. Die Bewohner Prags, das heißt jene, die nicht mit dem Könige ziehen konnten, umstanden die Krieger, um Abschied zu nehmen von ihren Söhnen, Brüdern, Vätern oder Gatten, von allen denen, die für das Vaterland und für den christlichen Glauben in den Kampf zogen. Die Brust eines Jeden erweiterte sich in diesem so herrlichen Augenblicke. Im Auge des Königs glänzte eine Freudenthräne, als er die Fronte der Krieger hinabritt und die allgemeine Begeisterung sah. Plötzlich hielt er vor einem Haufen auserlesenen Volkes an, Jarosch von Stochow stand daselbst. „Ei, Jarosch," redete ihn der König an, „sehe ich Dich auch hier?"

„Von Deinem Hofe hast Du mich verbannt, mein König," antwortete dieser, „aber nicht vom Kampfe für mein Vaterland; das Vaterland ruft und ich bin hier, um für seine Vertheidigung mein Blut zu opfern."

Lange blickte ihn der König an, dann legte er die Hand auf seine Schulter und rief in großer Bewegung: „Das Volk, in dem ein Jeder persönlicher Feindschaft vergißt, wenn es gilt das Vaterland zu vertheidigen, wird nicht unterliegen!"

Und unter lautem Slawa-Rufen ritt er weiter.

Ein neuer Anblick bot sich dar: der Prager Bischof Nikolaus von Rüze nahte mit seinem ganzen Kapitel, den Prager Pfarrern und den Alumnen vom Wischehrad, alle im Ornat und in den Chorröcken; in den Händen des Bischofs glänzte das Allerheiligste. Als der König diese ehrfurchtgebietende Prozession sah, sprang er Angesichts seiner Krieger vom Pferde, seinem Beispiele folgte das Heer und die anwesende Volksmenge und Alle knieten im Schnee nieder, als der Bischof segnend die Monstranz erhob und die Alumnen zu singen begannen: „Salvum fac Domine populum tuum!" — Nur ein lautes Schluchzen, das dem Volke dieser ergreifende Anblick entlockte, störte den andächtigen Gesang und die feierliche Stille, die in den Reihen der knieenden Krieger herrschte. Die Glocken

Digitized by Google

des Wischehrad und von ganz Prag begannen zu läuten. Die Sonne zerriß plötzlich die Schneewolken, die sich in der obern Luft angesammelt hatten und der heitere Himmel blickte herab auf die Tausenden, die den Herrn anbeteten.

„Gott ist mit uns!“ rief der König mit erhöhter Stimme, erhob sich und schwang sich auf's Pferd. Er zog das Schwert und es über dem Haupte schwingend, rief er: „Im Namen des dreieinigen Gottes, vorwärts!“ Und augenblicklich standen die Krieger in Reihe und Glied und zogen über den Wischehrad ab.

„Lebt wol!“ riefen die Zurückbleibenden den Kriegern nach; „vergesset nicht an uns, an Euere Kinder, an's heilige Böhmerland!“

„Lebt wol!“ antworteten die Krieger, „und betet für uns!“

Der Bischof hielt segnend das Allerheiligste empor und die Priester und Alumnen sangen den zwanzigsten Psalm Davids: „Der Herr wird dich erhören am Tage der Noth, es wird schirmen dich der Name des Gottes Jakobs; er wird dir Hilfe senden vom Heiligthume und wird dich unterstützen von Zion aus.“

Als die letzten Haufen verschwanden, kehrte der Bischof mit den Priestern und Alumnen in feierlicher Prozession zurück, die Priester sangen Psalmen und das gemeine Volk: „Hospodine pomiluj ny!“ So zogen sie durch Prag bis auf den Hradschin in die Kirche des heil. Veit, wo das Allerheiligste zur Verehrung des Volkes ausgesetzt wurde, so wie auch zur Erweckung der Buße. Dasselbe geschah nicht nur in allen Kirchen Prags, sondern auf Befehl des Bischofs in ganz Böhmen. Bei Tag und bei Nacht waren die Kirchen geöffnet und das Allerheiligste ausgestellt, und so sollte es geschehen durch die ganze Zeit, während Böhmen Gefahr drohte.

Noch unter Wegs erfuhr der König, daß sein Schwager Herzog Heinrich von Breslau im Verein mit noch andern polnischen Fürsten ein Heer sammle und sich den Tataren im offenen Felde entgegenstellen wolle. „Wie unbedacht!“ rief der König; „eine Mäuseschaar will den Löwen bändigen? Nur Bedachtsamkeit und Ueberlegung können siegen!“ Durch Eilboten ließ er ihm rathen, sich in keinen Entscheidungskampf mit den Heiden einzulassen, sondern zu warten, bis er mit seinen Truppen zu ihm stoße.

Es war aber mehr Zeit zur Konzentrirung der Truppen, die an der Grenze lagen, nöthig, als der König gehofft hatte, denn als es wärmer wurde, zerfloß der Schnee auf den Bergen und Ueberschwemmungen zerstörten die Wege und verhinderten jede Vereinigung der einzelnen Abtheilungen oft auf einige Tage. Als endlich zu Anfang des Monats April sein Heer versammelt war, ohne daß die Grenzen unbeschützt geblieben wären, und gegen Glatz marschirte, erreichte ihn die schreckliche Nachricht, daß das von Heinrich von Breslau gesammelte Christenheer am 9. April 1241 bei Liegnitz gänzlich aufgerieben worden sei. Die Detail-Nachrichten über diese Schlacht lauteten also: Nachdem die Tataren Polen durchzogen hatten, brachen sie in Schlesien ein, gingen über die Oder, verbrannten Breslau und wandten sich gegen Liegnitz. Hier stellte sich ihnen Heinrich von Breslau entgegen, von den mit ihm verbündeten polnischen Fürsten dazu genöthigt. Sie bewiesen eine Tapferkeit und einen Heldenmuth, der an den letzten Sieg des Herzogs von Krakau erinnerte; obwol seine Macht aus nicht mehr als 30,000 Kriegern bestand, kämpfte er dennoch gegen 450,000 Tataren, während er doch wußte, daß der böhmische König ihm zu Hilfe eile; aber seine Verbündeten, welche ihre Kräfte theils überschätzten, theils auf den Siegesruhm eifersüchtig waren und ihn allein ernten wollten, nöthigten ihn zu diesem so unglücklichen Kampfe. Heinrich theilte das Christenheer in fünf Abtheilungen, dasselbe that auch der Tatarenchan. Fürst Boleslaw, der letzte böhmische Dèpolitz, der den Kampf kaum erwarten konnte, war deshalb zu Heinrich vorausgeeilt und er war der erste, der auf die Tataren losstürzte. Er warf auch wirklich ihre erste Abtheilung; als er sie aber zu schnell verfolgte, stürzte er einem Pfeil- und Speerregen entgegen. Vergebens eilten ihm die andern Fürsten zu Hilfe, vergebens war seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die gewaltig anströmenden Feinde. Alle Führer fielen und ihr Heer war aufgerieben. Heinrich von Breslau sollen die Tataren den Kopf abgehauen und denselben auf einer Lanze vor dem Heere einhergetragen haben. „Entsetzliche Nachrichten!“ rief der König vom Schmerz bewegt, „Heinrich! Heinrich! wie wirst Du vor Gott den Tod so vieler vergebens geopferter Christenleben verantworten? Und Ihr, polnischen Herren, wie oft wird noch Euer Uebermuth und Leichtsinn auf Eure Nation, so wie auf andere Völker ein solches Gewitter herabbeschwören? Aber Friede sei mit Euch und all' den Helden, die mit Euch gefallen!“

Auf diese Art war die Absicht des Königs, mit den Tataren im offenen Felde zusammenzutreffen und sie zu vernichten, vereitelt; ohne Zögern kehrte er an die Grenze zurück, um das Vaterland vor der Verwüstung derselben zu schützen. Diese folgten ihm auf der Ferse. Bei Ottmannsdorf schlug Peta Zelte auf und befahl seinen Horden, ihm einen Weg nach Böhmen zu bahnen und ihm den Kopf jenes Königs zu bringen, der es wagt, ihm in den Weg zu treten. Wie ein Schwarm Heuschrecken stürzten sie herbei und rannten gegen die Verhaue und Verschanzungen, die in den Engpässen aufgebaut waren, aber sie wurden zurückgeschlagen. In wilder Flucht flohen sie davon, einen solchen Widerstand hatten sie noch nirgends gefunden. Neun Tage hinter einander liefen sie Sturm, aber immer mit demselben Erfolge, wie am ersten Tage. Da erst, als schon Tausende Heiden gefallen waren, überzeugte sich Peta, daß er hier nicht durchdringen könne und zähneknirschend gab er den Befehl zum Aufbruch. Er hatte nämlich im Sinne, über Mähren nach Ungarn zu ziehen, sich dort mit dem Hauptheere Batu's zu vereinigen und dann nach Böhmen zurückzukehren, um sich zu rächen. Als aber sein Plan aus der Bewegung seiner Horden ersichtlich wurde, sandte der König eiligst achttausend böhmische Krieger unter Jaroslaw von Sternberg ab, damit sie sich nach Olmütz werfen und diese Stadt, den Schlüssel Mährens, beschützen. Ebenso wurden Eilboten nach Mähren gesandt, um das Herannahen der Tataren zu verkünden, damit, wie schon früher befohlen wurde, die Landleute sich in die Städte oder Burgen oder weiter hinein nach Böhmen flüchten könnten; der König selbst folgte mit dem Hauptheere den Tataren, immer längs der böhmischen Grenze hinziehend.

„Herr Smil, Du gehst auch mit uns?“ rief einer der Ritter diesem zu, als die achttausend Krieger, die nach Olmütz bestimmt waren, den geraden, kürzern Weg dahin marschirten.

„Freilich, lieber Boresch,“ antwortete dieser; „mir gefallen diese Tatarenteufel überaus gut, so daß ich mich wieder darnach sehne, ihnen so bald als möglich zu begegnen. Haschek ist auch mit uns und heute ist es das erstemal, daß er wieder lachte seit jener Zeit, als ich ihm in Prag von der Untreue — aber Donner! das ist sein Geheimniß!“

„Du hast Recht,“ lachte Boresch; „wenn Du einmal zu viel zu reden beginnest, so rede nicht zu Ende, dann wird gewiß Niemand errathen, was Du sagen wolltest. Aber daß

Digitized by Google

Jarosch von Stochow auch unter uns ist, das weißt Du vielleicht nicht, lieber Smil?"

„Ich sah ihn vor drei Tagen an Hascheks Seite," sprach Smil, „als sie miteinander einen Schwarm krummbeiniger Teufelchen jagten; sie haben sich schon versöhnt."

„Ach Smil, Smil," sprach Boresch die Achseln zuckend, „Du bist unverbesserlich; ich habe Dir doch gesagt, daß Jarosch von Stochow, Deine ewige Geißel, mit uns ist und Du plauderst solche Dummheiten!"

„Was für Dummheiten," Herr Boresch? fragte Smil, der sich schon zu ärgern begann.

„Jarosch von Stochow vergißt nie persönliche Beleidigungen, so lange er sie nicht gerächt hat," entgegnete Boresch, „im Kampfe wird er, wenn es sein muß, an der Seite eines Brudermörders stehen, aber ist der Krieg beendet, dann beginnt er seinen Streit wieder von neuem."

„Hierin kannst Du recht haben," meinte Smil, „aber ich denke, daß wenn Swatawa —"

„Ei, an die wird er wenig denken, ja er wird ihr vielleicht danken; aber was Fräulein Judith?" fragte er plötzlich.

„Ach, Fräulein Judith," sprach Smil mit dem Kopfe nickend, „ein schönes Mädchen, obwol nicht so schön als Fräulein Swatawa war. Man sagte, es sei Hascheks erste Geliebte gewesen und daß er sie Swatawas wegen verlassen habe, wie diese Jarosch Hascheks wegen verlassen hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, aber das ist gewiß, daß sie sogleich den Hof verließ, als Haschek dem Fräulein Swatawa den Hof zu machen begann."

„Nun, so leuchtet das doch Deinem Kopfe ein;" sprach Boresch, „gib Acht, Jarosch heiratet noch die Judith, die Leute aus jener Gegend, mit denen ich im Lager gesprochen, erzählen davon."

„Ha, das wäre ein verteufelter Einfall!" lachte Smil, „nun verlor er schon Judith und verlor Swatawa; Herr Haschek, Du hast kein gar großes Glück bei den Weibern."

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen verkürzten sie sich den Weg, als ob es keine Tataren gebe und ihnen keine Gefahr drohe. Erst als sie aus den böhmischen Bergen hervor in die mährische Ebene kamen, war die Aufmerksamkeit Aller auf den fürchterlichen Sturm, auf die Annäherung der Tataren gerichtet.

„Die Tataren kommen!" verkündigten die Boten in den Dörfern, „rettet die Seele, rettet das Leben!" und fast im Windesfluge verbreitete sich diese entsetzliche Nachricht durch ganz Mähren. Jammern und Wehklagen wurde überall vernommen: „Sie verbrennen unsere Hütten, sie verheeren unsere Felder!" O wie schwer, mehr als schwer ist es zu scheiden von dem Orte, wo unsere Wiege stand, von den Feldern, die wir mit unserem Schweiße befeuchtet, aber: „rettet die Seele, rettet das Leben," und das Volk verließ seine Dörfer und verbarg sich in den Wäldern, um der Grausamkeit der blutdürstigen Feinde zu entgehen, oder sie flüchteten in die Städte und Burgen unter den Schutz der Mauern und Verschanzungen, oder endlich zogen sie haufenweise nach Böhmen um hinter den Bergen die sicherste Zufluchtsstätte zu finden. Einen traurigen Anblick gewährten diese fliehenden Haufen. Mütter trugen ihre kaum lallenden Kinder auf den Armen, während die erwachseneren an ihrer Seite einherliefen. Die Männer halfen den Siechen, während die Erwachsenen das Hausvieh vor sich hertrieben, und überall hörte man lautes Weinen und Klagen, ja auch das stumme Vieh brummte traurig, als ob es den Schmerz seines Herrn fühlen würde. Alle Haufen, die dem Heere Jaroslaws begegneten, falteten die Hände und baten sie, sie zu beschützen, und riefen Gottes Segen herab auf ihre Vertheidiger. Bei jedem Kreuze, mit denen der fromme Sinn der Slawen die Hauptstraßen gleich am Anfange ihrer Bekehrung häufig geziert hatte, blieben die Fliehenden stehen, knieten nieder und beteten, wie ein gleichzeitiges Lied sagt, laut zu Gott: „Laß ab, o Herr, von deinem Zorne! befreie uns von den Mördern! befreie uns von unsern Verfolgern! Sie wollen unsere Seele zermalmen, indem sie uns umringen, wie Wölfe die Schafe!" Und es war nicht einer unter so vielen Kriegern, der von diesem so traurigen Schauspiele nicht gerührt worden wäre und jeder schwur, die Leiden seiner Landsleute, seiner christlichen Stammesgenossen, blutig zu rächen an ihren Urhebern, an den wilden Tataren. Jaroslaw beschleunigte den Marsch seines Heeres, denn schon kamen Nachrichten, daß die Tataren die mährische Grenze überschritten haben und im Lande sengen und brennen. Und als er endlich die Mauern und Thürme von Olmütz erblickte, waren in nicht großer Entfernung schon Rauchsäulen zu sehen, welche die Ankunft der Tataren verkündigten; zu gleicher Zeit erhob sich auch im Süden emporwirbelnder Staub. Verwundert blieb Jaroslaw stehen.

„Was ist das?" rief er, „naht der Feind denn auch von dieser Seite?" Und er befahl schneller zu marschiren und schickte zu gleicher Zeit einige Reiter aus, um zu rekognosziren. Diese kehrten bald mit Freudengeschrei zurück und verkundeten schon von ferne die gute Nachricht, daß es nicht Feinde, sondern Mährer, Brüder seien, die ebenfalls nach Olmütz zu Hilfe eilten. Andere mährische Haufen besetzten die von Natur aus festen Plätze, besonders den Berg Hostyn. Vor den Thoren der Stadt vereinigte sich Jaroslaw noch mit viertausend Mährern, so daß er sich mit zwölftausend Bewaffneten in der Festung Olmütz einschließen konnte. Diese bescheidene Anzahl hatte ihre Basis in den Bürgern selbst, so wie in den Landleuten, die sich in die Stadt geflüchtet hatten. Die Belagerung selbst ragt so glänzend unter den Weltbegebenheiten empor, daß alle andern persönlichen Verdienste, mit ihr verglichen, Nichts sind und in einem gleichzeitigen Liede heißt es: „Wie eine schwarze Wolke, die durch Hagel die Ernte fetter Felder zu verwüsten droht, wälzten sich die Tataren nach Mähren; wie im Herbste sich das Abenddunkel mehrt, so vermehrte sich die Menge der Tataren und in ihrer Mitte wiegt sich das Christenheer, wie in der Flu.h." Als jedoch Jaroslaw sich nicht in's freie Feld hinauslocken ließ, da raunten die Verderber der Völker im wilden Grimme gegen die Verschanzungen; aber immer zurückgeschlagen, wurden sie endlich des Sturmlaufens müde und lagert.n um Olmütz, in der Absicht, durch Hunger die Festung zu erobern.

Indessen zerstreuten sich die Tataren in verschiedenen Richtungen, um zu morden und zu sengen. Das Kloster Hradisch wurde erstürmt, angezündet und die Prämonstratenser-Monche ermordet. Aber vergebens bestrebten sich die Tataren, auch Hostyn zu erobern. Das Häuflein mährischer Helden, das daselbst lag, hielt sich, obwol es vom Durste gequält wurde, so lange gegen das Andrängen der Feinde, bis der vorsichtige Jaroslaw einen sichern Streich gegen diese blutdürstigen Asiaten führen konnte. In der Nacht vor dem 24. Juni rief Jaroslaw seine Leute in den Tempel des Herrn. Mit dem Allerheiligsten gestärkt, zogen sie ruhig aus Olmütz und überfielen das in Schlaf versunkene Tatarenlager. Voran gingen die Mährer. „Uns ist Mähren näher," sprachen sie, „es geziemt sich, daß wir zuerst auf seine Verderber stürzen."

„Gehet," antworteten ihnen die Böhmen, „wir werden Euch auf den Fersen folgen und Euch brüderlich unterstützen."

Digitized by Google

Sie überfielen das Tatarenlager: „Und es war der letzte so hartnäckige Kampf," erzählt das oben angeführte Lied, „es erschallte das Lärmen und Geklirre der scharfen Schwerter, ein fürchterliches Gezische entfuhr den Geschossen, dem Brechen der Speere, dem Geraſſel der scharfen Lanzen, es war ein Fluchen, ein Aechzen und ein Freudengeschrei; das Blut wälzt sich mit Sturmesschnelligkeit und Leichen liegen herum, wie Reisig im Walde." Und es gelang ihnen, die Räuberhorden zu besiegen und in die Flucht zu schlagen. Als sich aber die Tataren ermannten, warfen sie sich mit ihrer ganzen Macht auf Hoſtýn. Die Besatzung des Berges war schon durch den Wassermangel und durch die lange Belagerung zur Verzweiflung getrieben; als aber während eines Gewitters zur Nachtzeit ihre Quelle wieder belebt wurde und sie sich erfrischt hatten, machten sie am folgenden Tage einen Ausfall und das tatarische Lager gerieth in große Verwirrung; mit übermenschlichem Heldenmuthe, ja in Verzweiflung stürzten sie auf den Feind und es entspann sich ein hitziger Kampf: „Es war ein Gebrüll und ein Klagegestohne und schon begannen die Christen zu fliehen und die Tataren sie im wilden Gedränge zu verfolgen. Ei, da fliegt Jaroſlaw wie ein Adler einher, den harten Stahl vor der mächtigen Brust, unter dem Stahle Heldenmuth und Tapferkeit; Jugendstärke blitzt aus seinen feurigen Blicken. Ergrimmt jagt er einher, wie ein gereizter Löwe, wenn ihm das warme Blut aus den Gliedern fließt und wenn er angeschossen den Jäger verfolgt, so dringt er auf die Tataren ein. Die Böhmen hinter ihm, einem Hagelwetter gleich. Grimmig stürzte er auf Kublajevic (Chan Peta) und fürwahr, es war ein harter Kampf. Beide stürzten mit Speeren auf einander los, Beide zerbrachen sie unter gewaltigem Getöse; Jaroſlaw, der so wie sein Pferd ganz mit Blut besudelt war, führte einen grimmen Hieb mit seinem Schwerte und spaltete den Chan von der Schulter bis zur Hüfte, so daß er leblos unter die Leichen fiel, und über ihm rasselte der Köcher mit der Armbrust. Und es erfaßte panischer Schreck das ganze Volk der grausamen Tataren und in wilder Eile floh es dahin, wo die Sonne aufgeht. Und frei war die Hanna von den Mördern, von den Tataren."

Die Hanna und Mähren, ja ganz Europa war befreit vom mongolischen Joche.

IV.

Das böhmisch-mährische Heer verfolgte die Tataren und täglich, so lange die Tataren nicht aus Mähren verjagt waren, wiederholten sich die einzelnen Kämpfe. Der König befahl allerdings Vorsicht, aber schwer ist es, den entfesselten Zorn, die leidenschaftliche Rachsucht zurückzuhalten, die bei jedem Schritte vorwärts im verwüsteten Lande sich nur steigerte. Einzelne Haufen aus dem königlichem Heere zogen demselben weit voran und jagten den Tataren nach, die zerstreut aus dem Lande flohen. Oft trieben sie ganze Schwärme vor sich her, oft dagegen blieben auch die Tataren stehen und dann wurden kleine Schlachten geschlagen, die obwol unentschieden, doch blutig genug waren, und mancher Krieger und wackere Ritter büßte seine Kühnheit mit dem Leben.

Am dritten Tage nach der Niederlage bei Olmütz-Hoſtýn verfolgte ein solcher Haufe im Galopp eine ziemlich starke Tatarenabtheilung, die eine halbe Stunde Wegs vor ihnen ebenfalls in schnellem Laufe davonritt. „Schnell, schnell!" riefen einander die christlichen Reiter zu, „die Helden von Olmütz haben allen Ruhm sich allein genommen und wir aus dem Heere des Königs haben nur Nachtreiber gefangen, schnell! damit uns wenigstens die Nachlese nicht entgehe."

„Zum Teufel!" ärgerte sich lärmend ein Ritter von mehr als mittlerer Statur, der an der Spitze des Haufens auf einem ungeschlachten, aber flinken Pferde ritt, „zum Teufel, diese Satanasse jagen wie besessen davon, mein Brauner würde den Teufel erjagen, aber die Besessenen, nun wartet nur! Miroſch von Makotras läßt nicht ab; und wenn er Euch auf den Nacken kömmt — ha!" drohte er, den schweren Streithammer wie ein Spielwerkzeug über dem Kopfe schwingend. Und wieder verfolgten die Reiter die Flüchtigen.

„Recht so!" schrie plötzlich Miroſch auf, „ha, Du bist ein wackerer Bruder Edelmann; er hat uns noch überholt, ha!"

Und sein ganzer Haufe jauchzte laut auf.

Hinter einem waldigen Hügel, um den eben die Tataren jagten, stürzte ein Häuflein Krieger hervor, an ihrer Spitze ein schlanker, schön gewachsener Mann, der mit eingelegter Lanze gerade in das dichteste Gedränge der Tataren stürzte. Es blieb den Tataren kein anderer Ausweg übrig, als stehen zu bleiben und sich gegen diesen unvermutheten Angriff zu vertheidigen. Als sie die geringe Zahl der auf sie stürzenden Christen übersahen, erhoben sie ein Freudengeschrei und einem Schwarm von Horniſſen gleich, umzingelten sie das kleine Christenhäuflein; sie waren sicher, daß dieses geschlagen und vernichtet sein werde, bevor noch der zweite, viele stärkere Haufen, geführt von Miroſch, sie erreicht haben werde.

Dieser bemerkte die Gefahr der christlichen Krieger. „Sie unterliegen, sie unterliegen!" rief er! „halloh! halloh! Burschen!" und mit verdoppelter Eile jagte er mit seinem Haufen vorwärts.

Aber auch von einer andern Seite war die Gefahr bemerkt worden, in der diese Kühnen schwebten. Die Hügel, die sich links hinzogen, verbargen Miroſch und seinen Leuten einen andern Haufen, der ebenfalls die Tataren verfolgte. Jener Haufe von Kuhnen, die wahrscheinlich schnellere Pferde hatten als ihre Genoſſen, überholte diese und stürzte aus dem Walde auf einen nicht hohen Hügel, der die Tataren überragte, deren Zahl größer war, als der Führer des Christenhaufens vielleicht wähnte. „Halte Dich, Haſchek!" riefen ängstlich zwei oder drei Stimmen aus dem zweiten Haufen; aber diesen Ausruf übertönte das Freudengeschrei, mit dem die Tataren ihren Sieg feierten. Der Kampf dauerte nur kurze Zeit; das verwegene Häuflein wurde im wahren Sinne des Wortes zermalmt, ihr Führer vom Pferde gerissen und unbewaffnet wieder aufs Pferd geworfen und an dasselbe gebunden. Dies Alles geschah mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und die Tataren jagten ohne Zögern davon. Aber schon waren auch ihre Verfolger nahe und hinter dem Hügel trafen unvermuthet beide Haufen zusammen.

„Haſchek ist nicht unter den Todten!" rief einer der Ritter, der in einem Augenblicke das Schlachtfeld übersehen hatte.

„Desto schlimmer, Smil!" rief ein zweiter, „so ist er gefangen; im Galopp ihnen nach! Schau, Jaroſch hat uns schon überholt."

Und in der That bewies dieser abermals seine Kaltblütigkeit im Kampfe; auch nicht einen Augenblick verweilte er, um die Leichen zu besehen, weil er wußte, daß nur die größte Eile die Gefallenen rächen oder die vielleicht Gefangenen befreien könne, und in dem Augenblicke, als seine beiden Gefährten das kleine Schlachtfeld übersahen, war er schon um eine große Strecke voraus. Seine beiden Begleiter jagten ebenfalls im Galopp weiter, als plötzlich Miroſch mit seinem Haufen herbeieilte.

Digitized by Google

„Ha, Ihr Herren Brüder!“ rief er, sich zu Miroſch und seinem Gefährten gesellend, „wen haben denn diese Teufel mit sich geschleppt? Ich sah es sehr gut und es wäre Schade um einen so guten Handegen, zum Teufel! auch nicht Einen Augenblick bedachte er sich, ob er sie verfolgen solle.“

„Das ist schon so seine Art,“ antwortete Smils Gefährte, „sein heißes Blut jagt ihn in den Kampf, oft, wie auch jetzt, unüberlegt —“

„Du darfst nicht vergessen, lieber Boreſch,“ unterbrach ihn Smil, „daß Haſchek von Bor —“

„Was für ein Haſchek?“ schrie Miroſch auf und sein Auge funkelte, seine Wangen brannten in wildem Feuer unter dem Visire, er faßte Smils Pferd am Zügel und nöthigte es zum Stehen: „Was für ein Haſchek von Bor?“ fragte er mit fürchterlicher Stimme.

„Was fällt Dir ein, Herr Bruder?“ rief Smil verwundert, „welcher andere soll es sein als der, den die Tataren mitschleppten; aber hab' Acht!“

„Er ist's, er ist's!“ schrie Miroſch freudig, „und der verfluchte Tatar entführt mir ihn; mir und meinem Streithammer gehört er, aber er soll mir ihn nicht wegschleppen! Mir nach, Burschen!“ rief er den Seinen zu. Und er ließ dem Pferde die Zügel und jagte mit dem Winde um die Wette vorwärts, im wilden Galoppe flogen hinter ihm her seine Leute.

„Das ist wunderlich,“ sprach Smil, und jagte ihm nach; aber obwol er ein ausgezeichneter Reiter war, so konnte er dennoch nicht Miroſch gleichkommen, der bald auch Jaroſch eingeholt, ja sogar überholt hatte und wie ein Sturmwind die Tataren verfolgend sich ihnen immer mehr näherte.

Ein breiter Bach hemmte die weitere Flucht der Tataren. Einige trieben ihre Pferde zu dem kühnen Sprunge an und mancher kam glücklich hinüber, aber die meisten flogen vom hohen Ufer in's Wasser hinunter. Als dies die andern sahen, nahmen sie Anstand den Sprung zu wagen und wollten den Fluß entlang hinaufjagen, um eine seichte Furth oder ein engeres Bett zu suchen; aber dieser ihr kurzer Aufenthalt reichte hin, um sie einzuholen. Miroſch von Makotras stürzte unter großem Geschrei, den Streithammer über dem Kopfe schwingend, in's Gedränge, dahin in die Mitte, wo sich der Gefangene befand. „Her mit dem Gefangenen, Ihr Teufel!“ rief er, „ich lasse ihn Euch nicht, er gehört mir und meiner Rache!“

Die Tataren stoben bei diesem heftigen Angriffe auseinander, wie Queckſilber, in das man mit der Faust hineinschlägt, und bevor sie sich noch von ihrer Ueberraschung erholen konnten, eilten schon die Leute des Miroſch herbei, kamen auch schon Jaroſch und hinter ihm Boreſch und Smil mit ihren Leuten und es begann die Jagd; denn ein Kampf war es nicht mehr zu nennen, da keiner der Verfolgten an Vertheidigung dachte. Sie zerstreuten sich, in der Flucht ihr Heil suchend. Die Verfolger kehrten an den Platz zurück, wo Miroſch zuerst die Tataren angegriffen hatte und wo er allein mit dem Gefangenen zurückgeblieben war.

Kaum fühlte Haſchek, daß er der Fesseln entledigt sei und auf der Erde stehe, kniete er nieder und dankte Gott für seine Befreiung. Mit finstern Blicken schaute Miroſch auf ihn, mächtig hob sich seine Brust und seine Rechte umschloß fester den mächtigen Streithammer, der schon vom Blute der Tataren gefärbt war. „Nein, während des Gebetes will ich ihm nicht die Hirnschale zerschmettern,“ flüsterte er vor sich hin.

„Nun bist Du befreit, Herr Haſchek,“ jauchzten Boreſch und Smil, als sie zurückkehrten, „hier diesem Herrn Bruder,“ sie zeigten auf Miroſch, „hast Du es zu danken; er war der erste, der die Tataren angriff, und Jaroſch der zweite.“

Letzterer war ebenfalls von der Verfolgung zurückgekehrt, aber ohne sich um Haſchek zu kümmern, besichtigte er gleichgültig das Schlachtfeld.

„Gott habe ich schon gedankt,“ sprach Haſchek sich vom Boden erhebend, „und vor Euch, Ihr Herren Brüder, wiederhole ich mein Gelübde, das ich schon gethan, als mich die Tataren als Gefangenen fortschleppten. Der h. Johann der Täufer bewahrte den Fürsten Jaromir vor den Pfeilen der Wrſchowezen; ihm, und in ihm Gott, gelobte ich, wenn ich aus der Gefangenschaft entkomme, auf meinen Gütern eine Kirche zu bauen, und siehe da! ich bin befreit. Gott und der h. Johann sandten mir durch Euere Arme Hilfe — ich werde mein Gelübde erfüllen. Ich nehme Gott, ich nehme Euch, Ihr Herren Brüder, zu Zeugen, daß ich keine Laute berühren, daß ich kein anderes Getränk als Wasser trinken und nicht eher die Einsamkeit verlassen werde, als bis jene Kirche aufgebaut sein wird und ich als Diener des Herrn die erste Messe in derselben bedient haben werde.“

„Amen!“ sprachen andächtig Smil und Boreſch, selbst Jaroſch neigte das Haupt, denn solche Versprechen waren heilig und die Personen, die sie thaten, bis zur Erfüllung derselben halbheilig. Wehe dem, der ein solches Gelübde zu nichte machen wollte! Nur Miroſch schüttelte unwillig den Kopf. „Ha, Du wirst mir doch nicht entgehen, Haſchek von Bor!“ rief er heftig.

„Was redest Du da, Herr Bruder!“ riefen Smil und Boreſch entsetzt.

„Was ich da rede?“ wiederholte Miroſch; „ich sage, daß Haſchek von Bor die Kirche nicht aufbauen wird; denn ich habe ihn aus den Händen der Tataren befreit, damit er mir und meinem Streithammer Genugthuung gebe. Als ich aus meiner Burg zog, schwur ich ihn aufzusuchen, und wenn ich ihn im Höllenschlunde suchen müßte, um ihm die Hirnschale zu zerschmettern.“

„Wer bist Du? Was ist das?“ fragte Haſchek in wachsendem Entsetzen.

Miroſch öffnete sein Visir: „Kennst Du mich?“

„Miroſch von Makotras!“ rief Haſchek verwundert.

„Ja, der bin ich,“ sprach Miroſch, „und ein treuer Freund des Fräuleins von Zamlekow im Glücke, wie im Unglücke —“

„Gott! Was geschah ihr denn?“ fragte Haſchek erschrocken.

„Und das fragst Du? Ha, Memme!“ rief Miroſch, den Streithammer wild über seinem Kopf schwingend; aber im selben Augenblicke standen Smil und Boreſch zwischen ihm und Haſchek, ihre Schwerter gegen Miroſch zückend. „Halt ein!“ riefen Beide zugleich.

„Weshalb stellt Ihr Euch zwischen mir und ihn?“ fragte Miroſch, seinen Streithammer langsam senkend. „Ja freilich, Ihr kennt nicht sein Verbrechen; so hört denn und tretet dann zurück! denn bei meiner Seele, ich raufe mich mit Euch Allen! Die Erbin von Zamlekow — ach; Ihr habt sie nicht gekannt, sie, diesen lieblichen Engel, den ich von ganzem Herzen liebte; aber ich, der ich ein rauher Mann bin, konnte unmöglich die Liebe eines so schönen Fräuleins erwerben. Da kam Haſchek von Bor auf seine Güter, und seine Lieder, seine süßen Reden gefielen dem Fräulein Marie —“

„Also auch Du?“ rief Jaroſch, der bis jetzt unthätig,

Digitized by Google

aber aufmerksam den Streit angehört hatte, und stellte sich hinter Mirosch.

„Er weckte in ihrem Herzen die Liebe," sprach Mirosch weiter, ohne sich um Jarosch's Unterbrechung zu kümmern, „und ich gönnte es ihr, da sie doch so glücklich war; aber ich schwor, daß er elend vergehen müsse, wenn er sie unglücklich macht. Und dennoch — ha, er verließ sie! nachdem er die Blüte der Unschuld gepflückt, verließ er sie!"

„Jesus Christus! Was sagst Du?" rief Haschek, und Smil und Boresch auf die Seite stoßend sprang er auf Mirosch zu und dessen Hände in den seinigen, wie zwischen einer Zange zusammenpressend stierte er ihn mit herausgewälzten Augen, mit todtenbleicher Wange an. „Es ist eine Lüge!" rief er; „ich, ich kam nicht mit einem sündhaften Gedanken zu ihr, ich blickte zu ihr auf wie zu einer Heiligen; und Du sagst, daß — o bei den Wunden Christi beschwöre ich Dich, sage, daß es eine Lüge sei!"

Erstaunt blickte jetzt Mirosch bald auf Haschek, bald auf Jarosch. „Das ist wahrlich wunderlich!" sprach er, „aber doch kam vor nicht langer Zeit auf dem Schlosse ein neugeborenes Kind zum Vorschein —"

„Das ist etwas Ungewöhnliches," meinte Boresch; „und vertraute sich Dir, Herr von Makotras, die Erbin von Zamlekow?"

„Wo hätte ich soviel Kühnheit hergenommen," antwortete dieser, „sie darum zu befragen? fürchtete ich mich doch, sie zu sehen. Aber in der Gegend war das Gerücht verbreitet und sie selbst widersprach demselben nicht, denn öffentlich miethete sie eine Amme."

„Ein solcher Fehltritt würde die Oeffentlichkeit scheuen!" rief Boresch; „und Du hast Dich, Herr von Makotras, nicht auf andere Art, als durch das Gerücht, davon überzeugt?"

„Ich!" stotterte dieser, „zum Teufel! Was ich!"

„Ja Du," sprach Boresch, „Du, Herr von Makotras, hast das Fräulein, hast den Bruder Edelmann beschimpft!"

„Mir selbst scheint es," setzte jetzt Jarosch hinzu, „daß des Herrn von Makotras Eifer ihn für diesmal zu weit geführt hat, was mir sehr leid thut, da ich auch bei Herrn von Bor eine Scharte hätte auswetzen können."

„Nun, Smil, kenne ich Jarosch von Stochow? Läßt er jemals ab?" wandte sich Boresch zu diesem, mit einem bittern Lächeln auf Jarosch blickend.

Smil hatte kaum diese Fragen gehört, denn schon früher war er in Gedanken versunken. „Ei was," sprach er, „'s ist etwas verwickelt und ich begreife es freilich nicht so geschwind, aber in meinem Kopfe keimt ein Gedanke; hm! wie weit ist denn Schwihow von Zamlekow?" fragte er gleichsam sich selbst.

Haschek, der bisher gedankenlos Mirosch in's Gesicht gesehen und sich um die Reden, die geführt wurden, nicht gekümmert hatte, horte doch die nur so hingeworfene Frage Smils: „Licht! Licht will ich haben in diesem Dunkel! hin zu ihr nach Zamlekow, damit ich hell sehe!" rief er plötzlich, zu seinem Pferde springend.

Boresch hielt ihn zurück: „Warte Haschek," sprach er, „es ist das Beste, was Du thun kannst, und ich will und werde Dich nicht zurückhalten, ja wir Alle werden Dich begleiten; wir waren Zeugen Deines Gelübdes, Deiner Beschimpfung, wir werden Dich begleiten und Du mußt Genugthuung bekommen; aber nicht eher, als bis der König eingewilligt haben wird; persönliche Angelegenheiten müssen vergessen werden, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt."

„Das ist auch meine Meinung," sprach Jarosch, „und es bleibt uns dann noch Zeit übrig zur Beilegung unseres Streites."

„Nun so sei es," willigte Mirosch ein, „aber von nun an werde ich den Herrn von Bor wie meinen Augapfel bewachen und dies so lange, bis er seine Unschuld beweist, dann mag er jede Genugthuung fordern, ich werde sie ihm nicht verweigern, nein! ich werde mich nicht hinter den Ofen verkriechen."

Sie kehrten zurück und noch am selben Tage begegneten sie dem Heere des Königs, das, wie schon früher erzählt, durch die Olmützer Besatzung verstärkt, in Eilmärschen die Tataren verfolgte. Ohne alle Umstände trat Boresch vor den König, erzählte ihm die Begebnisse des heutigen Tages und bat um seine und der Uebrigen Entlassung.

„Eine wunderliche Begebenheit," sprach der König, nachdem er Boresch's Erzählung und Bitte angehört hatte; „man sagt, ein Sänger ohne Liebe — ein Himmel ohne Sterne; aber der arme Haschek hat kein Glück in der Liebe. Eben erhielt ich unter andern Nachrichten aus Prag auch diese, daß Fräulein Swatawa sich wieder am Hofe aufhält, blühend wie ehemals, und daß sie sich öffentlich mit Guntram von Gundolfingen verlobt habe. Ebenso wird sie des Deutschen Geißel sein, wie sie die Jaroschs und Hascheks war. Ein unbeständiges Weib ist eine Gottesgeißel für die Männer. Geht mit Gott, Ihr habt schon Alle Euere Pflicht gethan und leicht kann ich nun Euere Arme vermissen, aber nur unter einer Bedingung entlasse ich Euch: Es möge was immer geschehen, ein Kampf soll nicht stattfinden; ich nehme es über mich, den Schuldigen zu bestrafen."

Sie reisten ab und noch waren nicht zehn Tage verflossen, als sie schon in die Thore der Burg Zamlekow ritten.

„Also tretet Ihr zwei vor die Erbin von Zamlekow," trieb sie Jarosch an, auf Mirosch und Haschek zeigend; „was mich betrifft, so habe ich über diese ganze Angelegenheit auf der Reise nachgedacht und denke, daß Smil, der nach der Verfolgung der Tataren die Frage aufwarf: wie weit Schwihow von Zamlekow entfernt sei, seit jener Zeit, als er am königlichen Hofe mit Dummheiten herumwarf, an Klugheit bedeutend zugenommen habe." —

Freudig bewillkommte das Burggesinde Herrn Mirosch und Herrn Haschek und ehrerbietig ihre Begleiter, die der Schloßverwalter in den Hauptsaal führte, während Haschek und Mirosch sich in die Gemächer des Fräuleins Marie begaben.

Diese hatte sie in die Burg reiten gesehen und eine bange Ahnung durchfuhr ihre Seele, die Liebe erwachte wieder mit ganzer Kraft in ihrem Herzen, doch nur auf einen Augenblick, denn schon längst hatte sie aller Hoffnung entsagt, und nachdem sie eine Thräne, die ihr unwillkürlich als Erinnerung an ihre einstige Liebe in's Auge getreten, getrocknet hatte, erwartete sie ruhig deren Ankunft.

„Seid mir willkommen, heldenmüthige Beschützer des Vaterlandes und des Glaubens!" redete sie diese an, als sie in ihr Zimmer traten; „die rühmliche Nachricht von den Siegen des böhmisch-mährischen Heeres ist Euch schon um einen Tag vorausgeeilt, und ich dankte Gott für den Sieg der christlichen Waffen und auch dafür, daß er Euch Beide beschützte. Ich betete für Dich, Herr von Bor, und auch für Dich, mein bruderlicher Freund, Herr Mirosch, obwol Du in den Krieg gezogen bist, ohne von mir Abschied genommen zu haben."

„Ach, wie konnte ich Abschied von Dir nehmen, Fräulein Marie?" antwortete der schlichte Mann in großer Bewegung.

Digitized by Google

„Ich wollte nicht vor Dich treten, außer mit der Nachricht, daß Deine geraubte Unschuld gerächt sei, daß Dein Verführer nicht mehr lebe.“

„Unschuld? Verführer? Was soll das sein?“ fragte erschrocken das Fräulein.

„Dank, tausend Dank Dir, mein Engel!“ rief Haschek entzückt. Bis jetzt hatte er Fräulein Marie so starr angeblickt, als ob er ihre geheimsten Gedanken erspähen wollte; nun aber stürzte er zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände. „Du hast mir wieder den Glauben an die Menschheit zurückgegeben, ich kann nun wieder an des Weibes Tugend glauben, denn Dein Benehmen, Deine Sprache strafen Lügen das verläumderische Gerücht.“

Fräulein Marie legte ihre Hand an die Stirn: „Ich fange an zu begreifen“ — flüsterte sie — „ha, das?“ und sie trat einen Schritt zurück; ihr verletzter jungfräulicher Stolz färbte purpurroth ihre Wangen und ihr Auge blitzte, als sie Mirosch ansah.

Dieser konnte diesen Blick nicht ertragen, er senkte die Augen und ließ den Kopf hängen. „Bei meiner Seele,“ sprach er in demüthigem Tone, „ich sehe schon, was für eine Dummheit ich angestellt habe.“

„Also auch Du, Herr von Makotras?“ fragte Fräulein Marie mit Anfangs zorniger, aber später ruhiger Stimme; „also auch Du glaubtest den verläumderischen Worten und kamst nicht einmal, um Dich zu überzeugen? Und Du hast dieses Gerücht wieder weiter verbreitet, und deshalb hast Du Dich entfernt —“

„Halt ein, halt ein, Fräulein!“ bat Mirosch; „ich liebte Dich und mein Herz blutete über Deine Beschimpfung und meine Brust sprühte Rache; Du kennst mich und weißt, daß ich nicht lang überlege.“

„Ich glaube Dir,“ sprach Fräulein Marie ruhig, „Deine gar zu ängstliche Freundschaft hat Dich verführt. Zur Strafe dafür mußt Du das ganze Geheimniß anhören.“

„Ich will nichts hören!“ rief Mirosch heftig widerstrebend; „was wäre das für Vertrauen, wenn ich dem Fräulein nicht auf's Wort glauben wollte —“

„Ich will es,“ fiel ihm Fräulein Marie in die Rede; „mein Geheimniß betrifft freilich nur Herrn von Bor allein; aber er wird mir verzeihen, daß ich zur Bewachung meiner Ehre einen Zeugen verlange, dessen Schweigen ich verbürge.“

„Was werde ich hören müssen?“ fragte Haschek, der irgend etwas ahnend erröthete und aufstand.

„Rede nur, Fräulein,“ sprach Mirosch; „und so lange ich lebe, werde ich davon schweigen wie ein Grab.

„Es ist etwa ein halbes Jahr her,“ begann Fräulein Marie; „als ich aus Prag zurückkehrte; warum ich im Winter auf so beschwerlichen Wegen dahin gefahren, habt Ihr nicht nöthig zu wissen, genug daran, es war Anfangs Februar, als wir uns in den Waldern von Schwihow in der Richtung gegen Planitz verirrten. Mein Verwalter, der mich begleitete, konnte selbst den Weg nicht finden und so dankten wir Gott, daß wir eine Köhlerhütte fanden, in der wir warteten, bis das Schneegestöber aufgehört haben werde, das uns vom rechten Wege abgelenkt hatte. Der Köhler und sein Weib empfingen uns Anfangs unfreundlich, ja sie führten uns nicht einmal in eine warme Stube, sondern in eine Kammer, wo wir vor dem Sturme nur so halb und halb geschützt waren. In der Stube herrschte ein dumpfes Gesumme, der Köhler stand wie ein Wachtposten vor der Thüre der Stube, aus der bald nach unserer Ankunft das Weinen eines Kindes ertönte. Jetzt begriff ich, warum unsere Ankunft so unwillkommen war; wie aber wunderte ich mich, als das Köhlerweib mit dem neugeborenen Kinde, das eiligst in Windeln und Betten eingeballt worden war, in die kalte Kammer trat. „Weib, hast Du ein Gewissen?!“ rief ich, „daß Du mit einem solchen Kinde in eine so kalte Stube gehst?“ Das Weib blickte mitleidig das Kind an. „Armes, armes Kind,“ sprach sie, „einen Vater hat es nicht, und die Mutter stößt es gleich nach der Geburt von sich!“

Haschek seufzte schwer auf, er zitterte am ganzen Leibe und mußte sich an die Wand lehnen, in furchtbarer Erwartung ruhten seine Augen auf den Lippen der Erzählerin.

„Das ist eine Rabenmutter!“ sprach Mirosch erzürnt.

„Das ist nicht möglich! entsetzte ich mich,“ erzählte Fräulein Marie weiter. „Es ist ein überaus großes Unglück,“ sprach das Weib; „die Mutter fürchtet Verrath, zu mir hat sie Zutrauen, denn ich war ihre Amme, aber dieses Kind —“ „Dieses Kind bleibt nicht ohne Hilfe,“ rief ich; „stößt es die eigene Mutter von sich, so werde ich seine Mutter sein, aber vorher muß ich seine Mutter sehen.“ Anfangs wollte sie dies nicht zugeben, endlich willigte sie doch ein. „Vielleicht ist es eine Schickung Gottes,“ sprach sie, und ich nahm das weinende Kind in meine Arme und trat in die Stube. Kaum hörte die Mutter des Kindes Stimme, so kehrte sie ihr Gesicht gegen die Wand und rief: „Ich verfluche es, ich verfluche seine Geburt!“

„Entsetzlich!“ rief Mirosch, schwer aufathmend.

Haschek athmete kaum, nur sein todtenbleiches Gesicht verrieth den Sturm, der in seinem Innern tobte.

„Die Mutter,“ erzählte Marie weiter, „war einem angesehenen Geschlechte entsprossen und überaus schön; ohne des Priesters Segen wurde sie in einer Stunde der Schwäche Mutter. Ein Vierteljahr hindurch verbarg sie sich in jener Hütte und erwartete sehnsüchtig die Stunde ihrer Entbindung, um sich dann wieder in der Welt zeigen zu können. Sie vertraute mir Alles, als mein Zureden die Rinde ihres Herzens durchschnitten und ich ihr versprochen hatte, ihr Geheimniß nicht zu verrathen. Ei, Herr von Bor, hast Du bis jetzt noch immer nicht die Mutter errathen?“

„Swatawa!“ schrie Haschek auf und sank wie vom Blitze getroffen auf die Knie; „mein Gott! mein Gott!“ jammerte er, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend. Plötzlich raffte er sich auf. „Und das Kind? mein Kind!“ rief er, gegen Fräulein Marie die gefalteten Hände erhebend.

Diese begab sich in das nebenan liegende Zimmer und kehrte bald mit einem sorgfältig in Windeln gewickelten Kinde zurück und legte es in Hascheks Arme.

„Und Dir, dem Unschuldigen, fluchte Deine Mutter!“ sprach er auf das Kind blickend; „wohlan, ich reiße die letzte Erinnerung an sie aus meinem Herzen. — Fräulein Marie, Du Engel!“ wandte er sich zu dieser, „Du warst bis jetzt die Mutter dieses Kindes, sei es auch ferner!“

„Ja, das bleibe ich,“ antwortete diese, nahm wieder das Kind von ihm und trug es in das andere Zimmer zurück.

„Also darf ich hoffen?“ fragte Haschek, als sie zurückkehrte.

„Nicht so, lieber Haschek!“ antwortete sie, den Kopf schüttelnd; „ich weiß, daß Du mich liebtest, obwol Dein Mund nie dessen erwähnte, ich weiß auch, daß Du deshalb geschwiegen hast, weil Du durch heilige Bande an Swatawa gefesselt warst. Wenn Achtung die Liebe vergrößern könnte, so ist auch meine Liebe zu Dir gewachsen, ja jetzt kann ich Dir es gestehen, daß ich Dich geliebt habe, daß ich Dich noch liebe; aber ich

Digitized by Google

entsage jeder weitern Hoffnung, meine Liebe ist eine heilige Liebe und die Erinnerung an sie macht mir sie noch heiliger; nur dadurch, daß ich Dir entsage, vergesse ich Deinen Fehltritt, in meinem Andenken lebt ein Mann, der die Liebe in seiner Brust verheimlichte, um seine Pflicht zu thun. Wisse, daß ich in Prag war, um im Kloster des h. Georg aufgenommen zu werden. Nach Deiner Abreise legte ich das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab und ich wäre in die Klostermauern zurückgekehrt, wenn mich Gott nicht auf so wunderbare Weise zur Mutter Deines Kindes gemacht hätte. Auf dieses Kind übertrage ich all meine Liebe zu Dir und ich weiß, daß Du zufrieden sein wirst, zufrieden sein mußt. Indem Du Dir die Frucht der Liebe versagst, vertilgst Du die Sünde der Schwachheit; entsage doch auch ich, ohne etwas Anderes verbrochen zu haben, als, daß ich Dich liebte, der Du schon einer Andern angehörtest."

Und Thränen entströmten ihren Augen. Miroſch trat ungeduldig und in großer Bewegung mit einem Fuße auf den andern. Haſchek kniete beinahe vernichtet zu ihren Füßen und küßte ihre Hände: „Und mein Kind, werde ich mein Kind zuweilen sehen dürfen?"

„Wann es Dir belieben wird," antwortete Fräulein Marie; „benachrichtige uns auf dem Schlosse davon, und Du wirst Dein Kind sehen, mich aber suche nicht, mich begehre nie mehr zu sehen; es ist besser, wenn wir nicht mehr einander begegnen. Lebe wol, mein Lieber, lebe wol auf immer, auf ewig!" Sie neigte sich zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und verließ eiligst das Zimmer.

Lange dauerte es, bevor sich die Beiden ermannten; Miroſch weinte wie ein Kind und es war ihm anzusehen, daß er gern seinen Mißmuth an irgend Jemandem ausgelassen hätte. „Der Donner in Dein Kommen, Herr von Bor!" tobte er, als sie sich durch den Gang zu ihren Genossen begaben; „Deine letzte Anwesenheit ist an Allem schuld, aber zum Teufel! wer kann dafür? Du bist ein unglücklicher Mann, Herr Haſchek!"

„Nun, wie steht's? fragten Boreſch und Smil fast gleichzeitig, als die Beiden in den Saal traten.

„Fragt nicht, Ihr Herren Brüder!" antwortete Miroſch; „ich habe etwas Dummes angestellt; aber es ist so gut, Herr Haſchek weiß wenigstens, was er weiß. Und wer nun noch des Fräuleins von Zamlekow Tugend bezweifeln wollte, dem spalte ich den Hirnschädel, ich, Miroſch von Makotras."

Jaroſch trat nun näher zu Haſchek und die Rechte auf seine Schulter legend, sprach er: „Vor einem Jahre sprach ich zu Dir im Königshofer Garten: Wie sie mich verlassen hat, so wird sie auch Dich verlassen. Meine Prophezeiung ist, aus Allem ersehe ich es, in Erfüllung gegangen: ich bin zufrieden."

„Ha, Jaroſch!" erinnerte sich erst Haſchek.

„Du wirst eine Kirche bauen," sprach jener weiter; „nun gut, wenn sie erbaut sein wird, werde ich in derselben meine Trauung mit Judith von Kokſchin feiern, denn auch Dein damals geäußerter Wunsch ist erfüllt worden."

„Herr Jaroſch, das wäre nicht edel!" sprach Boreſch treuherzig.

„Laß das," sprach Haſchek und seine Miene erheiterte sich; „ja thue das, Jaroſch, es soll dies ein Theil meiner Buße sein, und wenn auch die, die ich nur mit Entsetzen nenne — Swatawa —"

„Genug daran!" rief Smil, „dafür werde ich schon sorgen, daß dem Fräulein von Schwihow die Lust vergehen wird, früher oder anderswo Ehegattin zu werden, als in Deiner Kirche." — — — — — — — — — — —

Haſchek erfüllte sein Gelübde. Etwa eine Stunde vom Städtchen Planitz auf einem vereinzelten Hügel ließ er den Grund zum Tempel des Herrn legen und der Bau ging so rasch vor sich, daß die Kirche schon am Jahrestage der Tatarenniederlage bei Olmütz eingeweiht wurde. Der Herr von Bor bediente selbst die erste Messe, nach deren Beendigung zwei Paare getraut wurden: Jaroſch von Stochow mit Judith von Kokſchin, und Swatawa von Schwihow mit Guntram von Gundolfingen. Als Judith und Swatawa vor der heiligen Ceremonie einander in der Kapelle begegneten, umarmten sie sich, weinten und reichten ihre Hände dem Herrn von Bor zur Versöhnung, der sich verpflichtet hatte, wie bei der Messe, so auch bei der Trauung im Kirchenornate zu dienen. Fräulein Marie, die ebenfalls bei dieser Feierlichkeit zugegen war, weinte vor Freude über diesen Anblick und umarmte Judith in großer Bewegung. Swatawa kniete vor ihr nieder und bat sie um ihren Segen, den ihr auch Fräulein Marie überaus gerührt ertheilte.

Diese Kirche, um die herum sich bald ein ziemlich großes Dorf erhob, steht noch heute, und noch im Jahre 1842 war hinter dem Altar ein Bild zu sehen, nämlich ein gefangener Ritter, der von wilden Tataren umringt ist; und erst vor etwa sieben Jahren ließ die fühllose Verschönerungssucht dieses an die Wand gemalte Bild übertünchen, wo es doch hinter dem Altar Niemanden beirrt hatte. Herrn Haſchek von Bors unglückliche Liebschaften wurden in einem Liede verewigt, von dem noch jetzt einzelne Bruchstücke im Munde des Volkes leben.

Feuilleton.

Alexander Freiherr von Bach,

kaiserlich österreichischer Minister des Innern.

(Mit einem lithographirten Porträt.)

Es gibt Charaktere im Leben, die, oft von wechselnden Geschicken gewaltsam hin und her geworfen, sich nur mit Besiegung nicht geringer Hindernisse für den eigentlichen Moment ihrer Zukunft entwickeln; deren abenteuerliche Vergangenheit aber nicht selten jene sicheren Garantien vermissen läßt, die immer dort, wo es einen wahren Bestand gilt, vorhanden sein müssen. Wieder Andere schreiten in dem fest gelegten Geleise stufenweiser, gründlicher und vielumfassender Ausbildung und dadurch gewonnener reicher Erfahrungen „entschieden, aber besonnen" vorwärts, in solch unverdrossener Beharrlichkeit jene Höhe erreichend, auf der es ihrer Ruhe und Einsicht gegönnt ist, Großes und Dauerndes zu schaffen und in den Tagen der Entscheidung die Blicke der Gesammtheit sich hoffend und vertrauend zuwenden zu sehen. Beide Gattungen sind ungewöhnliche Geister, erhaben über ihre Zeit, für deren Eigenthümlichkeiten in gleicher Weise empfänglich, aber entschieden in der Verarbeitung der empfangenen Eindrücke. Zu den wenigen Auserwählten der zweiten Gattung gehört der Staatsmann, dessen Wirken lange nicht in der Skizze erschöpft werden kann. Wenn es sich um die Bezeichnung einer Persönlichkeit handelte, die recht eigentlich und völlig ihrer Zeit angehört, die — um sich einer grammatikalischen Errungenschaft mit Glück zu bedienen — ganz und gar in der Gegenwart aufgeht, so daß sie nicht nur das Gepräge derselben: das Streben nach realer Fortentwickelung in den umfassenden Umrissen großstaatlichen Lebens an sich trägt, sondern auch mit ihrem ganzen Wesen in ihr lebt und auf sie einwirkt, so ließe sich keine andere, die

Digitized by Google

Alexander Freiherr v Bach

Digitized by Google

Digitized by Google

ihren schönsten Typus vollendet an sich trägt, treffender nennen, als die des Freiherrn Alexander v. Bach.

Irrig ist die Ansicht Derjenigen, welche dem Grundsatze huldigen, daß Männer, in deren Hände die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten niedergelegt ist, sich nur wenig von den Eigenthümlichkeiten ihrer Zeit berühren lassen und nur nach bestimmten Normen vorgehen dürfen, welche aus dem räthselvollen Buche der Geschichte durch Lesen zwischen den Zeilen gewonnen werden müssen. Bei den in Blut oder Gold geschriebenen Blättern der Geschichte bedarf es weniger dieser etwas mißliebig gewordenen Lesart, als jenes hochherzigen Geistes und festen Willens, den für Jeden, der ihn erfassen will, klaren und bündigen Sinn in seiner leicht verständlichen Bedeutung in sich aufzunehmen. Es bedarf keiner Sehergabe, wol aber ehrlicher Aufrichtigkeit, um aus ihr die Wahrheit zu gewinnen, daß die größten Menschen und unter diesen die bedeutendsten Staatsmänner durch ihre Zeit und durch den in derselben vorwaltenden Geist des Menschengeschlechts erzogen worden sind. Der Nachtheil früher oder später bleibt für Den nicht aus, der sich von diesem — auch heiligen — Geiste abwendet, während die Wirksamkeit jener Männer wesentlich gefördert und eine nachhaltig segensvolle wird, die sich von diesem Geiste durchdringen, zwar nicht unbedingt beherrschen, doch aber in wichtigen Dingen bestimmend leiten lassen.

Sie selbst und Alles, was mit ihnen einen Weg zu wandeln bestimmt ist, schreiten dergestalt einem entsprechenden Ziele entgegen. Nur auf diesem Wege wird die Empfänglichkeit für das Große und Erhabene bewahrt; das rechte Wohlwollende für alles Menschenwürdige geweckt; eine nutzvolle Klarheit und Besonnenheit in den Ansichten, eine wirksame Energie in den Handlungen erworben. Nur auf diesem Wege ist eine Uibereinstimmung in den Resultaten tiefsinniger, das allgemeine Beste im Auge behaltender Uiberlegung zu gewinnen und kann bei sorgfältiger Beachtung und strenger Würdigung der gegebenen Verhältnisse eben jener Punkt getroffen werden, von dem aus als Radien einer belebenden Sonne die Segnungen nach den verschiedensten Richtungen hin sich verzweigen.

Diese Beobachtungen erweckte in uns der Name des Staatsmannes, von dessen Leben wir hier die erste getreue Skizze der Oeffentlichkeit übergeben.

Alexandee Bach ist am 4. Januar 1813 geboren. Sein Vater, ein Mann von Geist, gepriesener Rechtlichkeit und staunenswerther Geschäftsumsicht, nahm unter den Rechtsgelehrten in der öffentlichen Achtung jene ehrenvolle Stellung ein, die nur ererbtem Vorrechte, der allbesiegenden Macht des Talentes, der anerkannten Stärke des Wissens und der Gediegenheit des Charakters eingeräumt zu werden pflegt. So bedeutend er in dem einflußreichen Amte eines ersten Rechtsanwaltes in der Residenz dastand, so einsichtsvoll sehen wir ihn in seinem Familienkreise walten und die Erziehung seiner Kinder nach jener planmäßigen aber fruchtbaren Methode leiten, deren glänzende Erfolge noch nie in Frage gestellt worden sind. War schon der Ruf des um die Förderung des Gemeinwohls hochverdienten Vaters so geachtet und verbreitet, daß dessen Name weit über die Residenz getragen worden, so sollte er durch die mit Weisheit und Umsicht erzogenen Söhne zu jener Höhe steigen, worauf zu gelangen sonst nur dem durch Jahrhunderte gepflegten und beschützten Privilegium vergönnt gewesen.

Alexander Bach war ein Knabe von den glücklichsten Anlagen. In seinem von der Natur wohlgebildeten Körper entwickelte sich unter der weisen Anleitung des Vaters Geist und Gemüth mit seltener Kraft und Leichtigkeit. In einer Erziehungsmethode, die weniger auf eine schnelle Entwickelung berechnet war, als vielmehr innerhalb der Schranken weiser Zucht und Mäßigung sich wirksam zeigte, gediehen die geistigen Fähigkeiten des Knaben, wenn auch naturgemäß, so doch immer in überraschender Weise. Der Jüngling beachte, begünstigt von glücklicher Befähigung, ein schönes Ebenmaß von Ideenreichthum, Verstandesreife, Gedächtnißfülle, ein warmes, für alles Edle leicht erregbares Gefühl und einen namentlich auf praktische Zwecke gerichteten harmonisch eingreifenden Schaffenstrieb zur Geltung.

Die Knaben- und Jünglingsjahre gingen theils unter dem Besuche der öffentlichen Lehranstalten, theils unter den Beschäftigungen einer sorgfältig eingerichteten häuslichen Erziehung vorüber. Schon in dieser Periode des Lebens erweckten die Leistungen des Jünglings die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, denen eine solche Fülle von Geistesgaben noch selten vorgekommen war, während die Bescheidenheit, mit welcher der glückliche Besitzer so reicher Vorzüge dieselben seinen Mitschülern gegenüber zur Geltung brachte, ihre wohlthuende Wirkung weder auf diese noch auf jene verfehlte.

Die Erlernung der verschiedenen Gegenstände kostete dem Zögling wenig Anstrengung, und ohne es darauf abzusehen, überflügelte er die besten seiner Mitschüler. Die Kenntniß der todten Sprachen reizte ihn, da er darin das beste Hilfsmittel, sich die lebenden mit aller Gründlichkeit anzueignen, erkannte. Deshalb verwendete er auch allen Eifer auf Erlernung der neueren Sprachen und insbesondere der italienischen, französischen und englischen.

Man konnte bei der Leichtigkeit, mit welcher er Alles in sich aufnahm, behielt oder in eigener Weise geistig verarbeitete, lange nicht bestimmen, wozu er sich ganz besonders eigne. Man war überzeugt, in jedem Fache, zu dem er sich entschlöße, würde er Ausgezeichnetes leisten. Er besaß die mannigfachsten Talente in ganz besonderem Grade; wo man hinfühlte, gab es einen harmonischen Ton. Eine Fähigkeit brauchte nur geweckt zu werden, zu ihrer Ausbildung wirkte des Jünglings reger Geist selbst mit, und ehe man sich's versah, war etwas Fertiges gewonnen. Dabei war er eine jener glücklichen Naturen, welche die todten, kalten Buchstaben falscher Wissenschaft instinctiv, ohne sich dabei aufzuhalten, gleichgiltig übersehen, hingegen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich gründliche Kenntnisse in praktischen Wissenszweigen anzueignen. Diese Richtung, welche der scharf beobachtende Vater bald durchschaute, wurde denn auch bei den ferneren Arbeiten und Studien zwanglos beibehalten und dort, wo der Jüngling einen besondern Trieb tiefer in den Gegenstand einzudringen offenbarte, jedes Hilfsmittel aufgeboten, den Gegenstand nach seinem ganzen Inhalte und Umfange zu bewältigen. Daher jene Gründlichkeit, die sich bei dem Staatsmanne unter der Grazie einer Leichtigkeit und Faßlichkeit offenbart und geeignet ist, das gerechte Staunen schwerfälliger Theoretiker zu erwecken, die kaum auf langen Umwegen Das erreichen, was hier in einem einfachen Ausspruche ebenso rasch als zweckmäßig und entscheidend erzielt wird.

Das Bewußtsein einer freien, nur von der Selbstbestimmung geleiteten Entwickelung erhöhte den Drang der Ausbildung. Sein Wissenstrieb nahm mit den Jahren immer mehr zu, steigerte seinen Eifer, und immer mehr und mehr vertiefte sich der junge, von außerordentlichem Wissensdurste beseelte Mann in jene Gegenstände, die ihn vor allen andern anzogen. Diese Zwanglosigkeit in der Methode reifte und bildete seine Urtheilskraft; er, der in seinem Drange nach Erkenntniß selbst nie einem Zwange oder Hemmniß unterworfen gewesen, blickte auch Alles vorurtheilsfrei mit belebender Unbefangenheit an; so gewöhnte er sich, nicht engherzig oder mit verletzendem Vorbehalte ungewöhnliche Verhältnisse zu prüfen, oder über Persönlichkeiten wegwerfend zu urtheilen, in denen durch einen rückhaltlosen, demüthigenden Ausspruch oft eine tüchtige Kraft mit einem Male gelähmt werden kann. Er lernte schon damals, was dem Staatsmanne zumeist frommt, den Geist überall, wo und in welcher Form er sich offenbart, eben als solchen achten und gelten zu lassen. Wie er empfing, so gab er zurück.

Zu seiner von den gediegenen Rechtsgrundsätzen des Vaters genährten Achtung für die Menschheit und ihre heiligsten Interessen wurde durch eine solche Erziehungsmethode somit schon frühzeitig der Keim gelegt; sie wurde auch der mächtige Hebel seiner späteren Handlungen und bildet noch jetzt eine jener Eigenschaften des Staatsmannes, die Jeden fesselt, der mit ihm zu verkehren Gelegenheit hat. Gleichen Schritt mit seiner geistigen Fortbildung hielt die physische. Nur im gesunden Körper kann eine ganz gesunde Seele wohnen. Auch darin wurde nichts übersehen und der Jüngling betrieb jene körperlichen Uibungen, die den Leib schmeidigen und stärken, mit Vorliebe und mit für seine Gesundheit nachhaltigem Erfolge.

Wir übergehen die Momente eines jugendlichen Lebens, die in einem monarchischen Staate, dessen Unterrichtswesen seinen anderen administrativen Normen analog eingerichtet war, sich in gewissen Kreisen fast stetig dann wiederholen, wenn der Sohn in die Fußstapfen des Vaters treten und sein Wirken auf jene Sphären ausdehnen soll, in denen der Vater mit so segensreichen Erfolgen gewaltet. Die Vorstudien werden vollendet, das Brotstudium, dessen Wahl entweder das Resultat väterlicher Autokratie oder eines Familienrathes zu sein pflegt, wird gewählt, bis endlich der Augenblick erscheint, in welchem der mit allen

Digitized by Google

Qualitäten Ausgerüstete als Mann ins Leben treten und Das, was er theoretisch sich angeeignet, praktisch bethätigen soll. Wir sehen Bach, kaum 24 Jahre alt, zum Doktor der Rechte promovirt werden und einstweilen in den Dienst der kaiserlichen Kammerprokuratur treten, in welcher für die juridische Geschäftspraxis wirklich sehr ersprießlichen Stellung der junge Rechtsgelehrte während eines fast neunjährigen Staatsdienstes sich mit dem Gange und dem Wesen der Administration vertraut machte. In dieser Sphäre erschlossen sich ihm nun neue Gesichtskreise, sein lebendiger Geist fand hier einen fruchtbaren Boden, den sein Wissensdrang auch nicht brach liegen ließ. Dem in der Rechtssphäre Beschäftigten ist es zunächst vergönnt, das Morsche und Veraltete, was Zeit und Menschenwerk aufgeführt und von dessen immer loser werdendem Gefüge die Gesellschaft kaum noch zusammengehalten zu werden vermag, zu erkennen. Derjenige aber, der sich nicht allein in seiner nächsten Umgebung heimisch weiß, sondern dessen Blick weit über die Grenzen des Vaterlandes forschend hinausschweift, der mit feinem Geiste die Institutionen fremder Völker aufmerksam verfolgt, geräth nicht gleich von der sich allgemein geltend machenden Thatsache, daß etwas unhaltbar sei, in Verlegenheit oder gar in Angst. Ein tüchtiger Mann stellt sich in dringenden Fällen immer über die Ereignisse, und es ist nur Sache der Schwachen, sich von den Ereignissen überstürzen zu lassen. Mit Zuversicht blickt jener in eine oft nicht zu nahe liegende Zukunft, die er dann lebendigen Geistes in seiner Fantasie mit seltener, vorausbestimmender Sicherheit gestaltet. Das Leben inmitten beengender Verhältnisse ist regen Naturen nicht ausreichend. Große Geister suchen Raum zu naturgemäßer, weitgreifender Entwickelung. Der Gedanke, die Ferne aus eigener Anschauung kennen, die Menschen in Verfolgung ihrer höchsten Zwecke aus dem Umgange mit ihnen selbst beurtheilen zu lernen, gewinnt in solchen Naturen mit der Zeit eine solche Gewalt, daß sie leicht an die Verwirklichung ihrer Wünsche schreiten. Nichts darf unterlassen werden, wodurch das Wissen genährt, die Idee geläutert und der Geist in freier und unbeirrter Entwickelung zu dem Ziele alles Strebens, zur That im Augenblicke der Entscheidung gestärkt wird. Wer je eine mehr oder minder bestimmte Ahnung, bildend in die Verhältnisse seiner Zeit einzuwirken, in seiner Brust verschlossen getragen, dessen Blicke schweifen ins Weite, ohne deshalb das Gute, das Bewährte in nächster Nähe geringer zu achten. Allen Auserwählten dieser Potenz, allen diesen echten „Rittern vom Geiste" wird der Drang, die Welt zu sehen, fast identisch mit dem Streben, sich und die Seinigen naturgemäß, aber nie erfolglos zu fördern. Auch A. Bach wollte seine Kenntnisse befestigen, nach ihrer praktischen Seite hin erweitern, und beschloß zu reisen

Er unternahm nun nach und nach mehrere Reisen, auf denen er jene Staaten des Continents besuchte, deren Civilisation und hoher Culturgrad immer als maßgebend in der Geschichte europäischer Gesittung gelten werden. Die Kenntniß fremder Sprachen machte seine Pilgerfahrten besonders nutzbar, und er konnte sich, mit den mannigfaltigen Hebeln einer großartigen und complicirten Administration genau bekannt, an Ort und Stelle von dem Einflusse und dem Werthe der verschiedenen staatlichen Einrichtungen überzeugen. An Anlässen zu Vergleichen fehlte es unter solchen Umständen nie, und wie belehrend, wie bildend die Resultate solcher durch den Augenschein gewonnenen Studien sind, braucht kaum bemerkt zu werden. Auf diesen Reisen näherte sich der geistreiche Rechtsgelehrte, dem der Ruf und die Stellung seines berühmten Vaters jeden Salon, die Pforten in die Gemächer des Staatsmannes wie des Gelehrten öffneten, den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Besucher und Besuchte mochten damals kaum ahnen, daß jene flüchtigen Reisebegegnungen die Vorboten einer Annäherung waren, die aus einer dem Genie zugestandenen Aufmerksamkeit in ein Recht des Staatsmannes übergehen sollte.

Eine andere in den Jahren 1846—47 in Gesellschaft seines jüngeren Bruders unternommene Reise in den Orient erweiterte in anderer Weise den Gesichtskreis des Beschauers und mochte den ahnenden Blick mit doppelter Schärfe auf jene klassischen Gegenden richten, auf deren Ebenen jetzt, ein Jahrezehent später, die Bedingungen eines neuen politischen Gleichgewichts mit dem Schwerte und in Blut geschrieben werden sollen.

Als nun der denkwürdige Zeitpunkt eintrat, der Alle, nur nicht jene überraschte, die mit der Zeit gegangen waren, war Alexander Bach, der früher bereits nach seines Vaters Tode, an die Spitze seines Geschäfts getreten war und im Geiste des Verblichenen, dem ein herrliches Andenken ins Grab folgte, dasselbe fortführte, Einer von den Wenigen, auf den sich wie auf ein heimlich getauschtes Losungswort die Blicke Aller richteten, die ein großes, gewaltiges Oesterreich wollten. Er suchte nichts, er mußte gesucht werden. Am 8. Juli 1848 trat das Ministerium Pillersdorf ab, am 19. Juli ernannte der Monarch das neue, an dessen Spitze als Minister des Aeußeren und des Hauses der Freiherr v. Wessenberg stand. Dr. Bach ward Minister der Justiz. Damals hieß es von ihm: „Ein Mann des Rechts, der rechte Mann." Nun stand Alexander Bach auf jenem Posten, wo ihm seine reichen Kenntnisse, seine vielseitigen Erfahrungen und sein vorausgegangener Ruf die erfolgreichste Geltung verschafften. Mit Geist und Energie ging er jetzt an die Umgestaltung des österreichischen Justizwesens, und leistete trotz der Ungunst der Verhältnisse Bedeutendes. Im Reichstage hielt er bei den Verhandlungen über die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes das von einer Partei stark angefochtene Prinzip der Entschädigung aufrecht. — Bei der Frage über die Sanktion der Beschlüsse des constituirenden Reichstages sprach er für das Veto mit Entschiedenheit und Begeisterung. — Endlich von der Idee der Centralisirung der Monarchie durchdrungen, trat er gegen die Bestrebungen der ungarischen Patrioten mit rückhaltloser Bestimmtheit auf. In diesen drei wichtigen Momenten — den wichtigsten möchten wir sagen, in denen der Reichstag mitsprach — charakterisirt sich die Stellung, welche Minister Bach in der traurigen Epoche jener denkwürdigen Zeit in dem kurzen Zeitraume von vier Monaten behauptete. Er hat in den entschiedensten Augenblicken duech sein Wort, mit aller Energie zur rechten Zeit gesprochen, rettend eingewirkt, endlich aber das hohe Amt, als die wilde Pöbelherrschaft die Oberhand gewann, am 8. Oktober zugleich mit dem Minister Doblhof niedergelegt. Am 21. November bildete der indeß zum Minister des Aeußern und des Hauses ernannte Fürst Felix von Schwarzenberg ein neues Cabinet, in welchem Graf Stadion das Portefeuille des Innern, A. Bach das der Justiz übernehmen sollte. Graf Stadion stellte als Bedingung der Annahme des Portefeuilles den Wiedereintritt des Dr. Bach, und nur den dringlichen Vorstellungen des Grafen gelang es, den Dr. Bach zum Beitritt zu bewegen. Als später Minister Stadion bedenklich erkrankte, führte Minister Bach provisorisch die Geschäfte seines Collegen, bis endlich, als am 28. Juli 1849, der wegen Kränklichkeit beurlaubte Graf Stadion zum Minister ohne Portefeuille ernannt worden, A. Bach das bisher provisorisch verwaltete Ministerium des Innern definitiv übernahm, während sein Portefeuille in die Hände des Freiherrn v. Schmerling überging.

Der uns eng bemessene Raum gestattet es nicht, das lange nicht abgeschlossene Wirken des Staatsmannes nach seinen Einzelnheiten zu schildern. Die Handlungen eines Mannes, der als erster Rathgeber an der Seite des Monarchen und an der Spitze der Geschäfte steht, lassen sich wohl in chronologischer Folge einzeln aufzählen, aber da viele derselben als „rettende Thaten" bezeichnet werden müssen, so können wir das beneidenswerthe Geschäft, in die Charakteristik seiner Verwaltung einzugehen, nur dem Biographen oder Historiker überlassen, während wir nur unsere Aufgabe, den Staatsmann, den Minister und den Menschen im Allgemeinen zu betrachten, lösen wollen.

Als Staatsmann besitzt Freiherr von Bach eine wunderbare Ruhe und einen sichern Blick in die ungewöhnlichen politischen Verwickelungen der Gegenwart. Daß die Freiheit der öffentlichen Meinung, die nun einmal besteht, in dem beharrlichen Konflikte aller gegebenen Verhältnisse, in dem steten Kampfe der besonnenen Stärke mit den Utopien gefährlicher Bestrebungen aufrecht erhalten wird, ist hauptsächlich das Werk des Freiherrn von Bach. Seit die Zeit in Oesterreich eine neue geworden, steht er da zwischen den auf einander stürmenden Kräften des Staates und jenen Gewalten, die von außen mehr hindernd denn fördernd einwirken; von keiner Kraft erschüttert, von keiner fortgerissen, bewegt er sich unter der Last einer gewaltigen Geschäftsführung mit einem wohlthuenden Gleichmuthe und der nur wirklich großen Charakteren eigenen Sicherheit. Er hat nicht blos in die neue Gestaltung der Monarchie — sein ursprüngliches Centralisirungs-Programm mit Einräumung nothwendiger, rechtlich begründeter Vorbehalte energisch durchführend — selbst schöpferisch eingegriffen, sein sicherer Blick mußte auch bei dem unbedingten Vertrauen des Monarchen in seinen geist- und kenntnißvollen Rathgeber in die

Digitized by Google

Wirren der äußeren Verhältnisse prüfend schauen, um, wenn es galt, ein Nächstes und Bestes zu ergreifen, seinen wohlerwogenen Rath in die Wagschale zu legen. Die Großen des Reiches, das er als Minister leitet, die Würdenträger, außerordentlichen Botschafter fremder Staaten, die Helden des Tages und Koryphäen der Wissenschaft, welche das Ausland zu verschiedenen Zwecken abordnet, Alles, was man als die hervorragenden Persönlichkeiten des Momentes oder der Zeit überhaupt bezeichnet, findet sich im Bureau oder in den Salons des Staatsmannes ein, die es dann immer mit sichtbarem Genügen verläßt. Freiherr von Bach läßt nichts gleichgültig an seinen Blicken vorübergehen und prüft mit besonderer Aufmerksamkeit jene administrativen Maßregeln und Einrichtungen fremder Staaten, deren Anwendung im Kaiserstaate von glänzenden Folgen begleitet sein könnte. Ein stetes Augenmerk richtet er auf die Behandlung der Statistik und ihre Benutzung zu staatlichen Zwecken, deren Ergebnisse dann großartig sind, wenn die Arbeiten nicht in minutiöse Zahlenspielerei ausarten. Er hält immer gleichmäßigen Schritt mit der periodischen Presse des Auslandes, und seine vielen und umfangreichen Arbeiten hindern ihn nicht, Tag für Tag einen oft stundenlangen Unterricht bei der öffentlichen Meinung zu nehmen, die sich entweder verdeckt oder offen in den Journalen Englands, Frankreichs, Deutschlands und der italienischen Staaten ausspricht.

Freiherr von Bach als Minister hat eine eben so große als schöne und wichtige Aufgabe zu lösen erhalten. Es galt, die Monarchie umzuschaffen, eine Monarchie, deren heterogene Elemente lange nur künstlich zusammengehalten worden, und die nun naturgemäß auf's Innigste verschmolzen werden sollen. Jenes Alte, was ohne innere Nothwendigkeit und eben darum ohne innere bindende Kraft sich mehr zufällig zu erhalten gewußt hatte, mußte einem Neuen weichen, das nach den höheren lebenskräftigen Ansichten einer schwer zu befriedigenden Gegenwart erst gefunden, durch scharfsinnige Combinationen herausgedacht werden sollte. Es war eine Riesenaufgabe zu vollenden, und wer, dem es gegönnt ist, einen Blick in die bestehenden Verhältnisse zu thun, und die neue politische Gestaltung des großen österreichischen Ländercomplexes zu prüfen, könnte es läugnen, daß diese Aufgabe zum großen Theile und glücklich gelöst sei?

Der Minister schreibt mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit, die Feder folgt in bewunderungswürdiger Schnelligkeit den Gedanken, um sie durch die Schrift zu fesseln. Er nimmt in die wichtigen und oft in die minder wichtigen Arbeiten seiner Bureaux immer selbst Einsicht. Nur die angeborene, wol in jener fiscalamtlichen Praxis ausgebildete Gabe eines schnellen Ueberblicks, mit dem er sich oft aus den Labyrinthen der Aktenconvolute herausfindet und den eigentlichen Knotenpunkt bloßlegt, den es zu lösen gilt, läßt es erklärlich, wie es für den Einzelnen möglich ist, solche Massen von Arbeit, die das Denkvermögen in der mannigfaltigsten Weise anstrengen, zu bewältigen. Dadurch natürlich ist der Geschäftsgang in einer unter dem frühern System unbekannten Weise beschleunigt, und die einstige Thatsache vom „Liegenlassen und Liegengeblieben," gehört nur noch zu den Märchen einer vergangenen Zeit.

Seine hohe Stellung, wie leicht begreiflich, bedingt einen mächtigen Einfluß; in Ausübung desselben läßt er sich nicht von persönlichen Neigungen, von Gunst und Ungunst leiten. Mit geradem Rechtssinne und großmüthigem Wohlwollen befördert er alle Würdigen und weiß, wenn es gilt, durch unerwartete Anerkennung zu überraschen. Wie der Staatsmann die öffentliche Meinung in den großen Journalen des Auslandes prüfend verfolgt, so nimmt der Minister in die journalistische Presse der Monarchie Tag und Nacht Einsicht und läßt nichts seinem Scharfblicke entgehen. Sein Verhalten gegenüber der Wissenschaft ist fördernd, wirklicher Talente wo sie sich finden, ermunternd und erhebend. Als Curator der Akademie der Wissenschaft fördert er die Bestrebungen dieser Körperschaft in mannigfacher Weise. So hat er die längst von vielen Seiten immer vergeblich ersehnte Bibliographie der österreichischen Literatur in's Leben gerufen und die Herausgabe jährlicher bibliographisch statistischer Berichte über die polyglotte Literatur der Monarchie nach allen Wissenschaftsfächern eingeleitet; eine Idee, die bisher nirgends verwirklicht worden und jetzt wohl bald Nachahmung finden dürfte. Er schätzt wissenschaftliche Bestrebungen und hält es damit so genau, daß er je nach der Wichtigkeit der literarischen Zusendungen, die er, wenn sie ihn speziell interessiren, selbst prüft, sonst von kompetenten Personen prüfen läßt, den Einsendern durch sein Bureau das Dankschreiben zukommen läßt. Daß dieser an sich einfache Akt ungewöhnlicher Höflichkeit nicht selten zum Hebel mancher interessanten geistigen Arbeit wird, braucht wol kaum bemerkt zu werden.

Wo geistige Versuche noch sonst eine feuchtbare Seite darbieten, munteret er zu deren weiterer Bearbeitung auf, und weist hervorragenden Talenten immer die rechte Seite an. Trotz den sich täglich mehrenden Geschäften nimmt er Einsicht in Alles, was in den verschiedenen Gebieten der Kunst und Industrie geschaffen wird, er übt ganz im Stillen recht eigentlich das erhebende Amt eines Mäcens. Da ihm unter solchen Umständen nicht selten die kostbaren Stunden des Tages genommen werden, die auch an mehreren Tagen der Woche mit den unermüdeten Audienzen dahingehen, so nimmt er, um mit den unaufschiebbaren Geschäften seines Cabinets immer auf der Höhe zu bleiben, die Stunden der Nacht zur Hilfe. In den weiten Räumen des Ministeriums sind in den einzelnen Bureaux längst schon die Lichter erloschen, die Fenster seines Arbeitsgemaches sind noch spät nach Mitternacht erleuchtet; denn der unermüdliche Staatsmann arbeitet daselbst in der feierlichen Stille der Nacht, keinen Sekretär zur Seite, und nimmt Einsicht in die Arbeiten der Bureaux.

Freiherr von Bach als Mensch besitzt alle Eigenschaften, welche den eigentlichen Zauber eines höhern gesellschaftlichen Lebens ausmachen, wie sich dies bei einem Manne so reichen und gründlichen Wissens von selbst versteht. Im hohen Maße heiter, liebt er heitere Umgebung. Ein großer Freund der Natur, widmet er ihr die wenigen Momente, die ihm seine Geschäfte übrig lassen. Man kann ihn zu gewissen Stunden des Tages je nach der Jahreszeit ihre Herrlichkeit immer dort genießen sehen, wo sich den Blicken eine weite labende Aussicht entfaltet, die er dann von Zeit zu Zeit still stehend und die Gegend betrachtend, mit einem behaglichen Gefühle in seine Seele aufnimmt. Wenn er sich durch irgend eine Pause in den Geschäften begünstigt, im Jahre ein paar Tage Erholung gönnt, so ist es ein Ausflug in's Gebirge, auf welchem er sich dann dem ungestörten Genusse der Natur hingibt. Er liebt das Schauspiel, noch mehr aber die Musik, für welche in seiner Familie eine vorherrschende Neigung obwaltet, und die von einzelnen Gliedern derselben mit Virtuosität behandelt wird. Im Schauspiel fühlt er sich vornehmlich zu den Spielen der heitern Muse hingezogen, deren Darstellung im Burgtheater der Residenz in bisher unübertroffener Vollendung stattfindet. Freien offenen Sinnes, großmüthigen Wollens und von seltener Gelassenheit, offenbart er eine Liebenswürdigkeit im Benehmen, die jeden entzückt, der in seine Nähe kommt. Stets aufmerksam für Andere, ohne Etwas für sich zu fordern, spricht sich in seinen Handlungen jener harmonische, sittliche Gleichmuth aus, der im gesellschaftlichen Leben die großen und kleinen Erfolge spielend gewinnt, an denen oft Macht und das zur Schau getragene Selbstbewußtsein scheitern.

Dies die Umrisse eines Staatsmannes, der in denkwürdigen Zeiten an die Spitze der Geschäfte in einem großen Staate getreten, der die Zustände einer bedenklichen Verwickelung beseitigt, der eine neue, aber feste Ordnung der staatlichen Verhältnisse trotz der Ungunst mannigfaltige Fügungen durchgeführt hat. Einst pflegte man mit gerechtem Stolze zu sagen: Groß steht Oesterreich da, heute kann man mit noch gerechterem Stolze ausrufen: Groß und gewaltig schreitet Oesterreich vorwärts. L. J. Z.

Pelissier.

(Mit dem xylogr. Porträt.)

General Pelissier, der nunmehrige Oberbefehlshaber der Verbündeten vor Sebastopol, ist am 11. Juli 1794 geboren und somit 61 Jahre alt. Nachdem er das polytechnische Institut in Paris und hierauf die Generalstabschule mit dem günstigsten Erfolge besucht hatte, nahm er als Unterlieutenant an den Kämpfen des Jahres 1814 Theil. Später wurde er in die königliche Garde eingereiht und im Jahre 1830 als Kapitän des Generalstabs nach Afrika gesendet, wo er sich in dem damaligen Feldzuge gegen die Kabylen glänzend hervorthat und zum Eskadronchef befördert wurde. Vom Jahre 1831 bis 1840 dem Generalstabe in Paris zugetheilt, verließ er im letzteren Jahre, geschmückt mit dem Kreuze der Ehrenreligion, als Oberstlieutenant sein Vaterland, um demselben in der Kolonie Algerien wieder wichtige Dienste zu leisten. Als Chef des Generalstabs begleitete er 1841 den General Bugeaud auf dessen Feldzug gegen den kühnen Beduinenhäuptling Abd-el-Kader und zeichnete sich hier eben so sehr aus wie in

Digitized by Google

dem siegreichen Feldzuge vom Jahre 1842, so daß General Bugeaud und Lamoricière des Oberstlieutenants Pelissier auf die ehrenvollste Weise in ihren Berichten erwähnten. 1843 zum Obersten und Chef des gesammten Generalstabs der afrikanischen Armee ernannt, bestand er mit den wilden Bergbewohnern des Atlas mehrere glückliche Gefechte und that sich 1845 gegen den fanatischen Beduinen-Propheten Bu-Maza in der Dahara glänzend hervor. Die von den Franzosen allenthalben in die Enge getriebenen Bergvölker flüchteten in die Schluchten der Gebirge, die sie für unzugänglich hielten. Pelissier aber folgte ihnen mit

seiner Kolonne auf dem Fuße nach, umzingelte sie und sandte einen Parlamentär an sie mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Die Araber aber tödteten den Parlamentär, leisteten den hartnäckigsten Widerstand, und da Pelissier nicht Zeit hatte, die Araber durch Aushungern zur Niederstreckung der Waffen zu zwingen, so ließ er endlich vor den Zugängen zu den Grotten Haufen von Reisig aufschichten, die angezündet wurden und deren Rauch die in den Grotten befindlichen Feinde, sechshundert an der Zahl, tödtete. Dies Ereigniß verbreitete Furcht und Entsetzen unter den Arabern und Bu-Maza entfloh. In der blutigen Schlacht von Isley war es vornehmlich Pelissier, der durch seine Geistesgegenwart den Sieg für die Franzosen entschied. Im Jahre 1846 zum Brigadegeneral ernannt, schlug er die Araber, welche von Bu-Maza neuerdings zu einem Aufstande entflammt worden waren, in mehreren blutigen Treffen. Vom Jahre 1850 an, in welchem Pelissier Divisionsgeneral wurde, verrichtete er bewunderungswürdige Waffenthaten, welche ihm das Großkreuz der Ehrenlegion erwarben.

Was General Pelissier in der kurzen Zeit, daß er das Oberkommando in der Krim erhielt, geleistet hat, haben wir seiner Zeit schon berichtet; es erübrigt uns daher nur noch, eine kurze Schilderung seiner Persönlichkeit zu geben.

General Pelissier ist klein von Gestalt, korpulent und hat schneeweiße Haare. Er ist muthig, noch sehr rüstig, hält auf geregelte Thätigkeit und besitzt ein großes Selbstvertrauen. Charakterisirend z. B. ist der Toast, den er in Afrika ausbrachte: „Auf die Gesundheit der Armee des Orients, meine Herren! Wenn ich sie befehligte, würde Sebastopol bald unser sein.“ Nicht minder bezeichnend ist auch folgende Anekdote: Einem Spahi, der ihm eine freche Antwort gab, schlug Pelissier mit der Reitpeitsche in's Gesicht. Der darüber wüthende Spahi zog sein Pistol und drückte es auf den General ab. Das Pistol versagte. „Drei Tage Arrest für Nichtinstandhaltung der Waffen,“ sagte Pelissier kurz, und weiter war keine Rede mehr von der Sache.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wirthin Töchterlein

Der Wirthin Töchterlein.

Von Ludwig Uhland.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Es zogen drei Burschen wol über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:

„Ach lebtest Du noch, Du schöne Maid!
Ich würde Dich lieben von dieser Zeit.“

Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

„Ach! daß Du liegst auf der Todtenbahr!
Ich hab' Dich geliebt so manches Jahr.“

Der dritte hub ihn wieder sogleich
Und küßte sie an den Mund so bleich:

„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit!“

Die sieben Kapellen.

Vaterländische Sage von E. Halma.

Der Reisende, welcher die Strecke zwischen Budenitz und Schlan zurückgelegt, erblickt rechts von der Straße einen kleinen Friedhof, dessen Kirchlein dem h. Isidor geweiht ist und die Familiengruft der Fürsten Kinsky enthält. Von Budenitz führt zu dieser letzten Ruhestätte eine schattige Allee, aus deren Dunkel hie und da einzelne Kapellen hervorschimmern. An diese knüpft sich die Sage, welche wir dem freundlichen Leser mittheilen wollen.

Vor Zeiten hauste in dieser Gegend ein gar wilder, unfreundlicher Herr. Sein häßliches, von allen Leidenschaften verzerrtes Gesicht war ein getreues Abbild seiner schwarzen Seele; die grünlichen, wild rollenden Augen, aus welchen die grimmigste Bosheit leuchtete, das rothe, struppige Haar und ein riesiger Wuchs machten ihn zum Schrecken seiner Unterthanen. Jedem edleren Gefühle fremd, suchte er durch die grausamsten Erpressungen Schätze auf Schätze zu häufen, und sein ganzes Leben war nur eine Reihe von Gotteslästerungen und Schandthaten. Wehe dem Armen, der ihn um eine Gabe anzuflehen wagte! Der Wütherich hetzte Hunde auf ihn, und so geschah es nicht selten, daß Mancher seine Bitte mit dem Leben bezahlen mußte.

Ganz das Gegentheil von diesem Elenden war dessen fromme und tugendhafte Gemalin Ludmilla. Diese edle Frau durchwachte oft unter Gebet und Thränen die langen Nächte, und flehte den Himmel an, das böse Herz ihres Gatten mit dem Lichte des Glaubens und der Liebe zu erleuchten und ihn auf den Pfad der Tugend wieder zurückzuführen. Durch reichliche Spenden, die sie ohne Wissen ihres Mannes den gedrückten Unterthanen zu Theil werden ließ, suchte sie die unzähligen Verbrechen desselben nach Möglichkeit zu mildern und gewann so die Liebe des Volkes, das sie als Dulderin verehrte und für sie inbrünstig betete.

Eines Tages — es war zur Osternzeit — ritt der Herr hinaus in den Wald, um nach seiner Gewohnheit zu jagen. Diese Gelegenheit benützte Frau Ludmilla und berief einige der ärmsten Landleute zu sich auf's Schloß, wo sie reichlich beschenkt und für die erlittenen Verluste einigermaßen entschädigt wurden. Hierauf entließ die edle Frau die Beiheilten, welche unter Thränen und heißen Segenswünschen den Rückweg antraten. Da erscholl plötzlich Pferdegetrapp und die erschrockene Schaar erblickte den Schloßherrn, der im wüthenden Galopp einhersprengte und Unheil verkündende Blicke auf die bebenden Armen schleuderte.

„Ha, Du freche Brut!“ schrie er und seine Augen schossen Blitze; „Du wagst es, mein Schloß zu betreten? Das sollst Du mir büßen!“ Und wuthentbrannt stürzte er auf den ihm zunächst stehenden Bettler los, um ihn die ganze Wucht seines Zornes fühlen zu lassen.

Da trat Frau Ludmilla dem Tobenden entgegen und sprach mit flehender Stimme: „Mäßige Deinen Zorn, o Herr! Diese da sind unschuldig, ich selbst habe sie hieher beschieden.“

„Also Du bist es, heuchlerische Schlange?“ donnerte der Ritter, „Du vergeudest meine Schätze an diese Elenden? So empfange denn Deinen Lohn!“ Nach diesen Worten wandte er sein Roß gegen die unglückliche Frau. Das Thier bäumte sich und — die rächende Nemesis ereilte den Frevler in dem Augenblicke, in welchem er ein neues schauderhaftes Verbrechen zu begehen beabsichtigte. Er stürzte zur Erde und blieb leblos da liegen.

Auf Ludmilla's Angstruf, welche ihrem Gemal zu Hilfe eilte, liefen die Diener herbei und trugen den bewußtlosen Gebieter in die Burg. Die entsetzten Landleute aber entflohen nach allen Richtungen.

Einige Wochen waren seit diesem Ereigniß verflossen. Der Schloßherr war von seinem Falle so weit hergestellt, daß er bereits im Gemache umher gehen konnte. — Es war an einem herrlichen Frühlingstage. Die Sonne ergoß ihre belebenden Strahlen über die erwachende Erde, und Wald und Flur schmückten sich mit dem ersten Grün. Alles freute sich des wiederkehrenden Lenzes, und auch den Burgherrn wandelte die Lust an, im Sonnenschein die schwachen Glieder zu stärken. Er befahl seinem Diener, einen Tisch und Stuhl auf den Balkon des Schlosses zu stellen, und vertrieb sich hier die Zeit mit dem Zählen seines unrechtmäßig erworbenen Goldes, das er in einem großen Gefäße neben sich liegen hatte.

Da verfinsterte sich plötzlich das Firmament, eine ungeheuere, pechschwarze Wolke verdeckte die Sonne und senkte sich auf die Burg herab. Einige Augenblicke hindurch herrschte die tiefste Finsterniß; dann zerrann die Wolke ebenso plötzlich, wie sie gekommen war, die Sonne erglänzte wie früher am Himmelsgewölbe — allein der Burgherr war verschwunden und keines Menschen Auge hat ihn jemals wieder gesehen. —

In ihrem Kämmerlein, das mit schwarzen Teppichen ausgeschlagen war, kniete Frau Ludmilla vor dem Bilde des Gekreuzigten. Das matte, fieberhaft glänzende Auge wurzelte fest auf dem Antlitz des Heilands, das regellos wallende Haar und die tiefe Blässe der Wangen, welche durch das schwarze Gewand noch mehr gehoben wurde, verriethen den Sturm, der in dieser reinen Seele tobte.

„Barmherziger Gott!“ betete sie schluchzend, „Du hast fürchterlich gerichtet! Unvorbereitet trat der Sünder vor Deinen heiligen Richterstuhl, um aus Deinem Munde das Wort der ewigen Verdammniß zu vernehmen. Wälze auf mich einen Theil seiner Strafe, barmherziger Gott! mit dankbarem Herzen will ich sie ertragen. Sei gnädig, mein Gott, mein Schöpfer!“

Also betete sie noch lange, bis sie endlich entkräftet auf's Lager sank und entschlief. Allein das Bild ihres Gatten verfolgte sie auch im Traume. — Bleich, abgezehrt erschien der Unglückliche vor ihr, daß sie vor seinem Anblick zurückschauderte.

„Nur ein Mittel,“ sprach er dumpf, „gibt es, das mich retten kann. Lasse vom Dorfe bis zum Friedhof acht Kapellen derart erbauen, daß in jeder derselben eine gleiche Menge von Kalk, Steinen, Sand und Wasser enthalten ist.“ Er begleitete diese Worte mit einem flehenden Blicke und Ludmilla erwachte.

Mit Tagesanbruch berief sie sämmtliche Arbeiter ihrer Herrschaft zu sich, das Baumateriale wurde herbeigeschafft, nach dem Gewichte in acht gleiche Theile getheilt und der Bau begonnen. In kurzer Zeit war das Werk vollbracht und die Kapellen standen an dem bezeichneten Orte. —

Und wieder kniete Frau Ludmilla im stillen Kämmerlein vor dem Bilde des Erlösers und flehte um Barmherzigkeit für ihren unglücklichen Gatten. Und als der Friedensengel ihre müden Augen schloß, erschien ihr zum wiederholten Male die abgehärmte Gestalt des Gerichteten und seinen Lippen entquollen die schmerzlichen Worte: „Noch ist mein Leiden nicht zu Ende! Die Kapellen, die Du erbauen ließest, müssen bis auf „eine“ zertrümmert, ihre Bestandtheile aber in gleicher Menge und auf denselben Ort zurückgeführt werden, woher man sie genommen.“ Er heftete einen unendlich traurigen Blick auf seine Gattin und verschwand.

Digitized by Google

Sobald der Tag zu dämmern anfing, versammelte Ludmilla ihre Arbeiter und befahl ihnen, die kaum erbauten Kapellen wieder zu zerstören. Die Maurer staunten nicht wenig über diesen sonderbaren Auftrag; da sie jedoch ihre Herrin liebten und einen bedeutenden Lohn zu erwarten hatten, so machten sie sich hurtig an die Arbeit und begannen vorsichtig die einzelnen Baubestandtheile abzutragen und von einander zu sondern. Doch wo war das Wasser, welches man zum Baue verwendet hatte? Dieser niederschmetternde Gedanke zuckte plötzlich durch Ludmilla's Seele und löschte den letzten Strahl ihrer Hoffnung.

„Also keine Rettung! kein Erbarmen!" wehklagte sie und sank verzweifelnd zu Boden. Und durch die Lüfte rauschte es schaurig, wie der Sterbehauch eines verrathenen Herzens, wie die Todtenklage des Jünglings am Grabe der Geliebten. —

Die Arbeiter gingen auseinander, nachdem sie diese einzige Kapelle zerstört hatten. Ludmilla verabschiedete die meisten ihrer Diener und führte ein strenges klösterliches Leben. Eines Tages fand man sie todt in knieender Stellung vor dem Bilde des Erlösers. —

Jahre sind dahingerauscht; doch die Kapellen und das Bildniß des Burgherrn haben sich bis auf unsere Tage erhalten als düstere Denkmale einer rauhen, längst verklungenen Zeit.

Miszellen.

Ein Geschenk der Kaiserin der Franzosen an Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich. Wunderprächtig ist das Kleid, welches die Kaiserin Eugenie der Kaiserin Elisabeth zum Geschenk bestimmt hat, und das sich in der Pariser Industrie-Ausstellung befindet. Es ist ganz aus den kostbarsten Spitzen gearbeitet mit Mustern, die von der Kaiserin Eugenie selbst erfunden und gezeichnet wurden. Nach einer sehr mäßigen Schätzung beträgt der Werth dieses wahrhaft kaiserlichen Kleides nicht weniger als 200,000 Francs.

Neue Tischuhren. Wahrhaft reizend sind in der Pariser Industrie-Ausstellung die Standuhren mit Gehwerk in Form eines Rosenstocks, dessen Zifferblatt eine vollerblühte Rose bildet, auf welcher ein Schmetterling mit prachtvoll entfalteten Flügeln sitzt, der sich wie lebendig langsam dreht und dessen Fühlrüssel den Zeiger abgibt. Rund um ihn herum auf den Blumenblättern sind die Stunden in römischen Zahlen angebracht, während täuschend ähnliche Thautropfen die halben Stunden andeuten. Das Uhrwerk befindet sich in der Blume selbst, man sieht von ihm gar nichts, so vortrefflich ist die Arbeit, und unsere schönen Leserinen würden, wenn sie eine dieser wunderbaren, blühenden Pflanzenuhren zu Gesichte bekämen, mit uns einstimmen, daß man nichts Anmuthigeres und Duftigeres sehen kann, als diese lieblichen Kunsterzeugnisse. Namentlich bei den Damen machen die Blumenuhren außerordentlich viel Glück; warum? Nun, die Damen lieben Schmetterlinge.

Für den Neubau und die Regelung der Land- oder Wasserstraßen wurden im Jahre 1854 im Kaiserthume Oesterreich 12 153,206 fl. verwendet, und zwar für Straßenbau 9.101,416 fl. für Wasserbau 30.41,790 fl.

Der Betrieb der öster. Staatstelegraphen hat im Jahre 1854 die Summe von 234,000 eingetragen, eine Summe, die sehr bedeutend erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1853 nicht mehr als 1159 fl. einkamen.

Aus Veranlassung der glücklichen Entbindung Ihrer Maj. unserer allgeliebten Kaiserin Elisabeth sind an Gaben zu wohlthätigen Zwecken 436,459 Gulden überhaupt gespendet worden.

Humor, Scherz und Laune.

Der Ehemann wie er sein soll. So häufig hört man über unzufriedene Ehen klagen, und meistens sollen die Ehemänner Schuld daran sein. Um diese Klagen nach und nach zu beseitigen, dürfte nachstehendes Rezept zur Gründung einer zufriedenen Ehe nicht überflüssig sein, da es schon hie und da mit dem besten Erfolge erprobt wurde.

Ein ordentlicher Ehemann muß auch an Wochentagen mit seiner Frau spazieren gehen und darf sich nie vor Putzläden fürchten. — Er muß die Geldbörse immer bei sich führen und darf sie nie zu Hause liegen lassen. — Es darf es nie unter seiner Würde finden, ein Packet oder den Regenschirm, oder auch selbst die Ueberschuhe seiner Frau zu tragen; er muß sich auch zufrieden stellen, das jüngste Kind bei einem Spaziergange zu tragen und einzuschläfern; auch darf es ihm nicht schwer fallen, in der Nacht aufzustehen, das Kind zu wiegen, oder nachzusehen, wer am Hausthore klopft. — Er muß die Schwiegermutter im Hause wohnen lassen und gegen sie sehr höflich sein; am Tische sei er mit Allem zufrieden, was ihm vorgesetzt wird, finde Alles sehr gut zubereitet und die Suppe nie versalzen. — Er muß an schwache Nerven seiner Frau glauben und schon von einer Thräne erweicht werden; schmollt seine Frau, so besänftige er sie mit einem neuen Kleide, oder rufe schnell ihre Hausfreunde zusammen und arrangire eine Spielpartie. — Er bezahle, wenn seine Frau beim Kartenspiele verliert und richte in der Küche Alles vor, das er dann selbst servire. — Seine Kleider dürfen nie nach Tabak riechen; sondern er rauche stets im Freien. — Er hüte sich insbesondere, das chronologische Dunkel aufzuklären, welches über dem Alter seiner theuern Ehehälfte schwebt. — Er zahle die Haushaltungskosten ohne zu murren, und rechne die „verschiedenen" Auslagen gar nicht nach. Er sei gutmüthig, zärtlich und liebevoll, feiere pünktlich den Jahrestag seiner Hochzeit, beklage sich nie, wenn er auf das Essen warten muß; mache den Kaffee selbst, wenn seine Frau noch nicht aufgestanden ist, gehe wol noch um die „Pöenln" und lasse sie auf Bälle, Assemblees und Reunionen gehen, während er zu Hause bleibt und die Kinder zur Ruhe bringt. — Er erfülle die leisesten Wünsche seiner Frau, bezahle alle Rechnungen und weine wie ein Kind, wenn sie krank ist. — Probatum est, wird mancher gutmüthige Ehemann seufzen, wenn er dieses Rezept gelesen hat!

Theaterrevue.

Die Monate Juni und Juli — ein sonst für den Theaterbesuch sehr ungünstiger Zeitraum — verwandelte die Sorgfalt der Direktion durch Vermittlung dreier renommirter Gastspiele zu einer sehr interessanten Periode. Zuerst kam der Liebling der Prager, Hr. Steger, der hier seinen Urlaub beschloß, nachdem er in Pest, Brünn und Lemberg Triumphe gefeiert hatte. Er trat neunmal bei gedrängtvollem Hause auf und zeigte sich noch immer als jener Tenor par excellence, den die Prager nicht so bald aus dem Gedächtnisse verlieren werden. Seine Stimmmittel, fleißig und glänzend wie bisher, haben in Bezug auf eine kunstgemäße Behandlung und Anwendung im Vortrage noch gewonnen, so wie sich auch sein Spiel und die Deklamation merklich veredelt hat. Er errang besonders als „Cozar" in Lucie, als Masaniello" und „Raoul" die glänzendsten Erfolge. Zugleich gab er einen Beweis von der, einen jeden Künstler sehr ehrenden humanen Gesinnung, indem er die Einnahme eines Abendes zum Besten des Theaterorchesters gewidmet hat. Ein anderes höchst interessantes Gastspiel war jenes des Frls. Würzburg vom k. k. Burgtheater. Wir sahen in Prag diese Künstlerin zum Erstenmal. Obwol ihrer gesammten Kunstindividualität mehr das hochtragische Fach zusagt und sie besonders als „Maria Stuart," „Julie" und „Johanna d'Arc" Außerordentliches leistete, so wußte sie auch in der lyrisch-pathetischen Rolle der „Deborah," in der bürgerlichen Charakterzeichnung der „Jane Eyre" und in der feinen Salonrolle der „Eveline," in Bauernfelds neustem, aber langweiligem Lustspiel „Fata morgana" das Publikum durch viele geistreiche Züge zu entzücken. Diese Vielseitigkeit ihres Talentes wird durch eine anmuthige Persönlichkeit, eine erstaunliche Deklamationstechnik und ein sehr modulationsfähiges sonores Organ wesentlich unterstützt. Das Fräulein trat achtmal bei sehr besuchtem Hause auf. Einen hohen Genuß gewährte das viermalige Auftreten der Frau Medori, Primadonna der italienischen Oper in Wien. Wir sahen die berühmte Künstlerin in der Doellstellung der „Norma," „Lucretia," „Donna Anna" und „Elvira" (in Ernani) und konnten an diesen Leistungen die Eigenthümlichkeiten der italienischen dramatischen Gesangskunst in ihrer kunstgemäßen Wesenheit bewundern, so wie auch in gewissen Manieren als bemerkenswerth notiren. Leidenschaftlichkeit und dramatisches Leben im Spiel und Gesangsausdruck ist im hohen Grad vorhanden und löst uns eine Vorstellung zu, von jenen berühmten Gesangsheroen der ältern Periode, denen ein ähnliches südliches Feuer innegewohnt haben mußte. Ebenso hat auch Fr. Medori eine besondere Technik zumeist in der Ausführung der verschiedenartigsten Nuancen, die sie oft allzu grell aneinander reiht; weniger ausgeglichen ist ihre Coloratur, auch ist das Tremoliren in Affektstellen eine, wenigstens nach unsern Begriffen, unschöne Manier, die hier um so weniger nothwendig erscheint, als Fr. Medori sich noch in ziemlich ungetrübtem Besitze großartiger Stimmmittel befindet und selbst in der dreigestrichenen Oktave die Töne in forcirtem Ansatz sicher zuwege bringt. Die Künstlerin sang stets vor einem gedrängt vollen Hause.

Digitized by Google

Historischer Monats-Kalender.

August.

Am 1. August 1853 unterzeichnete der König von Dänemark die Staatsakte, durch welche Prinz Christian von Glücksburg den Titel „Prinz von Dänemark" erhielt und für den Fall des Aussterbens des Mannesstammes Friedrichs III. zur Thronfolge berufen wird.
— 2. — 1420 Ausbruch des Hussitenkrieges.
— 3. — 1817 wurde Albrecht, Erzherzog v. Oesterreich, der älteste Sohn des berühmten Siegers von Aspern, zu Wien geboren.
— 4. — 1306 ward König Wenzel III. von Böhmen in Olmütz ermordet.
— 5. — 1809 mörderischer Kampf zwischen den begeisterten Tirolern und den Franzosen bei Mittewald.
— 6. — 1806 legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder.
— 7. — 1663 wurde Graf Zorgacs bei Barkany von den Türken auf's Haupt geschlagen.
— 8. — 1535 Friedensvertrag zwischen Kaiser Karl V. und Mulai Hassan von Tunis.
— 9. — 1522 wurden zu Wiener-Neustadt die rebellischen Aufgeregten Freiherr Michael Eyzinger und Hanns v. Puchheim durch Henkersschwert hingerichtet.
— 10. — 1853 wurde Erzherzogin Marie Henriette dem Herzog von Brabant durch Prokuration in Wien angetraut.
— 11. — 1853 war das große Seemanöver zu Spithead, wo 25 Kriegsschiffe mit 1176 Kanonen und 10,133 Mann manövrirten.
— 12. — 1815 wurde Napoleon nach St. Helena geführet.
— 13. — 1802 ward der Dichter Lenau (Baron Niembsch von Strehlenau) geboren.
— 14. — 1768 wurde der heldenkühne Anführer der Tiroler in den Franzosenkriegen, Josef Speckbacher, im Dorfe Gnadenwald bei Hall geboren.
— 15. — 1740 wurde der gemüthliche Dichter Mathias Claudius geboren.
— 16. — 1776 wurde die Dichterin Amalie von Helwig geboren.
— 17. — 1799 starb der Romanschriftsteller Christian Heinrich Spieß als Gutsinspektor zu Bezriekau in Böhmen.
— 18. — 1830 wurde Se. Maj. Kaiser Franz Josef I. geboren.
— 19. — 1853 Verlobung Sr. Maj. Kaisers Franz Josef I. mit der Herzogin Elisabeth von Baiern.
— 20. — 1645 zogen die Schweden unter Torstensohn von dem belagerten Brünn ab.
— 21. — 1838 starb der Dichter Adalbert von Chamisso zu Berlin.
— 22. — 1852 starb der gefeierte Dichter Lenau in Oberdöbling bei Wien.
— 23. — 1853 fand die Civil- und kirchliche Trauung Ihrer k. k. Hoheit der Erzherzogin Marie Henriette mit dem Herzog von Brabant in Brüssel Statt.
— 24. — 1313 starb der deutsche Kaiser Heinrich VII. in Buonconvento.
— 25. — 1786 wurde der königliche Sänger Ludwig von Baiern, 1744 Herder geboren.
— 26. — 1278 fiel König Otokar II. von Böhmen in der Schlacht auf dem Marchfelde.
— 27. — 1404 wurde die Belagerung Znaim's von Herzog Albrecht IV. und König Sigmund aufgehoben.
— 28. — 1799 wurde der Dichterheros Goethe zu Frankfurt a. M. geboren.
— 29. — 1526 fiel König Ludwig v. Böhmen in der Schlacht bei Mohacs.
— 30. — 1744 erschien König Friedrich II. v. Preußen vor Prag.
— 31. — 1558 feierte Kaiser Karl V. im Kloster zu St. Just lebend sein Leichenbegängniß.

Buchschau.

Bücher für Herz und Scherz. Gesammelte Schriften von Eduard Polorny. Prag. Bei Gottlieb Haase Söhne. Die Kritik hat es in jüngster Zeit bei Gelegenheit des Erscheinens der gesammelten Gedichte von F. Sauter in beherzigenswerther Weise hervorgehoben, wie viel weniger dem Publikum mit der Herausgabe sämmtlicher Schriften eines Autors gedient sei, der denn doch nicht zu den Berühmtheiten zählte, als es wol mit einer Auswahl derselben der Fall wäre, mit einem Worte: wie es von einer Sammlung mehr Qualität als Quantität zu fordern berechtigt sei. So wenig wir nun auch anstehen, der Muse des humor- und gemüthreichen Frühverschiedenen unsere wärmste Anerkennung zu zollen, können wir doch nicht unterlassen, obige Bemerkung auch auf diesen Fall anzuwenden: nicht, weil uns etwa im vorliegenden Bande Etwas aufgestoßen, das in einer Sammlung für „Herz und Scherz" nicht präsentabel wäre, sondern weil wir befürchten, daß dies trotz des weiten und dehnbaren Rahmens doch geschehen könne, denn es sind uns zehn Bände versprochen. Uebrigens werden gewiß alle Freunde gemüthlichen Humors diese Sammlung mit Freuden begrüßen und unter einem Regen glänzender Geistesperlen ein paar mißfallende Glassplitter gerne übersehen. — Die Ausstattung ist hübsch, der Druck korrekt und der Preis mäßig.

Album. Bibliothek deutscher Original-Romane, herausgegeben von J. L. Kober. Die Bände 15—17 dieses verdienstvollen Sammelwerkes, das bereits auch außerhalb der Marken unseres Vaterlandes Anerkennung und, was mehr sagen will, Absatz gefunden hat, enthalten den Roman „Ein Lebenstraum," von Julie Burow. Da uns der Raum nicht gestattet, auf die schönen, in wahrhaft markigen Zügen entworfenen und gehaltenen Gestalten dieses Lebensbildes einzugehen, begnügen wir uns, es als einen weiteren und namhaften Fortschritt der liebenswürdigen Verfasserin auf der Bahn zu begrüßen, die sie mit eben so entschiedenem als verdientem Glücke betreten. Der 18. Band bringt zwei lebensvolle, echt nationelle Bilder aus der modernen Atlantis von Fr. Gerstäcker, dem glücklichen Touristen und Minier, der, wo er einschlägt, in der heißen Erde des amerikanischen Südens oder im Urmoose des Nordens, allüberall das helle Gold der Poesie zu Tage fördert. Die beiden demnächst erschienenen Bände enthalten den Roman „die Tochter der Luft" von Johannes Scherr, durch seine „Pilger der Wildniß" dem Album lesenden Publikum auf's Beste bekannt.

Gedichte von Carl A. M. Balling. Prag. In Commission bei H. Mercy.

Motto: Solche Töne hört' ich nie!
O wie kläglich klingen sie.

C. A. M. Balling. Gedichte (pag. 44)

Als der Fechter von Ravenna vaterlos auf die Bretter kam, die die Welt bedeuten, gab es ein großes Halloh von der Donau bis zur Spree, und viele Leute, die sonst nichts zu thun hatten, zerbrachen sich die Köpfe über dem Spintisiren nach dem Namen des Autors. Heute ist die Frage, ob diese Anonymität ein Experiment oder ein Humbug war, schon entschieden. — Wenn der vorliegende Band Gedichte anonym erschienen wäre, so hätte es freilich kein erhebliches Halloh abgesetzt, es hätte sich auch Niemand den Kopf darüber zerbrochen: wer in aller Welt denn solche Gedichte dichten möge; und wenn sich ein Jemand gefunden hätte, der die Schuld an diesen Poesien einem andern Jemand in die Schuhe hätte schieben wollen, so würde es zu einem Injurienprozesse gekommen sein, weiter nichts.

Gibt es denn wirklich Menschen, die mit aller Gewalt dichten müssen und es vorziehen, statt ungestört nach einer solchen Stellung im bürgerlichen Leben ernstlich zu ringen, — sich mühsam Geßeln aus Spott und Hohn zu flechten und sie den Leuten selber in die Hand zu drücken mit der Bitter „Schlagt zu!?" Es gibt deren unbestritten: denn obige Gedichte, zu haben bei H. Mercy um 1 fl. 12 kr. Banc. Valuta, sind ein trauriges Beweis hiefür. Der junge Herr Poet ist mit Einem Schlage und einem ganzen Bande Gedichte vor die Oeffentlichkeit getreten und hat sich mit Einem Sprunge den Dichtern Oesterreichs beigesellt; er hat nie vordem, wie andere schüchterne Jünger Apollos, in einem Journal debütirt, hat nie mit seinen Poemen ein „poetisches Album" wässeriger oder einen Almanach langweiliger gemacht, er wollte der Welt ein Ganzes auf Einmal geben — vermuthlich um zu erfahren, wie er mit ihr daran sei. „Nun, er soll es wissen!

Wir begnügen uns, dem Publikum Proben dieser Gedichte vorzulegen, die gemischt humoristischer, philosophischer, melancholischer und desparater Natur sind, aber immer durchweht von dem Geiste — eines so baroquen ungereimten Unsinns, wie er uns gereimt noch nie vorgekommen.

Also Nr. 1. humoristisch. Lebensdistel n (pag. 143.)

Was ist ein Mensch, wenn er geboren,
Sein Höchstes nicht erreichen kann? (Antw. Eine Lebensdistel.)
Was ist ein Herz, das man verloren,
Das innig liebt — was ist es dann? „ „ dto.
Was ist der Tod, wenn er erschienen
Zu fordern, was ihm wohl gebühret? „ „ dto.
Was ist der Seel'nen, die verdienen
Was ihnen nimmermehr hier wird? (Ant. Mehrere Lebensdisteln.)

Digitized by Google

Was iſt die Tugend, die erhoben
Zum Altar als Gottheit prangt? (Antw. Eine Lebensdiſtel.)
Was iſt das Laſter, das im Toben
Immer Beute neue verlangt? ꝛc. „ „ dto.

Nr. 2. philoſophiſch: Animalität (pag. 69.)

Jedes Sein, das einmal ſchon begonnen,
Es bethätigt ſich im Geiſt. — Es ſtrebt
Auf zum hellen Licht verklärter Sonnen,
Nicht hinab, weil es im Geiſte lebt.
Erhebend iſt das neuerwachte Fühlen,
Tief erfaßt es Herz und Geiſt und Sinn;
Tempel ſollten dieſes Sein verhüllen!
Es wird profan, und ſtirbt verflucht dahin. —

Nr. 3. melancholiſch: Phantaſie an Emilie (pag. 97.)

Leiſe rauſcht es liſpelnd in den Bäumen,
Und die Blätter ſäuſeln in dem Wind;
Und ſie ſingen, was in meinen Träumen
Meine ſchönen Traumgeſänge ſind.

Oder: Kriegers Tod (pag. 39.)

Kehre zurück, Du mein treuer Begleiter,
Kehre zur Heimat und grüße ſie all';
Kehre, mein Röslein, und grüß' die Geliebte,
Sie blicket wohl ſehnend hinab in das Thal.
Wiehere freundlich den Gruß ihr entgegen,
Den letzten, den ſterbend der Buhle ihr gab;
Senke den Kopf dann und ſtampfe die Erde,
Sag' ihr, mich decket ein ehrenvoll Grab. (In der That originell!)
Kehre zurück dann, und bring' eine Thräne,
Die dem Getreuen treu' Liebe gebracht;
Lege ſie nieder am Grabe und ſcharre
Sie ein, mit zum Troſte in ewiger Nacht. (O wie hübſch!)

Nr. 4. deſperat: Am Grabe der Geliebten (pag. 20.)

Der Erde fremd, aus höh'rem Sphärenkreiſe
Kam ſie herab, zu fühlen zu geſteh'n;
Wie klang ſo ſchön der ſanften Lieder Weiſe,
Die ſie ſo ſeelenvoll mir ſang, ſo ſchön!
Sie, die des Lebens reine, höh're Triebe
In mir geweckt, die ich, ach! liebt' ſo ſehr —
Sie ſtarb. — Mit ihr erſtarb auch meine Liebe,
Ich liebte Sie — nun lieb' ich nimmermehr.

Nr. 5. erotiſch: Seligkeit (pag. 111.)

So hat Sehnſucht ſehnend Sehnſucht noch geſteigert,
So hat Liebe liebend Liebe noch vermehrt;
So hat Glück mir länger Glück nicht mehr verweigert,
So hat Lippe liebend Lieb' nicht mehr verwehrt.

Zum Schluſſe eine ausgezeichnete Leiſtung im höheren Unſinn: Aus dem Gedichte Vermeſſenheit (pag. 64.)

Es wob einſt eine mächt'ge Hand den Teerweg,
Und der ſchwache Faden riß entzwei;
Wo iſt die mächtigere die ergründet,
Wo der Knoten wieder anzuknüpfen ſei?
— — — — — — — — —
Laut erſchallt, was oft nicht werth, zu hören, (Ach ja, lieber Herr
Leiſe ſchwindet mancher Wohlaccord; Poet!)
Reales Sein und ideelles Leben, —
Schwaches Liſpeln und ein weit ertönend Wort.
Rege Thätigkeit und volles Streben,
Viel Phantaſie und wenig Wirklichkeit; (O nichts von alledem!)
So dreht es ſich im Zauberkreis der Dinge,
Gehüllt tief in den Schleier der Unreinheinglichkeit. (O heilige Proſadie!)

Die Krone des Unſinns aber iſt das Gedicht: Höllenneſſeln (pag. 23.)

Es ſchwindet Thal, es ſchwinden Höh'n,
Es öffnen ſich die Gründe;
Es ſchallt ein ſchaurig's Getröhn
Im Innern dieſer Schlünde.
Es glimmen Feuer, Feuer ſprüh'n,
Und ſchreckbar wird das Sprühen,
Es brennen Feuer, Feuer glüh'n,
Die ſchwarzen Säulen glühen.
Luftgebilde ſchwimmen loſe
In des Aethers ſchwarzem Meer;
In abſcheulichem Gekoſe
An des Feuers Glut umher,
Frahen reichen ſich die Hände
In der Flammenzacken Roth;
Grinſend durch die lohen Brände
Mit der Hippe ſteht der Tod.
— — — — — — —
Teufel recken ihre Zungen,
Lecken an des Feuers Gluth,
Auf zur Welt hat ſich geſchwungen
Aus dem Schlund die Höllenbrut.
Raben krächzen, Dohlen ſchreien,
Und die Teufel krächzen mit;
Berge lichte Flammen ſpeien,
Plato ſingt ſein Höllenlied.
Es ſchwindet Thal, es ſchwinden Höh'n,
Es ſchwinden meine Sinne;
Der Höllenfürſt ſcheint zuzuſeh'n
Von ſeines Schloſſes Zinne.
Es tollen Donner, Donner ſauſen
Durch die Lüfte, durch den Raum;
Es zieht hin mit Sturmesbrauſen
Bis zum fernſten Hügelſaum.
Meeresfluthen ſollen nieder,
Werfen hoch den Schaum empor;
Meeresfluthen ſollen wieder,
Stärker ſchlägt die Flamm' hervor.
Und es hat ſich all' verrücket,
Und zum Theil ſchließt ſich der Schlund;
Aus der Oeffnung trotzig blicket
Cerberus, der Höllenhund.
Es ſchwinden Thal, es ſchwinden Höh'n,
Mich zieht es zu den Teufeln;
Es lockt zu ſehr, was ich geſeh'n,
Zu was noch länger zweifeln.
Hinein! — Es ſei denn, weil ich muß,
Hinein in das Gewimmel;
Leicht wird mein Bein zum Pferdefuß,
Ich folge dem Getümmel.

So ungefähr ſingt der liebe Poet von Seite 5—192; trotzdem wagt er es, auf pag. 58 der Muſe nachzuarten, ſie habe „ſein eng'ſtes Streben an ihrer Bruſt geſäugt." — Sünde und Schande wäre es, Jemanden, der es noch nicht einmal über das ABC des Poetenhandwerks, das Reimen und die Proſodie, hinausgebracht hat, auch nur Ein anderes Wort als das nobelſte Verdammung zu ſagen.

Uebrigens können wir dies Buch, trotz ſeines hohen Preiſes, den Sammlern von „Böcen, Ungariſche Paprika, Na da lacht zu ꝛc." mit beſtem Gewiſſen anempfehlen.

Pariſer Moden Nr. 8.

1. Hut von Krepp, Blonde und Band; Kleid von Taffet mit drei abgepaßten Volants; welt offenes Schößchenleibchen; kurze halbweite Aermel; Herzogin-Unterärmel; geſtickte Chemiſette; Mantille mit großem rundem Kragen und kleinen vorn abgerundeten Blättern, rund herum mit gerucheltem Bande beſetzt; neapolitaniſche Armbänder.

2. Hut von Strohgeflecht und ſchwarzem Tülle, mit ſchwarzer Chenille ausgeputzt, der Schirm an jeder Wangenſeite muſchelförmig gebogen und mit Federblumen ausgeputzt, über dem Schirme mit Bandſchleifen, deren Enden auf den Hals herabfallen; Kleid von toile d'Asie mit zwei Röcken und einer Abpaſſung in anderer Farbe; das Leibchen ohne Schößchen, à la vierge gefalten; die Aermel in drei Bäuſche gezogen und mit einem kleinen abgepaßten Volant am Ende; Mantille von geſticktem Muslin mit einem breiten Volant und Tragebändern von Taffet, die ſich hinten und vorn in einer Schleife endigen, von welcher lange Enden herabhängen.

3. Spitzenhäubchen mit reichem Bandausputz; Taffetkleid in ganz neuem Schnitt, indem der Vordertheil des Leibchens mit dem Rocke aus einem Stücke beſteht; der Rücken iſt glatt und nur ein rundliches Schößchen, das unter dem Arme herkommt, bedeckt hinten die Rockfalten; vorn wird das Leibchen durch Knöpfe zu-

Digitized by Google

sammengehalten; auf dem Rock drei gezackte und abgepaßte Volants; Aermel ebenfalls mit drei abgepaßten Volants; Kragen und Unterärmel mit schweizer Stickerei; Stiefelchen von schwarzem Taffet.

4. Hut von belgischem Stroh mit Blumen an der Seite, weit nach hinten und unten, und mit Blondenruche unter dem Schirme; Kleid mit abgepaßtem Schößchenleibchen und Volants; runde Mantille oder Talma von Taffet mit Fransen und Spizzenvolants.

Rösselsprung*).

Von Luv. Schierreich.

ge	geb'n;	gen	gräbt	be	kaum	zue	do
Gra	be	Ta	lud	Ge	ren	grübt	der
er	kom	de	wort;	die	bald	ge	wird
dann	zu	frem	Die	warn,	dann	Mensch	ihn
rer	Ferund,	men	den	Der	Zeit.	kunft	still
ihn	de	wah	Am	geb'n,	Bald	auch	Wie
ein	und	Bis	ficht	lich,	Zeit!	de	Zu
Bei	Du	Grab'	nee	weint	Die	glück	die

Auflösung folgt.

Räthsel*).

Von Kurt Müller.

1.

Eines Thieres gewaltiger Schmuck und gefährliche Waffe,
In der Göttin Hand Lieder des Frühlings enthältst.
Zweien Söhnen Apoll's hast Du den Namen geliehen,
Weithin schallt bei der Jagd durch die Gebirge Dein Ton.

2.

Es ist ein Stein von hohem Werth;
Es ist ein Name hochgeehrt;
Der Juwelier den Stein Dir nennt,
Die Lesewelt den Namen kennt.
Der Stein, der gleicht dem Grase wol,
Doch der, den jener Name nennt,
Dem großen Deutschen: Jean Paul.

3.

Herrliche Farbe des Frühlings, durchwebt von schimmernden Schwestern!
Hoffender Seele Bild! Labsal dem trunkenen Blick!
Göttlicher Dichter! meiner einsamen Stunden Vertrauter!
Hoffnung und heilige Kunst! Sänger im lenzlichen Kleid!

Auflösung folgt.

Briefkasten der Redaktion.

Hrn. F. Sch. in Ch. — Entsprochen.

Hrn. K. A. in G. — Die Gedichte sind arm an Poesie, überreich an den gröbsten metrischen Verstößen; so z. B. die Pentameter: „Reich an üppigem Wuchs, an Gold und edlem Gestein," — „Auch findest Du das Wort, im früheren rückwärts darin," — „Heut zu Tag aber dient Dein Name dem Trägen zum Spott ꝛc." — Wir können nur gute Gedichte berücksichtigen.

Hrn. K. M. in P. — Die Gedichte genügen unseren Anforderungen nicht, sie sind eben nur mittelmäßige Verse und Reime. Ihrem ferneren Wunsche werden wir dann entsprechen, wenn wir uns überzeugt haben, daß wir von Ihrem Antrag Gebrauch machen können.

Hrn. K. G. M. in K. — Mit Dank erhalten.

Hrn. J. B. . . . . d in Ch. — Eine gewisse Gemüthlichkeit läßt sich den Liedern nicht absprechen, „Verblüht" z. B. hat sogar poetischen Werth; doch fehlt ihnen zumeist ein kräftiger Grundgedanke und Reinheit der Diktion. Am letzteren Fehler leidet besonders „An die Entfernte." Uebrigens sind wir Feind der süßlichen Gefühlsduselei und jenes lauwarmen poetischen Zuckerwassers mit obligatem Weltschmerz-Biskuit, das ein gesunder Magen verabscheut.

„Freuet Euch und singt und lacht
In der Jugend frischen Tagen,
Liederklang und Blüthenpracht
Mag das Herz in Fülle tragen!
Doch gedenkt mit heil'gem Ernste,
Daß die leichte Frühlingsluft
Nicht genügt der Mannesbrust,
Nicht das höchste Ziel, das ernste.
Frühlingsluft und Blüthenfülle
Sind nur anmuthreiche Hülle,
D'rein sich biegt das ernste Streben,
Gold'ne Frucht der Welt zu geben.
Reife denn an heil'ger Glut
Euer Sinn, der Rede gleich,
Trotzt dem Sturm mit Lebensmuth;
Und seid Ihr im Innern reich,
Sendet Wort und That hinaus
Durch der Erde weite Strecken,
Um, was gut und recht, zu wecken!"

Hrn. W. R. in R. — In einem der nächsten Hefte soll Ihr „Sehnen" gestillt werden.

Hrn. W. H. in R. — Der Verfasser besitzt eine beachtenswerthe Dichtergabe; leider können wir von Ihrer freundlichen Einsendung keinen Gebrauch machen, da sich dieselbe für den Druck denn doch nicht eignet.

Hrn. K. V. in Z. (Mähren).

„Wem der helle Gottesfunke
Poesie in's Herz gefallen,
Singe Der! — denn seine Lieder
Werden nimmermehr verhallen.
Doch wem eines Menschengeistes
Strahl blos hat das Herz berühret:
Der verstumm' und schau' in Demuth
Auf zu ihm, dem Gott diktiret."

Hrn. J. Herrmann in J. (Schlesien). — Für einen Anfänger sehr lobenswerth.

Hrn. O. A., R. J. und Frl. J. J. in T. — Das ist denn doch zu arg! Zu

„Die Welt wird schlimmre mit jedem Tag!
Wer weiß, was du noch werden mag:
Das Dichten will nicht enden!

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung bis zum 20. Oktober eingesandt haben, werden im 10. Hefte genannt. D. Red.

Wie Einen die Nase ernährt.

„Von was lebt denn der Speckberger?“
„Von seiner Nasen, der g'scheidte Kerl! Für a Halbe Bier oder a Essen läßt er sich a Dutzend Nasenstüber geben; und da kriegt er von die Gäst aus Zur Nasenstüber, Halbe und Essen mehr als g'nug.“

Vor einem Putzladen.

Lehrjunge. „Sie, Fräuln Mamsell! wird da Alles zum putzen ang'nommen?“
Modistin. „Ja, Alles.“
Lehrjunge. „Da sein's so gut und putzen's mir die Ofenröhr' und dem Herrn Meister seine Stiefel — 's is für mich a sakrische Arbeit!“

Reise eines Berliners von Wien nach Konstantinopel.

„Welchen Weg haben Sie da eingeschlagen?“
„Nu, von Wien jing ich nach Belgrad, un von Belgrad nach Philippopel, un von Philippopel nach Adrianopel; un so nopelte un popelte ick mir durch bis nach Konstantinopel.“

Unsere Jugend.

„Ich komm' eben aus dem Kaffeehaus. In den Zeitungen steht nichts Interessantes. Ein junger Mann von vierzehn Jahren kann ja nicht immer rauchen, Billard spielen und Romane lesen! 's ist entsetzlich langweilig auf der Welt! Ich gedenke mich zu verlieben; der junge Mann muß Zerstreuung haben!“

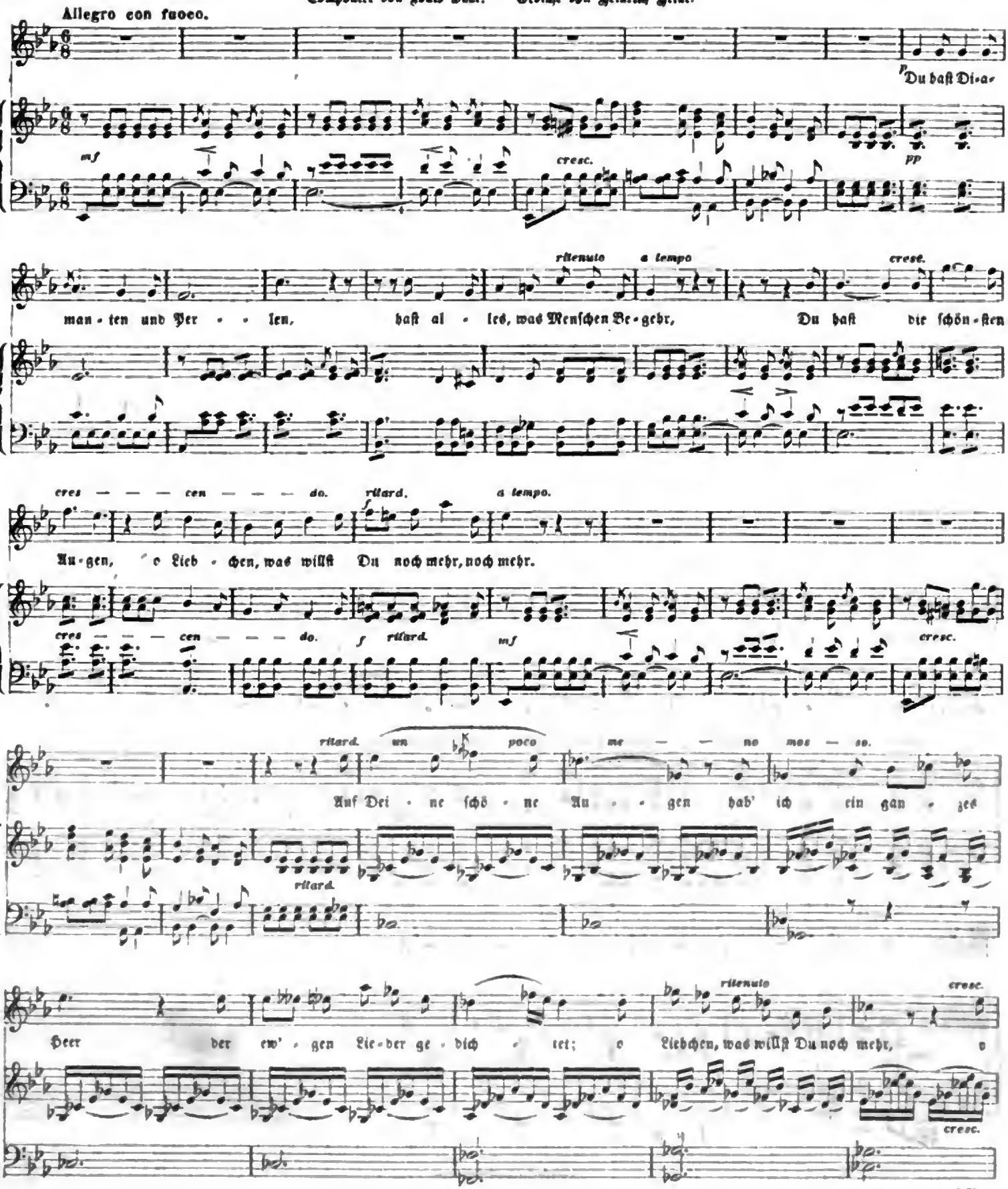
Digitized by Google

Digitized by Google

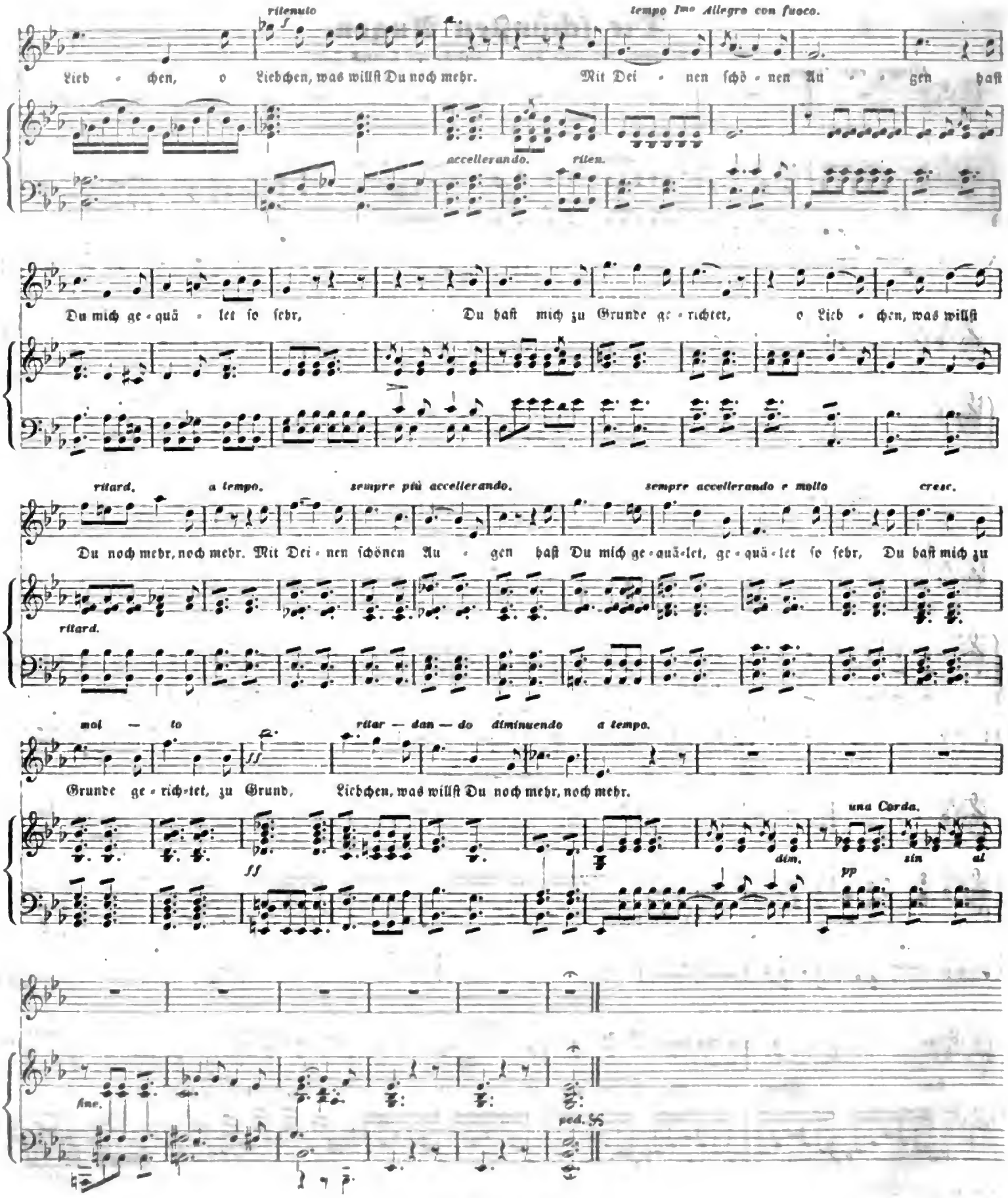
Digitized by Google

Die schönsten Augen.

Componirt von Louis Spar. — Gedicht von Heinrich Heine.



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

IDA.

Digitized by Google

Ida.

Historisch-romantische Erzählung aus der Neuzeit.

I. (Mit einer Lithographie.)

Mahmud II. saß auf dem osmanischen Throne und hatte bereits achtzehn Jahre lang mit einer fast tyrannischen Strenge das Scepter geführt; und wenn auch eine unbeugsame Härte der Grundzug seines Charakters war, wenn er sich auch mit manchen Grausamkeiten befleckt, so war er dennoch einer der ausgezeichnetsten türkischen Herrscher; denn was keinem seiner Vorgänger gelungen, hatte er vollbracht. Mit kräftiger Hand hatte er die eingewurzelten Vorurtheile der Osmanen erschüttert und den Samen einer höheren Kultur ausgesät. Die Janitscharen, ein von dem übrigen Staate völlig abgesonderter Soldatenstand, hatten sich bisher durch die hohe Meinung von ihrer Wichtigkeit nicht nur seinen reformirenden Bestrebungen hinderlich gezeigt, sie fingen selbst an, dem Sultan gefährlich zu werden, da sich in ihnen der absprechende Geist jener alten Prätorianer regte, die auf die Staatsregierung einen gewaltigen Einfluß ausübten. Schon seit längerer Zeit hatte Sultan Mahmud alle Vorbereitungen getroffen, um diese ihm lästigen Truppen ohne Gefahr für sein Leben aufzuheben und für immer aus dem Wege zu räumen. Diese Vorbereitungen bestanden darin, daß er das Korps der Kanoniere, Bombardiere und Pioniere bis auf zwölftausend Mann vergrößerte und sie den europäischen Exerzitien geneigt machte. Dasselbe gelang ihm mit der Reiterei und selbst die höheren Offiziere der Janitscharen wurden für diesen Plan gewonnen. Nachdem der Sultan noch die Ulemas, das aus der hohen Geistlichkeit und den vorzüglichsten Rechtsgelehrten bestehende Kollegium, überzeugt hatte, daß die Janitscharen vorzüglich zum Verfalle des Reiches beitrugen, und daß die Organisation des Heeres nach europäischer Art das einzige Mittel sei, diesem Verfalle vorzubeugen, unternahm er kühn den entscheidenden Schlag, und erließ im Mai des Jahres 1826 einen Befehl, der die Errichtung einer neuen Miliz nach europäischer Art anordnete. Am ersten Juni ward der förmliche Entschluß bekannt gemacht, die Janitscharen in regelmäßige Truppen umzugestalten, und einen Tag später erschien die Bestätigung der Ulemas. Die Offiziere der Janitscharen, welche die durch diesen Schritt ihnen entgegengestellte Uebermacht erkannten, versprachen, ihren Einfluß geltend zu machen und die Reform des Heerwesens nach Kräften zu fördern. In der That unterzeichneten auch die Subaltern-Offiziere im Palaste des Janitscharen-Aga, der dem Sultan ergeben war, den kaiserlichen Hattischerif, und schon am folgenden Tage begannen auf dem El Meidan-Platze in Konstantinopel die vorgeschriebenen Uebungen. Zu gleicher Zeit aber bereitete sich eine furchtbare Opposition vor; dieselben Offiziere, die Gehorsam versprachen, reizten die Janitscharen und brachten ihnen falsche Vorstellungen von der eigentlichen Absicht des Sultans bei. —

Es war in den ersten Tagen des für Konstantinopel so verhängnißvollen Monats Juni im Jahre 1826, als ein junger Mann zwischen den Kiosks und Gartenhäusern gesehen ward, die so reizend an der südöstlichen Spitze des Serails und zwar an dem Punkte des Hafens liegen, wo der Bosporus sich zum Meere erweitert. Obgleich der Abend nicht mehr fern, so herrschte dennoch eine drückende Hitze, die Blätter der hohen Dattelbäume hingen welk herab und der heiße Staub wirbelte bei dem kleinsten Lufthauche von dem dürren Boden empor. Der junge Mann war offenbar ein Fremder; dies verrieth nicht nur sein Spaziergang um diese Tageszeit, wo der träge Türke in seinen kühlen Gemächern der Ruhe pflegt, sondern auch die Neugierde und die Verwunderung, mit der er alle Gegenstände rings um ihn her betrachtete. Er mochte kaum zwanzig Jahre zählen, war von schlanker kräftiger Gestalt und von einer kecken Beweglichkeit, die man bei den Bewohnern Stambuls nicht oft antrifft. Sein von der Sonne gebräuntes Gesicht mit den großen dunklen Augen, der edlen griechischen Nase, der hohen hervorspringenden Stirn und den unter den ersten Keimen des gekräuselten Bartes roth hervorquellenden Lippen, trug den Stempel der Sorglosigkeit und Verwegenheit. Ein rother Fez mit langer schwarzer Quaste schmückte den mit krausen schwarzen Haaren bedeckten Kopf. Seine Kleidung war fast ärmlich, sie bestand aus einer weiten Hose von grauer Wolle, die auf sandalenartige Schuhe von rohem Leder herabfiel, aus einem kurzen schwarzen Rocke mit einer Reihe Knöpfe von weißem Metall, und einem rothgestreiften Hemde, dessen Kragen sich nachlässig über dem Rock ausbreitete und einen schönen schlanken Hals sehen ließ. Die kräftige Hand schwang einen Stock, der mehr die Dienste eines Wanderstabs als die bei Promenaden, versehen zu haben schien.

Ein reizender Pavillon, dicht am Ufer des Meeres gelegen, erregte die Aufmerksamkeit des Jünglings. Die mit glänzenden Kupferplatten belegte Kuppel des ziemlich großen Gebäudes ward von prachtvollen griechischen Säulen getragen und den Altan, der halb nach dem Meere, halb nach dem Ufer hinausging, bedeckte eine herrliche Dachung, die auf schlanken vergoldeten Eisenstäben ruhte. Ein solches Gitter umzog die prachtvolle Besitzung, deren weitläufiger Park mit Springbrunnen, Rasenplätzen und lieblichen Baumgruppen sich nach der entgegengesetzten Seite hin ausdehnte. So wie der Pavillon sich von den übrigen Gebäuden auszeichnete durch Pracht und Eleganz, so bildete die ganze Umgebung, durch Kunst zu einem wahren Paradiese umgeschaffen, zu den übrigen Gärten und Anlagen, die sich in kurzer Entfernung auf den terrassenartigen Hügeln zeigten, einen auffallenden Kontrast. Die mit Staub bedeckten Wege waren verschwunden, ein breiter, mit weißem Kiessande bestreuter Pfad führte zu dem Ufer hin auf eine mit zierlichem Geländer umgebene Plattform, von der man eine wunderbar

Digitized by Google

schöne Aussicht auf den glänzenden Bosporus hatte. Der junge Mann betrat diese Plattform und entzückt ließ er das Auge über die Landschaft schweifen, die im milden Strahl der Abendsonne sich wie ein reizendes Panorama ausbreitete.

An der gegenüber liegenden Küste des Bosporus, der hier zwischen zwei Welttheilen wie ein großer Strom seine blinkenden Wellen fortwälzt, sah er vom europäischen Boden aus die asiatische Stadt Skutari. Aus der Masse von Häusern und Palasten ragten die Minarets mit ihren vergoldeten Spitzen wie strahlende Säulen empor. Selbst die ausgedehnten Gottesäcker um Skutari mit ihren weißen Grabmälern ließen sich deutlich unterscheiden und bildeten einen lieblichen hellen Saum an der dunklen Häusermasse der weiten Stadt. Diese Gottesäcker sind deshalb so ausgedehnt und durch ihre Pracht berühmt, weil viele fromme und reiche Türken aus Konstantinopel sich ihre Grabstellen hier einrichten lassen; denn sie betrachten Asien als die wahre Heimat der Gläubigen und halten an einer im Volke herrschenden Prophezeiung, wornach die Herrschaft des Halbmonds in Europa nicht von langer Dauer sein werde. — Unfern vom Ufer, an der Spitze von Skutari erhebt sich auf einem freistehenden Felsen, gleich einem riesigen Wächter, der Kis Kulessi (Mädchenthurm). — Aber noch weit entzückender war der Anblick, der sich dem fremden Jüngling bot, als er sich wandte und das herrliche Konstantinopel, diesen prachtvollen Diamant der Städte, vor sich liegen sah in all seinem märchenhaften Zauberglanz. Amphitheatralisch erhebt sich die unabsehbare Masse von Gebäuden, Palasten, vergoldeten Minarets und zahlreichen dunkelgrünen Baumgruppen, die eine nicht zu beschreibende anmuthige Abwechslung bilden.

„Ja, wahrlich!“ rief er aus; „das ist der Schlüssel von zwei großen Meeren, das ist die Beherrscherin von zwei Welttheilen! Der Perser Megabazus hatte Recht, als er die alten Chalcedonier, die sich vor der Gründung von Byzanz auf dem gegenüber liegenden asiatischen Ufer anbauten, der Blindheit beschuldigte: daß sie diese wunderbar schöne Gegend nicht vorzogen, obgleich ihnen die Wahl frei stand. Aber die Türken haben auch Recht, wenn sie eine Vertreibung aus diesem Paradiese fürchten. Ach, könnte ich hier wohnen,“ fügte er leiser hinzu, „ich würde gern meine erste Heimat vergessen und an der neuen mit ganzer Seele hängen. Das ist ein poetisches, ein herrliches Land! Leider werde ich mich wol mit einem flüchtigen Anblick begnügen und in einigen Tagen meine Wanderung fortsetzen müssen. Doch Muth! das Glück ist dem Kühnen noch immer hold gewesen, und wahrlich, mir fehlt es nicht an Kühnheit, die ganze Welt zu durchwandern. Ich schlafe ebenso ruhig auf harter Erde unter den Zweigen eines Baumes, als auf dem weichen Polster in einem Palaste. Meine Reisekassa ist leer, vielleicht füllt sie mir ein hochherziger reicher Muselmann. Die Furcht vor der Zukunft soll mir die Gegenwart nicht verkümmern, denn mir steht ja die ganze Welt offen!“

Der Jüngling weidete sich nun noch eine Zeit lang an den herrlichen Aussichten, die sich ihm nach allen Seiten hin boten, dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Pavillon. Nahe an seiner rechten Seite trennte ein mit großen Blättern dicht verschlungenes Eisengitter den Altan von der Plattform. Eine riesige Platane hing ihre Zweige über das leichte, luftige Zeltdach herab. In der ganzen Umgebung zeigte sich kein lebendiges Wesen, Alles war still, nur der Seewind rauschte leise durch die Blätter.

„Hier wohnt ohne Zweifel ein türkischer Großer, vielleicht ein Bezier,“ dachte der Jüngling. „Man hat mir so viel von der morgenländischen Pracht und Bequemlichkeit erzählt, mit der sich diese Herren umgeben; ich möchte wol einmal einen Blick in ein solches Heiligthum werfen.“

Er trat zu dem Gitter, bog mit der Hand die Blätter zurück und steckte kühn den Kopf durch die Stäbe, so daß er den ganzen innern Raum des Altans übersehen konnte. Exotische Gewächse in großen Kübeln standen rings umher, ein prachtvoller Teppich bedeckte den Steinboden und schwellende Polster von rothen Stoffen bildeten den Hintergrund des kühlen, reizenden Raums. Staunend betrachtete der junge Mann alle diese Herrlichkeiten und seine Blicke schweiften von einem Gegenstand zu dem andern. Wie angewurzelt blieben sie plötzlich auf einem Bilde haften, das er Anfangs für eine Erscheinung, für ein Spiel seiner aufgeregten Phantasie hielt. Auf einem niedern Polster von rother Seide, über dem zwei blühende Orangenbäume ein Blätterdach bildeten, befand sich ein junges Mädchen in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung. Da das Gesicht sich ihm zugewendet hatte, konnte er unterscheiden, daß sie schlief. Schönheit, Luxus und Pracht vereinigten sich, um dem Lauscher ein echt orientalisches Bild zu bieten. Die Schläferin war ein junges Mädchen von vielleicht sechzehn bis siebzehn Jahren; ihr rechter Arm, nur halb von einem feinen weißen Spitzenärmel bedeckt, stützte das zur Seite gesenkte reizende Köpfchen. Das zarte Gesicht war von einer wunderbaren Anmuth. Ein kleiner Turban von weißem Atlas schlang sich um die schöne runde Stirn und ließ eine Fülle von dunklen Locken auf die weißen Alabasterschultern fallen, die einen schlanken runden Hals trugen. Die Brauen über den geschlossenen Augen bildeten einen so regelmäßigen schwarzen Bogen, daß man hätte glauben mögen, er sei von der Hand eines Malers geschaffen. Die langen gesenkten Wimpern schienen einen leichten Schatten auf den rosigen Hauch der Wangen zu werfen. Eine feine griechische Nase, ein regelmäßiger kleiner Mund, dessen halb geöffnete Lippen zwei Reihen milchweißer Zähne zeigten, vereinigten sich zu dem reizendsten Gesichte von der Welt. Eine kostbare Diamantagraffe, deren Steine den Schein der Abendsonne zurückstrahlten, schmückte den Turban, der dem jungfräulichen, fast kindlichen Antlitz einen unbeschreiblichen Liebreiz verlieh. Der lilienweiße Busen hob sich leicht unter dem himmelblauen Florkleide, das eine elegante feine Taille umspannte und bis an das Knie herabreichte. Dann begann eine gebauschte weiße Atlashose, die auf zwei so kleine, mit blaßgelben seidenen Schuhen bekleidete Füße herabfiel, daß sie einem Kinde anzugehören schienen. Die zarten Knöchel über den kleinen wie aus Elfenbein geformten Händen schmückten zwei breite Goldreifen und auf dem Busen prangte eine natürliche rothe Camelie in einer zarten Goldeinfassung. Die gekreuzten Füße der auf einem niedern Polster sitzenden Schläferin ruhten auf einem prachtvollen Teppich mit großen künstlichen Blumen.

Der arme Jüngling, fast bestürzt über diesen zauberreichen Anblick, wagte kaum zu athmen, aus Furcht, das reizende Mädchen möchte erwachen und ihm den Genuß des Anstaunens zerstören. Mit krampfhafter Anstrengung bewahrte er einige Minuten seine unbewegliche Stellung. „Das ist das lebendige Bild einer jener Houris, die nach den Begriffen der frommen Muselmänner das Paradies bewohnen!“ dachte er. „Und wahrlich, von solchen Armen umschlungen zu sein, an diesem Busen zu ruhen und an solchen Lippen zu hängen, ist eine Seligkeit. Wer mag das himmlische Wesen sein? Vielleicht,“ gab er sich traurig zur Antwort, „ist sie nur eine Favoritsklavin und gehört einem alten grämlichen Türken an, der ihren Besitz kaum zu würdigen versteht. Ich habe oft von den türkischen Frauen gehört und

Digitized by Google

geleſen; dieſe aber übertrifft alle Ideen, die ich mir von ihnen gemacht."

Er lauſchte fort in ſtarrer Bewunderung. Der Altan mit ſeiner morgenländiſchen Pracht ſchien ihm ein Heiligthum zu ſein, das der ungeweihte Fuß eines Mannes nicht betreten ſollte. Der junge Fremde hatte eine lebhafte Phantaſie und ein für Frauenreize nur zu empfängliches Herz; das Säuſeln der milden Luft in den dunkelgrünen Blättern, das melancholiſche Rauſchen des Meeres, das wie ein rieſiger Silberſpiegel ſich vor dem Altan ausdehnte, der würzige Duft der Orangerie und das matte goldene Licht der Abendſonne — Alles wiegte ihn in einen Traum, deſſen Hauptgegenſtand die ſchlummernde Göttin war.

Ein Geräuſch von Schritten, das aus dem Innern des Pavillons kam, rief den jungen Mann aus ſeinen paradieſiſchen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Obgleich er nur ſeit einigen Minuten erſt die reizende Türkin beobachtet hatte, ſo regte ſich dennoch ein Gefühl in ſeiner Bruſt, das der Eiferſucht nicht unähnlich war. Schon glaubte er den alten häßlichen Herrn der anmuthigen Sklavin eintreten zu ſehen, wie er ſich der Schläferin zur Seite ſetzt, ſeinen Arm um ſie ſchlingt und ſie durch einen Kuß erweckt; ſchon klopfte ſein Herz bei dieſer Vorſtellung raſcher und große Schweißtropfen traten auf ſeine gebräunte Stirn — da öffnete ſich ein grüner Vorhang, der das Innere des Pavillons verdeckte, und eine zweite Frau trat ein. Als ob eine Zentnerlaſt ſich von ſeinem Herzen gewälzt, athmete der junge Fremde hoch auf, zumal da er bemerkte, daß die eingetretene Frau nicht mehr ganz jung und nach der Kleidung zu urtheilen, eine dienende Sklavin ſei.

Obgleich der ſchwere Teppich jedes Geräuſch erſtickte, ſo ſchlich ſie doch vorſichtig näher. Bei dem Anblick des ſchlafenden Mädchens blieb ſie überraſcht ſtehen. „Das dachte ich mir!" flüſterte ſie lächelnd. Nachdem ſie mit einem innigen Wolgefallen die ſchöne Schläferin einige Augenblicke betrachtet hatte, kniete ſie leiſe zu ihren Füßen nieder und drückte zärtlich einen Kuß auf die kleine herabhängende Hand derſelben.

Die Schläferin erwachte. Lächelnd ſah ſie die Frau einige Augenblicke an. „Du, Zaide?" fragte eine ſanfte wolklingende Mädchenſtimme.

„Verzeihung, daß ich Deinen Schlummer unterbrach, meine liebe Ida!" ſprach die Dienerin.

„Ich war ſo eben eingeſchlafen," fuhr das holde Mädchen fort; „die Schwüle des Tages ſchloß meine Augen — ach, Zaide, ich war kurze Zeit glücklich; denn ich war der Wirklichkeit entrückt, die mir ſeit einigen Tagen ſo verhängnißvoll geworden iſt."

„Verhängnißvoll? fragte Zaide verwundert.

„Setze Dich einige Augenblicke zu mir," entgegnete Ida; „Du biſt ja meine einzige Freundin; Dir, meiner guten Amme, kann ich mich anvertrauen. Höre denn! die vorige Nacht iſt für mich ſchlummerlos vergangen; ach—!" Die Verwirrung des ſchönen Mädchens löſte ſich in Thränen auf. Zaide küßte ihre Stirne und ſuchte ſie zu beruhigen.

„Sie iſt unglücklich!" dachte der draußen am Gitter lauſchende Jüngling, deſſen ganze Seele an dem ſo intereſſanten Bilde hing, daß er darüber ſeine Lage und Umgebung vergaß. Er drückte, brennend vor Neugierde, ſich feſt an's Gitter und horchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Den beiden Frauen aber ſchien der Altan ein ſo ſicherer Ort zu ſein, daß ſie ſich zwanglos ihren Gefühlen und einem halblaut geführten Geſpräche überließen, von welchem der Lauſcher einzelne Worte deutlich verſtehen konnte.

„Höre mich an," flüſterte Ida, „und Du wirſt meinen Kummer begreifen. Mein Vater hat mir geſtern eröffnet, daß ich mich noch in dieſem Monate verheiraten muß."

„Nun, iſt denn eine Heirat ein ſo ſchlimmes Ding, mein ſüßes Kind?" fragte die Amme in einem Tone, der deutlich verrieth, daß ſie ihr Erſtaunen gewaltſam unterdrückte und zu tröſten verſuchte.

„Du ſcherzeſt, Zaide," ſagte das Mädchen mit leiſem Vorwurf, „und mir möchte das Herz vor Angſt zerſpringen!"

„Wen hat man Dir zum Gemal beſtimmt?" fragte die Dienerin geſpannt.

„Den Janitſcharen-Effendi Achmed!" antwortete Ida mit einer Stimme, die wie der Aufſchrei eines brechenden Herzens klang.

Zaide zuckte bei dieſen Namen ſchmerzlich zuſammen, während Ida ſie mit weinenden Augen anſah. Nach einer Pauſe ſagte die Amme mit bewegter Stimme: „Dein Vater beſitzt einen feſten, eiſernen Willen; er ſpricht nie einen Entſchluß aus, bevor er ihn nicht reiflich überlegt hat. Achmed iſt zwar reich und hochgeſtellt, aber keineswegs ein Mann, der eine junge Frau beglücken kann. Ich begreife dieſe ſeltſame Wahl Deines Vaters nicht."

„O ich begreife ſie!" rief Ida ſchmerzlich aus. „Ich werde das Opfer einer politiſchen Maßregel, und mein Vater, der mich liebt, hält es für Pflicht, daß ich dieſes Opfer bringe. Du weißt, daß mein Vater mit Leib und Seele dem Sultan ergeben iſt, man hat eine allgemeine Reform der Janitſcharen beſchloſſen, und um den mächtigen einflußreichen Achmed geneigt zu machen, um ihn an unſere Familie zu binden, ſoll ich ſein Weib werden. Ich weiß auch, daß er dieſe Heirat als unerläßliche Bedingung aufgeſtellt hat."

Zaide erhob ſich plötzlich. „Mein Kind," flüſterte ſie raſch, „ich ſollte Dir im Auftrage Deiner Mutter ſagen, daß Du Dich zu einer Gondelfahrt auf dem Meere vorbereiteſt."

Zitternd erhob ſich Ida und lispelte in lebhafter Angſt: „Und nimmt auch Achmed an ihr Theil?"

„Vor einer Stunde kam er auf einem prächtigen Pferde an; er befindet ſich in den Gemächern Deines Vaters. Himmel! ich höre Geräuſch im Pavillon; vielleicht kommt man Dich abzuholen."

Ein Sklave öffnete den grünen Vorhang der Säulenhalle und zwei Türken in überaus reicher Kleidung traten ein. Beide waren impoſante Geſtalten von kriegeriſchem Ausſehen. Der lauſchende Jüngling am Gartengitter zog ſich zurück, aus Furcht entdeckt zu werden und dadurch vielleicht gar der armen Ida, die er herzlich bemitleidete, Unannehmlichkeiten zu bereiten. Träumend ſtand er auf dem Plateau und ſtarrte in den Bosporus hinab, der im Feuer der untergehenden Sonne wie purpurnes Gold erglühte. Nach einiger Zeit erſchien auf der blinkenden Fluth eine prachtvolle Gondel, die ſo nahe dem Ufer vorüberfuhr, daß der Jüngling die darin befindlichen Perſonen deutlich unterſcheiden konnte. Unter einem rothen Baldachin, der von vergoldeten Säulen getragen wurde, ſaß Ida in der Mitte zweier Männer. Sie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen, ſtützte den weißen Arm auf die Lehne des Polſters und lauſchte den Worten, die der ältere der beiden Männer an ſie richtete. Vor dem Baldachin, auf einer niedern Bank, ſaßen zwei Sklavinen, deren jede eine Zither im Schoße hielt und ſpielte. Nur wenige Minuten konnte der fremde Jüngling dieſes intereſſanten Anblicks ſich erfreuen, denn die Gondel wandte ſich plötzlich und fuhr nach dem aſiatiſchen Ufer hinüber, um bald

Digitized by Google

unter den übrigen zahlreichen Fahrzeugen zu verschwinden, die auf- und abfuhren. In einer ihm selbst unerklärlichen Stimmung trat der Jüngling den Rückweg nach der Stadt an.

II.

Der Abend war bereits angebrochen, als er die innere Stadt betrat. Immer noch mit dem Bilde beschäftigt, das er in jenem Landhause am Bosporus gesehen, ging er langsam durch die unebenen schmutzigen Straßen, die man für ausgestorben hätte halten mögen, wenn sie nicht von einer zahllosen Menge herrenloser Hunde belebt gewesen wären, die den jungen Mann in ganzen Rudeln umschwärmten, so daß er sich einige Male seines Stockes bedienen mußte, um die lästigen, von Hunger getriebenen Thiere zu entfernen. „Das Schicksal dieser Hunde," dachte er, „wird für die Nacht auch das meine sein; sie schlafen mit leerem Magen unter freiem Himmel."

Die traurige Wirklichkeit entriß ihn nach und nach seiner Träumerei und er dachte daran, sich ein Ruheplätzchen zu suchen, wozu er bei der milden Nachtluft eine Baumgruppe am geeignetsten hielt. Aber die lange endlose Gasse zeigte nichts als ununterbrochene Reihen kleiner Lehmbaracken, die finster und schweigend zu beiden Seiten sich fortzogen. Da endlich schimmerte ihm ein Licht entgegen. Keck schritt er darauf zu. Der Lichtschein führte ihn zwischen zwei kleinen Häusern hindurch in einen ziemlich geräumigen viereckigen Hof, der nach allen Seiten von niedern Bretterbuden eingeschlossen war. Aus der Fensteröffnung einer derselben drang das Licht hervor. Der junge Mann trat zu dem Fenster und sah in dem kleinen armseligen Gemache einen Derwisch, der vor einer eisernen Lampe stand, einen Rosenkranz in der Hand hielt und mit lauter Stimme die hundert Namen Gottes herbetete. Der Jüngling, in der Meinung, er sei in ein Derwischkloster gerathen, verhielt sich ruhig, um den andächtigen Mann nicht zu stören. Das Gebet war nach einigen Minuten zu Ende und der Wanderer klopfte an das Fenster. Der Derwisch wandte sein bronzefarbenes Gesicht und fragte: „Wer ist da?"

„Ein Fremder!" gab der Jüngling zur Antwort.

Der fromme Mann öffnete ruhig die Thüre. „Tritt über die Schwelle, Freund, Du bist willkommen!" sagte er in einem milden Tone, dem Eintretenden die Hand reichend.

Der junge Mann war verwundert über den freundlichen Empfang; war es doch, als ob der Derwisch seine Ankunft erwartet hatte. Das große schwarze Auge des muhamedanischen Mönchs haftete auf dem Jüngling, als ob es ihn durchbohren wollte. Seine starren braunen Züge belebten sich und drückten freundliche Theilnahme aus. „Laß Dich nieder," sagte er nach einer kleinen Pause; „Deine Füße sind in dem Staube unseres Landes gewandert und die Sonne Allahs hat Dein Haupt beschienen — ruhe aus von den Beschwerden der Reise!"

„Du nimmst mich so gastfreundlich auf, frommer Mann," entgegnete der Jüngling mit Staunen, „und erfüllst meine Bitte, noch ehe ich sie ausgesprochen."

„Weshalb bist Du gekommen?" frug der Derwisch.

„Ich suche ein Unterkommen für die Nacht. Der Zufall führte mich —"

„So hat er Dich gut geführt," fiel der Derwisch ihm in's Wort; „denn Du befindest Dich in einem der Khans, die fromme Muselmänner für Fremdlinge gestiftet und unserer Verwaltung anvertraut haben. Jeder Fremde hat Anspruch auf unsere Fürsorge."

„Auch der Christ?" fragte der Jüngling verwundert.

„Der Orden der Sadis macht keine Ausnahmen," lautete die Antwort.

„Nun so bitte ich Dich um ein Nachteſſen und ein Lager zum Ruhen," versetzte der junge Mann.

Der Derwisch entfernte sich. Nach einiger Zeit erschien ein zweiter Mönch, ein alter Mann mit greisem Barte, und brachte Brod, Früchte und Wein. Der Fremde, der den ganzen Tag unfreiwillig gefastet hatte, ließ es sich vortrefflich schmecken. Nach dem Mahle führte ihn der Derwisch in ein kleines Brettergemach, wo er ein Lager, aus Decken bestehend, vorfand. Der junge Mann legte sich nieder, dachte noch einige Zeit an das reizende Mädchen, das er im Landhause am Bosporus gesehen, und schlief endlich ein, um von ihr zu träumen. Aber schon nach kurzer Zeit ward dieser selige Traum durch ein großes Geräusch im Hofe unterbrochen. Der Schläfer erwachte davon, da er nur durch eine dünne, mit vielen Ritzen und Spalten versehene Bretterwand von dem freien Platze getrennt war. Ein Getümmel von vielen Stimmen, Schritten und Waffengeklirre schlug an sein Ohr. Er nahm eine sitzende Stellung auf seinem Lager ein und lugte durch eine der Spalten. Bei dem Lichte von Fackeln sah er, daß der große viereckige Hof mit Janitscharen angefüllt war. Sie standen in einzelnen Gruppen und schienen sich eifrig zu berathen. Dicht an der Zelle hatte sich eine Gruppe gebildet, deren Mittelpunkt jener Derwisch war, welcher unsern Reisenden empfangen. Dieser erkannte ihn an seiner langen Gestalt, seinem braunen markirten Gesichte und an der kräftigen wohlklingenden Stimme, denn er sprach mit Begeisterung zu den Soldaten, die fast alle dem Offizierstande anzugehören schienen. Der Lauscher war der türkischen Sprache vollkommen mächtig und darum konnte er den Vortrag des Redners verstehen.

„Wir sind verrathen," sagte unter anderm der Redner; „denn mit den fremden Sitten und Gebräuchen führt man auch die Religion der Franken ein. Die heiligen Streiter des Propheten, die Janitscharen, sollen ohnmächtig gemacht und zuletzt vertilgt werden. Das Kreuz vertreibt den Halbmond aus dem alten Stambul und unsere eigenen Herrscher werden der Fahne des Propheten ungetreu, weil es ihr Nutzen, ihre Sicherheit erfordert. Ihr wollt Euch den Fremdlingen anvertrauen, die man hat kommen lassen, um Eure Waffenübungen zu leiten — wahrt Euch, wahrt Euch, es schlummert Verrath im Hinterhalt! Euer Aga ist bestochen, er meint es nicht redlich mit Euch. Durch List und Versprechungen erwirbt er sich Anhänger und selbst den tapfern Achmed hat er dadurch zu gewinnen gewußt, daß er ihm seine schöne Tochter zur Frau und eine ungeheure Mitgift versprochen hat. Achmed ist für uns verloren —"

„Er ist nicht verloren!" rief eine kräftige Stimme. „Achmed hat seinen Irrthum, seine Schwachheit erkannt und fordert seine Waffenbrüder zur Rache an dem verrätherischen Aga auf! Hier bin ich — wollt Ihr mir folgen?"

„Achmed sei unser Führer!" ertönten viele Stimmen. „Was sollen wir thun?"

„Ich habe die Sterne befragt," entgegnete feierlich der Derwisch. „Der Prophet fordert das Blut der Verräther, er will, daß sie von der Erde vertilgt werden, damit seine Fahne ferner nicht gefährdet sei."

„Zu den Waffen! zu den Waffen! und Achmed sei unser Führer!" erscholl es rings wie das empörte Tosen der Meereswogen.

Der junge Wanderer, der von der Umgestaltung der Janitscharen bereits gehört hatte, erkannte aus diesen Worten den

Digitized by Google

Zuſtand der Dinge in der türkiſchen Hauptſtadt. Er ſollte Zeuge einer Verſchwörung ſein, die gegen den Sultan und alle diejenigen gerichtet war, welche die neuen Reformbeſtrebungen unterſtützten. Aber plötzlich bebte der Lauſcher zuſammen, denn er erkannte in Achmed denſelben Türken, den er in dem Landhauſe am Bosporus bei dem ſchönen Mädchen geſehen, das ſeine ganze Seele erfüllte. Er erinnerte ſich der Worte, die Ida geſprochen, und er glaubte nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß Achmed von der Partei des Janiſcharen-Aga deshalb abgefallen, weil das reizende Mädchen, das ſich als ein Opfer der Politik ihres Vaters wähnte, ihre Abneigung an den Tag gelegt hatte. Der ſcharfe Verſtand des Reiſenden ſtellte alle Umſtände zuſammen und er zog den richtigen Schluß, daß er dort die Tochter des Janiſcharen-Aga belauſcht habe und daß ſich hier ein Unternehmen vorbereite, deſſen Ausführung dem armen Mädchen großes Unglück bringen konnte. Schon die nächſten Minuten gaben ihm völlige Gewißheit, er erfuhr, daß man das ganze Korps der Janitſcharen aufwiegeln, die Wohnung des Aga, wo der ſo verhängnißvolle Kontrakt unterzeichnet worden ſei, überfallen und Alles dem Propheten opfern wollte, was die Geſinnungen des türkiſchen Hofes theilte. Mit dem Einbruche des nächſten Abends ſollten die Janitſcharen ihre Kaſernen verlaſſen, den Kampf beginnen und ſich in den Beſitz der Stadt ſetzen. Die von dem Sultan einberufenen Fremdlinge wollte man ſchonungslos dem Tode weihen. Achmed ward zum Leiter ſämmtlicher Operationen erwählt, die Offiziere ſchwuren ihm Treue und Gehorſam, und der Derwiſch ſegnete den verrätheriſchen Bund durch Sprüche aus dem Koran.

Eine Stunde ſpäter war der Hofraum wieder ſtill und dunkel. Des jungen Wanderers geiſtige Aufregung war ſo groß, daß er trotz ſeiner Müdigkeit nur in einen unruhigen Schlummer verfiel. Er ſah im Traume die wüthenden Janitſcharen, wie ſie in das Landhaus eindrangen, den alten Türken ermordeten und Ida, deſſen wunderholde Tochter, von der Terraſſe jubelnd in das Meer ſchleuderten. Seine rege Phantaſie geſtaltete die gräßlichſten Bilder. Als der Morgen das junge Licht durch das kleine Fenſter ſeiner Kammer ſandte, verließ er, eben ſo erſchöpft als er ſich niedergelegt, das Lager. Der alte Derwiſch mit dem greiſen Bart erſchien und brachte ihm das Frühſtück. Dieſelbe Freundlichkeit, dieſelbe Milde als Abends zuvor ſtrahlte aus dem Geſichte des alten Mannes. Der Jüngling glaubte, der Mönch werde zu erforſchen ſuchen, ob er von den Vorgängen der Nacht unterrichtet ſei — aber als ob in der Herberge durchaus nichts vorgefallen, fragte jener ſeinen Gaſt: „Wie lange wirſt Du Dich in unſerer Stadt aufhalten?“

„Nur heute noch,“ antwortete dieſer; „morgen gedenke ich meine Reiſe fortzuſetzen.“

„Und wohin?“ frug der Derwiſch weiter.

Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. Was ſollte er dem gaſtfreundlichen Greiſe antworten? Wußte er ſelbſt doch nicht, was das nächſte Ziel ſeiner Reiſe ſein würde, wenn ſich ihm in Konſtantinopel kein Unterkommen bot. Zugleich fiel ihm die Sorge wegen ſeiner Zukunft ſchwer aufs Herz; denn daß er in der türkiſchen Hauptſtadt unter den obwaltenden politiſchen Verhältniſſen wenig zu hoffen hatte, leuchtete ihm ein. Er glaubte nichts Beſſeres thun zu können als ſich dem alten Manne, der die Liebe und Güte ſelbſt zu ſein ſchien, offen zu entdecken. Dadurch vermied er es nicht nur, die genoſſene Gaſtfreundſchaft durch Unwahrheit zu belohnen, es konnte ſich ihm auch noch die Ausſicht auf ein Unterkommen darbieten. Und was mußte ihm ferner erwünſchter ſein, als ein längerer Aufenthalt in der Stadt, in welcher Ida wohnte, deren Bild ſich ihm ſo tief in die warme Seele eingeprägt hatte? Sein kecker Muth geſtaltete ſelbſt den Entſchluß, das zufällig erlauſchte Geheimniß zu Gunſten der Tochter des Janitſcharen-Agas zu verwenden und, wenn es nöthig ſein ſollte, ſie ſelbſt zu ſchützen. „Frommer Mann,“ begann er nach einer Pauſe, in der ihm alle dieſe Gedanken wie Blitze den Kopf durchkreuzt hatten; „ich hörte geſtern Abend, daß der Orden der Sadis ſich vorzüglich der Wohlthätigkeit befleißigt.“

„Gewiß,“ verſicherte der Greis. „Die Wohlthätigkeit iſt die ſchönſte Tugend, die der Menſch zu üben vermag. Was in unſeren Kräften ſteht, geſchieht zum Wohle der leidenden Mitbrüder.“

Die prüfenden Blicke des Jünglings erkannten in des Greiſes Mienen, daß er dieſe Worte mit Ueberzeugung geſprochen. Sein Vertrauen wuchs mit jeder Minute. „Ich bin nach Konſtantinopel gekommen,“ ſagte er, „um ein Unterkommen, eine meinen Fähigkeiten angemeſſene Beſchäftigung zu ſuchen. Gelingt mir dies nicht, ſo weiß ich wahrlich nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Ich bin ohne Geld, ohne Freunde, ohne Rath.“ — Bei dieſer Schilderung ſeiner troſtloſen Lage erſchien der Jüngling indeß nichts weniger als niedergeſchlagen. Er ſah den alten Mann mit einer ſo freundlichen Keckheit an, als ob er einen Ruhm darin ſuchte, den widrigen Verhältniſſen Trotz zu bieten, als ob er abſichtlich ſeinen Muth zur Schau tragen wollte.

„Biſt Du ein Chriſt?“ fragte der Derwiſch mit geſteigertem Intereſſe.

„Ja,“ war die unbefangene Antwort.

„Dann wende Dich an Deine Mitchriſten, junger Freund, deren viele unter uns wohnen; ſie werden Dir gewiß mit Rath und That behilflich ſein.“

Ein bitteres Lächeln umſpielte des Fremden ſchön geſchweifte Lippen und ſeine Hand fuhr über die hohe Stirn, als ob ſie einen unangenehmen Gedanken verwiſchen wollte. „Mir ſcheint,“ antwortete er, „als ob die Chriſten in Stambul weniger Theilnahme für ihre Mitchriſten empfänden als die Bekenner des Islam. Ich war geſtern in dem Hauſe eines reichen Kaufmanns und ließ mich als einen chriſtlichen Reiſenden anmelden. Nicht fünf Minuten vergingen und der Diener kam mit der Antwort zurück, ſein Herr ſei durch Geſchäfte verhindert, mich zu empfangen. Ich ging zu einem zweiten. Der Handelsherr empfing mich freundlich, bedauerte, mir nicht nützlich ſein zu können und wollte mir ein Geldſtück reichen, das ich mit den Worten zurückwies: ich bin kein Bettler. Der Dritte, den ich beſuchte, hörte geduldig meine Geſchichte an, und als ich geendet, ſchalt er mich einen leichſinnigen jungen Menſchen, der das ihn betroffene Schickſal verdiene. Um mich nicht länger ſeinen Ermahnungen, die mir nichts nützen konnten, auszuſetzen, verließ ich ihn. Dann traf ich einen armen Chriſten, der helfen wollte, aber nicht helfen konnte. Ich überließ mich nun dem Zufall, der mich bei dem Einbruche der Nacht hieher führte. Könnt Ihr für mich etwas thun, ſo rechnet auf meine Dankbarkeit.“

„Mein Sohn,“ antwortete der Greis, „wir dürfen Dich dem Zufalle nicht überlaſſen, ohne uns ein ſchweres Unrecht auf das Gewiſſen zu laden. Ich hatte einen Sohn, ehe ich in den Orden der Sadis trat, er war gezwungen, ſich dem Zufall zu überlaſſen und von ihm ſein Glück zu erwarten — er iſt untergegangen, und mit ihm ſchwand die letzte Freude meines Lebens! Zähle auf meinen Beiſtand, junger Freund. Nach der Regel iſt es Dir geſtattet, drei Tage und drei Nächte in unſerer Herberge zu bleiben; jetzt ruft mich mein Dienſt ab, aber ſpäter

Digitized by Google

wirst Du mir Deine Fähigkeiten mittheilen und ich werde sehen, wie ich für Dich wirken kann. Mein Auge findet Gefallen an Dir und mein Herz sagt mir, daß Du der Wohlthaten würdig bist."

Der Derwisch entfernte sich und der Gast verzehrte sein Frühstück. War er auch durch das Versprechen des Greises der Sorge um seine nächste Zukunft überhoben, so erfüllte ihn das Schicksal Ida's, das ohne Zweifel mit dem ihres Vaters in Verbindung stand, mit Befürchtungen. Er verließ die Herberge und trat den Weg nach dem Ufer des Bosporus an. In den schmutzigen und engen Straßen herrschte ein lebhaftes Getümmel, das auf unseren Wanderer einen widrigen Eindruck ausübte. Christen, Juden und Türken mit Gesichtern von allen Farben und in Kleidern aller Nationen, Kinder, Hunde, bepackte Esel und Sklaven, Alles wogte bunt durcheinander. Es war ein Anblick, der sich nur in der türkischen Hauptstadt darbietet. Der junge Mann, der die Straßen und Plätze nicht wiedererkannte, die er Abends zuvor auf dem Rückweg vom Landhause durchschritten, überließ sich dem Zufall. Er kam auf den El Meidan, wo so eben eine Abtheilung Janitscharen erschien, um die neu vorgeschriebenen Exerzitien auszuführen. Auf allen Gesichtern ließ sich die Unlust lesen, und der fremde Jüngling, der in einer österreichischen Militärschule seine erste Bildung genossen, mußte über die Ungeschicklichkeit der starken, bärtigen Männer lachen, mit der sie den Anweisungen ihrer Instruktoren folgten. Später erschien der Aga zu Pferde und der Jüngling erkannte in seinem Gefolge jenen Achmed, den er bereits in der Villa und im Hofe der Herberge gesehen hatte. Die Waffenübungen waren bald vorüber und unser junger Freund schloß sich dem kleinen Zuge des Aga's an, der ihn sicher und auf dem kürzesten Wege zu dem Landhause führte. Hier hatte er das Glück, die reizende Ida zu sehen, die auf dem bedeckten Balkone stand und ihren Vater erwartete. Der junge Mann träumte länger als eine Stunde auf der Plattform am Meere, dann umschlich er noch einmal das prächtige Landhaus, von dem er nun wußte, daß es der Janitscharen-Aga bewohnte, und ging träumend nach der Stadt zurück. Da er sich einige Zeichen in den Straßen gemerkt, kam er um Mittag wieder in der Herberge an, wo ihn der alte Derwisch mit Ungeduld erwartete.

III.

Der gefürchtete Abend brach an.

Der junge Mann hatte den ganzen Nachmittag in seiner Kammer zugebracht, weil er glaubte, daß die Verschwörer, wie in voriger Nacht, sich in dem Khan versammeln und sie von hier aus ihre ersten Bewegungen ausführen würden. Mehr als einmal war er im Begriffe gewesen, zu dem Aga zu gehen und ihm das Geheimniß mitzutheilen, dessen Mitwisser er geworden; aber die Dankbarkeit gegen den Greis, der sich seiner bisher so väterlich angenommen und noch mehr zu thun versprochen hatte, hielt ihn davon ab, denn er konnte wol annehmen, daß der Zorn des mächtigen Agas alle Mönche vernichten würde, die zu einem so schändlichen Verrathe die Janitscharen angereizt. Der Gedanke an Ida gestaltete in ihm den Entschluß, mit dem greisen Derwisch zu reden. Er hatte hierzu die Zeit des Abendessens bestimmt, bis wohin sich nichts ereignete. Den Derwisch, der ihn empfangen, hatte er seit der Nacht nicht wiedergesehen. Der Hof der Herberge lag still in dem Schatten der Nacht. Außer zwei Mönchen, die einige Kranke pflegten, sah man kein menschliches Wesen. Der junge Mann erwartete den Greis mit brennender Ungeduld. Die Zeit des Abendessens war längst vorüber und immer noch erschien er nicht. Diese Verzögerung erfüllte ihn mit Besorgniß und er entschloß sich, an den Bosporus zu eilen, um dort die Ereignisse abzuwarten. Ida zu retten, trieb ihn ein mächtiges, wunderbares Gefühl an und er hielt es selbst für seine Pflicht, dem verrätherischen Plane entgegen zu arbeiten. In dem Augenblicke, als er aufbrechen wollte, trat der Derwisch ein. Der junge Mann konnte bei der in der Kammer herrschenden Dunkelheit die Gesichtszüge des Greises nicht erkennen, aber das rasche Athmen und der kurz herausgestoßene Gruß desselben verriethen ihm, daß er sich in großer Aufregung befand. „Bist Du da, mein Sohn?" flüsterte er.

„Ja!"

„Deine Hand! Deine Hand!"

„Hier ist sie!" Der Jüngling fühlte, wie der alte Mann zitterte. „Was ist geschehen?" fragte er theilnehmend.

„Ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen," sagte der Greis, nach Athem ringend; „setze Dich nahe zu mir, denn ich muß sehr leise sprechen, überall lauert Verrath." Der Greis zog den Gast auf das Lager, wo sich Beide niederließen. Nachdem er einige Male tief Athem geschöpft, um sich von dem raschen Gehen zu erholen, flüsterte er: „Du hast ein offenes, biederes Gesicht, mein Sohn, bist mir mit Vertrauen entgegengekommen, — darf auch ich Dir vertrauen?"

„Das kannst Du, frommer Mann, ich schwöre es!" rief der Jüngling eifrig.

„Ich nehme Deinen Schwur an, und das höchste Wesen, das über uns Alle wacht, hat ihn gehört. Ich versprach Dir, für die Zukunft Deines jungen Lebens zu sorgen, ich erfülle mein Versprechen, indem ich es Dir zunächst erhalte und Dich vom Tode rette."

„Vom Tode?" rief der junge Mann zusammenfahrend.

„Nur noch kurze Zeit bist Du sicher und diese zu Deiner Rettung zu benützen, habe ich mir vorgenommen. Dann aber rechne ich auf Deine Dienste — Du bist jung, kräftig und gewandt, ich bin ein alter, schwacher Mann!"

„Verliere keine Zeit! Was ist zu thun? was soll geschehen?" fiel ihm der Gast rasch in's Wort.

„Es bereitet sich Furchtbares in unserer Stadt vor — die Janitscharen —"

„Genug!" flüsterte der Jüngling hastig, „ich weiß Alles. Vorige Nacht — in diesem Hofe — ich konnte jedes Wort verstehen — man will den Aga der Janitscharen —"

„Sprich das Wort nicht aus!" fiel ihm der Derwisch in die Rede. „Der Aga darf der Wuth der Barbaren nicht preisgegeben werden."

Man denke sich des Jünglings freudige Ueberraschung, als er die Absicht des Greises vernahm. „Was kann ich thun? was soll ich wagen?" fragte er eifrig.

In diesem Augenblick erhob sich in dem Hofe ein Getöse von Schritten und leise murmelnden Stimmen. Dazwischen ertönte Waffengeklirr und Stampfen feuriger Rosse. Der Greis fuhr empor, trat an das Fenster und lauschte. „Ich muß hinaus!" flüsterte er dann.

„Wann kommst Du zurück? Soll ich Dich hier erwarten?" flüsterte der junge Mann.

„Nein, hier darfst Du nicht bleiben, man kennt die Kammern, die den Fremden angewiesen werden. Folge mir!"

An der Hand des Derwisches verließ der Fremdling seine Kammer. Sie traten in den viereckigen Hof und gingen dicht an den Bretterhäusern hin. Eine Menge Gestalten ließen sich unterscheiden, die sich in der Mitte des Hofes gruppirt hatten und eine leise Unterhaltung führten. — Das Geräusch der

Digitized by Google

Schritte ließ erkennen, daß durch das schmale Thor stets neue Ankömmlinge eintraten. Dicht an den kleinen schwarzen Häusern hintappend führte der Derwisch seinen Gast in einen zweiten, kleinern Hof. Er öffnete eine Zelle und schob seinen Begleiter hinein. „Wir sind in meiner Kammer," nahm er nun das Wort. „Da ich das, was geschehen würde, vorausgesehen, habe ich meine Vorbereitungen getroffen. Hier liegt ein Gewand meines Ordens — in der Zeit, daß ich mich entferne, wirst Du dasselbe anlegen. Nur als Derwisch kannst Du sicher diesem Ort entkommen. Beeile Dich, sonst könnte unser Bemüh'n, ein gutes Werk zu stiften, vergebens sein."

Der Greis verließ die Kammer und schloß vorsichtig die Thüre hinter sich zu. Als er nach ungefähr zehn Minuten wiederkehrte, hatte der Jüngling das weite Ordensgewand über seine Kleider gezogen — er stand als Derwisch da. Er empfing von seinem Beschützer zwei Dolche und einen Rosenkranz, der nun sprach: „Folge mir, oder Du bist verloren!"

In dem Augenblicke, als die Beiden den zweiten Hof betraten, ward das Thor geschlossen, das diesen von dem ersten trennte. Die Männer kümmerten sich nicht darum; sie eilten durch einen Garten auf einen großen, mit Bäumen bepflanzten Platz. Kaum hatten sie diesen betreten, als aus dem Khan, der hinter ihnen lag, eine helle Flamme auflohderte.

„Das ist das Zeichen für den Pöbel unserer Stadt!" flüsterte der Derwisch seinem Begleiter zu. „Nichts ist mehr geeignet, ihn schnell zusammenzubringen, als eine Feuersbrunst. Die Janitscharen wollen ihn zur Wuth reizen und gegen die Soldaten in der Stadt hetzen. Während das Gesindel sengt und mordet, will man sich des Serails bemächtigen. Alles, was dem Sultan ergeben ist, soll niedergemacht werden. Hu, wie die Flamme die hölzernen Gebäude ergreift! Man konnte kein passenderes Feuerungsmaterial wählen als unsere arme Herberge! Der Prophet möge Dem gnädig sein, der dieses Unglück herbeigeführt hat."

Als die beiden Männer die Straße betraten, loderten die Flammen schon hoch empor und rötheten mit dunkelrothem Scheine den Horizont. Hilferufende Stimmen ließen sich hören und aus den kleinen Häusern traten halbnackte Gestalten hervor, die sich einige Augenblicke umsahen und dann nach der Brandstätte eilten, um dort zu rauben und zu plündern.

IV.

Während in der innern Stadt durch die Feuersbrunst Angst und Schrecken verbreitet wurde, näherte sich der alte Derwisch und sein Begleiter dem ruhigen Ufer des Bosporus. Die Nacht war schön, vom lichtblauen Firmamente herab funkelten die Sterne und ein leichter Seewind milderte erquickend die Schwüle der Atmosphäre. Ueber der Häusermasse von Konstantinopel stand eine große Feuerwolke, in deren falbem Scheine die Spitzen der Minarets erglänzten. Das große Amphitheater der Stadt gewährte einen schauerlich schönen Anblick. Der Derwisch sah sich von Zeit zu Zeit um, breitete die beiden Hände aus und murmelte einige unverständliche Worte, als ob er die verheerende Flamme beschwören oder den Segen des Himmels für die unglückliche Stadt erflehen wollte, in der sich die furchtbaren Schrecken des Janitscharenaufstandes vorbereiteten. Des Jünglings Geist war nur mit der Schönen beschäftigt, die er jetzt in der Nähe zu sehen und ihr vielleicht einen Dienst zu leisten hoffen durfte; er wünschte eine Gefahr herbei, um seinen romantischen Plan in Erfüllung gehen zu lassen. Aber nichts regte sich in der ruhigen Gegend, das dumpfe Tosen, das vom Winde getragen aus der Stadt herübertönte, unterbrach allein die feierliche Stille der Nacht.

Bald hatten sie das Landhaus des Aga erreicht. Der Derwisch, der hier bekannt zu sein schien, ging eilig an dem hohen Eisengitter hin, bis er ein Thor erreichte, das in demselben Augenblicke geöffnet ward, als er ankam. Im Hofe ließ sich das Stampfen eines ungeduldigen Pferdes vernehmen. Der Diener ließ die beiden Derwische mit allen Zeichen der Ehrerbietung eintreten. Noch hatten sie die Thüre des Landhauses nicht erreicht, als ihnen ein Reiter entgegensprengte. Es war der Janitscharen-Aga, der, wie er stets zu thun pflegte, seine Truppen bei dem Brandunglücke persönlich aufzustellen beabsichtigte. Der alte Derwisch fiel dem Rosse in den Zügel. „Halt! halt!" rief er mit vor Schrecken bebender Stimme. Dann schmiegte er sich an das Pferd und flüsterte zu dem hohen Reiter hinauf: „Herr, Du willst zur Stadt; bleibe zurück und sei bedacht, Dein Leben zu retten! Jener Brand ist von den Janitscharen angefacht, um den Pöbel zu versammeln und ihn zu einem allgemeinen Aufstande gegen die Neuerer zu verleiten. Sieh, wie der Horizont emporflammt — das ist das erste Zeichen. Schon sind die Offiziere bei dem Khan unseres Ordens versammelt, bald werden sie hier sein, um Dein Haus mit Feuer und Schwert zu vernichten! Du kennst den alten Ibrahim, der mit dankbarer Seele an Dir hängt, er ist gekommen, um Dich zu warnen und zu retten! O bleibe zurück, Dein Pferd trägt Dich in den Tod!"

In diesem Augenblicke ließ sich das Getöse einer großen Menschenmenge aus kurzer Entfernung vernehmen, die sich rasch dem Landhause näherte. Durch die Stille der Nacht hörte man deutlich das Dröhnen kräftiger Schritte und das Geklirr von Waffen. Die Feuerwolke über der Stadt wurde stets größer und erhellte mit falbem Scheine die Häuser am Ufer des Bosporus.

„Herr, laß die Thore Deines Hauses schließen, um dem ersten Andrange zu wehren!" bat der Derwisch. „Mit Hilfe Allahs werden wir Dich und die Deinen retten!"

Der Aga sah in die grell beleuchtete Landschaft hinaus. Kaum zweihundert Schritte vom Gitter stürzte die erste Janitscharen-Rotte heran, furchtbare Flüche und Verwünschungen ausstoßend. Unter den Fußgängern befanden sich einige Reiter, die Befehle ertheilten. Die drohende Haltung der Horde bestätigte nur zu deutlich die mahnenden Worte des alten Derwischs. Der Aga schien unentschlossen zu sein, was er beginnen sollte. Da erschienen zwei weiße weibliche Gestalten auf dem Söller des Landhauses. Ihre Schleier wehten in der Nachtluft, während sie verzweiflungsvoll die Hände zum Himmel emporstreckten. Hinter den beiden Frauen erschienen die Gestalten weiblicher Sklavinen, die bei dem gräßlichen Anblick des Feuermeeres, das die Luft erfüllte, zu Boden sanken.

Kaum hatte der Jüngling die Gruppe auf dem Söller erblickt, als er nach dem Thore stürzte, die offenen Flügel desselben mit Riesenkraft zuschleuderte und die Riegel vorschob. Da krachten einige Gewehrschüsse, von den anrückenden Janitscharen abgefeuert. Die Kugeln drangen durch die Eisenstäbe des Gitters und schwirrten an dem Kopfe des jungen Mannes vorüber, der nach dem Hause zurückeilte. Das Pferd des Aga, von einigen Kugeln getroffen, bäumte sich hoch empor und der junge Mann kam noch zeitig genug, um den rücklings herabgeschleuderten Reiter in seinen Armen aufzufangen. Der Derwisch und der Jüngling führten den Aga, der vor Wuth schäumte, gewaltsam in das Haus zurück, dessen Thüre sie schloßen. Die wenigen

Digitized by Google

Diener des Hauses flüchteten sich in die Nebengebäude. Die Janitscharen, deren erstem Andringen das starke Eisengitter widerstand, sandten nun Schuß um Schuß durch die Stäbe in den Hof. Mit dem Knallen der Musketen mischten sich die dröhnenden Hufschläge des verwundeten Pferdes, das wie rasend durch den weiten Hofraum galoppirte, bis es endlich, von neuen Kugeln getroffen, mit einem schweren Falle zu Boden sank. Das schwere Keuchen, dumpf und hohl der riesigen Thierbrust entquellend, erfüllte noch einige Augenblicke die Luft, dann schwieg es.

Als der junge Mann und der Derwisch Ibrahim mit dem Aga in den Saal des Erdgeschosses traten, erschienen auch die beiden angsterfüllten Frauen. Ida warf sich laut weinend an die Brust des Vaters, der erschüttert ausrief: „Mein Kind, mein armes Kind!"

Ein lautes Krachen kündigte an, daß man draußen das Gitter erbrochen hatte. Unter einem lauten Wuthgebrüll wälzte sich die Menge in den Hof. „Zerbrecht die Thüren! Werft Brandfackeln in das Haus! Wo ist der verrätherische Aga? Nieder mit ihm! nieder mit seiner ganzen Familie!" schrieen rauhe Stimmen im furchtbar wilden Chor. Und zugleich erdröhnten gewaltige Kolbenschläge an die verschlossene Thür.

„Alle meine Diener sollen sich bewaffnen und von oben herab auf das Gesindel schießen! rief der Aga.

Draußen krachte eine Gewehrsalve und die Kugeln fuhren zischend durch die mit Läden verschlossenen Fenster. Eine der Dienerinen sank laut aufschreiend zu Boden: eine der hereingedrungenen Kugeln hatte ihr die Brust zerrissen.

„Bringt die Frauen in die untern Gewölbe!" rief der Aga, der seinen Säbel gezogen hatte. „Dir, frommer Ibrahim, vertraue ich meine Tochter an. Beeilt Euch, dieser Saal wird bald ein Kampfplatz sein!"

Zaide, die Amme und Freundin Idas, öffnete eine der hintern Thüren. „Folgt mir! folgt mir!" rief sie in Todesangst. Aber Ida klammerte sich an ihren Vater und wollte ihn mit sich fortziehen.

„Hier ist mein Platz!" rief der unerschrockene Mann; „ich darf nicht fliehen vor den Rebellen; ich will kämpfen, bis man mir Hilfe sendet, die gewiß nicht lange ausbleiben wird. Sehe ich die Unmöglichkeit des längern Widerstandes, so folge ich Dir, mein Kind!"

Neue Kugeln zerschmetterten die Fenster und fuhren sausend an die gegenüberliegende Wand. Der Saal füllte sich mit bewaffneten Dienern und Sklaven. Da die Gefahr sich mit jedem Augenblick mehrte, übergab der Aga mit sanfter Gewalt seine Tochter den ihm zunächst stehenden Derwisch; es war der junge Fremdling. Dieser umschlang den reizenden, bebenden Körper Idas und trug sie durch die Thür, welche Zaide geöffnet hatte. Kaum waren sie verschwunden, als der Aga seine Leute zur Vertheidigung ordnete. Während in dem Saale sich ein hartnäckiger Kampf entspann, stieg der als Derwisch verkleidete Jüngling mit seiner schönen Last eine Steintreppe hinab und gelangte in eine gewölbte Halle, die sich unmittelbar an dem Bosporus öffnete. Leise murmelnd schlugen die Wellen an die großen Quadersteine des Fußbodens. Der milde Glanz des Sternenhimmels, der sich über der dunklen Wasserfläche majestätisch ausbreitete, drang durch die offenen Bogen der Halle und erfüllte den kühlen, prachtvoll eingerichteten Raum mit einer matten Dämmerung. Die Berührung der schönen Türkin, die er sanft auf einen Polster niedergelassen, hatte den armen Jüngling in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Da lag sie vor ihm, bebend vor Angst und seinem Schutze anvertraut. Die kühnsten Gebilde seiner Phantasie sah er verwirklicht: über ihm tobte ein mörderischer Kampf, und neben ihm auf schwellendem Polster lag weinend die verlassene Ida, die von ihm allein Hilfe und Schutz in den fürchterlichsten Augenblicken erwartete. Fast hätte er an einen lebhaften Traum glauben mögen, wenn ihn die Gewehrschüsse und das Brüllen der Kämpfenden nicht von der furchtbar schönen Wirklichkeit überzeugt hätten. Er schwor bei Allem, was ihm heilig war, die ihm anvertraute Schöne zu retten, oder bei ihrer Vertheidigung unterzugehen.

Die beiden Frauen hielten sich zitternd umschlungen. Ida, in ein leichtes weißes Nachtgewand gehüllt, mit aufgelöstem Haare, das halb den schimmernden Alabasterbusen und die runden Schultern überfluthete, saß wie ein Engel an der Seite der Dienerin. Der Schrecken hatte die Thränen in ihrem großen Auge gebannt, das sich vor Angst und Sorge nach der schmalen Meerestreppe richtete, von der herab das Kampfgetöse ertönte. Wie gern hätte ihr jugendlicher Beschützer sich zu ihren Füßen niedergeworfen und ihr, um sie zu trösten, seinen gefaßten Entschluß mitgetheilt; aber eine heilige Scheu vor dem reizend schönen, trauernden Engel hielt ihn zurück. Er begnügte sich damit, sie still zu betrachten und zu bewundern. Da drängte sich ihm plötzlich die Frage auf: was ist zu thun, wenn die mörderische Rotte siegt und in das Haus stürmt? Auf welchem Wege läßt sich die Flucht bewerkstelligen? Die Landseite schien ihm zu gefährlich, er wandte sich also zu dem Marmorufer des Bosporus. Einige Stufen führten zu dem Wasserspiegel hinunter. Ein Boot lag angekettet unter dem Schirmdach der Halle. Freudig kehrte er zurück, denn ein sicherer Rettungsweg war gefunden. Kaum hatte er die Halle wieder betreten, als die Thür des obern Saales aufgerissen ward. Einige Diener trugen den tödtlich verwundeten Aga herab. Ida, einen durchdringenden Schrei ausstoßend, stürzte sich über den Vater.

„Fliehe, fliehe mein Kind!" stöhnte der Verwundete. „Widerstand ist vergebens, die Mörder dringen in das Haus. Achmed, der treulose Effendi, führt sie an."

„Achmed!" rief Ida schaudernd. „Vater," fügte sie rasch und entschlossen hinzu, „ich trage die Schuld an diesem Unglück, es ist also meine Pflicht, daß ich das Fortschreiten desselben verhindere. Wo ist Achmed? Ich will sein Weib werden, wenn er Dich vor den Mördern schützt, die er ohne Zweifel aufgereizt hat."

„Es ist zu spät, Ida! Sei auf Deine eigene Rettung bedacht, die Kugel hat gut getroffen!" stöhnte der Aga, indem er krampfhaft zitternd beide Hände auf die Brust drückte, aus der ein Blutstrom hervorquoll. „Ich bin nicht mehr zu retten!" Ein dumpfes Röcheln trat ein und der schwer verwundete Aga gab seinen Geist auf.

„Er ist todt!" murmelte der alte Diener, der den Kopf des Sterbenden unterstützte.

Ida stand wie eine schöne Marmorstatue ueben der Leiche ihres Vaters. Angst, Schrecken und der furchtbare Schmerz um den geliebten Todten hatten ihr Blut erstarren gemacht, ihre Sinne umnebelt. Die treue Zaide lag laut schluchzend zu ihren Füßen. Jetzt schien dem jungen Manne der rechte Augenblick zur Flucht gekommen, denn da der Vater todt war, konnte die Tochter im Landhause nichts mehr zurückhalten; aber in dem Augenblicke, als er sich Ida näherte, um ihre Hand zu ergreifen, sank sie besinnungslos zu Boden. Der verkleidete Derwisch wählte nicht lange, er umschlang die Ohnmächtige mit kräftigen Armen, hob sie empor und trug sie die Stufen zum Wasser hinunter. Doch ehe er das Boot erreichte, drang ein greller Schein

Digitized by Google

in die Halle: eine mit Janitſcharen angefüllte Barke fuhr raſch dem Orte näher, wo das rettende Fahrzeug ſtand. Die Barke war ſchon ſo nahe herangekommen, daß der Jüngling unter den Janitſcharen den Derwiſch erkennen konnte, der ihn in der Herberge empfangen hatte. Derſelbe ſtand in dem Schnabel des Fahrzeugs und hielt eine brennende Fackel hoch empor. „Legt an!“ rief er mit heller Stimme. „Hier iſt das Bad des Verräthers! Ihr könnt von dieſer Seite leicht in das Innere des Hauſes dringen.“

Beſtürzt wich der junge Mann zurück. Seine ſchöne Laſt feſter an ſich drückend, eilte er wieder die Stufen der Treppe hinauf. Zaide, die ihm gefolgt war und die Feinde geſehen hatte, ergriff ſein Gewand und zog ihn mit ſich fort. „Folgt mir!“ rief ſie, „ich kenne einen rettenden Ausweg!“

Indem ſie die Halle durchſchritten, ſtürzten die Diener und Sklaven, welche bis zu dieſem Augenblicke gefochten hatten, die Treppe herab, die zu den obern Räumen des Hauſes führte. „Wir ſind verloren!“ riefen ſie. „Die Janitſcharen ſind eingedrungen!“ Und zugleich hörte man ein wüſtes Geſchrei und unzählige Gewehrſchüſſe.

Der als Derwiſch verkleidete Chriſt folgte Zaide, die noch immer ſein Gewand feſthielt und ihn mit ſich fortzog. So erreichten ſie, nachdem ſie mehrere kleine Gemächer durchſchritten hatten, einen ziemlich großen gewölbten Saal. Bei dem Scheine einer von der Decke herabhängenden Ampel bemerkte man ein großes, mit Waſſer gefülltes Marmorbaſſin, das ſich in der Mitte dieſes Saales befand. Es war ein Frauenbad. Zaide zog einen Schluſſel hervor und öffnete eine geheime Thür, die ſich in der braungetäfelten Wand kaum unterſcheiden ließ. „Tretet ein!“ flüſterte ſie mit einer wahren Todesangſt.

Nachdem der Jüngling Folge geleiſtet, verſchloß Zaide die Thüre wieder. Man befand ſich nun in einem Gange, der neben dem Ufer des Bosporus hinlief. Bald öffnete die Dienerin eine andere Thür, die auf einen kleinen Altan führte, welcher von dichten Gebüſchen bedeckt war. Drei Stufen führten in einen blüthenduftenden Garten.

„Wohin jetzt?“ fragte der Jüngling mit leiſer Stimme.

Zaide ſah einen Augenblick um ſich, dann deutete ſie auf einen ſchmalen Weg, der ſich zwiſchen niedern Gebüſchen fortwand. Die freie, friſche Luft, die vom Meere herüberwehte, übte einen wohlthätigen Einfluß auf die ohnmächtige Ida aus; ſie erwachte und bat mit ſchwacher Stimme, daß man ihr einige Augenblicke Ruhe gönnen möge. Ihr Beſchützer ließ ſie ſanft auf die unterſte Stufe des Altans nieder. Das Gewehrfeuer war verſtummt, aber das Geſchrei der plündernden Rotte drang deutlich zu den Ohren der Flüchtigen. Zaide beſchäftigte ſich mit Ida, die regungslos auf der Steinſtufe ſaß, während der muthige Jüngling, eine Verfolgung fürchtend, nach allen Seiten hin lauſchte. „Wo ſind wir?“ fragte er.

„In dem entfernteſten Theile des Gartens, der zur Villa gehört,“ antwortete Zaide. „Die Zimmer, die wir ſo eben durchſchritten haben, bildeten den Harem des früheren Beſitzers. Ihr ſeht, frommer Mann, daß wir hier nicht lange verweilen dürfen.“

„Wie gelangen wir in's Freie?“ frug der Derwiſch.

Noch hatte Zaide ihre Antwort nicht begonnen, als ſich raſche Schritte in den durch Gebüſche verſteckten Gängen vernehmen ließen. Es war deutlich zu unterſcheiden, daß ſie nur von einer Perſon verurſacht wurden. Der junge Mann im Derwiſchgewande griff, von Kampfesluſt beſeelt, nach ſeinem Dolche. Die beiden Frauen fuhren erſchreckt empor.

„Wer kann das ſein?“ flüſterte Zaide. „Nur ein dieſes Ortes Kundiger vermag den Altan zu finden, über dem Idas Wohnzimmer liegen.“

Der Jüngling hatte dieſe Worte gehört und ſchloß auf einen begünſtigten Vertrauten Idas, der auf dieſem geheimen Pfade zu ihrer Rettung herbeieilte. Seine Eiferſucht erwachte und mit blitzenden Augen ſah er dem Ankommenden entgegen, den gezückten Dolch in der waffenkundigen Hand. Von einer unbeſchreiblichen Angſt gefoltert erhob ſich Ida und bat mit leiſer Stimme, man möge ſie den Blicken des Ankommenden nicht ausſetzen, der ohne Zweifel von einer böſartigen Abſicht geleitet würde. In dem Augenblicke, als ſie, von Zaide unterſtützt, ſich entfernen wollte, trat die hohe Geſtalt eines Mannes aus dem Gebüſch. Als er die Frauen ſah, lief er herbei und vertrat ihnen den Weg. Zugleich erkannte er die Tochter des Aga. „Ida!“ rief er, indem er ſich ihrer Hand zu bemächtigen ſuchte. „Das Haus Deines Vaters iſt im Beſitze der Rebellen, und wenn Du Dich meinem Schutze nicht anvertrauſt, den ich Dir anzubieten gekommen bin, ſo gehſt Du dem ſichern Verderb n entgegen. Die Tochter des Janitſcharen-Aga, den man für das Hauptwerkzeug des Sultans hält, findet nirgend Schutz —“

„Achmed!“ rief Ida mit einem Schrei des Entſetzens.

„Biſt Du noch der irrigen Anſicht, mein Kind,“ ſprach der Janitſcharen-Effendi mit weicher Stimme, „daß ich aus Eigennutz um Dich geworben habe, ſo muß Dich mein Erſcheinen in dieſem verhängnißvollen Augenblicke enttäuſchen. Ich liebe Dich, Ida, und ich wage gern mein Leben für Deine Rettung. Man hat der ganzen Familie Deines Vaters den Tod geſchworen!“

„Du biſt der Mörder meines Vaters!“ rief das junge Mädchen im Tone der Verzweiflung. „Verbanne jeden Gedanken daran, mich als Weib zu beſitzen. Der Tod iſt mir lieber als Dein mir in tiefſter Seele verhaßter Anblick!“

„So habe ich mich nicht getäuſcht!“ verſetzte der Türke mit furchtbarer Bitterkeit, „wenn ich die veränderte Abſicht Deines Vaters Deinem Einfluſſe zuſchrieb! So lange er meiner bedurfte, um dem Plane des Sultans Anhänger zu gewinnen, ſo lang nährte er in mir die Hoffnung auf Deinen Beſitz. Als er aber meiner nicht mehr zu bedurfen glaubte, als er ſein Werk für geſichert und die Offiziere für gewonnen hielt, da machte er die Gewährung meiner Bitte von Deiner Einwilligung abhängig, die Du mir unter dem Vorwande verſagteſt, daß Du Dich zu einer Trennung von Deinem Vater noch nicht entſchließen könnteſt. Jetzt biſt Du von ihm getrennt und der Wortbrüchige iſt eine Leiche. Mädchen!“ rief er wuthknirſchend, „ich ſtahl mich auf den mir allein bekannten Pfaden zu den Frauengemächern, um Dich heimlich vor der Wuth der Feinde Deines Vaters zu ſchützen, da ich für einen Verräther an der allgemeinen Sache gelten würde, wenn ich mich öffentlich als Deinen Freund zeigte; willſt Du nicht mein Weib werden, ſo nehme ich Dich als Sklavin! Folgſt Du mir nicht freiwillig, ſo wirſt Du mir mit Gewalt folgen müſſen!“

„Lieber kehre ich in das Haus zurück, um mich von den Kugeln der Mörder durchbohren zu laſſen!“ rief Ida mit dem Muthe, den ihr die Verzweiflung einflößte.

„Du ziehſt den Tod vor?“ rief Achmed.

„Ich ſchwöre es bei dem Propheten!“ lautete Idas energiſche Antwort.

„Ah, mein Kind! die verſchwiegenen Gemächer meines Harems ſind bequemer als das Grab, Dein junger Körper iſt noch keine Speiſe für die Würmer; zu mir! zu mir! Die

Digitized by Google

berauſchten Janitſcharen erkennen Deinen Werth nicht. Hörſt Du, wie ſie eindringen, um nach Dir zu ſuchen? Hinweg, mein Täubchen, ſonſt biſt Du nach wenig Minuten in den Klauen der Geier!" Mit Blitzesſchnelle entriß der Türke, den die heftigſte Leidenſchaft zum Aeußerſten trieb, das junge Mädchen den Armen Zaides und wollte mit ſeiner Beute entfliehen. Mit gezücktem Dolche warf ſich ihm der junge Chriſt in den Weg. Er hatte längſt die Gefahr erkannt, die ihm aus einem Kampfe mit dem wohlbewaffneten Janitſcharen-Effendi, aus deſſen Gürtel zwei Piſtolen blitzten, erwachſen mußte. Außerdem durfte er keine Zeit verlieren, da ein wüſtes Geſchrei im Hauſe die Nähe der plündernden Janitſcharen verrieth. Stark und gewandt wie ein Tiger, packte er mit der linken Hand den Kopf des Türken und ſtieß ihm mit der rechten den Dolch zwiſchen Schulter und Hals, daß er taumelte und ſeine ſchöne Laſt zu Boden ſinken ließ.

„Ein Derwiſch!" ſtöhnte der Effendi, als er den jungen Mann in ſeiner Verkleidung erblickte. „Elender, Du wagſt es, Hand an mich zu legen? Nimm Deinen Lohn!" Achmed, der von dem heftigen Stoße zu Boden geſunken war, richtete ſich mühſam empor, riß ein Piſtol aus ſeinem Gürtel und feuerte es auf ſeinen Gegner ab, der ſich niedergebeugt hatte, um Ida emporzuheben. Die Kugel traf Zaide, die in dieſem Augenblick ihrer jungen Herrin zu Hilfe eilte. Die treue Dienerin war in die Bruſt getroffen, wimmernd ſank ſie in das bethaute Gras, um bald darauf ihren Geiſt auszuhauchen.

Der junge Chriſt hatte weder ſeinen Muth noch ſeine Kaltblütigkeit verloren, obgleich er in dieſer Nacht zum erſten Male in ſeinem Leben einen Kampf beſtand. Er hob Ida empor und ſtürzte mit ihr in das Dickicht. Achmed ſandte ihm eine zweite Kugel nach, die, weil ſie mit ſchwankender Hand gezielt war, dem Kopfe des Flüchtigen vorbeiſchwirrte, ohne zu treffen.

Die erſten Janitſcharen, die auf dem Altane erſchienen, fanden den Effendi Achmed ohne Lebenszeichen.

V.

Ohne zu wiſſen, wohin ihn der betretene Pfad führen würde, lief der verkleidete Derwiſch ſo raſch als es ſeine ſüße Bürde erlaubte, zwiſchen den Cypreſſenſträuchen weiter. Man verfolgte ihn nicht, da die Janitſcharen und das ſie begleitende Raubgeſindel in dem Hauſe des Aga reiche Schätze vorfanden, die ihre volle Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Die erſte Scene jenes für die Janitſcharen ſo unheilvollen Dramas hatte mit der Ermordung ihres Aga begonnen.

Nach einiger Zeit lichtete ſich das Gebüſch und des Jünglings Pfad wurde von der furchtbaren Feuerwolke erhellt, die glühend roth über der geängſtigten Stadt ſchwebte. Da die Rebellen das Löſchen verhinderten, ſo hatten die Flammen ſich des ganzen weſtlichen Stadttheils bemächtigt, der meiſt aus elenden Lehm- und Bretterhäuſern beſtand. Die Stadt konnte er nicht zu ſeinem Ziele wählen, er beſchloß, am Ufer des Bosporus weiter zu gehen. Plötzlich hemmte ein großes Gitter ſeinen Weg, er ſtand an der Grenze der Beſitzung des Aga. Leiſe ließ er das junge Mädchen in das Gras nieder und ſuchte dann nach einem Ausgange. Das Glück war ihm hold, denn bald fand er eine kleine Thür, deren verroſtetes Schloß er mit Hilfe ſeines Dolches leicht zertrümmern konnte. Von neuer Hoffnung belebt kehrte er zu Ida zurück. Sie war erwacht und ſaß ſtill weinend im Graſe. Mit dem Vertrauen, das ihr der Derwiſchſtand einflößte, dem ihr edler Beſchützer anzugehören ſchien, überließ ſie ſich ſeiner Leitung. In ſtillem Schmerze verließ ſie an der Seite ihres Führers die väterliche Beſitzung. Das reizende Ufer bot für die erſchöpften Flüchtlinge nur wenig Hinderniſſe; nachdem ſie einige Landhäuſer vornehmer Türken hinter ſich hatten, kamen ſie in einen ſchönen Cypreſſenwald, in deſſen friedlicher Stille ſie ſich niederließen, um zu ruhen. Der Tag war angebrochen und der Jüngling ſaß wie ein Berauſchter neben dem holden Mädchen, das in dem leichten Florkleide am ganzen Körper bebte. „Ich habe ſie gerettet," dachte er mit geheimem Entzücken, „mir allein verdankt ſie ihr Leben! Aber was kann ich ferner noch für ſie thun, da ich arm und fremd in dieſem Lande bin?"

Auf dieſe Frage ſollte ihm bald Antwort werden. Ida, die ſelbſt an ihre Zukunft gedacht hatte, ſchlug die großen, thränenfeuchten Augen auf und ſah ihren Begleiter an. Sie ſchien beſtürzt zu ſein, als ſie das ſchöne jugendliche Geſicht des Derwiſchs erblickte, das halb von der Kapuze bedeckt war. Angſt und Mißtrauen malten ſich in ihrem holden Antlitz. Der junge Mann, der dieſe Bewegung richtig deutete, glaubte das arme, verlaſſene Mädchen beruhigen zu müſſen. „Euer Vater," begann er, „hat Euch mir anvertraut; ich war bisher ſo glücklich, Euch dem Kampfgetümmel und dem verruchten Achmed zu entreißen, der Himmel wird mir beiſtehen, das Rettungswerk zu vollbringen, damit ich das Vertrauen, das Euer edler Vater in mich geſetzt, rechtfertige."

Ida betrachtete forſchend den jungen Mann; ſie erinnerte ſich alles deſſen, was er für ſie gethan und hieraus mußte ſie auf treue Ergebenheit ſchließen; aber der fremdartige Dialekt ſeiner Sprache und das jugendliche Geſicht erweckten Mißtrauen gegen ſeinen Stand. „Wohin gedenkt Ihr mich zu führen?" fragte ſie verwirrt.

Dieſe Frage zu beantworten fiel dem Jüngling ſchwer, denn er kannte von der türkiſchen Hauptſtadt ſo wenig, daß er nicht einmal einen Ort nennen konnte. Das Krachen von Gewehrſchüſſen, die am Eingange des Wäldchens abgefeuert zu werden ſchienen, entriß ihn ſeiner Verlegenheit. Ida ſprang beſtürzt von ihrem Platze auf. „Man verfolgt mich!" rief ſie aus.

„Ach," ſeufzte der junge Mann, „ich bin nur mit einem Dolche bewaffnet! Setzen wir unſere Flucht fort."

Die beiden jungen Leute flohen tiefer in den Wald. Als ſie nach ungefähr einer halben Stunde auf eine Wieſe traten, bemerkte der Jüngling, daß das leichte, weiße Kleid Idas von dem Geſtrüppe zerriſſen war. Da man nicht hoffen durfte, bei dem ſchon vorgerückten Morgen ungeſehen zu bleiben, ſo entſtand für die Flüchtigen eine neue Verlegenheit. Ida bat ihren Begleiter, er möge ſich entfernen und ſie nun ihrem Schickſale überlaſſen. „Ich trenne mich nicht eher von Euch," rief dieſer aus, „bis ich weiß, daß Ihr völlig in Sicherheit ſeid. O glaubet nicht an eine raſche Beſeitigung der Gefahr! Das ganze wuthentbrannte Korps der Janitſcharen iſt im Aufſtande begriffen und nur der Himmel weiß, wie derſelbe enden wird."

„Was ſoll ich beginnen?" flüſterte Ida verzweiflungsvoll.

Die Noth erforderte einen raſchen Entſchluß. Der junge Mann warf ſein Gewand ab und reichte es Ida. „Bekleidet Euch damit, und Eure Flucht wird geſichert ſein."

Das Erſtaunen Idas läßt ſich denken, als ſie einen jungen, ſchlank gewachſenen Mann vor ſich erblickte, deſſen Kleidung den Fremden verrieth. „Schöpft keinen Verdacht," bat er; „Ihr habt es mit einem Menſchen zu thun, der jeden Augenblick bereit iſt, ſein Leben für Euch zu opfern. Daß ich Euch in der Kleidung eines Standes erſcheinen mußte, dem ich nicht angehöre, iſt das Werk des Zufalls; ich begleitete den frommen

Digitized by Google

Ibrahim, um Euern Vater zu retten. Das ist das ganze Geheimniß. Ich beschwöre Euch, setzt keinen Verdacht in mich!"

Wie willenlos ließ sich Ida mit dem Gewande des Derwischs bekleiden. Mit zitternden Händen zog der Jüngling die Kapuze über ihren schönen Kopf und befestigte den Gurtel um ihren schlanken Körper. Niemand konnte mehr die schönen Formen ahnen, die das grobe wollene Kleid verbarg. Der junge Mann war beruhigt, denn seine Eifersucht hatte nichts mehr zu fürchten; er ergriff ihre Hand und zog sie sanft mit sich fort über den weichen Rasenteppich. Nach kurzer Zeit zeigte sich ihnen eine Baumgruppe, unter der ein Häuschen mit einem Schilfdache lag. Der Jüngling beschloß, hier einen Versuch zu wagen, einige Erfrischungen für seine erschöpfte Gefährtin zu erlangen. Als sie unter die Bäume traten, sahen sie einen Armenier, der sich mit dem Ausbessern von Fischnetzen beschäftigte. Zwei kleine Knaben spielten zu seinen Füßen und eine junge Frau, Brod und Früchte in einem Korbe tragend, trat so eben aus der kleinen, grün umrankten Thür des Hauses. Die Fischerfamilie sah verwundert die beiden Fremden an. Der Jüngling grüßte und bat um die Erlaubniß, ein wenig ruhen zu dürfen.

„Setzt Euch nieder," sagte treuherzig der Armenier, indem er auf eine Bank von Rohrgeflecht zeigte, die an der weißen Wand des Häuschens stand. „Wenn es Euch beliebt, könnt Ihr auch mein Frühstück theilen, Ihr scheint sehr erschöpft zu sein."

Es läßt sich denken, wie freudig dieser freundliche Vorschlag aufgenommen wurde. Ida genoß nur einige Datteln, dann versank sie in ein stilles Nachsinnen, und mehr als eine Thräne rollte auf das wollene Gewand herab. Der Fischer unterhielt sich mit ihrem Begleiter. „Ihr kommt aus der Stadt?" fragte er.

„Ja," lautete die Antwort.

„Man scheint der großen Feuersbrunst, die ich von hier aus beobachten kann, noch nicht Herr zu sein," sprach der Fischer weiter. „Gott bewahre die arme Stadt!"

Der junge Mann berichtete von dem Aufstande der Janitscharen. „O, das dachte ich mir, als ich von dem Befehle der Ulemas hörte!" rief der Armenier. „Ich war an jenem Tage in dem Hause des Janitscharen-Aga, um Fische abzuliefern; Ihr müßt wissen, daß der Bruder meiner Frau als Koch bei dem Aga dient, der ein guter, aufgeklärter Mann ist."

An diese Nachricht knüpfte Idas Beschützer sofort einen Plan. Er bat den Armenier um eine Unterredung in seinem Hause. „Die Familie des Aga ist Euch bekannt?" fragte er.

„Ich bekenne offen, daß ich von ihr meinen Unterhalt beziehe, denn ich liefere Früchte und Fische in die Küche," war des Armeniers Antwort.

„Dann bedaure ich Euch, armer Mann," versetzte sein Gast; „denn man hat den Aga ermordet und sein Haus zerstört!" Hierauf berichtete er, was er wußte, und schloß seine Rede: „Lebt auch der Aga nicht mehr, so könnt Ihr Eure Dankbarkeit dennoch an den Tag legen, indem Ihr seine Tochter gastlich und schützend aufnehmt — sie ist mit meiner Hilfe dem Gemetzel entkommen."

„Wo ist sie? wo ist sie?" frug der Armenier hastig.

„Ihr habt sie in dem Gewande des Derwischs gesehen," entgegnete der junge Mann.

Die Frau des Armeniers brachte die bis zum Tode erschöpfte Ida in's Zimmer, wo dieselbe ländliche Kleider anlegte und dann einige Stunden der Ruhe pflegte. Gegen Abend erschien sie unter den Bäumen vor der Thür des Hauses. Als ihr jugendlicher Begleiter sich näherte und ihr ehrerbietig die Hand küßte, dankte sie ihm bewegt für den ihr gewordenen Schutz. Die ärmliche Kleidung und das Verlassensein von aller Welt gaben ihrer Schönheit einen rührenden Reiz. „Könnte ich hier, an dem einsamen Meeresufer, mit ihr leben!" dachte der junge Mann; „ich würde arbeiten wie dieser Armenier, um sie vor Noth und Sorgen zu schützen."

In der Abenddämmerung kam der Schwager des Armeniers an, dem es gelungen war, sich aus dem Mordgetümmel zu retten. Er berichtete, daß das Landhaus des Aga völlig zerstört sei und daß die verschworenen Janitscharen mit einer großen Masse raubgierigen Gesindels den Palast des Großveziers sowie die Paläste der übrigen Minister zerstört hätten und nun die Stadt mit wüthendem Geschrei raubend und plündernd durchzögen. Es bereite sich ein Kampf vor zwischen den Rebellen und den Truppen, die dem Sultan treu geblieben. In dem Augenblick, als er die Stadt verlassen, habe man den Sandschak Scherif (die Fahne Mohameds) auf der Moschee des Sultans Achmed aufgepflanzt und öffentliche Ausrufer fordern das Volk zur Vertheidigung des Sultans auf. Die Verwirrung habe den höchsten Grad erreicht und die Rebellen machen in ihrer Verruchtheit selbst Miene, den Serail anzugreifen. Aus allen Thoren zögen die Bewohner, denen ihre Verhältnisse die Flucht gestatteten.

„Und mein Vater," fragte Ida mit beklommener Brust, „ist er wirklich todt?"

„Ach, zweifelt nicht daran!" antwortete der Diener; „die rohen Barbaren, denen er einst Befehle ertheilte, haben seinen Körper im Triumphe mit sich fortgeschleppt. Aber auch Achmed, der die Rotte zur Villa geführt, ist geblieben, man hat ihn todt auf dem Altan der Frauengemächer gefunden."

Still weinend ging das arme verwaiste Mädchen in das Fischerhaus. Am nächsten Morgen konnte sie das Bett nicht verlassen, die Ereignisse hatten so erschütternd auf sie eingewirkt, daß sich ihrer ein Fieber bemächtigte. Der junge Mann verlebte nun drei Tage furchtbarer Herzenspein, denn er konnte das Mädchen nicht sehen, zu dem er in heftigster Leidenschaft entbrannt war. Er fuhr mit dem Armenier auf das Meer hinaus und half ihm fischen; aber er fand nirgends Zerstreuung. Am vierten Tage erschien Ida wieder; schmerzlich lächelnd begrüßte sie ihn wie einen alten Bekannten. „Begleitet mich an das Ufer," sagte sie; „die kühle Seeluft wird mich erquicken."

Beide gingen langsam unter den Bäumen hin. „Wie nennt Ihr Euch?" fragte sie nach einer Pause.

„Michael," entgegnete der Jüngling.

„Ich fürchtete, daß Ihr mich ohne Abschied verlassen hättet," sprach Ida weiter.

„Ach, wohin sollte ich mich jetzt wol wenden!" seufzte Michael, dem eine Trennung von dem jungen Mädchen unmöglich erschien.

„Seid Ihr fremd?" fragte Ida verwundert. „Habt Ihr keine Verwandte?"

„Ich bin erst seit einigen Tagen in Konstantinopel," versetzte Michael.

„Wie aber seid Ihr an dem verhängnißvollen Abend in unsere Villa gekommen?" fragte sie verwundert.

Mit der ihm eigenen Offenheit erzählte nun Michael seine Geschichte, die wir bereits kennen, von dem Augenblicke, wo er das Gespräch Ida's mit Zaide auf der Plattform am Ufer des Bosporns belauscht hatte, bis zu der Ankunft im Fischerhause. Die einzelnen Momente der Gefahr schilderte er so lebhaft, daß er sich im Eifer vergaß und mehr als einmal schwur, er

Digitized by Google

würde mit einem Dutzend jener wüthenden Janitscharen den Kampf aufgenommen haben, wenn es nöthig gewesen wäre. „Ich bin nach Konstantinopel gekommen, um mein Glück zu suchen," schloß er, „und wahrlich, ich kann mich nicht beklagen, denn ich hatte das Glück, Euch einem sichern Verderben zu entreißen."

„Und ich kann Euch nur durch Worte meine Dankbarkeit beweisen!" seufzte Ida, die sich lebhaft des Eifers und Muthes erinnerte, die der junge Mann bei ihrer Rettung an den Tag gelegt. „Ach, lebte mein guter Vater noch! Ich selbst, die ich vor wenigen Tagen noch im Schoße des Ueberflusses ruhte, bin jetzt auf die Wohlthaten armer Fischer angewiesen!"

„Hat Euer Vater nicht seine Treue zu dem Sultan mit dem Tode besiegelt?" rief Michael eifrig. „Es ist die Pflicht des Sultans, daß er für die Tochter seines treuesten Dieners sorge. Mit der Unterdrückung der rebellischen Janitscharen kehrt Euer Glück zurück und Ihr werdet nichts mehr zu betrauern haben als den Verlust Eures Vaters. Ich übernehme es, dem Großherrn Kenntniß von Eurer Lage zu geben, und morgen schon bahne ich mir einen Weg zu ihm."

„Nein, nein, Ihr dürft Euch nicht in's Kampfgetümmel wagen!" rief sie bestürzt. „Ihr sollt meinetwegen nicht Euer Leben von Neuem preisgeben! Wie man sagt, ist der Großherr von allen Seiten eingeschlossen; und was kann er in diesem Augenblicke für mich thun, wenn es Euch wirklich gelänge, bis zu ihm zu kommen? Ihr habt so viel für mich gethan, daß ich neue Opfer von Euch nicht annehmen kann."

„Ach, Ida, nennt meine Bemühungen kein Opfer!" antwortete Michael in einem schmerzlichen Tone. „Müßte ich Euch verlassen, ohne Euer Leben und Glück gesichert zu wissen, ich würde einer trostlosen Zukunft entgegen gehen!"

Ida ergriff seine Hand und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck: „Möge mir der Himmel Glück verleihen Euretwegen! Ich bitte Euch, bleibt, bis die Gefahr für mich vorüber ist!"

„Ihr wollt, daß ich bleibe?"

„Ich wiederhole meine Bitte," sagte Ida mit Nachdruck.

Die Dämmerung war angebrochen und der letzte Strahl der Abendröthe erlosch in den Fluthen des Bosporus. Die beiden jungen Leute befanden sich an einer so niedrigen Uferstelle, daß das Wasser den Rasen zu ihren Füßen bespülte.

„Die Sonne ist untergegangen," flüsterte Ida; „ich werde mein Abendgebet verrichten." Langsam trat sie zu dem Ufer, wusch sich die Hände, die Stirn und den schlanken, schneeweißen Hals, wie es der Islam zur Vorbereitung des Gebets (Namaz) anordnet, dann kreuzte sie die Hände auf der Brust und betete still vor sich hin. Als sie geendet, ging sie schweigend an Michaels Seite nach dem Fischerhause zurück, reichte ihm noch einmal die Hand und verschwand, um sich zur Ruhe zu begeben. — Der junge Mann saß noch lange nachsinnend auf der Schiffbank unter dem Fenster. Da erklangen plötzlich Schritte vom Ufer des Meeres her. Michael ward aufmerksam und lauschte. Gleich darauf sah er zwei Gestalten auf dem Wiesenplan erscheinen, der sich zwischen der Fischerwohnung und dem Ufer ausbreitete. Sie kamen langsam und, wie es schien, vorsichtig näher. Von einer ängstlichen Ahnung ergriffen verließ Michael seinen Platz und verbarg sich hinter der niedern Gartenhecke, die sieben bis acht Schritte vom Fischerhäuschen entfernt war. „Sollte man einen Anschlag auf Ida ausführen wollen?" dachte Michael, dem stets um das Mädchen seiner leidenschaftlichen Liebe bangte.

Die beiden Männer kamen näher und blieben vor der Thür des Hauses stehen. Dicht hinter ihrem Rücken, von den großen Blättern des Zauns bedeckt, lag Michael lauschend am Boden.

„Hier wohnt mein Schwager!" flüsterte eine Stimme.

„Und wo schläft das Mädchen?" fragte eben so leise eine zweite.

„Sie theilt die Kammer meiner Schwester, die mit mir einverstanden ist," lautete die leise Antwort.

Michael erkannte den Koch, der sich seit zwei Tagen entfernt hatte. „Ich habe mich also nicht getäuscht!" dachte er mit Entsetzen. „Das arme Mädchen ist hier nicht sicher." — Mit angehaltenem Athem fuhr er fort zu lauschen.

„Nun beeile Dich, Freund," sagte der zweite Mann, der Kleidung nach ein Grieche; „gleich nach Mitternacht muß ich wieder im Hafen sein, denn vor Sonnenaufgang lichtet mein Schiff noch die Anker."

„Wir müssen vorsichtig sein," flüsterte der Koch, „damit mein Schwager nichts merkt, der aus einem mir unerklärlichen Grunde mit Leib und Seele an der Familie des erschlagenen Aga hängt. Er hält es für eine heilige Pflicht, dem Mädchen Schutz zu verleihen. Da ich vermuthe, daß sich auch der fremde Mann noch hier befindet, von dem ich Euch erzählte, so würden wir einen schweren Stand haben, wenn wir Gewalt anwenden wollten. Meiner Schwester wegen müssen wir alles Aufsehen vermeiden und mein Schwager muß morgen glauben, daß das Mädchen sich heimlich in der Nacht entfernt habe."

„Schaffe sie nur in mein Boot, Freund, Du erhältst Dein Geld und die Sache ist abgethan."

„Still," flüsterte der Koch, „war das nicht Geräusch?"

„Der Wind bewegt das Land," entgegnete der Andere.

„Wartet einen Augenblick," sagte der Koch, „ich gebe meiner Schwester das verabredete Zeichen." Er verschwand hinter dem Hause.

In der Dämmerung der sternklaren Nacht erkannte Michael, daß der Zurückgebliebene ein großer starker Mann war, in dessen breitem Gürtel Waffen blitzten. Er ging langsam auf und ab, ohne die Blicke von der Thür des Hauses abzuwenden, die halb geöffnet war. Nach einigen Augenblicken erschien der Koch wieder. „Ich habe mich meiner Schwester zu erkennen gegeben," sagte er, „und dies genügt; denn Alles andere ist bereits besprochen. Tragt Ihr nun Sorge, daß das Mädchen für ewig verschwunden bleibe."

„Der Bei von Tunis, mein lieber Freund, schätzt schöne Mädchen zu hoch, um sie in seinem Harem nicht sorgfältig bewachen zu lassen," versetzte jener.

„Diese Schurken!" dachte Michael, vor Wuth bebend. „Sie benützen das Unglück, das den Aga betroffen, zu einer Handelsspekulation. Sie wollen die arme Ida in den Harem verkaufen. Und das sind Christen!"

„Nun kommt zum Ufer," sagte der Koch; „die beiden Frauen werden uns folgen."

Die Sklavenhändler entfernten sich. Michael verließ sein Versteck und schlich zu dem Fenster der Schlafkammer der beiden Frauen. Es war dunkel, die Gestalten darin vermochte er nicht zu unterscheiden, aber deutlich vernahm er die Worte: „Werft meinen Mantel um, die Nacht ist kühl; aber beeilt Euch, daß mein Bruder, der Euch wichtige Nachrichten bringt, nicht so lange zu warten braucht, denn er muß vor Sonnenaufgang wieder in Konstantinopel sein."

„Ich bin bereit, liebe Frau!" antwortete Idas Stimme.

Digitized by Google

Michael eilte jetzt zur Hausthüre. In dem Augenblick, als die beiden Frauen heraustraten, ergriff er Idas Hand. „Ihr seid verrathen!“ flüsterte er. „Diese Frau ist eine Betrügerin, die Euch einem Mädchenhändler ausliefern will, der dort am Ufer in seinem Boote wartet. Um des Himmels willen folgt mir!“ Und er zog Ida gewaltsam mit sich fort. Beide verschwanden im Dunkel der Nacht. — —

VI.

Acht Tage waren verflossen. Die aufrührerischen Janitscharen standen den treu gebliebenen Truppen des Sultans gegenüber und versuchten es, die Zugänge zum kaiserlichen Hauptquartier zu sperren. Hier fand das erste Zusammentreffen statt. Die Truppen griffen die Aufrührer mit einer solchen Wuth an, daß diese sich unter einem furchterlichen Artilleriefeuer zurückziehen und in ihre Kasernen flüchten mußten, wo sie sich zu einem hartnäckigen Widerstande vorbereiteten. Die Janitscharen hatten sich fast aller vertheidigungsfähigen Plätze bemächtigt. Am folgenden Tage erschienen die beiden Paschas Mohamed und Hussein mit ihren Truppen, um den Sultan zu unterstützen. Begeistert und kampflustig eilte nun von allen Seiten das Volk herbei. In einem schnell zusammenberufenen Divan, bei dem der Großherr selbst zugegen war, wurde der Beschluß gefaßt, die Rebellen noch einmal zur Unterwerfung aufzufordern, und wenn diese nutzlos, die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen. Als Antwort forderten die Rebellen die Beibehaltung der alten Militärverfassung und die Auslieferung der Köpfe des Großveziers und Reis-Effendis! Die Truppen rückten nun gegen die Kasernen vor, schoßen sie in Brand und empfingen die herausstürzenden Janitscharen, die sich aus den Flammen retteten, mit Kartätschenfeuer. Die Erbitterung der Soldaten gegen die hartnäckigen Aufrührer war eine ungeheure. Die Offiziere, die nicht im Kampfe fielen, wurden zum warnenden Beispiele öffentlich hingerichtet.

Es war am sechzehnten Juli 1826, an welchem die Auflösung des fast vierhundert Jahre bestandenen Korps der Janitscharen feierlich ausgesprochen ward, als zwei Personen in das Kanonenthor traten. Wir erkennen in ihnen den jungen Fremdling Michael und Ida, die Tochter des Aga. Das junge Mädchen trug die Kleider der Fischerin; sie war bleich und ermattet und stützte sich auf ihren Begleiter, der sie mit ängstlicher Sorgfalt führte. Der Kommandant der Thorwache (Topschi) trat ihnen mit den üblichen Fragen entgegen. Michael gab Antwort.

„An Deiner Sprache erkenne ich, daß Du ein Fremder bist,“ sagte der Offizier, indem er den keck aussehenden Jüngling mißtrauisch betrachtete. „Was willst Du in der Stadt?“

„Ich will dieses junge Mädchen, das vor Erschöpfung zu Boden zu sinken droht, in eine Herberge bringen,“ antwortete Michael.

„Wer ist das Mädchen, und wer bist Du?“ examinirte der Offizier weiter.

„Haltet mich nicht auf, Herr, ich bin wahrlich kein Freund der Janitscharen!“ versetzte Michael mit einer gewissen Hast.

„Und dennoch erscheinst Du mir verdächtig,“ meinte der Kommandant der Wache.

„Verdächtig? Ich!“ rief Michael ironisch lachend. „Bringt mich zum Großvezier, Herr, und er wird Euch bald sagen, daß ich der guten Sache einen wichtigen Dienst geleistet habe.“

Diese Worte erweckten den Argwohn des Offiziers. „Ah,“ rief er, „Du hast also Dienste geleistet! Bis wir diese Dienste näher kennen, wirst Du hier bleiben. Wache! Man verhafte diesen Menschen! das Mädchen kann ziehen!“

Zwei Topschis bemächtigten sich Michaels.

„Laßt ihn! laßt ihn!“ flehte Ida, indem sie sich fest an ihn anklammerte und von den Topschis mit fortziehen ließ. „Laßt ihn, er ist mein Lebensretter!“

Ida ward zurückgestoßen und Michael in das Wachtgebäude gebracht. Rathlos und verzweiflungsvoll stand das arme Mädchen allein, umringt von wüsten Topschis, die an der schönen Armenierin Gefallen fanden und mit ihr zu scherzen begannen. Die Kleider der Fischerin, die Ida bisher geschützt hatten, setzten sie jetzt den Rohheiten der siegestrunkenen Topschis aus. Hätte sie türkische Kleider getragen, man würde sie mit Achtung behandelt haben. Da ließen sich plötzlich die Hufschläge vieler Pferde vernehmen. Gleich darauf näherte sich ein glänzender Zug Reiter. Es war Hussein Pascha, der mit seinem Gefolge vorüberritt. Die Soldaten griffen zu ihren Gewehren und ordneten sich in eine Reihe. Ida war von ihren Zudringlichkeiten befreit. Kaum hatte sie den Pascha erblickt, als sie sich zu Boden warf und flehend die Arme ausbreitete. Hussein, ein schöner, majestätischer Mann, hielt sein Pferd an. „Wer ist die Frau?“ fragte er den Kommandant der Wache, indem er erstaunt das reizende Gesicht der Knieenden anblickte.

„Herr,“ bat Ida weinend, „nimm Dich meiner gnädig an! Mein Vater ist als ein treuer Anhänger des Großherrn gefallen, ich stehe allein auf dieser Welt!“

„Wer war Dein Vater?“ frug der Pascha.

„Halil Aga!“ schluchzte Ida.

In allen Gesichteen der Umstehenden sprachen sich Verwunderung und Erstaunen aus. Jeder wußte, daß der Aga mit seiner Familie als das erste Opfer der wüthenden Janitscharen gefallen war, und daß der Großherr den Tod seines treuen Dieners tief betrauere. Hussein Pascha stieg vom Pferde, reichte der Knieenden die Hand und hob sie empor. „Ich erinnere mich,“ sagte er gerührt, „daß mein unglücklicher Freund eine Tochter hatte, die er zärtlich liebte. Wenn Du wirklich diese Tochter bist, so preise ich den Himmel, der Dich gerettet hat.“

In diesem Augenblicke drängte sich ein alter Derwisch heran. Er sah Ida in's Gesicht und rief mit lauter Stimme: „Zweifle nicht, Herr, sie ist die Tochter des unglücklichen Aga!“

„Dann steht sie unter meinem Schutze!“ sprach Hussein Pascha. „Sie ist von diesem Augenblicke an meine Tochter!“

„Herr! Herr!“ stammelte Ida, indem sie seine Hand ergriff und mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Wo ist Dein Retter?“ fragte der alte Ibrahim, denn dieser war der Derwisch. „Wo ist der junge Mann, dessen Schutze Du anvertraut warst?“

Ida wurde von einem freudigen Schrecken durchzuckt; ihre Augen glühten, als sie mit bebender Stimme rief: „Man hat ihn für verdächtig gehalten und in das Gefängniß geschleppt! Dort, dort befindet er sich! Herr, nimm Dich meines Lebensretters an!“ wandte sie sich zu dem Pascha. „Ich kann mich nicht entfernen, wenn er mich nicht begleitet!“

Michael ward herbeigeführt. Als er erschien, trat ihm Ida entgegen, ergriff seine Hand und führte ihn dem Pascha zu. Hussein gab einem seiner Offiziere den Befehl, die beiden jungen Leute in seinen Palast zu führen; den Derwisch Ibrahim forderte er auf, sie zu begleiten.

Die Tage nach der Flucht aus dem Fischerhause hatten

Digitized by Google

Michael und Ida bei einem Landmanne zugebracht. Auf die Nachricht von der völligen Besiegung der Aufrührer waren sie nach der Stadt geeilt, da Michael nun von dem Großherrn Schutz und wirksame Hilfe für die Tochter des Aga erwartete. Da es im Plane Idas lag, ihren Schützer zu belohnen, so ergriff sie jedes Mittel, sich als die Tochter des treuen Janitscharen-Agas Anerkennung zu verschaffen. Gleich bei dem Eintritte in die Stadt war ihnen der Zufall günstig gewesen; statt einer öffentlichen Herberge konnten sie nun den Palast des Pascha betreten, wo Ida ihrem Stande gemäß empfangen und gehalten wurde.

Nach einiger Zeit trat Hussein Pascha seine Rückreise nach Widdin an. Ida begleitete ihn als seine Pflegebefohlene, und Michael, dessen ausgebreitete und seltene Kenntnisse er schätzen gelernt, forderte der Pascha auf, den Unterricht seiner Kinder zu übernehmen. Daß Michael diesen Antrag, welcher ihn in den Stand setzte, bei seiner geliebten Ida zu bleiben, voll Freuden aufnahm, läßt sich denken. Noch in demselben Jahre trat Michael zum Islam über und als Muhamedaner erhielt er den Namen Omer. Der junge Muhamedaner, der sich die Zuneigung und das Vertrauen seines Schützers in hohem Grade erworben hatte, erhielt nun eine Anstellung bei den regulären Truppen, die unter Hussein Paschas Befehle standen. Nach drei Jahren bewarb sich der Bascha (Hauptmann) Omer um Idas Hand und Hussein Pascha selbst führte ihm die reizende Braut mit den Worten zu: „Nimm den Lohn Deiner ersten Waffenthat. Meine Tochter Ida verdient einen tapfern Mann!"

Und Michael Latas, der wenig Jahre zuvor als flüchtiger österreichischer Kadet das türkische Gebiet betreten hatte, bewährte seine Tapferkeit und hohen Kriegstalente, die der Großherr würdig belohnte; denn wir sehen ihn heute als **Omer Pascha** an der Spitze der türkischen Armee, den höchsten Rang einnehmend, geliebt und geehrt von seinen Soldaten und gefürchtet von seinen Feinden.

Zwei Dorfkinder.

Aus den hinterlassenen Papieren meines Großvaters.

Von A. F. Liebelt.

1.

Ich habe in meinem Leben unter dem schönen Geschlechte nur wenig Exemplare getroffen, die das Attribut „schön" einigermaßen rechtfertigten, noch weniger, die mir ein gewisses Interesse einflößten, einen Eindruck auf mich machten, und nur ein einziges, mit welchem ich, hätte es sein können, für Zeit und Ewigkeit eine Verbindung eingegangen wäre. Dieses einzige hieß Amalie Branthal, und war die Tochter einer Feldwebels-Witwe, die in meinem Geburtsorte, Reinau, sich wohnhaft gemacht hatte.

Wie diese Amalie Branthal, so vollkommen stattet die Natur wohl nur selten Eins ihrer Individuen aus, und wohl noch seltener vereinigt sie, wie in ihr, die höchsten Güter des Leibes und der Seele zu einer, bis in die kleinsten Nuancen durchgeführten Harmonie. Amalie war aber auch der Stolz des Dorfes, und wir Knaben — ich sage Knaben, weil ich hier meine Kindheitsperiode berühre — wir Knaben waren alle in sie verliebt, während die Mädchen nicht ohne Neid an sie empor blickten, und die Mütter ihren Töchterchen bei jeder Gelegenheit, wo es Sittsamkeit und Arbeitsamkeit, hervorglänzende Ordnung und bescheidenen Schmuck galt, Feldwebels Mali als bleibendes Muster darstellten. Noch heute sehe ich, wie leicht, wie feenhaft sie im Reigen der ersten Veilchenlese, wie sie im Maientanze dahin schwebte auf den blumsproßenden Matten. Ich höre noch ihre, zwar nicht kunstgerechte, aber dennoch bezaubernde Stimme bei unseren Gondelfesten auf dem Weiher des Dorfes, und in den Serenaden, die wir zeitweilig den Dorfnotabilitäten darbrachten. Und hatte sie das Muttergottesbild geschmückt; trug sie es bei unseren Flurprozessionen — und Niemand als sie durfte es tragen — da sah man das Ideal der Andacht in seinen schönsten Formen, und kein Herz vermochte der Gewalt zu widerstehen, mit welchem der Ausdruck des Göttlichen in der Unschuld auch die Sinnlichkeit, auch noch Zweifel und Spott und Frevel an Ueberirdischem, an Himmlischem zu überwinden weiß. Amalie Branthal mahnte so wunderlieblich zur Frommigkeit, wenn ihre Stimme in Solos von dem Chore unserer Kirche erklang; sie mahnte zum Fleiße, wenn sie in unserer Schule so frei, so ohne allen Anstoß ihre Aufgaben löste; sie mahnte zu artigem, liebevollem Betragen, wenn sie Alle so freundlich, so ehrerbietig grüßte. Amalie Branthal bezauberte die Welt, die Kinderwelt, in der sie wandelte, und ich bin überzeugt, daß dieser Zauber auf Manche ihrer Spielgenossen in Reinau eben so lieblich als dauernd gewirkt hat. Ich bin überzeugt.

Amalie war arm, und sie mußte schon vom zartesten Alter an ihrer Mutter, die durch weibliche Handarbeiten ihren Unterhalt nothdürftig deckte, treulich beistehen. Die Mädchen ihres Alters, sonst scheelsüchtig auf sie, waren stolz, ein Leibchen, ein Röckchen u. dgl. von ihr genäht zu besitzen, und uns Buben mußte sie an die neuen Strohhüte die Schleifen stecken; denn Mutter und Schwester, dies glaubte Jeder fest, könnten das nicht so schön, so zierlich zuwege bringen. Dafür brachten wir ihr aber auch gewiß die ersten Kirschen und Birnen und Aepfel, und kaum durfte im Dorfe ein guter Pfannkuchen gebacken worden sein, von dem sie nicht ein erkleckliches Stück erhalten hätte.

Die Seele des ganzen Jugendkörpers in Reinau, war sie gegen Alle gleich mittheilend, gleich belebend, und höchstens Einer von uns Knaben konnte sich eines still gehaltenen, eines von uns Andern kaum gewahrten Vorzuges rühmen. Dieser Eine hieß Fritz Bärmann, war der Sohn eines armen Häuslers, und hütete außer den Schulstunden einige Stück Kleinvieh, worunter auch eine Ziege und ein paar Schafe waren, die der Feldwebels Mali gehörten.

Fritz Bärmann war ein sinniger und äußerst guter Junge. Fleißig in der Schule, verwendete er seine müßigen Hirtenstunden zu kunstreichen Schnitzereien oder zu Zeichnungen, so gut es gehen wollte. Er las, er schrieb und, sich gewiß selbst unbewußt, war er so viel Aesthetiker, daß er nicht oft das Vieh zurücktrieb, ohne daß Malis Ziege einen Blumenkranz um die Hörner gewunden hatte, während er für Mali selbst eine Borktasche mit Erdbeeren oder Mirtillen u. dgl. gefüllt mitbrachte, und sie, nebst einem Strauße Waldblumen aus-

Digitized by Google

wendig an ihrem Fenſter oder an der Klinke ihrer Hausthüre aufhing.

So war es unter uns mehrere Jahre und vorzüglich die zwei letzten ſo gegangen, als auf einmal die, über unſer Dorf gebietende Frau, verwitwete Gräfin von C.... an Mali die uns ſchon längſt bekannten Vorzüge auch gewahr wurde, und beſchloß, dieſelbe als eine Art Geſpielin oder Geſellſchaftsfräulein für die beiden Comteſſen, noch Kinder wie Mali ſelbſt, d. h. vierzehn bis funfzehn Jahre alt, zu gewinnen. Ich weiß nicht, ob Mali gern oder ungern ſich zu dieſem Dienſte bergab; aber ihre Mutter konnte erſt durch die unabweisbarſten Bedingungen dazu bewogen werden. Wir, ihre Jugend- und Spielgenoſſen, waren Alle darüber betrübt, und als vollends die Gräfin wieder in die, etwa zwei Meilen weit entfernte Reſidenz, wo ſie den größten Theil des Jahres verlebte, zurückkehrte und ſelbſtverſtändlich, auch Mali mit dahin abging; da gab es ſogar Thränen um ſie, und Alle geleiteten ſie ein großes Stück zum Dorfe hinaus, und Alle ſuchten noch Einmal ihre Hand zu drücken, und jedes Auge hing an ihrem dahin rollenden Wagen, bis er dem Blicke entſchwunden war.

2.

In unſerer Kinderwelt wurde Mali alle Tage ſchmerzlich vermißt, obſchon wir uns, ſo gut es die Entfernung zuließ, immer noch ihr Intereſſe durch unſere Theilnahme an Allem, was ſie betraf, zu ſichern ſuchten. Da ging Niemand nach der Stadt, ohne ein Briefchen oder wenigſtens einen Gruß von ihrer Mutter mitzunehmen, und Niemand kam von dort, der nicht auf's genaueſte über Malchens Befinden und über ihr Thun und Laſſen ausgefragt worden wäre. Dieſelben kindlich einfältigen Geſchenke, wie früher ihr gebracht, wurden ihr jetzt geſchickt, und Alle freuten wir uns auf die nächſte Rückkehr der Gräfin, in deren Gefolge wir unſere Vergötterte wieder zu ſehen hofften.

Ich muß von nun an öfters des ſchon eingeführten Fritz Bärmann gedenken, und ich finde es hier ſtatthaft zu erwähnen, daß er kurze Zeit, nachdem Mali zur Reſidenz abgefahren war, auch dahin abging, um als Maurerlehrling die ernſtere Laufbahn ſeines Lebens zu beginnen. Er hatte einen Onkel, der daſelbſt als geſchickter Meiſtergeſelle oder Polier, wie man's auch nennt, fungirte, und er war ſchon ſeit einem Jahre zu dieſem Handwerke beſtimmt geweſen. Sein faſt gleichzeitiges Abgehen mit Malchen war alſo reiner Zufall, und wurde auch von uns Allen für nichts anderes gehalten.

Wenn Fritz nach Hauſe kam, was freilich nur an den hohen Feiertagen geſchah, ſo erzählte er uns, wie Mali in Geſellſchaft der Comteſſen bisweilen an einem Hauſe vorüberfahre, an dem er mitarbeitete; wie ſie, trotz der Vornehmheit, in der ſie jetzt eingehüllt ſei, ſeinen Gruß freundlich erwiedere, und wie er an einem oder dem anderen Sonntage ſogar das Vergnügen habe, mit ihr einige Minuten in dem Zofenzimmer zu ſprechen. Sie iſt ganz anders jetzt, fügte er dann noch hinzu; aber ſie iſt noch eben ſo liebreich wie früher, und ſie läßt immer Alle herzlich grüßen.

Mali, wie ich ſpäter wohl beurtheilen konnte, bewegte ſich in, oder vor der Hand vielmehr nur noch neben den Kreiſen der höheren Geſellſchaft mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich inmitten ihrer erſten naturwüchſigen Freunde bewegt hatte. Sie bewegte ſich in jenen Kreiſen noch leichter, weil die Natur ſie aus ihrem feinſten Stoffe gebildet hatte, und es konnte nicht fehlen, daß ſie ſich in der Reſidenz bald heimiſcher fühlte, als ſie ſich auf den ſtillen Fluren ihrer Heimat gefühlt haben mochte. In unausgeſetzter Berührung mit Leuten der feinſten Bildung entdeckte auch Mali bald die, ihr etwa noch anklebenden Mängel, und um ihnen abzuhelfen benutzte ſie die, ihr von der Gräfin mütterlich dargebotenen Mittel. Unter Anderem widmete ſie ſich mit beſonderer Vorliebe der dramatiſchen Kunſt, welche die Gräfin, nicht zufrieden mit dem öffentlichen Schauſpiel- und Opernhauſe, noch beſonders in ihrem Hauſe pflegte, und zwar ſo leidenſchaftlich pflegte, daß nicht nur ihre Tochter, ſondern männiglich aus dem Dienſtperſonale, Jeder in ſeiner Art, ſeine Rolle dabei zu ſpielen hatte. Wer in die Dienſte der Gräfin kommen, da bleiben und ſein Glück machen wollte, der mußte Anlage zur Schauſpielerkunſt haben, und kein Wunder, daß der Hoftheater-Direktor unter ihre Intimſten zählte.

Mali bedurfte keiner langen Unterweiſung, um auf dem Haustheater der Gräfin mit einer Sicherheit aufzutreten, die Alle, vor Allen aber den Hoftheater-Direktor ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Das iſt unerreichbar! das iſt göttlich! rief er einmal über das andere aus, als ſie eines Tages die Gurli dargeſtellt hatte, und ſogleich beſchloß er, ſie in dieſer Rolle dem Publikum der Reſidenz vorzuführen. Die Gräfin und Mali willigten leicht in das Vorhaben des Direktors, und ſchon an einem der nächſten Tage las man auf der Theater-Annonce — Gurli — Fräulein Amalie Branthal a. G., was hier ſo viel bedeuten ſollte als: „Aus Gefälligkeit.“

Ein neuer Name auf dem Theaterzettel. — Es kann nichts Wichtigeres für das Publikum einer Reſidenz geben, und ſeit Langem waren Logen und Parterre nicht ſo gefüllt geweſen, wie an dieſem Abend. Applaus nach jeder Scene; Gurli heraus! nach jedem Akte; Wiederholung des Stückes auf allgemeines Verlangen. Die Gräfin und der Theaterdirektor waren übermannt von dem Erfolge ihres Wagſtückes, und Mali war berauſcht von den Huldigungen, die ihrem Talente dargebracht wurden. Still in einer Ecke der Gallerie hatte auch der Maurerlehrling, Fritz Bärmann, dem Debut unſerer Jugendfreundin mit zugehört, und ſeine beſondere Betrachtungen vom Damals in Reinau bis zum Jetzt in der Reſidenz angeſtellt. Eine kleine Entfernung, eine nicht lange Zeit — und welche Veränderuug! Mali wurde noch einige Mal, und in ganz verſchiedenen Charakteren dem Publikum vorgeführt: Sie erntete immer größeren Beifall, und gewann an der dramatiſchen Kunſt immer mehr Geſchmack. Der Theater-Direktor begriff bald, welche koſtbare Acquiſition er machen würde, wenn er ſolchen Fähigkeiten die noch mögliche Ausbildung gewährte und dann, wenigſtens auf eine geraume Zeit, für ſich benützte. Mali war leicht dazu bewegt; es handelte ſich nur um die Zuſtimmung ihrer Mutter.

„Nein! nein! Meine Tochter eine Komödiantin?! Nimmermehr! Sie ſoll nach Hauſe. — Ich will ſie hier ſehen, und hoffentlich glücklich ſehen. Eine gute Hauswirthin ſoll ſie werden, und keine Komödiantin, und“ —— Demohngeachtet brachte man endlich die praktiſche Alte dahin, daß ſie ſich den Unterſchied zwiſchen einer Hofſchauſpielerin und einer Komödiantin ihrer Vorſtellung erklären ließ, und daß ſie die Vortheile, die ſich dem ausgeſprochenen Talente ihrer Tochter in dieſem Stande darbieten würden, beherzigte. Sie wich den vereinten Vorſtellungen der Gräfin, des Direktors und ihrer Tochter, und diktirte aus ihrem Mutterherzen einen Kontrakt, in welchem, wie ſich von ſelbſt verſteht, die meiſten Vortheile nicht auf Seiten des Direktors zu ſein ſchienen.

Mali mußte jeden Unterricht, den ſie wünſchen würde,

Digitized by Google

auf Kosten des Direktors erhalten, war aber verbunden, vorzüglich den Musik-, Gesang- und Tanzübungen obzuliegen. Die Zeit dieses Unterrichtes sollte wenigstens zwei Jahre dauern, und während derselben sollte sie mit allen Bedürfnissen bis zum Ueberflusse versehen werden. Für dies Alles sollte sie wöchentlich nicht öfter als Einmal auftreten, und es sollte ihr jederzeit freistehen, sich, wie die Alte meinte, eines Besseren zu besinnen und die beabsichtigte Laufbahn wieder zu verlassen.

Während Mali Musik-, Gesang- und Tanzschule besuchte, trachtete Fritz Bärmann, sich sein Handwerk als Kunst anzueignen. Müde und matt von schwerer Tagesarbeit wohnte er noch den, den Handwerksgesellen dargebotenen Abendschulen bei, übte sich, wo er nur konnte, im Zeichnen, und las bei Lampenschein Sachs'ses Werke über die Baukunst. Er hatte kaum das zweite Jahr seiner Lehrzeit begonnen, als er schon Eckführer wurde, und nicht selten vertrat er, Maß und Wage in der Hand, die Stelle seines Onkels.

3.

Zwei Jahre hindurch sah man auf den Theaterannoncen wöchentlich nur Einmal den Namen Amalie Branthal, aber jede Woche zeigte die Namensträgerin in ihrer Kunst vollkommener, in ihrer Attitüde anziehender, liebenswürdiger. Kränze von jungen und alten Gecken; eifersüchtige Blicke von schönen und häßlichen Damen; stummer Neid von männlichen und weiblichen Kunstgenossen; aber öffentlich nur Eine Stimme: Fräulein Branthal wird bald nie Gesehenes leisten, und einst Epoche machen in der Welt der Bühne.

Die gepflogenen Beziehungen Mali's zu ihren unbeachteten Freunden in Reinau mußten unter solchen Umständen natürlich immer lockerer werden, und zuletzt, ein dünnes loses Fädchen, gänzlich reißen. Mali besuchte nie mehr unsere stillen Fluren; wir getrauten uns nie mehr einen Kranz aus Waldblumen oder eine Borktasche mit Erdbeeren und Mirtillen gefüllt, ihr zu übersenden, und auch von ihrer Seite wurden die gelegentlichen Erinnerungen und Grüße an uns immer seltener, bis sie dem gänzlichen Vergessen verfielen.

Zwei Jahre — Mali hatte sie durch ihren Fleiß verdoppelt, durch ihr Talent verdreifacht, und nicht nur was ihre Kunst erheischte; sie hatte überhaupt der Bildung, welche die Welt bei einer jungen Dame beansprucht, zu genügen gesucht und sie hatte, in Vielem wenigstens, einen recht guten Grund gelegt.

Mali war achtzehn Jahr alt, als sie für die Hofbühne mit jährlich fünfzehnhundert Thalern und anderen, vielleicht eben so viel zählenden Vortheilen engagirt wurde. Jährlich fünfzehnhundert, vielleicht dreitausend Thaler! dasselbe Mädchen, Kind muß ich sagen, welches vor noch nicht gar zu langer Zeit von uns die ersten Kirschen, von uns eine Borktasche voll Erdbeeren und ein Stück des beftgebackenen Pfannkuchens so gern genommen, und uns dafür die Schleifen an die Strohhute gesteckt hatte! Das Talent mag überall seine Triumphe feiern; Schönheit und Anmuth mögen sich überall Geltung verschaffen — doch

„Welchen sich die Götter wählen,
Nichts Beff'res können sie verleihn,
Als leichte Füße, helle Kehlen
Und — — das Talent ein Aff' zu sein."

Ich habe schon gesagt, daß Mali die verschiedenartigsten Charaktere, inwieferne sie nur ihrer Jugend nach angemessen waren, darzustellen fähig war; ein für allemal aber schlug sie bei der Aufführung der, damals an die Tagesordnung kommenden Wiener Possen die Mitwirkung ab. Dieses Zeug, pflegte sie zu sagen, wo man statt Handlung und Tendenz nur Dekoration und Kostüme sieht; wo das Lachen, worauf es lediglich abgesehen ist, nicht durch das natürlich Lächerliche, durch blasierte Thorheit, herbeigeführt, sondern durch Harlekinaden erzwungen wird — dieses Zeug entehrt Bühne und Künstler, und verdirbt den dramatischen Geschmack. Ob Mali recht hatte — ein Anderer mag Das entscheiden. Ich wollte meinen Leser nur einen Blick in die Absichten dieser jungen Künstlerin werfen lassen, um so viel wie möglich, ihren Charakter kennen und würdigen zu lernen.

Fast um dieselbe Zeit, als Mali wirkliche Hofschauspielerin wurde, hatte Fritz Bärmann seine Lehrjahre überstanden, und gehörte nun der ehrsamen Maurergilde der Residenz als Geselle an. Das beste Zeugniß gab ihm sein Lehrherr, ein, damals berühmter Architekt, dadurch, daß er Alles aufbot, ihn in seinem Dienste zu behalten. Er wollte ihn im Winter in seiner Kanzelei, im Sommer als Polier, und in Beidem unter recht annehmbaren Bedingungen verwenden. Fritz schlug seinen eigenen Weg ein. — Er verkaufte den Nachlaß seines, unterdeß mit Tod abgegangenen Vaters, nahm den etwa fünfhundert Thaler betragenden Erlös, und ging, sein Wanderbündel auf sich, nach Italien.

4.

Fräulein Branthal, und nichts anderes als Fräulein Branthal, kannten und nannten damals die Theaterberichte. Sie war als Sängerin, Tänzerin und Schauspielerin gleich vollkommen, gleich unübertrefflich. Wer sie nicht gesehen und gehört hatte, der hatte nichts gesehen und gehört; wer nicht in Bewunderung für sie überfloß, der war gefühllos bis zur Stupidität. Die Hofbühnen rießen sich um die wenigen Wochen ihrer Vacanz und überboten einander mit Gold. Studenten und Künstler spannten sich vor ihren Wagen, und junge und alte Narren lagen zu ihren Füßen.

Und ihre Mutter? Mir wäre es lieber, sagte sie, wenn meine Tochter bei mir wäre und Flachs spänne.

Ich habe Mali nur zweimal spielen sehen; Einmal in „Romeo und Julie," ein anderes Mal als Ophelia in „Hamlet" — der Eindruck, den sie beidemal auf mich machte, wird sich in meinem Gefühle nie verwischen.

Aber wir Leute in Reinau, besonders wir jungen, thaten uns auch nicht wenig auf sie zu gut. Wir lenkten, und zumeist vor Fremden, so gern das Gespräch auf sie, um sagen zu können, daß wir mit ihr aufgewachsen sind, daß wir mit ihr so oft gespielt und getanzt haben u. s. w. Selten nur, daß wir bei unserem Krüglein im Kretschen ihrer nicht gedacht hätten.

So auch eines Abends, als ein sonngebräunter, aber schöner und gleich beim ersten Anblicke einnehmender Mann hereintrat, Bündel und Wanderstab ablegte und sich keck unter uns setzte.

Wir blickten ein wenig überrascht auf ihn. „Nun, Ihr kennt wohl den Fritz Bärmann nicht mehr?" Fritz, ach Du, Fritz! Tausendmal willkommen! „Danke, danke recht sehr und hoffe, Ihr werdet mich für ein paar Tage hier behalten und auch anhalten, denn ich bin von Allem so entblößt, daß ich recht gut als ein Muster der vollkommensten Blöße dienen könnte."

Fritz wurde für die, von ihm bestimmten paar Tage mein Gast. Er war drei Jahre in Italien gewesen, hatte in Rom, Florenz, Neapel und Venedig gearbeitet, hatte seine mitgenommenen fünfhundert Thaler zugesetzt, und war jetzt, wie es schien, beinahe nackt in seine Heimat zurückgekommen. Sein

Digitized by Google

ganzes Bündel war voll Papiere, Zeichnungen und, wie er lachend sagte, dergleichen Schmierereien, die für Niemanden, wenn nicht für ihn selbst, einen Groschen werth sein sollten.

Fritz war immer ein guter Junge gewesen, und wir schossen jetzt zusammen, um ihm wenigstens eine nothdürftige Bekleidung und ein kleines Reisegeld zu verschaffen. Er begab sich sofort in die Residenz, trat bei seinem ehemaligen Lehrherrn wieder in Arbeit, und er hat uns in der Folge recht thatsächlich für die kleine, ihm erzeigte Wohlthat gedankt.

Es verging wohl ein Jahr, und darüber, ehe ich die Gelegenheit hatte, den munteren Freund Fritz wieder zu sehen. Ich besuchte ihn in seiner Wohnung, und ich war nicht wenig erstaunt, statt des Handwerksburschen, den wir seiner Zeit mit dem Nothdürftigsten versehen hatten, einen elegant gekleideten, scheinbar selbst den höheren Ständen angehörigen jungen Mann zu finden, und ich konnte nicht umhin, meinem Erstaunen Worte zu leihen. „Bah," sagte Fritz lachend, „ich führe jetzt statt Hammer und Kelle, den Zirkel und die Reißfeder; das trägt mehr ein. Dann, ich esse schlecht, und kleide mich gut. — Es ist so eine Passion von mir." Im Verlauf des Gespräches berührte ich auch Mali — „O die! Sie ist immer von einem Schwarme Anbetern und Kunstgenossen umringt, und es ist schwer bei ihr Audienz zu erhalten. Demungeachtet gelingt es mir, dann und wann sie zu sprechen. Sie ist noch immer die liebenswürdige, freundliche Feldwebels-Mali, und ich habe ihr neulich meine Hand angetragen."

„Hand an—ge—tra—gen?! Du scherzest, Fritz." —

„Nun nicht so gradezu angetragen, denn ich weiß wohl, welch' eine Kluft zwischen einem unbeachteten Meistergesellen der Maurergilde, und einer Europa-berühmten Künstlerin der Bühne besteht. Ich meinte nur so, wenn ihr einmal der Lebensweg zu steil würde; wenn sie einen Arm zur Stütze, eine sie führende Hand brauchte, und wenn ihr meine Hand nicht zu rauh wäre, so .... Nun Du weißt ja, wie man dergleichen Herzensangelegenheiten allegorisirt, und daß Malchen so artig war mir mein Körbchen auch in Allegorien gehüllt zu geben, das wirst Du von ihr nicht anders erwarten. Inzwischen ließ sie doch noch so eine Art Hoffnung in diesem Körbchen: „Warum nicht? — Wer weiß, was in dem Buche des Schicksals geschrieben steht — aber jedes Falls zu früh, denn ich bin noch zu rüstig, um eines stützenden Armes und einer führenden Hand zu bedürfen."

„Sehr verständlich geantwortet. — Etwas zweideutig, und so müssen wir eben abwarten, was im Buche des Schicksals geschrieben steht."

Nicht gar lange nach diesem Gespräche war weit und breit Alles, was Architekt hieß, in Bewegung. Es wurden Pläne zu einer neuen, schon seit Jahren für die Residenz beabsichtigten, Kirche gefordert, und für den besten dieser Pläne 1200 Stück Dukaten geboten. Diesen Betrag errang Fritz Bärmann, der Meistergeselle der Maurergilde. Die „Schmierereien," die er aus Italien mitgebracht hatte, dieselben, die seiner Angabe zu Folge für Niemanden einen Groschen werth sein sollten: in diesen mochte wol die Summe von 1200 Stück Dukaten, und noch manche andere Summe enthalten sein. Und nicht nur Planmacher, Fritz war auch der Ausführer seines Planes, und die Kirche, genannt zum h. Spiridion, wird immer die größte Zierde der Residenz, und als Gebäude betrachtet, das vollkommenste und schönste des ganzen Landes bleiben.

Das Talent feiert überall seine Triumphe. Der Meistergeselle erhielt von der Bauakademie sein Diplom als Architekt, wurde später Professor in derselben Akademie, und so lang er lebte, wurde im Lande kein bedeutender Bau unternommen, ohne daß man Rath und That bei ihm eingeholt hätte.

5.

Noch ein Zeitraum von drei Jahren, und Fräulein Amalie Branthal, unsere Feldwebels-Mali, in der Glorie ihrer Schönheit, auf dem Gipfel ihres Ruhmes, umfluthet von Glück und umduftet von Weihrauch — auf einmal ekelte sie Ruhm und Glück und Weihrauch an, und sie verließ Bühne und Residenz und zog sich zurück in das stille Reinau. Die Gräfin C.... wie früher ihre Gönnerin, so jetzt ihre beste Freundin, überließ ihr einen ganzen Flügel ihres Schlosses, von dem sie aber nur zwei Zimmer, und zwar die kleinsten, benützte. Sie erhielt täglich Besuche aus der Residenz, und sie suchte denselben so weit als schicklich, auszuweichen. Man bot Alles auf, sie wieder für die Bühne zu gewinnen, aber sie war krank und blieb es, trotz der lebhaftesten Anerbietungen. Die Theaterzeitungen stimmten eine Litanei von Klagen über ihren frühen Rücktritt an, die Beklagte nahm keine Notiz davon. Alle Welt erschöpfte sich in Vermuthungen, und Niemand fand eine wahrscheinliche Ursache.

Nicht selten besuchte Mali unsere niederen friedlichen Wohnungen, unterhielt sich mit uns, und erinnerte sich und uns so gerne an alle die lieben, die froh durcheilten Tage der Kindheit. Und wenn sie so unter uns saß, und wenn sie ihre ehemaligen Gespielinnen jetzt als thätige Hausfrauen, als glückliche Mütter sah; da schien es mir oft, als wenn sie mit wehmüthigerem Blicke die freundlichen Gruppen betrachtete, und eine Zähre zu verbergen suchte.

Mali's Bildung und Berühmtheit hatte zwischen uns und ihr freilich eine große Kluft befestigt; inzwischen sie war noch immer so gut, so freundlich wie damals, als sie uns die Schleifen um die Strohhüte steckte, und sie that alles Mögliche, uns die vornehmere Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahm, übersehen zu machen. Wir erkannten das, und wir erwiesen ihr alle die Aufmerksamkeit, die wahre herzliche Verehrung schlichten Leuten, wie wir waren, nur eingeben kann. Demungeachtet konnte sich Mali nicht mehr so heimisch, wie sie vielleicht wünschte und wie wir gern gesehen hätten, unter uns machen. Ein Etwas — ein Gram, ein Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen; ihr Leben schien an der Wurzel angegriffen zu sein. Wie erst, um der Bühne zu entfliehen, angeblich krank, so war sie es jetzt wirklich. Sie welkte zusehends trotz der Leibärzte und Seelenärzte, die aus der Residenz zu ihr kamen; die letzte Spur ihrer Schönheit entschwand; der letzte Funke ihres feurigen Geistes verlosch; noch wenige Wochen und wir weinten, wir Alle weinten an ihrer Bahre.

6.

Wie Amalie Branthal, so auch blieb Fritz Bärmann seinem Geburtsorte zugethan bis zur Zärtlichkeit, und Jeder von uns, die wir mit ihm aufgewachsen waren, war ihm zu aller Zeit herzlich willkommen. Jetzt ein reicher, ein bedeutender Mann, vergaß er nie den armen Buben, der nebst seinem Vater, dann und wann eine Wohlthat von unseren reicheren Eltern empfangen hatte; nie den von Allem entblößten Handwerksburschen, der durch unser Zusammenthun nothdürftig gekleidet und mit einem kleinen Reisegeld versehen worden war. Er vergaß nie, woran wir selbst längst nicht mehr dachten, oder lieber, woran wir nie gedacht hatten.

So lang Mali in Reinau lebte und nur angeblich krank

Digitized by Google

war, ließ sich Fritz nie daselbst blicken, aber er besuchte sie öfters als sie wirklich erkrankte, und er wich die letzten Tage ihres Lebens nicht mehr von ihrer Seite. Mali schien in seiner Gegenwart einen Trost, einen hohen Trost zu finden, und wie einem alten bewährten Freunde überließ sie seinen Händen die Vollstreckung ihres letzten Willens.

Das Verhältniß, in welchem Fritz und Mali zu einander standen, oder vielmehr gestanden waren, blieb uns immer ein Räthsel. Wir wußten, daß er sie liebte, daß er sie von Jugend auf geliebt hatte, und daß ihrer Seits eben so von Jugend auf seine Liebe erwiedert worden war. — Welches Hinderniß konnte ihrer Vereinigung noch entgegenstehen, da diese Jahre her die gesellschaftliche Stellung Beider eine gleich geachtete, gleich ausgezeichnete war? Warum kam Fritz erst nach Reinau, als Mali offenbar ihrem Grame, und wahrscheinlichst dem Grame um ihn, erlag? Warum hing er seitdem an Malis Grabe mit einer Pietät, die ihn, so oft er nur konnte, nach Reinau trieb und ihm eben dieses Grab zu einer Andachtsstätte weihte? — Das Verhältniß, in welchem Fritz zu Mali gestanden war, blieb uns ein Räthsel. Fritz Bärmann, der gefeierte Architekt, der Professor an der Banakademie und längst schon Hofbaurath, der berühmte und reiche Mann, der das schönste und eheliche Glück zu genießen berechtigt, es zu gewähren verbunden war — er verheiratete sich nie, und über seinem Leben schien eben so die düstere Wolke des Grames zu liegen, wie sie über dem Leben Mali's gelegen war, nur daß seine fortwährende und einem kränkelnden Gefühle weniger Raum lassende Beschäftigung dem Einfluße, welchem Mali so bald unterlegen war, kräftiger widerstand; nur daß er selbst, ein Mann, kräftiger zu widerstehen wußte.

Und wenn wir Alle in dem sonderbaren Lebensverhältnisse unseres gemeinsamen Freundes ein Räthsel sahen, so sah ich vor Allem noch eins mehr. Ich hatte längst bemerkt, daß Fritz vor jeder Personalität weiblichen Geschlechtes, die einige Aufmerksamkeit zu verdienen schien, den Kopf wegwendete, und daß er dieses, wie mir däuchte, unwillkürlich that. Ich drückte ihm eines Tages darüber mein Erstaunen aus, und er erwiederte, nachdem er sichtlich erst eine unangenehme Berührung niedergekämpft hatte, darauf Folgendes:

„Du erinnerst Dich noch, wie ich, vor so und so viel Jahren, Dir sagte, daß ich der seligen Mali allegorisch meine Hand angetragen, und von ihr eben so allegorisch ein Körbchen, in dem aber immer noch eine Art Hoffnung lag, erhalten habe. — Wohl! — Nun ich wußte nur zu gut, daß mich Mali liebte, und daß ihr Herz, trotz all' der glänzenden, ihr dargebrachten Huldigungen, dieselbe Anhänglichkeit an mich bewahren würde. Unsere soziale Stellung hieß mich damals sie nur selten und nur so von Ferne sehen, und sie wußte meine Bescheidenheit zu schätzen. Ich hatte mich an ihr gleichsam empor gerankt, und war durch sie, oder doch um ihretwegen, geworden, was ich eben war. Mali wußte und erkannte die schweren Opfer, die mir die Liebe zu ihr besiegen half, und ihr Blick war scharf genug, um zu sehen, daß ich über kurz oder lang das Ziel, das ich mir vorgesteckt hatte, erreichen würde.

Es ist zu früh, sagte sie damals, ich aber wußte, daß die Zeit nahe war; denn es concurrirte bereits mein Plan zur Spiridion-Kirche, und ich war meines Sieges und der Folgen desselben gewiß, ganz gewiß.

Nun denn, während ich concurrirte und auf meinen Bauplan schon meinen Lebensplan gründete, ging ich eben und vorsätzlich, des Weges entlang, den Mali in Begleitung ihrer Zofe auf ihren Spaziergängen zu wandeln pflegte. Es waren mehrere Wochen verstrichen, seitdem ich das bewußte Körbchen erhalten und sie nicht gesehen hatte; ich hoffte ihr wieder einmal begegnen und einige Worte mit ihr sprechen zu können.

Nicht lange schlenderte ich, träumend von einer glücklichen Zukunft, so dahin, als ich Mali in geringer Entfernung mir entgegen kommen gewahrte, während ihr auch fast in demselben Augenblicke ein Fürst A. und ein Graf B., zwei Offiziere, die desselben Weges gingen, den Arm boten.

Ich wußte, was Mali von diesen ewigen Galanterien, von diesen unaufhörlichen Huldigungen hielt; sie waren ihr sammt und sonders zum Ekel; aber ich war für heute doch um meine paar Worte mit ihr gekommen. Ich wollte sie wenigstens noch in der Nähe sehen und einen freundlichen Dank für eine herzliche Begrüßung entgegen nehmen.

Und ich war ihr nun nahe genug, und unsere Augen hatten sich schon begegnet, und ich griff schon nach meinem Hute, als Mali plötzlich den Kopf von mir ab, auf die andere Seite wendete und so gewendet hielt, bis sie an mir vorüber war.

Mali war zu vornehm, als daß sie sich durch eine freundliche Beugung gegen einen Geringen etwas vergeben hätte; sie stand zu hoch, um durch irgend eine Herablassung von ihrer Erhabenheit ein Merkliches zu verlieren; sie war zu sittlich rein, um ihren Ruf durch eine Vertraulichkeit, gegen Wen immer, zu gefährden. — Freund, ein Blitzstrahl in mein Herz: unmöglich hätte er so erschütternd wirken können, wie dieses Abwenden des Kopfes gewirkt hat. Ich fühlte mein Blut stocken, fühlte das Licht meiner Augen schwinden, und hatte Mühe mich auf eine, im Alleegebüsch versteckte Rasenbank zu schleppen, wo ich bewußtlos niedersank. In diesem Zustande fand mich, Dank dem glücklichen Zufalle, Einer meiner Bekannten und brachte mich mittelst eines Wagens in meine Wohnung. Langsam nur genas ich von einem hitzigen Fieber, das mich befallen hatte, und als ich endlich meiner selbst wieder mächtig wurde, gewahrte ich, daß in meinem Gefühle eine so sonderbare Veränderung vorgegangen war, daß ich in gewisser Hinsicht nicht mehr derselbe Mensch zu sein schien. Seit jener Zeit zieht es mir denn auch, trotz des von dem Verstande versuchten Widerstrebens, immer den Kopf auf die Seite, wenn ich eine, der Aufmerksamkeit würdige Dame begegne, und ich bin immer in einer peinlichen Verlegenheit, wenn ich, was oft unausweichbar ist, mit Personen weiblichen Geschlechtes verkehren muß.

Ob Mali bis dahin von meiner Krankheit, und von ihrer Veranlassung etwas erfahren hatte, weiß ich nicht; aber ich war noch nicht ganz hergestellt, als ich von ihr einige Zeilen erhielt, worinnen sie allegorisch die Hand annahm, die ich ihr vor einigen Wochen allegorisch angetragen hatte. Ich erwiederte ihr nichts weiter als die Worte: „Es ist zu spät."

Kurze Zeit, und mein Spiridion-Plan wurde mit dem Preise gekrönt, ich erhielt bald darauf das Diplom als Architekt; ich wurde erst Mitglied, dann Professor der Banakademie; das Glück folgte mir seitdem in allen meinen Unternehmungen; aber Friede und Freude hat mein Herz nie wieder empfunden, die Annehmlichkeiten des Lebens meine Seele nie wieder erkannt.

Mali war zu stolz, um nach meinem „Es ist zu spät" noch einen weiteren, schriftlichen oder mündlichen Versuch zu einer Annäherung zu machen; aber ich fand es, und vorzüglich wegen meiner vom Glücke so sehr begünstigten Verhältnisse für nothwendig, ihr über meine kurze Erwiederung schonend und freundschaftlich die gehörige Aufklärung zu geben,

Digitized by Google

und ich ſchrieb ihr, was ich Dir ſo eben mitgetheilt habe. Sie leugnete ihre Kopfwendung nicht, gab aber eine Urſache an, die plauſibel genug war, um alle von mir erblickte und empfundene Beleidigung in einen Wahn zu verkehren. Wie dem ſei: Ich konnte mein Gefühl nicht mehr ändern, und ich floh Alles, was weiblichen Geſchlechtes war, vor Allem aber Mali.

Was mehr — Sie war zu gefühlvoll, als daß ihr meine unglückſelige Verſtimmung, ſelbſt wenn ſie wirklich nur zufällig die Veranlaſſung dazu gegeben hätte, nicht hätte zu Herzen gehen ſollen; und ich bin leider überzeugt, daß ſie gereinigt von inneren Vorwürfen, ihre glänzende Laufbahn und Ruhm und Glück verlaſſen hat, und dem Gram erlegen iſt."

Fritz hatte ſchon ſeit Jahren den Wunſch geäußert, die noch übrige Zeit ſeines Lebens unter uns in Reinau zuzubringen, und er hatte endlich Anſtalt gemacht, dieſem Wunſche Rechnung zu tragen, als ich, noch von ſeiner Hand geſchrieben, die Nachricht erhielt, daß er ſich etwas unwohl fühle, und daß ich ihn ja, ſobald es nur meine Zeit erlaube, beſuchen möge. Schon ſeit Langem hatte mich Fritz mit einem wahrhaft erfreulichen Vertrauen beehrt, und ich hatte Grund zu glauben, daß die Freundſchaft, mit welcher auch ich an ihn hing, nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ſein Gemüth geblieben war. Was hätte ich jetzt Eiligeres zu thun gehabt, als ſeinem Rufe zu folgen. — Leider fand ich ihn bereits ernſtlich krank, und bald fühlte und erkannte er ſelbſt ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand. Mit ſchwer verhaltenen Thränen ſaß ich zunächſt an ſeinem Bette. Er nahm meine Hand: „Ich habe," ſagte er mit halbgebrochener Stimme, „meine Rechnung längſt abgeſchloſſen, ſie liegt dort in jenem Pulte, und zu demſelben hier der Schlüſſel. Vollſtrecke meinen Willen und meinen letzten Wunſch, in Reinau zu ruhen an Mali's Seite."

Nur wenige Tage noch und ich war daran, die ſchmerzliche Pflicht zu erfüllen, die mir Freundſchaft und Vertrauen gleichermaßen auferlegt hatten.

Der Hingeſchiedene hatte zunächſt für Mali's Mutter, für die er ſchon ſeit dem Tode ihrer Tochter die zärtlichſte Sorgfalt getragen hatte, ein Legat beſtimmt, wodurch die gute Alte für ihre noch übrige Lebenszeit mehr als ſorglos geſtellt wurde. Nach Abzug deſſen fiel ſein ganzes, bedeutendes Vermögen der Maurergilde der Reſidenz, der Banakademie und der Gemeinde Reinau zu gleichen Theilen anheim, und mit wahrhaft weiſer Umſicht hatte er jeden Theil in ſehr zweckmäßige Fonds geſchieden und durch beſtimmte Anordnung die möglichſt beſte Verwendung derſelben geſichert.

Fritz wurde an Mali's Seite zur Ruhe beſtattet: Ueber dem vereinten Grabe erhebt ſich eine Kapelle, eine Miniatur im Style der Spiridion-Kirche. Am Eingang derſelben lieſt man die Worte:

„Die Gemeinde Reinau dem Andenken der Amalie Branthal und des Fritz Bärmann. Sie waren Beide unſeres Dorfes Kinder.

Amalie Branthal und Fritz Bärmann — das Weitere wird die Kunſtgeſchichte rühmen, und ſchweigt auch die im Laufe ſpäter Zeit, und ſteht ein Wanderer vor der Kapell' und ſinnt und fragt ob dieſer Namen: Mit frommer Rührung wird männiglich in Reinau Beſcheid ihm geben und männiglich mit Stolz bemerken:

„Sie waren Beide unſeres Dorfes Kinder".

Die Jagd auf den Wal.*)

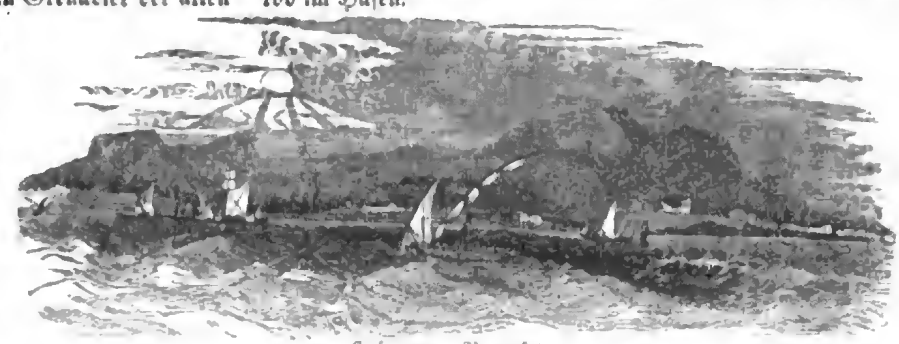
Meeresſcenen von Hermann Melville.

(Mit zwei Holzſchnitten.)

Wir machen unſere Fahrt am Bord des „Pekod," eines der älteſten Walfiſchjäger der Inſel Nantuket, des Pekod, ſo benannt zum Andenken eines jener Stämme von Rothhäuten, welche die Civiliſation von den Küſten Nordamerika's weggefegt hat.

Seht es an, im Hafen liegend, dieſes ehrwürdige Fahrzeug, dieſen Patriarchen der Meere, gebräunt von der Sonne und den Stürmen der vier Oceane, wie ein Grenadier der alten Armee, den die Sonne von Rom, Theben, St. Domingo und Moskau beſchienen hat. Seit mehr als fünfzig Jahren durchſchneidet er die Wellen, an zwanzig Orten beſchädigt und wieder geflickt; er führt japaneſiſche Maſten und polyneſiſche Raaen, trägt Mooſe und Pflanzen beinahe aus allen Welttheilen an ſich, einen Bart von grünem Schleim, wie ein alter mythologiſcher Flußgott.

Sein altes Verdeck zeigt ſehr ungleiche Umriſſe, Spalten, die wie Runzeln ausſehen, und Bohlen, die ausgetreten ſind wie die Stufen des großen Doms von Canterbury, wo ſo mancher Mund ſeit Jahrhunderten nach den Spuren von dem Blute Beckets ſucht. Auf dieſem Verdeck und ſeinem Geländer ſieht man ſeltſame Inkruſtationen, dort den Zahn eines Cachelots eingefügt, hier eine Platte Elfenbein eingelegt, Alles mit großer Verſchwendung dieſes koſtbaren Materials. Wie ein König von Kongo in ſeiner wilden Herrlichkeit liegt der Pekod im Hafen.



Hafen von Nantuket.

*) Als Probe aus dem in C. Bellmann's Verlag binnen Kurzem erſcheinenden „Illuſtrirten Kalender" für das Jahr 1856, auf welchen — als ein vorzugsweiſe belehrend-unterhaltendes Jahrbuch in gefälligſter Ausſtattung — wir unſere geehrten Leſer aufmerkſam machen.
D. Red.

Digitized by Google

Während er so an dem Hafendamm von Nantuket an seinen Ankern wiegt, sieht man hinter seinem großen Mast eine Art „Wigwam" errichtet, aufgeschlagen aus Walfisch-Barten, die mit ihren schwankenden und haarartigen Enden an dem Gipfel dieses beweglichen Zeltes ein Büschel bilden, wie die Skalpe der indianischen Krieger. Hier, in dieser Kanzlei findet die Anwerbung der Matrosen statt. Hier müssen sich die Kandidaten präsentiren, hier werden sie sortirt, gemessen, gewogen, geschätzt von den zwei Hauptaktionären des Pekod, den Herren Peleg und Bildad, zwei alten Kapitänen von Walfischfängern, die sich aus dem aktiven Dienst zurückgezogen haben und Kaufleute geworden sind. Wehe dem Rekruten, der ahnungslos in die Mitte dieser zwei Aktien-Inhaber tritt! Geschoben von Einem zum Andern, aus den Händen Bildads, des Atheisten, fallend in die Pelegs, des Quäkers, betäubt durch die rohen Späße und die greuliche Gotteslästerung des Ersten, und nochmals betäubt durch die honigsüße Heuchelei und die frommen Lügen des Zweiten, betrogen von Beiden, muß er in kurzer Zeit Alles thun, was sie wollen; und Gott weiß, welcher winzige Antheil ihm zugeschrieben wird an dem Reinertrag der Expedition, obwol dies nebst der Kost den ganzen Lohn ausmacht, den ein Matrose an Bord eines Walfischjägers erwarten kann.

Ist der Handel geschlossen, oder vorher vielleicht schon, empfindet der zukünftige Gast des Pekod sicherlich das Verlangen, den Kapitän zu sehen, unter dessen Befehl er drei bis vier Jahre auf allen Meeren der Erdkugel herumfahren soll.

Hier beginnt die Schwierigkeit. Der Kapitän ist nicht zu sehen. Nur seinen Namen erfährt man: „Ahab," der Name eines Tyrannen, dessen Blut von den Hunden geleckt wurde, wie die heilige Schrift erzählt. „Zu dem Kapitän gehen, das geht nicht," sagt Peleg, „man kann ihn nicht sehen. Warum? man weiß es gerade nicht. Nicht daß er krank wäre, er ist jedoch auch nicht ganz gesund. Uns selbst seinen zwei besten Freunden verschließt er seine Thüre, wie sollte er sie Andern öffnen? er ist ein Original, dieser Ahab. Jedoch, man braucht gerade keine Angst vor ihm zu haben. Er braucht wenig Worte, aber wenn er spricht, ist es gut, wenn man die Ohren offen hält. Er ist ein seltsamer Mann, der viel gesehen, viel erfahren hat. Er hat noch ganz andere Dinge, als den Grund des Meeres, sondirt, und noch ganz andere Feinde, als Walfische, bekämpft; und dennoch gibt es keinen besseren Harpunier auf ganz Nantuket. Er ist kein Frommer, wie Bildad, und noch weniger so ein guter Geselle, wie ich. Kurz, es gibt nicht seines Gleichen. Auf seiner letzten Reise ist es ihm etwas im Kopf herumgegangen von Spuk und Hexerei; aber das kommt von den Schmerzen einer Wunde, wenn er irre redet; und wer ihn blutend auf seinem Lager gesehen hätte, würde sich darüber nicht mehr wundern. Seit ihn dieses verdammte Thier verstümmelt hat, seit es ihm sein Bein abgeschlagen hat, ist sein Temperament etwas sauertöpfisch geworden und er ist nicht immer so munter, als man es gern hätte. Doch Basta, besser ein wenig melancholisch, als zu lustig. Mit einem Worte, er ist kein Teufel, er ist ein verheirateter Mann, und seine Frau, eine sanfte, gute Kreatur, hat ihm schon ein Kind geschenkt. Ihr dürft also nicht an ihm verzweifeln."

Nun weiß es der neue Ankömmling, mit wem er es zu thun hat. Ist es ein Menschenfeind also: o nein, Ahab denkt gar nicht an seines Gleichen; aber wenn er sein Auge auf das Gestell von Elfenbein heftet, das an der Stelle seines verlorenen Fußes steht, dann glüht seine Rache gegen Gott selbst auf, und da er hier nichts machen kann, so ballt er alle seine Gefühle in dem Namen „Moby Dick" zusammen.

Wer ist Moby Dick, dieser neue Geselle? Ein Walfisch, nichts mehr noch minder. Aber ein Walfisch, wie man sie nicht oft sieht, unter den Walfischen das, was Ahab ist unter den Menschen. Welcher Mann von Nantuket kennt den Moby Dick nicht, den riesenhaften Wal, den bösen Zauberer der Meere, hundertmal harpunirt, nie gefangen, Jedermann gefährlich, besonders aber Ahab, ein Monstrum von List und Wildheit, der die Gedanken der Walfischjäger bei Tag und ihre Träume bei Nacht erfüllt mit einer ganzen Reihenfolge von Erinnerungen an gebrochene Beine, verdrehte Knochel, schreckliche Amputationen. Spricht man mit einem Wallfischfahrer vom weißen Walfisch, so ist es gerade, wie wenn man mit einem Montenegriner von dem Vampyr und dem schlimmen Auge, einem Schotten von dem Kelpie, und mit einem Neapolitaner von der „jettatura" spräche; aber alle diese zusammen, und wenn man noch deutsche Hexen dazu rechnet, flößen nicht so viel Schrecken ein, als Moby Dick. Er ist überall und nirgends, vergißt nichts und verschont nichts, er ist weiß wie Schnee, und seine Kinnladen hört man weithin krachen. Dieser Moby Dick faßte eines Tages unsern Kapitän Ahab, als er neben seiner umgeschlagenen Schaluppe schwamm, am Bein, und abgeschnitten war es wie eine Handvoll Aehren in der Hand des Schnitters. Von diesem Augenblick faßte Ahab gegen ihn jenen Haß, der sein Gehirn versengte, jenen Haß, den er ausbrütete in den langen Mitternächten, die er in seinem Hängebett unter den Schmerzen seiner Wunde zubrachte, während sein Schiff längs der Küste von Patagonien hinsegelte; die Galle seines Herzens mischte sich mit dem Blut seiner Wunde, und von nun an opferte er seine Thatkraft diesem Schemen auf.—Doch kehren wir zum Pekod zurück. Wir kennen nun das Schiff und den Kapitän, lernen wir auch die Mannschaft kennen.

Da ist zuerst der zweite Offizier, Starbuck, gebürtig aus Nantuket, ein Quäker der Abstammung nach, eine ernste, nachdenkliche Figur, ein Mann des Nordens, wie von Bronze, ausgetrocknet von der Sonne des Aequators und in seiner eckigen Magerkeit einem Schiffszwieback ähnlich. Sein Gewissen ist für ein Seemannsgewissen höchst zarter Natur — er ist sogar abergläubisch, — muthig, aber ohne Lärmen; die Tapferkeit ist für ihn nichts, als ein auf Zinsen gelegtes Kapital.

Anderer Natur ist der dritte von Rang, Stubb, ein sorgloser Geselle, stets geschwätzig und guter Laune, stürzt sich auf einen Walfisch wie ein junger Hund auf eine Schaar Hühner, und feuert seine Ruderer durch joviale Grobheiten und komische Beschwörungsformeln an. Er pfeift in der größten Gefahr, wenn er längs des Walfisches hinfährt und wenn er die Harpune auf ihn schleudert. Von dem Tode hat er eine sehr unklare Vorstellung, so ungefähr, wie von einer langen Nachtwache, und könnte er seine Pfeife in jene unbekannte Regionen der andern Welt mitnehmen, so würde er gar nie daran denken.

Nach Stubb kommt der Meister Flask, ein junger Kadet von ziemlich kriegerischem Humor, der in den Abenteuern einer dreijährigen Reise um das Kap Horn nur eine Reihe von Späßen sieht und die Walfische nur als eine etwas größere Species von Wasserratten qualificirt.

Nach diesen drei Männern, durch welche die Willensmeinungen des unsichtbaren Ahab an die Mannschaft gelangen, kommen ihre drei Stellvertreter, ihre drei Knappen, wenn man so will. Queequeg ist der Sohn eines Königs, der präsumtive Erbe der Krone von Kokovoko; suchet den Ort auf einer

Digitized by Google

Karte, und wenn ihr ihn nicht findet, so beweist das noch nicht, daß er nicht existire. Queequeg am Bord des Pekod ist, was Peter der Große in Sardam war; er will das Geheimniß der Ueberlegenheit der weißen Männer erforschen und heimkehrend seinen Stamm mit dem Geschenke der Civilisation erfreuen. Er hat seinen Fetisch bei sich, dem er alle Morgen eine Portion Zwieback als Opfer verbrennt; als der beste Harpunier ist er dem Boote, welches Starbuck kommandirt, stets beigegeben. Seine zwei Genossen, Tashtego und Daggoo, haben dieselbe Funktion bei Stubb und Flask. Der Erstere ist eine Vollblut-Rothhaut, kenntlich an den vorspringenden Backenknochen, den langen schlichten Haaren, dem Feuer seiner großen schwarzen Augen und dem Atlasglanz seiner Haut, die wie die Haut einer Schlange schimmert. Der Andere wurde an der Küste in Afrika aufgegriffen, als er gerade auf dem Bauche liegend sich von der Sonne bescheinen ließ, ein schwarzer Riese, geeignet, selbst einen Walfisch durch seinen Anblick zu erschrecken.

Solcher Art ist die Mannschaft eines Walfischjägers, ein Haufen Leute, zusammengeblasen aus allen Theilen der Welt, Provencalen, Malteser, Isländer, Sicilianer, Matrosen von den Azoren und von der Insel Man, Lascaren aus Sumatra, Leute aus Tahiti. Aber den Befehl, die Intelligenz, die Willenskraft gibt der Amerikaner dazu, der von Außen nur die Muskelkraft entlehnt.

Vergessen wir jedoch nicht bei dieser Musterung der Mannschaft des Pekod fünf seltsame Personen, eher Gnomen als Matrosen, die Ahab in irgend einer finstern Ecke des Schiffsraumes verborgen hält, als seine eigenen Adjutanten und Gehilfen bei seinem großen Duell mit Moby Dick. Sie laufen auf seine Rechnung, stehen nicht auf dem Register, Niemand ahnt ihre Gegenwart. Nur nach und noch kommen sie zum Vorschein, mit mißtrauischem Blick von den Matrosen angesehen. Ihr Anführer heißt Fedallah, der Indianer, von tigergelber Hautfarbe, mit weißen Haaren, turbanförmig gewunden, mit stahlfarbenen Lippen, einer Kleidung von schwarzer Baumwolle nach chinesischem Muster zugeschnitten, und unartikulirte Laute sprechend, die zwischen seinen weißen Zähnen hervorzischen wie die Laute einer gereizten Schlange. Sieht man ihn im kritischen Augenblicke auf dem Verdecke erscheinen mit seinen finsteren Gefährten und auf einem schwanken Boote unsern Ahab dahin führen, wo die Gefahr am größten ist, — wer dächte nicht an den Nachen der Unterwelt und die Fährleute des Pluto?

Während wir so mit den ausgezeichnetsten Mitgliedern dieser mannhaften Schaar Bekanntschaft gemacht haben, sind wir nach zwei Monaten Fahrt auf dem Schauplatz angekommen, wo das erste Abenteuer stattfindet.

Woher kommt jener langgedehnte Schrei, von dem man glauben konnte, er komme aus den Wolken?

Es ist Tashtego, der, in den Bramstengen liegend, ihn aus seiner Brust geholt hat. Sein überhängender Leib, sein Arm, der gegen den Horizont ausgereckt ist, das wilde Geschrei, das er in kurzen Zwischenräumen wiederholt, lassen keinen Zweifel übrig: er signalisirt einen Walfisch, der in dem Winde des Pekod schwimmt.

Was sage ich? einen Walfisch? eine Herde Wale, die eine halbe Meile von ihren Verfolgern schwimmen.

Es sind Cachelots (Pottfische). Man erkennt sie an dem Lärm, den sie durch das Ausspritzen des Wassers verursachen, regelmäßig wie das Picken einer Uhr. —

„Die Stunde, rasch die Stunde und Minute!“ schrie Ahab, der schnell auf die Kampanie gestiegen war.

Sobald Stunde und Minute in dem Logbuche verzeichnet waren, handelte es sich darum, die Thiere einzuholen, die untergetaucht waren, aber immer fortschwammen. Die ganze Mannschaft bis auf den letzten Jungen kam in Bewegung. Die Matrosen, die zur Jagd bestimmt sind, werden an ihren Posten durch andere ersetzt, die Fangleinen, um ihre Tonnen gerollt wie Wolle um eine Spule, werden in die Boote geworfen, die in die See gesetzt werden; die Mannschaft der Boote, fertig zum Sprung, wartet nur auf den Befehl; Alles ist fertig wie zum Entern.

In diesem Augenblick erschien Ahab zum ersten Mal mit seinen fünf tigerfarbigen Dämonen, die Anstalten trafen, ohne Geräusch ein Boot, das am Steuerbord befestigt war, loszumachen. Sobald dies geschehen war, erscholl die Donnerstimme des Kapitäns: „Fertig!“ und trotz des Staunens, das die Mannschaft beim Anblick Ahabs, Fedallahs und der vier Gesellen erfaßt hatte, sprangen Alle auf die Backhölzer; die Rollen drehten sich ächzend in ihren Kloben, die drei Boote sanken in's Wasser, und wie eine Schaar Rehböcke sprangen die Matrosen, hinter einander, ohne sich um das Schwanken zu kümmern, in ihre leichten Nußschalen, die sich rasch in der Richtung des Windes entfernten. Das Boot des Kapitäns ist bald in Linie mit den andern, obwohl diese einen Vorsprung hatten, da jenes erst um das Vordertheil des Pekod hatte fahren müssen; die mageren Indianer, die es rudern, scheinen lebende Maschinen mit Federn von Stahl zu sein. Aergerlich über das Zurückbleiben, ergriff Stubb das Wort und entleerte den Strom seiner an Zuflussen so reichen Beredsamkeit: „Kinder, jetzt ist es Zeit, den Rücken zu strecken. Voran, Ihr kleinen, angenehmen Burschen — frisch d'ran mit diesen lebkuchenfarbigen Jungen — Rudert, rudert, Ihr Goldvögel — Gut — gut — das war ein Ruderschlag, tausend Pfund Sterlinge werth; noch ein solcher, und Ihr gewinnt den Preis. Sachte, sachte, es pressirt nicht — Voran, Jungen! beißt in die Ruder, Ihr Hunde! Länger, länger — steifer, steifer, Ihr miserablen Schlingel, Faulenzer, Lumpen! Schlaft Ihr — was schnarcht Ihr? Rudert, so ist's gut — Ihr Bursche von Stahl und Eisen.“

Unterdessen hatte Ahab seinen Offizieren befohlen, „das Meer zu decken,“ d. h. sich nach verschiedenen Richtungen auszubreiten. Er selbst blieb im Vordertreffen. Er gab das Zeichen zum Angriff, indem er sein Boot plötzlich an einer Stelle halten ließ, wo sein bohrender Blick errathen hatte, daß die Cachelots an die Oberfläche des Meeres kommen würden. Die drei andern Boote folgten seinem Beispiel. Im vorderen Theil eines jeden ist eine dreieckige Erhöhung, auf welcher der Harpunier steht, das Knie in eine Vertiefung gelegt, das Auge fest gerichtet auf die blauen Wellen. Auf dem hinteren Theil ist dieselbe Erhohung, von wo der kommandirende Offizier Alles beobachten kann. Kein Wort wird gesprochen, kein Ruder gerührt. Nur der kleine Flask, dem sein Wuchs nicht erlaubte, das Meer zu beherrschen, stieg auf die Schultern des Riesen Daggoo. Stubb vertrieb sich die Langweile des Wartens mit Rauchen.

Plötzlich trüben sich die blauen Fluthen, sie rauschen, sie zischen: unter ihrem weißlich grünen Schaum schwimmen unter Wasser die Cachelots. In ihrem Fahrwasser fliegen hinterdrein die vier Boote. Der Augenblick ist gekommen: Stubb verdoppelt seine Beredsamkeit; der kleine Flask spricht in den kühnsten Wendungen; Starbuck, der Ruhige, läßt sogar einige Phrasen sich entwischen. Was aber den Kapitän Ahab betrifft, so ist gewiß, daß die greulichen Flüche, die aus seinen

Digitized by Google

schäumenden Lippen hervorsprudeln, selbst einen gotteslängnerischen Haifisch in Schrecken setzen würden, wenn es unter den Thieren solchen Unglauben gäbe. Indessen hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt, — ein Stoßwind ist im Anzug. Die Wale trennen sich, die Boote verfolgen jedes eine andere Spur. Man verliert sich aus dem Gesicht. Da ertönt die Stimme Starbucks: „Aufrecht!" Jeder ahnt die nahende Gefahr. Hört man in der That nicht unter den Wogen ein Geräusch, wie wenn fünfzig Elephanten sich auf ihrer Streu wälzen würden? „Da ist er, werft!" Das ist Starbucks Stimme, welcher dem Queequeg eine weißliche Erhöhung etwas über dem Wasser zeigt. Ein zischender Laut verkündigt, daß die Harpune die Luft durchfliegt. —

Aber in demselben Augenblick hebt sich das Boot, als wäre es auf ein Riff aufgelaufen, nach vorne geworfen stoßt es noch einmal an, die Mannschaft wird in's Meer geschleudert, und der Wal, kaum gestreift, entkommt. Das Boot treibt auf den Wogen, die Matrosen schwimmen nach ihren Rudern, werfen diese zuerst hinein und schwingen sich selbst nach. Alles hat sich nach und nach in tiefes Dunkel gehüllt. Starbuck gelingt es endlich mit vieler Mühe, eine Laterne anzuzünden, und diese an einer Stenge zu befestigen. Die Stunden vergehen, die Laterne fällt herab in Stücke. — Auf einmal hört man den dumpfen Stoß von Holz an Holz, das Knarren von Tauen, eine dunkle Masse erscheint in der verschwindenden Nacht. Es ist der Pekod — einige Ellen von dem Boot, das er sicherlich in Grund bohren wird. Kaum bleibt für Starbuck und seine Genossen Zeit übrig, in's Meer zu springen. In den Fluthen hören sie das Anprallen beider Fahrzeuge, das übrige wird zertrümmert, und sie selbst werden von ihren Kameraden herausgefischt, welche sich wundern, sie noch am Leben zu treffen.

Das war der Anfang der Abenteuer des Pekod. Nach diesem ersten Zusammentreffen besucht das Schiff vergeblich vier Stationen, wo die Walfischfahrer sich aufzuhalten pflegen, die Azoren, das grüne Vorgebirge, die Mündung des La Plata, den Carrol-Ground im Süden von St. Helena. Hier zum ersten Male wird der Name Moby Dick an Bord ausgesprochen. Drei bis vier Nächte hinter einander erkannten die Wachen im Mondschein einen Walfisch, der vor dem Schiffe schnaubte.

Dann umsegelte man das Kap der guten Hoffnung, man wagte sich in die kalten Regionen des Süd-Polarkreises; in wenigen Tagen war man in Crozetts, einer andern Station für Walfischfahrer, mitten unter ausgedehnten Feldern jener schwimmenden Körner, die, der gewöhnlichen Ansicht widersprechend, den Walen zur Nahrung dienen. Diese Substanz, genannt Brit, bleibt, während das ungeheuere Thier mit offenem Maule einher schwimmt, von selbst an den haarförmigen Barten hängen, welche seinen Gaumen besetzen. Manchmal ist auf Quadratmeilen das Meer davon bedeckt und vergoldet, wie wenn Getreideschiffe geborsten wären.

Auf der Höhe von Java wurde Moby Dick wiederum signalisirt. Zitternd vor Wuth und Hoffnung ließ Ahab die Boote in's Meer setzen; aber er sollte wiederum getäuscht werden. Was man für den weißen Walfisch gehalten hatte, war ein ungeheurer Polyp, der nach allen Seiten, wie Bündel Schlangen, seinen langen, gewundenen Arm entfaltete. Er tauchte langsam unter. Starbuck erbebte bei dem Anblick dieses Thiers, das den Schiffen eine Vorbedeutung sein soll, daß sie nie den Hafen wieder sehen werden. Das ist der „Kraken" der alten Schriftsteller, und nach der Meinung der Walfischfänger die einzige Nahrung des Cachelot.

Queequeg sah in dem Polypen eine gute Vorbedeutung, daß Cachelots nicht fern seien, und er hatte Recht; denn am folgenden Tage sah man ziemlich nahe beim Schiff einen schwarzen glänzenden Rücken aus dem Wasser hervorsteigen. Wie ein holländischer Spießbürger sein Pfeifchen zum Fenster hinaus raucht, so blies ein Cachelot von gewaltiger Größe sein Wasser heraus. Diesmal gelang es der schrecklichen Harpune Tashtego's, ihn zu treffen. Rasch rollte sich die Leine vom Haspel ab, rauchend und nahe daran, sich zu entzünden bei der heftigen Reibung. Nach und nach wurde die Bewegung regelmäßiger, die Leine streckte sich, und das Boot, vom Wallfisch gezogen, raste eben so schnell wie dieser durch die schäumenden Wogen. Bald wurde der Lauf des Thieres etwas langsamer, die Ruder wurden nun ausgelegt, und Boot und Wal schwammen neben einander. Stubb, der sich den Platz Tashtego's vorn hatte abtreten lassen, schleuderte eine Lanze nach der andern auf das Thier, daß mit jedem Wurf das Blut das Wasser röthete, in dem das Thier verendete. Der Augenblick kam, wo der todesmatte Cachelot unbeweglich hielt, während sein unerbittlicher Feind nach Muße mit einem längeren und schärferen Eisen, als die bisherigen waren, nach den letzten Spuren des Lebens in seinem Innern fahndete. Auf einmal machte das Thier die letzte und höchste Anstrengung, schlug das blutig rothe Wasser wüthend mit seinem Schwanze und suchte in dem rothen Gischt zu verschwinden; aber gleich darauf sah man es, eine leblose Masse, auf dem Wasser treiben, die letzten Spuren des Lebens in den krampfhaften Zusammenziehungen seiner Luftröhre verrathend.

„Todt ist er," sagte Tashtego.

„Die Pfeife ist aus," sagte Stubb und leerte die Asche in's Wasser. —

Es war Abend; drei Boote, welche man dem ungeheuren Kadaver anspannte, zogen ihn mit Mühe bis an das Schiff. Hier wurden Ketten um den Kopf und Schwanz des Thieres gelegt und dieselben vorn und hinten am Pekod befestigt, und als die Dunkelheit einbrach, erschienen diese zwei großen Körper wie zwei Riesenochsen, gespannt an dasselbe Joch.

Jetzt hatten die Leute der Wache, die zu zwei und zwei an den Ankern Dienst hatten, einen seltsamen Anblick. Das Meer füllte sich mit gefräßigen Haien, die an die Oberfläche des Wassers sich drängten. Bewaffnet mit dem „Walfisch-Spaten," einem scharfgeschliffenen Instrument, dessen Handhabe wol 20—30 Fuß lang sein mag, schlugen die Wachen auf diese ungeladenen Gäste los, aber ohne sie dadurch wegzubringen. War der eine verwundet, so verschlangen ihn seine Kameraden noch lebend. Manchesmal kommt es vor, daß eines dieser unersättlichen, gefräßigen Ungeheuer auf das Erste Beste, was in seinen Bereich kommt, losschnappend, seine eigenen Eingeweide erfaßt, die aus den klaffenden Wunden heraushängen.

Mit Aufgang der Sonne wurden die Haie verscheucht und die große Schlächterei begann. Ein eiserner Haken, hundert Pfund schwer, faßte den Walfisch in einer Oeffnung, die von den Harpunirern angebracht worden war. Die Schiffswinde fing an zu arbeiten, unter den Anstrengungen der ganzen Mannschaft und unter Begleitung von wilden Chören wurde die Masse gehoben. Das Schiff neigte sich krachend zur Seite, man möchte fürchten, der Pekod werde auseinander fallen; aber im kritischen Augenblick zeigte ein knarrender Ton, das plötzliche Nachlassen der Winde an, daß die Haut des Wales, die man spiralförmig wie eine Orange, aufgeschnitten hatte, sich ablöse. Wie ein langes Band folgte sie dem Haken

Digitized by Google

auf das Verdeck bis auf die Höhe des Mastes, während der Walfisch auf den Fluthen sich drehte, wie ein Fadenknaul, der abgewunden wird. So geht es fort, Streifen um Streifen, bis die ganze dicke Fetthülle abgelöst ist.

Doch es bleibt noch Viel und Gefährliches zu thun übrig. Was sagt ihr z. B. zu den zwei Männern, die auf den Rücken des Walfisches steigen, in denselben zwei Harpunen befestigen, um nicht von den Wellen abgespült zu werden, um seine Kinnladen und die mit Muscheln incrustirten Barten zu bekommen, und die Zunge, welche 1500 Kilogramm (ca. 3000 Pfund) wiegt, zu deren Heraufwindung an Bord zwanzig Männer erforderlich sind. Nun kommt die Abschöpfung des Spermaceti, eines dicken Oels, das in tausend Zellen, wie Honig in den Waben, enthalten ist.

Auf den Behälter, worin diese kostbare Substanz enthalten ist, auf den Schädel, hatte sich Tashtego vermittelst eines Seils, das über eine Rolle ging und dessen Ende auf dem Verdecke festgehalten wurde, herabgelassen. Ein scharfes Beil mit kurzem Stiel diente ihm dazu, die Cisterne, aus der er schöpfen sollte, zu öffnen. Ein eisenbeschlagener Eimer wird in die Oeffnung gebracht und kommt wieder heraus, bis an den Rand angefüllt mit Etwas, was man für schäumende Milch halten könnte; der Indianer hängt den Eimer an das Seil, dessen er sich selbst bedient hat, er wird auf das Schiff gezogen und in eine Tonne geleert. Der Schädel war ausgeleert bis zu zwei Drittheilen. Tashtego, mit einer langen Stange versehen, stieß eben den Eimer bis in das Innerste dieses kolossalen Fasses, aus dem er schöpfte, und wollte ihn eben rauchend herausziehen, als sein Fuß ausglitt, und ehe er sich an dem Tau, das in seiner Nähe ausgespannt war, hatte halten können, verschwand er in dem gähnenden Abgrund.

Daggoo, der Riese Daggoo hatte Gottlob Acht auf ihn. „Ein Mann im Meer!" rief er höchst uneigentlich — sprang in die Tonne und ließ sich auf den Kopf des Wals herab, der dabei in ein höchst bedenkliches Schwanken gerieth, und traf alle Zurüstungen zur Rettung des neuen Jonas. Aber, siehe da, ein neues Unglück, noch gefährlicher als das erste; einer der eisernen Haken, von denen der ungeheuere Kopf gehalten wird, kracht und zerbricht; — der andere, der nun das ganze Gewicht zu tragen hat, läßt ein verdächtiges Geräusch hören. „Herab! herab!" rief man von allen Seiten Daggoo zu; aber er ist hartnäckig und läßt den Eimer zur Rettung seines Freundes in den Kopf hinab. Gewißlich war der Himmel solcher aufopfernden Freundschaft eine Belohnung schuldig; statt dessen schickt er neues Unheil. Der zweite Haken bricht, der Kopf fällt mit donnerähnlichem Geräusch in's Meer, und Alles verschwindet im Schaum. Daggoo hatte sich am Tau gehalten, aber der unglückliche Tashtego? — Jedermann hielt ihn für verloren. Doch die Hilfe war schon da, der edle und tapfere König von Kokovoko, der würdige Queequeg, war hinabgesprungen, einen Säbel zwischen den Zähnen, schnitt ein Loch in den Kopf und zog an den Haaren, halb erstickt im Spermaceti, unsern Indianer heraus. —

Nun sollten wir die Operationen, die auf dem Schiffe selbst in Kesseln und Oefen vor sich gehen, schildern, — doch, wer kennt das nicht? Kommen wir noch einmal auf unsern Helden Ahab und seinen Feind „Moby Dick" zurück.

Auch auf dem Meere hat man, wie auf der Landstraße, seine Begegnungen. Der „Jeroboam" begegnet den Pekod. Als die Beiden einander nahe waren, erschien eine seltsame Person am Bord des Jeroboam. Es war dieß ein junger Mann, erzogen unter den Shakers (Zitterern) von Neuskyenna, wo er für einen großen Propheten galt. Dieser hatte, ergriffen von dem Geiste, seine Glaubensgenossen verlassen und sich auf dem Jeroboam als Matrose anwerben lassen, wo er einen ziemlichen Einfluß ausübte durch seinen zuversichtlichen Fanatismus und seine närrische Frechheit. Er gab sich aus für den Erzengel Gabriel, den Befreier der Meeresinseln, den Generalvikar von Oceanien. Die einfachen Seelen des Jeroboam fürchteten ihn wie ein höheres Wesen. Der Kapitän hätte sich seiner gern entledigt, er durfte es aber nicht wagen, die ganze Mannschaft wäre ausgerissen.

Ahab rief den Kapitän an von wegen des Moby Dick; — der Jeroboam hatte ihn verfolgt und einen Offizier auf der Jagd verloren, zum großen Triumph des Erzengels Gabriel, welcher behauptete, daß unter der Haut des Moby Dick der Gott der Shakers wohne. Die Konferenz war schwierig. Der Kapitän des Jeroboam wollte nicht an Bord steigen wegen einer ansteckenden Krankheit, die er auf seinem eigenen Schiffe hatte, und bald schnitt das Branfen des Meeres, bald das Geschrei des Erzengels Gabriel das Wort des Kapitäns ab, der auf die dringenden Fragen Ahabs antworten sollte.

„Kapitän," rief endlich Ahab, „mir scheint, ich habe einen Brief an Bord an einen Eurer Offiziere. Holt ihn, Starbuck!" Man holte ihn. Er war bedeckt mit einer Schichte Schimmel, daß die Adresse kaum zu lesen war, wie wenn er aus einem feuchten Grabe käme. Endlich gelang es, es war der Name jenes Offiziers, der im letzten Kampf mit Moby Dick umgekommen war.

„Armer Teufel," rief der Kapitän des Jeroboam, „es ist von seiner Frau, von seiner Witwe, wollt' ich sagen. Gebt ihn her, diesen Brief!" —

„Nein, behalte ihn," rief der Engel Gabriel dem Ahab zu, „Du wirst desselben Weges fahren!"

Und der Pekod setzte seine Wanderschaft fort, und die Thranfässer füllten sich, die Barten häuften sich an, für den Spermaceti war kein Gefäß mehr da. Ahab dachte nicht an die Heimkehr; er mußte an den Moby Dick, koste es was es wolle. Starbuck und Stubb drangen in ihn; sein Geisteszustand aber wurde immer bedenklicher, er schmiedete sich selbst das Eisen seiner Harpune und tauchte es in das freiwillig gebotene Blut Tashtego's, Daggoo's und Queequeg's.

Moby Dick, deine Stunde ist gekommen! er hat ihn gesehen, erreicht, bekämpft. Am ersten Tage, da faßte er mit seinen mächtigen Kinnladen das Boot Ahabs und schnitt es entzwei. Ahab und seine Indianer wären beinahe in dem Strudel versunken; der Pekod rettete sie. Am folgenden Tage beginnt die Jagd aufs Neue. Die dreißig Mann des Pekod werden nach und nach von dem Wahnsinn ihres Kapitäns fortgerissen; Lanzen, Harpunen fliegen auf das Thier; es kämpft sich ab in den Stricken, die sich um seinen Leib winden. Bald schüttelt es wieder Alles von sich und entflieht. Ihm nach das Schiff mit vollen Segeln. Doch eine bange Ahnung steigt auf in dem Herzen Ahabs.

Zwischen ihm und Fedallah bestehen, wie zwischen Macbeth und den drei Schicksalsschwestern, übernatürliche Beziehungen. Der Parsi hatte ihm einen gewaltsamen Tod verkündigt, aber unter zwei Bedingungen:

1) daß er, Fedallah, vor ihm sterben,

2) daß er ihm, dem Kapitän, sodann erscheinen werde.

Nun war aber nach dem Kampf des letzten Tages Fedallah nicht mehr gesehen worden.

Digitized by Google

Der dritte Tag der Verfolgung brach an. Diesmal trafen sich die zwei Feinde, Stirn gegen Stirn — allein, denn die zwei andern Boote waren umgeschlagen.

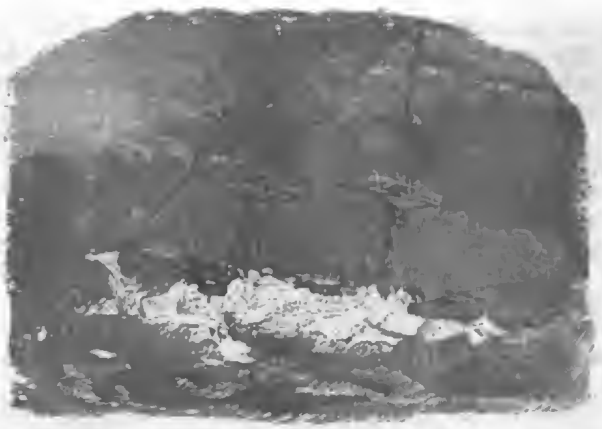
Es erscheint die Seite des Moby Dick über dem Wasser, und da sieht man in den Stricken, die seit gestern diese ungeheure Masse umwickeln, den Leichnam des Parsi in seinen schwarzen Kleidern hängen, die Augen starr gerichtet auf Ahab, zum Zeichen, daß die Prophezeiung in Erfüllung gehen werde.

Ahab schleudert seine Waffe und verfolgt, umgeben von Haien, welche in der Vorfreude eines Festes ihre Zähne an den Rudern wetzen, den verwundeten Wal. Dieser entflieht. Ahab wirft einen Blick auf den Pekod zurück, da sieht er, daß die Flagge am großen Mast gefallen ist, und er befiehlt Tashtego, eine neue aufzuhissen. Weniger als je möchte er jetzt die Flagge streichen!

Noch einmal stoßen die beiden Feinde auf einander. Die Harpune Ahabs fährt in den Körper Moby Dicks. Dieser dreht sich um und stoßt mit seinem Kopf auf die dunkle Masse des Pekod, den er vor sich sieht. Der Pekod öffnet sich, die Fluthen dringen mit dumpfem Brausen in sein Inneres. —

Der Walfisch war einen Augenblick verschwunden, — erschien aber bald wieder am andern Ende des Schiffs.

Ahab, wüthend, verzweifelnd, ist wieder hinter ihm her und wirft den letzten Speer auf ihn. Zum letzten Mal reißt Moby Dick die Harpune, deren Leine sich mit rasender Geschwindigkeit abrollt, mit sich fort. Diese Leine kommt ein wenig aus der Fuge, es bildet sich eine Schleife — Ahab bückt sich darüber hin, um sie aufzulösen — die Schleife löst sich, aber eine zweite bildet sich und wickelt sich um seinen Nacken — es ist geschehen und den unglücklichen Greis — er verschwindet: Moby Dick, der zum Sterben in die Tiefe schießt, hat ihn mit sich hinabgerissen! —



Was den Pekod betrifft, so taumelte er noch einige Minuten auf den Wellen. Bald sahen die Rudern in Ahabs Boot nur noch die Spitze des großen Mastes außerhalb der Fluth; noch flatterte die rothe Flagge daran, denn Tashtego, seiner Weisung getreu, fuhr fort, sie anzunageln. Ein Seefalke, der seit einigen Augenblicken mit dem Instinkt der Raubvögel über dem Schiffe, welches das Meer in seinen Schoß zog, schwebte, glaubte noch jene Spolie, die aus dem Wasser hervorragte, mit fort nehmen zu können; aber im Momente, wo seine Flügel an das Ende des Mastes sich lehnten, heftete ein letzter Hammerschlag Tashtego's ihn fest.

Sollte man nicht denken, der Pekod habe, ähnlich dem Satan, auf dem Weg zur Hölle noch einen Bewohner des Himmels mit sich fortziehen wollen?

Ueber dem Vogel und über dem Schiffe mit seinen armen Seelen schloß sich das Meer und wurde glatt und freundlich, nachdem es seine Opfer erhalten.

Feuilleton.

Algier.

Historisch-ethnographische Stizze. (Mit einer Lithographie.)

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.

Schiller.

Pfeilschnell, wie die Möwe vor dem Sturm, beflügelt durch Dampf und Wind zugleich, rauscht das Schiff durch die blauen Wogen des Mittelmeeres dahin. Schon entsteigt vor unsern emsig späbenden Blicken der wogenden Wasserwüste ein langes, ausgezacktes, weißlich dämmerndes Band — es ist der Uferstreif jenes merkwürdigen Erdtheils, der zwischen unbestimmten Erinnerungen aus seiner eigenen, räthselhaften Geschichte und den Wundern einer noch unbegriffenen modernen Kultur steht: es ist die nördlichste Küste Afrikas.

Der Dampfer braust heran. Am hellen Uferrand, auf Marmorstufen kokett lachend, wie aus Dragant oder Porzellan aufgeführt, liegt eine Stadt vor uns, mauerumgeben, hin und wieder überragt von schlank aufsteigenden riesigen Palmenbäumen, die hoch über dem Gewimmel der weißen Häuser ihre unbeweglichen Gipfel kühn in das Azurblau des Himmels tauchen. Schon wehen uns jene zaubervollen Düfte einer südlichen Pflanzenwelt entgegen, die den Nordländer mit dem wehmüthigen Entzücken einer unbestimmten, früher nie gekannten Sehnsucht erfüllen. Lärm und tosendes Gewirr trifft unser Ohr — wir umfuhren bereits den Hafendamm, ein riesiges Wunderwerk, von Menschenhänden aus gewaltigen Steinblöcken aufgethürmt, und befinden uns zwischen zahllosen Fahrzeugen im Hafen. Plötzlich rasselt der schwere Anker hinab und das Schiff klammert sich fest mit seinen eisernen Händen in der Tiefe des fremden Welttheils.

Vor unsern staunenden Augen liegt Algier, die phantastische, märchenhafte Stadt, und in unserem Gedächtnisse tauchen auf alte, längstvergessene Geschichten von blutdürstigen Piraten, geraubten schönen Frauen und kettenklirrenden Christensklaven; die geheimnißvolle Stadt liegt dicht vor uns wie ein zu Stein gewordenes Märchen aus „Tausend und Einer Nacht." Eine den Bewohnern des Nordens fremde Sonne leuchtet voll glänzender Majestät am tiefblauen Himmelsdom und überströmt Land und Meer mit einem wunderbaren Verklärungslichte. Erwartungsberauscht betreten wir den malerischen Quais mit seinen langen Reihen wiederkäuender Kameele und seiner bunten Bevölkerung, die uns im ersten Augenblicke wie ein Volk von Phantomen erscheint.

Wie von einem Traume befangen, aus welchem wir plötzlich zu erwachen fürchten, winden wir uns durch die engen Straßen bis zu dem einzigen großen Platze der Stadt, dem sogenannten Waffenplatz. Das Getümmel, das Hin- und Herwogen der Menschenmenge ist hier ungeheuer. Berge von Orangen, Pyramiden von Feigen und Datteln, kolossale Hügel von europäischem Obste und lange Reihen von Wildpret der verschiedensten Art sind von feilschenden Käufern umgeben, die mit furchtbarem Geschrei die Waare auf alle nur denkbare Weise tadeln und über den geforderten Preis außer sich zu gerathen scheinen. Die Bewohner des Atlasgebirges, wie die der brennenden Sandwüste, Matrosen und Juden, die flatternden Burnusse und die weißen Mäntel der Zuaven, die rothen Jacken und die bauschenden kurzen Pantalons der Spahis, dazwischen die stattlichen Uniformen französischer Offiziere, und hin und wieder der schwarze Frak eines Pariser Modehelden — zeigen ein

Digitized by Google

AUS ALGIER.

Digitized by Google

Digitized by Google

Farbengemisch, von dem sich das Auge nicht trennen kann. Alles drängt und schiebt sich durcheinander. Zierlich wie Wiesel schlüpfen Judenmädchen, die sich im Allgemeinen in Algier nicht des besten Rufes erfreuen, durch die Menge, mit so tief ausgeschnittenen Kleidern, daß sie aussehen wie „Kleinodien, die etwas zu weit aus dem Futteral gezogen wurden." Neger mit Gesichtern, so schwarz wie Pfeifer, und mit Augen voll tückischen Feuers rasen greulich musizirend auf verstimmten Instrumenten einher, alle Welt anbettelnd. Aber auch Neger-Dandys zeigen sich im Getümmel, echt englisch gekleidet und mit gesteiften, einen halben Fuß breiten Hemdekragen von tadelloser Weiße, aus welchen die schwarzen Wollköpfe mit den brennend rothen wulstigen Lippen und der plattgedrückten Stulpnase unendlich komisch in das Treiben der Welt herrorschauen. Dort üben Tänzer zur allgemeinen Belustigung ihre mitunter das feinere Gefühl verletzenden Künste, denen ein Häuflein langbärtiger Turken in bewunderungswürdiger Ruhe zusieht.

Da erreicht der Tumult, das Gelächter und Geschrei den möglichsten Kulminationspunkt — ein Jude hält sich von einem Mauren überworfen. Für Beide bilden sich Parteien, man glaubt, der Augenblick eines allgemeinen Angriffs sei gekommen und der heiße Jungenstreit werde in einen blutigen Kampf ausarten; — aber da schreitet der gestrenge Kadi (auch Kadi, Richter) dahin und nach wenigen Minuten empfangen Käufer und Verkäufer, zu ihrer sofortigen Beruhigung und zur allgemeinen Befriedigung der Zuschauer, eine Anzahl schallender Hiebe auf jenen Theil ihres Körpers, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen. — Nicht weit davon, in einem schattigen Winkel, sitzen fünf oder sechs altgläubige Türken, unbeweglich, theilnahmlos, mit gekreuzten Beinen, gleich einer Maskengesellschaft, die sich von einem Pariser Feste hieher verirrte. Ein Bataillon der französischen Garnison zieht unter klingender Musik und dröhnendem Paukenschall über den Platz; das Menschenmeer öffnet sich und schlägt hinter den schmucken Kriegern seine fluthenden Wellen wieder zusammen.

Und über allen diesen ewig wechselnden Bildern und Szenen wiegen königliche Palmen ihre stolzen Kronen und schauen Kameele drein mit ihren sanften Augen, — alle die orientalischen Märchen und Geschichten mit ihrem Farben- und Düftereichthum, die unter Palmen spielen, fliegen durch unsere Sinne und wir gedenken einer Prophezeiung, die im sechzehnten Jahrhunderte ein erleuchteter Muselmann gethan und die folgendermaßen lautet:

„O Algier! Die Franken werden das Pflaster deiner Straßen betreten, die Töchter deiner Söhne werden den Kindern Europas ihre Thüren öffnen und dein Volk wird erliegen fremder Macht und fremder Sitte, einst aber wieder erstarken, mächtig werden und seine Feinde in Ketten schlagen."

Diese Prophezeiung, so heißt es, ist niedergeschrieben und wird als eine Art von Heiligthum an einem den Uneingeweihten unbekannten Orte aufbewahrt.

Der erste Theil dieser Sage ist in Erfüllung gegangen. Der einst so sehr gefürchtete Raubstaat, der Schrecken des Meeres, ist der siegreichen Macht des Christenthums, der Civilisation und Humanität erlegen, und die herrliche, meerumwogte Stadt Algier mit dem kolossalen Hafendamme, den Tausende von unglücklichen Christensklaven bauten und mit ihrem Schweiße und Blute benetzten, ist nun der Sitz der französischen Regierung, unter deren energischem und doch mildem Scepter diese Kolonie zur schönsten Blüte sich entfaltet.

Wenn wir die Geschichte Nord-Afrikas durchblättern, so scheint es fast, als ob auf diesem gesegneten Lande mit seinen paradiesischen Wildnissen, wo die Palme, das Symbol des Friedens, ihre stolze Krone erhebt, wo der Oelzweig, der Bote des Friedens, grünt und wo die ganze Natur tiefe, glühende Liebe athmet, — als ob seit den Tagen der durch die Gründung Karthagos und ihre unglückliche Liebe zu Aeneas berühmten Königin Dido auf diesem unglücklichen Lande das Vermächtniß eines schweren Fluches gelastet hätte.

Die reiche und mächtige Handelsstadt Karthago, die einstige Königin der Meere und die Mutter der Helden Hamilcar, Hannibal, wurde von den Römern in einen Schutthaufen verwandelt; Vandalen zerschlugen mit roher Eisenfaust die Herrschaft und die Prachtmonumente der Römer; Sarazenen zerstörten die aus römischen Trümmern erbauten christlichen Tempel und pflanzten den Halbmond auf; — und so war Nord-Afrika Jahrhunderte hindurch ein Tummelplatz wilder Barbarenhorden aller Farben und Racen; Kampf, Brand, Verwüstung und Mord wüthete in jenen herrlichen Gefilden, die so ganz zum Frieden, zur Liebe geschaffen scheinen, — bis endlich Frankreich, das seit mehr denn zwanzig Jahren an tausend Millionen Francs und das Blut von mehr als sechzig Tausend seiner Söhne geopfert, unter ungeheuren Anstrengungen den Samen der Humanität kräftig ausstreute, der eine reiche Ernte verspricht.

Im römischen Alterthume lag an der Stelle, wo jetzt Algier gebaut ist, eine kleine Stadt, Namens Icosium. Als das Christenthum Afrika erobert hatte, gehörte der Ort zum Bisthum Rusgunia, dessen Trümmer heutzutage Tamedfous oder Matifou heißen, einem der vier hundert Bisthümer, welche durch ihre Hirten auf dem Konzilium zu Karthago repräsentirt wurden.

Im fünften Jahrhunderte wurde diese Provinz (Mauritanien) von den Vandalen verheert, darauf strich von dem römischen Feldherrn Belisar, dessen tragisches Los allgemein bekannt ist, wieder verheert. Erschöpft durch diese langwierigen Kriege, wurde Mauritanien zwei Jahrhunderte später eine leichte Beute des Mohamedanismus, der Omniadischen Kalifen; noch später erklärten sich die Araber, die sich hier niedergelassen hatten, für unabhängig, und mehrere Heerführergeschlechter, aus dem Bürgerkriege hervorgegangen, und im Bürgerkriege wieder gestürzt, regierten und theilten das Land. Algier wurde die Hauptstadt eines dieser kleinen Königreiche.

Im Jahre 1509 eroberte Kardinal Ximenes Oran und legte daselbst Befestigungen an. Dem Sultan von Algier lag natürlich viel daran, die Spanier, welche ihm gefährliche Nachbarn waren, wieder zu vertreiben, und da er selbst keine Marine hatte, wandte er sich an die zwei Korsarenhäupter, die Brüder Oudjy und Kheir-Eddin (mit dem Zunamen Barbarossa), welche mehrere Galeeren besaßen und deren Räubereien sie den Christen sehr furchtbar machten.

Ein solcher Antrag kam den Seeräubern sehr erwünscht und sie waren höchlich erfreut über das Anerbieten des Sultans. Bald nahten sie mit drei tausend Mann Korsaren, welche in Algier mit enthusiastischem Jubel aufgenommen wurden. Kaum jedoch sah Oudjy die Stadt und den Sultan von Algier in seine Hand gegeben, so bemächtigte er sich des Throns, nachdem er den Sultan, seinen Bundesgenossen, eigenhändig erdrosselt hatte.

Der Erbe des Throns nach Oudjy, welcher eines gewaltsamen Todes starb, war dessen Bruder Kheir-Eddin, der sich den Schutz des türkischen Sultans Selim dadurch erkaufte, daß er seinen Königstitel gegen den Titel eines der Pforte tributpflichtigen Paschas vertauschte. Die Mannschaft, das Geld und das Geschütz, das er aus Konstantinopel erhielt, befestigten ihn nicht allein im Besitze des Reiches seines Bruders, sondern erlaubten ihm auch, dasselbe bis nach Tripolis und Tunis auszudehnen. Die Spanier, von seinen Galeeren hitzig angegriffen, mußten kapituliren und ihre Besitzungen verlassen. Kheir-Eddin war der eigentliche Gründer von Algiers Seemacht.

Die nachfolgenden Paschas, die fast alle italienische Renegaten waren, erweiterten die Herrschaft der Piraten. Im Jahre 1600 gab die türkische Miliz der oberherrlichen Gewalt des Sultans zu Konstantinopel, ein Gegengewicht und legte dem Despotismus der Paschas einen Zaum an, und zwar dadurch, daß sie einen Dey wählte. Nun gerieth die Macht der Paschas immer mehr und mehr in Verfall, bis zum Jahre 1700, wo der Dey Baba-Aly den letzten Pascha verjagte. Nun kümmerten sich die Freibeuter in ihrem Uebermuthe um keine europäische Macht mehr, ja sie landeten zu verschiedenen Malen feindlich selbst auf des türkischen Großherrn eigenem Gebiete.

Im Jahrhunderte zuvor, im sechzehnten nämlich, hatten die Seeräuberstaaten Karl V. mit Erfolg Widerstand geleistet, die fünf Tausend Spanier niedergemacht, in der Seeschlacht von Levanto die große Fahne des h. Johann von Jerusalem erbeutet und in Einem Jahr zehn Tausend Christensklaven auf dem Markte zu Algier verkauft. Ihre wiederholten Räubereien forderten endlich das civilisirte Europa zu ernstlichen Repressalien auf; doch der Todeskampf des afrikanischen Ungeheuers dauerte bei seiner kräftigen Konstitution zwei volle Jahrhunderte. Betäubt von den Angriffen des Venetianers Capello, des Engländers Edward Spragg und den Bombardements Duquenes und des Marschalls d'Estrées, raffte es sich auf, um sich gegen Oreilly's und Castegon's schlecht geführte Streiche und die übel berechneten Angriffe von 1783 und 1784 zu vertheidigen, verfiel über Lord Exmouth's Bomben in Zuckungen und starb endlich unter den französischen Bajonneten.

Am 16. Juni 1848 erklärte Frankreich Algerien als seine unzertrennliche Besitzung.

Digitized by Google

Und wie sich Moralität und Civilisation der Einwohner hob, so hat sich auch die Kultur und Ertragsfähigkeit des Bodens durch französische Institutionen und Einwirkungen gehoben. Raubsucht, und Meuchelmord, als strafende Privatrache früher von den entmenschten Gemüthern gewissermaßen als Tugenden angesehen, sind jetzt gebändigt und bis auf seltene Ausnahmen, fast gänzlich beseitigt. Während der Herrschaft Frankreichs sind in Algerien bis jetzt an hundertvierzig neue Ortschaften entstanden und die unter türkischer Regierung gänzlich vernachlässigte Kultur des größtentheils höchst fruchtbaren Bodens blühte so rasch empor, daß schon in den letzten Jahren seine Produkte den Bedürfnissen der Einwohner nicht nur völlig genügen, sondern daß sogar bedeutende Getreide-Ausfuhren stattfinden konnten. Alle Waldungen des französischen Nord-Afrikas, früher ihrer gänzlichen Ausrottung nahe, grünen und blühen unter kräftigem Schutze und sorgfältiger Pflege. Unter türkischer Botmäßigkeit würde die gemeinschaftliche Arbeit der Frauen mit fremden Männern als ein todeswürdiges Verbrechen an den Frauen bestraft worden sein; jetzt aber finden selbst die altgläubigsten Muselmänner kein Aergerniß mehr auch in dieser Art der Industrie, und Tausende von Händen werden in Tuch- und Leinenfabriken beschäftigt.

Die französische Besitzung Algerien, in die drei Bezirke oder Provinzen Algier, Oran und Constantine getheilt, aber eigentlich gegen das übrige Afrika noch nicht bestimmt abgegränzt, hatte nach der letzten Zählung, die jedoch bei den großen damit verbundenen Schwierigkeiten nur als annähernde Bestimmung angesehen werden kann, eine Gesammtbevölkerung der Eingebornen von 3,000,000 Seelen. Außer dieser belief sich die Zahl der dort vorhandenen Europäer auf 127,362, unter denen sich namentlich 73,573 Franzosen, 33,363 Spanier und 4208 Deutsche befanden. Wir brauchen wol nicht erst zu erwähnen, daß sich seit diesen sechs Jahren die von Europa übergesiedelte Bevölkerung um ein sehr Beträchtliches vermehrt habe; wir setzen es als selbstverständlich voraus.

Und wo findet sich ein verhältnißmäßig so kleiner Erdenfleck, der gleich Algerien dem menschlichen Fleiße so unerschöpfliche Quellen materiellen Reichthums öffnet, dem beschauenden Geiste im geringen Raume so viele Naturschönheiten und zugleich unerhörte geologische Kontraste darbietet? Der waldumkränzte, hoch oben mit ewigem Schnee bedeckte Atlas, von dem die Mythe der Alten erzählt, daß er das Himmelsgewölbe stütze; die romantischen, Völker aller Nationen bergende Städte; die von Schiffen belebte, in Palmengrün und im Gold der Orange leuchtende Küste; die pfadlose Wüste mit ihren gespenstischen Dunstgebilden, ihrem Leben ertödtenden Samum, ihren donnerbrüllenden Löwen, ihren die Luft durchrudernden Straußen und ziehenden Karavanen — zeigt das Erdenrund irgendwo herbere Gegensätze? Und jedes einzelne dieser Bilder, wollten wir es ausmalen, hat seinen eigenen poesievollen Zauber und zugleich seine furchtbare Schattenseite.

Blicken wir auf die Wüste: Die der gräßlichen Hitze erliegende Karawane schmachtet nach einer kühlenden Bewegung der glühenden Luft, nach rettendem Schatten. Der Dämon der Einöde vernahm die Bitte. Geflügelt durch den Sturmwind, fortgeschleudert durch den Blitz, beginnt er sogleich den furchtbaren Lauf, die ganze Natur mit seinem Todesodem erstickend. Der wetterleuchtende Schimmer, welcher ihn zugleich begleitet, zieht wie der Widerschein eines ungeheuren Brandes, dessen Rauch den unermeßlichen Raum beschattet, hellrothe Streifen an dem Horizonte, welche die Umwälzung der Wüste sichtbar und noch schrecklicher machen. Die verstörten Blicke der Menschen, das Gebrüll und Geschrei der Thiere steigen umsonst zum Himmel empor; sie fallen nieder, zu Boden geschleudert von dem rasenden Sturme des Sandes, gegen welchen die Kraft, der Muth und die Kenntnisse des Menschen nichts vermögen. Die Feuerzunge des bösen Geistes trinkt die letzten flüssigen Tropfen aus den Schleuchen — und Alles ist vorbei. Ein glücklicherer Wanderer blickt später auf einen grausigen Gegenstand, der ihm im Wege liegt — es ist, entsetzlicher Anblick! ein faulender Leichnam. Sein Haupt ist rückwärts gewendet und sein Mund steht weit offen, — er verlangte nach Luft, der Wind pfeift lachend durch seine Lippen; — er wollte Schatten, — der Sand wölbt sich über ihm zusammen; — seine dürren lechzenden Lippen flehten um Wasser, — der Tod verstopfte sie höhnend mit glühendem Sande! Wie unendlich viele der seltsamsten Gegensätze in den furchtbaren und anmuthigen Naturerscheinungen Nord-Afrikas ließen sich auffinden. Algier ist für Frankreich zugleich der Boden, wo es seine trefflichsten Soldaten heranbildet und wo mit den wilden Bewohnern des Atlas und den flüchtigen Beduinen der Wüste jene Kerntruppen siegreich gefochten haben, die jetzt vor Sebastopol, dem gewaltigen russischen Bollwerk in der Krim, ohne wichtige Erfolge ihr Blut verspritzen. Die Bilder-Beilage stellt eine Scene aus den Kämpfen der Franzosen mit den Arabern Nordafrikas dar.

W. H. L.

*) Aus dem „Illustrirten Kalender" für das Jahr 1856 als Probe.

Poetisches-Album.

Die Sternschnuppe.*)

Wißt Ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern hernieder gleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf Alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt,

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh',

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern hernieder gleitet
Und schnell zur Erde fällt.

An mein Vaterland.

Lied eines Böhmen.

1.

Flöß' mehr und heiß in meinen Adern
Der Vorzeit edles Heldenblut,
Müßt' ich um Recht und Wahrheit hadern,
Bekämpfen Trug und Uebermuth;
Ich würde Tod um Sieg nicht scheuen,
Das Schwert, das schwerste, in der Hand,
Doch Dir, nur Dir würd' ich es weihen,
O mein geliebtes Vaterland!

Digitized by Google

2.

Wär' ich erlaucht und hochgeboren,
Besäß' ich Herrlichkeit und Pracht,
Hätt' mich das Schicksal auserkoren
Zum Wurdeträger seiner Macht;
Ich achtete mir nicht als Segen
All' diesen eitlen Erdentand;
Es wäre denn um Deinetwegen,
O mein geliebtes Vaterland!

3.

Ragt ich empor durch jene Gaben,
Die wahre Weisheit nur verleiht;
Ständ' ich, durch Wissenschaft erhaben,
Im Lichte, über meine Zeit;
Nicht glänzen wollt' ich auf den Bühnen
Des Ruhm's durch Kunst und durch Verstand;
Dir, Dir allein nur würd' ich dienen,
O mein geliebtes Vaterland!

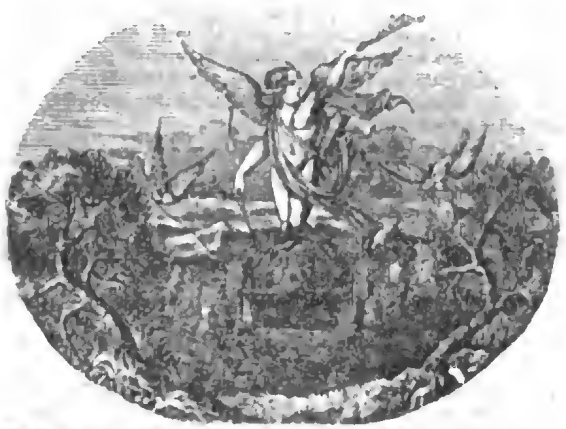
4.

Könnt' ich, ein zweiter Mäonide,
Mich an die Heldensänger reih'n,
Unsterblichkeit in meinem Liede,
Und durch mein Saitenspiel verleih'n:
Die Leier würde hoch erklingen,
Doch weder Schlacht noch Sturm und Brand,
Zu Deinem Ruhme würd' ich singen,
O mein geliebtes Vaterland!

5.

Die Göttin menschlichen Geschickes
Gab weder Ahnen mir noch Rang;
Nicht Güter reichen Erdenglückes,
Nicht hohe Weisheit noch Gesang;
Doch, was sie liebreich mir gegeben,
Geweihet sei's als Unterpfand,
Zu Dank und Ehre Dir zu leben,
O mein geliebtes Vaterland!

Des Weibes Herz.



Einst prahlte sich die Rose, daß sie der Brautkuß sei,
Den auf die keuschen Lippen der Erde drückt der Mai;
Ihr süßer Duft verhebe, wenn man die Beiden traut,
Als leisgesproch'nes Jawort der ewig jungen Braut.

Da sprach zu ihr hochmüthig des Waldes Nachtigall:
„Als einst der Mensch aus Eden floh nach dem Sündenfall,
Und sich zu Tod sein Schutzgeist geweint aus Leid und Gram,
War ich's, die seine Stimme als Erbtheil überkam."

Drauf rühmte sich die Perle: „Laßt Kinder euern Zwist,
Ich bin's, die mehr noch kostbar als Klang und Düfte ist;
Denn als den ersten Säugling der Mutter Arm umschloß,
War ich's, was sie als Thräne der Seligkeit vergoß."

Der Demant meinte trocken: „Als Gott vor grauer Zeit
Den schönen Himmel baute für alle Ewigkeit,
Da fielen in das Chaos der Späne viel bei Nacht,
Nun gräbt man sie als Demant aus weltverborg'nem Schacht."

Ich aber hörte lächelnd den blöden Zänkern zu
Und jauchzte: Stolze Blume, wie bettelarm bist Du!
Ein schönes Weib ist reicher, zwei Rosen trägt sein Mund,
Und gibt uns seine Stimme der Liebe Jawort kund:

Dann schweigt bei diesem süßen, fast märchenhaften Schall
Beschämt und stirbt aus Aerger zuletzt die Nachtigall.
Mit Perlenschrift geschrieben steht dann in einem Blick
Die ganze Weltgeschichte vom rosigsten Geschick.

Ein treues Weib gilt mehr auch als jeder Demantring,
Selbst wenn er in der Krone der Gottheit weiland hing;
Was hilft es ihm, vom Himmel ein Stück, ein Span zu sein,
Das Herz des Weibes schließt ja einen ganzen Himmel ein.

Aus dem Kriegsleben in der Krim.

Der Tod des Generals Lourmel.

Am 5. November 1854 wurde der General Lourmel an der Spitze seiner Brigade bei dem Angriffe auf die russischen Werke durch einen Musketenschuß in die Lunge verwundet. Obgleich auf den Tod getroffen, erhielt er sich fest und standhaft im Sattel; aber er verhehlte sich die Gefährlichkeit seiner Wunde so wenig, daß er dem etwas weit rückwärts stehenden Obristen Niol sagen ließ, er übertrüge ihm das Kommando der Brigade.

Kurze Zeit darauf brachte ihm ein Adjutant des Generals Forny d'Auvergne, den Befehl, die Verfolgung der Russen aufzugeben und sich auf die Brigade Aurelle zurückzuziehen.

„Ich bin verwundet!" sagte der General Lourmel halblaut zu dem Adjutanten.

„Schwer, General?"

Dieser nickte, ohne zu antworten, mit dem Kopfe.

„Glauben Sie, daß Sie das Kommando behalten können?"

„Nein, ich ließ es bereits dem Obrist Niol übergeben; bringen Sie daher diesem Ihre Befehle."

Der Adjutant wollte eben davon sprengen, als er sah, daß der General erblaßte und sich mit einer Hand auf den Hals seines Pferdes stützte. „Sie leiden, General," sagte er, „soll ich Ihnen vom Pferde helfen?"

„Nein, nein," entgegnete der General kurz; „so lange ich es vermag, bleibe ich im Sattel."

Der Adjutant sprengte im Galopp davon, dem Obrist Niol den Befehl zum Rückzuge zu bringen, und einige Augenblicke darauf sah sich der tapfere General gezwungen, vom Pferde zu steigen, wobei sein Adjutant ihm Beistand leistete. Er vermochte kaum zu gehen, und da keine Tragbahre zu haben war, fiel es sehr schwer, ihn in der Mitte des begonnenen Rückzuges fortzuschaffen.

Ohne daß eine Klage über seine Lippen kam, verriethen seine Züge nur zu deutlich den Schmerz, als einer der Ersten das Schlachtfeld verlassen zu müssen; er bestand deshalb auch darauf, sein Pferd wieder zu besteigen, aber kaum war er im Sattel, als er sich gezwungen sah, abermals abzusteigen. Aller fünf bis sechs Schritt blieb er stehen und wendete sich gegen den Feind um, als wollte er bis zum letzten Augenblicke dem Hagel der Kartätschen, die ihn umschwirrten, Trotz bieten.

Sobald man einer Tragbahre habhaft werden konnte, trug man ihn nach seinem Hause, welches nahe bei dem des Generals Forny lag. Während des ganzen Weges dahin hielt er sich sitzend aufrecht, bald auf den einen, bald auf den andern Arm gestützt.

Drei Tage lang kämpfte er mit dem Tode; am dritten starb er, bei vollem Bewußtsein und nachdem er von Allen, die um ihn standen, Abschied genommen hatte.

Des Jägers Geliebte.

„Gut, mein Sohn," sagte eines Tages der Tranchéen-Kommandant zu einem Vincenner Jäger, dessen Gewehr er besah. „Das ist eine schöne Waffe und vortrefflich in Stand gehalten."

„Es ist meine Geliebte, mein General," entgegnete lachend der Jäger; „ich pflege sie daher auf das Beste und liebkose sie alle Tage."

Digitized by Google

„Du mußt auf der letzten Wache viel ausgestanden haben; es war sehr kalt."

„So viel, wie die Andern, mein General; aber ich weiß jetzt nichts mehr davon."

Eine Aeußerung des General Canrobert.

„Nicht wahr, man ist in Paris sehr ungeduldig?" fragte mich eines Tages der General Canrobert, der damals noch den Oberbefehl führte.

„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Herr General," entgegnete ich ihm.

„Man ist sehr eilig in der Aburtheilung der wichtigsten Ereignisse, und das ist sehr leicht, wenn man weiter nichts zu thun hat. — Hören Sie," fügte ee hinzu, indem er plötzlich den Ton veränderte, „als Sie in besonderem Auftrage, und bei mir accreditirt nach der Krim kamen, sagte ich zu mir selbst: das ist ein Mensch, welcher zu jenen Schriftstellern gehört, deren Federn recht bequem über das Papier hin galoppiren, die Alles oberflächlich berühren, nichts ergründen, und die Sache nach Schmetterlingsart beurtheilen; er befindet sich im Mittelpunkte der Ereignisse; er wohnt bei dem Tranchcen-Major; er ist also täglich in den ersten Rang-Logen, mitten unter den ungeheuren Arbeiten, die wir vollbringen, den riesigen Hindernissen, die wir besiegen müssen. Ee kann also durch sich selbst urtheilen, wie viel Entschlossenheit und tapferen Muth die Armee, die ich kommandire, bedurfte, um den schweren Leiden, den grausamen Prüfungen die Stirn zu bieten, die sich täglich erneuern. Sie sind damit beauftragt, die Entwicklungen dieses kriegerischen Dramas zu beschreiben; — nun was halten Sie davon?"

„Ich meine, General, daß man in Paris nichts odee doch nur sehr wenig davon weiß, was wirklich ist. Ich habe dies auch bereits geschrieben."

„Man muß und kann nicht Alles wissen. Die öffentliche Meinung ist sehr schwatzhaft, und der Krieg wird nicht auf dem Papier und zur Unterhaltung dee Neuigkeitskrämee und Börsenspieler geführt. Es ist sehr leicht zu sagen: Man hätte dies — man hätte das thun können. — Ja vielleicht; aber fragen Sie jene Herren, was sie gethan haben würden, wenn es nicht gelungen wäee? — Man muß Alles voraus sehen, wenn man die Ehre hat, so unerschrockene Soldaten zu kommandiren, und für so ernste Interessen verantwortlich ist. Das Leben eines dieser Menschen ist Schätze werth, wenn man sie kennt, wie ich. — Und dann — und dann bin ich auch nicht allein."

Der General wurde sichtlich ereifert und ich hörte ihm mit der lebhaftesten Theilnahme zu.

„Ja ich wollte," fuhr er fort, indem er sich zu mir neigte, „man schickte alle Größen, auf die Frankreich stolz ist, her, und ich bin glücklich, sehr glücklich über die Ankunft des General Niel, eines außerordentlich befähigten, eines ausgezeichneten Mannes. — Glauben Sie mir, wenn man nur für drei Sous Ehre im Leibe hat, verschwinden die Individualitäten, welcher Art sie auch sein mögen, gänzlich von Fragen solcher Art; die eitle Eigenliebe erlischt; man denkt nur noch an das Wohl Aller, an den Ruhm, das Heil des Vaterlandes; das ist es, was ich sehe, was ich begreife, wonach ich strebe. — Glauben Sie mir, wenn jene Schildwache dort mir sagte: „Mein General, ich bin gewiß, die Stadt binnen einer Stunde nehmen zu können," so würde ich antworten: „Geh, mein Junge; nimm meinen Hut, gib mir Dein Gewehr, und ich werde statt Deiner die Wache beziehen;" — und dann würde ich laut ausrufen, daß er es war, der die Stadt nahm."

Man unterbrach uns, der General verließ mich, indem er sagte: „Es ist besser, zu warten und des Erfolges gewiß zu sein; den kann uns nichts rauben."

Auf der Bastion.

Nichts kann so furchtbar großartig sein, als das Bild, welches eine Bastion während einer heftigen Beschießung gewährt; die Bastion gleicht dann dem Krater eines Vulkans. An den Geschützen arbeitet rastlos die Bedienungsmannschaft; Schützen stehen auf den Bankets; Offiziere gehen auf der Batterie auf und ab und dirigiren das Feuer. Vollkugeln, Granaten, Bomben, Flintenkugeln fliegen, pfeifen, zischen, schlagen ein, platzen, rirochetiren nach allen Richtungen; Niemand achtet auf sie, als der Signalist, welcher, mit dem Fernrohr in der Hand, den feindlichen Batterien folgt. Er kennt sie von Grund aus, er weiß jede Schießscharte, er weiß, ob ein Geschütz gut oder schlecht trifft, rasch oder langsam feuert, wenn diese oder jene Batterie zu feuern anfängt. Vierzehn Stunden des Tages hintereinander hört das Feuer nicht auf, der Signalist beobachtet die ganze Zeit aufmerksam und es sieht aus wie wenn der Feind auf sein Kommando schösse: „Paßt auf! die mit sechs Geschützen ... eins, zwei, drei ... sechs, halt! die mit drei Mörsern! eine Bombe! die rechte Flanke nehme sich in Acht! eine Bombe — für die Armee!" (d. h. sie bedroht die aus Infanterie bestehende Deckung der Batterie) „Eine Bombe ist seinken gegangen!" (d. h. sie fällt in die Bucht) „Eine Bombe für uns, sie ist bitterböse" — und eine Bombe platzt in der Batteeie selber.

Einige Mann sind todt, einigen hat sie Arme und Beine abgerissen, aber man hört kein Stöhnen, keine Klagen. Die Träger erscheinen sogleich und bringen die Verwundeten nach dem Verbandplatz. Der Signalist hat nicht einmal den Kopf umgedreht, er ist nur auf den Feind aufmerksam. Die Kanonade brüllt; die zweite Reihe beginnt. Das Geschütz brennt los und eine Granate schlägt in die Brustwehr ein, platzt und nimmt ein Stück Erde mit. „Eine Bombe für uns!" — und mit furchtbarem Lärm schlägt eine Bombe in die Blendung und platzt, ohne jedoch die Decke durchzuschlagen. „Leute nach oben!" tönt die laute Stimme des Commandeurs der Batteeie. „Ja wohl!" — und in einem Augenblick ist der gewaltige Trichter mit Erde und Steinen verschüttet. Fiele zu gleicher Zeit eine andere Bombe dahin, so wäee die Decke vielleicht durchgeschlagen und ein Dutzend Menschen darunter zerschmettert worden. Auch dies kommt voe. Am schrecklichsten ist es aber, wenn ein ganzes Bouquet von Bomben zugleich auf einen Pulverkeller fällt und ihn in die Luft sprengt. Auch die Nacht gewährt keine Ruhe und zahlreich fallen noch Bomben in die Bastion; diese beschädigt eine Schießscharte, diese zerschmettert eine Lafette, jene verwundet Leute. Die Mateosen schleppen Reservegeschütz zum Ersatz der demontirten, tragen Kugeln, Cartouchen herbei und bessern die Merlons und Traversen aus, bis der Tag wieder anbricht.

Miszellen.

Deutschlands Fürsten-Söhne im fremden Militär-Dienst.

Bei weitem die größere Mehrzahl aller Fürsten-Söhne Deutschlands sind dem Kriegerstande gewidmet. Die Gründe dafür liegen in mehrfache Beziehung so nahe, daß es keiner Eeörterung deeselben bedarf. Wir wollen uns daher hier nur auf einige statistische Angaben beschränken, die gerade in dem jetzigen Augenblicke nicht ohne Interesse sein dürften.

Von den souveränen Fürstengeschlechtern Deutschlands (die Aufzählung der mediatisirten würde uns zu weit führen) stehen in anderem Dienste als dem ihres Vaterlandes, vierundsechzig Prinzen, alle Offizier-Chargen, vom Feldmarschall bis zum Seeondo-Lieutenant vertretend. Davon stehen in dem Dienst ausländischer Mächte acht, und zwar:

In russischem Dienst 3.

Prinz Peter von Oldenburg, als General der Infanterie.
Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, als Gen. Lieut.
Herzog Eugen von Würtemberg, als Gen. der Infanterie.
Herzog Aleeander von Würtemberg, als General-Major; und Herzog Ernst von Würtemberg, ebenfalls als Gen.-Major.

In dänischem Dienst 1.

Prinz Friedrich von Hessen-Cassel, als General-Lieutenant.

In niederländischem Dienst 1.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, als Gen. d. Inf.

In großbritannischem Dienst 1.

Peinz Eduard von Sachsen-Weimar als Major.

Von den übrigen 56 Prinzen stehen in auswärtigem deutschem Dienst.

Auf das Königreich Sachsen 1.

Prinz August von Sachsen-Koburg-Gotha, als Gen.-Maj.

Auf das Königreich Würtemberg 1.

Peinz Hermann von Sachsen-Weimar als Obrist.

Auf das Königreich Hannover 2.

Die Prinzen Aleeander und Friedrich von Lippe, Ersterer als Seeondo-Lieutenant, Letzterer als Obrist.

Die sämmtlichen noch bleibenden 52 Prinzen stehen in österreichischem und in preußischem Dienst, und zwar:

In österreichischem Dienst 21.

1. Prinz Karl von Baden; Rittmeister.
2. Prinz Aleeander von Hessen-Darmstadt; Gen.-Major.
3. Prinz Emil von Hessen-Darmstadt; Feldzeugmeister.

Digitized by Google

4. Prinz Wilhelm von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg; General-Major.
5. Prinz Gustav von Holstein-Gottorp (Prinz Wasa); FML.
6, 7, 8. Die Prinzen von Lichtenstein: Franz, Friedrich und Eduard; Feldmarschall-Lieutenants.
9. Karl; General der Kavallerie.
10, 11. Karl und August; Majors.
12. Karl; Rittmeister.
13. Fürst Heinrich LXIV. von Reuß-Schleiz; Gen. d. Kav.
14. Prinz Gustav von Sachsen-Weimar; Major.
15. Prinz Leopold von Sachsen-Koburg-Gotha; Obrist-Lieutenant.
16. Prinz Adolf von Schwarzburg-Rudolstadt; FML.
17. Herzog Alexander von Würtemberg, Gen. d. Kav.
18. Herzog Wilhelm von Würtemberg; Major.
19. Herzog Nikolaus von Würtemberg; Linienschiffs-Fähn.
20. Prinz von Hessen-Philippsthal; Major.
21. Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg; Gen. d. K.

Die in preußischem Dienst stehenden 31 sind:

1. Erbprinz Friedrich von Anhalt-Dessau; Major.
2. Prinz Wilhelm von Baden; Hauptmann.
3. Landgraf Alexis von Hessen-Darmstadt; Major.
4. Prinz Wilhelm von Hessen-Bantfeld; Lieutenant 1. Klasse in der Marine.
5. Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; Premier-Lieutenant.
6. Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; Secondo-Lieutenant.
7. Prinz Woldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg; Obrist.
8. Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg; Premier-Lieutenant.
9. Prinz Johann von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg; Premier-Lieutenant.
10. Prinz Woldemar von Lippe; Rittmeister.
11. Prinz Emil von Lippe; Secondo-Lieutenant.
12. Erbprinz Adolf von Schaumburg-Lippe; Obrist-Lieut.
13. Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin; Major.
14. Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz; General-Lieutenant.
15. Fürst Friedrich von Hohenzollern-Hechingen; Gen.-L.
16. Fürst Karl Anton Hohenzollern-Sigmaringen; Gen.-L.
17. Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen; Lieut.
18. Fürst Heinrich LXVII. von Reuß-Schleiz; Gen.-Lieut.
19, 20, 21, 22. Die Prinzen Heinrich XIV., VII., XII., IX., von Reuß-Schleiz; Secondo-Lieutenants.
23. Erbprinz Georg von Sachsen-Meiningen; Obrist-Lieut.
24. Herzog Moritz von Altenburg; Lieutenant.
25. Herzog Josef zu Sachsen-Altenburg; General-Lieut.
26. Erbprinz Günther von Schwarzburg-Sondershausen; Rittmeister.
27. Prinz Leopold von Schwarzburg-Sondershausen; Secondo-Lieutenant.
28. Prinz Albert von Schwarzburg-Rudolstadt; Gen. Maj.
29. Prinz Wolrad von Waldeck; Secondo-Lieutenant.
30. Prinz August von Wuetemberg; General-Lieutenant.
31. Herzog Eugen von Würtemberg; Obrist-Lieutenant.

Bunte s.

Der Schuß.

Beestört kommt der Förstee nach Hause gerannt.
Ee hat den Prozeß schon gewonnen geglaubt,
Und nun ihn verloren! Dee Habe beraubt,
Reißt ingrimmig ee das Gewehr von dee Wand,
Verflucht seinen Gegner, sein Haus und sein Kind,
Schmäht keck die Justiz als taub und als blind,
Und wünscht das Volk der Herren Advokaten
Mit Haut und mit Haar in der Höll' schon gebeaten.
Die Gattin, die sonst sein heiß kochendes Blut
Mit Worten der Sanftmuth zu kühlen verstand,
Heut hört ee sie nicht; ja er schleudert voll Wuth
Zurück an die Wand sie mit kräftiger Hand.
Das Kind selbst, das weinende, schlägt er zu Boden,
Als wollt' er es senden hinab zu den Todten;
Und Caro den Liebling scheucht Fußtritt und Wort
Des rasenden Herrn aus der Wohnstube fort.
So rennt er, der Arme, bald hin und bald her,
Schlägt bald voe die Stirn sich in wüthendem Grimme,
Stößt bald auf den Boden das blanke Gewehr,
Sich selber verfluchend mit donnernder Stimme.
Indem er so tobet, so wüthet und schäumt,
Dem Herzen ein grauses Gedanke entkeimt.
Er hemmt in der Mitte
Des Zimmers die Schritte,
Blickt starr vor sich hin,
Und wirr ist sein Sinn.
„Wohlan!" ruft er endlich mit bebendem Mund,
„Wohlan denn! in einem einzigen Nu
Sind ja meine Qualen beendet!" und —
Nach diesem Wort
Stürzt rasch er fort
Und krachend wirft er die Thue hinter sich zu,
Das klirrend die Scheiben zersplittern
Und aufhört die Lerche zu singen.
Von Weitem folgt schüchtern sein treues Thier,
Freund Caro, ihm nach in das nahe Revier.
Der Förster, vom Sange der Vögel umschallt,
Eilt flüchtigen Schritt's in den grünen Wald.
In einem Gebüsche da weilt nun sein Fuß,
Zur That soll hier werden der finst're Entschluß.
Er wirft von der Schulter das blinkende Rohr,
Holt schnell aus der Tasche das Pulver hervor, —
Und eh' man gezählet noch Eins, Zwei, Drei,
Enthält das Gewehr schon das tödtende Blei.
Schon hat auf die Pfanne er Pulver gegeben,
Schon spannt er bedachtsam den Hahn, — —
Mit Recht fühlt das Herz man im Leibe erbeben, — —
Jetzt setzt er zum Drucke den Finger schon an.
Entschlossen er drückt
Und piff! paff! da liegt
(Ihr seufzet, o Freunde, ein mitleidig Weh?)
Im rauchenden Blute sich wälzend, ein — Reh.

Emil Spitzl.

Fürchterliche Rache. Sehr kostbar war die Rache eines Engländers, den noch ganz Paris durch die Operngucker bewundert, so oft er in seiner Loge der großen italienischen Oper erscheint, obgleich er dort Stammgast ist. Er gilt für einen großen Kunst-, besonders Gemäldekenner. Zu diesem Rufe kam er besonders durch die Art, wie er sich an einem Künstler rächte. Er war einer von jenen beduinenartigen Engländern, die in allen ersten Hotels Europas zu finden sind, wenn sie der Abwechslung halber nicht einmal in Egypten, Indien, China oder am Cap der guten Hoffnung reisen. Er reiste stets, und zwar immer mit seiner jungen, schönen Frau, die um so reizender und liebenswürdiger erschien, da sie ihre jugendliche Heiterkeit, Schönheit und Lebenslust neben ihrem glatten, steifen, kaltblutigen, trockenen, gemessenen, vornehmen Gatten entwickelte. Zu Rom wurde das englische Paar mit einem deutschen Maler bekannt, der als praktischer Künstler und Kunstkenner berühmt war. Er bot sich, dem Paare als Cicerone durch die reichen Kunstschätze zu dienen. So verbrachten sie manche Stunden, Tage und Wochen zusammen im Museum des Capitols, im Vatican, in St. Peters-Dom und in den Umgebungen Roms, wobei sich die persönliche und geistige Ueberlegenheit des Künstlers über den in Vornehmheit und Etikette eingesteiften Engländer so sehr herausstellte, daß die Frau desselben unwiderstehlich zu ihm hingezogen ward, zumal da er selbst zu ziehen verstanden haben mag. Erst nach manchen Monaten überzeugte sich der Engländer von der Untreue seiner Frau, nahm von dem Maler mit den Worten: à revoir! (auf Wiedersehen) Abschied, kehrte nach England zurück und liebte seine Frau höflich und galant in dem Hause ihrer Eltern ab, nachdem er ihr höflich und galant seine in Rom gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte. Sofort verreiste er wieder nach Deutschland, Rußland, Italien ꝛc., ohne jemals etwas Anderes zu beehren als Gemälde, ohne etwas Anderes zu thun als Gemälde zu kaufen. Nachdem er dieses Geschäft zwei Jahre lang getrieben, begab er sich wieder mit einem ziemlichen Fonds von Gemälden nach Rom, suchte den Maler auf und verlangte Genugthuung von ihm. Der Engländer hatte, als der beleidigte Theil, die Wahl der Waffen und forderte ihn auf Pi-

Digitized by Google

stolen. Die Herausforderung ward angenommen und Tag und Ort des Duells festgesetzt. Mit dem ersten Schusse zerschmetterte der Engländer seinem Gegner das Handgelenk der rechten Hand dermaßen, daß sie ihm amputirt werden mußte. Nach dieser Operation erschien der Engländer wieder, ohne sich abweisen zu lassen und sprach: „Sie denken vielleicht, daß damit meine Rache befriedigt sei. Aber dann unterschätzen Sie die entsetzlichen Qualen, die Sie mir bereitet, sehr. Mein zerstörtes Herzensglück verlangt mehr. Ich habe Sie zu einem Leben ewiger, vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tode als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgelöschten Ruhm." „O, nein!" antwortete der Künstler, „den Ruhm meiner Madonna in Petersburg, meines Luther in Berlin, meiner Flucht nach Egypten in Paris," meiner" — „Genug," unterbrach ihn der Engländer, „ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemälde. Ist sie vollständig?" „Ja," sagte der Maler nach Ueberblickung der Liste, „selbst bis zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendete." „So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft," antwortete der Engländer. „Ihre Gemälde sind alle mein. Ich habe sie sämmtlich aufgekauft, um über Ihren Ruhm als über mein rechtmäßiges Eigenthum nach Belieben zu verfügen. Es bleibt mir nun, alle Ihre Gemälde sofort zu verbrennen, damit keine Spur vor Ihrer Wirksamkeit als Künstler übrig bleibe, damit sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Namen gestrichen bleiben. Von Ihrer Künstlerhand soll ebenso wenig übrig bleiben als von der fleischlichen Hand, die ich Ihnen zerschmetterte, so daß sie amputirt werden mußte." Der Künstler bat vergebens um Gnade. Der vor Jahren beleidigte Gatte war so unversöhnlich, als hätte er die Entdeckung von dem Liebesverhältnisse eben jetzt erst gemacht. Nach zwei Stunden brachte der Diener eine große Urne voll Asche mit einem kurzen Briefe, welcher meldete, daß die Urne Alles enthalte, was von seinen Gemälden übrig sei.

Humor, Scherz und Laune.

Als ein junger Schotte eine doppelt so alte und ungewöhnlich dicke Irländerin heiraten wollte, sagte ein witziger Mann: „Die will er sich zur Frau nehmen? Unmöglich. Einen Theil von ihr, das ginge eher, aber die ganze Person — das wäre nicht blos ein Fall von Bigamie, sondern von Trigamie. Der Magistrat muß hier gesetzlich einschreiten. Diese Irländerin ist Stoff genug, um Weiber für einen ganzen Kirchsprengel zu liefern. Ein Mann sie ganz heiraten? Monströs! Man könnte eine Kolonie mit ihr bevölkern, oder eine Versammlung mit ihr halten, oder einen Spaziergang um sie herum machen, falls eine Menge Ruheplätze um sie angelegt wären und man sich guter Beine erfreute. Kurz, das Weib ist zu Allem fähig, nur nicht als einzige Frau geheiratet zu werden." — Man wollte bersten vor Lachen.

Ein Frömmler klagte über die arge Erdenwelt, und nannte sie ein Jammerthal. — „Ei behüte" rief ein Witzbold aus, „sie ist ein wahres Paradies, es wimmelt ja von Even in derselben.

Ein langer, sehr hagerer Mann begegnete auf der Straße einen Betrunkenen. Der Knochenmann blieb stehen, und sagte: „Ei, ei, Freundchen, Er hat ein Bischen zu viel getrunken." — „Und ich" versetzte Jener, „ich glaube, Sie haben zu wenig gegessen."

Jemand bekam eine Ohrfeige. Sein Freund fragte ihn, ob er dem Beleidiger nicht sogleich die Ohrfeige zurückgegeben habe? — „Zurückgegeben, dieselbe Ohrfeige zurückgegeben? nein, das konnte ich nicht, aber eine andere habe ich ihm gegeben."

Worin besteht die Aehnlichkeit zwischen praktizirenden Aerzten und Kartoffelstauden? — Beide tragen die Blüthen über der Erde, die Früchte unter der Erde.

Weshalb ist es bequemer Cigarren als aus Pfeifen zu rauchen? — Weil man dazu weder Kopf noch Mundstück braucht.

Wodurch ist die Benennung Locomotive bei den Eisenbahnen entstanden? — Von insolventen Kaufleuten: da sie keine Motive haben in Loco zu bleiben, so suchen sie rasch fortzukommen.

Als man sich in einer Schenke über die Redseligkeit der Weiber aussprach, sagte einer der Biergäste: „Drei Weiber machen mit ihrem Geschwätz einen Markt aus." — Ein lustiger Kumpan versetzte darauf. „Ei, ei, nehmt mein Weib dazu, so wird es eine Messe."

Jemand besuchte einen Schriftsteller in seiner Schreibstube, fand solche sehr heiß, und bemerkte, daß es in dem Zimmer so heiß wie in einem Ofen wäre. — „Das muß so sein," erwiederte dieser, „denn hier backe ich mein Brod."

„Aber, sagen Sie mir, lieber Freund, warum haben Sie sich denn eine so kleine Jean genommen?" — Und der Angeredete antwortete lachend: „Weil man unter allen Uebeln immer das kleinste wählen muß."

Theaterrevue.

Der verflossene Monat war besonders für die Besucher der Arenavorstellungen ein interessanter; es trat nämlich der beliebte Komiker des Karlstheaters aus Wien, Hr. Treumann, ein in Prag stets sehr gern gesehener Gast, in mehren seiner wirksamsten Rollen auf. Seine Spielweise ist voll Drastik und vermöge seines vielseitigen Darstellungstaleutes immer anziehend, selbst von einigem Kunstwerthe und wird durch den originellen und lebendigen Vortrag der Couplets noch besonders gehoben. Am meisten gefiel der Gast in der Posse „Ein Fuchs", in welcher er durch seine seltene Gabe, gleich einem Proteus in Tournure, Sprechton und Mimik schnell die Figuren zu wechseln, excellirte und äußerst frappant die Parodie des berühmten afrikanischen Tragöden veranschaulicht hat. Auch mit seinen hier bereits gefeierten Leistungen „Heymann Levy" und „Crescendo" im „Gang zum Irrenhaus" entzückte er seine Verehrer und trat überhaupt bei sehr vollen Häusern auf. Die durch ihn bei uns auf die Bretter gebrachte Novität „Theatralischer Unsinn," Posse von Moorländer, in welcher er seltsamerweise sowol in Wien als Berlin sehr oft und mit dem größten Eclat aufgetreten ist, hatte hier ein verdientes Fiasko gemacht, indem die darin vorkommende Parodie des Trauerspiels und der italienischen ernsten Oper, eben so monoton als handgreiflich, weniger einen erheiternden als einen deprimirenden Eindruck zurücklassen muß. — Die beiden im vorigen Jahre mit so vieler Theilnahme aufgenommenen Zwerge Pieeolo und Petit befanden sich abermals in Gesellschaft eines dritten, noch winzigern Pygmäen, Kiß Jozfy, in Prag. Deren Erscheinung hat für das Publikum bereits den Reiz der Neuheit verloren, abgesehen davon, daß derlei Schaustellungen mehr ein naturhistorisches, als bühnliches Interesse darbieten.

Im Stadttheater blieb größtentheils der Besuch ein sommerlicher, obwol die einstige Perle unseres Schauspiels, Frl. Daun wieder engagirt wurde und bereits in mehren ihrer Glanzpartien auftrat. Auch Frl. Meyer, die im Verlaufe ihres dreimonatlichen Urlaubs je nach der Verschiedenheit ihrer Leistungen mehr oder weniger gefallen hat und in letzter Zeit am k. k. Hofoperntheater ein blos getheiltes Interesse erregte, ist wieder in ihre hierortige Stellung zurückgekehet und gab bereits die „Linda" und „Aliee" im Robert. Es fehlte nicht an dem gewöhnlichen Empfangsenthusiasmus, übrigens zeigten die hier sattsam belobten Leistungen dieser Sängerin, daß sie in der dramatischen Sphäre weitere Fortschritte gemacht hat. Sie bleibt eine überhaupt sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Frl. Tonner, die ihre operistische Laufbahn vor einigen Jahren hier begonnen, gastirte bisher als „Isabella" im Robert, ohne in uns gerade einen besondern Wunsch nach ihrer Acquisition für das colorirte Fach zu erregen. Dagegen erregte Frl. Melchior aus Brünn als „Pfefferrösel" und „Lorle" eine ungewöhnliche Theilnahme und erwies sich durch ihr jugendlich blühendes Aeußere, durch wohlklingende Sprache und ein verständiges, reizendes Spiel als eine vorzügliche Darstellerin naiver Partien. Es diene übrigens den zahlreichen Freunden des einst so beliebt gewesenen Schauspielers Hrn. Louis Grauert zur betrübenden Nachricht, daß derselbe in der ersten Hälfte Augusts l. J. in Teplitz verstorben ist.

Historischer Monats-Kalender.

September.

Am 1. September 1776 starb der Dichter Hölty in Hannover.
— 2. — 1807 wurde Kopenhagen von den Engländern bombardirt.
— 3. — 1746 der Dichter Gotter geboren.
— 4. — 1739 wurde von den Generalen Neipperg und Wallis der übereilte Friede von Belgrad geschlossen.
— 5. — 1733 Wieland geboren.
— 6. — 1437 wurde die Burg „Sion" bei Kuttenberg von Ptaček erstürmt. — 1757 der Dichter Langbein geboren.
— 7. — 1850 Aufnahme Ober-Californiens in die Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Am 8. September 1566 fiel Zrinyi, der löwenkühne Vertheidiger der kleinen Festung Szigeth gegen ein Heer von 90,000 Mann Türken.
— 9. — 1853 verlangte eine Deputation der Ulemas vom Sultan den Krieg.
— 10. — 1452 wurde Ladislaus Posthumus zu Neustadt dem Grafen von Cilly überantwortet.
— 11. — 1414 begab sich Huß auf den Weg nach Konstanz. — 1741 gelobten die ungarischen Magnaten am Landtage zu Preßburg Gut und Blut für Maria Theresia zu opfern.
— 12. — 1741 verließ Karl Albrecht, Churfürst von Baiern, Oesterreich und begab sich zur französischen Hauptmacht nach Budweis. Dadurch wurde Maria Theresia aus der größten Gefahr errettet.
— 13. — 1452 feierlicher Einzug des dreizehnjährigen Prinzen Ladislaus in Wien.
— 14. — 1769 wurde Alexander v. Humboldt geboren.
— 15. — 1853 bezog Se. k. k. apost. Maj. Kaiser Franz Josef das Lager von Olmütz.
— 16. — 1812 Brand von Moskau.
— 17. — 1156 wurde das Herzogthum Oesterreich zum Erzherzogthume erhoben. — 1714 der Satyriker Rabener geboren.
— 18. — 1630 starb der berühmte Erzbischof von Wien und Kardinal Melchior Klosel, der Sohn eines lutherischen Bäckers.
— 19. — 1774 wurde der berühmte Sprachenkenner Kardinal Mezzofanti geboren.
— 20. — 1720 feierte Sultan Achmed III. die Vermälung dreier seiner Töchter auf unerhört prachtvolle Weise.
— 21. — 1109 Ermordung des Herzogs Swatopluk von Böhmen.
— 22. — 1814 starb der große Schauspieler und Schauspieldichter Iffland zu Berlin.
— 23. — 1791 wurde der Dichter Theodor Körner geboren.
— 24. — 1720 gab der türkische Großvezier den Janitscharen eine glänzende Tafel, die unter anderm 200 gesottene, 300 gebratene Hämmel und 400 Schüsseln mit gekrüllem Reis enthielt.
— 25. — 1534 starb Papst Clemens VII. — 1849 der berühmte Walzerkomponist Joh. Strauß.
— 26. — 1853 beschloß der Divan den Krieg gegen Rußland.
— 27. — 1719 wurde der ausgezeichnete Epigrammendichter Kästner geboren.
— 28. — 1853 scheiterte das Auswandererschiff „Anne Jane" an den Hebriden, wobei 348 Passagiere ums Leben kamen.
— 29. — 1853 Enthüllung des Lessingdenkmals in Braunschweig.
— 30. — 1620 wurde Pisek von Maximilian von Baiern erstürmt.

Pariser Moden Nr. 9.

1. Strohhut mit Bändern (— die man Huttragbänder nennt —) und Löckchen von schwarzem Sammet; Kleid von Taffet mit drei großen einfachen Volants und ausgeschnittenem Leibchen; halblange Aermel ohne Spitzenunterärmel; Bertha-Basquine von Taffet, oben hinaufgehend, an der Taille knapp anliegend und die Hüften umfassend, gestickt und mit Fransen und Spitzen garnirt, vorn durch Schleifen mit Knöpfen zusammengehalten.

2. — 3. Zwei modische Kinderanzüge.

4. Haarputz in zwei glatten Haarschalen mit Schleifen und Schalen von goldgeflechtem Bande, um die sich ein Blumenkranz legt; Kleid von Chambery-Gaze mit einzelnen Blümchen; drei breite Volants darauf, von denen jeder zweifach mit kleinen offenen Fransen garnirt ist; ausgeschnittenem Leibchen ohne Schößchen mit Tragbändern von breitem carrirtem Bande, das hinten in einer Schleife zusammengeht, von welcher lange Enden herabhängen.

5. Haarputz mit schwarzen Spitzen, die hinten eine Art Resille bilden, von welcher Enden von Sammet und Schmelz herabhängen; Kleid von Taffet mit glatt aufgesetzten Sammetstreifen, hinten eine kleine Schneppe bildend; hochhinaufgehendes knappes Leibchen, vorn mit Querstreifen von schwarzem Sammet besetzt, die am Ende eine ganz kleine Schleife haben; Aermel oben ganz eng mit drei faltigen Volants und geschlossene weiße Unterärmel mit schwarzen Sammetbändern darauf; schwarze Sammetarmbänder.

Rösselsprung-Problem*).

Von Wilh. Graumann.

in	mich	Men	in	Wort	rief	seh'n	soll
schen	ich	doch	schickt	der	dich	schied	bald
fort	das	Höh'n	Wenn	das	dein	Zu	auf
sen	aus	Ge	wun	der	Wie	Zu	Ab
Herz	des	geh'n	Ein	mir	Gruß	sie	als
ein	gold	de	Schutz	so	mich	send	ließ
Ber	drang	Mor	der	tref	ver	wars	sen
ner	an	gro	Glück	gen	hof	fen	bei

Auflösung folgt.

Auflösung des Rösselsprung-Problems im 7. Hefte:

Welt und Wald.

Ein Gedicht von Friedrich von Sallet.

Welt — das gellt so hell und grell;
Wald — das schallt und hallt so hold;
Welt — das schnellt und prellt sich schnell;
Wald — da wallt und waltet Ruh.
Welt — so lasse mich!
Wald — umfasse mich!
Welt — so dreh' und kräusle dich!
Wald — umweh', umsäusle mich!

Richtig gelöst von den Herren:

P. Emilian Spitzl, Prämonstratenser-Ordenspriester im Stifte Tepl. — Leopold Löbel in Chlesch. — Joh. J. Khun, Lehrer in Dobrenz. — Jos. Rochelt in Polit.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung bis zum 20. November eingesandt haben, werden im 11. Hefte genannt.
D. Red.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Leiden und Freuden des Ehestandes.

Wie heiß es Einem oft werden kann, mit seiner Frau Arm in Arm durch's Leben zu wallen.

Wie schwer der Mann an seinem Eheglück manchmal zu tragen hat.

Was für ein saures Gesicht zuweilen ein Mann macht, dem ie schöne junge Frau sehr theuer ist.

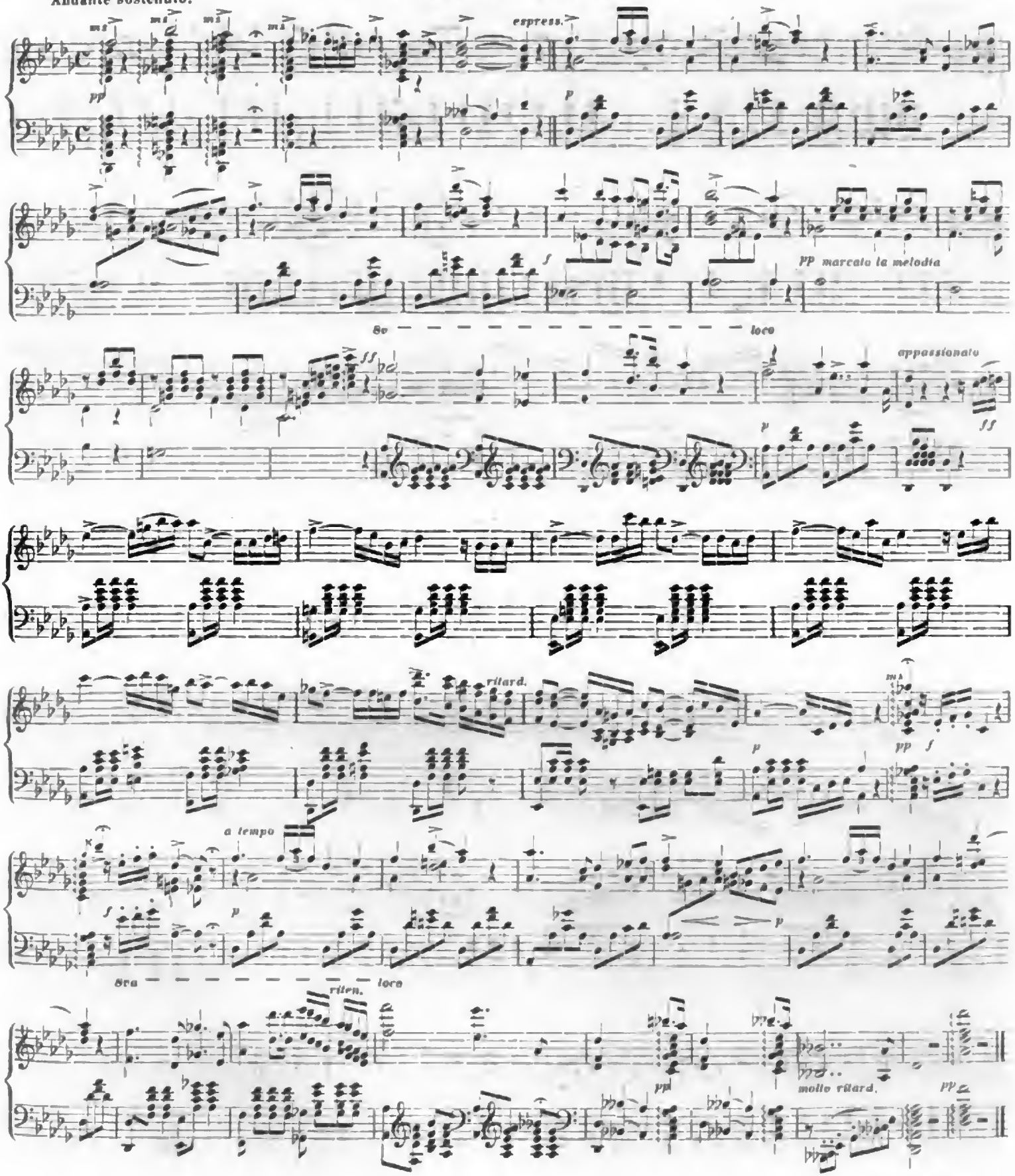
Was man in der Ehe öfters zu sehen bekommt, von dem man sich nicht das Geringste träumen läßt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Stammbuchblatt.

Lied ohne Worte von Franz Michel.

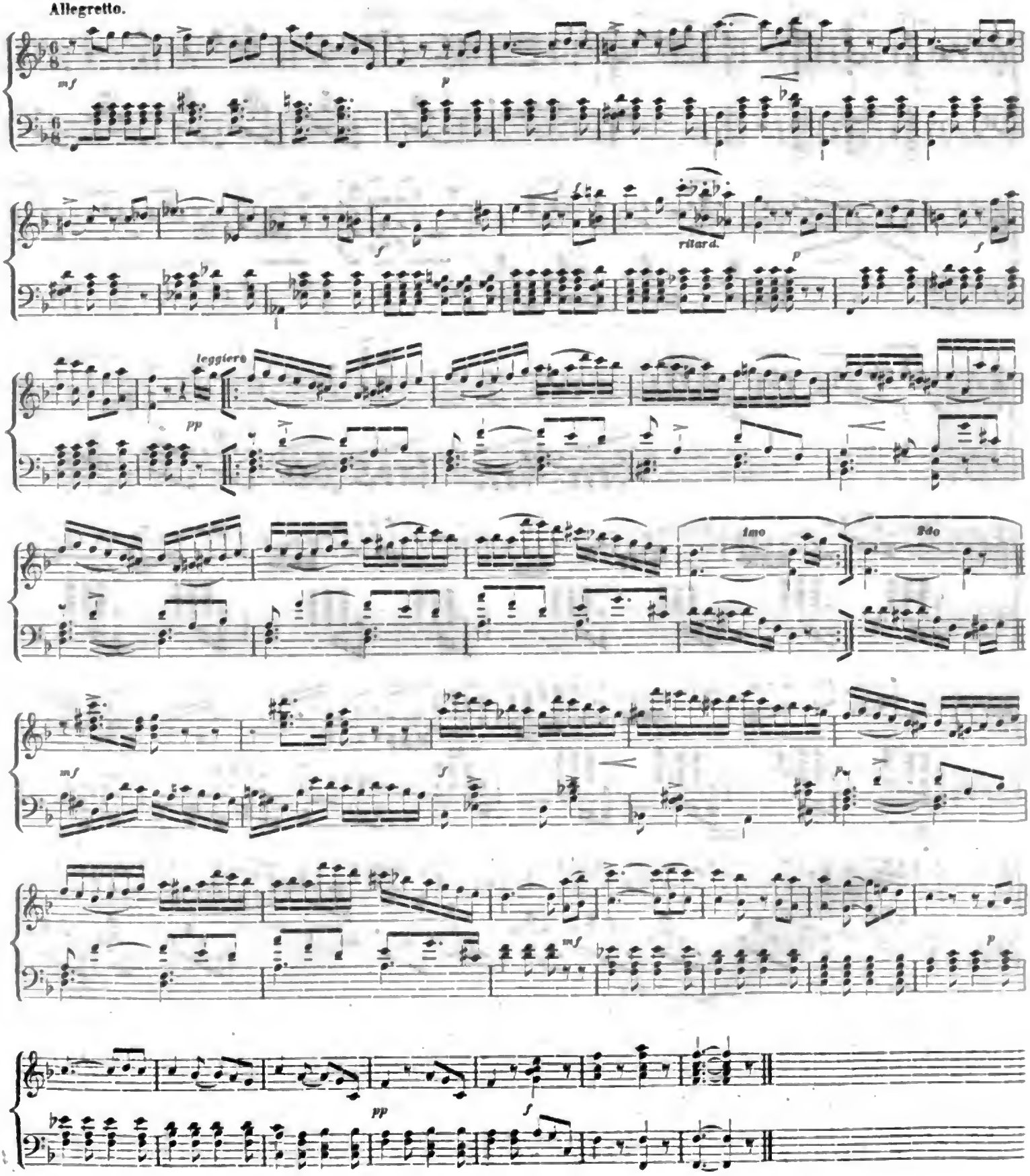


Digitized by Google

IMPROMPTU

par F. Michel.

Allegretto.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Gottesgericht.

Gemälde aus Böhmens Vorzeit von Miloslaw Straka.

Ein lauer Frühlingsabend senkte sich auf Berg und Flur; die scheidende Sonne besah sich noch einmal in der rauschenden Sazawa, bekränzte die blauen Gebirge am Horizont mit duftigen Rosen und sank in den Schoß der werdenden Nacht. Im Sazawathal ward es stiller und stiller, nur die düsteren Fichten und Föhren der umliegenden Waldungen beteten lispelnd ihren Abendsegen. Die ganze Natur feierte ihre Sabatbruhe nach dem Tagewerk.

An die Wand eines vorspringenden Felsens lehnte sich traulich eine bescheidene Hütte, umhegt von einem zierlichen Gärtchen, wo eben die ersten Veilchen und Maiglöckchen ihre Knospen sprengten. Um die Blumenbeete schwebte, wie auf den Fittigen Zephirs getragen, eine Sylphidengestalt, die farbigen Frühlingskinder aus einer Gießkanne befeuchtend; und diese erhoben ihre Häupter zur schönen Wohlthäterin und lächelten sie, wie zum Danke, durch Freudenthränen an. Man wäre versucht gewesen diese liebliche Erscheinung für die Blumengöttin selbst zu halten, so viel Grazie sprach aus den Bewegungen ihrer schlanken Gestalt.

Da störte nahes Hundegebell das Mädchen in ihrer Beschäftigung. Sie wandte ihre Gazellenaugen nach der Seite hin, woher es kam, und senkte sie schnell wieder, als sie einen jungen Mann in Jägertracht sich ihr nähernsah. Ein grünes Sammetwams umspannte seine kräftige Gestalt, ein Federbarett saß keck auf dem stolzen Schwarzkopf, und eine Armbrust hing um seine Schulter. Seine Feueraugen spähten umher, als suchten sie Etwas, und als sie das Blumenmädchen trafen, blieben sie an der lieblichen Gestalt haften. Hastig schritt er auf sie zu.

„Guten Abend, schönes Kind!" sprach er, „könntest Du mir nicht sagen, wo ich mich befinde? Ich verirrte mich im Forste, einen Hirsch leidenschaftlich verfolgend, von meinem Jägertroß, und kann nun den Rückweg nicht ausfindig machen."

Das Mädchen wagte den stattlichen Jäger nicht anzusehen und lispelte kaum vernehmlich: „Wenn es Euch genehm wäre, meinen Vater abzuwarten, er würde Euch zurecht weisen."

„Wer ist Dein Vater, holdes Kind?"

„Ein Köhler!" antwortete das Mädchen, den Fremdling flüchtig ansehend.

„Ein Köhler?" wunderte sich der Jäger. „Meiner Treu, ich hielte Dich eher für eine Nymphe — die Tochter des Waldes!"

Das Mädchen erröthete, wenn sie auch nicht den Sinn der Worte verstand.

„Und wo ist Dein Vater, mein Waldblümchen?" fuhr der Jäger fort.

„Im nahen Koblenbergwerke," lispelte das Mädchen. „Wenn Ihr Euch ein wenig gedulden wollt, so wird er Euch den Weg zeigen. Die Sonne ist bereits untergegangen, und im nahen Dörfchen läutet der Abendsegen; er muß bald nach Hause kommen."

„Nun gut, ich will ihn erwarten," ließ sich der Jäger vernehmen, im Geiste wünschend, daß er so lange als möglich ausbleiben möge, um so lange als möglich die Gesellschaft der liebenswürdigen Tochter zu genießen.

„Ach, da kommt er ja schon!" rief plötzlich das Mädchen, und hüpfte einem Manne entgegen, der sich eben am Saume der Waldung sehen ließ.

Dieser freudige Ausruf überraschte unangenehm den Jäger, der sich eben in die Anschauung des reizenden Waldmädchens recht vertiefen wollte. Er folgte der Spur der enteilenden Dirne und erblickte einen starken Mann, dessen, wenn auch abgehärtete, Gesichtszüge einen gewissen Adel aussprachen. Ein zottiges Bärenfell, um die Schulter geworfen, bildete den Haupttheil seiner Kleidung, in der Hand trug er eine schwere Keule, sie diente ihm zum Spazierstock.

Die Tochter mochte dem Vater das Ansuchen des Jägers mitgetheilt haben, denn seine Blicke schweiften prüfend nach ihm hin, während sie sprach. Dann ging er geraden Wegs auf den Fremdling zu und fragte ihn, wohin er wolle.

Der Jäger gerieth durch diese Frage in einige Verlegenheit, während die Augen des Köhlers sein Innerstes erforschen zu wollen schienen; endlich sprach er nach kurzem Besinnen: „Ich bin der Leibknappe des Wladyken von Tynee, und habe mich von seinem Jägertroß verirrt, im Verfolgen eines Wildes begriffen. Wenn Ihr mich auf den rechten Weg führen könnt."—

„Es ist zu spät, als das Ihr Tynec vor Mitternacht erreichen könntet, übrigens werdet Ihr ohnedies von der Jagd abgemattet sein; nehmet für die Nacht mit einem Mooslager in meiner Hütte vorlieb, und morgen mit dem ersten Sonnenstrahl werde ich Euch den Weg zeigen." Der Köhler sprach's, und der Jäger trug um so weniger Bedenken, den gastfreundlichen Vorschlag anzunehmen, als er im Innern wünschte, noch länger in den Himmelsaugen des reizenden Waldmädchens sich zu spiegeln.

Sie traten in die Köhlerhütte. Das Innere war zwar dürftig ausgestattet, zeugte aber von einer geschäftigen, Alles ordnenden Frauenhand. Der Köhler lud den Jäger zum frugalen Abendbrod, welches die geschäftige Blazena servirte. Der Jäger mochte sich wol den ganzen Tag im Forst herumgetrieben haben und daher hungrig sein, oder die zum Genuß einladenden Rosenlippen der Wirthin mußten das einfache Mahl würzen — genug, der Jäger ließ es sich wohl schmecken. Nach dem Mahl wurde er redseliger, und jetzt erfuhren seine Wirthsleute, daß er Kochan heiße und eine Waise sei. Der Wladyke von Tynee, ein weitläufiger Verwandte, habe sich seiner aus christlicher Liebe angenommen und ihn zu seinem Leibknappen gemacht.

Digitized by Google

Uebrigens sei der Wladyke, einige eigenthümliche Passionen abgerechnet, ein herzensguter Herr, dem er mit Leib und Seele zugethan — und mit seinem Lose zufrieden sei. Während der Erzählung belebten sich seine Züge und sein Auge schien die niedliche Blažena, die ihrerseits nicht ohne Theilnahme dem schmucken Knappen zuhörte, verschlingen zu wollen.

Endlich begab man sich zur Ruhe. Der Köhler überließ dem Gaste sein einfaches Mooslager, wo Kochan bald, ermüdet wie er war, in das Feenreich rosiger Liebesträume hinüberschlummerte. Nicht so glücklich war Blažena; der Schlummer floh ihre Augen, denen nur die Gestalt Kochans vorschwebte. Sie war, wie die Blume des Waldes, fern vom Weltgeräusche aufgewachsen, und bekam außer ihrem Vater, einigen berußten Köhlern und ihrem Jugendspielen Lubor keine Mannsperson zu sehen. Sie liebte wohl — ihren Vater, als Tochter — ihren Lubor, als Schwester; das plötzliche Erscheinen Kochans aber wirkte wie ein elektrischer Funke auf ihr schlummerndes Herz, und es erwachte zum Frühlingsleben einer neuen Liebe, welche die Vater- und Bruderliebe aufwog. Sie konnte nicht schlummern, wo ihr Herz zu erwachen begann.

Die Morgenlerchen wirbelten, in dem azurnen Aether sich badend, ihre Psalmen, die Fichten und Föhren rauschten ihr Morgengebet, als der Köhler sein Bärenfell umwarf, die Keule ergriff, und so gerüstet zum Lager Kochans trat, um den noch Schlummernden zur Reise zu wecken.

„Nun, was habt Ihr so Schönes geträumt," fragte er den Erwachten, „daß Euch die Lust zum Erwachen verging? die Sonne ist bereits hoch gestiegen — wenn der Sage zu trauen ist, so dürfte Euch der Traum in Erfüllung gehen."

„Wirklich?" fragte in selige Erinnerungen verloren Kochan; „nun, da ließe mir das Schicksal nichts zu wünschen übrig — ich würde der Seligste der Menschen!"

Blažena brachte mit ihrem Morgengruß auch das Frühstück — frische Milch und kräftiges Brod. Die Männer nahmen etwas zu sich und schickten sich an zur Abreise. Blažena suchte auf alle mögliche Art die innere Erregung zu verbergen, als sich Kochan ihr nahte, um Abschied zu nehmen, wobei er ihr etwas zuzuflüstern Gelegenheit hatte, was sie zusehends erheiterte.

Die Männer schritten auf den Wald zu, durch welchen sich der Weg nach Tynec wand. Sie gingen eine geraume Zeit stillschweigend neben einander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, als sie ein unheimliches Geräusch im Gestrippe aufmerksam machte. In demselben Moment brach auch ein zottiger Bär hervor. Kochan ergriff die Armbrust — zielte — und drückte ab. Der Pfeil streifte das Ungethüm, es leicht verwundend. Darob ergrimmt stürzte es wüthend auf den Schützen los. Dieser, auf solchen Angriff unvorbereitet, erlag, und wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn nicht des Köhlers gewichtige Keule das Ungethüm zu Boden geschmettert hätte.

„Ihr habt mir das Leben gerettet," sprach Kochan, des Köhlers kräftige Hand ergreifend, „und ich weiß noch nicht, wem ich es danken soll."

„Nennt mich Přibor," erwiederte jener, eine tiefe Erregung mühsam verbergend.

„Nun wohl, Vater Přibor," fuhr Kochan fort; „ich will Euch nicht weiter bemühen; die Thürme von Tynec ragen bereits aus den Fichtengipfeln hervor, ich finde mich schon zurecht und danke Euch nochmals für Eure gastfreundliche Bewirthung und Eure thatkräftige Hilfe. Entrichtet mir noch einen Gruß an Blažena, meine liebliche Wirthin — und wenn Ihr es erlaubt, will ich Euch öfter besuchen."

Sie schüttelten sich die Hände und schieden.

Kochan ward von nun an fast der tägliche Gast in Přibors Hütte. Der Köhler mochte es wohl merken, daß eigentlich seine Tochter die Ursache jener fleißigen Besuche sei, allein da er gegen den Knappen nichts einzuwenden hatte und sah, daß sich die jungen Leute immer unentbehrlicher wurden, so wollte er nicht störend zwischen sie treten. Mit Blažena ging eine merkwürdige Veränderung vor; es war nicht mehr jenes unbefangene Wesen, das, unbekümmert um die Außenwelt, sich selbst genügt. Sie fand ein zweites Ich, und die Vereinigung mit diesem bildete den Inbegriff ihrer Wünsche. Sie glich einer Waldblume, die in einen prachtvollen Lustgarten verpflanzt wurde, und sich nicht so recht in die neue Lage zu schicken weiß. Kochan hingegen bewegte sich in seinem neuen Verhältnisse mit jener Leichtigkeit, die den Weltmann bezeichnet.

Eines Tages — Přibor war seiner Arbeit nachgegangen — wandelten die Beiden, in ihre Gefühle vertieft, längs der Sazawa hin und verloren sich, ohne daß sie es bemerkten, in dem nahen Birkenwäldchen, das den Fluß umsäumte. Es war so still — so ruhig in der Natur, daß sie fast hörten, wie ihre Herzen einander entgegenschlugen. Nur durch die Baumwipfel sauselte es, wie heimliches Liebesgeflüster, und in der Ferne ließ der Kukuk seinen Frühlingsruf ertönen. Sie erklommen einen moosbewachsenen, mit Epheu bekränzten Felsen, der die herrlichste Aussicht auf das malerische Sazawathal darbot. Sie setzten sich auf einen natürlichen Rasensitz und weideten ihre Augen an dem großartigen Panorama. Immer inniger umflocht Kochan sein Waldblümchen, immer feuriger wurden seine Worte und Küsse und Liebesschwüre, daß das arme Mädchen in süßen Liebesschauern erzitternd und wie vom Basiliskenblick bezaubert, sich ihm ganz hingab.

Da raschelte es im nahen Buschwerk — die Liebenden hörten es in ihrem seligen Taumel nicht — die Zweige bogen sich auseinander und Lubors schmerzverzerrtes Antlitz sah hervor, um schnell wieder im Gebüsche zu verschwinden. Wie ein gejagter Hirsch, den Todespfeil im Herzen, raste er durch das Gestrippe, als wolle er einem furchtbaren Phantome entfliehen. Die Dornen ritzten seine fiebernde Stirn, daß ihm das Blut die Wangen herabrieselte — er fühlte es nicht — er fühlte nur, wie sein Herz in unsäglichem Schmerze zusammenzucke, als wollte es brechen aus eitel Liebesgram. Da hemmte ein reißender Waldbach, sich von dem Felsen herabstürzend, seinen rasenden Lauf.

„Was donnerst Du mir entgegen?" murmelte er für sich. „Ich solle Deinem Beispiele folgen? — meine verrathene Liebe in Deinem Abgrund begraben? — und Du versprichst mir, meine Glut zu kühlen? Wohlan, Kamerad, ich folge Dir...."

„Was treibst Du, mein Söhnchen?" kreischte eine Weiberstimme, und Lubor fühlte sich von hinten zurückgehalten.

„Laßt mich los, Mutter! laßt mich los!" sträubte sich Lubor.

„Bist Du von Sinnen, Lubor? Denke an Dein Seelenheil!"

„Für mich gibt es kein Seelenheil, sie hat mich verrathen! laßt mich los!"

„Wer hat Dich verrathen?"

„Blažena, die ich so innig geliebt!"

„Du wirst Dich doch ihr zu Liebe nicht ersäufen wollen? schäme Dich! Hat sie Dich betrogen, so ist sie nicht werth, daß

Digitized by Google

Du Dich ihretwegen so gebährdest; vergilt ihr Gleiches mit Gleichem. Wen hat sie Dir vorgezogen?"

„O einen schmucken Junker — freilich der arme Lubor ist zu niedrig für sie!"

„Sie will also hoch hinauf — nun sie nehme sich in Acht, daß sie nicht desto tiefer falle. Sei vernünftig, mein Söhnlein, und folge mir, ich werde heilen Dein liebreiches Herz."

Und das gebeugte, von Alter und Gram verschrumpfte Mütterchen zog Lubor hinweg vom Rande des Verderbens, in welches ihn seine Leidenschaft stürzen wollte. Lubor ließ die Mutter gewähren und verfiel in jene geistige Abgespanntheit, die auf jede heftige Gemüthsbewegung zu folgen pflegt. Noch vor Kurzem ein rasender Löwe, ward er plötzlich zum geduldigen Lamm.

Sie schritten Berg auf und Berg ab, sich bald durch dichtes Gestrippe drängend, bald auf betretenem Fußpfad dahinwandelnd, bis sie zu einem roben Felsenvorsprung gelangten, der, mit verschiedenen Schlingpflanzen bewachsen, eine Art von natürlichem Obdach bildete. Vor dem Eingang weideten ein paar Ziegen, die einzige Habseligkeit der Bewohner. Mutter Marthe machte in der Mitte der Hohle ein Feuer unter dem Kessel, wohin sie die ausgesuchten Waldwurzeln und Kräuter ausschüttete, um aus ihnen verschiedene heilkräftige und wundersame Tränklein zu brauen, worin sie eine Meisterin war. Lubor machte sich bei den Ziegen zu schaffen.

Blažena — das holde Waldblümchen, wie sie Kochan zu nennen pflegte — fing an, das blonde Köpfchen zu senken, wie eine Lilie, gepflückt von frecher Hand. Ihre sonst himmelsklaren Aeuglein trübten sich und zeigten Spuren von häufigen Thränen. Sie schrak beim leisesten Geräusch zusammen, als wenn sie kein reines Gewissen hätte, und ihren Vater, der aus ihrem Wesen nicht klug werden konnte, mochte sie nicht mehr frei ansehen. Sie suchte die Einsamkeit, und die dunkelsten Waldstellen auf, als scheuete sie das Tageslicht und wollte sich vor sich selbst verbergen. So saß sie auch einmal, das Lockenköpfchen auf die Lilienhand gestützt und in eine Art von Selbstvergessenheit verloren, im Schatten einer uralten Eiche — ihr Lieblingslamm weidete friedlich neben ihr — als sie die alte Marthe, die in der Gegend ihre Wunderkräuter sammeln mochte, unangenehm in ihrem Nachdenken störte.

„Nun, wie geht's, mein Jüngferchen?" kicherte die Alte, das letzte Wort ironisch betonend; „was macht Ihr Liebster? Wird es bald zur Hochzeit kommen — es wäre wohl schon an der Zeit — dann bitte ich mir auch eine Einladung aus — ich möchte gern noch ein Tänzchen mitmachen. Nun, ich wünsch' Ihr viel Glück zu ihrem Buhlen!" und ein giftiger Spott spielte um ihren zahnlosen Mund.

Blažena schauerte unwillkürlich zusammen — sie dachte an Kochan, der sie seit einiger Zeit zu vernachlässigen begann.

„Du hast meinen Lubor, den guten Jungen, verschmäht," fuhr die Alte unbarmherzig fort, „er wollte sich deshalb Leides anthun, nur meine Hand riß ihn vom Abgrund zurück und ersparte Dir einen Mord. Sieh, in Dich ist der Hochmuthsteufel gefahren, der Deine Augen blendet und Dich nicht das Wahre vom Falschen unterscheiden läßt. Wer zu hoch hinauf will, fällt in der Regel tief hinab, und der Hohe pflückt die Rose, des Duftes willen — und wenn die gepflückte welkt, sieht er sich nach einer frischen um. Merke Dir, mein Jüngferchen, diese Sprüchlein — sie sind Goldes werth, und Du kannst ihre Wahrheit an Dir selbst noch erfahren."

Die Alte sprach's und hinterließ Blažena in einem Strom von Thränen; sie ward sich plötzlich durch die bedeutsame Worte der Sybille ihrer bedenklichen Stellung bewußt. Ihr Lieblingslamm, als es seine Herrin weinen sah, leckte schmeichelnd ihre Hände und sah sie so theilnehmend an, daß ihre Thränen noch reichlicher flossen. Sie nahm den Liebling in ihre Arme und ging niedergeschlagen und vor der Zukunft bangend der väterlichen Hütte zu.

Vater Přibor durchmaß in großer Aufregung das Gemach, vor sich hinmurmelnd: „Dieser verfluchte Stamm tritt überall störend in meine Familienangelegenheiten. Nicht genug daran, daß er mich um Hab und Gut und Ehre brachte, mich der Gattin beraubte — auch meine einzige Tochter hat er sich zu seinem Opfer ausersehen. Aber eher soll der Himmel einstürzen, als daß ich es geschehen lasse; ich will dem unheimlichen Schicksal, das über mir waltet, kühn entgegentreten und mich nicht von ihm wie einen Wurm in den Staub treten lassen." Seine Augen rollten, wie zwei Feuerräder, und er schwang, als wollte er schon den Kampf mit dem Schicksal beginnen, seine Keule, daß es in der Luft schwirrte, und die eben eintretende Blažena entsetzt zurückprallte.

„Mein Vater!" entfloh es ihren zitternden Lippen.

„Nun, schmücke Dich, holde Braut!" lachte er grimmig in sich hinein, „das Schicksal ist uns besonders geneigt, Du hast eine vornehme Partie gemacht — rathe einmal, wer Dir die Ehre erwies, Dich zu seiner Buhlerin zu machen? Oder hat der Betrüger sich Dir nicht verrathen in trauter Schäferstunde? Nun wisse also, der angebliche Leibknappe des Wladyken von Tynec ist der leibhaftige Wladyke selbst."

„Jesus Maria, seid mir gnädig!" schrie Blažena auf und sank ohnmächtig zusammen.

„Sie ist unschuldig!" murmelte der Köhler," und nun gilt es den sauberen Herrn Schwiegersohn in's Examen zu nehmen."

Er legte die Ohnmächtige auf sein Mooslager nieder und bemühte sich ihre Lebensgeister zu erwecken, was ihm gelang. Dann erzählte er ihr ruhiger, wie er durch Kochans langes Ausbleiben beunruhigt sich nach ihm in der Burg erkundigt hätte, wie die Knechte, denen er ihn beschrieb, ihn auslachten und als einen Wahnsinnigen fortjagten, endlich habe er vom Pförtner erfahren: der Gesuchte, sei der Wladyke selbst; und jetzt wolle er zu ihm hingehen und ihn zur Rechenschaft ziehen; bis zu seiner Ankunft solle sie sich ruhig verhalten. —

Kochan von Tynec hauste in seiner Burg, ohne das Gewitter zu ahnen, das sich über seinem Haupte zusammenzog, und traf ganz unbefangen Anstalten zu seiner bevorstehenden Vermälung mit dem stolzen Fräulein Jutta von Kostelec. Die arme Blažena ward eben so bald vergessen, als sie ihm nichts mehr zu bieten hatte; sie war zwar seine erste Liebe, ja er liebte sie vielleicht noch, aber die Verhältnisse zwangen ihn, eine eheliche Verbindung mit dem reichen Fräulein von Kostelec einzugehen, und diese willigte ein, ohne eben den Freier zu lieben, als vielmehr, um ihre Eitelkeit zu befriedigen; den Kochan galt für den schönsten und galantesten Ritter des Ganes, und sein Eheantrag mußte natürlich ihrem Stolze schmeicheln. Er ließ seinen Knappen rufen, und als er erschien, beauftragte er ihn, nach Kostelec zu reiten, dem holdseligen Fräulein seinen ehrerbietigen Gruß und die Nachricht zu hinterbringen: der dritte Tag von heute an solle ihr Vermählungstag sein.

Der Knappe entfernte sich, um den Auftrag zu vollziehen — da öffnete sich abermals die Thür — und Přibor trat her-

Digitized by Google

ein. Ein zottiges Bärenfell, um die Schulter geworfen, bildete den Hauptheil seiner Kleidung, in der Hand trug er seine Keule.

Kochan fuhr zusammen, ein gewisses Etwas in ihm klagte ihn an, doch sammelte er sich bald und fragte den Ankömmling mit barscher Stimme: „Wer seid Ihr — was wollt Ihr — wer gab Euch das Recht, bis in mein Gemach zu dringen?“

Der Kohler stutzte, auf diese Anrede nicht gefaßt, dann sprach er seine Wuth beherrschend: „Entweder täuschen mich meine Ohren, daß ich unrichtig höre, oder meine Augen, daß ich unrichtig sehe — doch hört mir zu, ich will Euch ein lustiges Märchen erzählen:

„Euer Leibknappe — Kochan hat er sich genannt — verirrte sich einmal auf der Jagd — wie er vorgab — in meine Hütte, und wurde gastfreundlich aufgenommen. Ich führte ihn dann auf den rechten Weg, wobei ich ihn aus einer Lebensgefahr rettete; er besuchte öfter meine Hütte, weil ihn meine Blazena anzog. Das arme Mädchen ließ sich von seinen glatten Worten täuschen und wurde zum Opfer seiner Lüste. Der Verräther ließ sie sitzen, und nun kommt ihr Vater, den er so belohnt, ihn zu fragen, ob er seinen Schurkenstreich gut machen, der Tochter die geraubte Ehre wiedergeben wolle?“ Und er heftete seine Augen auf den Wladyken, als wenn er sein Innerstes durchbohren wollte.

„Das ist etwas zu toll!“ lachte Kochan, „was gehen mich die Liebeshändel meines Leibknappen an? Das magst Du mit ihm ausmachen, bis er von Kostelec zurückkömmt, wohin er eben in meinen Heiratsangelegenheiten ausgeritten ist.“

„So steht es also mit Dir, Kochan von Tynec?“ donnerte Přibor und sein Auge blitzte; „nun so möge Gott richten zwischen mir und Dir, würdiger Sprößling Deines räuberischen Vaters!“

Kochan läutete — die Knechte erschienen.

„Schafft mir den Verrückten vom Halse!“ gebot er ihnen.

Die Knechte machten Miene, zuzugreifen.

„Zurück, elende Sklaven!“ donnerte der Köhler und ließ seine Keule über ihren Häuptern schwirren; „auf Wiedersehen, Unschuldsmörder!“ und er bahnte sich den Weg durch die scheu zurücktretenden Miethlinge.

Zur Zeit dieser Erzählung herrschte über Böhmens segenreiche Fluren Sobĕslaw, insgemein der Bauernherzog genannt, weil er diesem Stande besonders zugeneigt war und ihn vor dem Uebermuth der Ritterschaft schützte. Jeder Bedrängte aus der niedrigeren Klasse fand bei ihm Gehor und Unterstützung gegen den mächtigeren Bedränger; deshalb genoß er auch allgemeine Liebe beim Volke, während sich die aufgebrachte Ritterschaft an ihm zu rächen glaubte, wenn sie ihm den verächtlichen Beinamen: „Bauernherzog“ beilegte. —

Eines Morgens schmetterten lustig die Jagdhörner im Hofe des ehrwürdigen Wyschehrad, die Jagdhunde bellten, die Rosse wieherten, und ein buntes Gewühl von Jägern und Knappen trieb sich geschäftig umher. Man erwartete den Herzog, der heute dem edlen Waidwerke obliegen wollte. Endlich erschien derselbe in einer kostbaren Jagdtracht, die Jäger ließen ihr „Hurrah!“ erschallen, und der Jagdzug setzte sich unter dem Geschmetter der Jagdhörner über die niedergelassene Zugbrücke in Bewegung.

Da warf sich vor dem Pferde des Herzogs ein Mann nieder, ihn um gnädiges Gehör anflehend. Ein zottiges Bärenfell, um die Schulter geworfen, bildete den Hauptheil seiner Kleidung, in der Hand trug er eine schwere Keule.

Der Herzog hielt überrascht sein Pferd an und gebot ihm aufzustehen. Sodann wandte er sich an sein Gefolge mit den Worten: „Meine Getreuen, wir lassen uns die heutige Jagdpartie auf morgen; ein Hilfebedürftiger sucht bei mir Schutz und Trost, und der Fürst darf keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, wo er etwas zum Wohle seiner Unterthanen beitragen kann.“ Somit stieg er vom Pferde, übergab es seinem Leibknappen, winkte dem Kohler, ihm zu folgen, und schritt von diesem gefolgt in die Burg zurück, das verblüffte Gefolge hinterlassend, das sich in tausenderlei Muthmaßungen erschöpfte, während die Ritter über die plötzliche Audienz ihre spöttischen Bemerkungen und Glossen machten. —

Inzwischen ging es auf Tynec recht lustig und rauschend her. Die rothe Freudenfahne flatterte von den hohen Zinnen, und der arme Thürmer hatte nichts anderes zu thun, als in Einem fort in's Horn zu stoßen, um immer wieder die Ankunft neuer Gäste zu melden, die dann im festlich geschmückten Burghof von Pauken und Trompeten bewillkommt wurden. Da aber herrschte erst das rechte Treiben; festlich herausgeputzte Knappen in blanken Pickelhauben nahmen die Rosse der absteigenden, in vergoldeter Rustung schimmernden Ritter in Empfang, und führten die lustig wiehernden in die angewiesenen Stallungen. Feenhaft geschmuckte Damen und Fräuleins in weißen, golddurchwirkten Atlasgewändern ergingen sich in Begleitung der jungen Ritter im duftenden Burggarten, die herbeigerufenen Minnesänger stimmten ihre Harfen — kurz Alles bereitete sich vor zu einem großen Feste — der Vermälung Kochans mit der stolzen Jutta von Kostelec.

Diese war in einem Kabinet mit dem Ordnen ihres Brautstaates beschäftigt, wobei sie eine Menge von Gespielinen und Zofen getreu unterstutzten, um sie zur Königin des Tages auszuschmucken. Ein kostbares Gewand von Goldstoff umfing ihre hohe Gestalt, die zierlich geflochtenen Rabenlocken kronte ein Diadem von Brillanten, von dem der lustige Brautschleier in malerischen Falten herabwallte. Sie ließ noch einmal ihre Prachtgestalt in dem großen Spiegel widerscheinen, ein Lächeln der befriedigten Eitelkeit umspielte ihren Korallenmund, die schwarzen Gintaugen loderten in stolzem Selbstbewußtsein auf, und sie bot den Arm dem beglückten Bräutigam, um sie zum Altar zu fuhren; ihr Bruder ging ihr zur Linken. Die Glocke erschallte, die zahlreiche Gästeschaar schloß sich an, und der Hochzeitszug bewegte sich nach der Burgkapelle, die durch grüne, duftende Maien und farbige Blumenguirlanden in einen Feentempel umgewandelt war, wo der Burgkaplan im reichen Ornate am festlich beleuchteten Altare harrte, um die Trauung zu beginnen.

Die Ringe wurden schon gewechselt und eben wollte er die Hände der Brautleute auf ewig verbinden, mit den Worten: „Conjungo vos.....“ als im Hintergrunde ein Geräusch entstand, ein bestaubter Rittersmann trotz der entgegengehaltenen Hellebarden der Wachen sich hereindrängte und mit feierlich erhobener Stimme rief: „Im Namen des Herzogs, haltet ein!“

Der Burgkaplan hielt in seiner salbungsvollen Rede inne, die Gäste sahen sich befremdet an, Kochan aber, den Ruhestörer mit Blicken zermalmend, rief: „Laßt Euch nicht stören, hochwürdiger Herr, fahret nur fort!“

„Im Namen des Herzogs, haltet ein!“ rief abermals der Rittersmann und drängte sich näher hinzu.

Wie ein gereizter Löwe sprang Kochan auf, und brüllte seinen Knechten zu: „Nemmt mir den frechen Schreihals gefangen, im Burgverließe büße er seine Unverschämtheit!“

Digitized by Google

„Zurück!“ rief der Ritter den Knechten entgegen, „ich bin der Gesandte des Herzogs und lade hiemit den Wladyken Kochan von Tynec vor sein Gericht binnen drei Tage, wegen des Verbrechens der Vielweiberei!“

Das war ein harter Schlag für die stolze Jutta von Kostelec, mit einem Schrei des Entsetzens fiel sie an den Altarsstufen nieder.

Kochan schäumte vor Wuth: „Beweise, verläumderischer Bube — Beweise!“

Da entstand wieder ein Geräusch im Hintergrunde und ein Mann, ein zottiges Bärenfell, um die Schulter geworfen, und eine schwere Keule tragend, führte durch das Gedränge ein bleiches, verweintes Mädchen, ähnlich einer geknickten Lilie, ihm zu mit den Worten: „Hier hast Du sie — Dein Weib vor Gottes Angesicht!“

Kochan bebte vor Blaženas anklagender Gramgestalt, wie vor einer Geistererscheinung zusammen. Die Gäste sahen sich noch befremdeter an und fingen sich an zu zerstreuen. Der Bruder der ohnmächtigen Braut schwur, diese Beleidigung seiner Schwester blutig zu rächen. So endete die lustige Hochzeit Kochans von Tynec.

Warum strömt das Volk haufenweise den Thoren des ehrwürdigen Wyschehrad zu? Ein sonderbares Schauspiel, das im Burghofe stattfinden soll, reizt seine Neugier, und um diese zu befriedigen, scheut es nicht die am Himmel sich zusammenziehenden Gewitterwolken, nicht das dumpfe Grollen des Donners. Im Burghof sind Schranken wie zu einem Turnier errichtet, und herzogliche Hellebardire umstehen dieselben, um Ordnung zwischen den Volksmassen zu erhalten. Zur rechten Hand erhebt sich eine mit rothem Tuch bedeckte Tribune für den Herzog und sein Gefolge. Am Himmel ziehen sich die Wolken immer dichter zusammen.

„Nun der Himmel will, wie es scheint, einen thätigen Antheil nehmen an dem bevorstehenden Gottesgerichte!“ sprach Mutter Marthe aus dem Sazawawald zu ihrer Nachbarin, einer wohlbeleibten Bürgerin Prags, mit der sie bekannt zu sein schien.

„Ich bitt' Euch, Frau Marthe,“ nahm diese das Wort, „erzählt mir doch die Geschichte der Wahrheit gemäß, Ihr könnt es, da ihr aus dortiger Gegend seid, es wird so viel davon, und so Verschiedenes gefabelt, daß man eigentlich nicht weiß, woran man ist.“

„Nun die Geschichte ist ganz einfach,“ erzählte die Alte, „der Wladyke von Tynec verliebte sich unter einer Knappenmaske in Přibors, des alten Sonderlings, Blažena, und diese, dadurch hochmüthig, verwarf meinen armen Jungen, der sich schier zu Tode grämen wollte. Und wie Alles auf der Welt ein Ende hat — der Junker wurde endlich des Mädchens satt und ließ es sitzen. Darüber gebährdete sich der alte Köhler wie ein Toller, lief geradenwegs zum Herzog und klagte den Verführer seiner Tochter an. Soběslaw lud ihn vor Gericht, doch er wollte sich zu einem gütlichen Vertrage nicht bequemen und so trug der alte Tollkopf zu einem Gottesgerichtskampf an, den der Wladyke nach langem Weigern auf des Herzogs Geheiß annehmen mußte. Um den Ausgang der Geschichte, die mich so interessirt, zu sehen, schonte ich nicht meine alten Füße, übergab die Wirthschaft meinem Lubor, und machte mich auf den Weg!“

Da erscholl es: „Sie kommen!“ und Alles drängte sich vor. Der Herzog erschien in Begleitung seiner Kneten und Ritter, und bestieg die Tribune, um dem entscheidenden Zweikampf beizuwohnen. Ihm folgte ein Herold, und die zwei Streiter.

Kochan war in seine Ritterrüstung gehüllt und hatte das Visier seines Helmes herabgelassen, in der Hand trug er sein Schwert. Přibor war in sein gewöhnliches Bärenfell gehüllt — er verschmähte alle Rüstung — und in der Hand trug er seine Keule. Kochan hatte den Ausdruck seiner Gesichtszüge weislich verborgen, Přibor trug eine kalte, herausfordernde Unerschrockenheit zur Schau.

Der Himmel wurde immer düsterer — der Donner immer lauter.

Der Herold trat in die Mitte der Schranken und rief den Befehl des Herzogs, den bevorstehenden Gottesgerichtskampf — wie er im Mittelalter üblich war — betreffend, aus. Der Herzog winkte, die Hörner erschallten, die Kämpfer griffen zu den Waffen, und der verhängnißvolle Kampf begann.

Lange war es unentschieden, für welche Partei sich der Sieg entscheiden wolle; bald neigte er sich auf diese, bald auf jene Seite. So schwankte der Kampf mit abwechselndem Glücke fort, bis Přibor eine Blöße seines Gegners benutzend, zu einem furchtbaren Schlag ausholte; in dem Moment aber fühlte er auch die Spitze von Kochans Schwerte in seine Brust dringen. Seine Keule schmetterte zwar den Wladyken zu Boden, aber auch er begann zu wanken und stürzte ohnmächtig zusammen. Der gewitterschwere Himmel begleitete diese blutige Katastrophe mit einem Donnerschlage, der die Felsenzinnen Wyschehrads in ihren Grundfesten erzittern machte. Das Volk bekreuzigte sich, und konnte einen Aufschrei des Schreckens nicht unterdrücken.

Da drängte sich durch die Volksmassen Lubor, an der Hand die fast bewußtlose Blažena führend.

„O Du mein Christus!“ staunte Mutter Marthe, „seh' ich recht, oder täuscht mich mein altes Gesicht? Mein toller Junge schleppt die Tochter des Gerichteten auf den Kampfplatz.“

Blažena aber riß sich beim Anblicke, der sich ihr nun darbot, los, und stürzte mit einem herzzerreißenden Geschrei und fliegendem Haare — ein lebendiges Bild der Verzweiflung — auf die Leiche des Vaters, und die Leiche des Geliebten. Lubor eilte ihr nach, wollte sie erheben — das arme Waldblümchen war starr — todt; der furchtbare Doppelschlag brach das Herz der Tochter, und der Liebenden. So lagen nun die drei Leichen — Blažena wie ein verklärter Versöhnungsengel in der Mitte — durch das Leben getrennt und den Tod vereint, friedlich neben einander. Der Himmel hat sich inzwischen aufgeklärt, und ein herrlicher Regenbogen spannte sich über dem ehrwürdigen Wyschehrad aus.

Soběslaw erhob die Augen zum Himmel und sprach mit bewegter Stimme: „Gott hat gerichtet — sein Name sei gepriesen in Ewigkeit!“

„Amen!“ rief das gesammte Volk.

„Nun bin ich auch meines Gelübdes entbunden,“ nahm wieder der Herzog das Wort, „und darf das Geheimniß des Köhlers nach seinem letzten Willen enthüllen. Schwere Schicksalsschläge verfolgten ihn im Leben; ein angesehener Ritter, lebte er mit seiner geliebten Gattin auf seiner Burg, bis Kochans Vater sein Lebensglück mordete, indem er nächtlicher Weile seine Burg räuberisch überfiel und seine Gattin, zu der er eine unreine Leidenschaft faßte, entführte, von der er nichts mehr erfuhr. Seinen etwaigen Verwandten soll nun die erledigte Burg Tynec als Entschädigung zufallen.“ —

Digitized by Google

Da drängte sich Mutter Marthe zum Herzog und rief mit wahnsinnigem Lachen: „Die Burg gehört ja mir — ich bin sein verführtes Weib.“

Die Sache wurde untersucht, und Tynec ihrem unehelichen Sohn Lubor zugesprochen.

Die gerichtliche Untersuchung dieses ungewöhnlichen, verwickelten Falles von Seite der Regierung war allerdings geeignet, einiges Licht in dieses nächtliche Dunkel, womit sich der räthselhafte Köhler in seiner Abgeschiedenheit umgab, fallen zu lassen, wodurch es auch möglich wurde, die plötzliche, geheimnißvolle Katastrophe, wie sie sich am Hofplatz des alterthümlichen Wissehrad durch den verhängnißvollen Gottesgerichtskampf entwickelte, einigermaßen zu erklären und zu beleuchten. —

Přibor war eine jener Menschennaturen, die sich ein hämisches Schicksal zu seinem Opfer auserkoren. Sein Leben war ein langer, langer Kampf; er blutete zwar unter seinen Schlägen, doch ließ er sich nicht von ihm zu Boden treten, und behauptete auch im Tode das Schlachtfeld. Auch ihm schienen sonnige Tage, Tage des Glücks und irdischer Wohlfahrt. Auch er blickte einmal mit festem Auge der Zukunft ins Angesicht, als fordere er sie heraus — zum Kampfe auf Tod und Leben. Das Schicksal nahm die Herausforderung an — die Würfel wurden geworfen — und er hatte verloren — verloren seine Ehre, seine Glückseligkeit, sein Leben, sein Alles. Doch wir wollen einen tieferen Blick in sein dunkles Leben werfen. — Daß er ursprünglich das nicht war, wofür er sich ausgab und auch galt, wird wohl jeder Leser errathen haben. Er war nicht für die Hütte geboren; er erblickte das Licht der Welt in einer höheren Sphäre und hier bewegte sich auch seine Jugend und sein erstes Mannesalter. Die väterliche Burg war der Schauplatz seiner Jugendspiele und seiner ersten Waffenthaten — seiner ersten und letzten Liebe.

Margarethe, ein armes Edelfräulein, war die Glückliche, die sich sein Herz zur Lebensgefährtin auserlesen. Sie war gerade keine blendende Schönheit; aber die natürliche Grazie, die ihre ebenmäßige Gestalt umwebte und aus allen ihren Bewegungen sprach, verlieh ihr etwas Herzgewinnendes. Doch sie war arm; und dies war der eigentliche Stein des Anstoßes für Přibors Vater, der mit seinem eingebornen Sohne höher hinaus wollte, und in dieser ungleichen Vermälung nur werdendes Unheil ahnte. Přibor hatte also mit Hindernissen zu kämpfen, um sein Ziel zu erreichen, und dies bestärkte noch mehr seine unselige Leidenschaft. Des Vaters Einwendungen und Widerreden goßen nur Oel in die Flamme, und statt sie zu kühlen, fachten sie dieselbe noch mehr an.

Und Margarethe verstand auch die Kunst, den einmal Gefangenen im Netze zu fesseln, so daß es ihm auch nicht leicht werden konnte, sich loszuwickeln. Und so ergab er sich in sein Schicksal, das ihn zwischen zwei feindliche Mächte warf, die um seinen Besitz rangen, und wartete im passiven Zustande ab, welcher Seite sich der Sieg zuneigen würde, um dann dieser zu folgen. Er war hierin eine Art von Fatalist, der in dem Schicksal ein Gottesgericht erblickte, und sich diesem unbedingt unterwarf. Diese Weltanschauung bildete den Grundton seiner nachherigen Lebensvariationen, und wurzelt ihrem Wesen nach in jenem mittelalterlichen Mystizismus, der die klarsten Köpfe jener Zeit mit seinem geheimnißvollen Dunkel zu verdüstern begann. Sein eingebildetes Schicksal entschied — und, wie er ihn seine Leidenschaft zu überreden suchte, zu seinen Gunsten. Sein Vater starb plötzlich am Nervenschlage, und mit ihm jedes Hinderniß, daß sich ihm hemmend in den Weg zu seinem Liebesparadiese stellen könnte. Er konnte kaum das Ende des Trauerjahrs ersehnen, um das Jubeljahr seiner Vereinigung mit der Geliebten feiern zu können. Diese fand endlich statt — und Přibor fand sich enttäuscht.

Margarethe war als seine Gattin weit davon entfernt, ihre Pharisäerrolle, die sein Herz köderte, fortzuspielen. Er war einmal durch das heilige Band der Kirche an sie gefesselt, wozu bedurfte es also noch einer Lockspeise, um den Schmetterling fest zu bannen? Es war also kein Grund vorhanden, warum sie ihre Schauspielermaske nicht ablegen, und in ihrer wahren Gestalt erscheinen sollte. Und wie blieb diese hinter den Erwartungen Přibors zurück! Er hoffte in ihr eine liebende Gattin zu finden, und fand in ihr eine kalte Gebieterin. Er hoffte in ihr eine emsige Hausfrau zu finden, und fand in ihr eine kokette Weltdame. Er hoffte in ihr sein irdisches Paradies zu finden, und fand in ihr die Schlange, die ihn aus demselben durch ihren giftigen Biß auf ewig vertrieb. Seine ohnedies von Natur aus düstere Gemüthsart verdüsterte sich noch mehr und zehrte an einer stillen Verzweiflung, die um so gefährlicher ist, je sorgfältiger sie sich verbirgt.

Margarethe ließ sich darüber kein graues Haar wachsen, sondern fröhnte, wie zuvor, ihrer Eitelkeit, und lebte sorglos in den Tag hinein. Auch die Geburt eines holdseligen Töchterleins — Blazenas — vermochte nicht, sie günstiger zu stimmen und die Kluft zwischen ihr und Přibor auszugleichen. Sie übergab sie vermietheten Händen zur Pflege, und kümmerte sich nicht weiter um sie, auf daß sie in ihrem weltlichen Dichten und Trachten nicht gestört werde.

Die Mutterliebe ist das heiligste der Gefühle, und ein Weib, welches sie so leicht aus dem Herzen zu reißen im Stande ist, wie Margarethe, erniedrigt sich unter das vernunftlose Thier, das sorgfältig sein Junges hegt und pflegt.

Přibor dagegen, gleich verlassen, schloß sich desto inniger an das kleine Wesen an, und suchte ihm den Abgang mütterlicher Zärtlichkeit durch Verdoppelung der väterlichen zu vergüten. Er hing mit wahrhaft abgöttischer Liebe an seiner Blazena.

Kochan von Tynec, dessen Besitzungen an jene Přibors gränzten, wußte sich in diese zerrissene Familie einzuschwärzen, um der Langweile, die ihn, seit er Witwer geworden war, plagte, los zu werden, und im gesellschaftlichen Umgang — wie er vorgab — den harten Verlust eine Zeit lang zu vergessen. Seine Gattin lebte keine glücklichen Tage mit ihm; sie stand ungefähr in demselben Verhältnisse zu ihm, wie Přibor zu Margarethe. Nur konnte ihr weiches Herz der Kälte des Gatten nicht länger ertragen, als ein Jahr; da brach es, und sie schied, mit Hinterlassung eines Sohnes, in ihr besseres Vaterland.

Přibor fühlte sich von Kochans glattem Wesen abgestoßen, ohne daß er sich die Ursache dessen angeben konnte. Es war ein Etwas in seinem Chamäleoncharakter, was dem Seinigen ganz zuwider war. Desto mehr angezogen fühlte sich Margarethe. Das war ein Mann nach ihrem Sinn — ihr Ideal — ihr zweites Ich. Er sah so ganz mit ihren Augen, dachte ihre Gedanken, fühlte ihre Gefühle. Přibor sah mit jener Abgestumpftheit diesem verbuhlten Treiben zu, wie sie nur aus dem Lebensüberdruß entspringt. Daher konnte ihn auch die schmähliche Entführung Margarethens durch den ehrvergessenen Kochan aus seinem philosophischen Gleichmuth nicht aufrütteln. Seine Liebe ward ja längst zu einer verglühten Kohle — nur um sein Töchterchen that es ihm leid.

Digitized by Google

Aber seine gekränkte Ehre forderte ein Opfer, und er trug kein Bedenken, auch dieses zu bringen. Sein Ehrgefühl verwehrte ihm, vor der schadenfrohen Welt so gebrandmarkt da zu stehen. Er nahm die kleine Waise mit und verbarg seine Schande im Schatten des dunklen Sazawawaldes, wo er als Köhler seine kümmerliche Existenz fristete, und der Pflege seiner Blazena, die er wie seinen Augapfel liebte, sein Leben widmete.

Sein Verschwinden aus der geräuschvollen Welt in die stille Abgeschiedenheit hatte zur Folge, daß Kochan, sich auf die Ansprüche Margarethens stützend, seine Burg und Besitzungen einzog und sich damit bereicherte. Er lebte mit Margarethen in einer wilden Ehe; denn sich auf Zeitlebens zu binden, war sowol seiner, als auch ihrer Unbändigkeit zuwider. Aber allmälig fiel es, wie Schuppen, vor ihren verblendeten Augen. Der innere Richter erwachte in ihrer schuldbewußten Brust und folterte sie früh und spät mit den bittersten Vorwürfen, so daß ein periodischer Wahnsinn ihr Seelenleben zerrüttete. In einem solchen Anfalle nahm sie den kleinen Lubor, die Frucht ihrer wilden Ehe, auf den Arm, entfloh der Burg ihres Verführers und verbarg ihre Schande im Schatten des benachbarten Sazawawaldes, wo sie als Mutter Marthe in der Umgegend bekannt wurde. Hier erkannte sie auch im Köhler Přibor den verrathenen Gatten, ohne daß sie sich ihm zu erkennen gab. So lebten sie nun getrennt friedlich neben einander, während sie es früher vereint nicht konnten.

Kochan von Tynec war bereits zu satt seiner entflohenen Geliebten, als daß er sich um ihre Spur bekümmern sollte. Aber mit vorrückendem Alter wurde er sich seiner Schuld immer bewußter, bis er in Reue und Zerknirschung sein Leben aushauchte, und sein rechtmäßiger Sohn Kochan die väterliche Erbschaft antrat.

Das Gottesgericht zwischen ihm und Přibor ist bekannt.

Der treue Knappe.

Vaterländische Sage v. D. Rettet.

Die Schenke.

„Ist es wahr, Gevatter Jan, daß Ihr von Eurer Mischka bald ein Follen erwartet?"

„So ist's; gebe Gott, daß es gesund zur Welt komme, denn die Hexe, die Liduschka, ging gestern bei meiner Stallthüre vorüber. Glaubt mir, ich habe die ganze Nacht kaum eine Stunde deswegen geschlafen und zur bessern Vorsicht die Thüre abermals mit drei Kreuzen bezeichnet."

„Da habt Ihr wohl gethan," erwiederte hierauf der reiche Bauer Wawra, derselbe, der die erste Frage gestellt. „Vor zehn Tagen kam sie in meinen Stall, und seit damals melkt meine scheckige Kuh, Ihr müßt sie kennen, Blut statt Milch."

Dies etwa waren die Worte zweier Bauern, die in den ersten Märztagen des Jahres 137* in einer Schenke saßen, welche sich am äußersten Ende von Jaroměř, in der Gegend der heutigen Jakobi-Vorstadt befand, und die zum Unterschiede von jenem bessern Gasthause, das in der Stadt war, die Armenschenke (na chudobě) genannt wurde. Ein enges Stübchen voll Rauch, der sich zum Theile von der immer brennenden Kienspanflamme verbreitete, zum Theile durch die Ritzen des aus rohen Backsteinen verfertigten, mehr einem Kamine gleichenden Ofens kam, und der die Wände mit Ruß bedeckte — kann dem Leser die Schenkstube veranschaulichen. An den kahlen Wänden befand sich ein schwarzes, holzernes Kreuz und ein Marienbild, die Gottesmutter zu Albendorf vorstellend, unter demselben brannte immerwährend eine Talglampe, deren ranziges Fett einen eigenthümlichen Dampf und unangenehmen Geruch in der Stube verbreitete. Ein altes Faß, auf welchem ein viereckiges Brett befestiget war, diente statt des Tisches, und die Bank war nichts anderes, als ein ungehobeltes Brett, von vier starken Baumzweigen getragen.

„Gottlob, daß unser Einer wieder seinen Krug Bier trinken kann," sagte nach einem langsam geführten Zwiegespräche der Bauer. „Es war eine harte Zeit! Womit soll sich der Landmann gütlich thun, wenn der wohlhabende das Bier und der arme die Patoky (Nachbier) entbehren muß."

„Ihr habt Recht," erwiederte der Wirth, indem er den Krug neuerdings füllte, daß der Schaum über den Rand des Gefäßes herabfloß. „Aller guten Dinge sind drei: Wein, Bier und Patoky. Der Wein gehört für die Vornehmen, das Bier dem Bemittelten, und es ist traurig genug, daß der Arme sich mit dem Letzten behelfen muß."

„Ja, aber Ihr werdet doch gestehen," sagte Gevatter Jan, „daß es sehr weise, wohlbedacht und zweckmäßig von unserem guten Könige Maximilian war — Gott erhalte ihn noch lange! daß er zur Zeit der großen Theuerung das Bierbrauen eingestellt. Es ist doch eine wunderbare, seltsame Geschichte damit. Während man bei uns wie in jenem hohen, kalten Lande — unser Herr Pfarrer hat es mir erzählt, er weiß auch den Namen des Landes — Brod aus gestoßener Baumrinde backen wollte, reguete es an andern Orten Erbsen und Getreide, und das Allerwunderbarste ist doch das Entstehen der Theuerung. Ich hab' die Geschichte gewußt. Glaubt mir, wäre es nicht zu gewiß, daß die Liduschka sich nie aus der Gegend entfernt, ich würde sagen, sie habe den ganzen Spuk in Prag angerichtet."

Die Neugierde malte sich bei diesen Worten auf dem Gesichte der Zuhörer, jeder war begierig die Ursache der Theuerung zu erfahren, und ein Mann, der früher in einem Winkel gesessen, trat hervor und sagte in einem freundlichen Tone als er die Neugierde der Anwesenden bemerkte: „Ich will Euch erzählen."

Schon das Aeußere dieses Mannes, der fünf- oder sechsunddreißig Jahre alt sein mochte, hatte etwas Einnehmendes, und wer ihn sah, war ihm gewogen. Seine stattliche Figur, seine freie offene Miene, sein feuriger Blick, die ungezwungene Haltung seines Körpers und seine freundliche Zuvorkommenheit verschafften ihm bald die Liebe Aller, die mit ihm umgingen. Diejenigen aber, denen diese Persönlichkeit fremd war, konnten aus seiner Kleidung, der braunen Schurzhose und dem ledernen Wams, das über der Hüfte durch einen ähnlichen Gurt mit einer Schließe befestiget war, auf welcher sich ein Storch befand, dann aus dem einfachen Reiterhelm, so wie den gelben Reiterstiefeln erfahren, daß er einer von den Dienern des Dobřenskyschen Hauses aus Třebeschow sei.

„Ah, da ist ja der wackere Lanzenknecht, der Bureš," sagte der reiche Bauer zu ihm. „Warum so zurückgezogen? — Da nehmt! Auf Euer Wohlsein! — Teinkt, aber einen tüchtigen Schluck, damit er Euch zur Erzählung stärke."

Digitized by Google

Während jener einen tüchtigen Zug that, drängten sich Alle um ihn herum, und er begann: „Im Sommer des Jahres 1571 bekam ich von meinem hohen Gebieter die Erlaubniß, meine Verwandten in Prag zu besuchen. Nun war es, ich glaube nicht zu irren, am zwanzigsten Julius, als sich in Prag zur Mitternachtszeit ein Sturm erhob, dessen Heftigkeit die Erde erbeben machte, und durch den die Häuser des Viehmarktes, wo das fürchterliche Unwetter besonders arg hauste, einzustürzen drohten. Die Bewohner dieses Platzes stürzten voller Angst zu den Fenstern, in der Meinung, es gäbe einen Volksauflauf, oder einen feindlichen Ueberfall, oder es hätte sich sonst ein Unglück ereignet. Wie groß war aber das Erstaunen und das Entsetzen, als sie unter Furcht und Zittern einen Zug bewaffneter kopfloser Reiter erblickten, der den weiten Raum von dem untersten Ende des Viehmarktes bis zum Emaus-Kloster einnahm. Diesem Zuge folgte ein bedeckter Wagen ohne Räder, der von acht Männern im Reiteranzuge, die ebenfalls keinen Kopf hatten, begleitet und mit einem schrecklichen Getöse bis zur Fronleichnamskirche gezogen wurde."

„Wunderbar! Seltsam! — Das hatte wirklich was Schlimmes zu bedeuten!" riefen die erstaunten Zuhörer.

„Da ich bei meinem Vetter auf dem Viehmarkte wohnte," fuhr der Erzähler fort, „so hatte ich Gelegenheit dieses fürchterliche Schauspiel ganz genau zu betrachten, und würde es vielleicht für ein Traumgebild gehalten haben, hätten nicht Tags darauf die Nachbarn uns ebenfalls auf diese seltsame Erscheinung aufmerksam gemacht. Als nun der Wagen beim Kloster angekommen, sah man bei einer hell lodernden Flamme, die den ganzen weiten Platz beleuchtete, viele Kisten und Säcke aufladen, die gegen das Rathhaus geführt wurden. Kaum hatte aber die erste Stunde geschlagen, so verschwand unter einem heftigen Sturme der Wagen sammt seinen Begleitern so schnell, als hätte ihn die Erde verschlungen; die Reiter hingegen schienen gen Himmel zu fahren, wo sie lange ein schimmerndes Licht hinterließen."

„Wir danken Euch für Eure Erzählung, mein lieber Buresch," sagte der Bauer Wawra. „Es sollen auch viele vor Schrecken gestorben sein. Kein Wunder, daß noch in demselben Jahre die Theuerung ausbrach und der Mangel an Getreide so fühlbar wurde, daß man das Bierbrauen verbieten mußte; weil die bösen Geister alle Getreidevorräthe mit sich fort nahmen. Gottlob, wir haben die Zeit überlebt, und es kann sich nun jeder nach Kräften gütlich thun!" —

Mit mehr freundschaftlicher Anhänglichkeit als neugieriger Anmaßung, aber mit einer nichts weniger als vorurtheilsfreien Gesinnung fragte hierauf der reiche katholische Bauer den Lanzenknecht: „Wie kommt es denn, mein lieber Buresch! daß Euer gebietender Herr so oft die Lutherischen zu Daubrawitz besucht, die Čemitzer?"

Kaum hatte er noch das letzte Wort ausgesprochen, als aus einem Winkel der Stube grausenerregendes Gelächter hervordrang, dessen Schall zwischen dem Geheule eines Wolfes und dem Gebrülle eines Bären mitten inne stand.

Die erschrockenen Anwesenden drehten sich gegen die Ecke hin, woher dieser Mark und Bein durchdringende Ton kam und riefen im höchsten Grade der Aufregung: „Hilf Herr Jesus, die Liduschka!"

„Die Hexe!" schrien die beiden Bauern, indem sie sich bekreuzten.

Während Buresch von jener sonderbaren, nächtlichen Erscheinung erzählte, hatte sich die ehemalige Beschließerin auf der Burg zu Daubrawitz, die geisteskranke Liduschka in die Stube geschlichen, wo sie in einem Winkel niederkniete, und mit der krampfhaft zusammengezogenen rechten Hand sich unaufhörlich gegen die Stirne schlug.

Als sie den Namen ihres ehemaligen Gebieters aussprechen hörte, ließ sie jenes hämische Gelächter erschallen und sprang in die Höhe. Ihr Körper war von dem anhaltenden Knien so verkrümmt, daß sie ihn nicht aufrichten konnte, sondern immer vorwärts neigte. Ihre Kleidung bestand nur aus einem zerrissenen schwarzen Laken, daß mehrere Male um den Körper gewickelt und vorne zugeknüpft, und an dessen beiden Seiten Löcher waren, durch welche sie ihre nackten Arme hervorsteckte. Das aufgelöste, herabhängende, spärliche graue Haar beschattete ihr erdfahles Antlitz, auf dem über den weit hervorstehenden Wangenknochen aus weiten Höhlen zwei graue Punkte hervorblinzelten, welche das größte menschliche Elend ausdrückten. Wenn man die ausgetrockneten Weidenruthen, die sie statt eines Kreuzes in ihrer linken Hand hielt, für eine Fackel annehmen wollte, so hätte man sie mit der im schwarzen Gewande gehüllten, schlangenhaarigen, fürchterlichen Megäre vergleichen konnen.

„Fluch! — Fluch jenem Gotteslängner, der mir mit der grimmigen Kenle den Kopf zerspaltet. — Hört Ihr's, wie er den Dreieinigen verhöhnt! Er hat mich mit Füßen getreten, weil ich ihn glaube. Rache! — Recht so! Wohl gethan!" sprach sie nach einer kurzen Pause. Bei diesen Worten küßte sie die Weidenruthen, kniete nieder und schlug sich, als wollte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes machen, mit der Hand vor die Stirne.

Der Lanzenknecht, dem ihr sonderbares, unheimliches Betragen auffiel, fragte um die Ursache desselben und der Wirth erzählte, wie der Burgherr auf Daubrawitz von Fanatismus irre geleitet, sie fürchterlich mißhandelt und aus der Burg gejagt und wie sie nach einem Schlage, den er ihr auf den Kopf versetzt, den Verstand verloren habe.

Die Burg.

Die hussitischen Unruhen waren bereits beendet, und die Wunden, die der stets unheilbringende Bürgerkrieg dem Bohmerlande geschlagen, und woran es fast verblutet wäre, waren schon größtentheils vernarbt. Was unter Karl IV. Großes und Erhabenes begonnen und durch den Religionskrieg unterbrochen oder zerstört worden war, sah man auf's Neue entstehen. Gelehrsamkeit und Kunst erreichten um diese Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit. Aber noch immer fand man Spaltungen unter den christlichen Glaubensgenossen; noch immer ließen Luther und Melanchton durch Absendung geheimer Boten nach Böhmen den Zwiespalt der Bewohner unterhalten; noch immer wußten die Pikarditen sich in das Land einzuschleichen, die Schwächen mancher Vornehmen zu benützen, und durch ihre Sektirerwuth die Glaubensspaltungen gleich einer glimmenden Kohle, die zu verlöschen droht, anzufachen, und auf sonstige mannigfache Weise das Wohl des Čechenlandes zu untergraben. Und wenn auch König Maximilian durch die Einführung der Religionsfreiheit den Unruhen, die dem Lande so nachtheilig waren, einigen Einhalt that, so gab es noch immer einzelne Parteien, die wegen Verschiedenheit ihres Glaubensbekenntnisses sich tödtlich anfeindeten.

Der Hussitenkrieg, jene verheerende Geißel, die über dem herrlichen Böhmen allenthalben geschwungen wurde, hat die größten Verwüstungen im königgrätzer Kreise angerichtet, der Hussitenkrieg hat daselbst Städte und Dörfer in Asche umgewandelt, Kloster vom Grunde aus vernichtet, so daß keine Spur

Digitized by Google

mehr von ihnen vorhanden; tausende Menschen wurden auf's Grausamste hingeschlachtet, und nur, wer sich offen und entschieden für Hussens Lehre erklärte, dessen Leben und Eigenthum wurde von dem entmenschten und blutgierigen Gefolge Zizka's verschont.

In seiner von den Hussiten unzerstört gebliebenen Burg zu Daubrawitz, wo man noch heute die letzten Trümmer eines verfallenen Schlosses sehen kann, an deren Seite sich der Aupafluß fortschlängelt um bei Jaromĕř in die Elbe zu fallen, lebte Herr Tĕmina von Tĕmitz, einer der eifrigsten Protestanten jener Zeit und Gegend. Seine würdige Gestalt, das wenige Silberhaar, das seinen kahlen Scheitel umgab, das glänzende schwarze Auge, das in so hohem Alter noch von seiner ehemaligen Schönheit zeugte, hätte Jedermann gegen ihn Ehrfurcht eingeflößt, wenn nicht die despotische Strenge, mit welcher er selbst seinen Sohn und die an Kindesstatt aufgenommene Nichte behandelte, dieselbe in Furcht umgewandelt hätte. Die Härte und Grausamkeit, mit der er gegen die Katholiken verfuhr, vererbte sich auf seinen Sohn, und nur seine Nichte Margarethe ließ in ihrem äußern Umgange eine gewisse, aber stets schonende Kälte gegen den katholischen Glaubensbekenner erblicken; weil sie im Innern ihres Herzens dieser heiligen Lehre mit aller Liebe zugethan war; gehörte doch ihr Herz einem treuen Anhänger der römisch-katholischen Kirche.

Die aufgeblühte siebzehnjährige Jungfrau glich einer Amazone aus den Zeiten des Mädchenkrieges. Wie ein Thautropfen auf einer Rose, so glänzte ihr feuriges Auge neben den blühenden Wangen, die zwischen den rabenschwarzen Locken durchschimmerten. Aber je öfter Georg von Dobřenský auf der Burg ihres Oheims erschien, desto mehr verlor sich der Purpur ihrer Wangen. Trotz der innigen Verkettung ihrer Herzen wagte sie es doch nicht die Hoffnung zu nähren, daß sie ihm je angehören werde.

Wenn man auch den jungen Dobřenský zu Daubrawitz mit geheuchelter Freundschaft entgegen kam, so wußte doch die kluge Margarethe, daß es nicht Anhänglichkeit, sondern Furcht vor dem in Böhmen so weit ausgebreiteten edlen Stamme der Dobřenský sei, was ihm die achtungsvolle Aufnahme daselbst verschaffte; denn ihres Oheims Strenge und sein Religionshaß waren ihr wohl bekannt. Die Ueberzeugung, daß ihr Verhältniß nur unglücklich enden könne, und der Umstand, daß der Sohn ihres Wohlthäters, Heinrich von Tĕmitz, sie nur zu oft mit dem Geständnisse seiner Liebe gequält, waren auch Ursache ihres inneren Leidens.

Einsam, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, saß sie eines Tages in der weiten Halle, deren von Säulen getragene Decke mit bunten Schildern verziert war; an den Säulen selbst und an den Wänden hingen die Bilder ihrer Ahnen. Mit ernster Miene blickten die größtentheils im Harnische gemalten, männlichen Glieder jenes hohen Geschlechtes, das einst tapfer und beglückt in dieser Burg geherrscht, auf sie herab, wie sie durch die kleinen sechseckigen Scheiben in's Freie hinausschaute, wo die nachmittägige Märzsonne die Eiszapfen ablöste, die noch von den Dächern der Burg herabhingen.

„O, könnte ich vergehen, wie der Schnee, der von der Sonne beschienen so schnell zerfließt! — O, könnte ich seiner vergessen, wie man des blendenden Hermelines, des Winterkleides der Natur, vergißt, wenn sie im Frühlinge in's Alles verjüngende hoffnungsverkündende Grün sich kleidet! — Daß ich dies nicht kann, und dennoch müssen werde, ist es, was mich tief ergreift, und worauf ich doch stets gefaßt sein muß. — Die Welt mit allen ihren Wesen athmet Liebe, durch Wald und Flur, durch Busch und Hain, durch Alles, was nur Leben in sich fühlt, gibt sich die Liebe kund; und Alles auf der Welt eint sich zum schönen Kranz, der Liebe Haupt zu krönen! — Was hilft es mir," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ich die Freuden der Liebe vermisse, wenn mir der Liebe Schmerz zur Freude wird; jede Thräne, die dem Aug' entrinnt, ruft laut: Dein Georg lebt für Dich!"

„Er lebt für Dich und liebt nur Dich!" sagte eine männliche Stimme, in welcher sie freudig die ihres Georgs erkannte.

Dobřenský, ein Mann von fünf und zwanzig Jahren, kühnen, echt ritterlichen Geistes, dessen freundliches, offenes Benehmen ihm die Liebe seiner Freunde und die Achtung seiner Feinde verschaffte, der fest an dem Glauben seiner Väter hielt und dabei, frei von allen Vorurtheilen, jede andere Konfession mit der ihr gebührenden Schonung und Würde betrachtete; — Georg von Dobřenský trat in demselben Augenblicke ein und trocknete die Thräne, die auf Margarethens Wange perlte, durch einen glühenden Kuß. Aber die Freude des Wiedersehens wurde zu schnell gestört — Männertritte ließen sich in der Vorhalle hören.

„Der Oheim naht," sagte Margarethe und entschlüpfte durch eine Seitenthüre.

Auf höchst bescheidene Weise forderte Georg von dem alten Herrn von Tĕmitz, nach gewechseltem Gruß, die Hand seiner Nichte; aber der Alte schien bei dieser Aufforderung wie vom Blitze getroffen. Das tiefsitzende Auge drohte wüthend aus seiner Höhle hervorspringen zu wollen und der vor Zorn erstarrte Körper glich einer Grausen erregenden Statue. Er konnte es gar nicht fassen, daß ein Feind seines Glaubens es wagen könne, ihn um den Besitz seiner Nichte anzusprechen. Nur nach und nach erholte er sich, und je mehr seine Besinnung zurückkam, desto heftiger wurde der Ausbruch seiner Wuth.

„Glaubt Ihr, weil Euch meine Burg freundschaftlich geöffnet war, Euch darin einzunisten, und durch die Bande der Blutverwandtschaft Eure Lehre unter den Meinigen zu verbreiten? Doch verzeiht" — denn er bedachte, daß er so zu einem Dobřenský sprach, der ihm in jeder Hinsicht weit überlegen war, — „verzeiht mir meine Heftigkeit, deren Ursache nicht Euer Antrag; wir wollen zuerst das Mädchen fragen, ob es auch Euch will!" Letzteres sagte er im Vertrauen, daß Margarethe einem Anhänger der katholischen Kirche ihre Hand nicht reichen werde, mit einem etwas beißenden Lächeln.

„Diese Frage dürfte überflüssig sein, mein geehrter Herr!" entgegnete Dobřenský in einem freimüthigen, edlen Tone. „Ich würde es nicht wagen, um die Hand Eurer Nichte anzusprechen, ich würde sie auch nicht verdienen, wenn ich nicht zuvor ihr Herz und ihre Liebe erprobt hätte. Habt Ihr je gehört, daß ein Liebesband, ohne Erforschung der gleichgestimmten Neigung jener, die sich verbinden sollen, zum Glücke derselben geschlossen wurde? Ich sage es noch einmal, ich würde die Hand Eurer Nichte nicht begehren, ich würde sie auch nicht verdienen, wenn ich mir ihre Liebe nicht verbürgen könnte!"

Der Alte, der sich in der Meinung, die er von seiner Nichte hegte, so sehr betrogen sah, erwiederte auf's Höchste entrüstet: „Könnt Ihr das wirklich? — Nun, so verbürgt Euch ihre Liebe und meinen Haß, verbürgt Euch ihre Liebe, aber nicht ihre Hand; denn ich werde nie in diese Verbindung einwilligen. Und die ehrlose Dirne konnte sich einem Manne hingeben, dessen Ahnen so schändlich und schmachvoll die ihrigen behandelt? Es konnte die Liebe den Haß verdrängen, mit dem ich

Digitized by Google

sie genährt, gepflegt und großgezogen? Sie konnte sich vergessen und ihr Herz einem Manne schenken, mit dem einst Hynko von Czerwenahora verwandt war. O ich weiß es, in welcher Weise er zu Krčin seinen Rappen tränkte! Es ist des Wiegenliedes Inhalt, womit wir unsere Kinder eingeschläfert, um ihnen im Keime schon den heißgenährten Haß einzuflößen. — Und ich sollte meine Nichte dem Sprößlinge eines Mannes geben, den ausgelassene Freude zu unmenschlichen Handlungen trieb?! Seht! — Ich will es Euch offen gestehen! Nur Eure größere Macht und Ueberlegenheit war es, was Euch eine freundliche Aufnahme bei mir verschaffte. Als ich in der Folge bemerkte, daß Ihr stets frei von allen Vorurtheilen gegen meinen Glauben mit mir spracht, fing ich Euch zu schätzen an; nun aber merke ich, daß es nur Betrug war, daß Ihr Euch in meine Burg und in mein Herz einschleichen wolltet, damit es Eurer gleißnerischen Zunge, oder wie es Euch im Scherze zu sagen beliebte, damit es Eurer Liebe zu meiner Nichte gelänge, sie zu bereden, dem Glauben ihrer Väter abzuschwören. Geht! Ihr habt Euch schon früher meinen Haß, nun aber auch meine Verachtung zugezogen. Geht! sage ich, und laßt Euch nie mehr bei mir blicken!"

Die Heimkehr.

Die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelte sich noch einmal in den schäumenden Silberwellen der über Kiessand dahin rauschenden Aupa, an deren Ufer Buresch seinen Gebieter, dessen Lieblingschimmel am Zaume haltend, erwartete. Das edle Thier schien seines Herrn mit Ungeduld zu harren; denn es zerstampfte mit kräftigen Hufen die Erde und ließ öfters sein Wiehern erschallen, das aus dem nahen Walde wiedertönte.

Wenn Jemand glauben wollte, daß Georg die Burg zu Daubrawitz nach einem solchen Auftritte erzürnt verlassen, so würde er sehr irren. Schweigend verließ er die Ringmauern der Veste, warf noch einen Blick hinauf zu den Fenstern jener Halle, in welcher er den Urquell seiner Freude zum letzten Male gesehen, einen Blick, mit welchem er seine leidende Margarthe, aber auch die Seelenkleinheit des Herrn von Těmitz zu beklagen schien.

Mit schwermüthigem Herzen bestieg Georg von Dobřenský seinen Schimmel, der sich hoch bäumte, dann auf leichten Füßen zu tanzen schien, und durch ein stolzes Schütteln der Mähnen zu erkennen gab, wie gern er seine Last trägt. Das Auge zu Boden gesenkt, trabte der Ritter langsam mit seinem Knappen erst durch den Fluß und dann der Straße entlang nach Burg Trebessow. Ein leiser Westwind spielte mit des Ritters braunen Locken, die rings seinen Nacken umflutheten und von einem rothsammtenen Barett nur locker zusammengehalten wurden. Ein liebliches, melodisches Getön klang an sein Ohr; es war der Schall der Glocke der kurz vorher zu Jaroměř erbauten St. Jakobs-Kirche und der Glocke zu Jessenitz, die zur Vesper läuteten. Sogleich entblößte er sein Haupt und betete zu Gott und zur heiligen Jungfrau, und eine große Thräne fiel von seinen Wimpern auf die sonst in der Fülle der Gesundheit strotzenden, nun aber bleichen Wangen; und auch sein Knappe Buresch verrichtete mit entblößtem Haupte sein Abendgebet.

Eine tiefe Stille herrschte zwischen Beiden, bis Buresch, der seinen sonst redseligen Herrn so düster vor sich hinbrüten sah und dem auch die Thräne nicht entgangen war, die dem Ritter während dem Gebete entfallen, mit etwas schüchterner Stimme begann: „Euch ist nicht wohl, gestrenger Herr! — Das schnelle Wechseln Eurer Gesichtsfarbe und Eure zitternden Lippen zeigen das Leiden Eurer Gesundheit. — Sonst kann doch nichts diese Veränderung hervorbringen. Oder" — sagte er mit etwas gedehnter, halblauter Stimme — „gibt es etwas, das die Ruhe Eurer Seele stört, so könnt ihr allenfalls eine heilige Messe lesen lassen. Aber es gibt nichts! — Ganz gewiß nichts! — Euer tadelloses Benehmen, die liebevolle Aufnahme, die ihr Jedermann ohne Unterschied der Religion angedeihen läßt, haben Euch die Liebe, das Vertrauen und die Hochachtung Aller erworben, die Euren persönlichen Umgang genossen, selbst Jener, die Euch nur dem Namen nach kennen. — Und sollte diese Leutseligkeit Unrecht sein? — Ich glaube nicht? — Denn Ihr habt uns dies Betragen gegen Jedermann anbefohlen und verlangt gewiß nicht, was Unrecht ist. — Wart Ihr doch immer so fröhlich und wohlgemuth, wenn Ihr von Daubrawitz heimkehrtet, und heute seid Ihr so traurig, so traurig wie ich Euch nur einmal, und zwar am Grabe Eurer Mutter gesehen. — Laßt mich, laßt Euren treuen Buresch die Ursache Eures Kummers wissen? Umsonst kehrt Ihr nicht so traurig von Daubrawitz heim."

Dobřenský, der bei dem Anfange dieser Rede noch immer düster vor sich hingestiert und erst den letzten Worten seines Knappen ein aufmerksames Ohr geschenkt hatte, sprach mit fast bebender Stimme: „Die Ursache meines Unmuths ist meine Liebe! — Ich habe heute um die Hand meiner Margarethe angehalten, und wurde schmählich abgewiesen." Ein tiefer Seufzer begleitete das letzte Wort.

„Und wurde abgewiesen" — wiederholte Buresch. „Ein Těmitz hat es gewagt, einem Dobřenský eine abschlägige Antwort zu geben? — So unbegreiflich es scheint, so klar sah ich es doch bei Eurem Eintritte in die Daubrawitzer Burg, daß Ihr sie nicht immer friedlich verlassen werdet; und nun vollends Euer Verhältniß mit Fräulein Margarethe. Ich hab's Euch auch prophezeit, gestrenger Herr, daß ein Těmitz, der eifrigste Protestant, den es nur gibt, sich mit keinem Katholiken befreunden werde. Durch seine Härte und Grausamkeit verdient er es zwar nicht, ein Mitglied unserer heiligen Kirche zu sein; aber um seine Seele zu erretten, mögen sich die Heiligen seiner erbarmen und der heilige Geist ihn erleuchten, damit auch er, wie wir einst, einziehen könne in das Himmelreich!"

In sein voriges dumpfe Brüten war Dobřenský während den frommen Wünschen seines Dieners zurückgesunken und merkte es nicht, daß er bereits seinen heimatlichen Boden betreten habe, ja, daß sein kluges Thier schon vor dem Burgthor halte. Und wie ihn Buresch zum Absteigen ermahnte, fuhr er wie ein im Schlafe Aufgeschreckter aus seinem Sattel empor.

„Also gänzlich verloren!" rief Georg aus, indem er mit feuchtem Blicke und mit zerrissenem Herzen, von seinem Knappen begleitet, in sein Gemach trat. „Ich soll sie nie wieder sehen, soll nimmer hören ihre schmelzende, glockenreine Stimme, die mich in eine andere Sphärenwelt versetzte, wenn sie in Liebesliedern sich ergoß. Es soll mein Auge sich nie mehr in dem Glanze des ihrigen wiederspiegeln! — Und warum! — Weil der Glaube, in dem ich großgezogen wurde und den ich unendlich verehre, eine Scheidewand zwischen uns setzt! — Wo weiltest Du, mein Gott! als er schon mit seinem zürnenden Blicke das blutende Herz uns zerrissen. — O, eine ungeheure Kluft dehnt sich vor mir aus! Eile mich zu stärken, mein Gott, damit meine Seele nicht dem Kleinmuth unterliege! Der Du oben über den Sternen thronest, der Du uns das alle Sonnen überstrahlende Licht der Hoffnung gegeben, stehe mir bei, daß ich mich nicht in dem Labyrinthe menschlicher Irrthümer verstricke! sende mir von Deinem Wolkensitze einen Strahl der Hoffnung zu, damit ich nicht in Qualen

Digitized by Google

vergehe! — Laß mich sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen, meine Hand nur einmal noch um ihren Schwanennacken schlingen und meine glühenden Lippen noch einmal auf ihre hohe, reine Stirne drücken. Das ist meiner Wünsche höchstes Ziel auf Erden! Doch diese Wonne entbehren, sie gänzlich verlieren zu müssen" — sagte er nach einer kleinen Pause, in Wehmuth aufgelöst, indem er durch das Fenster hinauf zum Himmel schaute — „das fürchte ich, könnte ich nicht ertragen!"

Nach einigen Augenblicken hörte er von der Straße herauf in einem singenden Tone folgende Worte:

„Vertraut auf Gott
Und fürchtet Těmitz nicht;
Es wird mein Fluch ihn doch einmal ereilen,
Und dann sein Feind mit mir die Rache theilen."

„Wer sprach das Wort!?" rief Georg im wilden Tone, als hätte ihn eine Geisterstimme erschreckt.

„Es ist das Abendlied der wahnsinnigen Liduschka," sagte Buresch, der die Stimme jenes geisteskranken Weibes kannte.

„Warum noch nicht zur Ruhe, Buresch?" fragte ihn Georg, der sich ungern in seinen Herzensergießungen unterbrochen sah.

„Gestrenger Herr!" antwortete der vom Mitgefühl ergriffene Knappe. „Ihr müßt mir gütigst verzeihen, wenn ich Euch gestört habe. Wenn Jemand sein bewegtes Herz durch Thräne und Gebet beruhigen will, so weiß ich wohl, daß es Unrecht ist, ihn darin zu unterbrechen. Aber nicht um Euch dem beseligenden Genuße zu entreißen, dem ihr Euch hingabet; sondern die Liebe zu Euch, die Furcht um Eure zerrüttete Gesundheit hält mich zurück. Pflegt jetzt der Ruhe, gestrenger Herr! und erlaubt, daß ich die Nacht in Eurer Nähe zubringen darf."

„Deine Angst geht zu weit, mein treuer Buresch!" versetzte in einem freundlichen, sanften Tone der junge Dobřenský, der nach seinem Selbstgespräche und der liebevollen Entgegnung seines, um diese Zeit nicht so sehr durch Körperkraft als durch hellen Geist gewiß seltenen Lanzenknechtes, wieder zu sich gekommen war. „Ich fühle es, Gott wird mich beschützen und stärken und erleuchten; er wird mich nicht hinreißen lassen von dem Strudel der herrschenden, weit verbreiteten Irrthümer; er wird sich auch meiner erbarmen und meinem von Liebe erglühten Herzen Erleichterung schaffen! — Sieh, selbst die wahnwitzige Liduschka, von der Du mir so oft erzählt, ermahnt mich zum Vertrauen auf Gott und zur Ausdauer. Und ich hoffe Margarethen doch noch einmal zu sehen!"

„Das sollt Ihr auch, mein gestrenger Herr! und müßte es mit Gefahr meines Lebens geschehen, das ich so gerne für Euch hingeben möchte! — Der Augenblick ist da, wo ich Euch für die gefahrvollen Mühen, die Ihr mit mir gehabt, werde danken können. Einst lag ich verlassen zu Prag auf dem Krankenbette, an welches mich die Milchschwester des Todes, die Pest, gefesselt, die damals mit einer verheerenden Wuth ganze Städte entvölkerte. Eine ungeheure Glut schien das Eingeweide meines Körpers verzehren zu wollen. Es hätte die Thiere des Waldes zum Erbarmen gebracht, wie ich wehmüthig um einen Trunk Wasser bat, um meine verdorrte Zunge zu befeuchten; aber kein Mensch nahte mir, aus Furcht, sich anzustecken. Als Ihr die Ursache meines Ausbleibens erfahren, kamt Ihr zu mir, ein rettender Engel, und brachtet mir den hochgelehrten Arzt, den Herrn Adam Huber, der durch seine Arzneien ein neues Leben in meine Adern goß. Damals schontet Ihr Euch nicht, und kamt zu mir als Retter in der Noth. Nun, so will ich jetzt auch mich nicht schonen und Alles daran setzen, damit Ihr mit Fräulein Margarethe noch oftmals sprechen könnet. — Gönnet Eurem Körper und Eurem Geiste die nöthige Ruhe, legt Euch getrost zu Bette, und glaubt mir mit Zuversicht, daß es mir eben so leicht gelingen würde, mich in der Burg zu Daubrawitz einzuschleichen, als das Fräulein zu einem Zweigespräche mit Euch außerhalb derselben in dem nahen Eichenwäldchen zu bereden."

Durch seinen Glauben und durch diese tröstende Versicherung gestärkt, suchte Georg sein Lager; aber Buresch verließ ihn nicht und brachte die Nacht wachend in dem Schlafgemache seines Gebieters zu.

Die Uiberraschung.

Als Margarethens Gegenliebe zu Georg von Dobřenský bekannt wurde und sie den Werbungen des jüngern Burgherrn auf Daubrawitz nicht nur mit einer ihn kränkenden Gleichgiltigkeit entgegenkam, sondern sich auch in Gegenwart des ganzen Burggesindes erklärte, nie die Seinige zu werden, wurde sie mit einer Härte behandelt, die man sich gegen den niedrigsten Diener nicht erlaubt haben würde. Nach vollbrachtem Tagewerke, das sie oft auf sklavische Weise verrichten mußte, zog sie sich Abends in ihre seitwärts gelegene Kammer zurück, um nun ganz Ihrem Georg anzugehören. Da fiel manche perlende Thräne auf ihr braunes wollenes Kleid, das sie seit Georgs letzter Anwesenheit zu Daubrawitz gegen das frühere himmelblaue, mit Silber reich besetzte Seidengewand, vertauschen mußte. Nur zu oft wünschte sie, daß der höchste Grad der Schwermuth, der sich ihrer bemächtigte, auch ihr Herz bräche; denn sie fühlte es, früher oder später dennoch unterliegen zu müssen, und mehr als einmal flehte sie zu Gott, daß er sie von ihrer Qual erlöse. Und wenn sie im einsamen Winkel ihrer dunklen Kammer ganz allein saß, wo sie die beiden Engel umschwebten, die Gott den ersten Menschen auf ihre neue Wanderung mitgegeben, als er sie aus dem Paradiese verstieß, nämlich: das klagende Mitleid und die tröstende Hoffnung, und sie in dem Gedanken auflebte, daß es noch ein Wesen gibt, daß so wie sie die Schmerzen der Trennung fühlt, daß es noch ein Wesen gibt, dem so wie ihr die tröstende Hoffnung einen Palmzweig, mit einer Myrthe umschlungen, lächelnd entgegen hielt, und sie ihres Georgs gedachte — dann trat Heinrich von Těmitz vor sie hin und bestürmte sie mit seinen Liebesanträgen, die bei ihren oftmaligen Erneuerungen fast in Rohheit ausarteten, und vergällte ihr auf diese Weise noch die wenigen heiteren Minuten ihres kummervollen Lebens.

Nach einem ähnlichen Auftritte, wo sie der junge Těmina mit der Drohung verließ, sie bei ihrem fortdauernden Eigensinne in dem tiefsten seiner Thürme verhungern zu lassen, warf sich die verzweifelnde Dulderin auf die Knie und rief im Ausbruche der höchsten Wehmuth: „Allerbarmer! der Du den Samen der Liebe so schmerzvoll gesäet, o wolle Dich meiner, wolle Dich unsrer erbarmen! Aus dem trauten Kreise der Meinen, wo ich so ruhig, so glücklich gelebt, hast Du mich herausgerissen, um mich dem Elende Preis zu geben. — Um mich durch folternde Martern zu quälen, ließest Du ihn mich finden, ließest im Arm des Geliebten mich beseligt ruhen. Statt in der prunkenden Halle auf weichem Pflaume zu liegen, muß ich auf diesem elenden Lager, auf vermodertem Stroh, mich winden! — Gerne will ich dies Alles erdulden, mein Gott! will tragen die Last, die Du, mein Schöpfer, mir bestimmt; doch gib, erhabene

Digitized by Google

Vorsicht, mir gnädig ein tröstendes Zeichen, daß er noch lebt, daß er noch meiner gedenkt!"

Da fiel ein Stein zu ihren Füßen, ehe sie noch dies Wort ausgesprochen.

„Woher kommt dies?" sagte sie, indem sie den Stein und zugleich ein Zettelchen erblickte, das um ihn gewickelt war. Mit einer unbeschreiblichen Hast entfaltete sie es und rief, aufs Höchste erfreut: „Es kommt von ihm!" — Hierauf sank sie erschöpft zu Boden.

Zur Zeit, wo von den Bäumen ihre blendenden Blüthen abfielen, fingen die bleichen Wangen Margarethens wieder an aufzublühen, der rosige Schimmer, der so lange auf ihrem Antlitz vermißt wurde, stellte sich wieder mit seinem ganzen Zauber ein, und das Feuer ihres Auges, das durch die Zeit, die sie so qualvoll zubringen mußte, schon zu verlöschen drohte, erneute sich in aller Gluth und erhöhte den Glanz desselben. Selbst die Laute, die sie, seitdem sie ihren Georg zum letzten Male gesehen, nicht mehr berührt hatte und die bestaubt und mit abgerissenen Saiten so lange auf dem Tische geblieben war, wohin sie damals gelegt worden, nahm Margarethe wieder zur Hand und versuchte auf's Neue ihr die sanftesten Töne zu entlocken, welche die Gefühle ihres Herzens entdeckten.

Die Veränderung Margarethens wurde zwar bald von ihren Angehörigen zu Daubrawitz bemerkt, aber Niemand von ihnen konnte die Ursache derselben erklären. Heinrich von Těmitz hatte sie zu seinem Besten gedeutet, weil sie nun anfing, seinen stürmischen Anträgen mit etwas weniger Gleichgiltigkeit als sonst, ein aufmerksames Ohr zu schenken. Dies verschaffte Margarethen den großen Vortheil, daß man sie, wenn auch nicht völlig, so doch wenigstens theilweise zu ihrer vorigen Würde erhob, daß man sanfter mit ihr umging und ihr mehr Freiheit schenkte. Aber daß der treue Lanzenknecht Georg's, daß der wackere Buresch der wohlthätige Arzt war, der zur Wiederherstellung ihrer geschwächten Gesundheit und ihrer frohen Laune beigetragen, hätte bis jetzt Niemand zu Daubrawitz errathen. Beseelt von der Liebe zu seinem Herrn ist es seinem Muthe und seiner List gelungen, sich daselbst einzuschleichen und Margarethen durch ein von Georg an sie gerichtetes Briefchen aufzufordern, den trotzigen Werbungen Heinrichs milder zu begegnen, damit es ihr gelänge, in dem an der Rückseite der Burg gelegenen Eichenwäldchen, das nur durch einige Erlen von dem dort eine Krümmung machenden Aupaflusse getrennt ist, ihren Georg zu sprechen.

Oftmals fand man Beide dort, wenn von der lange schon untergegangenen Sonne nur noch ein röthlicher Schimmer durch das dichte Laub der Eichen zu sehen war, welcher ihr Antlitz mit einer Glut beleuchtete, die nur von der ihrer Liebe übertroffen werden konnte, wenn tausend goldene Sterne durch ihr helles, freundliches Lächeln ihr Wohlgefallen an diesem Liebespaare zu erkennen gaben; wenn der Gesang der Liebe klagenden Nachtigall nur durch das Rauschen eines Blattes, von einem leisen Windhauche bewegt, dem Ohre der Liebenden entzogen wurde, die in Wonne aufgelöst, in den schmelzenden Tönen Philomelens ihre eigenen Gefuhle erkannten. Und fast an jedem Abende, wenn es die freundliche Witterung erlaubte, nahm Margarethe ihre Laute zur Hand und eilte hinab in das Eichenwäldchen, wo sie unbemerkt und unbelauscht mit ihren zarten Fingern den Saiten die seelenvollsten Akkorde entlockte, mit welchen sie das Lied begleitete, das sie zum Empfange ihres Geliebten anstimmte.

In einem Haine, den der Zufall mitten unter dichtverschlungenen Eichen gebildet, als habe er voraus gewußt, daß dort einst die heiligste und geheimste Stätte zweier Liebenden sein werde, in jenem Haine, den gewiß früher keines Menschenfuß betreten hatte und wo es nur ihrem Muthe und ihrer Ausdauer gelungen war, sich durch das wirre Gestrippe und die wuchernden Schlingpflanzen einen Weg dahin zu bahnen — in diesem Haine saß Georg von Dobřenský neben seiner Margarethe. Die Sonne war schon lange hinter den Höhen des nahen Gebirges verschwunden, das hier das waldumkränzte, herrliche Böhmen von dem friedlichen Nachbarlande scheidet. Rein wie ihre Liebe war der von funkelnden Sternen besäte Himmel über ihrem Haupte, von keinem Wölkchen getrübt; nur des Mondes bleiche Scheibe hatte die azurne Bläue des Himmels rings im Kreise etwas verdunkelt, und sein falbes Licht verlieh der zarten jungfräulichen Margarethe — die so eben aufstand um die Laute zur Hand zu nehmen, welche an einem Baumaste hing — ein Strahl von Verklärung. Georg war ganz in dem Anschau'n seiner Geliebten, die ihm wie eine Heilige erschien, versunken und verschlang jeden Laut ihres Liedes, das sie, um ihre Gefühle zu schildern, sich selbst verfaßt:

„Oftmals fließen heiße Zähren
Auf dies feid'ne Bändchen hin.
„Wird der Schmerz denn ewig währen?" —
Fragt sein hoffnungsvolles Grün.

Und das Gold der schönen Schnalle,
Die so zierlich daran hängt,
Die einst in der Väter Halle
Der Geliebte hat geschenkt,

Tröstet es in trüben Stunden
Wenn's die Thräne fallen sieht:
„Hast der Liebe Schmerz empfunden,
Die vom Gold der Treue glüht.

Trotze muthig dem Geschicke,
Das Dich gar so tief betrübt;
Hat er doch im höchsten Glücke
Und im Leide treu geliebt!"

„Ja!" rief er aus; „so wahr gesprochen als gefühlt. Ewig will ich Dich lieben, was Dir und mir auch für ein Verhängniß drohe! Wird uns der Liebe Myrthenkranz nicht zieren, so soll's des Dulders Dornenkrone sein!"

„Sie soll es sein!" sprach Heinrich von Těmitz, dem die fast tägliche Entfernung Margarethens vor Sonnenuntergang schon seit längerer Zeit mehr und mehr auffiel. Er belauschte ihre abendlichen Spaziergänge und entdeckte auf diese Art ihre Zusammenkunft mit dem größten seiner Feinde, Georg von Dobřenský, und trat nun plötzlich, von Zorn und Wuth entbrannt, vor sie hin.

„Hab' ich Dich endlich entlarvt, feile Heuchlerin!" schrie er wie ein Rasender mit drohender, fürchterlicher Stimme. „Dazu benützteſt Du die Dir geschenkte Freiheit, um in den Armen Deines Buhlen Dich seiner wollüstigen Neigung hinzugeben? Seht nur die Keusche, wie sie sich in den Armen ihres Freiers zu krümmen versteht! Laßt sie los! Sie soll dieses Stelldichein fürchterlich büßen!"

Wie eine Leiche war die aufgeschreckte Margarethe durch Heinrichs Erscheinen dahin gesunken. Erst Dobřenský's Bemühungen gelang es, sie zum Leben zurück zu rufen, und schon schlug sie die Augen auf, als sie Heinrich mit der ihm eigenthümlichen Rohheit Georgs Armen entriß: „Laßt sie los, Elender! Ihr habt die Ehre unseres Hauses geschändet; das fordert Genugthuung, und bei Gott, ich muß sie haben!"

Digitized by Google

Bei dieſen Worten griff er pfeilſchnell nach ſeinem Schwerte, aber eben ſo ſchnell zog Georg ſeinen Handſchuh aus, warf ihn vor Heinrich nieder und ſagte voll Würde und Begeiſterung: „Am Tage St. Margaretha, am Tage jener Heiligen, die ich nach Gott und der gebenedeiten Jungfrau über Alles verehre, ſollt Ihr mich auf der Wieſe bei Swiniſſtau finden.“

Und da ſich Margarethe bereits erholt hatte, entfernte er ſich ſchnell aus den Augen ſeines Gegners.

Der Jüngling.

Mit beſtaubten Schuhen, in einen ſchwarzen, durch die Zeit und die brennenden Strahlen der Sonne aber braun gewordenen Mantel gehüllt, der am Halſe durch eine weiße Krauſe zuſammengehalten wurde und an deſſen linker Seite ſich ein gelbtuchenes Rädchen befand; auf dem Kopfe ein Barett aus ſchwarzem Filz, das eben ſo kahl wie das Haupt des Trägers war, welches noch ein ſammtenes Käppchen unter dem Barett bedeckte; und über den Armen an einem Knotenſtocke einen Pack herabhängend, ging, von Skalitz, ſeinem Wohnorte, nach Prag ziehend, der Jude Maier. Er war gewiß einer der Rechtſchaffenſten, denn zu einer Zeit, wo man durch Glaubensſpaltungen in Böhmen jedem andern Konfeſſioniſten abhold war, wurde er von beiden chriſtlichen Parteien „der redliche Maier“ genannt und hatte bei den Angeſehenſten in ſeiner Gegend wenn nicht freien, doch wenigſtens erlaubten Zutritt.

Der Hauptſtadt nahe, drehte er mit beklommenem Herzen ſein Antlitz gegen jene Gegend hin, wo er vor etwa fünfzehn Jahren, als er mit ſeinen Glaubensbrüdern genöthigt war, den Wanderſtab zu ergreifen und das ſchöne, geſegnete Böhmen zu verlaſſen, auf eine ſchimpfliche Art, ein Opfer der ungezügelten Rohheit, geplündert und gegeißelt wurde, und wo er nach der bewilligten Rückkehr jetzt die Seinigen in Frieden zurückließ; ſegnete ſie noch einmal im Stillen und ging mit verdoppelten Schritten jenen Hügeln zu, die ſich von der heutigen Prager Vorſtadt Karolinenthal bis gegen Chwala ausdehnen. Auf dem höchſten Punkte derſelben, wo er vor ſich, wie von einem Flor verhüllt, die von dem Moldauſtrome umſpülte, weit ausgedehnte hunderttthürmige Königsſtadt hatte, wandte er ſich abermals gegen Oſten, gegen ſeine Heimat hin, wo die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne aus ihrem Glutenmeere hervortauchten.

„Der Du beleuchteſt mit Gnade die Erde und ihre Bewohner, der Du mit Deiner Güte täglich die Schöpfung verjüngeſt, wie ſind Deine Werke, o Herr! ſo groß und ſo viel, wie weiſe haſt Du Alles eingerichtet, die Erde iſt voll Deiner Güte!“ —

So ſprach er, ſeinen Blick zum Himmel gerichtet, und wollte eben den Berg hinabſteigen, als ihm von der Seite ein wehmüthiger Seufzer entgegen tönte. Sogleich nahm er ſeine Richtung dahin und fand dort einen Jüngling, der fünfzehn oder ſechszehn Jahre zählen mochte, deſſen Kleidung, wenn auch nicht prächtig verziert, dennoch ſeine höhere Abkunft verrieth. Nur das langſame, manchmal von einem tiefen Seufzer begleitete Athmen zeugte für das Leben desſelben; denn das bleiche, eingefallene Geſicht, das geſchloſſene Auge, die blaſſen Lippen, und die krampfhaft-zuſammengezogenen Hände, die Zeichen der höchſten Entkräftung, würden ihn bald für einen Hingeſchiedenen erklärt haben. Der von Unglücksfällen mancher Art bereits heimgeſuchte Kämmerknecht — ſo nannte man zur damaligen Zeit den Juden — der durch eine reichhaltige Erfahrung, die er ſich durch die ausgeſtandenen Verfolgungen erworben, ſich überall zu rathen wußte, holte aus ſeinem Zwerchſacke ein Fläſchchen mit Waſſer hervor, das jeder fromme Jude zu einem gewiſſen Ceremoniell damals bei ſich hatte, wuſch damit die Schläfe des Jünglings, träufelte ihm einige Tropfen in den Mund, riß vom nächſten Hügel einige Büſchelchen Quendel, hielt ſie ihm gerieben vor der Naſe; und ſo gelang es nach und nach ſeinen Bemühungen, den Jüngling wieder in's Leben zurück zu rufen.

„Gelobet ſeiſt Du Ewiger, unſer Gott, der Du die Todten belebeſt!“ rief der Jude, als der Jüngling die Augen aufſchlug. „Es ziemt mir zwar nicht zu fragen, mein gnädiger, geſtrenger Junker! wer Ihr ſeid,“ fuhr nach einer kleinen Weile der Jude fort; „ſagt mir doch ſchon Eure vornehme Kleidung, daß Ihr von edler Abkunft. — Ihr ſeid gewiß auf eine außergewöhnliche Weiſe hiehergekommen, und ſo erlaubt, daß ich Euch frage, woher Ihr kommet, oder wohin Ihr gehet; denn Ihr ſeid noch zu ſchwach, Eure weitere Reiſe allein anzutreten, auch fehlt es Euren jungen Gliedern an Kraft, den geſchwächten Körper fortzutragen, und ich würde Euch, falls Ihr nichts dagegen habt und es meine Reiſe geſtattet, eine Strecke begleiten.“

Der Jüngling, der ſich nun vollends erholt und in Kleidung und Sprache ſogleich den Juden erkannt hatte, konnte vor Staunen und Verwunderung nicht zu Worte kommen.

„Guter Mann! den ich beim erſten Anblicke verkannte, den ein Anderer verhöhnen würde, nimm die Verſicherung, daß ich Dir als meinem Lebensretter ewig dankbar ſein will,“ ſagte er endlich. „Wenn Dich Dein Weg in jene königliche Hauptſtadt führt, die ſich majeſtätiſch zu unſern Füßen ausdehnt, ſo erlaube mir, daß ich den Weg dahin in Deiner Begleitung antreten und auf Deinen Arm mich ſtützen darf; denn eine zu lange, und für mein Alter zu beſchwerliche Fußreiſe hat mich meiner Kräfte beraubt.“

Der Jude, der mit vornehmen Perſonen noch nie in eine ſolche Berührung gekommen, wußte nicht genug für die Ehre zu danken und bot freudig ſeine rechte Schulter dar, auf welche ſich der Knabe ſtützte; in die Hand gab er ihm ſeinen Stock und band ſein Päckchen nun quer über den Rücken. Sie gingen kaum fünfzig Schritte, als ſie den Hufſchlag mehrerer Pferde hinter ſich ertönen hörten.

„Laßt uns auf die Seite gehen,“ ſagte Maier zu ſeinem Reiſegefährten; „denn was man zur Zeit vernachläßigt, ſchadet in der Folge doppelt. So auch hier, ich kann dem Reiter in ſeiner Eile ein Hinderniß ſein, und mir kann er ein Unglück bringen.“

Sie waren kaum von der Straße abgewichen, als die Reiter im wilden Galopp herangeſprengt kamen. Der Jude neigte ſich tief und brachte ihnen ſeinen Morgengruß dar.

„Schweig, heilloſer Jude!“ ſchrie einer der Reiter. „Gebt Acht, Kameraden, der Tag endet unglücklich, wenn das erſte lebende Ding, das Einem begegnet, ſo ein Unthier iſt.“

„Halt!“ ſagte der Zweite. „Sei nicht ſo ungeſtüm, Preslaw. Sprich, bärtiges Weſen, deſſen Name mir unbekannt iſt und den ich auch nie ausſprechen würde, wenn ich ihn auch wüßte, weil er ſtets nach dem Teufel riecht. Iſt Dir nicht auf Deiner Reiſe ein Trupp Reiter begegnet, der ein Fräulein mit ſich führte?“

„Weiß Gott, mein gnädiger Herr! ich bin auf dem ganzen Wege nicht einem bewaffneten Manne begegnet, noch weniger aber einem Fräulein,“ erwiederte unter tiefen Bücklingen der Jude.

Digitized by Google

„Wie Dir nur einfallen konnte, einen Mann zu befragen, der zur verstocktesten Nation gehört, die sich das Ohr verstopft, um nicht auf das Wort Gottes zu hören," sagte hierauf der erste Reiter und trabte mit den übrigen davon.

„Leidendes, duldendes Volk, wird der Tag Deiner Verheißung nie erscheinen, wirst Du nimmer einziehen in die Zions-Burg, und nimmer Deine Opfer bringen in den geheiligten Tempel zu Jerusalem!? Gott meiner Väter, erbarme Dich Deiner verirrten, verlassenen Herde!" So sprach der Jude zu sich selbst und mehr als eine Thräne fiel auf seinen grauen Bart.

„Was ist Dir, Alter?" fragte der Jüngling bewegt.

„Nichts!" erwiederte der Jude. „Ich glaubte unter diesen Reitern einen Menschen aus meiner Gegend zu sehen; denn irre ich mich nicht, trug einer von ihnen das Wappen der Témitzer, des gnädigen Burgherrn zu Daubrawitz."

Der ohnedies gesprächige Maier, der nicht bemerkte, wie sein Begleiter bei dem vorhin ausgesprochenen Worte zusammenfuhr, wurde immer vertrauter, und indem beide den Berg hinab gegen die Stadt gingen, erzählte er, daß er von Skalitz sei und im Jahre viermal nach Prag reise, um dort verschiedene Waaren einzukaufen; er erzählte auch von seiner ausgebreiteten Bekanntschaft nicht nur mit seinen Glaubensbrüdern, sondern mit all den vornehmen Herren in der Umgebung von Skalitz, und verscherzte so dem Jünglinge, der ihm stets ruhig zuhörte, die Zeit.

Je näher Beide der Hauptstadt kamen, desto bunter wurde auch das Gewühl der Menschen und desto mehr wurden die beiden Wanderer angestaunt, denn es gehörte zu der größten Seltenheit damaliger Zeit, einen so wohlgebildeten, vornehmen jungen Herrn in Begleitung eines Juden auf offener Straße zu sehen.

Vor dem Stadtthor fragte der Jüngling den Juden: „Sage mir, kennst Du den Herrn Georg von Dobřenský auf Třebessow?"

„Du mein Gott!" erwiederte jener; „ob ich den gnädigen Herrn Georg von Dobřenský kenne, auf seinem Herrensitze zu Třebessow, eine halbe Stunde von Skalitz entfernt! Fragt mich, mein gestrenger Junker, ob ich mein Morgengebet auswendig weiß, und ich werde Euch beide Fragen mit einer gleichen Sicherheit bejahen. Ob ich den gnädigen Herrn kenne, dessen Güte sich unzählige Male schon so herablassend gegen mich gezeigt hat, dessen Verwandte im ganzen Lande ausgebreitet leben und gewaltig viel Gutes stiften!"

Kaum waren sie durch das Stadtthor gegangen, so sagte der Jüngling zu Maier: „Wenn Du heim kommst, ehrlicher Jude, so bringe Georg von Dobřenský diese Schleife, und sage ihm, daß Margarethe von Daubrawitz im St. Georgenstifte zu Prag bis zu ihrem Tode seiner harren wird!"

Mit diesen Worten drückte der Jüngling dem erstaunten Juden eine grüne Schleife und ein Goldstuck in die Hand, und verlor sich in eine der Seitengassen.

Vergebens hatte ihn der erstaunte Jude in allen Theilen dieses Stadtviertels gesucht.

Der Zweikampf.

Zorn- und wuthentbrannt sprangen die Herren Témina von Témitz eines Tages von ihrem Tische auf, als man ihnen die Nachricht überbrachte, daß das Burgfräulein, so hieß Margarethe zu Daubrawitz, seit vergangenem Mittag vermißt werde.

„Das ist Dobřenský's Werk!" schrie racheglühend Heinrich; „aber bei allen Teufeln, er soll es büßen!"

Nach allen Gegenden wurden Boten ausgeschickt um Nachforschungen über Margarethens Flucht einzuziehen, die seit der Zeit, wo sie Heinrich in den Armen ihres Georgs überrascht hatte, auf das Grausamste behandelt wurde. Trotz jeder List und jeder Umsicht, mit welcher sie die Nachforschungen anstellten, wollte sie dennoch Niemand in der Umgebung gesehen haben; und als endlich die Boten, die nach Prag geschickt wurden — weil man sie bei ihren dortigen Verwandten vermuthete — unverrichteter Sache zurückkamen, so schickte der alte Témina einen seiner verschmitztesten Diener nach Třebessow, mit der Aufforderung: Georg von Dobřenský möge die bei sich verwahrte Margarethe ausliefern; denn er glaubte jetzt selbst, daß die von seinem Sohne aufgestellte Behauptung: Margarethe halte sich bei Georg verborgen, wahr sei, da alle angestellten Versuche, sie zu erspähen, fruchtlos blieben.

Noch an demselben Tage kam der Diener mit der Nachricht zurück, daß Georg seine ritterliche Ehre verbürgt habe: Margarethen seit der letzten Zusammenkunft im Eichenwäldchen nicht gesehen, und von ihrem Schicksale nichts erfahren zu haben, daß er bei der erhaltenen Kunde von ihrer Abwesenheit vor Schmerz ganz außer sich war, und daß er selbst sich bemühen werde, die bestmöglichsten Erkundigungen über ihr Verschwinden aus der Gegend einzuziehen, weil er es nicht überleben könnte— so berichtete der Bote weiter — zu erfahren, daß sich seine Margarethe irgend ein Leid zugefügt habe.

Wenn auch die Burgherren auf Daubrawitz die abgesagtesten Feinde Georgs waren, so glaubte wenigstens der Aeltere, daß Georg von der Flucht seiner Nichte nichts wisse, denn dessen Rechtschaffenheit war allbekannt und man hatte die Ueberzeugung, daß Dobřenský nie seine ritterliche Ehre gegen eine Unwahrheit verpfände. Uebrigens versicherte der abgesandte Diener — dem seiner Schlauheit wegen dies Geschäft übertragen worden — weder in den Mienen der Třebessower Etwas gelesen zu haben, das für die Anwesenheit Margarethens gesprochen, noch sonst durch sein Spioniren dort eine Spur von ihr entdeckt zu haben. —

Indeß rückte immer mehr die Zeit heran, wo der Zweikampf auf der Wiese bei Swinisstan vor sich gehen sollte. Dobřenský ließ Alles gehörig vorbereiten. Zur linken Seite der Wiese, an das gegen Daubrawitz grenzende Ende derselben, wurde das Wappen der Herren von Témitz aufgerichtet; zur rechten Seite aber das Wappen der Dobřenský, in welchem der nicht lange vorher darin aufgenommene Storch glänzte.

Der verhängnißvolle Tag war nun da, an welchem ein Gottesgericht, wie man dazumal den Zweikampf nannte, vor sich gehen sollte. Noch einmal zeigte sich Heinrich seinem Vater, um von ihm Abschied zu nehmen, falls ihm, wie er selbst sagte, was Menschliches begegnete, dann zog er hinaus aus der Burg in Begleitung seines Knappen.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die Spitzen der Sudeten und spiegelten sich in der stählernen Rüstung, die Heinrich vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckte. Hundert Schritte kaum geritten, bäumte sich plötzlich sein Pferd und sträubte sich weiter zu gehen, und als er über den Kopf desselben herabblickte, um die Ursache seines wilden Stampfens und Bäumens zu erforschen, bemerkte er, daß sich etwas Lebendes auf der Erde bewege, dessen sonderbare Gestalt einem Klumpen glich, der mit zerrissener Leinwand bedeckt war, und dessen ächzendes Gestöhne ihn befremdete. Sogleich befahl er

Digitized by Google

seinem Knappen, dieſe ſeltſame Erſcheinung zu unterſuchen. Dieſer war noch nicht vom Pferde geſtiegen, als die Geſtalt ſich aufrichtete und mit drohender Miene ſich zu dem Ritter wendete.

„Oho! Kennt mein gebietender Junker nicht mehr ſeine treue Beſchließerin?“ ſprach Lidušcka. „Ich habe ein gutes Gedächtniß, wenn ich Eure Burg vor Augen habe, und fluche darum Eurem Vater, der mir meinen Gott rauben wollte. Die Leute ſagen, daß ich den Verſtand verloren; aber es iſt nicht wahr. Ich kann noch immer die Zinnen von Daubrawitz von einem Kirchthurme unterſcheiden; allein meine Ruhe hat er mir genommen, d'rum fluche ich ihm. Folge Deinem Pferde, Heinrich, und kehre zurück. Der Fluch des Vaters hängt an jedem Deiner Schritte. Du wirſt heute nicht glücklich ſein, denn ich bin Dir begegnet und habe noch keinem Těmitzer auf ſeinem Wege Glück gebracht. Kehr' um, ſo wirſt Du die ſchwarze Geſtalt ſehen, die Dich verfolgt. — Du willſt nicht? Nun ſo fahre hin! Ich habe das Meinige gethan, und will jetzt für Dich beten!“

Hier nahm ſie wieder ihre vorige Stellung an, und Heinrich, den dieſe Worte erzürnt hatten, gab ſeinem Pferde die Sporen, und jagte unter ſchallendem Hohngelächter über die kniende Lidušcka hinweg.

Es mochte gegen die zehnte Stunde geweſen ſein, als Georg von Dobřenſký ſich das Bruſtſtück ſeiner Rüſtung umſchnallen ließ. Nur ungern vermißte er unter ſeinem Gefolge bei dem Zuge nach Swiniſſtan ſeinen treuen Bureſch, der ſich ſchon einige Tage vorher krank gemeldet hatte. Nun gürtete er ſich das Schwert um und, nachdem er die heilige Meſſe angehört und das heilige Abendmal empfangen hatte, ſchwang er ſich auf ſein Roß und ritt dem zum Kampfe beſtimmten Platze entgegen, wo ihn bereits Heinrich von Těmitz mit ſeinem Knappen erwartete.

Nochmals forderte jetzt dieſer den Ritter Dobřenſký zum Zweikampfe auf, und klagte ihn nicht nur der Beleidigung an ſeiner Perſon an, weil er ihm das ihm von ſeinem Vater zugeſagte Fräulein Margarethe, durch die ihr aufgedrungene Liebe entzogen habe; ſondern er klagte ihn auch an, daß er die Ehre ſeines Stammes geſchändet, indem er die vermißte Margarethe zu Třebeſſow verborgen halte.

Georg hingegen ſchwur bei allen Heiligen, ſie ſeit ihrer Abweſenheit von Daubrawitz nicht geſehen, und ihre Flucht erſt durch den an ihn abgeſchickten Boten erfahren zu haben.

Indeß hatte ſich die Sonne emporgeſchwungen bis zur Mittagshöhe und verſendete ihre glühenden Strahlen, die wie Flammenpfeile zur Erde herabſchoſſen. Die beiden Kämpfer nahmen ihren Platz ſo ein, daß ſie Sonne und Wind gleich getheilt empfingen und von einem gleichen Lichte beſchienen wurden. Hell funkelten beim Sonnenſcheine die blanken Schwerter. Heinrich führte ſeine Streiche mit einer verzweifelnden Wuth und mit einer ſolchen Kraft, als ob er mit jedem Hiebe ſeinen Gegner zerſpalten wollte; aber immer beugte dieſer jedem Hiebe mit einer unvergleichlichen Gewandtheit aus. In einem Momente, wo Georg von Dobřenſký ſein Schwert gegen Heinrich zuckte, ſchlug ihn der Letztere auf eine beſonders geſchickte, aber unerlaubte Weiſe, die von den Wenigſten bemerkt wurde, mit dem ſeinen ſo auf den Kopf, daß der Helm zerſprang und Georg zu Boden ſank.

„Betrug!“ ſchrie Jemand aus der Menge. „Der letzte Streich wurde wider alle Rechte geführt!“

Da der Hieb jedoch mit einer ſolchen Geſchicklichkeit geführt wurde, daß ihn der kunſtgewandteſte Kämpfer kaum bemerken konnte, ſo blieb der Zuruf unbeachtet. Wenn auch der größte Theil der Anweſenden den Ausgang des Kampfes zu Gunſten Georgs gewünſcht hatte, ſo huldigte er dennoch dem Sieger, jenen Kriegern gleich, die, wenn ſie ihren Feldherrn erſchlagen ſehen, und ſich zu ſchwach fühlen ihn zu rächen, ſich ergeben.

Nur Wenige blieben bei Georg, die Meiſten folgten Heinrich von Těmitz, der in Begleitung der Seinigen wie im Triumphe noch Swiniſſtan zog, dem erſten Dorfe auf Dobřenſký's Gebiete. Plötzlich fiel dort aus einem kleinen Häuschen ein Schuß und Heinrich ſank getroffen vom Pferde.

Wie Raſende ſtürmten einige ſeiner Begleiter hinein, und brachten den bitterlächelnden Bureſch heraus, der, nachdem er ſeinen Herrn durch den ſichern Schuß gerächt hatte, ſich ohne Widerſtand gefangen nehmen ließ. Er war es auch, der die Menge durch den Zuruf: „Betrug!“ auf die von Heinrich gebrauchte Finte aufmerkſam machen wollte.

Er wäre gewiß unter den Schwertern erlegen, wenn nicht Georg von Dobřenſký auf ſeinem Schimmel daher geſprengt wäre. Die Kraft des gegen ihn geführten Streiches hatte ihn nur in einen Grad von Betäubung verſetzt, von welcher er durch das Lüften ſeines Gewandes und durch die Abnahme ſeines Helmes baldigſt befreit wurde.

Wie der mit dem Tode ringende Heinrich Georgs gewahr wurde, ſtreckte er ihm ſeine Rechte entgegen und nahm in wenigen Worten Abſchied von ihm und den Seinigen.

„Dobřenſký wäre ungerecht gefallen, doch mich hat Gott gerichtet,“ war das Letzte, was er ſprach.

„Dich hat Gott gerichtet! ſchrie Lidušcka, die ſich durch die Menge herauswand, welche ihr gern und mit einer gewiſſen Scheu Platz machte, „Dich hat der Dreieinige gerichtet, den Du verhöhnt haſt, der aber mein Bitten und meinen Fluch erhörte. Jetzt bin ich in jeder Stunde zum Sterben bereit, ſobald Du es, mein Herr, befiehlſt; habe ich doch meine Rache geſättigt. Wie es mir wohl thut, ihn ſo zu ſehen! Aber beten will ich für ihn,“ ſagte ſie dann mit leiſer Stimme und fiel wie gewöhnlich auf die Knie.

Die Anhänger Heinrichs, die dieſen Akt der Lidušcka für eine Schändung der Leiche betrachteten, ſchleppten ſie von derſelben weg. Die Wahnſinnige wollte ſich von ihnen losreißen, ſtürzte aber dabei mit dem Kopfe auf einen Stein und fiel rücklings nieder, um nie wieder aufzuſtehen. Noch einmal wollte ſie die Hand zum Zeichen des Kreuzes gegen die Stirne führen, aber eine plötzlich eingetretene allgemeine Lähmung hinderte ſie daran.

Die nunmehr aufgereizten Freunde des jungen Těmina fielen über Bureſch her; aber Georg, von der neuerdings erprobten Treue ſeines Knappen bis zu Thränen gerührt, verſprach denſelben dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, um ihn ſo ihrer Wuth zu entziehen.

Dem bedeutenden Einfluſſe Georgs gelang es, und auch das Selbſtgeſtändniß Heinrichs trug viel dazu bei, das gegen Bureſch verhängte Todesurtheil in eine Landesverweiſung zu verwandeln. Die Leiche Heinrichs aber ließ er, vielleicht weil derſelbe auf ſeinem Gebiete geſtorben, mit allen ihr gebührenden Ehren in der Kirche zu Třebeſſow beiſetzen, und an jener Stelle, wo er in Swiniſſtan ſeinen Geiſt aufgegeben, ein Denkmal errichten.

Vierzehn Tage waren nach jener Kataſtrophe vergangen. Dobřenſký hatte ſich bereits gänzlich erholt und brachte ſeine Zeit mit Nachforſchungen über Margarethens Schickſal zu, als ſich eines Tages ein Jude aus Skalitz melden ließ.

Digitized by Google

Mit gewohnter Leutſeligkeit empfing ihn Georg, und jener erzählte von ſeiner wunderbaren Zuſammenkunft mit dem Jünglinge bei Prag, und wie er denſelben in die Hauptſtadt begleitet habe; und entledigte ſich hierbei ſeines Auftrages an Georg, indem er die bewußte Schleife mit den Worten überbrachte, daß ihn Margarethe von Daubrawitz im St. Georgenſtifte erwarte. Georg erkannte die Schleife Margarethens und ſchöpfte hieraus die tröſtende, freudige Ueberzeugung, daß jener Jüngling ſie ſelbſt geweſen ſei, die, um der grauſamen Behandlung bei ihren Verwandten zu entgehen, Schutz und Zuflucht in jenem Kloſter geſucht habe.

Reich beſchenkt entließ er den Juden und reiſte ſogleich nach Prag, wo ihn Margarethe, die indeß den katholiſchen Glauben angenommen, ſehnſuchtsvoll mit offenen Armen empfing, und als er ihr Heinrichs Schickſal erzählte, vergoß ſie die letzte Thräne der Wehmuth; denn unzählige Freuden harrten dann ihrer, die ſie noch lange als Dobřenſký's Gemalin genoß, deſſen Beſitzungen ſich über Miskoles und Chwalkowitz ausdehnten, und deſſen Ruf in immer größerem Anſehen ſtieg.

Bald nach der Vermälung Dobřenſký's ſtarb kinderlos der alte Těmina aus Gram über den Tod ſeines Sohnes.

Noch jetzt findet man in der Kirche zu Třebeſſow einen Leichenſtein, auf dem man die abgebrochenen Worte leſen kann: Leta Pá .. Pán Bůh ráčil povolati urozeného a stateč-ného rytíře ... Těmina z Těmic na Daubrawici nad Ypau, zde odpočív ... Auch war im Jahre 1813, nahe bei jenem Häuschen, das neben dem herrſchaftlichen Garten zu Swiniſtan ſteht, und das ſeit langer Zeit ſchon in der Familie Bureſch erblich iſt, eine Säule zu ſehen, die als Erinnerung jenes Zweikampfes von Dobřenſký errichtet wurde, und die dann durch verſchiedene Baulichkeiten verloren ging. Auch ſoll zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts eine Anzeige an das chwalkowitzer Amt gekommen ſein, daß im Banate ein gewiſſer Bureſch ohne Erben geſtorben ſei.

Das Kind der Galeerenſklaven.

Geſchichtliche Novelle von L. F. A. (Mit einem Holzſchnitte.)

Im Jahre achtzehnhundert machte der erſte Conſul eine Rundreiſe in Frankreich, und kam auf derſelben auch nach Rochefort. Nachdem er hier Alles: Hafen, Rhede, Fort, Zeughaus, das Innere und Aeußere der Stadt mit ſeinem Adlerblicke, d. h. in einem Nu beſehen; in ſeinem Geiſtesfluge, d. h. mit einer Schärfe, der nichts entging, bemerkt hatte, beſuchte er zu guter Letzt noch die Behauſung der Galeerenſklaven.

Das Staatsoberhaupt von Frankreich in der Behauſung der Galeerenſklaven, das war bis jetzt beiſpiellos, und ſo wenig hatte ſich das hier dirigirende und beaufſichtigende Perſonal dieſes Beſuches verſehen, daß der hohe Gaſt Alles recht in ſeiner natürlichen Geſtalt und Ordnung und Einfachheit und — kurz, daß er Alles ſo fand, wie man, iſt ein Wunſch für's allgemeine Beſte erlaubt, wol wünſchen mag, daß Inſpicienten dieſes Ranges es immer finden möchten.

Es kann uns wenig intereſſiren, ob und wie der erſte Conſul mit dem, was er eben fand, zufrieden war; weder wie er ſich über Beſtand und Einrichtung dieſer Stätte der Trauer gegen Präfekt und Inſpektor äußerte; aber erwähnen muß ich, daß er vom Unterſten bis zum Oberſten, vom Aeußerſten bis zum Innerſten Alles mit einer ſolchen Genauigkeit durchging, als wenn er nur, oder doch vorzüglich dieſer Stätte und deren Bewohnern zu Gefallen nach Rochefort gekommen wäre. Zuletzt trat er in den Saal, in welchem die Galeerenſklaven verſammelt waren.

Ich will nicht ein Bild, das uns ohnehin überall in mehr oder minder gräßlichen Zügen vor Augen tritt, ich will nicht ein Bild menſchlicher Laſterhaftigkeit und ihrer Folgen, des Elends und der Verzweiflung, entwerfen, und deswegen bemerke ich nur, daß der erſte Conſul den vor ihm ſtehenden Unglücklichen, es waren größtentheils ſchauerliche, abſchreckende Geſtalten, alle die Theilnahme ſchenkte, die der Mann, deſſen Auge über Alles wachen, deſſen Hand Alle beſchirmen ſoll, auch noch den Geſtalten des Schauers und Schreckens zu ſchenken ſchuldig iſt. Ausführlich erkundigte er ſich bei ihnen ſelbſt nach dem, was ſie zu leiſten hatten, und nach dem, wie man ſie behandelte. Er richtete bald an Dieſen bald an Jenen eine Frage über ſeine früheren Lebensverhältniſſe, über die Urſache ſeines Hierſeins und — plötzlich wendete er ſich zu dem hinter ihm ſtehenden Präfekten:

„Pour l'amour de Dieu! qui est cet enfant? Quoi cet enfant ici?“ („Um Gotteswillen! Wer iſt dieſes Kind? Was macht dieſes Kind hier?“) — indem er auf einen, etwa ſechs bis ſieben Jahr alten Knaben zeigte, der in der zweiten Reihe hinter einem ſtämmigen und unheimlich ausſehenden Galeerenſklaven ſtand, und den ſeine alten Kameraden ängſtlich zu verbergen ſuchten, während er, neugierig, den Kopf bald rechts, bald links, durch zwei ſich berührende Arme zu drängen ſuchte.

„Wer iſt dieſes Kind, Herr Präfekt?“

Aber der Herr Präfekt wußte es nicht und, genau genommen, die Antwort gehörte in's Departement des Galeeren-Inſpektors, der denn auch auf einen verlegenen Wink des Präfekten um die Erlaubniß bat, antworten zu dürfen, aber mit ſeiner Antwort nicht weiter kam, als: Bürger Conſul, dieſes Kind iſt.... Monſeigneur, dieſes Kind iſt....“

Vermuthe nicht, lieber Leſer, daß es mit dieſem Kinde ein ganz beſonderes Bewandniß haben müſſe, deshalb, weil der Galeeren-Inſpektor in ſeiner Antwort perplex ſtand. — Nein! nein! dieſem Manne gegenüber ſtanden nach ganz andere Leute, und oft ohne alles Bewandniß, perplex ....

„Eh bien! de qui l'enfant? (Alſo, weſſen Kind?)“

„Monſeigneur, es iſt das Kind eines Galeerenſklaven.“

„Bah! comment ça? (Bah! Wie kann das ſein?)“

Das Kind, welches noch länger zu verbergen, die Hehlmänner keinen Grund mehr ſahen, hatte ſich während dieſer Worte in die Front gedrängt. Ein offenes, freundliches Geſichtchen, auf dem eine geiſtreiche Phyſiognomie ſchon ihren Anflug genommen hatte; ein großes blaues Auge unterhalb einer ſanft anſtrebenden Stirne; der kleine Kopf mit blonden Locken dicht bedeckt; in ſchön geformten, ſchneeweißen Händchen eine Galeerenmütze haltend, in nett anſchließender Galeerenkleidung und mehr als ſauberen Schuhen und Strümpfen; ſo ſtand der Knabe vor dem erſten Conſul, grade als er ſein „comment ça?“

Digitized by Google

an den Inſpektor gerichtet hatte, und erhöhte auf eine ſo liebliche Art die Aufmerkſamkeit ſeines Intereſſenten, daß der Befragte eben Zeit genug gewann, um ſeine Gedanken auf das comment ça zu ordnen und dann etwas gefaßter zu beginnen:

„Bürger-Conſul! der Vater dieſes Kindes war hier Galeerenſklave. Er war ein Menſch, der tiefes Mitleid verdiente, weil ihn nicht ſowol Laſterhaftigkeit als Unglück zum Verbrecher gemacht hatte. Als er ſeine Strafe antrat, mußte er dieſes Kind, das damals drei Jahre alt war, in der Welt zurücklaſſen, und ein Weib, in deſſen Händen es nicht gut aufgehoben war, hatte es aufgenommen. Der Vater bejammerte fortwährend die Trennung von ſeinem Kinde und wünſchte ſich keine andere Gnade, kein anderes Glück, als es bei ſich haben zu dürfen. Ich weiß, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt habe; aber Bürger-Conſul, das Herzeleid dieſes Menſchen, der überdies kränklich war und nur mit todtender Anſtrengung den hier geforderten Arbeiten nachkommen konnte; es bewegte mich in meinen Innerſten, und kurz, Bürger-Conſul, ich muß mich für ſchuldig erkennen: ich habe dem Manne, dem Vater, erlaubt, das Kind zu ſich zu nehmen."

„Humain, fort humain (menſchlich, ſehr menſchlich)," ſprach der Conſul vor ſich hin und fragte nach dem Vater.

„Dieſer," fuhr der Gefragte fort, „ſtarb bald und vermachte das Kind ſeinem Zellkameraden." — Bei dieſen Worten zeigte der Inſpektor auf jene ſtämmige, unheimliche Geſtalt, hinter welcher das Kind ſich erſt verborgen gehalten hatte. Es war ein Menſch von etwa vierzig Jahren, und wenn er unter ſeinen Unglücksgefährten allerdings Einer von denen war, die am meiſten auf ſich geladen hatten, ſo konnte ihm dennoch das Zeugniß nicht verſagt werden, daß er dieſe Zeit her, d. h. ſeit zwei bis drei Jahren, Spuren der tiefſten Reue verrieth, daß ihm die Ausbrüche, welche in Verzweiflung an Gott und Menſchen an ſolchen Orten nur zu gewöhnlich ſind, längſt fremd geworden waren, und daß er, trotz der Unheimlichkeit, mit welcher ſich das Bewußtſein der Schuld über ſein ganzes Weſen gelagert hatte, dennoch den Regungen des Beſſeren, ſelbſt Edleren, nicht unzugänglich war.

„Bürger-Conſul," fuhr der Inſpektor fort, „es war damals unmöglich ein ſo unglückliches Kind irgendwo verſorglich unterzubringen, und, darf ich aufrichtig ſein, ich ſehe auch jetzt noch keinen Weg dazu. Bin ich ſträflich, daß ich der zuſtändigen Behörde von dem Hierſein dieſes Kindes keine Anzeige gemacht habe, ſo entſchuldigt mich die vollkommene Ueberzeugung, daß auch dieſe Behörde eben ſo wenig wie ich Mittel und Wege zur Verſorgung des Kindes gewußt hätte, während ich mir mit der Hoffnung ſchmeichle, dasſelbe, wenn es noch etwas größer und ſtärker geworden ſein wird, doch irgendwo unterzubringen, wenn bis dahin nicht von Staats wegen für ſo unglückliche, verlaſſene Kinder überhaupt geſorgt wird."

Der erſte Conſul heftete während dieſem ſein Auge, und, wie es ſchien, nicht ohne Wohlgefallen, auf den Knaben, der ſo furchtlos, ſo traulich an ihn hinaufblickte, als wenn er ſchon längſt an ſolch einen Hinaufblick gewöhnt geweſen wäre.

„Und das Kind iſt gut gehalten," bemerkte der erſte Conſul, indem er ſich wieder zu dem Inſpektor wendete.

„In der That, Monſeigneur, ſehr gut; und es wäre ſchlecht von mir, zu verſchweigen, daß dieſe gute Unterhaltung des Kindes das Verdienſt ſämmtlicher Galerieuns iſt. Sie wollen mir glauben, Bürger-Conſul, daß ich trotz meiner beſchränkten Beſoldnng und einer zahlreichen Familie an dem Kinde ſelbſt das Nöthigſte thun würde; dieſe Leute aber vindiciren alle Sorge um dasſelbe für ſich ſelbſt. Ich muß nämlich bemerken, daß ſie Gelegenheit haben wöchentlich ein paar Sous zu verdienen, indem ſie an Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienſte, innerhalb des Hauſes und unter Aufſicht, kleine Schnitzarbeiten, vorzüglich Klammern zum Aufſpengeln der Waſche, verfertigen. Auf dieſe Weiſe verfügt Jeder über einige Sous und von dieſen gibt Jeder wöchentlich einen halben zur Erhaltung des Kindes ab. Das geſchieht ſo regelmäßig und ſo genau, daß ſich Einer eher den halben Sous von ſeinem Kameraden borgen würde, ehe er ihn fur dieſen Zweck ſchuldig bliebe. Das Geld kömmt in die Hände ſeines Pflegvaters, der es denn auch ſo gewiſſenhaft verwendet, daß Jeder überzeugt iſt, es bedürfe keiner Kontrole. Er ſelbſt, der Geſchickteſte unter den Arbeitern, verſagt ſich auch die geringſte Erquickung, um ſeinen ganzen Verdienſt an das Kind zu wenden, und bereits hat er auch nach und nach zwanzig Franks für dasſelbe zuſammgeſpart und in meine Verwahrung gegeben. Uebrigens genießt das Kind ſeit einem Jahre auch Schulunterricht, was, wenn mir Monſeigneur eine Bemerkung erlauben, ein Vortheil iſt, deſſen ſich nicht alle Kinder, ſelbſt in anderen beſſeren Verhältniſſen, zu erfreuen haben dürften."

Der erſte Conſul, welcher die ſeltene Fähigkeit beſaß, genau zu faſſen, was ihm vorgetragen wurde, und ſeinen Blick mit etwas ganz Anderem zu beſchäftigen, muſterte, während der Inſpektor ſprach, noch Einmal die ganze Geſellſchaft der vor ihm ſtehenden Unglücklichen, und ſchärfer betrachtete er unter ihnen den, der ihm als Erblaßhalter des Kindes bezeichnet worden war. Dann wieder zu dem Inſpektor gewendet:

„Bien, Monsieur, bien! Mais pour la moralité — quoi! (Gut, mein Herr, gut! Aber hinſichtlich der Moralität — was!)"

„Bürger-Conſul," antwortete der Inſpektor, „ich habe leider die Erfahrung, daß Menſchen in einer verzweiflungsvollen Lage ſich in gränlichen Ausbrüchen gegen Sittlichkeit und Religion zu ergehen pflegen. Ich habe dieſes Laſter, womit ſich Verſtoßene gleichſam an Gott und der Menſchheit rächen wollen, auch hier nicht, wenigſtens nicht erklecklich, bändigen können; allein ich darf verſichern, daß in Gegenwart dieſes Kindes kein Galerien ein unſläthiges oder gar gottesläſterliches Wort ausſtößt, und ich weiß durch die Rapporte der Aufſeher, daß jedes nicht geheuere Wort, wenn es auch ſchon auf den Lippen iſt, noch verbiſſen wird, ſobald Einer bemerkt: „das Kind kommt." Bezeugen muß ich, daß ſein Pflegevater, ehemals der Unbändigſte in Allem, was nur Verzweiflung eingeben kann, ſchon längſt ein ruhiger, ſittlicher, ja, ich kann getroſt ſagen, ein Gott ergebener Menſch iſt, und ich bin überzeugt, daß er dieſe glückliche Veränderung ſeines Charakters dem Einfluſſe verdankt, den dieſes Kind auf ihn genommen hat."

Der Galeeren-Inſpektor ſuchte bei ſeiner, übrigens richtigen Darſtellung des Sachverhaltes wol nur ſein Dienſtvergehen bei dem erſten Conſul möglichſt zu entſchuldigen, während er nicht nur auf dieſen, ſondern auch auf deſſen Gefolge den tiefſten Eindruck machte. Der erſte Conſul ſtand einige Augenblicke nachdenkend, und dann zum Präfekt gewendet:

„Bon! bon! cependant l'enfant dorenavant ne doit plus demeurer ici (Gut, gut; jedoch das Kind darf fortan nicht mehr hier bleiben) —" als der im Gefolge ſich befindende Maire der Stadt einen Schritt näher trat und erklärte, das Kind zu ſich nehmen und beſtens für dasſelbe ſorgen zu wollen.

„Brav," erwiederte der erſte Conſul, „recht brav, Herr Maire; und das noch heute, noch heute thun Sie es."

Digitized by Google

Mit dieſen Worten brach er ſeine Inſpicirung ab und ſchritt der Thüre zu, als unter den Galeriens ein allgemeines Gemurmel und Töne heftigen Weinens hörbar wurden. Der erſte Conſul wendete ſich wieder:

„Wir bitten um die einzige Gnade," tönte es wie aus Einem Munde, „das Kind von Zeit zu Zeit ſehen, und uns von ſeinem Befinden überzeugen zu dürfen."

„Das iſt billig, ſehr billig," bemerkte der erſte Conſul, „und ich will es," ſetzte er hinzu.

„Es wird dieſes, wenn Sie, Monſeigneur, nicht anders befehlen, jeden Sonntag geſchehen," ſprach der Maire.

„Langes Leben dem Bürger-Conſul! — Gott ſegne den Bürger-Conſul!" tönte es aus den Reihen der Galeerenſklaven hinter dem hohen Gaſte, während der am Eingang poſtirte Aufſeher das Gitter ſchloß und die Verſammlung im Saale ihren Betrachtungen über den unerwarteten Beſuch und dem Herzeleid, das eben dieſer Beſuch verurſacht hatte, ungeſtört überließ.

II.

Der erſte Conſul war noch nicht aus den Thoren von Rochefort, als Karl Minot, denn ſo hieß der unter dem Namen „Galeerenkind" in der Stadt ſo ziemlich bekannte Knabe, ſchon in dem Hauſe des ſehr ehrenwerthen Bürgers und Maires, Herrn Pirrier, ſtand, im Auge noch die Thränen, die ihm der Abſchied von ſeinem Pflegevater und ſeinen übrigen Pflegefreunden gekoſtet hatte. Auch die Galeerenſklaven, Menſchen, deren Herz wol nur ſelten für Rührung empfänglich geweſen, deren Auge vielleicht nie von einer Thräne befeuchtet worden war — ſie weinten herzlich, und nicht eher beruhigten ſie ſich, bis ihnen der Maire noch eine Conceſſion machte, die: daß auch fernerhin von Jedem wöchentlich der halbe Sous für das Kind gegeben werden dürfe, wie ſie ihn bisher zur Unterhaltung desſelben gegeben hatten. „Und," fügte der Pflegevater dann noch hinzu, „wir verſehen uns deſſen, daß das Kind recht gut und chriſtlich erzogen werde."

„Sorgt nicht, meine Freunde," erwiederte der Maire, „Ihr werdet zufrieden mit mir ſein."

Herr Pirrier, daß ich ihn kurz charakteriſire, war ein Ehrenmann im ganzen Sinne des Wortes. Sollteſt Du, lieber Leſer, einmal nach Rochefort kommen; vor der Porte de Sud findeſt Du ein großes, weitläufiges und in ſeiner Art zierliches Gebäude; es iſt eine Fabrik, in welcher die ſolideſten Seidenſtoffe aller Art verfertigt werden. Der Großvater Pirriers, gebürtig aus Lion, war der Gründer dieſer Fabrik, die, wie anomal der hieſige Platz zu einem ſolchen Unternehmen immer ſcheinen mochte, bald in den größten Schwung kam und die ausgebreitetſten Geſchäfte machte. Ihr jetziger Beſitzer, der Herr Maire Pirrier, bot durch dieſelbe der, übrigens Geſchäfts beſchränkten Stadt Rochefort nicht geringe Mittel und Wege zu gutem Erwerbe dar: Wer arbeiten konnte und wollte, fand in Herrn Pirriers Etabliſſement ſicher ſein Brod; ſelbſt Kinder konnten hier ihren Frank und auch zwei Franks wöchentlich verdienen, und ohne daß ſie mehr thaten, als was ſie ſonſt ſpielend zu thun pflegen.

Es war alſo ein Leichtes, daß Herr Pirrier ſich erbot, für den Knaben zu ſorgen. Vielleicht wollte er ſich durch dieſes Erbieten auch bei dem erſten Conſul inſinuiren. Wie dem ſei — dankenswerth bleibt ſeine Handlung immer, denn es würde — Fluch dem Vorurtheile — wirklich ſchwer gehalten haben, für das Galeerenkind irgend eine Stätte auszumitteln, oder, wenn dennoch; nirgends hätte er in ſo gute Hände kommen können, als die des Herrn Pirrier waren. Doch ſehen wir:

Pirrier war Witwer, und ſeine erſt jüngſt verſtorbene Gattin hatte ihm zwei Kinder hinterlaſſen, wovon das eine ein Knabe im Alter Karls, wie wir unſer Galeerenkind von nun an nennen wollen; das andere ein Mädchen, noch in der Wiege war. Seine eigenen Geſchäfte, wie ſeine Amtsſorgen erlaubten ihm nicht, oder doch nur wenig, in ſeine häuslichen Verhältniſſe und ſein Familienleben zu blicken, und er vertraute deswegen nach einiger Ueberlegung ſeinen Schutz- und Sorgbefohlenen einem Ehepaare an, von deſſen Ordnung, Rechtſchaffenheit und chriſtlicher Gemüthsart er vollkommen überzeugt war. Dieſes Ehepaar war ſein Hausmeiſter und deſſen Weib; beide ſchon ältliche Leute und kinderlos. Von ihrem Herrn angegangen, waren ſie ſogleich erbötig, den kleinen Karl aufzunehmen, und bald waren ſie in ihm und durch ihn ſo vergnügt, daß es ſicher das größte Leid für ſie geweſen wäre, hätte man ihnen das Kind wieder wegnehmen wollen. Einen Plan für die Zukunft des Kindes konnte Herr Pirrier vernünftiger Weiſe noch nicht gefaßt haben; aber, um was es ſich vor der Hand zumeiſt handelte, körperliche Pflege und die Milch in der geiſtigen Nahrung; beides wurde ihm reichlichen Maßes zu Theil, während man ihm ſeine Erholungs- und Spielſtunden gerne unter den in der Fabrik beſchäftigten Kindern zubringen ließ, wo er an deren Arbeiten mit Luſt, und bald auch mit Geſchick, Theil nahm. Karl fügte ſich in Allem, und mit wahrer kindlicher Freude dem Winke ſeiner neuen Pflegeltern; nur in Einem widerſtrebte er — er wollte die Galeerenkleidung nicht ablegen, und wenn er dies endlich auf Zureden des Herrn Pirrier wol that; ſo beſtand er doch den nächſten Sonntag und an manchem folgenden noch darauf, vor ſeinen ehemaligen Pflegefreunden nur in der Galeerenkleidung zu erſcheinen. Dieſe Kleidung, jegliches Stück aus zweierlei Tuch — ſie war für den Anblick freier, ich meine, nicht eben eingeſperrter Menſchen, zu auffallend, als daß man es hätte geſtatten können, und ſo erwählte man das Auskunftsmittel, den Weg von der Fabrik zum Galeerenhauſe jedesmal im Wagen zu machen. Erſt als ſein ehemaliger Pflegevater und ſeine übrigen Pflegefreunde wiederholt darauf beſtanden hatten, er könne und ſolle in anderer Kleidung zu ihnen kommen, erſt dann that er bei ſeinen ſonntäglichen Beſuchen gerne an, was ſeine Pflegeltern, oder vielmehr Herr Pirrier, ihm boten, und ſo gekleidet — gewiß, Rochefort hatte kein ſchöneres Kind aufzuweiſen.

Etwa drei Monate waren vorüber, als eines Nachmittages der Pflegevater des Galeerenkindes oder unſeres Karls, wie ich ihn ja nennen will, in die Wohnung des Hausmeiſters trat. Das Kind war eben aus ſeiner Unterrichtsſtunde gekommen: dieſe Ueberraſchung! dieſe Freude! und gleich lief es und bot die in ſeinen freien Stunden in der Fabrik erarbeiteten Sous, die in der Sparbüchſe zu Franks geworden waren, dem Pflegevater dar, und der Hausmeiſter, gerührt von dieſer Scene, ergänzte bis zum Nöthigen, was der begnadigte, aber nun von Allem entblößte Galeerenſklave bedurfte.

Der erſte Conſul hatte wiederholt ſeinen Blick auf die Thatbeſtands- und Charakterliſte des Henri Renault, dies war der Name der ſtämmigen, unheimlichen Geſtalt, unter welcher wir den Pflegevater des kleinen Karls kennen lernten, geworfen; er hatte ſich ſelbſt die Akten vorlegen laſſen, und von ihm durchgegangen, mußte noch ſein vertrauter Sekretär Bourienne ſie durchgehen. Es war und blieb ſchwer, und doch — der erſte Conſul ſtrich ſich, wie er, wenn ihm ein plötzlicher Ge-

Digitized by Google

danke kam, immer zu thun pflegte, über die Stirne und doch „Qui aime tendrement les enfans! n'a pas le coeur méchant, (Wer Kinder zärtlich liebt, hat kein böses Herz!)" rief er aus, und sein Beſchluß war gefaßt — Heinrich Renault war begnadigt.

Mit dem Begnadigungsdekret an das Marine-Kommando zu Rochefort, ging zugleich ein Schreiben an den Maire, in welchem der erſte Conſul erſuchte, dem Freigelaſſenen Arbeit, um Broderwerb zu verſchaffen, und vor der Hand noch ein polizeiliches Auge auf ihn zu werfen.

Eben las Herr Pirrier dieſes Schreiben und zog die Stirne in Falten, als Henri Renault ſich bei ihm anmelden ließ und ohne Weiteres auch vorgelaſſen wurde.

„Begnadigt — ja ich weiß es, lieber Freund, und nach den Aeußerungen, die dem erſten Conſul damals, als er aus dem Saale ging, entſchlüpften, habe ich mich Euerer Begnadigung ſchon längſt verſehen, und ich wünſche nur, daß Ihr Euch derſelben würdig macht, oder vielmehr, Euch derſelben auch in Zukunft würdig zeigt."

„In Ihre Hand, Herr Maire, ſchwöre ich, und Sie werden ſehen, daß auch ein ſchwerer Verbrecher noch redlich Wort halten kann; in Ihre Hand ſchwöre ich, daß ich ehrlich und fleißig mein Brod verdienen, und einen rechtſchaffenen Lebenswandel führen will und werde, wenn mir nur die Gelegenheit geboten wird, das Kind immer vor Augen zu haben. Es übt einen wunderbaren Einfluß auf mich, und in ſeiner Nähe fliehen mich alle böſen Gedanken."

„Wir wollen uns verſtändigen, lieber Freund: Eben die guten Regungen des Herzens, die Ihr in der Liebe zu einem Kinde fühlt; eben dieſe beweiſen, daß Ihr durch unglückliche Umſtände zum Verbrecher herabſankt, und daß Ihr noch alle Kraft in Euch habt, unter allen Verhältniſſen ein guter und rechtſchaffener Menſch zu ſein. Ich muß Euch ſagen, der erſte Conſul will, daß ich Euch die Gelegenheit verſchaffe, Euch das Nöthige zu erwerben. Es wäre leicht — ich bedarf ſelbſt der Menſchen ſo viele, und in meinem Dienſte nährt ſich Jeder gut; aber Ihr wißt — das Vorurtheil — Fluch dem Vorurtheile! — es leidet Euch nicht, wenigſtens vor der Hand nicht, in der Geſellſchaft anderer Menſchen. Inzwiſchen ich weiß einen Weg, wo ich dem Erſuchen, will ſagen Befehle, des erſten Conſuls und nahebei auch Euerem Wunſche ſo ziemlich genügen kann. Ich habe in Vaupré einen Freund, der viele Individuen, und der Art beſchäftigt, daß eins mit dem andern faſt gar nicht in Berührung kommt, Einer von dem Andern faſt gar nichts weiß. Dieſem Freunde empfehle ich Euch; er wird Euch Arbeit geben, und bei der geringen Entfernung von der Stadt wird es an Gelegenheit nicht fehlen den kleinen Karl bisweilen, oder ſelbſt oft, zu ſehen."

Renault willigte ein, ging mit ſeinem Empfehlungsbrief nach Vaupré, und wurde von dem Freunde des Herrn Pirrier in einer am Strande des Meeres liegenden Waldung als Heger angeſtellt.

Der erſte Conſul verlor die Eindrücke, die er in dem Galeerenſaale zu Rochefort empfangen hatte, lange nicht aus ſeinem Gedächtniſſe, und wenn er nicht alle jene Unglücklichen dort begnadigen konnte, ſo dachte er doch bei jeder ſich zur Begnadigung ergebenden Gelegenheit vorzüglich an Rochefort, und nicht ohne Urſache wurden die Galeriens hier von ihren Unglücksgenoſſen anderswo beneidet.

„Der erſte Conſul hat ein Schweres auf mich geladen," ſagte der Maire Pirrier zu ſich ſelbſt. „Wer weiß, welche Verbrechen ein ſolcher Menſch, und zumal in der Einſamkeit, wieder ausbrütet. Es wird dann heißen, hätteſt Du ihn unter Menſchen gelaſſen, während ich doch die Menſchen nicht zwingen kann, ihn unter ſich aufzunehmen." Aber der Maire wurde, je weiter hin deſto mehr, von der Furcht, die er allerdings mit Recht aus den Antecedentien Renault's ſchöpfen mochte, befreit: der begnadigte Galerien hielt redlich, was er in die Hände des Maire geſchworen hatte. Weit entfernt, in ſeiner Einſamkeit böſen Gedanken, oder, wie man's ſo gerne nennt, den Verſuchungen des Teufels Raum zu geben, arbeitete er vielmehr in dem, ihm übertragenen Revier an Pflanzung, Reutung, Lichtung und Reinigung mit einer Emſigkeit und Liebe, deren Leiſtung weit über ſeine Obliegenheit hinausging, und die ihm ſein Herr ſehr oft durch beſondere Geſchenke vergalt, während Renault immer erklärte, daß er ſchon durch deſſen Zufriedenheit und durch die Erlaubniß, öfters nach Rochefort gehen zu dürfen, ſich nur zu ſehr belohnt erachte.

„Darum wird mehr Freude ſein vor den Engeln im Himmel über einen Sünder der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen" — aber die Menſchen ſind trotz aller ſchönen Worte und aller milden Lehren hart und abſtoßend, liebllos richtend und verdammend, und der begnadigte Galeerenſklave mußte lange ſehen, daß man ihn mied, und daß ſelbſt ſeine Mitbedienſteten ſich des nöthigen Verkehres mit ihm ſcheuten. Inzwiſchen er bewahrte in ſeiner Hegerhütte einen frohen Anblick, der ihn oft, der ihn immer entſchädigte wenn er den Umgang mit Menſchen vermißte. Es war das wohlgetroffene, von einer geſchickten Hand ausgeführte Bildniß ſeines ehemaligen Pfleglings. Er hatte an den Beſitz dieſes Bildniſſes Fleiß und Schweiß eines Jahres gewendet, und der edle Maire Pirrier, der ſeine Gründe haben mochte, einen Wunſch des, von der

Digitized by Google

Welt Verſtoßenen zu billigen und zu unterſtützen; er hatte im Geheim das Doppelte zugelegt, um den Maler zu recht getreuer Copie des Originals zu vermögen, das einen ſo heilſamen Einfluß auf einen, allerdings noch zweifelhaften Charakter zu nehmen vermochte.

Unſer kleine Karl nahm indeß zu, wie an Alter ſo an Weisheit, und ſofort an Gnade bei Gott und den Menſchen. Seine Pflegefreunde, denen er ſich nach wie vor jeden Sonntag vorſtellte, während ſie eben ſo allwöchentlich ihren halben Sous für ihn gaben; ſie zweifelten nicht mehr, daß ihn der edle Maire Pirrier gut und im chriſtlichen Sinne erziehen würde, und das hausmeiſteriſche Ehepaar hatte ſich ſchon gewöhnt, ihn als eigenes Kind zu betrachten, ſo, daß es, ohne ſich deſſen ſelbſt deutlich bewußt zu ſein, alle elterlichen Rechte und Verbindlichkeiten auf ihn übertrug, während Herr Pirrier zwiſchen ihm und ſeinem eigenen Kinde die Aufmerkſamkeit theilte, über die er bei ſeinem weitläufigen Geſchäfte und ſeinen Amtsſorgen noch bisweilen verfügen konnte.

III.

Drei bis vier Jahre waren vergangen, ohne daß ſich im Leben und Treiben der guten Freunde, die wir bisher kennen gelernt haben, etwas Sonderliches zugetragen hätte. Zwar von den Pflegefreunden des Galeerenkindes waren Einige durch Begnadigung befreit, Andere durch den Tod erlöſt worden, noch Andere hatten ihre Strafzeit überſtanden; mit Einem Worte, die Reihe der Ehemaligen im Galeerenſaale hatte ſich gelichtet; der kleine Karl war der ſchon größere Karl geworden, und der edle Maire Pirrier hatte längſt die Befürchtungen, die er ob des Begnadigten heimlich genährt hatte, fahren laſſen. Doch dies Alles, und Aehnliches mehr, iſt das Ergebniß der Zeit, und wir können in einer Erzählung, die es nur mit dem Ergebniß von That und Schickſal zu thun hat, dies Alles übergehen, ohne der genauen Darſtellung auch nur den geringſten Eintrag zu thun. Inzwiſchen, wir wollen noch erwähnen, daß auch Henri Renault ſeinen Platz unter ſeines Gleichen wieder erkämpft hatte, ohne denſelben eben ſehr zu benützen. Er hatte ſein einſames Leben lieb gewonnen; er lag mit unermüdetem Fleiße ſeinem Geſchäfte ob, und wollte er ſich einen guten Tag machen, ſo zählte er ein paar hundert erſparte Franks, und warf während dieſem dann und wann einen Blick auf das Bildniß ſeines ehemaligen Pflegkindes. So auch eines Morgens, als er durch einen plötzlichen Beſuch in ſeinem guten Tag geſtört wurde. Ein baumlanger, ſtarker Mann mit wild verwachſenem ſchwarzem Barte, unheimlichen Anſehens, wie einſt Renault, übrigens aber elegant, ja koſtbar gekleidet, war bei ihm eingetreten:

„Ich komme doch hier recht zum Henri Renault?“

„Ganz recht; aber wer kommt zu ihm?“

„Ei Henri — Freilich kein Wunder, daß Du den Jacques Tramail nicht mehr kennſt.“

„Kein Wunder, wahrlich! aber ein Wunder Jacques, daß Du Dich in Frankreich blicken läßt.“

„Bei Dir, Henri, glaube ich ſicher zu ſein; und ſonſt— Du ſiehſt, ich dürfte nicht ſo leicht erkannt werden.“

„Ich ſehe; wirklich! doch .....“

„Wie ich hieher komme? was ich jetzt bin und was ich treibe? wie ich Dich aufgefunden habe? Aber von Allen dem, lieber Henri, ein anderes Mal; jetzt nur ſo viel, daß ich ein recht ehrlicher und, wie Du ſiehſt, ſolider Mann geworden bin, um den es ewig Schad' wäre, wenn ihn die Argusaugen Eurer Polizei entdeckten.“

„Scherz bei Seite, Jacques — Und was?“

„Ich komme Dich zu einem Geſchäfte zu engagiren, bei welchem ſicher ein paar tauſend Franks zu verdienen ſind.

„So — und wie?“

„Ich weiß, Henri, daß ich in Dir den Mann finde, der vor nichts zurückbebt und dem ich reinen Wein einſchenken kann. Wiſſe denn, es iſt ein Etwas zum Sturze der gegenwartigen Regierung, mit der ja Niemand zufrieden iſt, alſo ein recht verdienſtliches Werk, im Zuge. Es ſtehen Männer an der Spitze, die in ganz Frankreich beliebt und geehrt ſind; das Unternehmen iſt ſo eingeleitet, daß es ſicher gelingen muß, und da wir noch einige feſte, vor nichts zurückbebende Männer brauchen, ſo warf ich gleich, als ich Dich ausgekundſchaftet hatte, meine Augen auf Dich; denn, wie geſagt, Henri, einige tauſend Franks, die verdienen wir gewiß dabei.“

„Und wer bürgt uns für dieſes Geld?“ fragte Renault, indem er einen Blick auf das geliebte Bildniß warf, das vor ihm an der Wand hing.

„O, wie ich Dir eben ſagte, Männer, die in ganz Frankreich geliebt und geehrt ſind. Da iſt General P.... Fürſt P.... Marquis R... und noch ſo viele, viele Andere, lauter reiche Leute, die vor der jetzigen Regierung flüchten mußten. Das Geld iſt für uns ſchon verbürgt, und Wir, ich meine uns untergeordnetes Perſonal, wir haben blutwenig dabei zu thun. In Paris iſt der Sammelplatz.“

Diejenigen meiner Leſer, denen die Geſchichte nicht ganz unbekannt iſt, werden ſich hier wahrſcheinlich der Verſchwörung erinnern, die zu Anfang des Jahres 1804 gegen das Oberhaupt der franzöſiſchen Republik ſtatt fand. Die Hand, welche den Plan zeichnete, der, ausgeführt, ganz Frankreich, und vielleicht Europa, auf's Neue einer blutigen Anarchie preisgegeben haben würde, dieſe Hand kennen wir, nicht ſo die, durch welche der Plan urſprünglich vereitelt wurde.

Wie unanſehnlich in unſeren Augen ſind oft die Werkzeuge, deren ſich die Vorſehung zur Erreichung ihrer wichtigſten Zwecke bedient! — —

Herr Pirrier hatte am Sylveſterabend des Jahres 1803 ſeiner Gewohnheit gemäß, einen Zirkel guter Freunde in ſeiner Wohnung um ſich verſammelt, und fröhlich erging er ſich unter ihnen, und eben ſchickte er ſich an, den Toaſt für den erſten Conſul auszubringen, als der Bediente ihm in's Ohr flüſterte, daß der Heger Renault da ſei und daß er unter dem Vorgeben, etwas unaufſchiebbar Wichtiges mit dem Herrn Maire zu ſprechen zu haben, ſich durchaus nicht wolle abweiſen laſſen.

Herr Pirrier fand ſich in dieſem Augenblicke unangenehm berührt, begab ſich aber nichts deſtoweniger ſogleich in ein Nebenzimmer, um der dringenden Mittheilung Gehör zu geben. Als er nach ungefähr einer Viertelſtunde ſich wieder unter ſeine Gäſte ſetzte — ich weiß nicht, ob ſie eine gewiſſe Unruhe, ein Nachdenken, das dieſem Augenblicke hätte fremd ſein ſollen, eine gewiſſe Störung in ſeinem Gemüthe an ihm bemerkten und ſich deswegen allmälig zurückzogen; genug — ehe eine Stunde verging, war das Sylveſterfeſt geſchloſſen und Pirrier begab ſich wieder in's Nebenzimmer, in welchem noch immer der Heger Renault ſaß, wahrſcheinlich, um die vorher abgebrochene Mittheilung des Weiteren fortzuſetzen.

Anfangs Januar 1804 erhielt das Polizeiminiſterium Fouché aus Rochefort datirt die erſten Winke über den, wie die Sachen damals ſtanden, verzweifelten Entſchluß, welchen

Digitized by Google

Polignac, Cadoudal, Pichegru, Rouſſilon, Rivière und ſo viele andere bedeutende Männer gefaßt hatten, und dem ſelbſt Morean nicht fremd geweſen ſein ſoll, die Conſularregierung Frankreichs, müßte es auch mit Aufopferung ihres Trägers geſchehen, zu ſtürzen, und — daß das Miniſterium nicht ſäumte, dieſe Winke beſtens zu benützen, hat ſeiner Zeit die Welt geſehen.

Unterdeß hatte der Heger Renault noch einige Unterredungen mit Jacques Tramail gehabt, die aber, wie es ſcheint, ein ganz verkehrtes Reſultat hatten, weil Jacques, anſtatt ſeinen Freund Henri zu gewinnen, ſich vielmehr von dieſem gewinnen ließ und, gutem Rath zu Folge, aus Frankreich wieder entfernte.

So weit wohl begründetes Rechtsgefühl den Verbrecher zum Schrecken der bürgerlichen Geſellſchaft macht, mögen wir es allerdings gerechtfertigt finden, wenn ihm dieſe Geſellſchaft den Eintritt in ihre Mitte verweigert, wenn aber das Vorurtheil den Gefallenen ausſchließt, ja ihm verwehrt, wieder ein nützliches Müglied der Menſchheit zu werden, und wenn dieſes Vorurtheil weit öfter als begründetes Rechtsgefühl den gefallenen Bruder zu ewig moraliſchem Tode verdammt, ſo müſſen wir allerdings eine Ehrenhaftigkeit, eine Kaſtenſittlichkeit beklagen, die eben ſo ſehr gegen den Geiſt unſerer Religion, wie gegen die Vortheile des Staatshaushaltes verſtößt. In Frankreich hatten ſeit der Zeit, wo Herr Pirrier ſich nicht getraute, dem begnadigten Galeerenſclaven in ſeiner Fabrik Arbeit zu geben, die ehrſittlichen Anſichten der Kaſtengeiſterei einen mächtigen Umſchwung genommen, und beſonders ſeitdem Leute, denen ſich ſonſt kaum die Thüre einer niederen Hütte geöffnet hätte, ſich auf dem Schlachtfelde das Thor zu den höchſten Ehrenſtellen geöffnet hatten, und jede Schuld an dem Wohle des Ganzen durch Verdienſte um dasſelbe wieder getilgt werden konnte. So mochte es denn auch geſchehen, daß der Heger Renault ſeinen fortwährend genährten Wunſch, in der nächſten Nähe ſeines ehemaligen Pfleglings leben zu können, erreichte. Im Jahre 1807 nahm ihn die Stadtgemeinde Rochefort als Schutzverwandten auf, und der brave Maire Pirrier, der, nebenbei geſagt, um dieſe Zeit das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, gewährte ihm Obdach und Mittel zu Broderwerb, indem er ihm ein in der Vorſtadt liegendes Häuschen mit einem Garten zum Geſchenke machte. Renault erwarb ſich durch die Bebauung ſeines Gartens nicht nur den nöthigen Unterhalt; er konnte auch ſeiner herrſchenden Leidenſchaft, für ſeinen ehemaligen Pflegling einen Frank an den andern zu reihen, noch Rechnung tragen, und hätte man ihn gefragt, was zu ſeinem Glücke fehle, er hätte ſicher keine Antwort darauf gewußt.

Und was aus unſerem Karl geworden war, oder vielmehr — denn es iſt nun an der Zeit — was aus ihm werden ſollte? Herr Pirrier hatte nicht verfehlt, ihm, ſeinem den Pflegefreunden unſeres Kindes gegebenem Worte gemäß, Erziehung und Unterricht angedeihen zu laſſen, auf welche hin der nun angehende Jüngling befähigt genug war, dieſen Weg oder einen andern einzuſchlagen; aber er blieb in der Fabrik des Herrn Pirrier, und ſitzt eben als bald ausgelernter Lehrling hinter einem Webſtuhle, während er eben ſo gut in dem Buchhaltungs- oder einem andern Bureau ſeines Gönners hätte ſitzen können. Karl ſollte alle Zweige ſeines weitläufigen Fabriksgeſchäftes aus dem Grunde und praktiſch kennen lernen; es war dies der Wunſch des Herrn Pirrier, und er nährte dieſen gewiß nicht nur zu ſeinem eigenen Vortheile, ſondern auch zum Vortheile ſeines Schützlings.

Am glücklichſten machte das Arrangement, nach welchem Karl, wie ſo die Anſicht war, für immer in der Fabrik blieb, die alten Hausmeiſteriſchen. Sie hingen mit mehr als elterlicher Liebe an ihrem Pflegling, und wenn Renault Frank an Frank für ihn reihte, ſo gefielen ſie ſich darin, Frank an Frank für denſelben auszugeben, und der alte Hausmeiſter, ſonſt ſo heiklich und brummig, nahm jetzt gern mit einer ſchlechter gebügelten Cravate und einer nachläſſiger geſchnirgelten Chemiſette vorlieb, weil er ja wußte, daß ſeine Alte erſt für Karl'n Alles bügeln und ſchnirgeln mußte, und daß dieſe Operation alle ihren Geſchäften übrige Zeit in Anſpruch nahm. „Quel beau garçon (Was für ein ſchöner Burſch)!“ riefen immer Einige aus, wenn Sonntags Karl über den Platz zu Rochefort ging; und „qu' il est brave (wie brav er iſt!)“ fügten Andere hinzu, und wenn die jungen Damen von Rochefort eben nicht jetzt ſchon in ihrem Herzen ſtill bewegten, was die Einen und die Andern ſagten, ſo brauchten ſie zu ſolcher Herzensbewegung wenigſtens nicht mehr lange Jahre. „Ah, que de beau (Ach, wie ſchön)“ ſagte bald manche Dame und bedauerte eben nichts weiter, als daß Karl nur ein Seidenwebergeſelle war.

Man wußte in Rochefort recht gut, wohin Karl, wenn er Sonntags Nachmittags um 3 Uhr über den Platz ging, ſeinen Weg nahm. Seit ſo langer Zeit hatte er faſt nie verſäumt, dieſen Weg zu machen; aber auch ſeine früheren Pflegfreunde hatten ſich's ſeit ſo langer Zeit, wie verändert die Umſtände auch jetzt ſein mochten, nicht nehmen laſſen, für ihn ihren halben Sous noch allwöchentlich zu erlegen.

Im Jahre 1807 waren von dieſen Pflegfreunden nur noch fünfe übrig. Die Schuld, welche auf dieſen laſtete, war zu gravirend. Es konnte ihnen, ohne allen Geſetzen Hohn zu ſprechen, die Freiheit nicht wieder gegeben werden, aber ſie wurden in eine leichtere Strafanſtalt überſetzt, und es wurde ihnen, Dank der Verwendung und Güte des Herrn Maire Pirrier, ſo Manches noch zugeſtanden, was, trotz den Regeln des Hauſes, ihr Loos minder beklagenswerth machen mußte.

Als die Fünfe, die letzten der Pflegfreunde des Galeerenkindes abgegangen waren, wies das, von ihnen allen für ihren Pflegling gemachte Erſparniß 230 Franken aus; ſein ehemaliger Pflegvater legte 500 derſelben noch dazu, und Karl ſelbſt ergänzte dieſen Betrag bis zu 1000 von dem, was er ſeit jener Zeit, wo er angefangen hatte, Seidenfäden zu ſtreichen, bis jetzt, wo er ſolche zu koſtbaren Stoffen verwebte, zurückgelegt hatte. Der Maire Pirrier, nach ſeinem unerſchütterlichen Grundſatz, man muß die Menſchen durch Erwerb, nicht durch Geſchenke bereichern; Pirrier zeigte Karl'n nur die Wege mit ſeinen 1000 Franks zu gebaren und ſie recht nutzbringend anzuwenden.

IV.

Wenn das Leben eines, auch des geringſten, Franzoſen in den eben von uns berührten Zeitraum fällt, ſo iſt es ſchwer, der Umſtände und Verhältniſſe desſelben zu erwähnen, ohne zugleich eine Scene oder auch mehrere Scenen aus der Geſchichte Frankreichs mit zu berühren.

So hier, daß im Jahre 1813 nach einem ergangenen allgemeinen Winke, wie manche andere Stadt Frankreichs auch Rochefort eine Legion Freiwilliger bildete. Der brave Maire Pirrier war bei dieſer Bildung äußerſt thätig, und ſeine Fabrik lieferte ein ſtarkes Contingent zu derſelben. Unter dieſem war Karl Einer der Erſten und Eifrigſten.

Digitized by Google

Renault, unfähig seinen Patriotismus in den Reihen der Streitenden zu bethätigen, opferte seine neuerdings ersparten Franks zur Beihilfe der Ausrüstung. Inzwischen es kam, noch ehe die Legion ausmarschirt war, zur Katastrophe von Fontainebleau.

Napoleon legte die Krone nieder, und wie Er die Krone, so seine Anhänger die Wahrzeichen ihrer Würden, ihres Ruhmes und ihrer Verdienste. Auch der Maire Pirrier legte sein Amt nieder und bewahrte das Kreuz der Ehrenlegion unter Reliquien, an denen seine Liebe hing und seine Verehrung. Karl kehrte zur Freude der alten Hausmeisterischen zu seinem Webestuhl zurück, nachdem er die Freiwilligenuniform sammt Czako mit tricolorer Kokarde in irgend einem Winkel des Hauses verborgen hatte.

Aber die Freunde Napoleon's hatten die, freilich nur kurze Freude, die Wahrzeichen ihrer Würden, ihres Ruhmes und ihrer Verdienste noch Einmal anlegen zu dürfen. Auch der edle Pirrier, am neuen Bande das, aus dem Reliquienkästchen wieder hervorgesuchte Kreuz der Ehrenlegion, trat seinen Posten als Maire wieder an, und entfaltete für den Mann, der so Vielen zur Erhebung und zum Falle dienen mußte, eine Thätigkeit, die nur von dem Enthusiasmus der Rochefortor noch übertroffen wurde. Karl, jetzt der Meistergeselle, hatte eben ein seidenes Prachtgewebe, eine Decke, blau in roth gegittert, vollendet, als seiner Selbstbestimmung diesmal die Bestimmung durch's Loos zuvorkam. Viele griffen innerhalb Rochefort zu den Waffen und zogen dem Sammelplatze, Paris zu — Keiner so freudig, Keiner so entschlossen sein Leben zu lassen, wie Karl.

Meine Leser werden sich an die Geschichte des Jahres 1815 erinnern; wir haben es aber hier nicht mit der Geschichte, sondern nur mit den Winzigkeiten unseres Galeerenkindes zu thun: Karl kehrte etwa acht bis neun Wochen nach seinem Ausmarsche wieder nach Rochefort zurück. Er war Einer der Ersten, die den Verlauf der unglücklichsten aller, je über die Weltbühne gegangenen Tragödien als Augenzeugen angeben konnten, und daß er selbst seine Rolle dabei mitgespielt, bekundete sein linker Arm, den er in einer Binde trug. Wenige Tage nachher stand er vor dem Kaiser, der in Rochefort angekommen, und diesmal im Hause des Maire Pirrier abgestiegen war.

„Ein junger Mann," sagte der General Gourgand, „welcher behauptet, daß ihn Euer Majestät in seiner zarten Jugend aus dem Galeerenhause gerettet. Er betheuert, er könne sich nicht abweisen lassen; er müsse seinen Dank vor Euer Majestät aussprechen."

Der Kaiser besann sich einen Augenblick, und sah Pirrier an, der eben bei ihm stand.

„Derselbe, den mir Euer Majestät im Jahre 1800 zu Sorg' und Pflege gnädigst überließen. Ich habe unter den jetzigen Verhältnissen nicht gewagt, Euer Majestät mit der Bitte dieses jungen Menschen zu belästigen."

Der Kaiser winkte; Karl, noch in Uniform und den linken Arm in der Binde, trat ein.

Pirrier erwähnte, daß derselbe bereits im Jahre 1813 freiwillig zu den Waffen gegriffen, und daß dessen Beispiel Viele nach sich gezogen hatte, während diesmal das Loos seiner Selbstbestimmung zuvorgekommen sei. „Er hat nie," fügte er noch hinzu, „die Gnade vergessen, deren Euer Majestät damals ihn würdigten, und ich bin überzeugt, daß er für Ihre und Frankreichs Sache gern sein Leben lassen würde."

Die Stirne des Kaisers entfaltete sich einen Augenblick: „J'ai appris trop tard" sagte er bitter lächelnd, „où chercher mes amis. (Ich habe zu spät gelernt, wo ich meine Freunde suchen soll.)" Und dann zu Pirrier gewendet: „Je ne suis plus Empereur de la France; je ne puis donc plus recompenser le mérite et la vertu; mais dites, Monsieur, à vos citoiens que je décorerais ce jeune homme là pour l'un et l'autre. (Ich bin nicht mehr Kaiser von Frankreich; ich kann also Verdienst und Tugend nicht mehr belohnen; aber sagen Sie, mein Herr, Ihren Bürgern, daß ich diesen jungen Mann ob seines Verdienstes und seiner Tugend des Adels würdig finde.)" Dies gesprochen, legte er die Hand auf Karl's Schulter, sagte ihm noch einige, seinen Beifall bezeichnende Worte und entließ ihn.

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, mein General," sagte Karl zu Gourgand, der im Vorzimmer saß.

„Und die wäre?"

„Se. Majestät zu bitten, daß er eine Arbeit meiner Hände, eine seidene Decke, anzunehmen geruhe."

Bei diesen Worten ging Karl nach der Thüre, öffnete sie, nahm ein Päckchen herein und entfaltete die Decke, die er eben, als ihn vor einigen Wochen das Loos zu den Waffen rief, an seinen Webestuhl gelassen hatte. In einem Zipfel derselben, goldgestickt, war das wohlbekannte N. und darüber die Krone. Karl hatte das Prachtgewebe, mit Aufbietung aller seiner Hilfsquellen, käuflich an sich gebracht, und .....

Unter dieser Decke ist der Kaiser gestorben; auf ihr ruhte er in seinem Sarge.

Ich habe, um die Lebensarten unseres Galeerenkindes zu schließen, nur noch einige Worte zu sagen: Herr Pirrier, weit und breit der offenste und eifrigste Anhänger Napoleons, hatte gerade noch so viel Zeit, um mit seinen Kindern nach England zu entfliehen, nachdem er noch vorher sein Vermögen an den Meistergesellen Karl durch Verkauf übertragen hatte. Die Kaufsumme zahlte dieser dadurch, daß er, als wieder ruhigere Tage eingetreten waren, um die Hand der liebenswürdigen Nicoline, so hieß die Tochter Perrier's, das Kind, das damals, als Karl in dessen Haus kam, noch in der Wiege lag, warb und sie erhielt und — gewiß auch unter allen andern Umständen erhalten haben würde. Von dieser Zeit an hieß die so berühmte Seidenfabrik „Pirrier Sohn und Minot", und Pirrier Vater, der erst im Jahre 1831, d. h. erst unter einer neuen Dynastie nach Frankreich zurückkehrte, fand, daß sein Etablissement auch unter dieser Firma seinen Ruf und seine Ausbreitung mit Ehren behauptete.

Die Worte, welche der Kaiser Herrn Pirrier in Bezug auf Karl'n aufgetragen, konnten in dem, par excellence Napoleon'schen Rochefort nicht verfehlen, ihren Eindruck zu machen. Schon seit einigen Jahren Maire der Stadt Rochefort, wählte ihn diese im Jahre 1831 zu ihrem Deputirten, und ich brauche wohl nicht zu versichern, daß sie ihre Vertretung in keine würdigere Hände hätte geben können.

Die Summe, welche von den ehemaligen Pflegfreunden Karl's zusammengebracht worden war, und die er selbst bis zu 1000 Franks vervollständigt hatte, diese stieg nach einigen Jahren auf dem, ursprünglich nach Herrn Pirrier bezeichnetem Wege, zu einem Capital von 5000 Franks und die jährlichen Interessen von diesem, später aber noch vermehrtem Betrage, wurden immer Einem der Strafe entlassenen Galeerensclaven verabfolgt, wenn dieser mittellos war, und ein gutes Betragen während seiner Strafzeit ausweisen konnte.

In der Fabrik „Firma Pirrier Sohn und Minot"

Digitized by Google

werden noch jetzt verlassene Kinder Rocheforter Galeerensclaven aufgenommen, beschäftigt und erzogen. Der ehemalige Pflegvater des Galeerenkindes gefiel sich bis zu seinem Tode, für seinen Pflegling Frank an Frank zu reihen, und in seinem Testamente legte er einen besondern Nachdruck darauf, daß er sein Häuschen und seinen Garten mit allen darauf haftenden Rechten und Verbindlichkeiten seinem geliebten Pflegsohne, Karl Minot, hinterlasse.

Die Hausmeisterischen waren überglücklich durch das Glück Karl's, das sie als eine nothwendige Folge ihrer guten Erziehung betrachteten; und wenn sie jetzt schon nichts weiter für ihn thun konnten, so ließ es die gute Alte sich doch nicht nehmen, noch seine Cravaten und Chemisetten zu bügeln und zu schnirgeln, während sie bei jeder solchen Operation immer auf's Neue beklagte, daß der Napoleon mit seinen verwünschten Schlachten ihren schönen Karl beinahe um den Gebrauch seines linken Armes gebracht habe.

Endlich, von jenen Pflegfreunden Karl's, die theils durch Begnadigung, theils nach überstandener Strafzeit wieder zu freiem Thun und Lassen autorisirt worden waren, hat sich kein Einziger als rückfällig in eine bedeutende Strafe erwiesen.

Feuilleton.

Die Dampfnudeln.

Ein Schwank aus dem Handwerksburschenleben.

Baiern ist nicht allein das Land des guten Bieres, sondern auch der Dampfnudeln, wie überhaupt der guten Mehlspeisen, und wir würden den böhmischen Köchinen, deren wir übrigens mit allem Lobe gedenken, noch immer anrathen, auf dieser Hochschule der Mehlspeisen Studien zu machen. Da dies jedoch den meisten etwas schwer ankommen dürfte, so empfehlen wir ihnen zum Selbstunterrichte das famose Kochbuch der Jungfer Veronika Teigslöffel, welches in Straubing verlegt wurde und bei seinem Erscheinen so gewaltiges Aufsehen deßhalb erregte, weil darin die Spansau unter das Geflügel eingereiht war.

Das schöne Deutschland ist das Land der Handwerksburschen und Fechtbrüder, darin ihm kein anderes auf Gottes weiter Erdenrunde gleichkommt, und von einem Bruder Straubinger, diesem herrlichen Original eines „Fechtkünstlers," hat das Ausland keinen Begriff. Das waren die Männer vom echten Schrot und Korn, die es aushalten konnten, ohne drei Tag lang einen warmen Löffel in den Magen gebracht zu haben; das waren die Männer, die Kunstreisen unternahmen, gleich den größten Virtuosen, und es verstanden, mit zehn Kreuzer von Wien nach der Türkei zu wandern; das waren die Männer, welche das Sprüchwort bewahrheiteten: „Mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land." Ihre Zeit ist nun auch vorübergegangen, was aber nicht sowol ihrem eigenen Fortschritt in den durchlaufenen Meilen, als vielmehr dem allgemeinen Fortschritt der Zeit zuzuschreiben ist. Die Brüder von der Donau und Oder, von der Elbe, der Weichsel und dem Rhein — sie durchstreifen jetzt aller Herren Länder mit dem Vorspann des Dampfes und sparen dabei ihre Sohlen, daß sie nicht mehr nöthig haben, auf deutschem Boden zu laufen. Verklungen ist das ungeheuer gemüthliche Lied:

„Adies Brüder, lebet, lebet wohl,
Bis wir's einander wiedersehen soll,"

welches so häufig am blauen Montag ertönte, wenn man nach Handwerksgebrauch einem Scheidenden aus der Mitte das Geleite zum Thor hinaus gab, der beim Meister Feierabend gemacht hatte, weil ihm sein „herzallerliebster Schatz" untreu geworden war. Damals trug der Lehrjunge das Felleisen und der Altgeselle den vollen Krug, und der erstere schweifte im seligen Vorgefühle schon hinüber in die Zeit, wo auch ihm diese schmeichelhafte Ehre zu Theil werden sollte. Doch von Alledem ist keine Spur mehr vorhanden, und glücklich die Lehrburschen, die mit ihren Gesellenjahren noch in die Glanzperiode fielen, wo man dem Menschen noch gab, was ihm nach seinem — Standrecht gebührte.

Was aber gar die alten Fechtbrüder und Feger anbelangt, so kennt man sie nur noch als Mythe; und wenn diejenige Bauersfrau, von der hier die Rede ist, nicht zufällig Dampfnudeln gebacken hätte, so könnten wir sie gar nicht mehr in Erinnerung bringen.

Es war am zweiten Freitag des Monats September, als sich vor einem bairischen Dorfe zwei Handwerksburschen trafen, die beide beabsichtigten, bei den Bauern anzuklopfen. Der eine war ein Schweriner, der andere ein Schwabe. Nach herkömmlichem Gruß und Handschlag kamen sie überein, daß der eine die rechte, der andere die linke Seite abfechten solle, und daß sie sich auf der entgegengesetzten Seite des Dorfes an der Landstraße wieder treffen wollten. Gesagt, gethan. Der Schweriner ging rechts, der Schwabe links. Der von der Rechten hatte bereits drei Viertel der Bauernhäuser „abgeklopft," ohne daß er große Barmherzigkeit gefunden hätte, als er in die Thüre der nächsten Wohnung trat. „Ein armer reisender Handwerksbursch," murmelte er wiederholt; aber Niemand ließ sich blicken, dagegen stach ihm der süße Duft frisch gebackener Dampfnudeln so unbarmherzig in die Nase, daß er sich versucht fühlte, den Kopf einmal in die Küche zu stecken. Da drinnen war keine Seele zu erblicken und der Schweriner dachte: „Wie wär's, wenn du dir einige von den Dampfnudeln zu Gemüthe führen würdest?" — und in zwei Schritten stand er schon am Herde. Da sieht er aber die Bäuerin hinten vom Hofe herkommen, und weil keine Zeit zum langen Auswählen mehr übrig war, so nimmt er die ganze Blechpfanne unter den Rockflügel und drückt sich zum Hause hinaus. Natürlich hielt er sich unterwegs nicht lange auf, sondern lief schnurstracks vor das Dorf, wo er sich hinter einem Gartenzaun niederkauerte, um seinen noch offensiven Fechtbruder zu erwarten.

Von den vierundzwanzig Dampfnudeln hatte er so eben die vierzehnte heißhungerig hinunter gewürgt, als der Erwartete ankam.

„Nun wie ist Dir's gegangen?" rief er ihm entgegen.

„Schlecht," sprach dieser ärgerlich und fügte hinzu: „ich wollte, daß die Bauern das Gewitter mitten in der Ernte erschlüge! Drei armselige Stückchen Brod ist Alles, was ich erhielt. Die linke Seite ist schlecht, Bruderherz!"

„Das ist aber doch sonderbar," fing jetzt der Schweriner an; „auf der rechten Seite wohnen lauter herzensgute Leute, und ich habe in jedem Hause Etwas bekommen. Sieh mal her, ein Weib hat mir sogar eine ganze Pfanne Dampfnudeln geschenkt, als ich sagte, daß ich und mein Kamerad Hunger hätten wie ein paar Wölfe. Jetzt mach' Dich daran und iß, bis Dir der Bauch zerspringt."

Das ließ sich der Schwabe nicht zweimal sagen, und die letzten Zehn vom Regiment waren alsbald in ebensoviel Minuten verschlungen. „Das hat gut geschmeckt," meinte er, als er fertig war.

„Nicht wahr?" sagte der Schweriner, indem er hinzusetzte: „aber jetzt trägst Du auch die Pfanne wieder zurück, denn ich habe es der Bäuerin versprochen, und undankbar dürfen wir wenigstens nicht sein."

„Ja wol, das versteht sich," ergänzte der Schwabe, ließ sich das Haus genau beschreiben und machte sich sogleich auf den Weg.

Der Bauer, der mit seinem Gesinde hungerig aus dem Felde heimgekommen war, hatte gerade sein zwölftes „Donnerwetter" herausgeflucht, weil ihm seine Leibspeise auf so schnöde Weise entzogen worden war, als der Schwabe mit treuherziger Miene eintrat, die leere Pfanne hinreichte und mit freudigglänzenden Augen geläufig herausplapperte: „Vergelt's Gott tausendmal, do bring i d'Pfanne, die Dampfnudle hant verdammt gut g'schmeckt."

„So, also Du Hallunke hast mir das Mittagessen gestohlen? Dich soll ja der — —" schrie der Bauer um so mehr entrüstet, weil er glaubte, daß man ihn auch noch foppen wolle, und drang mit dem von der Wand heruntergeholten Karrenschwanz so unbarmherzig auf den verblüfften Schwaben ein, daß dieser erbärmlich lamentirend seine Unschuld ein über das andere Mal betheuerte. Das half aber nichts, denn der Bauer ging auf keine Einrede ein und ließ erst mit seinen Hieben nach, als er den armen Sündenbock von oben bis unten durchgebläut und seine eigene Herzensrache befriedigt hatte. Zum Schlusse warf er das Opfer kameradlicher

Digitized by Google

Treulosigkeit noch über die Schwelle und gab ihm einen Fußtritt mit auf den Weg.

Als er vor dem Dorfe auf den Platz ankam, wo er die Dampfnudeln verzehrt hatte, war sein Unheilstifter verschwunden und hatte ihm nur eine wehmüthige Erinnerung an der Stelle zurückgelassen, wo er vordem gesessen.

Historische Skizzen.

Der Minnehof zu Wien.

Rühmt sich gleich Böhmen oder (wie Fouqué's Ausdruck lautet) „das klangreiche Böhmerland" eines Antheils an dem deutschen Minnegesange unseres Mittelalters, und liefert das in der Sammlung Rüdgers von Manesse unter dem Namen des Böhmenkönigs Wenzel I. (1230—1253) vorkommende Minnelied:

Us hoher aventiure
ein suesse werdekeit &c.

ein unwiderspreechliches Zeugniß hievon — während desselben Liedes böhmischer Text als gleichzeitige oder spätere Uebersetzung sich kundgibt — so bedarf es dagegen keiner innern äußeren Beweise mehr, um die einstige Babenbergische Residenz Wien als den Hof und somit Oesterreich als das Vaterland zu bezeichnen, woselbst Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Klinsor von Ungarland und andere gefeierte deutsche Minnesänger seit dem Ende des XII. Jahrhunderts ihre herrlichen Lieder erdacht und gesungen haben, ja, wo das herrlichste von allen, das Nibelungenlied, seine letzte Vollendung und gegenwärtige dichterische Form erhalten hat. Und hatte das Babenbergische Oesterreich durch Sage, Sang, Schwert und Lust des Lebens und der Künste geleuchtet im höchsten Glanze des deutschen Mittelalters: so war es wiederum Oesterreich, das, indem es in seinem Kaiser Max den „letzten Ritter" erzeugte, gleichsam von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne getroffen ward.

Der Morgen der Dichtkunst im Liebes- und im Heldenlied dämmerte hier bereits unter dem vorletzten Babenberger, Leopold dem Glorreichen, und frühe unter Friedrich I. Aber des herrlichen Geschlechtes früher Ausgang (1246) führte auch dem frühen Abend der Sangesfreude und Sangeslust zu einer Zeit herbei, wo an andern deutschen Höfen die deutsche Dichtkunst ihre üppigsten Blüten trieb.

Gerade zu der Zeit nämlich, wo die ritterlichen Babenberger dem fünften Kaiserstamme der Deutschen — den Habsburgern — Platz gemacht, erhielt das Nibelungenlied seine vorletzte oder letzte Umbildung oder Umarbeitung. Am Hofe zu Wien, wo Pracht und Frohsinn, ritterliche Spiele und Musik und Tanz ebenso zu Hause waren, wie die biederbste Gastlichkeit und Gemüthlichkeit, da sangen hochbegabte Dichter auch die Thaten der Helden der Vorzeit und Gegenwart und fügten einen wahren und künstlichen Zusammenhang daraus mit den Thaten und Eigenschaften der damaligen österreichischen Fürsten und Herren. In diesem Lande, an diesem Hofe lernten Andere ihre frohe Kunst: „in Oesterreich lernt ich singen und sagen" — bekennt Walther von der Vogelweide (Manesse I., 13) — hier feierten sie die Kämpfe und Schlachten, die Natur, die Liebe, die heimatlichen Freuden, erwärmten das Herz, belebten den Muth, erweckten Liebe zu Thron und Vaterland. Aber nicht blos in Wien, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Fürsten Oesterreichs, blühten Dichtkunst und Gesang! Wo die Fürsten immer weilten mit ihrem Gefolge, auf ihren Burgen im Lande ob der Enns, besonders auf der schönen Steierburg &c., dahin zogen die Ritter und die Sänger und ihre Strophen

fanden allseit widerhall.

Sehr beliebt und gern gehört waren bei Hofe auch die ländlichen Dichtungen und Melodien (Manesse I., 112). Gesang bei einer Fiedel oder Zither war gewöhnlich und bei Hohen und Niederen ging der Tanz mit fröhlichen Liedern einher — wie Meister Helmprecht sagt:

Einen Tanz sie danne traten
Mit hoffärtigem Gesang &c.

Größere Dichtungen, Legenden in Versen und heilige Gesänge verschiedenen Inhalts blieben aber keineswegs ausgeschlossen. Und wie außerhalb des Minnehofes zu Wien z. B. der Mönch Lutzhold aus Mondsee ein syngramma historico-metricum verfaßte, und Ritter Dietmar auf seiner Burg zu Aist im Machlande viele in der Manessischen Sammlung enthaltenen deutschen Lieder schrieb: also wurden auch die bedeutendsten Epopöen der Deutschen hier in Oesterreich nationalisirt, darunter das Lied der Nibelungen, dieser Hort der Nationalliteratur der Deutschen, u. z. der Oberdeutschen, Niedersachsen, Flamänder und aller Anderen, in deren Mundart das Werk vorhanden ist.

Das Nibelungenlied ist und bleibt in seiner letzten Gestaltung eine Geistesfrucht des österreichischen Bodens. Deutsche Männer, wie von der Hagen und August Wilhelm Schlegel (Deutsches Museum 1812, VII. 16—22), haben längst schon Oesterreich als das Vaterland des Nibelungenliedes und Heinrich von Ofterdingen, einen edlen Ritter im Gefolge Leopolds VII. von Babenberg, als den Verfasser vermuthet. In Oesterreich war Ofterdingens Geburtsstätte, seine Burg stand am westlichen Abhange des Kirnberges, wo unweit davon eine Straße von Ebelsberg nach Alkoven hinzieht und noch ein Ort sich befindet, Oftering (Ofteigon schon im VII. Jahrhunderte) genannt.

Auch die Burg, von der das liebliche Gedicht „Kunig Lnaein" ausgeht, ist die berühmte Burg zu Steyer. Hier, unter den Lindenlauben und in den schönen Auen wandelt Similde, die Tochter des Herrn der Burg; sie wird von Laurin, dem Könige der Zwerge, geraubt und in seine Berge nach Tyrol entführt, wo er in einem Tannenwalde einen herrlichen „Rosengarten" besitzt. Nach manchen Abenteuern und gefährlichen Kämpfen in den Schachten der Berge befreit sie ihr Bruder Dietlieb und bringt sie in die Stirnburg zurück.

Und wie das Gedicht Luarin (oder der kleine Rosengarten) auf Grund einer alten Handschrift dem Ritter Heinrich von Ofterdingen beigelegt wird: so sind auch das Gedicht „Piterolf" (Vater der Similde und Dietlieb), dann die den Fall der Nibelungenhelden besingende „Klage" nicht unwürdig des Sängers der Nibelungen; mögen auch beide Dichtungen nicht ganz und gar aus seiner, wie überhaupt aus Einer, Feder geflossen sein.

Ein geistreicher und patriotischer österreichischer Schriftsteller, Anton Ritter von Spaun, hat in einer Abhandlung über Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied (Linz bei Haslinger 1840, 8.) obige Ansichten meisterhaft begründet, wenn gleich noch nicht zur Gewißheit gebracht. Doppelt erfreulich muß es demnach für uns sein, wenn unlängst ein ausländischer Gelehrter, Dr. Holtzmann, diese Behauptungen nicht nur nicht widerlegt, sondern sogar bestätigt.

„Wahrscheinlich" — sagt Dr. Adolf Holtzmann in seinen Untersuchungen über das Nibelungenlied (Stuttgart 1854, S. 186) — „wahrscheinlich kann man finden, daß der Umdichter des Nibelungenliedes ein Oesterreicher war, da das alte Gedicht in Oesterreich entstanden und ohne Zweifel in Oesterreich am bekanntesten war, und da die Poesie zu Ende des XII. Jahrhundertes vorzugsweise in Oesterreich geblüht hat."

Festivitäten

zu Ehren der Königin Viktoria von England in Paris.

(Hierzu das Porträt Ihr. Maj. der Königin.)

Wir haben seiner Zeit auf das hochwichtige, welthistorische Ereigniß, den feierlichen Empfang des Kaisers der Franzosen in Englands Hauptstadt, aufmerksam gemacht; ein Ereigniß, das für die englische und französische Nation, welche seit Jahrhunderten sich feindlich gegenüberstanden, von den segensreichsten Folgen sein muß. Der Besuch des französischen Kaiserpaares wurde im August dieses Jahres von der großbrittanischen Königin bekanntlich erwiedert; und wie die Meere beherrschende Halbinsel Alles aufgeboten hatte, um die hohen Gäste würdig zu empfangen, so bestrebte sich wieder die französische Nation, der Königin Englands einen wahrhaft prächtigen und glänzenden Empfang zu bereiten. So wurde unter Anderm der Königin Viktoria zu Ehren im Stadthause zu Paris am 23. August ein Festball gegeben, der in jeder Beziehung wahrhaft königlich und einzig in seiner Art dasteht. Die seltensten Blumen und herrliche Fontainen schmückten und erfrischten die glänzend ausgestatteten und reich verzierten Gemächer und Säle des Stadthauses, die nach Außen mit wunderbarer Pracht beleuchtet waren. Große, aus Lampen gebildete Pyramiden wechselten mit sinnreicher Gasillumination ab und verbreiteten rings um ein feenhaftes Licht, in dessen zauberischer Beleuchtung eine unabsehbare Volksmasse auf und niederwogte. Der große Hof Ludwigs XIV. bot einen überaus entzückenden Anblick dar. Im Hintergrunde desselben war nämlich eine Treppe mit doppeltem Geländer aufgeführt, die auf einem mächtigen Bassin ruhte, in dessen Mitte sich die Bild-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

säulen Frankreichs und Englands erhoben. Tritonen und Genien bargen sich unter Grotten und spielten in den kristallenen Fluthen und in den duftenden Blumen. In der Mitte des Gewölbes, dessen Decke durch Rosensammt und Gold gebildet wurde, strahlte ein Kronleuchter mit fünfhundert Wachskerzen. Vor jedem Fenster waren Draperien von Scharlachsammt mit Goldfransen, auf denen die Namenszüge der Königin Viktoria und des Prinzen Albert, des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Eugenie in vorzüglicher Stickerei erglänzten. Ueber dem Throne und inmitten einer prächtigen Trophäe prangte das Doppelwappen Englands und Frankreichs. — Im ersten Vorplatze wurden die Majestäten vom Seinepräfekten, vom Präsidenten des Gemeinderaths, von den Gemeindevertretern, von den Bürgermeistern und Beigeordneten empfangen. Sämmtliche städtische Behörden schritten hierauf den Majestäten voran und stellten sich am Eingange des Festsaales auf, wo sie Spalier bildeten. Im Rothsaale wurden die Frauen der städtischen Beamten vorgestellt. Im Festsaale selbst nahm eine mit Purpursammt ausgeschlagene Estrade, über welcher eine Krone prangte, die Majestäten sammt deren Begleitung auf. Um zehn Uhr eröffnete der Kaiser Napoleon mit der Königin Viktoria den Ball; die Majestäten machten nach der Quadrille die Runde durch die Salons, ruhten im Thronsaale aus und zogen sich bald nach eilf Uhr zurück. An diesem Festballe nahmen achttausend Personen Theil, und doch war die freie Bewegung keinen Augenblick gehemmt. Wie man allgemein in Paris erzählte, hatten sich nicht weniger als 57,000 Personen beim Präfekten um Einlaß gemeldet. Einen zauberhaften fast überirdisch schönen Anblick gewährten die Damen in ihrer reichen, prächtigen Toilette.

Des folgenden Tages, am 24. August, fand um fünf Uhr Nachmittags eine großartige Truppenschau auf dem Marsfelde statt. Schon eine halbe Stunde zuvor waren Truppen aller Waffen in Paradeuniform an den ihnen angewiesenen Plätzen aufgestellt, welche, vom Marschall Magnan kommandirt, gegen 40,000 Mann zählten. Die Säle der Militärschule sowie der große Balkon des Pavillons prangten in schönster Verzierung und zu beiden Seiten erhoben sich prächtig geschmückte Estraden für die Gäste; während die ganze Vorderseite des Gebäudes mit den Fahnen der vier verbündeten Mächte, Englands, Frankreichs, Sardiniens und der Türkei bedeckt waren. An der Jenabrücke, welche auf das Marsfeld führt, harrten die Generale und Oberoffiziere des Zuges, der, wie erwähnt, um fünf Uhr Nachmittags hier anlangte. Der Kaiser bestieg sein Roß und ritt, von dem Prinzen Albert, dem Gemal der großbritannischen Herrscherin, dem Prinzen Napoleon und Adalbert von Baiern begleitet, neben dem Wagen der Königin, begleitet von der Generalität und den Oberoffizieren, welche ein glänzendes Gefolge bildeten. Als der Zug das Marsfeld betrat, präsentirten die Truppenmassen das Gewehr, die Fahnen senkten sich, die Trompeten schmetterten und alle Musikbanden spielten plötzlich die englische und die französische Nationalmelodie. Die Majestäten bewegten sich im Schritt längs der Fronte der Truppen, und begaben sich hierauf vor die Militärschule, um die Truppen defiliren zu sehen. Dann geleitete der Kaiser die Königin auf den großen Balkon, wo die Prinzessin Mathilde ihrer harrte, und stieg hierauf wieder zu Pferde, worauf der Vorbeimarsch der Truppen begann. Zuerst defilirte die Infanterie, dann die Artillerie und zuletzt die Kavallerie, sämmtlich im Schritte. Die Truppen hatten die Weisung, sich still zu verhalten, trotzdem aber erschallten häufige Vivats. Ungefähr um sieben Uhr war die Heerschau beendet; und während die Königin sich in Begleitung des Kaisers nach dem Invalidenhause begab, um die Kapelle, worin die sterblichen Ueberreste Napoleons I. aufbewahrt sind, zu besichtigen, hatte sich der Himmel mit schweren Wolken bedeckt und ein heftiges Gewitter entlud sich in gewaltigen Regengüssen.

Der 25. August bot schon beim anbrechenden Morgen ein eigenthümlich bewegtes Schauspiel. Den ganzen Tag hindurch hatten die Eisenbahnen Tausende von Neugierigen aus allen Ständen nach den von Paris nicht allzuweit entfernten Versailles gebracht; dies währte bis sechs Uhr Nachmittags. Nach dem Diner begaben sich der Kaiser und die Kaiserin mit der Königin von England und ihrer Familie von St. Cloud nach Versailles, um dem zu Ehren derselben veranstalteten Feste beizuwohnen. Gegen halb neun Uhr erstrahlten die Allee von St. Cloud, der Exerzierplatz, das Hotel der Hundertgarden und die Kavalleriekaserne in zauberhafter Beleuchtung; selbst der Park schwamm in einem Glanzmeere der verschiedensten Farben. Fünf gigantische Thore bildeten den Eingang in diese Feenwelt. Nach neun Uhr trafen die Majestäten unter Eskorte von Hundertgarden ein und stiegen, von dem Jubel der harrenden zahlreichen Volksmenge begrüßt, unter dem Donner der Kanonen und dem Wirbeln der Trommeln aus ihren Wägen. Der Kaiser mit der Königin, und Prinz Albert mit der Kaiserin am Arme eröffneten den Zug und stiegen die mit Blumenvasen geschmückte und durch Kronleuchter reich erhellte Ehrentreppe hinauf, in deren vier Ecken sich wunderprächtige Blumenpyramiden erhoben. Der Zug durchschritt die zu Gemächern der Kaiserin Eugenie eingerichteten Säle und gelangte in den Saal, der den Eingang zu den für die Königin Viktoria bestimmten Gemächern, den einstigen kleinen Appartements der unglücklichen Königin Maria Antoinette bildete. Im Saale des Oeil de Boeuf empfingen die Majestäten diejenigen Personen, denen die Ehre der Vorstellung zugedacht war, und nahmen hierauf sammt ihrer Begleitung sowie der ganze Hof auf einer Tribune Platz, um ein großartiges Feuerwerk abbrennen zu sehen. Sodann begaben sich die Majestäten in die Spiegelgallerie und der Kaiser eröffnete mit der Königin durch eine Quadrille den Ball. Den übrigen Tänzen schaute der Kaiser mit seinen hohen Gästen zu, bis zu einem glänzenden Souper, das in dem von 3000 Wachskerzen beleuchteten Theatersaale eingenommen wurde. Gegen ein Uhr kehrten die Majestäten in die Spiegelgallerie zurück; die Tänze begannen von Neuem und der Ball dauerte bis drei Uhr. Die Majestäten und ihre Begleitung zogen sich jedoch schon um zwei Uhr zurück. —

Auf dem Lande.

(Mit einer Lithographie.)

Wenn der Frühling kommt, verschwindet das weiße Leichentuch, das die Erde bedeckte, und im saftigen, neu aufsprossenden Grün liegt Dorf und Stadt und der Wald fängt an sich auf's wunderbarste zu beleben. Zweige der Bäume, noch vor wenigen Tagen kahl und nackt, beginnen sich mit einem leichten Dufte zu bekleiden. Dieser Duft gleicht zuerst einem grauen, durchsichtigen Schleier, der aber allmälig dichter wird und die Farbe wechselt. Heute spielt das Grau in's Röthliche, morgen bekleidet es sich mit einem violetten Schimmer; dieser dunkelt täglich mehr zusammen und verschwindet endlich in einer Schattirung von Blau und Grün, — zwei Töne, die mit einander zu kämpfen scheinen und von denen endlich der letztere die Oberhand behält; Grün ist Sieger — Grün, das Zeichen des Frühlings. Und diesen Sieg schmettern unzählige Lerchen, wenn sie empor steigen aus den dampfenden Feldern, in die Luft empor und sagen es all' dem kleinen gedrückten Volke an, das sich bis jetzt ängstlich erwartend verbarg unter der Schnee- und Eisdecke. Wie purzeln nun die Blätter in Jugendfeuer aus der umschlingenden dunkeln Knospe; in einer Nacht haben sie sich gestreckt und gedehnt, haben das dürre Holz bedeckt und Dorf und Stadt mit einem grünen Schleier umzogen. Es ist etwas Zauberhaftes um das kraftvolle Leben und lustige Getreibe des Frühlings.

Doch einen unaussprechlichen, geheimnißvollen Zauber übt eine schöne, ruhige Sommernacht. In tiefem, räthselhaften Schweigen liegt die Gegend da; nicht der geringste Laut unterbricht die Stille, kein Flüstern des Blattes, kein Lispeln des Windes. Jetzt steigt der Mond empor und die Thäler füllen sich mit phantastischen Nebel- und Schattengestalten. Gewaltige silberdurchwebte Schleier bilden das Mondlicht und die aufsteigenden Dünste. Baumgruppen stehen dazwischen, wie gespenstige schattenhafte Wesen mit lang ausgestreckten Armen, die jetzt plötzlich im wilden Tanze eingehalten und regungslos dastehen, da der Blick eines Sterblichen auf sie herniederfiel. Hell und glühend erhebt sich drüben die Mondscheibe, das Gesicht der Nachtgöttin, die all' diesen Spuk hervorruft, und von ihrem Haupte scheinen jene flatternden Schleier auszugehen, die das ganze Thal überwallen und erst weit in der Ferne enden in einem langen, breiten silbernen Streifen — es ist ein Strom, der dort ruhig und majestätisch durch die Ebene fließt. Und dort in der Mitte des stillen Waldes liegt ein Forsthaus, umgeben von den kleinen Thälern, die sehnsüchtig auf den Kuß des Mondes zu harren scheinen, um auch in ihrem Schoße ein mitternächtiges Leben entstehen zu lassen. Es ist so schön, wenn man es mit ansieht, wie sich der erste Moudstrahl durch Schluchten und Bäume hineinschleicht in die stillen Waldgründe, wie dann plötzlich das Wasser erglänzt und aufzujauchzen scheint, wie sich rings umher lichte Gestalten erheben und über die strahlenden, thaubenetzten Wiesengründe dahinzuschweben scheinen. Es ist so beruhigend, dabei eines geliebten Wesens zu gedenken, das vielleicht in diesem Momente träumerisch

Digitized by Google

die Augen öffnet und hell erwacht, wenn es das weiße Licht sieht, wie es vor den Fenstern Einlaß begehrt, um Botschaft zu bringen von dem, der dort auf der Höhe hält, dessen Haar im Abendwinde flattert und der die Hand auf das Herz preßt, versunken in tiefe, selige Gedanken. — Ja, diese Gedanken sind es, die auf Mondstrahlen hinüberziehen und die hier und dort gleiche Gedanken erwecken; es ist ein magnetischer Rapport, der sich herstellt zwischen zwei Wesen, die, beide zugleich aneinander denkend, in die helle Scheibe des Mondes blicken.

O, das Landleben hat seine wunderbare, einzig schönen Reize, nur gehört ein empfänglichrs Gemüth dazu, um sie vollkommen zu genießen. Er bietet Genüsse, wie man sie in der Stadt vergeblich sucht, und ist überreich an heiterm Scherz, an einfachrn, natürlichen Freuden, welche die wahre Würze des Lebens sind. Wohin unser Auge sieht, erblickt es liebliche, fröhliche Bilder, harmlos lustige Seenen, welche dem Maler vorzügliche Stoffe bieten. Zu derlei schönen, heiter-frischen Dorfseenen gehört auch das Bild, das wir diesmal unsern geehrten Lesern vorlegen; es ist die Schöpfung eines namhaften französischen Künstlers und kann auf Beifall mit vollem Rechte Anspruch machen. Ich aber kann diesen Aufsatz nicht besser schließen als mit dem Liede:

Es gibt doch keine geöf'ee Luft
In sommergrünen Tagen,
Als frohen Sinn in freier Brust
Teato!
Im dichten Forst zu jagen.

Bald gilt's dem Fuchs, gar schlau und fein,
In lichten, jungen Buchen;
Bald gilt's den hübschen Mägdelein,
Pst! Pst!
Die Gras im Walde suchen.

Heut geht es laut mit Hussassa
Und frohem Hörnerschallen,
Daß Berg' und Thäler fern und nah
Trato!
Den Jubel widerhallen.

Und morgen schleicht man leise hin
Auf still verbreegnem Wege;
„Gott grüß' Dich, schöne Müllerin!
Pst! Pst!
Komm' mit mir in's Gehege."

Und der dies kleine Lied erdacht,
Der hat in jungen Tagen
Manch schönes Jagen mitgemacht
Teato! Pst! Pst!
Und darf — nichts weiter sagen.

Poetisches Album.

In ein Stammbuch.

Stets wenn die Hand den Namen schreibt in ein Album ein,
So träumt mein Herz: sie setze ihm einen Leichenstein,
Wie auf das ungeweihte Grab eines Heimatlosen,
Der milde Sinn oft pflanzet Vergißmeinnicht und Rosen.

Und schaurigsüßes Klingen, schwermüthig weicher Sang,
Wie leise Geisterstimmen, wie ferner Glockenklang,
Ertönt — wonneschauernd erschließt mein Herz sich wieder
Und lauscht dem halbvergeß'nen Klang seiner Frühlingslieder.

Die längst begrab'nen Träume sind plötzlich all erwacht,
Sie klopfen an die Särge und sprengen sie mit Macht,
Und schweben um mich lächelnd, wie in vergang'nen Tagen
Da ich der Liebe Himmel noch in der Brust getragen.

Die Liebe ist der Seele hochheil'ges Maienfest;
Die Paradiesesrose, die gnädig fallen läßt
In's Menschenherz die Gottheit, damit in unserm Innern
Die Liebe ewig blühe als frommes Gotterinnern.

Der Himmel ist verloren, mit ihm die Engelschaar,
Mein Herz ein von Dämonen zertrümmerter Altar;
Des Glaubens Heil'genbildniß, es liegt im Schutt zerschlagen,
Es darf die starke Säule Vertrau'n, die es getragen.

Die Liebe ist das Leben — mein Herz ist liebeleer;
Die Liebe ist die Heimat — mein Herz hat keine mehr;
Und all die schönen Lieder, die einst mein Herz gesungrn,
Sie sind mit meinem Namen vergessen und verklungen! —

Drum wenn die Hand den Namen schreibt in ein Album ein,
So träumt mein Herz: sie setze ihm einen Leichenstein,
Wie auf das ungeweihte Grab eines Heimatlosen
Der milde Sinn oft pflanzet Vergißmeinnicht und Rosen.

W. H. Landt.

Aphorismen.

Gewisse Todte ehrt man am besten dadurch, daß man von ihnen schweigt und selbst den Ort, wo sie ruhen, zu verbergen sucht. Leichensteine sind nicht immer Zeichen der echten Trauer. Frauen, die ihren Männern Mauseleen errichteten, führten oft schon während des Baues derselben den Riß zu einem Triumphbogen für eine neue Leidenschaft in der Tasche. Der tiefe Schmerz thut, wie Ellack, Attila's Sohn, that, der seines Vaters Leiche, dreifach umsargt, mit den königlichen Insignien bei nächtlicher Weile in die Erde versenkte und darauf alle Arbeiter, die bei seinem traurigen Geschäfte geholfen, mit eigener Hand tödtete, auf daß Niemand erführe, wo die Geißel Gottes begraben sei. So wird der Lieblingswunsch, gleichviel, ob er als ein Märtyrer, oder als ein gefallener Engel starb, in dunkler Nacht klanglos bestattet. Die Ruhestätte wird geebnet, der Hügel könnte ja leicht zum Verräther werden. Da der Schmerz keines Gehilfen bei dieser Grablegung bedarf, so braucht er seine Hände nicht, wie Ellack, mit Blut zu beflecken. Bei hochsinnigen Frauen erhält der Schmerz den Charakter einer Mysterie. Der weibliche Schmerz, dem es nicht an Thränen fehlt, folgt oft dem Beispiele der Gothen, die den Busento über Alarich's Grab leiteten, auf daß der Strom die Gebeine ihres Heldenfürsten vor Entweihung sichere.

Für gemüthliche, zartfühlende Seelen wird die Erinnerung zur ernst-heitern Minerva; den rohen, entarteten Naturen erscheint sie als Nemesis.

Die Erklärung der Frauengefühle macht oft mehr Mühe, als die Entzifferung der schwierigsten Hieroglyphenschrift. Die Empfindungen der Männer lassen sich im Allgemeinen viel leichter lösen. Die Männer schreiben in der Regel Alles ganz aus; hier kommen weniger Abkürzungen vor. Die Frauen haben dagegen eine Stärke in der Abbreviatur; sie lieben die Ellipsen, die bei ihnen die Stelle einer spanischen Wand vertreten, hinter die sie so Manches verstecken, was sie sich zu zeigen schämen. Die Abkürzung ist sonach hier kein Kind des Lakonismus, und nichts weniger als eine spartanische Jungfrau.

Die edelsten Entschlüsse der Frauen sind gewöhnlich neptunischen, die großartigsten Vorsätze der Männer in der Regel vulkanischen Ursprungs. Wer mit der Geognosie und Geologie des menschlichen Herzens vertraut ist, der wird diesen Satz bestätigt gefunden haben. Der Neptunismus männlicher Gefühle erzeugt Sümpfe, in denen Frösche hausen, für die ein Klotz als König noch zu gut ist. Der Vulkanismus weiblicher Empfindungen gebiert ein unterirdisches Feuer, dessen pyrotypischen Umwandlungen Zucht und Sitte erliegen müssen.

Da die Liebe oft zur Krankheit wird, so fragt es sich: ob man sie allopathisch oder homöopathisch zu behandeln habe. Ich würde für das Homöopathische: Similia similibus stimmen. Wer den Muth hat, nach einer neuen Liebe zu greifen, der genest schnell. Dekokte von Grundsätzen und Rücksichten, Absude von Resignation und Erhebung, wie sie die Allopathie verordnen würde, verfehlen in der Regel ihren Zweck, oder lassen wenigstens sehr häufig zehrende Fieber zurück, denen auch der geharnischte Vorsatz zu erliegen pflegt.

Die edelsten Frauen kamen oft durch beleidigte Eitelkeit, die sich in Haß umwandelt, zum Falle. Sie erinnerten mich an den in Roms Geschichte wohlbekannten Clodius, der sich, um zum Volkstribunate zu gelangen und so seinem Grolle gegen Cicero Luft machen zu können, in eine plebejische Familie aufnehmen ließ.

Wie der letzte vier bis fünf Fuß hohe Stengel, den das Zuckerrohr treibt, mit einem Büschel endigt, dessen Blüten ohnerachtet sie zusammen 18 bis 20 Zoll lang werden, unfruchtbar bleiben — so hat man auch von den letzten Auswüchsen der ergrauten Dichterphantasie, die oft ellenlang über das kritische Maß empor-

Digitized by Google

schießen und sich durch ihre amazonenhaften Tulpenblüten zu einem botanisch-poetischen Wunder emporarbeiten, keine Ernte zu erwarten.

Die Vorsätze der meisten Menschen werden Makulatur, weil die Auflage, die sie davon machen, mit der Möglichkeit des Absatzes in keinem Verhältnisse steht.

Wenn die leidenschaftliche Liebe wieder zur Vernunft kommt, so gleicht sie gewöhnlich dem weißen Aschenhäutchen, das sich auf den glühenden Kohlen zeigt. Dieser Moment wird oft für das ganze Leben entscheidend. Wenn die Kohlen sich zu behäuten anfangen, so verschließt man, damit die Wärme nicht verfliege, den Ofen. Wenn die Leidenschaft der Liebe ein Gleiches thut, so muß man die Klappen des Herzens herunterlassen. Versäumt man dies, so werden die Wünsche sich bald nach Pelz, Handschuhen und Fußsack umsehen müssen.

Man findet bei geistvollen Gelehrten bisweilen eine Lieblingsmeinung, die so tief unter ihren übrigen Ideen steht, daß man sich darüber nicht genug wundern kann. Je geistvoller ein Gelehrter, desto alltäglicher ist, mit wenigen Ausnahmen, seine Lieblingsmeinung.

W. H. L.

Humor, Scherz und Laune.

Als in Berlin zur Zeit Friedrich II. Miethkutschen noch sparsam waren, und der Prinz Heinrich einen Freiball veranstaltete, jedoch mit der Bedingung, daß Niemand zugelassen werde, der nicht in einer Kutsche vorfahren würde, beschlossen zwölf Friseursubjekte, durch List in den Ballsaal zu kommen. Vier von ihnen setzten sich in die Kutsche, und während diese langsam fuhr, folgten die Uebrigen zu Fuß. Vor dem Palaste des Prinzen öffneten sie, unter dem Schutze der von den Oellampen wenig verscheuchten Finsterniß, beide Schläge des Wagens, und sobald rechts einer heraussprang, schlüpfte links ein anderer hinein. Lange starrte die Schildwache mit offenem Munde auf den unerschöpflichen Kasten, und als sie endlich die Täuschung merkte, war es bereits dem Letzten der Friseure gelungen, das Innere des Ballsaales zu erreichen.

Ein leichtsinniger junger Mann hatte sich mit Hilfe seiner Verwandten von seinen Gläubigern losgemacht. Kurz darauf wurde er schwer krank, und als ihn ein Freund besuchte, beklagte er sich, daß er stets verlassen sei, und fast kein Mensch sich um ihn kümmere. „Es geschieht Dir Recht," versetzte der Besuchende, „warum hast Du Deine Schulden bezahlt? Deine Gläubiger wären gewiß zu Dir gekommen und hätten Dir Gesellschaft geleistet."

Ein Hauptmann sprach zu seiner Kompagnie:

„Frisch an den Feind, Ihr tapfern Leute,
Wer kann Euch Helden widerstehn?
Und bleibt Ihr auch; so sollt Ihr heute
Im Himmel noch zu Gaste gehn."
Der Feind rückt an; — der Hauptmann weichet,
Ein Kluger meidet die Gefahr,
Eh' sie mit Schrecken ihn erreichet. —
„Herr Hauptmann!" ruft die Schaar,
„Geh'n Sie denn nicht mit uns zu Gaste?"
„Nein, Kinder nein; — ich faste."

Ein Hofnarr beklagte sich bei seinem Fürsten, daß ein Cavalier ihm gedroht habe, er wolle ihn ermorden. „Wenn er das thut," erwiederte der Fürst, „so lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen." — Der Hofnarr antwortete: „Es wäre mir angenehmer, wenn mein gnädigster Fürst ihn fünf Minnten zuvor hängen ließe."

Als Napoleon nach dem Frieden von Tilsit in Gotha speiste, waren die Stadt und das Schloß köstlich erleuchtet. Ein gewisser Metzger Auerbach, welcher sehr große Geschäfte als Schlächter machte, hatte transparent geschrieben:

„Napoleon ist in seinem Fach,
Das was der Metzger Auerbach."

Ein junger Mann rühmte sich in einer Gesellschaft, daß er gar nicht übel singe. „Da haben Sie Recht," erwiederte ihm ein Anderer, „aber es wird einem übel."

Einst sang ein junges schönes Mädchen in einer Gesellschaft eine Arie und öffnete dabei das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig, so daß die Töne nicht voll genug aus ihrem Purpurpförtlein hervortreten konnten. Jemand, von der Schönheit des Mädchens ganz bezaubert, sagte zu seinem Nebenmanne: „Sehen Sie doch nur den Engel an, er küßt die Töne, die er uns zum Besten gibt." — Dieser antwortete: „Nun so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den schönen Mund nicht schmutzig macht, denn die Töne sind unrein."

Der Eskamoteur, Professor Bils ließ in einer Vorstellung von dem freistehenden Tisch seine Gattin auf eine mystische Weise verschwinden, und die Zuschauer brachen in ein stürmisches da Capo aus, was dem Physiker nicht ganz erwünscht schien; doch gefaßt trat er vor und sagte: „Da trotz der allgemeinen Sympathie, welche man jetzt für die Muselmänner hegt, uns Christen doch noch nicht erlaubt ist, wie diesen, mehr als eine Frau zu besitzen, ich aber als guter Christ nur eine Frau habe, diese aber so eben verschwinden ließ, so ist es mir nicht möglich sogleich eine zweite verschwinden zu lassen; hat aber Jemand aus dem verehrlichen Publikum ein böses Weib, welches ich durch meine Zauberkraft verschwinden lassen möchte, so beliebe er sich nur zu melden." Ein reicher Bäcker, der mit seiner Frau auf dem ersten Platz sich befand, rief plötzlich: „Herr, zwanzig Louisdor gebe ich Ihm, wenn Er mir die da" — auf seine Frau deutend — „verschwinden läßt." Da erhob die bezeichnete Dame ihre gewichtige rechte Hand und klatschend scholl der Schlag durch den Saal, mit welchem eine der kräftigsten Ohrfeigen an der Wange ihres Eheherrn blühte. Der Saal wiederhallte von Beifall und ein allgemeines Gelächter erscholl von allen Seiten.

Aus den Schlachtfeldern in der Krim kamen 4000 Russen zu der Himmelspforte und begehrten um den Einlaß. Petrus sah sie wie verdutzt an, zog ein amtliches Bulletin aus seinem Faltenrock, und sagte: „Da steht es gedruckt, daß nur bei der Schlacht zwölf Mann getödtet worden sind. Ein Dutzend hat nur Entree, die Uebrigen Paschol; zurück." — Die 3988 stehen noch bei dem Petruspförtchen, und gucken durch das Schlüsselloch.

Zwei Wetterpropheten zankten sich über die Wasserzeichen an der Sonne und dem Monde. Ein Spaßvogel, der diesen Streit mit anhörte, sagte zu ihnen: „Schauens meine Herren, bei mir ist das sicherste Wasserzeichen, wenn mein Geldbeutel leer ist, denn dann muß ich allemal Wasser trinken."

In einer Gesellschaft stellte ein Herr die Frage: „Wer ist wohl der größte Kaufmann gewesen?" und erhielt zur Antwort: „Napoleon! er hatte eine Niederlage von Moskau bis Paris."

Eine Dame ermüdete Bonaparte, als er nach einem glücklichen Feldzug aus Italien zurückkam mit faden und unmäßigen Schmeicheleien. „Was kann man noch in der Welt sein," rief sie mit Leidenschaftlichkeit, „wenn man nicht der General Bonaparte ist?" — Bonaparte versetzte lakonisch: „Man kann eine gescheute Frau und eine gute Familienmutter sein."

Miszellen.

Eine Winternacht auf der Pußta.

Es war im Anfang des Monats Dezember. Die Sonne beschien die grüne Ebene der Pußta, die der Winterfrost noch nicht heimgesucht hatte, warm und strahlend, wie an einem Frühlingstage. Da trieben Pišta und Giury, zwei junge Hirten, ihre Heerden hinaus.

Schon waren sie von dem heimischen Dorfe entfernt und der Abend brach bereits an, als von Norden her ein scharfer Wind zu wehen begann. Kaum eine Stunde, und das Wetter hatte sich gänzlich verändert; der Horizont bedeckte sich mit finsteren Wolken, die einen Kampf mit den Winden bestehen zu wollen schienen. Die Raben, diese Vorläufer jedes Schneesturmes, zogen in zahlreichen Haufen dahin und mischten ihr widerliches Gekreisch mit dem Geheul des Unwetters. Diese Zeichen erschreckten Pišta und seinen Gefährten; sie sammelten ihre Heerden und trieben sie heimwärts. Doch kaum hatten sie die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie von der tiefsten Nacht überrascht wurden. Der Schnee fiel in großen Flocken und gepeitscht von dem Winde hatte er bald alle Spuren eines Weges verdeckt. Die Kälte war immer schneidender und schärfer und die beiden Hirten blickten und lauschten ängstlich nach allen Seiten umher. Kein Licht funkelte, sie zu leiten, kein Hundegebell diente ihnen zum Führer. Die Nacht überfiel sie, und sie wußten nicht, was sie beginnen sollten. Ihre Heerde weiter zu treiben, sei es vorwärts, sei es rückwärts, wurde ihnen bald unmöglich. Sich gegen die Kälte zu schützen, drängten die Schafe sich fest aneinander, so daß sie bald nur eine dichte Masse bildeten, die nicht mehr auf den Ruf der Führer hörte.

„Laßt uns machen, wie unsere Thiere," sagten die beiden Hir-

Digitized by Google

ten, und dem Beispiele der Schafe folgend, breiteten sie einen ihrer Mäntel aus, deckten sich mit dem andern zu und schloßen sich in enger Umarmung fest aneinander, um sich gegen die Kälte zu schützen. So einer von des andern Armen umschlungen, ließen sie das Wetter stürmen, doch unablässig fiel der Schnee, und bald waren die Beiden von ihm bedeckt. Pißta konnte kein Auge schließen. Die ganze Nacht hörte er das Gekrächze der Raben über seinem Haupte und das Geheul des Sturmes, das nur in kurzen Pausen verstummte, um bald mit verdoppelter Wuth wieder zu beginnen. Die eisige Kälte drang ihm bis in das Mark und schien das Blut in seinen Adern zu erstarren. Sein Freund Giury dagegen schlief fest, obgleich Pißta ihn von Zeit zu Zeit anredete; denn er fürchtete sich, in der schrecklichen Nacht allein zu sein. Doch Giury antwortete nicht und nachdem er einige Zeit wie keuchend und mühsam geathmet hatte, wurde sein Hauch allmälich stiller, und endlich ganz unhörbar.

Als der Tag anbrach und die Wolken, durch einen letzten Windstoß auseinandergejagt, den Himmel sehen ließen, wollte Pißta aufstehen und alles Ernstes seinen Geführten erwecken, der noch immer schlief und ihn mit seinen Armen fest umschlungen hielt. Vergebens Giury hörte ihn nicht.

„Auf Giury, auf," rief Pißta, „Du hast genug geschlafen." Doch Giury blieb taub bei dem Rufe.

„Giury! Giury!" schrie Pißta von Schrecken erfaßt.

Doch Giury schlief den Schlaf, von dem es nur in der andern Welt ein Erwachen gibt. Er war erfroren.

Als Pißta erkannte, daß er allein nur am Leben sei, versuchte er es, sich von den Umschlingungen Giury's frei zu machen, aber vergebens bemühte er sich die Arme zu öffnen, mit denen der Todte ihn umfaßt hielt, wie mit einem eisernen Ringe; vergebens trachtete er, den eisig und starr auf ihn gerichteten Blick des Entschlafenen zu vermeiden.

In vergeblichen Anstrengungen wälzte er sich vor Entsetzen umfaßt auf dem Boden einher, als einige Männer seines Dorfes, die ausgezogen waren, die beiden Hirten, welche man mit Besorgniß vermißt hatte, aufzusuchen, ihn fanden und nicht ohne Mühe von der Umarmung des Todten erlöften.

Doch noch immer schrie Pißta: „Giury, wach' auf! Giury, laß mich los!"

Das Entsetzen hatte seinen Verstand verwirrt und die Angst trieb ihn in wilder Flucht davon. Sein Verstand kehrte nicht wieder, doch gehört Pißta seit jener Zeit zu den unschädlichen Wahnsinnigen. Ja, was noch mehr ist, ruhig verrichtet er seine Arbeit und für gewöhnlich spricht er, als sei er im vollen Besitze seiner Vernunft; doch wird in seiner Gegenwart der Name Giury genannt, so bricht sein Wahnsinn aus, er zertrümmert, was er eben in der Hand hat, und entflieht unter dem wilden Angstruf:

„Giury, wach' auf! Giury, laß mich los!"

Gedankenperlen

aus den Werken der berühmtesten deutschen Schriftsteller, gesammelt von Johann Wiltim.

Die Natur ist uns fremd und wir gehen einsam einher, bis das heilige Band der Ehe uns an die Erde, an die Menschheit knüpft, und wir sind nicht eher ernste Bürger des Staates, bis auf unserem Herd ein stilles Feuer glimmt, an dem sich die Hausgötter niederlassen können.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; sie ist mehr als die Lehrerin der Menschheit, welche in der That bestimmt ist, die unbestechliche Richterin zu sein, zu der das verkannte und unterdrückte Verdienst mit hoffnungsvoller Zuversicht, der Bösewicht, und wären alle Güter dieser Erde sein, mit Beben emporsehen soll! Möchte Jeder bedenken, daß die glänzendsten Gaben durch feile Parteisucht zur Verächtlichkeit herabgewürdigt werden und, wenn ein verkauftes Talent ein unsterbliches Werk hervorbringt, es nur seine Schmach sei, die in ihm lebt.

Trauer inmitten lärmender Freude ist wie ein Drücker am Fortepiano, welcher den Ton zu einer sanfteren Stimmung erniedrigt, aber ihm auch einen schmelzenderen eindringenderen Charakter verleiht.

Ein leidendes Gemüth gleicht stets der Nachtviole, welche am lauten Tage schweigsam und unbeachtet steht und ihre süßen Düfte nur in die Schauer der Nacht zu streuen gelernt hat.

Dem vollendetsten Bösewicht ist in der Nähe der Unschuld nicht geheuer, selbst wenn er gewiß ist, daß sie unabwendbar sein Opfer werden müsse.

Oft fliegt von den Lippen des kurzsichtigen Menschen manches Wort, dessen glühende Centnerlast er erst nach Jahren fühlt.

Liebe, Vertrauen, Freundschaft, Glaube, sie sind Leben und Glück, aber sie gedeihen nur in gesunden Herzen, sie verlangen Muth und Ruhe. O, gewiß gibt es Dämonen, sie sind jene Zweifelsucht, jene dunkle Angst, jene Lust an Unglück und traurigen Vorstellungen, der sich unsere Seele nur zu gern ergibt. Ist das Leben erst so dunkel geworden, daß kein Strahl wahrer Freude hereinbrechen kann, da regieren sie in der Finsterniß und führen auch wol jene Verhängnisse hervor, die wir früher aus der Ferne mit stummer Angst wahrgenommen haben. Wirf dich in die Arme der Freundschaft und Liebe und laß dann die Zeit gewähren, es geht und wandelt sich Alles eben so oft in das Bessere, an das wir nicht glauben konnten, als es sich zum Schlimmern lenkt. Je inniger Du liebst, je stärker soll Dein Vertrauen sein.

Wahre Liebe kennt keine Rücksichten, das liebende Herz soll sich nur nach dem Herzen, die befangene Seele nach der gleichgestimmten des Geliebten sehnen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Kranke jeder Art in der letzten Lebensstunde gesunden, daß sie keinen Schmerz mehr fühlen, ihr Organismus sich wunderbar beruhigt, eine gewisse Behaglichkeit und Zufriedenheit aus ihrem ganzen Wesen speicht, die nur durch den allerletzten Kampf unterbrochen wird, und oft bleibt dieser bei vorhergegangener großen Abschwächung ganz aus, und der gemeine Mann sagt so schön, als bezeichnend: „Er ist nur so eingeschlafen."

Im Auge ruht die Sprache der Liebe und der Blick ist die Schrift derselben, die wunderbare Hieroglyphe des Herzens, welche doch Jedem verständlich ist, wenn auch die Zunge in fremden Lauten spricht.

Die Liebe vergißt schnell und währte ihr Leiden ein Menschenalter hindurch; ein einziger Augenblick des Glückes, der Hoffnung überwiegt es tausendfach.

Es gibt einen Schmerz, der eine Wohlthat ist für die Seele, die er trifft.

Die Wonne ist das größte Geheimniß unseres Wesens, freilich will auch die reinste, inbrünstige Liebe sich in diesem Brunnen kühlen? sie soll eben sterben, damit wir fühlen, daß wir Menschen sind, daß wir von täuschenden Phantomen erlöst werden, die uns als Engelsgestalten besuchen, und doch Furien sind, wenn sie das glänzende Gewand fallen lassen. Denn schläft nicht die wildeste Verzweiflung, die gräßlichste Angst, der blutige Haß, Selbstmord und alle Gräuel im Inneren dieses Gefühls? Erwachen, treten sie nicht hervor aus ihrem Dunkel diese entsetzlichen Gestalten, wenn ewig unbefriedigt dieser Trieb des bewegten Herzens in sich selber kreiset, wenn die glutäugige Eifersucht mit dem Schlangenhaar dazwischen heult? Nur das Erkennen der Täuschung kann uns retten.

Man kann nirgend verlassen wandeln; dem leidenden Herzen tritt die Natur mütterlich nah, Liebe und Wohlwollen spricht uns in jedem Klange an, Freundschaft streckt uns aus jedem Zweige einen Arm entgegen.

Der Mensch hält selbst die Zügel seines Schicksals, er regiere sie weise, und er ist glücklich; läßt er sie aber muthlos fahren, so ergreift sie ein ergrimmter Dämon und jagt ihn muthfrohlockend in das furchtbare schwarze Thal hinab, wo alle Geburten des Unglückes auf ihn lauern.

Es gibt ein Wehe im Leben, welches so tief ist, daß jede Fiber des Herzens davon erbebt, und eine Sprache, die nicht lauter ist als ein Pulsschlag; wagt es nicht, es auszusprechen, um die Liebe, die es hören würde, nicht zu erschrecken.

Welchen eigenen Zauberschimmer gießt nicht die erste, schnell geweckte, lebendige Empfindung eines Herzens in Jugendkraft über unser ganzes Wesen! Verklärt stehen wir da, schwebe der Strahl aus den Lichthöhen des Olympos auf uns herab, oder gehe er sanft verfließend aus den heiligen Gemächern unsers Herzens hervor.

Das neue Leben des Jahres entfaltet sich immer mehr und verbreitet um uns her alle jene unerschöpflichen Quellen, aus denen der Mensch seines Daseins schönste Labung schöpft. Die Blüten winken ihm von den Bäumen der Hoffnung freundlichen Gruß. Die Kelche, die sich unter dem Grase erschlossen, streben empor, und der Fuß der Vorüberwandelnden erfüllt den lieblichen Duft; denn es ist des Menschen ewiges Treiben, daß er an der schönen Gegenwart vorübergeht und sie nicht eher genießt, bis sie ihm Vergangenheit ist.

Digitized by Google

Die Liebe ist ein vortrefflicher Sachwalter; sie weiß meilenweit die Gründe herzuholen, wenn es darauf ankommt, einen einmal gefaßten Plan durchzuführen und unsere Handlungsweise zu beschönigen.

Es gibt so abscheuliche Berechnungen, daß rechtschaffene und reine Herzen sie niemals als möglich annehmen können; wenn wider seinen Willen ein erhabener Geist den Blick in den Abgrund des Bösen senkt, so erfaßt ihn über eine gewisse Tiefe hinaus der Schwindel und er unterscheidet nichts mehr.

Auch die verdorbensten Menschen haben einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick, wo das, was Gott Gutes in das Herz jedes Geschöpfes gelegt hat, sich wider ihren Willen offenbart.

Die Thränen des Boshaften sind unheilbringend; wenn ein Boshafter weinen soll, so muß er sehr leiden und bei ihm entflammt die Rückwirkung des Leidens, statt sie abzuspannen und zu erweichen, die Seele mit einem gefährlichen Grimme.

Es gibt Worte, Eindrücke, welche einer schönen Seele Jahre des Leidens vergessen machen und die ihr, durch einen flüchtigen Blitz, ihre eigene Größe zu offenbaren scheinen.

Für den Menschen, das Geschöpf der Zeit, ist die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In sie hinein strebt jeder seiner Wünsche, in sie die meisten seiner Gedanken. Für sie nur lebt er, sorgt er, arbeitet er; sie sich aufzuhellen, horcht er auf Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; sie sich zu verschönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Gesundheit, und sogar das Leben.

Der Anblick der leidenden Seele ist so fürchterlich, daß wenn sie sich ausspricht, in ihrem ganzen Jammer, kein Wesen umher es begreift. Man glaubt, ein dunkler Schleier habe den Geist bedeckt und noch nie trat er so unverhüllt vor uns, als in diesem Wehe, das er nicht mehr verschweigen kann.

Raubt dem Herzen des liebenden Mädchens den Frieden; die Blüte der Jugend welkt dann gar bald, das Auge verliert seinen Glanz, die Wange ihre Rosen, die Lippe ihren Purpur.

Seid ihr wol einmal auf stillen Abendgängen einer jener gebeugten Gestalten begegnet, die mit dem liebefunkelnden Auge des Genius, mit dem Ausdruck namenlosen Schmerzes in den geistigen Zügen scheu an euch vorüber streifen und konvulsivisch vor jeder Berührung mit den Menschen zusammenfahren? Sie gehen ihren eigenen Weg, diese Unglücklichen, sie fliehen aus dem Tage in die Nacht, aus der Gesellschaft an die Natur, sie tragen einen Schmerz, den Niemand kennt, sie weinen eine Thräne, die Niemand sieht. Versteht ihr wol das Weh dieser Menschen? Es sind die geknickten Geister, die gebrochenen Talente, die Waisenkinder einer Gesellschaft, die für ihre Schmerzen und Ansprüche nichs übrig hat als eine moralisirende Sentenz, einen wohlfeilen guten Rath, ein Epigramm, wenn es hoch kommt, ein Almosen! Sie wurden für das Höchste geboren und erzogen, sie scheinen nach ihrer Kraft zu dem Gipfel menschlicher Bestrebungen berufen. Da tritt das Schicksal ironisch in den Weg und wirft sie gewaltsam in das Gewohnte und Gemeine. Was man von ihnen fordert, können sie nicht leisten; was sie wissen, können sie nicht brauchen; am besten wäre es, sie vergässen sich selbst, oder sie stürben.

Der drückende Kummer, der dem Armen selbst die Fähigkeit zur Arbeit raubt, ist doppelt schrecklich; er lähmt seine Kräfte, und mit diesem durch den Schmerz auferlegten Feiern kommt der Mangel, die Noth herbei.

Die gebrechlichsten, die kränklichsten Geschöpfe sind zuweilen mit einer außerordentlichen Kraft der Seele begabt, man könnte sagen, daß bei diesen physischen und schwachen Naturen der Geist hinlänglich den Körper beherrscht, um ihm eine künstliche Energie einzuprägen.

Das Weib lebt allein für die Liebe; beschränkt sich doch das ganze Reich des Weibes auf den Kreis der Hausfrau; ihr Patriotismus reicht nicht über die Schwelle ihres Hauses hinaus; die Händel der Welt berühren nicht ihre Küche und ihre Kinderstube; aber darum ziemt doppelte Verachtung dem Manne, der das weiche, liebliche Geschöpf hinaus reißt in die Strudel der Männerwelt, ihr nicht das gibt, was ihr gebührt: die kleine, liebe Welt des fruchtbaren Wirkens, der den Zweck ihres Daseins vernichtet, und sie dadurch zerdrückt für ewig.

Die Empfindung geht einen kürzeren und richtigeren Weg, als der grübelnde Verstand; denn das Gefühl ist der Haushofmeister unserer Maschine, der erste Oberaufseher, der dem alten pedantischen Verstand Alles überliefert, der es weitläufig und auf seine ihm eigene Art bearbeitet. Gefühl und Verstand sind zwei neben einander laufende Seiltänzer, die sich ewig ihre Kunststücke nachahmen, einer verachtet den andern und will ihn übertreffen.

Es ist eine schöne Zeit, die uns auf ihrem Fittig die Wonne der ersten Liebe bringt. Im Frühlinge seiner Empfindungen strebt der Mensch aufwärts, als wollte er sein Recht auf den Himmel, aus dem er sich entsprungen fühlt, geltend machen. Aber vergebens! Ein Bürger muß er werden der Welt. Da wandelt er mit zarter Scheu umher, und nur nach unvermeidlichen Kämpfen, nach vielen vergossenen Thränen, die ihm Schwachheit und Bosheit ausgepreßt, kehrt er um in sich selbst. In diesem Kreise seines Seins findet er, was ihm der Himmel nicht gab, die Menschen nicht geben konnten: Ruhe in der Uebereinstimmung mit sich selbst. In diesem Ringe beginnt und schließt sich seine Bildung.

Herzen von der Welt noch nicht verdorben, von bittern Erfahrungen noch nicht gekränkt, geben sich so leicht jedem fremden weichen Herzen hin. Ach! dieses schöne Geschenk der Gottheit, dieser Bruderssinn, den der Mensch zum Menschen in seiner Brust trägt, bringen wir ihn nicht Alle aus dem Paradiese unserer Kindheit in die rauhe, kalte Welt hinein? und ist sein Verlust nicht der unersetzlichste, den wir erleiden?

Liebe ist ein Kind der Natur, in ihrem Gebiete herrscht Gleichheit, sie zerbricht die Ketten der Convenienz und der Unterschied der Stände ist ihr fremd.

Die Hoffnungen der Liebe sind allmächtig wie die Liebe selbst, sie führen den glücklichen Geliebten hoch empor über die träge Wirklichkeit des Lebens und zeigen ihm von fern das gelobte Land seiner Wünsche und die Paradiese seiner Zukunft.

Interessante Notizen.

Die Erstürmung der Südseite von Sebastopol hat den Alliirten schwere Verluste gekostet. So wurden von Seiten der Franzosen getödtet: 5 Generale, 140 Offiziere, 1489 Soldaten; verwundet: 10 Generale, 244 Offiziere, 4259 Soldaten; vermißt: 1410. Der Verlust der Franzosen beträgt demnach im Ganzen 7557 Mann. Von den Offizieren des französischen Geniecorps wurden 31 getödtet und 33 verwundet. — die Verluste der englischen Flotte, welche bekanntlich durch das am 8. September herrschende stürmische Wetter gehindert war, ordentlich zu manövriren, belaufen sich auf 1 Todten, 25 Verwundete und 4 leicht Blessirte.

General Pelissier soll zum Herzog von Sebastopol, General Bosquet zum Herzog von Inkermann ernannt werden.

Bei der Erstürmung des Malakoff-Thurmes schossen die Alliirten aus 700, die Russen aus 800 Geschützen; zusammen wurden gegen 1,700.000 Schüsse abgefeuert.

Die von den Belagerern in Felsen angelegten Laufgräben haben eine Gesammtlänge von zwanzig Wegstunden.

Im Lager der Verbündeten zeichnete sich ein Hund durch seine beispiellose Tapferkeit aus. Er gehört dem Obersten Metmann des 73. Linienregiments und zerbrach während der Tschernajaschlacht (am 16.) seine Ketten, kämpfte in den Reihen des Heeres, rettete einem Sergeanten und einem Soldaten das Leben und machte 3 Russen zu Gefangenen. Eine Kugel hatte ihm eine Pfote verletzt; der dadurch aufs Höchste erbitterte Hund warf sich auf einen russischen Offizier, schleuderte ihn zu Boden und schleppte ihn am Rocke zu den Franzosen als Gefangenen. Ein Arzt hat ihm das verwundete Bein geschient, und das heldenmüthige Thier befindet sich auf dem Wege der Besserung.

Die in Trümmern liegenden Marine-Etablissements Sebastopols waren die größten und bedeutendsten Rußlands. An dem Arsenal wurde über 60 Jahre gebaut, die Schiffswerfte, die Maschinenwerkstätte und Rhederei sollen wahrhaft kolossal gewesen sein und an Schiffen und Kriegsvorräthen einen Werth enthalten, der auf 200 Millionen Silberrubel geschätzt wird.

Die Cholera hat heuer im österr. Kaiserstaate bedeutende Verheerungen angerichtet. In den venetianischen Provinzen waren bis zum 25. August 4160 gestorben; im Trienter Kreise Tirols zählte man bis 3. September 4006 Cholerakranke, in Friaul bis 28. August 5535, in Triest 1333 Todte, in Krain 2811, in Schlesien 905, in Lemberg 2767, im Lemberger Verwaltungsbezirke 4381, in Krakau 1145, im Krakauer Verwaltungsbezirke 6083 Todte. Es ergibt sich also bereits die Summe von mehr als 33,000 Cholera-todten, wobei noch viele Provinzen, z. B. Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren, die Lombardei, Ungarn ꝛc. nicht in Anschlag gebracht sind.

Florenz ist von der Epidemie besonders hart heimgesucht worden und halb verödet. Im Großherzogthume Toskana herrscht

Digitized by Google

Trostlosigkeit und grenzenloser Schrecken. Vom 2. Juli bis 28. August waren daselbst 38,800 Krankheits- und 17,590 Todesfälle; seit 1. Jänner mehr als 40,000 Erkrankungen.

Der Opernsänger Ernst Ander ist in Wien am Cholera-Typhus gestorben.

In Tyrol sind mit Einimpfung des Krankheitsstoffes der Viehseuche sehr erfolgreiche Versuche angestellt worden.

In Linz, Pest, Troppau ist die Cholera bereits erloschen, dagegen aber im Banate neuerdings ausgebrochen.

Aus dem Leben deutscher Schriftsteller.

Nikolaus Lenau, der herrliche Dichter, dessen unglückliches Loos — er wurde bekanntlich wahnsinnig — die tiefste Theilnahme der gebildeten Welt in Anspruch nahm, wäre, weniger unter Frauen kommend, weniger durch gute Tafel und bequeme Existenz verwöhnt, in eine strenge Umgebung versetzt, lange nicht der unglückliche, selbstquälerische Dichter und Mensch geworden, als der er sich später zeigte. Frauen wirken auf Dichter Anfangs berauschend, dann — erschlaffend. Immer von Frauen gelobt, entbehrt man endlich des Lobes der Männer. Der arme Lenau saß in diesen Schlingen bis über die Ohren. Die bewundernden Frauen begleiteten ihn überall; überall gab es Herzensverhältnisse, überall dämmernde Abendstunden und feingehauchte Lieder am Piano und ein Winken aus der Ferne und ein Winken aus der Nähe, Eifersüchteleien und Thränen, Vorwürfe und lange Briefe mit eingestreuten Thränenspuren. Zuletzt saß der Dichter im Irrenhause! Lenaus Ansicht vom wahren Dichter war, daß er nichts geben könne als was die augenblickliche Stimmung, die Inspiration ihm eingebe. So saß er Monden lang bei seiner brennenden Pfeife, er sann, er träumte und brachte endlich ein kleines Werkchen zu Papier. Des Morgens lag er bis zwölf Uhr wachend im Bett und trank ein Unmaß von starkem Kaffee, Alles, um diesen orientalisch brütenden, in ungewissen Bildern spielenden Dichterfinn zu erzeugen. Zu Mittag aß er sehr stark und sehr viel Leibgerichte; Bewegung machte er fast gar nicht, sondern griff nach seiner Tabakspfeife, und Abends zu seiner Geige, auf der er ungarische Volksmelodien spielte.

Der Dichter **Justinus Kerner** sprach von Gespenstern wie andere Leute von ihren Bekannten in Hamburg oder Wien. So erzählte ihm einst ein Landmann von einem Gespenste, das sich im Kellergewölbe habe sehen lassen in Gestalt eines in eine graue Kutte gehüllten Mönches. „Sieh' mal Einer!" rief Kerner in seiner schwäbischen Aussprache. „Den kenn' ich, der ischt mir schon einmal in den Weg komme und ich hab' ihm verbote das Wandern. Aber er kann's nit lasse. Der hat vor vierhundert Jahren gelebt und war der Pater Guardian im Kloster." — — Kerner war wirklich in dem Geisteralauben befangen, den er predigte. Nichts setzte ihn in Erstaunen. Er hatte die grauen, weißen, schwarzen Geister alle in bester Ordnung in seinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Obrist, der sein Bataillon besichtigt. In der Nähe seines Hauses, in einem alten verfallenen Thurme waren mehrere Windharfen angebracht und die Sprache, welche die Sturmgeister in dunklen Abenden da mit einander führten, klang wirklich mehr den Begriffen angemessen, die wir uns von dem Reiche der Abgeschiedenen machen, als das Poltern, Werfen und Schimpfen der unsichtbaren Kobolde, die sich dem Dichter Kerner zu vernehmen gaben.

Historischer Monats-Kalender.

Oktober.

Am 1. Oktober 1827 starb Wilhelm Müller, der Dichter der „Griechenlieder."
— 2. — 1853 starb der französische Naturforscher Franz Arago.
— 3. — 1720 wurde der Dichter J. P. Uz zu Anspach geboren.
— 4. — 1853 Manifest der ottomanischen Pforte mit der Kriegserklärung an Rußland.
— 5. — 1773 wurde in Prag die päpstliche Bulle bezüglich der Aufhebung des Jesuitenordens verlesen.
— 7. — 1795 wurde Wilhelm Müller geboren.
— 8. — 1813 wurde Se. Emz. der Fürsterzbischof v. Olmütz Landgraf Friedrich von Fürstenberg geboren.
Am 9. Oktober 1529 erschienen die Türken unter Sultan Suleiman vor Wien.
— 10. — 1529 begannen die Türken einen dreitägigen Sturm gegen Wien.
— 11. — 1809 versuchte Friedrich Staps aus Erfurt Napoleon, welcher sich im Schlosse zu Schönbrunn aufhielt, zu tödten.
— 12. — 1492 betrat Columbus zum erstenmal den Boden Amerikas.
— 13. — 1826 starb der Dichter Jens Baggesen.
— 14. — 1546 wurde Gottesgab von Sachsen an die Krone Böhmens abgetreten.
— 15. — 1795 wurde König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geboren.
— 16. — 1801 wurde Ban Jelačić in Peterwardein geboren. — 1813 Schlacht bei Leipzig.
— 17. — 1853 besiegten die Türken die Donauinsel bei Kalafat.
— 18. — 1798 wurde der k. k. Minister Freiherr v. Bruck in Elberfeld geboren.
— 19. — 1846 ward das allerh. Patent zum Schutze des literarischen und artistischen Eigenthums in Oesterreich erlassen.
— 20. — 1827 Schlacht bei Navarin.
— 21. — 1805 Schlacht bei Trafalgar und Nelsons Tod.
— 22. — 1713 hielt Kaiser Karl VI. einen feierlichen Bittgang, Gott um Abwendung seiner furchtbaren Geißel, der Pest, die in Wien schrecklich wüthete, anflehend.
— 23. — 1853 Treffen bei Isaktscha.
— 24. — 1526 wurde Erzherzog Ferdinand von Oesterreich König von Böhmen; — 1786 der Dichter August Graf von Platen-Hallermünde zu Anspach geboren.
— 25. — 1535 erfolgte der Tod des Herzogs Franz Sforza von Mailand.
— 26. — 1853 wurde die Walachei von den Russen in Kriegszustand erklärt. — 1818 starb der Dichter Kosegarten.
— 27. — 1853 wurde die Moldau von den Russen in Kriegszustand erklärt und alle Türken ausgewiesen.
— 28. — 1853 eroberten die Türken das russische Fort St. Nikolai. — 1787 starb der Romandichter Musäus.
— 29. — 1529 hob Sultan Suleiman die Belagerung Wiens auf.
— 30. — 1853 verließ Hospodar Fürst Ghika die Moldau und begab sich nach Wien.
— 31. — 1853 beschloß die Grundentlastungs-Landeskommission für Böhmen ihre Wirksamkeit.

Pariser Moden Nr. 10.

1. Hut von Reisstroh mit Blumen; Kleid von kleinkarrirtem Muslin und Abpassungen in anderer Farbe; die Volants mit kleinen Fransen garnirt; hohes Leibchen mit Schößchen, ebenso ausgeputzt; Unterärmel und Kragen von Batist; Stiefelchen.

2. Haarputz mit schmalem Bande; Kleid von schweizer Muslin, vorn auf dem Rocke eine reiche schürzenförmige Stickerei in Medaillons, die mit Spitzchen eingefaßt sind; an jeder Seite der Stickerei eine Garnirung, die in bestimmten Entfernungen durch Schleifen von breitem Bande aufgenommen ist; das hohe Schößchenleibchen mit einer ähnlichen Stickerei wie der Rock vorn und hinten, die Schößchen eben so verziert und mit einem Volant von Muslin, während ein schmälerer Volant die Revers bildet, die Stickerei abgegrenzt und sich vorn und hinten unter dem Schößchenvolant verliert; die Aermel aus zwei Volants bestehend, die durch eine Schleife getrennt werden und eine ähnliche Stickerei haben; Armbänder von Gold und Haar.

3. Hut von Reisstroh mit einer Spitze hinten, welche auch den Nackenschirm bildet und mit einer flachliegenden Straußfeder an der Seite; Kleid von Taffet, an jeder Seite des Rockes Taffetpuffen von etwas anderer Farbe, die mit sehr feiner Guipüre umgeben und durch eine ebenfalls mit Guipüre eingefaßte Atlasrosette von einander getrennt sind; vorn auf dem hohen Leibchen, um die sehr langen Schößchen und an den Aermeln eben solche nur kleinere Puffen mit Guipürebesatz; Kragen und Unterärmel von Spitzen; reiche Armbänder; Spitzenshawl; Stiefelchen.

4. Blouse von karrirter Popeline, die mit Stahlknöpfen und schmalem Sammetband ausgeputzt ist und hinten eine große Sammetschleife mit langen Enden hat; Chemisette und Höschen von gesticktem Jaconas; Stiefelchen mit lackirten Spitzen; Mütze von

Digitized by Google

italienischem Stroh mit einem Federkranze und Sammetbändern, die durch stählerne Knöpfe festgehalten werden.

5. Hut von genähetem italienischem Stroh mit Bandauspuß; Kleid von kleinkarrirtem Taffet mit Caracoleibchen und Volants, die mit Sammet besetzt sind, an den sich schmale Spitzchen schließen; Stiefelchen mit lackirten Spitzchen.

Rösselsprung*).

Von J. L. Zesner.

klim	Blick	schrei	rort	So	Zum	ihn	ter
cher	er	men,	Und	will	al	soll	Herr
nen	zu	nach	ten.	den	sich	Zei	auch
ho	ß	sei	Bahn	ten,	Und	scher	er
stei	Stre	ben,	O	nur	net	die	Be
er	nach	le	Des	laf	gin	Hoff	sen,
schen	Die	den	Wird	loh	saf	gut	Kraft
geht	stets	Men	sen	nen.	ver	Gott	nung

Auflösung folgt.

Charaden*).

(Zweisylbig.)

Das Erste wie das Zweite
Sie helfen beide geben;
Kommt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen,
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt doch schwere Lasten;
Wie dröhnen seine Klagen!

1. (Homonymisch.)

Ein Kämpfer neuer Zeit,
Mit unscheinbaren Waffen,
Die machen wirklich viel
Den stärksten oft zu schaffen;
In aller Stille hat
Er Helden schon besiegt;
Schwach ist er oft nur dann,
Wenn er sich unterliegt.

2. 3.

Ein meist verzärtelt Kind;
Je mehr Du seinen Willen
Ihm thust, je minder wirst
Du seine Ford'rung stillen;
Dein Kind, deß Häßlichkeit
Du nur an fremden siehst,
Verhätschelst Du es doch,
Indeß Du diese fliehst.

Das Ganze.

Ein wahrer Zaub'rer ist's,
Macht leicht von Samen Sonnen,
Aus Tannen, ohne Art
Und ohne Schneidzeug, Tonnen;
An Launen spannt er wol
Selbst Rosse lustig an;
Aus einem Huhn wird oft
Durch seine Kunst ein Hahn.
Ein Kobold, neckt er gern,
Euch um die Augen schwirrend,
Wie Merlins Zauber ist
Sein Zauber sinnverwirrend;
Am meisten hat an ihm
Mich freilich das betrübt:
Oft legt man mir zur Last,
Was Tolles er verübt.

Auflösung folgt.

Auflösung des Rösselsprung-Problems im 8. Hefte:

Die Tage kommen und vergeh'n,
Die Zukunft wird zur Gegenwart;
Der Mensch, der kaum geboren ward,
Bald siehst Du ihn zu Grabe geh'n;
Und bald begräbt ihn auch die Zeit.
Wie glücklich, den dann still beweint
Am Grab' ein wahrer, treuer Freund,
Bis Beide dann begräbt die Zeit.

Auflösung der Räthseln-Aufgaben:

1. Horn. 2. Saphir. 3. Grün.

Briefkasten der Redaktion.

Das Rösselsprung-Problem des 8. Heftes haben richtig gelöst: Fräulein Antonie Pokorny, Realitätbesitzerstochter in Kromi (Mähren). Die Herren: P. Alois Schöbl, Kaplan in Thomigsdorf; P. Franz Patak, Kaplan in Dubeney; Johann Panlik in Zleb; Franz Seelig, Polizeiresiser in Tabor; Jos. Stelzig in Dittersbach (bei Friedland); L. J. Zesner in Neukalkenburg; Jos. Rochelt aus Polig; Samuel Schönberger aus Alt-Lieben (bei Peag); Mortz Löwy in Manetin; Jos. Ruß in Prollwanow; Anton Suchaedek in Smilig.

Die drei Räthsel-Aufgaben wurden gelöst von den Herren: Wilhelm Anton, Stadtraths-Archivar und Protokollist in Tabor; Anton Böhm, Unterlehrer in Koritschan (Mähren); Arthur Leopold Goldscheider, Studierender in Troppau (Schlesien); Ludwig Pohlner, Studierender, auf Ferien in Neuhübl bei Freiberg (Mähren); Moriz Löwy in Manetin; Samuel Schönberger in Alt-Lieben; Jos. Rochelt in Polig; L. J. Zesner in Neukalkenburg; Ein Jungbunzlauer Bürger. Das 2. und 3. Räthsel löste Herr Johann Panlik in Zleb; das 2. Herr Oswald Schramek in Schallan.

Hrn. J. W. in H. (b. K.). — Ist uns sehr angenehm; doch hätten Sie die Schriftsteller, aus denen Sie Auszüge machten, nennen sollen.

Hrn. Oberlieutenant B. in T. — Ihr Wunsch ist erfüllt und der Expedition bereits die Weisung ertheilt worden.

Hrn. F. S. in T. — Meinen freundlichen Gruß Ihrem Hrn. Sohne. Doch welcher Dame die herzlichste Empfehlung? Wol dem schönen Frl. Ef

Hrn. M. S. in K. — Für den Druck nicht geeignet.

Hrn. O. S. in S. — Der „Rösselsprung" ist wol richtig, wäre nur das Gedicht auch zu loben. Dasselbe gilt vom „Räthsel."

Hrn. „Schön" in K. — Ihren Einsendungen sehen wir mit Vergnügen entgegen; das Räthsel können wir nicht verwenden, weil es wol gereimt ist, aber nach dem Grundsatze: Reim' dich oder — — —

Hrn. E..... B.... Wir ersuchen um fernere Mittheilung.

☞ Im künftigen Hefte erscheint: **Der Verstoßene,** vaterländische Erzählung aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche uns die richtige Lösung bis zum 20. November eingesandt haben, werden im 12. Hefte genannt. D. Red.

Digitized by Google

Die Ueberraschung.

Mann an Thüre pochend. „So mach' doch auf, liebe Frau! hier ist's verzweifelt kalt und ich komm' eben direkt vom Dampfwagen."

Frau macht endlich die verschlossene Thüre auf: „Ach, Du, lieber Mann!"

Mann: „Liebes Schätzchen, Du bist so roth und angegriffen?"

Frau: „Ja liebes Männchen; die Nachbarin erzählte mir eben, wie zu ihr ein Fremder schlich in der Abwesenheit ihres Mannes; und als sie Beide recht vergnügt mit einander sprachen und scherzten, kam der Mann unvermuthet von seiner Reise zurück und klopfte an die Thüre; — stelle Dir vor, wie sehr ich überrascht war!"

Eine gute Antwort.

Tänzer: „O trauen Sie meinen Schwüren; ich werde Sie ewig lieben!"

Tänzerin: „Ach Du lieber Gott! das hat der Herr Lieutenant der Julie auch Alles versprochen und noch obendrein Caution gestellt, als er sie heiratete; und jetzt hält er doch nicht Wort."

„Jekef, was rechenst de da?"

„Ich hab' gerechent aus, wie lang es her, daß des erste Geschäft und Maffematte mit Erstgeburt und Linsen gemacht wurde — eppes 5691 Johr!"

Lebensansichten.

„Siehste Fritze, wenn ick bedenke, wie der Eene so viel Jeld hat und der Andere man reene jar nischt, da sollte man doch det Leben satt kriegen!"

„I Jott bewahre, Ludewich! Als Järtner denke ick so darüber: Det Leben ist eene Blume, die sowol dem Reichen als dem Armen blüht, mit dem Unterschiede: Der Reiche begießt ihr mit Champagner, und der Arme mit Doppelkümmel."

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Pariſer Induſtrieausſtellung.

Novelle von Eduard Leipenburg.

. . . . . Wenn ich nur wüßt',
Wer heut' der Herr geweſen iſt.
Göthe.

1.

Da bin ich nun in der Nähe des Clementinums vor einem jener Häuſer, deren äußere Farbe mit dem ehrwürdigen Grau ihres koloſſalen Nachbargebäudes zu wetteifern ſcheint. Die Firma, die über der Thüre hängt, zeigt, daß ich am Ziele meiner Wanderung, nämlich vor einem Schneiderladen ſtehe, den die moderne Sprache in „Kleidermagazin" überſetzt hat; zugleich aber befinde ich mich auch in einem Zuſtande, der mir eine Reſtauration meiner Kleider ſehr wünſchenswerth macht. Ich trete in die Hausflur, ſteige die Treppe hinauf und befinde mich vor der heißerſehnten Thüre, an welcher nochmals „Joſef Lindberg, Kleiderverfertiger" zu leſen iſt. Ich poche an, jedoch kein freundliches „Herein" erlaubt mir den Eintritt. Ich poche wieder, und zum drittenmale — da reißt meine Geduld, ich öffne die Thüre—aber es wird immer beſſer. Mein „Guten Morgen" bleibt eben ſo unerwiedert als mein Pochen, und doch war das Zimmer nicht leer, nein — an einem maſſiven Tiſche, den eine große Karte von Europa bedeckte, ſaß ein junger Mann, das Haupt nachdenkend auf die linke Hand geſtützt, den Blick unverwandt auf die Karte gerichtet. Es war eine lange, magere Geſtalt, deren Volum auf die Hälfte jenes Rauminhaltes zuſammengepreßt ſchien, welchen man als den beim menſchlichen Körper ebenmäßigen zu betrachten pflegt. Seine Geſichtsfarbe bleich, und nur von Zeit zu Zeit, wenn er mit dem Zeigefinger der rechten Hand in die weſtlichen Gegenden der vor ihm liegenden Karte ſtreifte, dorthin ungefähr, wo der Rhein eine natürliche Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich bildet, überflog eine plötzliche Röthe ſein Geſicht und ſeine ſchwarzen Augen ſchienen wie helles Feuer aufzulodern. Dabei ſchob er gewöhnlich das reiche ſchwarze Haar, das ſchlicht von ſeinem Haupte herabfiel, mit der linken Hand, auf welche er ſeine Stirne gelehnt hatte, von derſelben zurück. Von ſeiner Kleidung, die nebenbei geſagt, dem Sprichworte „daß alle Schuſter zerriſſene Stiefel tragen ꝛc." — keine Schande, ihm ſelbſt aber dafür deſto weniger Ehre machte, will ich ganz ſchweigen und es der Phantaſie des Leſers anheimgeſtellt ſein laſſen, wie jene ausgeſehen haben mochte. Allein ſo viel muß ich bemerken, daß ich mich am wenigſten vor einem Schneider, vielmehr im Wohnzimmer irgend eines hungrigen Poeten, eines nothleidenden Gelehrten u. dgl. zu befinden glaubte; und doch war es kein anderer als Joſef Lindberg, in deſſen Stube ich eingetreten war.—

Da mein Pochen wie mein Gruß unerwiedert geblieben war und er überhaupt ſich um mich nicht zu kümmern ſchien, ſo war mir dadurch die beſte Gelegenheit geboten, den Beobachter zu ſpielen. Lindberg ſaß lange Zeit in der oben beſchriebenen kontemplativen Stellung, plötzlich aber ſprang er von ſeinem Sitz empor und ſchlug mit der Hand auf die Karte. Kühne Pläne beſchäftigten ſeine Seele, jetzt ſchien ihm eine lichte Idee durch den Kopf gefahren zu ſein, jetzt ſchien er einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben. Er lief im Zimmer auf und ab und hätte mich unfehlbar über den Haufen gerannt, würde ich es nicht verſtanden haben, ſeiner Ertaſe durch eine ſehr geſchickte Taktik auszuweichen. — Endlich kam er auf mich zu und erwiſchte mich mit beiden Händen beim Kragen meines Rockes, ſo daß ich ernſtliche Beſorgniſſe hegte, er möchte mir denſelben vom Rocke herunterreißen. Und — daß er ſelbſt wol ſolch eine Sünde wieder gut machen könne, hätte Niemand zu denken gewagt, der ihn in dieſem Momente der höchſten Begeiſterung mit mir angeſehen.

„Herr," begann er, „waren Sie ſchon in Paris?"

„Nein."

„Gehen Sie nicht hin?"

Nein."

„Zur Induſtrieausſtellung?"

„Nein!" donnerte ich ihm entgegen mit einer Stimme, die mir zu der Thätigkeit meiner Hände eine nicht unpaſſende Zugabe erſchien; denn dieſe waren eifrig bemüht, die ſeinigen von meinem unglücklichen Rockkragen loszulöſen. — Ich hatte dies erreicht, aber was hatte ich auch davon? Ich war noch nicht in Paris geweſen und zeigte eben keine große Luſt, dahin zu gehen. Ich war in den Augen des Kleiderheros ein erbärmliches Geſchöpf, und es iſt mir ſelbſt heute noch nicht leicht zu entſcheiden, ob ſeine Miene in jenem Augenblicke mir mehr ſeine gründliche und vollkommene Verachtung, oder ſein erbarmungsreiches, tiefes Mitleid hatte ausdrücken wollen.

„Sie wiſſen alſo gar nicht einmal, wie man von hier aus nach Paris kommt?" fragte er mich nach einer Weile inhaltſchweren Stillſchweigens.

„O ja! das weiß ich wol," erwiederte ich.

Das kam ihm unerwartet, auf dieſe Antwort hatte er nach dem bereits über mich gebildeten Urtheile keine Rechnung mehr gemacht. Der edle Schneiderjüngling gehörte nämlich zu denjenigen, bei denen der Name Paris eine eigenthümliche elektriſche Strömung durch alle Faſern des ganzen Organismus hervorruft. Paris war ihm von jeher eine romantiſche Zauberſtadt, in der es ſich herrlich leben laſſe, herrlich „wie Gott in Frankreich."

Ihm, der wol von der Eiſenbahn wußte, aber die Route nicht kannte, die er von Prag aus nach Paris einzuſchlagen habe, ſchien ein Studium der Geographie jetzt durchaus von den Umſtänden geboten, und dies um ſo dringender und gebieteriſcher, als er gern allen ſeinen noch ſo profanen Unternehmungen und Handlungen einen gelehrten Anſtrich gab. Wie ſollte er es alſo wagen nach Paris zu gehen, ohne ſich vorher genau mit der Karte bekannt gemacht zu haben?

Digitized by Google

„Der Rhein," sagte er in fast weinendem Tone, „der Rhein trennt Deutschland von Frankreich!"

„Was wollen Sie vom Rhein?" fragte ich ihn; „lassen Sie den ungeschoren, der soll Sie nicht hindern," fügte ich beruhigend hinzu und gab ihm, nachdem wir uns niedergesetzt hatten, einige Notizen für seine bevorstehende Reise.

Seine Miene erheiterte sich bei meinem Erzählen sichtbar, sein früher gegen mich gehegtes Gefühl, das mir bis zur Stunde noch immer problematisch ist, verwandelte sich in Bewunderung, Verehrung und endlich gar in Liebe. „Sie waren wirklich noch niemals in Paris?" fragte er in einem so naiven Tone, daß dem Leser sein tiefes, wir möchten beinahe sagen, salbungsvolles Kartenstudium nun gar nicht mehr auffallend sein wird. „Sie waren wirklich noch nicht, und wissen so viel von Paris? Leiten Sie mich, seien Sie mein Freund!"

„Ich will recht gerne Ihr Freund sein, aber was meine Leitung betrifft, so haben Sie dieselbe ganz und gar nicht nöthig. Wenn Sie mit so viel Geld ausgerüstet sind, um die Hin- und Retourreise, dann das Leben in Paris, das allenfalls, wie ich Ihnen sagte, nicht sehr wolfeil ist, bestreiten zu können, so reisen Sie nur immer hin! Geld ist ein ausgezeichneter Leiter, der Ihnen überallhin den Weg zeigt. Geld ist das bewegende Rad in der großen Weltmaschine."

Das Thema unserer Unterredung hatte für den Kleiderkünstler ein so großes Interesse, daß es ihm natürlich gar nicht einfallen konnte, sich um den eigentlichen Zweck meines Besuches zu erkundigen. Bei ihm war Alles profan, wo Paris nicht mit im Spiele war, und er mochte mit Bestimmtheit voraussetzen, daß ich aus keinem andern Grunde hergekommen, als um ihm über Paris einige nähere Aufschlüsse zu geben. Was mich betrifft, so hatte ich wol mein mir vorgestecktes Ziel nicht erreicht; allein konnte, ja durfte ich so grausam und unmenschlich sein, meinen edlen Schneiderhelden aus seinen poetischen Träumen in die nackteste Prosa zu ziehen? Mir blieb daher nichts anderes übrig, als ihm eine glückliche Reise zu wünschen und unverrichteter Sache meine Wanderung fortzusetzen. Es wird ja doch kein Höllenteufel in alle Schneider gefahren sein? Einer wird doch wol zurück bleiben? und mehr als Einen brauche ich ja nicht. Also noch einen Händedruck und — Adieu!

2.

Der Fall ist ernst! Mit nichten wär es weise,
Mit übereiltem Rathschluß einzugreifen.
Ad. v. Chamisso.

Der Mai ist der Wonnemonat. Die ganze Natur durchströmt ein neues, verjüngtes Leben; und sollte die Verjüngung der Natur auf den Menschen ohne Einfluß bleiben? Freilich kann man nicht läugnen, daß es Leute gibt, die in ihrer Blasirtheit gegen Natur und Kunst gleich unempfindlich sind; allein Josef Lindberg war nichts weniger als blasirt, er befand sich in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren noch ganz so, wie in jener Zeit, wo das menschliche Herz ganz offen ist und hingegeben: ihn entzückte noch der bleiche Mond, wenn er mit trautem Silberscheine des Nachts in seine stille, einsame Kammer blickte; ihn ergötzte noch der Auf- und Niedergang der Sonne; die Klagen der Nachtigall rührten sein weiches Herz und erhoben seine Seele zum andächtigen Gebet. Für ihn war also auch der Mai noch, was er einst für Jedermann gewesen sein mochte, als man die Zeit die goldne nannte, kurz — er war ein edler Jüngling voll Empfindung! — Man kann sich nun denken, mit welcher Freude er den immer näher rückenden fünfzehnten Mai seiner Doppelbedeutung wegen erwartete: der fünfzehnte Mai war ja ein Maitag und der Tag der Inauguration des Pariser Industriepalastes!

Und wenn wir fragen, wie es denn komme, daß ein einfaches Schneidergemüth mit einer solchen Empfänglichkeit für das Höhere begabt sei; so mag der Grund hievon zum Theil in einer bessern Erziehung gelegen, zum Theil andern Umständen zuzuschreiben sein. Daß diese Empfänglichkeit aber, anstatt mit den Jahren abzunehmen, wie dies so oft geschieht, bei ihm von Tag zu Tag stärker wurde, dies bewirkte eine höhere Macht, und es wird wol nicht schwer sein zu errathen, daß es die allmächtige Liebe war, die auf ihn so außerordentlich influirte, die Liebe, ohne welche freilich, wie Heine sagt: „die Sonne nur so und so viel Meilen im Durchmesser habe, und die Blumen nur nach ihren Staubgefäßen klassifizirt werden." Josef liebte, und zwar im allereigentlichsten Sinne des Wortes.

Wir werden sogleich Gelegenheit haben, seine Geliebte etwas näher kennen zu lernen, denn der Weg, den er so eben über die steinerne Brücke hinüber auf die Kleinseite macht, führt ihn geradezu zu ihr, seiner Heißersehnten.

Wenn wir Nanettchen blos ihrer äußern Erscheinung nach zu betrachten hätten, so könnten wir uns damit begnügen zu sagen, daß sie von Mutter Natur zum vollkommenen Widerspiel von Josef geschaffen worden sei; denn ohne in eine detaillirte Schilderung ihrer schönen Formen einzugehen, können wir uns darauf beschränken zu sagen, daß der „stumme Empfehlungsbrief," den ihr die Natur ausgestellt, sehr zu ihren Gunsten ausgefallen sei; — Nanette — das mußte jeder, der sie sah, gestehen, — war ein schönes Mädchen und fähig, einen Eindruck hervorzubringen. Aber ich bemerke die Neugierde der einen oder der andern Leserin, die gerne wissen möchte, ob ihr Haar auch blond, ihre Augen auch blau gewesen sind? Allerdings; aber ja kein Wort von den Korallenlippen! Der Totaleindruck war ein sehr günstiger, und somit genug.

Nanette war elternlos. Vater und Mutter starben ihr, als sie sechs Jahre zählte, und was mit ihrem ältern Bruder Karl, den ein entfernter Verwandter väterlicher Seits zu sich genommen hatte, geschehen und was aus ihm geworden sei — diese Frage entlockte ihr so manche Thräne in einsamer Mitternachtsstunde. Jetzt war sie Stubenmädchen in einem adeligen Hause in Prag und hatte alle Ursache, mit ihrer Herrschaft zufrieden zu sein. Ihre geistigen Anlagen waren in ihrer ersten Kindheit nicht sehr entwickelt worden und durch spätern Unterricht hatte sie allenfalls nur so viel nachholen können, daß sie ihren Josef, den sie, wie sie sagte, „wegen seiner Gutherzigkeit recht lieb habe," noch immer als ein Ideal von geistiger Bildung betrachten konnte; denn wie schon früher bemerkt, vergaß es Josef nie, bei jeder Gelegenheit seine Gelehrsamkeit auszukramen, ein so guter und ehrlicher Junge er auch im Uebrigen war. Nach ihren Anlagen und Kenntnissen richteten sich demgemäß auch ihre Beschäftigungen. Es ist bekannt, wie umfassend der Begriff ist, den man mit dem Worte „Stubenmädchen" verbindet, und wie wenig eng begrenzt und fest gestellt die Beschäftigungen sind, die einem Stubenmädchen zukommen; daher kommt es auch, daß es in manchem Hause sich zur Würde einer Gouvernante emporschwingt, während wir in dem andern Hause in ihm eher die Köchin oder Haushälterin würden erkennen wollen. Nanette hielt zwischen diesen beiden Extremen so ziemlich die Mitte. Sie war größtentheils auf Handarbeiten angewiesen und hatte bei ihren Stickereien reichlich Zeit, Pläne zu erdenken für die Zukunft, und Schlösser zu bauen in die Luft.

Digitized by Google

Die Maisonne sendete ihr eben die letzten erquickenden Strahlen in ihr Zimmerchen, dessen Fenster gegen die Abendseite gelegen waren, als sie eine Stickerei weglegte, an der sie den ganzen Nachmittag gearbeitet hatte und die zu des gnädigen jungen Herrn Geburtsfest, das schon sehr nahe war, fertig werden sollte. Um diese Stunde pflegte sie ihren Josef zu erwarten.

Das Erwarten einer geliebten Person ist ein Gefühl, das hier wiederzugeben wir uns umsonst bemühen würden. Man muß selbst geliebt, man muß selbst den Geliebten oder die Geliebte durch einen längern Zeitraum täglich zu einer bestimmten Stunde erwartet haben, um sich davon Rechenschaft geben zu können, was jetzt in Nanettens Brust vorging.—Sie täuschte sich auch nicht. Josef kam wirklich.

Gleich bei seinem Eintreten bemerkte Nanette an ihm eine ungewöhnliche Röthe, eine ungewöhnliche Aufgeregtheit. Mädchen haben für derlei Dinge sehr gute Augen. Josef gehörte nicht zu jenen Jünglingen, die gern in Anwesenheit ihrer Geliebten den Trübsinnigen spielen, sondern stets bestrebte er sich, die schönen Stunden, die ihm bei seiner Nanette zu verleben gegönnt waren, in Heiterkeit und Freundlichkeit zuzubringen. Sein heutiges Benehmen aber war ungewöhnlich heiter und Nanette konnte nicht umhin, ihn um die Ursache seines außergewöhnlichen Frohsinns zu fragen.

„Nanni!“ rief er plötzlich nach einer kleinen Pause, in welcher sie die Frage auf ihre Antwort erwartet hatte; „Nanni, Du kündigst Deiner Herrschaft den Dienst!“

„Bist Du von Sinnen, Josef?“

„Du kündigst, sag' ich Dir, die Ursache sollst Du sogleich erfahren.“

„Ich mag die Ursache eben so wenig hören, als ich meine gute Herrschaft zu verlassen Willens bin.“

„So lebe wol! — ich reise ab,“ sprach Josef, indem er Nanettens Hand mit tiefer Rührung ergriff.

Nanette bemerkte eine Thräne in seinen Augen und wurde dadurch etwas weicher. „Warum,“ sagte sie, ihn an sich ziehend, „willst Du mich verlassen? habe ich Dich beleidigt, Josef? habe ich Dir etwas Uebles gethan?“

„Ich Dich verlassen? — wann hätte ich das gewollt; Du willst mich ja gar nicht hören!“

„Sei nicht kindisch, Josef. Sieh, Du verlangst von mir eine Unmöglichkeit, und da kam ich in Harnisch; aber deshalb mußt Du ja nicht gleich abreisen!“

„Und doch muß diese Unmöglichkeit möglich werden, wenn wir uns nicht trennen sollen.“

„Josef! bist Du denn bei Sinnen? O Gott! ist ein böser Geist in Dich gefahren? Seit wann höre ich von Dir eine solche Sprache?“

„Wir müssen uns trennen!“

„Und wohin willst Du denn?“

„Nach Paris.“

„Nach Paris?!“ schrie Nanette bebend an allen Gliedern, denn sie fing an ernstliche Bedenken zu hegen, es müsse mit Josef etwas Außerordentliches vorgefallen sein, was auf die Gesundheit seines Geistes und auf die Ruhe seines und ihres Herzens von nachtheiligen Folgen sein könnte. Der Name „Paris,“ der für Josef so wohltönend klang und einen so eigenthümlichen Zauber hatte, war für Nanetten nicht nur gleichgültig, sie empfand vielmehr eine gewisse Scheu vor der Stadt, die so weit, so weit entfernt, und die sie oft als eine gefährliche Stadt hatte schildern gehört, wohin zu gehen ein ehrsames, tugendhaftes Mädchen sich hüten müsse.

Die Besorgnisse, die Nanette jetzt für Josef hatte, gaben ihren fernern Reden eine desto zärtlichere Form, sie zog ihn sanft zu sich auf das Sopha nieder und suchte ihn mit der größten Schonung und Milde zu behandeln, um nur den bösen Geist von ihm zu bannen, der, wie sie meinte, sich seiner bemächtigt habe.

„Was willst Du nun thun?“ fragte sie wieder, als Josef sich aufrichtete und zum Fortgehen Miene machte.

„Nach Paris!“

3.

Lieblich lockt' des Voglers Pfeife
Und der Gimpel ging in's Netz.

. . . .

Es war noch in der ersten Hälfte des Monats Mai, das Wetter für einen Spaziergang sehr günstig, und so schlenderten auch Tausende von Menschen in den Straßen von Paris umher. Wenn aber nach einem langen Ritte die Magenregion gebieterisch daran erinnert, wie nothwendig ein gewisser, uns Sterblichen angeborner Vernichtungstrieb sei, dann ist eine Restauration ein freundliches Asyl für die leidende Menschheit. In Paris hat's, Gott sei Dank, daran keine Noth, und man braucht nur ein hübsches Sümmchen Franks zu besitzen, um diese Wahrheit einzusehen. Der eben erwähnte Besitz, oder sagen wir besser Nichtbesitz, eines solchen Sümmchens muß aber Schuld daran sein, daß jenes zärtliche Pärchen, welches heute schon den ganzen Vormittag in den Straßen von Paris sich die Füße müde geht und eben jetzt in der Straße Mont martre ein Haus begafft, so viel Bedenken äußert, um sich in die Restauration, vor der es sich befindet, den Eintritt zu gönnen.

Da wo die Natur aber ihre Rechte fordert, hören alle andern Rücksichten auf; und wenn die Vernunft auch mit ihren weisen Rathschlägen an unser Gewissen pocht und uns von Zukunft schwatzt, — wir halten dies für leere Phrasen und suchen nur das augenblickliche Bedürfniß so gut als möglich zu befriegen. Dafür sind wir Menschenkinder. Der Mittag ist da, und Josef und Nanette treten ein und begeben sich an einen Tisch in der beliebten Restauration, die man die „Wiener Küche“ heißt, allwo sie ein recht gutes und im Verhältniß billiges Mittagsbrod einnehmen.

Wenn wir erzählen, daß Nanettens Sparpfennig, auf den Josef zu seiner bevorstehenden Reise Rechnung gemacht, zum Theile einem ganz andern Zwecke habe zugewendet werden müssen, so wird der geneigte Leser die Quasi-Konferenz in der Mont martre-Straße vor „Kübler“*) sehr wol begreiflich finden. Josef, der seinen Plan nach Paris zu gehen, durch Nanettens hartnäckige Weigerung aus leicht begreiflichen Gründen vereitelt gesehen hatte, verfiel in ein heftiges Fieber und machte leider dadurch Nanettens schmerzliche Ahnungen erst recht zur traurigen Wahrheit. Daß die treue Geliebte nichts sparte, was ihrem Josef die Gesundheit wieder herzustellen im Stande gewesen, daß sie eine eben so sorgfältige Pflegerin als aufrichtige Geliebte war, bedarf wol kaum einer Erwähnung; allein wenn sie ihren Josef nicht zu Grunde gehen lassen wollte — und wann hätte sie das auch gewollt? — so mußte doch jenes von ihr als unmöglich bezeichnete Verlassen ihrer Herrschaft zur Möglichkeit werden; denn jetzt gebot es ein stren-

*) Restaurateur der „Wiener Küche.“

Digitized by Google

gerer Herr, als Josef war, ein Mann, gegen den sie nichts einzuwenden vermochte. Josef's Krankheitszustand hatte nämlich in der That eine bedenkliche Lage angenommen, und die in ihm durch einen, wenn auch unter seinen Verhältnissen nicht zu lobenden aber doch wenigstens zu rechtfertigenden Grund (den anzuführen wir schon noch Gelegenheit finden) wach gewordene Neigung nach Paris zu gehen, hatte im Verlaufe der Krankheit so tief Wurzel gefaßt, daß sie sich zu einer Art von fixer Idee ausbildete, und der behandelnde Arzt sah den besten und kürzesten Weg zur Herstellung seiner Gesundheit in der wirklichen Ausführung seines Vorhabens.

Daß die dem Kranken gemachte Hoffnung ihn wie neu belebte und früher als die angewendeten Medikamente seiner Genesung entgegenführte, ist sehr einleuchtend; nicht minder kann es uns befremden, daß Nanette in der schwebenden Furcht vor einem wiederholten Anfall, trotz ihrer Abneigung und Scheu vor der großen Weltstadt, trotz ihrer treuen Ergebenheit und Anhänglichkeit an ihre Herrschaft, und trotz dem Umstande endlich, daß sie ihr ohndies sehr bescheidenes Kapitälchen durch ihres Josefs Krankheit beinahe auf die Hälfte reduzirt sah — daß sie trotz all' dieser Hindernisse sich entschloß, ihren geliebten Josef durch alle Gefahren, wie sie meinte, zu begleiten.

So saßen sie denn Beide, wie wir bereits gesehen, in der „Wiener Küche," ihren Appetit stillend, der sich mittlerweile auch bei Josef zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit wieder so ziemlich eingefunden hatte. Josef saß trübsinnig, heiter und fröhlich aber war Nanettchen. Die Ursache seines Trübsinnes waren nicht so sehr die Entbehrungen, denen er sich mit seiner Nanette in kurzer Zeit ausgesetzt zu sehen fürchten mußte, — Josef und Nanette wußten sich mit Wenigem zu begnügen und konnten so manche Entbehrung ertragen. So kränkten ihn vielleicht die Vorwürfe Nanettens? — keineswegs! — Nanette war zu edel, um ihm auch nur in ihrem Innern den geringsten Vorwurf zu machen, geschweige, daß sie ihm einen solchen auch nur durch die leiseste Andeutung zu erkennen gegeben hätte. Und was war denn die Ursache seiner Melancholie? Allerdings waren es Vorwürfe, aber Vorwürfe, die er sich selbst, die ihm sein Gewissen machte und die ihn jetzt um so fürchterlicher zu quälen begannen, als ihm wirklich der sogenannte nervus rerum schon sehr abging. — Nanette ihrerseits sah heiter, um eben durch ihre Heiterkeit seinen Trübsinn zu verscheuchen. Das Mädchen besaß einen natürlichen Verstand, auch kannte sie ihren Josef so gut, daß ihr die Ursache seiner Verstimmung nicht lange ein Räthsel bleiben konnte. Ohne ihn mit lästigen Fragen zu quälen, wie dies unsere Geliebten unter ähnlichen Umständen fast nie unterlassen, fing sie lieber an, seinen Sinn auf andere, ganz entfernte Gegenstände zu lenken, um ihn auf diese Weise der Melancholie zu entreißen. — Als sie aber sah, daß ihre bisher angewendeten Mittel nichts nützen, so beschloß sie den Nagel auf den Kopf zu treffen. Sie glaubte sich über die Ursache seines Grames außer Zweifel und sprach zu ihm mit so ermuthigenden und trostreichen Worten, daß ein Thränenstrom, der jetzt über Josefs Wange herabfiel, ihr die Versicherung gewährte, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlt habe; denn Thränen waren bei Josef immer der mildernde Umstand der Elegie, Thränen waren bei ihm immer der Uebergang von einem tiefen Schmerze in eine süße Wehmuth.

Während dem Lindberg seinen Empfindungen freien Lauf ließ und Nanettchen seine, nicht mit Unrecht, immer neu vorgebrachten Befürchtungen zu beschwichtigen suchte, saß an einem Tische, unserem Paare gerade gegenüber, in einer Ecke ein hübscher, untersetzter Mann in feiner, eleganter Pariser Tracht, der durch Nanettens liebliche Erscheinung angezogen, dem Paare in die „Wiener Küche" gefolgt war. Er hatte den Dialog zwischen Lindberg und Nanetten wol nicht vernehmen können, aber Lindbergs Thränen schienen ihm so deutlich zu sprechen, daß er nicht fehlzuschießen glaubte, wenn er der Meinung war, derselbe befinde sich in gewissen Verlegenheiten. „Dem Manne kann geholfen werden" — brummte er vor sich hin, und nach kurzer Ueberlegung trat er festen Schrittes und mit freiem, offenem, aber höflichem Wesen an Lindbergs Tisch. „Sind Sie ein Deutscher?"

„Ja wol!"

„Dann freut es mich, in Ihnen meinen Landsmann zu begrüßen."

„Wie so?"

„Ganz einfach; Sie sind z. B. —"

„Aus Prag."

„Ganz recht aus Prag, und ich ... ich .... bin aus Baiern, aus ... Fürth. So lange Sie zu Hause sitzen in ...."

„In Prag ..."

„Ganz recht, in Prag, und ich ... zu Hause ... in München —"

„In Fürth, wollen Sie sagen."

„Ja wol, in Fürth wollt' ich sagen, so wissen wir von einander nichts — gar nichts."

„Das ist natürlich," sagte der naive Schneider.

„Ganz natürlich," setzte der Unbekannte fort; „aber hier in Paris, in der großen Stadt der Gefahren —"

„Der Gefahren?" fragte bescheiden Nanette, die sich bis dahin nur passiv verhalten hatte.

„Oui mademoiselle — ja, mein Fräulein, der Gefahren — hier wäre es meiner Ansicht nach nicht ungerathen, wenn wir Landsleute, wir Deutschen mein' ich, etwas näher aneinander rücken würden."

„Das kann nichts schaden," bemerkte Lindberg.

„Kann gar nichts schaden, kann gar nicht das mindeste schaden, kann sogar, wie ich glaube, eher nützen; man kommt in Fatalitäten, wo man sich in einem wildfremden Lande, in einer wildfremden Stadt nicht zu rathen und nicht zu helfen weiß: da appellirt man bei den Söhnen seines Vaterlandes an das Nationalgefühl, und es hat keine Noth."

Diese und ähnliche Unterhaltungen schienen unserem Unbekannten, den wir Mr. Doverest nennen wollen, die geeignetsten zu sein, um bei unserem in der That verlegenen Pärchen freundschaftliche Gefühle für sich rege zu machen. —

4.

In dem neuen Paradiese
War den Leuten trefflich wohl.
Langbein.

O sancta simplicitas!
Göthe.

Die Eröffnung des Industriepalastes war vorüber. —

Die Inauguration hatte am fünfzehnten Mai ganz nach dem früher veröffentlichten Programme Statt gefunden. Prinz Napoleon empfing nämlich in Begleitung der Ausstellungskommissäre und aller seiner Suite zugetheilten Offiziere die Majestäten beim Eintritt in den Pariser Glaspalast. Die Mitglieder sämmtlicher hohen Behörden, so wie die Geistlichkeit mit ihrem Erzbischofe an der Spitze, wohnten der Eröffnungsfeier-

Digitized by Google

lichkeit bei, bei welcher Gelegenheit der Prinz eine Anrede an den Kaiser hielt, auf die der Monarch einige Worte erwiederte.

Die Eröffnung war vorüber, welcher so viele aus allen Gegenden der Erde herbeigeströmte Pilger als dem einzigen und letzten Ziel ihrer Wünsche, als der goldenen Krone ihrer Hoffnungen entgegenharrten. Lindberg gehörte zu diesen Pilgern, und der Grund seiner Sehnsucht, den wir oben anzuführen versprochen? — Er hatte mit Recht gehofft, im Industriepalaste auch in seinem Fache bedeutende Fortschritte zu machen. In der That erfuhr er, daß es auch Leuten von seinem Metier gegönnt sein wird, um die gewerbliche Palme zu ringen. Dies erfreute sein Herz und belebte ihn mit tausend Hoffnungen. In Prag — dachte er — könne er sich dann „ein Schneider aus Paris" nennen und werde gewiß durch seine gewonnene Erfahrungen bald die ganze Moldaustadt an sich zu ziehen wissen.

Mr. Dovereſt, Lindberg und Nanette gingen in den Glaspalast; es war noch im Mai für jede Person fünf Franks Entrée. Wird wol Lindberg noch so viel ausgeben können? Kindische Frage! War Dovereſt nicht mit ihnen? und weiß es denn der Leser noch nicht, daß Lindberg und Nanette ihr altes Quartier in der Rue Rivoli verließen, um es mit ein paar herrlichen Zimmern in Dovereſt's Logement in der Rue de pair zu vertauschen? Joſef sah man seit jener verhängnißvollen Stunde in der „Wiener Küche" nie wieder mißlaunig, denn er hatte sich jetzt auch über gar nichts auf der Welt zu beklagen. Nichts fehlte ihm, und alle Bequemlichkeiten, an die er vom Hause aus gar nicht einmal gewöhnt war, hatte er hier. Tausend Dinge des Comfort's, die er nicht einmal zu benennen wußte, fand er in dem ihm zugetheilten Kabinete, und er hätte von denselben auch den bescheidensten Gebrauch gemacht, wenn nicht Nanette, die in dieser Beziehung in ihren frühern Verhältnissen so ziemliche Erfahrungen gesammelt, seine Meisterin gewesen wäre und ihm den Gebrauch von diesem oder jenem Dinge erklärt hätte.

Für Lindberg und Nanette bedurfte es eigentlich gar keiner Industrieausstellung, um in Paris ihre blauen Wunder zu sehen. Jeder Auslagskasten auf der Straße hätte genügt. Die Wirkung, die vollends die ungeheure Glasglocke auf die Beiden hervorbrachte, ist unsäglich. Laien pflegen unter solchen Umständen oft das Gute und Schöne offener, freier und mit richtigerem Takte zu erfassen, als dies dem Gelehrten möglich ist. Der empfindungsvolle und empfängliche Lindberg konnte auch nicht umhin, seiner Gemüthsbewegung auf echt provinzialisch freien Lauf zu lassen. Das patriotische Gefühl erinnerte ihn gleich daran, seinem Heimatlande, seinem lieben Oesterreich zuzuwandern. —

Dovereſt äußerste in seinem ganzen Benehmen etwas gegen ihn, von dem wir nicht wissen, ob Zuvorkommenheit hinreicht, es genau zu bezeichnen. Joſef sprach nie einen Wunsch vergebens aus, und in seiner Schneidernaivetät genirte er sich nicht, Wünsche zu haben und sie auch laut werden zu lassen. Was Wunder also, daß wir das Trio jetzt durch das breite, majestätische Treppengehäuse am westlichen Ende die Gallerie besteigen sehen? Die Laute des geliebten Vaterlandes ergriffen Lindberg und Nanette bis in das Innerste. Lindberg konnte sich von da auch gar nicht mehr trennen. Bald trat noch ein Moment hinzu, diesen Theil des Glaspalastes zu seinem Lieblingsplatze, wäre es möglich gewesen, zu seinem beständigen Aufenthaltsorte zu machen. Hier, auf diesem Theile der Gallerie nämlich war es auch, wo, wie er erfuhr, den Bekleidungsobjekten bald eine Lokalität zugewiesen sein werde. Wenn zwei solche Gefühle, wie Patriotismus und Kollegialität sich vereinten, um ihm diesen Ort werth und theuer zu machen, so wird man sich über seine Vorliebe für diesen Theil des Industriepalastes wol nicht wundern. Unterdessen aber versäumte er es nicht, seinen hochgeehrten Gönner bei den wissenschaftlichen Spaziergängen in der Glashalle auch auf andere sehr schätzenswerthe Gegenstände, wie z. B. auf Leibenfroſt's Weinexpoſition, aufmerksam zu machen, welche in einer Nische auf der nördlichen Seite angebracht, den Mittelpunkt aller übrigen Weinerpositionen bildet. Vorzüglich wollte er schon viel, recht viel von Leibenfroſt's Tokaier erzählen gehört haben. Er war für keine Gattung der ausgestellten Gegenstände blind und zeigte bei den Erklärungen in dem sogenannten Annexe (in der Maschinengallerie) wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, so doch viel Beredsamkeit. — Nanette aber, die gerade, wenn sie auch nicht unempfänglich gewesen, doch an derlei Gegenständen, zu denen man, wie sie glaubte, die Kenntnisse ihres Joſef besitzen müsse, um erst das wahre Vergnügen daran zu haben, weniger Interesse fand, hatte indessen Zeit, die vorüberhüpfenden Pariserinen zu bewundern. Da war es ein mit zwei schönen Federn geschmückter Pamélahut, der überdies noch im Innern reich mit Blondstreifen besetzt war; bald war es wieder ein lilafärbiges Taffetkleid mit drei Volants und prachtvoller Blumenverzierung; bald dies und bald wieder jenes, was ihre ganze weibliche Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nahm. Die schöne Nanette! wußte sie es denn nicht, daß sie nur zu befehlen brauche, um in ihrem Anzuge auf der Stelle einer dieser vorbeitanzenden Grazien ähnlich zu sein? Nanette wußte es beinahe mehr als genug, und eben darum verstand sie es, wie sehr sie sich hüten müsse, auch nur den geringsten ihrer Wünsche zu verrathen; denn jener unsern Lesern bisher noch unbekannte Mr. Dovereſt, der diese Beiden so theilnahmsvoll behandelte und so freundlich unter seinem Dache aufnahm, war nichts anderes, als ein gemeiner, feiger Wollüstling, ein Sybarit, der von dem Schicksal mit einem so enormen Vermögen bedacht wurde, daß ihm durch jenen Alles bewegenden Hebel nichts unausführbar schien und nur selten ein Schurkenstreich mißlang. Er war auch durchaus kein Deutscher, sondern ein vielgereister und schon seit längerer Zeit in Paris lebender Engländer.

Nanette war treu — sie war mehr als dies — sie war fromm und tugendhaft und widerstand seinen Verlockungen und verführerischen Künsten mit einer bewunderungswürdigen Kraft. Joſef war viel zu einfältig dazu, um Dovereſt's Plan zu durchschauen, vielmehr konnte er Dovereſt's Wolwollen und Menschenfreundlichkeit nicht genug bewundern. Nanetten aber mußte es auffallend sein, daß Joſef von Dovereſt's Plänen gar nichts merke. „Sollte dies Gleichgültigkeit sein?" fragte sie sich oft. Das mochte sie von ihrem treuen und ehrlichen Joſef doch nicht glauben; sie beschloß daher, so unruhig sie auch war, noch abzuwarten, was da kommen werde. Als aber Dovereſt's Zudringlichkeit anfing einen für sie gefährlichen Charakter anzunehmen, da mußte sie auf andere Mittel sinnen, der Gefahr zu entgehen. Nanette wählte das kürzeste: Joſef mußte verständigt und dieses Haus augenblicklich verlassen werden.

„Joſef," sagte sie, scheinbar ganz ohne Absicht, „wie gefällt Dir Dovereſt?"

„Wie kannst Du fragen, Theure?"

„Warum erweist er uns so viel Gutes?"

„Weil er edel ist und bieder."

„Sonst nichts?"

„Und gut."

Digitized by Google

„Nur zu! nur immer zu! noch ein Dutzend guter Eigenschaften. Bist Du denn stockblind?“

„Wie das?“

„Weißt Du denn nicht, daß er es auf mich absieht?“

Josef hatte aber Nanettens Bemerkung nicht richtig aufgefaßt. „Was Dir nicht einfällt!“ erwiederte er daher; „Dovereſt? Du täuſcheſt Dich, Nanette. Dovereſt, ſo ein reicher Herr, braucht ja nur zu winken, und Tauſend reichen ihm ſtatt Einer die Hand.“

„Ei was — Hand!“ ſchrie Nanette beleidigt, der die zarte Weiblichkeit verbot, mehr zu ſagen als ſie bereits geſprochen hatte. So dumm, meinte ſie, könne Joſef nicht ſein; ſie hielt ſich für verrathen, hingeopfert von ihrem Geliebten an das Unthier. Wie ſehr ſie ihren Joſef auch liebte und wie opferfähig ſie ſich ihm auch erwieſen hatte, ihr galt die Tugend mehr als Alles. Sie beſchloß bei ſich im Stillen, was ſie zu thun habe.

Am nächſten Morgen erfuhr Joſef, wie edel Dovereſt ſei; denn nachdem man Nanetten vergebens im ganzen Hauſe und in der nachbarlichen Umgebung geſucht hatte, wurde ihm von Dovereſt mit aller Höflichkeit bedeutet, daß er das von ihm bewohnte Zimmer räumen müſſe, wegen anderer Verfügungen die mit demſelben getroffen werden müßten; und nun ſtand Lindberg da auf der Straße, hilflos, von allen Mitteln entblößt, gerade wie an dem Tage, wo ihn Dovereſt ſo freundlich aufgenommen, nur mit dem Unterſchiede, daß er damals noch im Beſitz des treueſten Herzens war, und jetzt einſam die große Stadt zu durchwandern beginnen ſollte.

5.

Er iſt gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das ſeine?
Die beiden kamen ſich entgegen.
Rückert.

Es iſt ein bekanntes und durch die Erfahrung vielfach beſtätigtes Phänomen, daß Charaktere, die im gewöhnlichen ruhigen und wechſelloſen Leben die Zartheit ſelbſt ſind, im Augenblicke der Gefahr eine außergewöhnliche Unerſchrockenheit und Kühnheit zeigen. Auch Nanette beſaß Geiſtesgegenwart genug, um in ihrer troſtloſen Lage nicht zu verzweifeln. Sie durchflog in Gedanken die jüngſt verlebte Zeit und erinnerte ſich auch an die Reſtauration in der Straße Mont martre, wo ſie ſo glücklich und zugleich ſo unglücklich geworden war. Sie befand ſich eben wieder in derſelben Straße. Unwillkürlich blieb ſie ſtehen, wie am Boden gewurzelt. Sollte ſie es wagen in das Haus einzutreten? Eine Weile ſchien ſie dieſe Frage zu beſchäftigen, plötzlich aber ermannte ſie ſich — was ſollte ſie auch drinnen?—raffte ihre Kraft zuſammen und ging, ohne zu wiſſen wohin.

In den champs Elysée's erſt war es, wo ſie es gewahren mußte, einer neuen Verfolgung ausgeſetzt zu ſein; denn daß der Mann, der ſie jetzt auf einmal beim Arme faßte und anredete, ihr ſchon geraume Zeit auf dem Fuße gefolgt ſei, das konnte ſie bei den Gefühlen, die ſie bewältigten, nicht früher gemerkt haben. Nanetten war dies noch nie begegnet; ſie hörte kein Wort von dem, was zu ihr geſprochen wurde, gab keinen Laut von ſich, die Geiſtesgegenwart ſchien ſie zu verlaſſen und eine Ohnmacht, in welche ſie fiel, war das Reſultat der Anſtrengungen und Gefahren, denen ſie ſich durch ihre Flucht ausgeſetzt hatte und — als ſie aus derſelben wieder erwachte, erblickte ſie ſich in einem recht artigen Kabinete auf einem Ruhebette. Zu ihrem Haupte ſtand ein kleines Tiſchchen, worauf ſich einige Citronen, Pomeranzen, Waſſer, Zucker u. dgl. Kleinigkeiten befanden. Eine ſchon ziemlich betagte Frau war damit beſchäftigt ſie mit Waſſer zu beſprengen und ihr zeitweilig ein riechendes Oel oder eine Apfelſine unter die Naſe zu halten. Daneben kniete der fremde Mann, der zu dieſem unliebſamen Ereigniſſe die veranlaſſende Urſache geweſen, auf einem Schemel und betete.

Karl Nagy, ſo hieß der junge Mann mit den großen blauen Augen, war aus England von ſeinem Fabrikschef, bei dem er ſich die vollſte Zufriedenheit und das unbeſchränkteſte Vertrauen erworben hatte, nach Paris geſchickt worden, um die daſelbſt zu ſammelnden Erfahrungen ſeiner Fabrik zu Nutzen zu machen. Er war ein großer, kräftiger Mann, ſchön und wolgebaut. Sein braunes Haar wallte in herrlichen Locken vom Haupte herab. Bei ſeinem erſten Beſuche des Induſtriepalaſtes hatte er das holde Mädchen in Geſellſchaft von zwei Begleitern geſehen und konnte es nicht wagen, ſich ihr zu nahern. Ein eigenthümliches Gefühl hatte ſich ſeiner bemächtigt und Tag und Nacht ſtand vor ſeiner Seele das Bild jenes Mädchens, zu dem er auf ſo unerklärliche Weiſe ſich hingezogen fühlte und das ihm—wunderſame Zaubermacht! — ſo bekannt ſchien, als ob er ſchon Jahre lang in ihrer lieben Nähe zugebracht. Der Zufall wollte es, daß er heute auf ſeinem gewöhnlichen Morgen-Spaziergange das Mädchen erblickte; dieſen günſtigen Moment durfte er nicht unbenützt vorübergehen laſſen. Er hatte mit Nanetten wegen des traurigen Zuſtandes, in dem er ſie in ſein Zimmer bringen ließ, bis jetzt noch kein Wort wechſeln können, aber ſeine blaſſe Miene und ſeine heißen Gebete ſchienen zu ſagen, daß er über ſie bereits ſo viel wiſſe, um recht unglücklich zu ſein. Seine Gebete glichen mehr denen eines betrübten Bruders am Krankenbette ſeiner Schweſter, als jenen eines feurigen Jünglings, der in Qualen der Liebe vergeht. Ein Sacktuch mit dem geſtickten Namen „Nanette Nagy“ ſchien einen Gedanken in ihm wach gerufen zu haben, den er nun nicht mehr zu bannen vermochte. Er hätte viel darum gegeben, wäre ihm das Sacktuch nicht zu Geſicht gekommen, und doch hätte er ſich um keinen Preis wieder von dem Gedanken trennen mögen: daß er für die verlorne Geliebte ſeine Schweſter gefunden habe. Welch unglückliches Glück! Welch ein Kampf in ſeinem Innern! Mit pochendem Herzen harrte er des Augenblicks, wo er von Nanetten die nähern beweisliefernden Umſtände werde erfahren können.

Nachdem Nanette durch die treue Pflege ihres Bruders und der alten Haushälterin wieder ziemlich hergeſtellt war, dachte Karl an eine ernſte Unterredung. Daß er ſie nicht mit Liebesſeufzern quälte und ihr nicht unaufhörlich ewige Liebe und Treue ſchwor, wie dies unter andern Umſtänden der Fall geweſen ſein dürfte, wird wol der geneigte Leſer begreiflich finden; um ſo befremdender ſchien dies aber Nanetten, die ſich wieder in einer neuen Gefangenſchaft zu befinden glaubte. Man kann ſich aber leicht denken, daß Nanetten das Benehmen ihres Gaſtgebers durchaus nicht unangenehm war, — ſie mußte ſich im Stillen Glück wünſchen, daß ſie nicht in die Hände eines zweiten Wütherichs gefallen.

„Sie mögen von mir übel denken,“ ſagte ſie zu ihrem ſchönen Gaſtfreunde, „da Sie mich ſo ganz allein auf der Straße trafen.“

Karl war verlegen, er fühlte den Vorwurf, der zugleich in dieſen Worten lag. „Vergebung!“ war Alles, war er hervorzubringen vermochte.

Digitized by Google

„Wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin, Sie würden mir gewiß Ihre Theilnahme nicht versagen," sprach Nanette weiter.

Das Vertrauen, das Nanette in ihn zu setzen schien, ermuthigte ihn und er versicherte sie seiner vollsten und wärmsten Theilnahme. Sie möge sich ihm nur ganz anvertrauen, er werde bemüht sein, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, antwortete Karl, der schon gerne die Gewißheit aus ihrem Munde gehabt hätte.

„Ich heiße Nanette Nagy," hub das Mädchen an, „und bin aus Ungarn. Unweit Essek, wo die Drau sich in die Donau ergießt, liegt mein Geburtsort. Meine Eltern bewohnten da ein einsam stehendes Häuschen und hatten ein hübsches Vermögen. Sie hatten nebst mir nur noch ein Kind, einen einzigen Sohn, — ach mein Karl! — und wir lebten still und zufrieden. Da verstrich auch meine Kindheit. Der Vater war ein strenger Mann, weich und zärtlich die Mutter. Karl mußte mit acht Jahren schon taktfest mit dem Gewehre umzugehen wissen, so sehr die Mutter auch fürchtete, es könne durch seine Unvorsichtigkeit einmal ein Unglück geschehen. Der Vater jedoch war anderer Meinung, denn die Gegend machten Räuber unsicher. Später zeigte sich, daß des Vaters Vorsicht sehr gut war; denn als einst des Nachts unser einsames Haus von Räubern überfallen und geplündert wurde, fehlte wenig, daß sie den Vater umgebracht hätten. In dem Augenblicke aber, als Karl die Stahlklinge blinken sah, die einer der Räuber auf des Vaters Brust setzen wollte, streckte er denselben durch eine Kuzel nieder—die andern ergriffen die Flucht, der Vater war gerettet."

Nanette bemerkte nicht, wie aus des jungen Mannes Auge eine Thräne über die Wange herabrollte.

„Der Schrecken dieser Nacht blieb aber leider nicht ohne Folgen auf die Gesundheit der Eltern. Der Vater starb, bald darauf folgte ihm vor Gram und Verzweiflung die Mutter nach. Karl war zehn, ich sechs Jahre alt. Wir blieben da schutz- und obdachlos. — Karl betete in der Nische eines Fensters. Ich belauschte ihn, denn ich fürchtete, daß auch er der Verzweiflung als Opfer anheim fallen möchte; allein er war männlich und gefaßt; er betete, ach, er betete für seine Schwester!"

Sie konnte nicht weiter sprechen; ihre Stimme erstickte in einer Thränenfluth, die in wilder Gewalt hervorbrach. Es trat eine kleine Pause ein, dann fuhr sie fort: „Nach nicht langer Zeit kamen ein alter Herr und eine junge Frau aus Böhmen, Verwandte der Mutter, und nahmen uns mit sich. Jetzt kam der härteste Schlag, der mir bevorstand. Eines Abends hing man mir ein Medaillon um den Hals, auf dem der Name Karl eingegraben stand, — ich merkte bald, was dies zu bedeuten habe und weinte bitterlich."

Der junge Mann vermochte sich kaum zu halten, aber er that sich Zwang an und hörte weiter.

„Karl, hieß es, sei auf einige Tage verreist, und werde bald wieder kommen. Karl kam nimmer wieder. — Als ich etwas älter und stärker wurde, that man mich nach Prag in den Dienst zu einer sehr gütigen Herrschaft. Da blieb ich bis vor einigen Wochen. Ein junger Mensch, der mich liebte und dem auch ich meine Neigung nicht versagen konnte, führte mich hieher. Da fielen wir durch Zufall einem Menschen in die Hände, dem ich mich unbedingt hätte hinopfern müssen, wäre ich nicht zur rechten Zeit entflohen. Die Nacht über verbarg ich mich in einer Kirche, die ich heute zeitlich verließ. Das Uebrige wissen Sie, und nun —"

„Komm' an mein warmes Bruderherz, theure Schwester!" rief Karl außer sich vor Wonne und Weh und hielt ihr ein Medaillon hin, auf dem der Name „Nanette" zu lesen war.

6.

Ja in der Ferne fühlt sich die Macht
Wenn zwei sich redlich lieben,
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben. Göthe.

Ein Gänschen flog einst über'n Rhein
Und kam als Gans auch wieder heim.
Alt. Spruch.

Lindberg hatte indeß Zeit, über sein Schicksal wie über den Lauf der Welt gelehrte Betrachtungen anzustellen. Freilich war ihm der Ort, wo ihm „fern von Madrid darüber nachzudenken" Gelegenheit geboten wurde, gerade nicht sehr angenehm, und er hätte sich viel lieber durch die Räume des Industriepalastes bewegt, als hier in diesem „dumpfen Mauerloche" zu stecken; — allein auf seinen Willen kam es hiebei gerade am wenigsten an, und so mußte er sich in sein Schicksal fügen. Er befand sich im Gefängniß. In einer dunklen Kammer lag er auf seinem harten Lager hingestreckt. Und wie kam er denn hieher? war der gutmüthige, ehrliche Schneider vielleicht ein Verbrecher geworden? Wir wollen sehen. — Lindberg sah sich, wie bereits bekannt, an dem Tage nach Nanettens Flucht, aller Mittel entblößt, wieder auf sich selbst angewiesen. Er hatte, wie wir wissen, nur noch einen geringen Rest Geldes bei sich, und mit diesem wanderte er jetzt planlos umher. Es war ein heißer Junitag und eine kleine Erquickung gehörte nicht zu den Ueberflüssigkeiten. Er schritt daher dem ersten besten Gasthause zu, in welchem er eine Kameradschaft von lustigen Burschen traf. Das Gespräch war die Industrieausstellung, und so kam es, daß Josef, der mittlerweile alle seine aus Ahn's „Lehrkurs der französischen Sprache" gewonnenen Kenntnisse in Paris durch Praxis auf die Höhe trieb, an ihrer Unterhaltung wenigstens als Zuhörer theilnehmen konnte. Er verfolgte wirklich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Faden des Gespräches und freute sich innig, daß ihm nur selten ein Wort unverständlich blieb, dessen Bedeutung er sich aber durch den Zusammenhang so ziemlich zu erklären wußte. Ueber diese Unterhaltung vergaß er seine Leiden und führte sich von dem Weine, den er vor sich hatte, etwas mehr zu Gemüthe, als er sonst gewohnt war und als seine Börse ihm erlaubte, welch letzterer Umstand für ihn heute wol von wichtigerer Bedeutung war. Der Wein regte ihn auf und je länger er an der sich vor ihm abwickelnden Unterhaltung Theil nahm, desto besser gefielen ihm die Leute und er fühlte sich nach Verlauf von einigen Stunden, die er daselbst zugebracht, so heimisch unter ihnen, als ob er in ihrer Mitte aufgewachsen wäre. — Der Abend kam. Die Sonne war dem Untergange nahe und drohte nicht mehr durch ihre senkrecht herabgesendete Glut die Scheitel der harmlosen Spaziergänger zu verbrennen. Man konnte einen Spaziergang unternehmen und schlug auch einen solchen vor. Der Schneider, der seinerseits diesen lustigen Gesellen auch nicht mißfallen haben mochte, wurde für den Abendspaziergang eingeladen. Der Wirth wurde gerufen und der Wein bezahlt. Jetzt trat für Lindberg jener Moment ein, auf den wir oben schon andeutungsweise aufmerksam machten. Es ist ein sehr peinliches Gefühl, in einem Gasthause im Momente des Zahlens gewisse überraschende Entdeckungen zu machen. Josef mochte das Peinliche einer solchen Entdeckung eben jetzt empfunden haben, und wer weiß, wie es mit ihm ausgesehen hätte, würde ihn nicht der Zufall in so liebenswürdige Gesellschaft gebracht haben, die ihn aus einer momentanen Geldverlegenheit zu befreien sehr

Digitized by Google

bereitwillig war. Der Wirth erhielt sein Geld und Lindberg war durch einen neuen Knoten an seine lustige Gesellschaft gefesselt. Sie brachen auf, — aber — in dem Augenblicke, wo sie die Gaststube verlassen wollten, traten einige Mann von der Polizei ein und sperrten alle Ausgänge sorgfältig ab. Ein Diebstahl, hieß es, sei verübt worden. Eine Durchsuchung der Verdächtigen hatte zwar keine gegen sie zeugenden Resultate an's Licht gefördert, doch konnte die Polizeimannschaft diese Bande, die sie schon lange aufgesucht, unter keiner Bedingung frei lassen, sondern sah sich verpflichtet, sie auf das nächste Wachhaus zu bringen. Daß unser ehrlicher Lindberg mitgehen mußte, versteht sich von selbst, und so finden wir ihn denn als ein des Diebstahls verdächtiges Individuum in dem Gefängnisse, seinen philosophischen Schneiderbetrachtungen Preis gegeben.

Der arme Junge mußte viel ausstehen. Die Einsamkeit des Gefängnisses war ihm schrecklich, aber — die Zeit heilt alle Wunden, und auch für ihn sollte die Befreiungsstunde bald schlagen. Die kleine Züchtigung jedoch mögen wir ihm herzlich gönnen, so sehr wir von seiner Unschuld überzeugt sind; warum brachte er es auch so weit, daß Nanette entfliehen mußte! da dies aber nicht der Gleichgültigkeit gegen sie, oder etwa gar der Bosheit, sondern rein seiner Unerfahrenheit zugeschrieben werden muß, so wollen wir uns auch wieder über seine Erlösung von Herzen freuen. Die mit ihm und seinen Gefährten vorgenommenen Verhandlungen setzten die Richter über die ganze Sachlage bald in's Klare. Die Burschen, die in der That nicht ohne Grund verhaftet worden waren, besaßen doch so viel Rechtlichkeitsgefühl, um einem armen Jungen, der da ohne alles Verschulden von der Polizei mit in den Kauf genommen wurde, nicht zu schaden. Ihre Aussagen stimmten in Bezug auf Lindberg, in so ferne sie über ihn Auskunft zu geben wußten, ganz mit seinen eigenen überein. Lindberg wurde für unschuldig erklärt uns aus dem Gefängnisse entlassen. Er athmete nun wieder freier.

Wenn man einer größern Gefahr entronnen, dann erscheinen Einem die kleinen Unannehmlichkeiten, den einen Kleiderheros in der „Wiener Küche" zu Thränen bringen können, als wahre Pygmäen gegen den überwundenen Koloß. Man ist ein Held und hat sich eine gewisse Verachtung des Lebens zu eigen gemacht, die über Alles erhaben sein läßt. Lindberg befand sich in einem solchen Zustande. Befreit aus seiner elenden Gefängnißstube dünkte ihn seine ganze Lage gar nicht so übel, als sie es in der That war und er trat jetzt mit einem gewissen Muth auf den Kampfplatz. „Den Kampf des Lebens wagen" und ähnliche Redensarten waren ihm viel geläufiger worden, als man es hätte erwarten mögen; aber was nützte ihm das Alles? Es waren dies lauter Ergebnisse der ersten Aufregung durch die wieder erlangte Freiheit; allmälich aber verging der schöne Wahn, die Vernunft trat wieder in ihre Rechte ein und Lindberg fing an zu begreifen, daß die Hoffnungen, die er sich von seiner Reise zur Industrieausstellung gemacht hatte, zu viel seiner Phantasie ihren Ursprung verdankten, und doch nicht von jenem herrlichen Erfolge gekrönt sein dürften, den er im Geiste vorausgesehen. Lindberg lernte einsehen, daß Paris nicht mehr der Ort seines Bleibens sei. Die Sehnsucht nach seinem lieben Prag wurde wieder in ihm rege und er faßte den kühnen Entschluß, seine Rückreise anzutreten, versteht sich per pedes apostolorum. Noch einmal ging er in die Elyséeischen Felder, um die Großartigkeit des Gebäudes zum letzten Mal ansehen und bewundern zu können, dann wollte er mit diesem Eindrucke Paris „Lebewol" sagen.

In den Elyséeischen Feldern erinnerte er sich der schönen Tage, die er hier verlebt, und die er ferner hätte mit seiner geliebten Nanette verleben können, wenn sie nicht so unsinnig gewesen, ihm zu entfliehen. Diese Erinnerungen waren natürlich sehr geeignet, den von Natur weichen Josef noch weicher und wehmüthiger zu stimmen, und fast wäre es dahin gekommen, daß er seinen Plan, nach Prag zurückzukehren aufgegeben hätte, um seine liebe Nanette aufzusuchen, wenn dies in einer so großen Stadt, ohne die geringste Spur von ihr zu haben, und noch dazu ganz ohne Mittel, wie er dastand, nur halbwegs möglich gewesen wäre. Noch einen Blick warf er auf den Industriepalast und ging. —

Mit wie viel Beschwerden und Mühseligkeiten wird er auf der großen Fußwanderung wol zu kämpfen gehabt haben! Wahrscheinlich brachte diese Reise die jugendlichen Bilder aus seinen Wanderungen, die er als Schneidergeselle unternahm, lebhaft vor seine Seele. So viel wissen wir jedoch gewiß, daß ihm das Studium der Geographie, mit dem wir ihn vor seiner Abreise in Prag beschäftigt fanden, jetzt sehr wol zu Statten kam. Und wenn er auch auf seiner Heimreise das Wolwollen gütiger Menschen in Anspruch zu nehmen, oder mit seinem Kunstausdrucke „zu fechten" genöthigt war, so gewährte dieselbe dem wißbegierigen und für die Schönheiten der Natur so empfänglichen Lindberg doch viel mehr ästhetische Genüsse, als seine schnelle, kaum bemerkte Hinfahrt, wo er wie im Vogelfluge aus Prag nach Paris getragen wurde. So kam er denn endlich wieder in Prag an.

„Da steht er nun, der arme Thor,
Und ist so klug als wie zuvor." —

Vereitelte Hoffnungen, kein Geld und keine Geliebte! —

7.

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon.
Möcht' euch der Teufel holen!"

Uhland.

„Dies ist Doveresi?"

„Ja."

„Der eben um die Straßenecke biegt, der Mann im blauen Frak?"

„Derselbe."

„Gut, der Mann soll mich kennen lernen," sagte Karl zu seiner Schwester, „ich habe große Lust, ihm eine derbe Lektion zu geben.

„Aber lieber Karl, mir ist ja doch nichts Uebles widerfahren!"

„Wie," rief der zorngeröthete Bruder, „hätte Dir erst Uebles geschehen sollen? verdient der Bösewicht nicht schon eine Züchtigung für seine betrügerische Absicht? Bei Gott! wer Dir auch nur ein Haar gekrümmt hätte, der sollte keinen Augenblick länger das liebe Sonnenlicht sehen, wenn er auch zwei noch so gesunde Augen besäße! — Gut, daß ich ihn jetzt kenne, ich werde ihn zu suchen wissen, und er soll seinen Mann an mir finden."

Nanette erkannte ihren Bruder an seiner trotzig männlichen Sprache, die er als Kind schon hatte, weit besser, als an einer Legion von andern Zeichen.

Es gibt Naturen, die von ihrer frühesten Kindheit an ihrer ganzen Umgebung so zu imponiren wissen, daß selbst Aeltere ihrem Willen nichts entgegensetzen. Eine solche Natur war Karl. Obwol nun der sonst keinen Widerspruch Duldende gegen seine Schwester eine außerordentliche Zärtlichkeit an den

Digitized by Google

Tag legte, so schwieg Nanette doch lieber, als daß sie den erzürnten Bruder von seinem Vorhaben weiter abzubringen versucht hätte. Sie war durch die Zeit ihres Aufenthaltes in Paris noch keine Pariserin geworden, die durch die vielen Zerstreuungen, die ihr die große Stadt in Menge bot, an ihre früheren Tage hätte gänzlich vergessen können; Nanetten entwand sich noch so manchmal ein Seufzer für ihren pflichtvergessenen Josef und nicht selten, wenn sie sich unbemerkt glaubte, hingen zwei große Thränen in ihren blauen Augen. Und Seufzer und Thränen, was waren sie anders, als Trauerlieder auf dem Grabe der dahingewelkten Liebe?

Karln konnte dies durch die Dauer der Zeit nicht entgangen sein — Grund genug, daß wir ihn in dem zu Anfang des Kapitels geführten Zwiegespräche mit Nanetten so gestimmt finden, mit Mr. Dovereſt, dem Urheber von Nanettens Leiden, ein Wörtchen mehr zu sprechen, als es die Höflichkeit gerade für nothwendig erachtet. Er ließ Nanetten, wie er dies manchmal auch wegen seiner Geschäftsangelegenheiten zu thun pflegte, in seiner Behausung und ging fort. Seine Absicht war, Dovereſt zu finden, und er erreichte dieselbe auch nach nicht langer Zeit.

Karl Nagy sah den Herrn im blauen Frak einem Hause in der Rue de paix zuschreiten und in dasselbe hineingehen. Er folgte ihm auf dem Fuße nach. Mr. Dovereſt, in seinem Zimmer angekommen, hatte noch kaum so viel Zeit gewonnen um sich zu entkleiden und im Schlafrock auf das weiche Ruhebett niederzufallen, als er durch den Besuch des ihm Unbekannten überrascht wurde. Bei Nagy's Eintreten hob Dovereſt zuerst den Kopf in die Höhe und richtete sich dann mit stolzer Bescheidenheit gänzlich auf, wie dies immer Leute zu thun pflegen, die uns mit ihrem freundlichen Zuvorkommen niederzuschmettern glauben. Auf einen Mann wie Karl machte Dovereſt's stolzes Emporrichten wenig Eindruck, er kannte diese Känze zu gut und wußte, wie wenig er es nöthig habe, sich von ihnen einschüchtern zu lassen. Er trat mit Festigkeit auf und setzte sich nieder, noch bevor ihm Dovereſt's Höflichkeit einen Sitz angeboten hatte. Mr. Dovereſt, den dies verdroß, wollte den von Karl begangenen Etiquettefehler gleichsam in Karl's eigenen Augen gut machen.

„Sie scheinen sehr müde," sagte er daher in einem verweisenden Tone.

„Allerdings," entgegnete der Angeredete; „ich laufe Ihnen schon eine hübsche Strecke nach."

„Mit wem hab' ich die Ehre und was führt Sie denn eigentlich zu mir, mein Schätzbarster, wenn Sie gütigst erlauben?"

„Eine Kleinigkeit, ein Geschäft, zu dem wir blos zwei Zeugen benöthigen, wozu Sie die ersten besten ihrer Diener verwenden können."

Karl Nagy konnte sich nicht leicht verstellen, und so weissagte seine Stimme auch nichts Freundliches. Dovereſt war in der Beziehung ein wahrer Fachmann zu nennen. Er verstand sich nicht nur darauf, jeden Ausdruck, der ihm gerade wünschenswerth schien, in sein Gesicht zu legen, sondern er hatte auch so ziemlich die Kunst verstanden, einem Andern am Gesichte abzulesen, was in dessen Innern vorgehe. Bei uns hat er sich als einen tüchtigen Kenner dieses Faches schon in der „Wiener Küche" gezeigt. Er ahnte die Entladung eines Gewitters und so machte er seinem Gaste die Mittheilung, daß das Geschäft jetzt nicht abgeschlossen werden könne, indem von seinen Dienern zufälliger Weise keiner bei Hause wäre.

„Das thut mir herzlich leid," sagte Nagy in einem sehr aufrichtigen Tone; „doch hindert mich dies nicht, Ihnen zu sagen daß Sie ein abgefeimter Schurke sind!"

„Mein Herr!" schrie Dovereſt ganz entrüstet; aber Nagy erwiederte mit der größten Ruhe: „Ich bin nicht Ihr Herr, sondern der Rächer meiner Schwester. Sie sehen hier dieses Terzerol; es hindert mich nichts, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, aber —"

„Das werden Sie nicht thun!" sagte Dovereſt, den die Energie seines unwirschen Gastes beinahe zum Zwerge gemacht hatte. „Das werden Sie nicht thun!" sagte er im flehenden Tone. „Ich will Ihrer Schwester eine schöne Villa kaufen und das Kind soll auch versorgt werden."

„Schweig', Hund!" donnerte ihm Nagy entgegen. „Das mache mit dem Bruder jener Unglücklichen ab, die in Deine Teufelsklauen gefallen. Hättest Du meiner Schwester auch nur das Geringste zugefügt, ich würde jetzt nichts mehr mit Dir zu sprechen haben. Meine Schwester wußte Deiner Schlinge noch früh genug zu entkommen. Doch was hindert mich, auch jene Unglückliche zu rächen? vielleicht hat die Arme gar keinen Bruder!" Hiebei setzte er ihm das Terzerol wieder vor die Stirn.

Dovereſt sah die Gefahr, in der er schwebte, und fing an mit den sanftesten Schmeichelworten auf Nagy einzudringen. Nagy, der doch eigentlich nicht die Absicht hatte, ihm etwas Böses zu thun, sondern ihn nur durch eine kleine Züchtigung zur bessern Erkenntniß und richtigern Ansicht über die Tugend eines Weibes bringen wollte, glaubte nun seiner Pflicht genügt und seinen Zweck erreicht zu haben. Todesangst ist kein Spaß. Das wußte Nagy wol, er ließ sich daher von Dovereſt begütigen und begnügte sich damit, daß Dovereſt ihn als Genugthuung zu seiner Schwester begleitete, um sie für seinen Frevel um Vergebung anzuflehen. Auf dem Wege schritten die beiden Männer schweigsam neben einander hin, bis sie in dieser stummen Unterhaltung bei dem Hause anlangten, in welchem Nagy seine Schwester zurückgelassen hatte.

Als Dovereſt Nanetten sah, wagte er es nicht, das Auge zu ihr zu erheben. Nanettens Tugend erschien ihm in ihrer vollen Schönheit und Glorie; nur müssen wir es dahingestellt sein lassen, ob dies in ihm erwachte bessere Gefühl auch rege geworden wäre, wenn der sanften, anmuthigen Erscheinung Nanettens nicht die kräftige, energische ihres Bruders vorangegangen wäre. Allein dem sei, wie ihm wolle — wer sich bessert, den frägt man nicht: „warum?" Gott verzeiht ja auch dem Sünder, wenn er sich vornimmt, von seinem lasterhaften Lebenswandel zu lassen und fortan den Weg der Tugend und des Rechts zu wandeln. Dovereſt zeigte aufrichtige Reue und Nanette — verzieh ihm.

8.

Doch ich sah den wackern Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?
Göthe.

Abend ist's. Die Sonne geht nieder. Ein kühles Lüftchen weht lispelnd durch die Blätter der Bäume. Majestätisch ruhig rauscht die Moldau vorbei. Durch die Natur scheint ein heiliger Schauer zu ziehen.

Wir befinden uns auf der Sophieninsel. Die Militärmusikkapelle beginnt so eben die „Hugenotten-Ouverture" und — — — Nanette kann ihre Freude nicht genug ausdrücken, die so sehr geliebten Klänge nun wieder einmal im „klangreichen" Böhmen zu hören. Nanette ist außerordentlich heiter und die zwei Männer, in deren Gesellschaft sie sich befindet, nicht minder. Es wird wacker getrunken. Nanette hat ihnen schon in Paris den Gaumen nach dem „Pilsner" lechzen gemacht und schien ihre

Digitized by Google

Erwartungen nicht getäuscht zu haben. Wir erkennen in Nanettens Begleitern auf den ersten Blick Karl Nagy und Mr. Dovereſt. Letzterer hatte Nanettens Eigenſchaften achten und lieben gelernt. Er ward Karl's Freund, und was Nanetten betrifft, ſo empfand er etwas für ſie, was wenn man es auch Freundſchaft nennt, ſolchen Perſonen, wie Nanette gegenüber, leicht einen anderen Charakter annehmen kann. In der That machte ſich Dovereſt durch die Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, womit er ſowol von Nanetten als auch von Karl behandelt wurde, nicht geringe Hoffnung auf ihren einſtigen Beſitz. Vorläufig ſchien es ihm aber doch noch zu früh, ſeinen Wunſch zu äußern und er wagte es nicht, den Gegenſtand zur Sprache zu bringen, der ihn hätte bei Nanetten wieder einer unlautern Abſicht verdächtigen können, ſo ernſtlich er es auch diesmal mit ihr gemeint haben mochte.

Nanette blickte zufällig auf und war eben im Begriffe, an Dovereſt einige Worte zu richten, als ihr Blick auf einem andern Gegenſtand haften blieb, der ihr jetzt in die Augen gefallen war. „Warum nicht näher, Lindberg?“ fragte ſie voll Gutmüthigkeit.

Joſef ſtand ſchon eine hübſche Weile da, kaum ſeinen Augen trauend, und ſchaute bald Nanetten, bald Dovereſt und bald den Unbekannten an. Man kann ſich denken, welche Gedanken jetzt ſein Gehirn durchkreuzten. Die Geſellſchaft, in der ſich ſeine geliebte Nanette befand, benahm ihm allen Muth, ſich ihr zu nähern. Joſef hatte auch bereits ſeinen Fehler eingeſehen. Durch Nanettens freundliche Anſprache wurde es ihm ermöglicht, ſich ihr zu nahen und an ihrem Tiſche Platz zu nehmen. Die Oeffentlichkeit des Ortes, auf dem dieſe Szene des Wiederſehens Statt fand, hinderte natürlich jede Aufwallung von beiden Seiten, im freundlichen ſowol als unfreundlichen Sinne. Hätte dieſe Szene zu Hauſe Statt gehabt, wäre da Lindberg Nanetten nicht zu Füßen gefallen und hätte Nanettchen nicht gleich ein Dutzend Vorwürfe bei der Hand gehabt? ſo aber mußte ſie einhalten und ihr erſtes Geſchäft war, die beiden Unbekannten einander vorzuſtellen.

„Mein Bruder — — Herr Lindberg!“ ſagte ſie kurz und forderte, nachdem die gewöhnlichen Phraſen einer neuen Bekanntſchaft ausgewechſelt waren, den Letztern auf, ihr zu erzählen, wie es ihm ſeit ihrer Trennung ergangen ſei. Lindberg that dies, er wurde immer unbefangener und bald fühlte er ſich auch ganz befreundet und vertraut in dem unerwarteten Kreiſe. Sie hörten ihm zu, Alle mit Aufmerkſamkeit. Man brauchte Lindberg eigentlich nur anzuſehen um ihn durch und durch zu kennen. Die Erzählung ſeiner Erlebniſſe, ſeines Schickſals in Paris und ſeiner Reiſe nach der Heimat gewährte Karln vollends die Ueberzeugung, daß Lindberg nicht derjenige ſei, der eines Verrathes an ſeiner Schweſter fähig geweſen wäre; er wußte dieſen Fehler gleich aus ſeiner natürlichen Quelle, der Unerfahrenheit des jungen Mannes, abzuleiten und billigte im Stillen die Wahl ſeiner Schweſter, ohne es jedoch kund zu geben. Nanette wurde durch Joſefs Leidensgeſchichte bis zu Thränen gerührt und bemitleidete herzlich den Armen, der ſo viel hatte ausſtehen müſſen. Auch Dovereſt war nicht theilnahmslos, doch konnte ſich dabei das Einmiſchen eines Gefühls nicht verbergen, ähnlich jenem, welches man empfindet, wenn von andern Männern auf unſere Geliebte Jagd gemacht wird.

Mittlerweile war es ſpät geworden und man trat den Rückweg an. Karl zog Joſef zu ſich, um Dovereſt mit ſeiner Schweſter voranſchreiten zu laſſen. Auf dieſem Wege legte der ehrliche Lindberg, ohne es zu wiſſen, das ſtrengſte Examen ab und gewann Karls Freundſchaft vollends; während Dovereſt dies für ein ſicheres Zeichen hielt, daß er nun dem Ziele ſeiner Wünſche nicht mehr ſo ferne ſtehe. Der Nebenbuhler fing an ihm etwas weniger gefährlich zu ſcheinen, und er glaubte dieſen Moment benützen zu müſſen, um Nanetten alle die Huldigungen darzubringen, die er ſchon lange hatte darbringen wollen. Er fing daher an mit Schwüren ewiger Treue auf das volle Herz Nanettens einzuſtürmen. Auf ſeine untermiſchten Fragen erhielt er aber keine Antwort, denn Nanettens Seele ſchien mit etwas anderem beſchäftigt. Dies war für ihn jedoch kein Hinderniß, in ſeiner einmal begonnenen Operation fortzufahren.

„War Lindberg mit Ihrem abſcheulichen Plan einverſtanden?“ fragte ſie plötzlich.

Es war dies das erſte Mal, wo Nanette Dovereſt gegenüber dieſes peinlichen Gegenſtandes Erwähnung that, und daher kam dieſe Frage auch ſo urplötzlich, ſo unerwartet, daß Dovereſt ſie durchaus nicht zu beantworten im Stande war.

„Sagen Sie mir „ja“ oder „nein“!“ fuhr Nanette in einem ſichern und feſten Tone fort.

Dovereſt hatte vor der erhabenen Sittlichkeit, in der ihm Nanette gegenüberſtand, unwillkürliche Achtung; er wagte es nicht zu lügen; ihm war, als ob ihn Jemand gleich bei der Lüge ertappen und ihm eine Kugel durch den Kopf jagen müßte.

Nanetten erſchloß das „Nein,“ das er kaum hörbar zu ſtammeln vermochte, alle himmliſche Seligkeit, ſie war überſchwänglich glücklich, ſie war von allen Zweifeln, die ihre Bruſt beſtürmten durch dies einzige Wörtchen befreit; mit Fauſt konnte ſie rufen: „Die Erde hat mich wieder!“ denn ſie durfte ihren Joſef wieder lieben wie vorher.

Man kam in dem mit Recht renommirten „Hotel de Sare,“ wo die drei Fremden ihre Wohnung hatten, an und Lindberg nahm Abſchied, doch nicht ohne das Verſprechen gegeben zu haben, am nächſten Morgen ſich wieder ſehen zu laſſen.

Das Geſchwiſterpaar beobachtete gerade heute, wo man es am wenigſten vermuthen möchte, gegen einander in Bezug auf Lindberg ein ſonderbares Stillſchweigen. Karl ſeinerſeits wußte nicht, daß ſeine Schweſter von Lindberg's Unſchuld ſchon völlig überzeugt ſei, und gerade ſo ging es wieder Nanetten mit ihm, daher wagte keins von Beiden von Lindberg zu ſprechen. Karl beſchloß Nanetten zu beobachten und darnach ſeine Verfügungen zu treffen.

Wie Lindberg und wie Dovereſt die Nacht zugebracht, iſt überflüſſig zu erzählen. Am nächſten Morgen ſtellte ſich Lindberg zur Zeit ein und man beſchloß einen Beſuch in corpore bei Nanettens ehemaliger Herrſchaft auf der Kleinſeite.

Die kleine Dori ſprang gleich auf Nanetten los, halſte und küßte ſie, während die Fräulein Amalie und Mina Gelegenheit nahmen, bald den ſchlanken, kräftigen Karl, und bald wieder den unterſetzten Dovereſt zu betrachten.

„Und wann iſt denn einmal die Hochzeit?“ fragte die gnädige Frau, die ſich ebenfalls ſehr freute, Nanette wieder zu ſehen.

„Kommenden Sonntag,“ erwiederte Karl raſch, indem er Nanettens und Joſefs Hände in einander fügte. —

Der Zug iſt ſo eben abgegangen, welcher Karl Nagy und Mr. Dovereſt wieder von Prag wegführt. Eine Gruppe von Damen kehrt den Weg vom Bahnhofe zurück.

„Schade, daß dieſe Herren nicht vom Adel ſind,“ ſagte Fräulein Mina jetzt zu Nanetten.

Digitized by Google

„Jammerschade!“ fügte Fräulein Amalia bestätigend hinzu; „die Herren waren doch allerliebst.“

Will der geneigte Leser von Josef noch etwas wissen? Nun so wollen wir ihm sagen, daß er Nanetten feierlichst versprechen mußte, nie mehr so großartige Pläne zu fassen; denn „nicht alle Tag sei im Himmel Jahrmarkt“ — meinte sie.

Der Verstoßene.

Historische Erzählung aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Mit zwei Xylographien.)

Bekanntlich wurde Maria Theresia, die hochsinnige Tochter Kaiser Karls VI., bei ihrem Regierungsantritte von sechs der mächtigsten Fürsten Europas als Erbin der österreichischen Lande nicht anerkannt. Es waren dies die Könige von Frankreich, Spanien, Preußen, Sardinien, ferner der churfürstliche König von Sachsen und Polen und der Churfürst von Baiern. Der alte Fritz war der Erste, der an der Spitze eines Kriegsheeres von dreißigtausend Mann in unser herrliches Schlesien einfiel und, nachdem er daselbst viele Städte und Orte besetzt hatte, der Kaiserin Maria Theresia Friedensvorschläge machte, welche jedoch nur mit dem Zusammenziehen einer österreichischen Heeresmacht beantwortet wurden. Während Graf Neuperg sich mit den Preußen herumschlug, schlossen die übrigen Gegner der Kaiserin ein Bündniß unter einander, dem nun noch die Churfürsten von der Pfalz und Köln beitraten, welche bald darauf, und zwar im November 1741, ihre Truppen, an fünfundvierzigtausend Mann stark, in Böhmen einrücken ließen. Die Absicht derselben war, Prag noch vor der Ankunft des Gemals und Mitregenten Maria Theresias, des Großherzogs Franz, der mit einem ansehnlichen Heere heranzog, zu besetzen. Graf Ogilvi, der damalige Kommandant von Prag, hatte leider nur dreitausend Mann regulärer Truppen; mit diesen und noch tausend bewaffneten Bürgern, welche sich ihm zur Vertheidigung der Hauptstadt zur Verfügung stellten, konnte er unmöglich dem ihm so sehr überlegenen Feinde wirksam entgegen treten, noch mit diesem Häuflein die Stadt auf die Länge hin behaupten; und während er durch eine Kriegslist auf die eine Seite der Stadt gelockt wurde, drang der Feind auf der andern Seite ein und faßte sogleich festen Fuß. Bald darauf ließ sich der Churfürst von Baiern zum Könige von Böhmen krönen und huldigen.

Freilich wurde dem Churfürsten der Eid der Treue nur von denjenigen Adelichen geleistet, deren Güter von dem Feinde eben besetzt waren und welche diesen Schwur also nothgedrungen thaten; nichts desto weniger überkam sie jedesmal ein unheimliches Gefühl des Schreckens, wenn sie daran dachten, daß das neue Regiment von keiner langen Dauer sein könnte und sie dann, wie jene Eidbrüchigen im Jahre 1621, zur blutigen Rechenschaft würden gezogen werden.

Und so geschah es auch.

In diesen mißlichen Umständen erklärte sich England, Rußland, Holland und endlich selbst Sardinien für die Kaiserin; doch Maria Theresia, obglich sie die freundlichen Gesinnungen dieser Mächte dankbar anerkannte, nahm, gestützt auf ihr heiliges Recht, ihre Zuflucht zu ihren eigenen Unterthanen. Wie ein elektrisches Feuer durchglühte ihre Rede zu Preßburg, wo sie ihren Erstgebornen Josef am Arme hielt, die Herzen der Ungarn, welche begeistert schwuren, für ihre schöne, hochherzige Königin zu sterben! Und aus den gesegneten Ländern des alten Swatopluk'schen Reiches strömten kampfeslustig und todesmuthig zahlreiche Schaaren Ungarn und Slaven herbei, bereit, bis zum letzten Blutstropfen ihrer Herrscherin Macht zu wahren und die entrissenen Länder zurück zu erobern.

Nach einigen glücklichen und unglücklichen Kämpfen wurde Prag von den Oesterreichern umzingelt und belagert. Die Franzosen, die Herren der Stadt, hielten sich trotz der unzähligen Leiden, welche die nothwendige Folge einer Belagerung sind, tapfer, doch mußten sie endlich, wollten sie nicht kriegsgefangen werden, ihr Heil in der Flucht suchen. Mit bedeutendem Verluste und unter unsäglichen Anstrengungen erreichten sie Eger. Prag war nun frei.

Die Freude darüber empfanden wol Alle, doch Viele nicht rein genug, um aus vollem Herzen aufjauchzen zu können. Dies waren diejenigen, welche, — Manche zwar nothgedrungen, wie wir schon bemerkten, — sich von der neuen Regierung zu viel versprachen und zum Eidbruche an ihrer angestammten Herrscherin hatten hinreißen lassen. Diese, hoffend auf andere Zeiten, flüchteten entweder in's Ausland, oder verbargen sich in ihrem Vaterlande.

In der Schänke.

In den meisten Städten Böhmens herrschte über den Rückzug der Franzosen großer Jubel. Der gewöhnliche Zusammenkunftsort des Volkes, das Wirthshaus, war gesteckt voll. Jeder wollte erzählen oder Denen zuhören, die entweder selbst oder von Andern interessante Einzelheiten über das trauer- und qualvolle Leben und Treiben in Prag während dessen Cernirung und Bombardement erfahren hatten. Das war ein Gelärme und Getöse, ein Geklirre und Geschrei nach Bier oder Wein, ein freudiges Vivatrufen, und wurden Ausbrüche des Schmerzes und Mitgefühles über die Leiden der armen Belagerten gehört. Nach und nach mischten sich auch die minder reinen Gefühle der Neugier und des Forschens nach den Anhängern der vorigen, aufgedrungenen Regierung mit ein; schon ein bloßes leicht hingeworfenes Wort, eine zweideutige Miene veranlaßte einen heftigen Wortwechsel, der nicht selten mit Thätlichkeiten, ja sogar mit Anklagen endigte. Dazwischen erzählte man sich wieder die verschiedenartigsten, abenteuerlichsten Nachrichten über den Zug der Flüchtigen, die jedoch, da man sich eben im strengsten Winter befand, die Straßen alle verschneit und unwegsam, überdies der Führer des französischen Heeres Bellisle seinen Weg verheimlichte, zumeist bloße Vermuthungen waren, die aber als wahr ausgesprengt und nun von allen Seiten beleuchtet wurden. Vorzüglich glücklich pries sich diejenige Stadt, in welche sich entweder ein Reisender verirrte oder ein Einheimischer aus Prag zurückkehrte.

Ein solches Glück genoß unter andern auch die Stadt Kuttenberg. Es war ein frostig kalter Dezemberabend, der Schnee lag fußhoch auf den öden, stillen Gassen und der Wind pfiff unheimlich um die Fenster und Thüren der Häuser, als wäre es ihm selbst zu kalt da draußen und als begehrte er deßhalb Einlaß in die durchwärmten Wohnungen der Menschen.

Digitized by Google

Dagegen aber ging's in den Wirthsſtuben im Rathhauſe gar luſtig und lärmend zu. In der erſten, größeren Stube befanden ſich die gemeinen, ärmeren Bewohner der Bergſtadt; das Gemach hatte vier mächtige, mit ſtarken ſteinernen Kreuzen verſehene Fenſter, durch die ſelbſt am hellſten Tage das Licht nur ſpärlich hereinfallen konnte, da das Rathhaus, im vierzehnten Jahrhunderte erbaut, gewölbte Laubengänge hatte, wo Handwerker und Krämer bei Tage ihre Sachen feilboten und wo dann ein gar reges und lebendiges Treiben herrſchte; denn zu jener Zeit war das Rathhaus die Herzkammer einer jeden Stadt. Die Wirthsſtube war, wie erwähnt, gedrängt voll Gäſte, und da das Tabakrauchen ſchon damals von Vielen leidenſchaftlich betrieben wurde, ſo waren daſelbſt ſo mächtige Dampfwolken gelagert, daß das röthliche Licht der maſſiven Lampe, die vom Schlußſteine der Wölbung herabhing, nur gerade ſo viel Helle verbreitete, daß die Gäſte einander ſehen konnten. Am lärmendſten aber ging's bei dem Ofen her, wo die Stammgäſte ihren Sitz hatten. Eine eichene Bank umgab dieſen Lehmkoloß, der viel Aehnlichkeit mit einem Thurme darbot. Die grünen Kacheln waren mit Wallfiſchen, Seejungfern und andern Meer- und Landungeheuern in erhabener Arbeit verziert. An der Seite war eine Niſche angebracht, in welcher die rohe Statue eines Bergmanns ſtand, über der wieder ein breites, weitvorragendes Geſimſe hervorſprang, unter dem drei Berglente ſaßen, die eifrig die Kriegsereigniſſe beſprachen. Die andern Gäſte ſaßen um die ſchweren, mit zinnenen oder hölzernen Bierkrügen beſetzten großen Tiſche, oder ſtanden in dichten Gruppen im Gemache, ſo daß der Wirth und der Burſche, welche die Durſtigen bedienten, oft mit Gewalt ſich Bahn brechen mußten.

In dem kleineren gewölbten Zimmer, zu dem zwei Stufen empor führten, waren die Honoratioren der Stadt, die reicheren Bürger, ſowie die Stadt- und Bergbeamten verſammelt. Dasſelbe bot zwar weniger Tabaksqualm, aber eben ſo viel Hitze und Gäſte, wie das zweite, größere, dar; dagegen gewährten die mannigfaltigen feineren Trachten der Anweſenden dem Auge ein intereſſantes Bild. Da ſaß der ſteife Rathsherr oder Schöppe in ſeinem ganz ſchwarzen Anzug; nur das ſaubergelegte weiße Halstuch und die Chemiſette, die reich gefaltet und faſt einen halben Bogen beſchreibend hinter der großen ſchwarzen Damaſtweſte hervortrat, unterbrach wohlthuend das Dunkle der Kleidung. Dagegen nahm ſich der reiche Bürger ſchon ſchöner aus. Seine Tracht beſtand in einem braunrothen mit kurzen Schößen verſehenen Rock, aus welchem zu jeder Seite eine ungeheure Taſche gähnend aufſchaute; ferner aus einer blauen, engen Tuchhoſe, die bis zum Knie reichte und mit großen Kniebändern mittels ſilberner Schnallen befeſtigt war; unter derſelben zogen ſich die braunen, geſtreiften Seidenſtrümpfe herab, die in ſchwarzen, mit großen Abſätzen verſehenen Schuhen verſchwanden, auf denen ſich heute eine kleine Schnalle befand, da über ſie, zum Schutz der Füße gegen Kälte und Schnee, größere Halbſtiefel gezogen wurden. Der friedliche Bürger trug keine Waffen, der Rathsherr hingegen, als Zeichen ſeiner Würde, einen Degen, welchen er jedoch, da er ihn zu geniren anfing, ſammt dem großen mit Pelz gefütterten Mantel und dem kleinen dreieckigen Hute auf einen dazu beſtimmten Nagel hing. Mit abſonderlichem Vergnügen hätte er dieſen Gegenſtänden auch noch ſeine große Allongeperücke hinzugefügt, aber dies konnte er, wollte er durch ſeinen kahl abraſirten Kopf nicht lächerlich erſcheinen, füglich nicht thun, und ſo ſchwitzte der arme Schöppe unter dieſem höchſt beſchwerlichen Modeartikel dicke, heiße Tropfen.

Leichter und ungezwungener bewegten ſich die Bergbeamten. Da war der Münzſchreiber, der Waſſermaſchinenmeiſter und noch viele andere höhere und niedere Beamten der Stadt und des Bergweſens. Sie hatten Alle gleiche Anzüge von kernigem ſchwarzem Tuche, mit Sammt verbrämt, und huldigten durchaus nicht der Mode; Manche hätten wol gerne dem herrſchenden Geſchmacke gefröhnt, aber ihr Stand ſchrieb ihnen ſtreng ihre Kleidung vor.

Auch in dieſem Zimmer, das von der größeren Wirthsſtube genug Wärme empfing, ſtand ein Zwillingsbruder jenes koloſſalen Kachelofens in eben derſelben Façon und Konſtruktion. Bei dieſem Ofen, da ſaß der Mann des heutigen Abends, der Glückliche, der ſein Leben daran gewagt hatte, in dieſer ſtrengen Kälte und dieſem grimmigen Wetter nach Prag zu fahren und, mit vielen Neuigkeiten belaſtet, glücklich heimgekehrt war, die er eben vor den Ohren der aufmerkſamen Zuhörer auskramte. Er hatte eine lange, ſpindeldürre Geſtalt mit einem ungewöhnlich kleinen Kopfe, in dem ſich zwei dunkelbraune, ungemein lebhafte Augen unabläſſig hin und her bewegten. Seinen langen, dünnen Gänſehals umgab ein weißes, ſauber und ängſtlich gefaltetes Tuch; der braune Tuchrock mit kurzen Modeſchößen hing ſchlotternd herab und harmonirte vortrefflich mit der graugelben Hoſe, welche, ſich eng an das Bein anſchließend, dieſes in ſeiner vollen entſetzlichen Dürre zeigte; grüne Strümpfe bekleideten den magern Unterſchenkel. Man wunderte ſich allgemein, daß dieſe ſpitzige Figur ſich nicht in den Erdboden einbohre, gab aber die Schuld ſeinen Schuhen, welche er mit Pfundſohlen und Brettchen gefüttert haben ſollte. Dieſer Mann war Johann Jezek, Organiſt und Schullehrer in Neuhof. Um ihn herum ſaßen oder ſtanden, ihm aufmerkſam zuhörend, der Waſſermaſchinenmeiſter, Münzſchreiber, der Schichtmeiſter und der Steiger.

„Ja, wie ich geſagt habe," fuhr er in ſeinem Berichte fort und ließ ſeine kleinen glänzenden Augen durch den Kreis der Zuhörer ſchweifen, „es ſieht noch jetzt in Prag ganz greulich aus. Die Franzoſen haben darin arg gewirthſchaftet, geſtohlen wie die Raben, Alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt; alle Gaſſen zerſtört, darin zu Hunderten Verhungerte liegen. Es iſt ein wahrer Jammer, ſag' ich Euch. Die armen Prager ſchlafen auf dem bloßen Boden und ſtillen ihren nagenden Hunger mit dem Fleiſche todter Pferde und mit gekochten Schuhſohlen."

„Aber," entgegnete Hora, der Waſſermaſchinenmeiſter, ein alter, breitſchulteriger Mann mit offenem Geſicht und ſpärlichem weißem Haar auf dem Hinterhaupte, „jetzt iſt ja Prag frei, und noch ſo eine Noth? Herr Gott!"

„So arg wird's denn doch nicht ſein," bemerkte ungläubig Janda, der Münzſchreiber.

„Da habt Ihr's!" fiel ihm Jezek ſchnell in's Wort; „er glaubt mir nicht, und ich hab's mit meinen eigenen Augen geſehen."

„Aber bedenkt doch nur, Freund Jezek, hundert Verhungerte das ſind ja hundert Todte!" verſetzte Janda.

„Hundert, ſagte ich?" ſchrie Jezek; „da ſagte ich noch viel zu wenig; haufenweiſe, zu Hunderten liegen ſie auf den Gaſſen."

„Hm! hm!" brummte der Schichtmeiſter Pokoruy; „da können wir wieder wie Anno Vierzehn die Peſt bekommen."

„Ich ſag's Euch, die Peſt wird nicht lang ausbleiben, Herr Schichtmeiſter, Ihr werdet ſehen —"

„Na, und die Franzoſen, wo ſind denn die?" frugen neugierig die Andern; „die Diebe! die Mörder!"

„Die haben ſchon den Garaus," antwortete ſchnell der

Digitized by Google

Gefragte; „die meiſten ſind erfroren im Erzgebirge, und die andern haben unſere prächtigen Huſaren zuſammengehauen.“

„Aber mich wundert's nur,“ fing Hora wieder an, „wie die Franzoſen Prag, das doch gut befeſtigt war, ſo leicht nehmen konnten.“

„Durch Verrätherei, durch Verrätherei,“ ſagte im beſtimmten Tone der Neuhofer Schullehrer.

„Das dacht' ich mir gleich,“ verſetzte der Waſſermaſchinenmeiſter Hora, „aber kennt man ſchon den ſchändlichen Verräther?“

„Ob man ihn kennt!“ erwiederte mit wichtiger und zugleich geheimnißvoller Miene der Neuhofer Organiſt. „Na und die Andern, hm — auch Große ſind mit darein verflochten, wie Anno 1621, wo unſer Primator Schulz dabei war. Seht, man ſpricht allgemein unter der Hand davon — 's wird den Leuten übel gehn!“

Ein allgemeiner Ausruf des Mitleids und des Schreckens entfuhr den Anweſenden.

„Es ſoll überhaupt, wie ich geſtern in Schwarz-Koſteletz hörte,“ nahm Waſek, der Steiger, das vorige Thema wieder auf, „in Prag nicht recht richtig ſein, und nach den Verdächtigen gefahndet werden.“

„Ja freilich, ich ſagt' es gleich,“ fiel ihm der Neuhofer Lehrer in die Rede; „alle Franzoſenfreunde werden eingeſperrt; und nicht nur in Prag, ſondern überall ſoll die löbliche Behörde darauf ſehen,“ und dabei warf er einen ſtechenden Blick auf den zweiten Tiſch, wo einige der angeſehenſten Kuttenberger Bürger ſaßen, die ſich jedoch um die Neuigkeiten des Organiſten, deſſen Aufſchneidereien ſie ſchon kannten, nicht kümmerten, ihn weder eines Blickes noch eines Wortes würdigten, ſondern ruhig ihr Geſpräch fortführten. Vor ihnen lag ein Spiel Karten und ſie warteten, wie es ſchien, nur auf die Ankunft ihres gewöhnlichen Mitſpielers.

„Unſer Blaſius bleibt heute ungewöhnlich lange aus,“ bemerkte endlich einer der Bürger, welcher ſchon früher die Karten gezählt und geordnet hatte.

„Ja, Herr Landa,“ antwortete ihm darauf ein ungefähr neunzehn Jahre alter Jüngling von angenehmem Aeußeren und einnehmenden Geſichtszügen; „der luſtige Blaſius läßt heut lange auf ſich warten, was ſonſt eben nicht ſeine Weiſe iſt.“

„Ich wünſchte ihn ſchon deshalb hieher an den Tiſch, um meine Aufmerkſamkeit dem Spiele ſchenken zu können und nicht das dumme, aufſchneideriſche Geſchwätz jener Hopfenſtange dort hören zu müſſen.“

„Ei,“ entgegnete der junge Mann, der ſich Ambroſi nannte und in Prag die Philoſophie ſtudirt hatte, ſich aber jetzt der Malerei widmete; „ei, Herr Landa, was kümmert Ihr Euch um den Malerſtock; laßt ihn reden und lacht über ſeine tölpelhaften Lügen!“

Während dem hatte Jezek noch einige jener ſchauderhaften Details erzählt, die er in Prag von Augenzeugen gehört haben wollte und die auf ſeine Tiſchgenoſſen einen ungemeinen Eindruck hervorbrachten. Dann neigte er ſich zum Kunſtſteiger, ſeinem gläubigſten Zuhörer, und ſagte ihm Etwas mit geheimnißvoller, wichtiger Miene in's Ohr. Der Kunſtſteiger zuckte, wie vom Blitz getroffen empor und auf ſeinem breiten Geſicht malte ſich zugleich Schrecken und Zweifel. Die übrigen Gäſte, deren Neugierde dadurch aufs höchſte geſpannt wurde, drangen in den Schullehrer, ihnen die Nachricht, welche den Kunſtſteiger ſo ſehr überraſcht und die gewiß eine wichtige ſein mußte, doch auch mitzutheilen.

Jezek warf, bevor er dem allgemeinen Bitten nachgab, noch einen ſchlauen, bedeutſamen Blick auf die gegenüber ſitzende Geſellſchaft und begann mit etwas gedämpfter Stimme: „Es iſt unglaublich, aber wahr; ich hab's von Augen- und Ohrenzeugen gehört. Ihr wißt ja, das heißt — Gott bewahre, ich will von Niemanden etwas Schlimmes ſagen, am wenigſten von dem Sohne meiner Obrigkeit, die Gott beſchützen möge!“ —

„So laßt doch einmal los!“ warf der alte Hora ungeduldig ein.

„Nun, der junge Herr Baron Georg — Ihr wißt ja Alle die Geſchichte —“

„Ja, ja,“ erſcholl's wie aus Einem Munde; „weiter! weiter!“

„Nun, als ihm der alte Baron, meine gnädige Herrſchaft, voriges Jahr das Haus verboten hatte, ging er nach Prag, wo er ſich einige Zeit herumtrieb, bis die verdammten Franzoſen kamen, welche die Leute aufhetzten gegen ihren Magiſtrat und ihre gute Königin. Georg, der alle Schliche kennt, — da, denkt Euch nur, — der hat, als die Franzoſen und Baiern vor Prag lagen, dem Feinde den Weg in die Neuſtadt gezeigt —“

„Ha, das lügt Ihr!“ unterbrach ihn plötzlich die Zornesſtimme des alten Bürgers Landa, deſſen feines Ohr des Schulmeiſters Erzählung vernommen hatte. „Das lügt Ihr, und ſolltet Euch ſchämen, von dem Sohne Eures Brodgebers und gnädigen Herrn ſo ſchlecht und verläumderiſch zu ſprechen. Ich kenne Georg, den jungen Herrn, ſehr gut; er mag leichtſinnig ſein; aber ſein Vaterland an die Feinde verrathen—nein, da wett' ich meinen alten grauen Kopf! — das hat er nicht gethan, und es iſt eine ſchändliche Lüge. Doch wartet nur, es kommt noch der Tag, wo Euer ſchurkiſches Lügengewebe von dem Strahle der Wahrheit zerriſſen werden wird, ja, es kommt noch der Tag!“ Und der alte Mann ſetzte ſich wieder, beinahe außer Athem, auf ſeinen Sitz, glutroth im Geſichte vor Zorn und Anſtrengung.

Alle ſchwiegen betroffen, nur der junge Maler Ambroſi war beſchäftigt, den aufgeregten Alten zu beſänftigen.

Jezek, der eine Unverſchämtheit ohne Gleichen beſaß und wol wußte, daß er ſich auf einem Terrain bewege, wo er als ein höchſt loyaler Unterthan erſcheinen könne, ſtand nun ſeinerſeits hinter dem Oſentiſche auf und mit Rache funkelnden Augen begann er: „Seht Ihr, hab' ich's nicht geſagt? Herr Landa nimmt einen Verräther in Schutz, einen Franzoſenfreund, welcher Ihre Majeſtät unſere gute Königin vom Throne ſtoßen wollte! hab' ich's nicht geſagt —“

„Mengt Ihre Majeſtät die Königin, die Gott ſegnen möge, nicht in Euer Geſpräch!“ entgegnete ihm in höchſter Aufregung der Bürger trotz des Bittens des jungen Ambroſi, ſich nicht zu ärgern und den Schändlichen keines Wortes zu würdigen.

„Ich bin ein loyaler Unterthan,“ ſchrie der Lehrer, „ein guter Chriſt, der alles Falſche und Verrätheriſche haßt; aber der junge Baron Georg hat immer ſehr ſelten die Kirche beſucht — und das zeugt von einem verdorbenen Herzen — und übrigens hat er's auch an der Babi bewieſen.“

Der alte Landa fuhr auf, um auch auf dieſe neue Anklage Etwas zu erwiedern, beſann ſich jedoch anders und ſchwieg. Zum Glück trat in dieſem Augenblicke der ſchon längſt herbeigewünſchte Kuttenberger Organiſt, Blaſius Meyſtřik ein; Ambroſi rief ihn zum Tiſche hin, auf die Karten deutend. Der Organiſt grüßte mit lauter Stimme alle Anweſenden und nahm ſeinen gewöhnlichen Platz ein.

„Gott grüß' Euch,“ ſagte er freundlich, dem alten Bür-

Digitized by Google

ger, Ambrosi und noch einigen seiner intimeren Bekannten die Hände drückend. „Ist das heute eine Kälte draußen! da werden's die Franzosen und auch die armen Unserigen verdammt schlecht haben. Ei, ei," setzte er hinzu, die ungewöhnliche Aufregung seines alten Freundes bemerkend; „was ist Euch geschehen, Herr Landa? Ihr zittert ja und seid krebsroth im Gesicht." Dabei aber hatte er schon die Hände nach den Karten ausgestreckt, um sie zu mischen.

„Nichts, lieber Blasius," antwortete lachend Ambrosi, „mischt nur die Karten gut und gebt sie herum."

Der alte Bürger hatte sich unterdeß wieder gesammelt und mit verachtungsvollem Tone sprach er vor sich hin, doch so, daß ihn Alle hören konnten: „Man sieht's ihm gleich an, daß nur die Galle aus ihm redet; 's ist mir herzlich leid um jedes Wort, das ich zu ihm sprach." Nun gab er sich mit allem Eifer dem Spiele hin.

Jezek, dessen scharfer Blick und feines Gehör Alles, was der alte Bürger gethan und gesagt, aufgefaßt hatte, schwieg nun auch; denn der Angekommene war ihm ein furchtbarerer Gegner als der alte Mann, welcher zwar auch nichts Unschickliches leicht und ohne Rüge hingehen ließ, jedoch etwas gewählter in seinen Ausdrücken war als Blasius, der keine großen Umschweife machte, sondern Alles gleich beim rechten Namen nannte und sich weder um Tod noch Teufel scheerte. Er ließ sich deshalb wieder auf seine Ofenbank nieder und fuhr mit gedämpfter Stimme in seiner vorigen Erzählung also fort:

„Der junge Herr Georg hatte schon seit einigen Jahren so ein Techtelmechtel mit der Ratwanschitzer Försterstochter, der Babi."

„Ich glaube, Prachensky heißt ihr Vater," unterbrach ihn der Schichtmeister.

„Ja, Prachensky," bestätigte der Schulmeister. „Nun ihr Grundherr, der Freiherr von Koch, hatte den jungen Baron auf seine Jagden geladen, und bei solch einer Gelegenheit verliebte er sich in das Mädchen. Von da an ritt er fast Tag für Tag heimlich hinauf in die Waldungen, wo das Forsthaus lag. Nun Ihr wißt ja, so Etwas bleibt nicht lange verborgen; und als es einmal ruchbar wurde unter der Dienerschaft, so erfuhr es auch der alte Herr Baron und die Frau Baronin. Da war der Teufel los; denn Ihr müßt wissen, der Baron ist außerordentlich ahnenstolz und reich. Er ließ den Georg kommen und frug ihn um den Sachverhalt. Georg läugnete Anfangs; doch als der Alte ernstlich in ihn drang, so gestand er ihm endlich Alles ein. Der Alte tobte, fluchte und drohte ihm sogar mit Enterbung, und Georg mußte ihm versprechen, das Mädel nicht mehr zu sehen. Aber der alte Baron besaß so viel Witz, dem Worte des jungen Menschen nicht zu trauen, und sandte durch einen Boten einen Brief an den Baron Koch. Ein paar Tage hielt der Junker treulich sein Wort, dann aber konnte er's nicht mehr aushalten. In der Nacht sattelte er eigenhändig sein Roß und ritt auf und davon nach Ratwanschitz. Doch wer beschreibt seine Ueberraschung, seinen Schrecken und Zorn, als er dort ankam. Die Tochter war spurlos verschwunden und ihre Eltern jammerten und weinten fort und fort. Wüthend ritt der Junker von dannen; doch schon unterwegs kühlte sich sein heißes Blut ab, und zu Hause angekommen ließ er nicht das Geringste merken und that mit seinen Eltern so liebreich wie zuvor. Nach einigen Tagen aber sandte er seine Leute insgeheim aus, um den Aufenthaltsort der Verschwundenen zu entdecken, und versprach einen großen Lohn demjenigen, der sie auffinden würde. Der Himmel weiß, wie's geschah — der junge Herr bekam eine richtige Spur, schub's war er gleich hinter ihr her und brachte sie nach Ronow zu einem ihm wolbekannten Förster, wo sie unter fremdem Namen als seine Cousine sich aufhalten sollte. Nun ging das Reiten nach Ronow wieder los, täglich war er dort, bis —" hier machte der Erzähler ein sehr pfiffiges Gesicht und lächelte. Die Andern verstanden, was Jezek damit meinte, und lächelten ebenfalls, hängten jedoch noch ihre Glossen an.

„Nun war das Unglück fertig," setzte Jezek seine Erzählung weiter fort; „und um das Maß voll zu machen, kam noch ihr Bruder, der wildeste und verwegenste Kerl im ganzen Kreise, der Sache auf die Spur. Als er die Schande seiner Schwester erfuhr, raste und fluchte und tobte er wie ein Wahnsinniger und rannte zum alten Baron, den er zwingen wollte, daß Georg seine Schwester heirate."

„Das war eine saubere Geschichte," bemerkte der Kunststeiger Hora. „Der wilde Kerl, der Franz, sitzt aber hier im Rathhause seit einem halben Jahr, und wie ich glaube, eines Mordes angeklagt."

„Dort der Rathsherr Sykora wird wissen, weß man ihn mit Recht anklagt," versetzte Jezek; „ich weiß nur so viel, daß ihr wüthender Bruder von der Dienerschaft aus dem Schlosse gewiesen, und als er drohte, Alle zu erschießen, gebunden in den Kerker geworfen wurde. In der Nacht aber hat ihn der junge Herr wieder davonlaufen lassen. In derselben Nacht ritt auch Georg zu seiner Geliebten nach Ronow und blieb einige Tage dort. Doch als er wiederkam, ließen ihn die Diener nicht mehr in's Schloß hinein, sich berufend auf den ausdrücklichen Befehl ihres gnädigen Herrn. Er paßte nun einen günstigen Augenblick ab, schlich in's Schloß und warf sich seinem Vater zu Füßen, ihn um Vergebung anflehend. Aber der Alte blieb unerbittlich, er stieß ihn von sich und verfluchte und enterbte ihn. Nun setzte sich der junge Herr auch seinerseits den Kopf auf und schwur, von ihr nicht zu lassen und sie zu heiraten vor aller Welt Augen. Als der Alte diese Sprache hörte, gerieth er schier außer sich vor Wuth und hätte sich an seinem Sohne fast vergriffen. Darauf schnürte der junge Herr sein Ränzlein und wanderte nach Ronow. Dort blieb er einige Wochen, bis ihn die Noth dazu zwang, nachzudenken, auf welche Art er sich seinen Lebensunterhalt erwerben könnte; da er sehr geschickt im Lesen und Schreiben ist und gut französisch spricht, so wanderte er nach Prag."

„Aha, jetzt kommt das Eigentliche der Geschichte," unterbrach ihn Hora, „das Traurigste."

„Ich kann's aber noch immer nicht glauben, daß sie der junge Herr ermordet haben solle," fügte der Münzschreiber kopfschüttelnd hinzu; „so ein junger gebildeter Mann, und er liebte sie ja wahnsinnig!"

„Anfangs hieß es so," antwortete Jezek; „man fand ihn nämlich ganz mit Blut bespritzt ohnmächtig im Walde liegen, wohin er mit seiner Geliebten gegangen war. Seit der Zeit ist sie verschwunden."

„Man sagte aber, ihr Bruder sei ihr Mörder gewesen. Was thaten denn die Gerichte?" frug Wasek der Steiger.

„Was konnten die thun?" erwiederte Jezek, „hinter ihm laufen? Wohin? Es wußte ja Niemand, wo er hingeflohen sei. Dann kam die Geschichte mit den Preußen und die Brandschatzung von Kuttenberg — da gab's alle Hände voll zu thun. Jetzt aber kann und wird die Gerechtigkeit ihre Macht wieder entfalten. Einen Spitzbuben haben sie bereits, ihren Bruder nämlich, der wird auf der Folter schon gestehen, wer ihr Mörder ist. Denn hätten sie auch den jungen Herrn Baron bekommen — was hälfe das den Herrn Richtern? Peinlich fragen

Digitized by Google

dürfen sie ihn doch nicht, denn er ist einmal ein Baron, und die Folter ist nur für uns da!"

„Ich wüßte wahrlich nicht, welcher Foltergrad Euch, Herr Jezek, Etwas anhaben könnte!" unterbrach den belehrenden Organisten plötzlich die kräftige Stimme des Kuttenberger Chorregenten, den am Spieltisch inzwischen ein anderer Gast vertrat.

„Was meint Ihr, Herr Blasius?"

„Ich meine, daß der Freimann in arge Verlegenheit käme, was er mit so einem dünnen, trockenen Gerippe anfangen sollte: Ihr müßtet Euch ja ziehen wie eine Geigensaite beim Regenwetter, denn Ihr habt gewiß nicht zwei Quentchen Fleisch an Eurem Leichnam."

Die Umstehenden lachten helllaut auf. Das Gelächter verdroß Jezek, der nun auch Feuer fing. „Geht, geht," rief er gereizt, „mit Euch will ich nicht reden; Ihr seid so grob wie ein Holzhauer."

„Und Ihr wie dessen Holzschuhe," antwortete jener lachend und trat an den Tisch, seinen Substituten im Kartenspiel ablösend.

„Wer wird mit einer solchen Schmeißfliege auch nur ein Wort reden!" sagte im verweisenden Tone Landa zu Blasius, indem er die Karten mischte und sie vertheilte.

Jezek warf auf die Beiden einen langen starren Blick, in welchem sich Dummheit mit Bosheit mischte, erwiederte jedoch kein Wort. Von Natur rachsüchtig, heimtückisch, großsprecherisch und eitel, wurmte es ihn gewaltig, von diesen zwei Herren Angesichts so vieler Gäste beschimpft worden zu sein; er hätte sich gerne kräftig an ihnen gerächt, wäre nicht seine außerordentliche Feigheit dagegen gewesen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß der Bürger Landa mit seinem Neffen, der Kaufmann war und sich in Paris aufhielt, in lebhaftem Briefwechsel stehe. Hierauf baute er seinen Racheplan. Er nahm deshalb den Faden des Gesprächs wieder auf und politisirte weiter, ohne dabei mit Schimpfwörtern gegen die Franzosen und Franzosenfreunde zu sparen. Obgleich der alte Landa genug Klugheit besaß, um einzusehen, daß der Neuhofer Lehrer ihn nur zu reizen bezweckte, und sich deshalb alle Mühe gab, dem Spiele allein seine volle Aufmerksamkeit zu schenken, so wurde er zuletzt doch dahin getrieben, daß er zornig die Karten auf den Tisch warf und von seinem Sitze mit den Worten sich erhob: „Ich wollte, die Pest hätte alle schlechten Kerle von der Erde weggerafft!"

Blasius entgegnete lachend: „Wie es Ungeziefer gibt, so muß es auch schlechtes Gesindel geben. Das ist natürlich und sollte Euch nicht im geringsten anfechten."

Jezek schien diese Aeußerungen überhört zu haben und schloß seine Erzählung von den Räubereien und Mordthaten der Franzosen mit den Worten: „Da fragt nur Herrn Landa, ob ich nicht Recht habe. Er hatte in frühern Jahren die schönste Gelegenheit gehabt, einige dieser sauberen Herren kennen zu lernen."

„Hol' Euch der Teufel!" rief Landa mit hochrothem Gesicht und vor Zorn bebender Stimme: „Euch, sammt allen Franzosen, die mir im Grunde doch tausendmal lieber sind, als so ein heimtückischer, heuchlerischer Schurke! Und was die Räubereien und Mordbrennereien dieser Fremden betrifft, so verübten sie dieselben im Feindesland. Doch seht mal auf die Ungarn. Die kamen als unsere Brüder, als unsere Freunde und Retter, und plünderten und brandschatzten mehr als die Feinde!" Dabei nahm er seinen Pelzrock und dreieckigen Hut vom Nagel herab und empfahl sich schnell. Blasius blieb noch mit Ambrosi plaudernd an dem Tische sitzen, während an dem andern, wo Jezek das Wort führte, die Gesellschaft sich lebhaft unterhielt, bis die zehnte Stunde schlug und die Gäste nach dem Gesetze aus dem Wirthshaus trieb.

Draußen auf der Gasse war es kalt, öde und menschenleer; der Schnee knisterte unter dem schweren Tritte des alten Bürgers, der sich nun fester in seinen Pelz einhüllte. Er ärgerte sich über das eben Vorgefallene, über Jezek und über sich selbst, daß er in eine so grobe Falle gegangen. Eben wollte er die Laube des Grünmarktes, wo sein Haus stand, verlassen, als hinter einem Pfeiler eine verhüllte Gestalt hervorschlüpfte und ihm in den Weg trat. Betroffen über diese so plötzliche Erscheinung fuhr der alte Bürger gäh zurück mit dem Ausruf: „Gott schütz'!"

„Ja," ertönte eine gedämpfte Stimme, „Gott schütz' Euch und Euer ganzes Haus, lieber, gnädiger Herr Landa."

„Pfui über Dich, Jude, daß Du mich so sehr erschrecktest!" rief Landa entrüstet.

„Pst! gnädiger Herr," fiel ihm der Jude ängstlich flüsternd in die Rede. „Ihr kennt mich ja gut, recht gut, wer ich bin. Wollt Euch erinnern, gnädiger Herr, an den Juden Abraham, mit dem Ihr habt gemacht schon so manches Geschäft. Was schlagt Ihr doch für einen gewaltigen Lärm wegen eines armen, verachteten Juden! Wollt Ihr mir hetzen den Stadtwächter auf den Hals, daß ich werd' eingesperrt und muß zahlen Straf'?"

„Heilloser Schurke!" tobte der alte Bürger, unbekümmert, ob ihn Jemand höre. „Du verdienst es, daß ich den Stadtwächter rufe und er sein Recht an Dir thue, weil Du ehrliche Christen zur Nachtzeit wie ein Straßenräuber überfällst."

„Aber so schrei't doch nicht so und laßt sprechen mit Euch ein ruhiges Wort. Und was Ihr habt gesagt für böse Reden vom Stadtwächter — Ihr werdet's nicht thun, gnädiger Herr Landa, das schwör' ich Euch, Ihr werdet's nicht thun: weil ich Euch kenn' schon lang und auch Euer großmüthiges Herz; und weil ich auch hab' Etwas abzugeben an Euch von Jemanden, den Ihr kennt und lieb habt."

„Laß Dein leeres Geschwätz, Spitzbube!" eiferte der alte Bürger. „Wen sollte ich kennen, den auch Du kennst? Ich kenne nur ehrliche Menschen."

„Gott weiß, ich bin auch ehrlich, lieber, guter Herr! gewiß, ich bin auch ehrlich. Möcht' ich mich denn sonst wagen in der kalten, späten Nachtzeit nach Kuttenberg, wo dem armen, verachteten Juden wird aufgelauert und er wird verfolgt wie ein grimmiger, raubgieriger Währwolf? Weiß Gott, was sollen gethan haben die armen Juden den Christen; ich weiß nicht, warum sie so sehr verfolgen, beschimpfen und mit Füßen treten die Juden; ich weiß nicht, warum." Dies sprach Abraham mit leiser, heiserer Stimme und zog, vorsichtig nach allen Seiten spähend, ob ihn auch Niemand sähe, zitternd vor Furcht und Angst ein Papier hervor.

„Aber ich weiß, warum," versetzte Landa, in seinen gewöhnlichen heiteren Ton verfallend; „weil Ihr Spitzbuben seid, darum dürft Ihr in keine Silberbergstadt."

Der Jude ließ ein unterdrücktes höhnisches Kichern vernehmen und flüsterte dem Bürger sarkastisch zu: „Soll ich gestraft werden an Leib und Gut! Silber! hihi! wo ist zu seh'n Silber? In den Taschen der Bürger; sonst nirgends. Hab' ich Recht? Nichts für ungut, gnädiger Herr Landa; ich bin ein offener, ehrlicher Jud und wir konnten machen mit einander ein reelles Geschäft. Ich sag Ihnen: ich bin ein ehrlicher Jud!"

„Behalte Deine Spitzbubenweisheit für Dich, und das Geschäftemachen laß auf gelegenere Zeit!" entgegnete der alte

Digitized by Google

Bürger; „es wird mir trotz meinem guten Pelzrock schon kalt; gib her was Du hast, und sag', von wem es ist." Dabei streckte er die Hand nach dem Papiere aus, welches ihm der Jude hinreichte.

„Von wem es ist?" antwortete Abraham vorsichtig und leise. „Soll mich Gott strafen, wenn ich verrathen thu' den Namen! Ihr wisset, die Wände haben Augen und Ohren, — das ist ein goldener Spruch, — und Vorsicht ist die Mutter der Klugheit. Von wem es ist? Von einem edlen jungen Herrn, ich wie Euch schon hab' gesagt, den Ihr gut kennt; es wird ja in dem Papier drin stehn Alles, was er Euch will sagen und was Ihr sollt wissen. — Und nun lebt wohl und sagt nicht, daß der Abraham Euch hat gebracht den Brief; es könnt' sonst schaden Euch und könnt' schaden mir. Aber ich hab' versprochen und hab' gegeben mein Wort dem edlen jungen Herrn, der in Prag sich so großmüthig unser hat angenommen, als uns Alle haben ermorden und aufhängen wollen die Franzosen wegen der Rebekka."

„Wäre Dir nur recht geschehen, Abraham," sagte lachend der alte Bürger, nahm den Brief in Empfang und ging, dem Juden eine gute Nacht wünschend, so schnell als möglich nach seiner Behausung, brennend vor Neugierde, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen, der ihm durch einen so eigenthümlichen Boten, zu so ungewöhnlicher Zeit und auf eine so geheimnißvolle Weise überbracht worden war. Der Jude hatte, um nicht erkannt zu werden, sein Gesicht in den Mantel gehüllt und schritt nun keck die Gasse gegen St. Jakob hin.

Unterdessen hatte der Bürger sein warmes Zimmer betreten und setzte, nachdem er sich zuvor eine Pfeife Tabak angezündet, sich recht bequem in seinen Lehnstuhl und erbrach den Brief, der nach dem Style und den flüchtigen Schriftzeichen zu urtheilen, in größter Eile mußte geschrieben worden sein. Wichtig mußte der Inhalt jedenfalls und selbst auch tief ergreifender Art sein, denn Thränen traten in des Bürgers Augen und oftmals machten sich seine wechselnden Empfindungen durch einige „hm! hm! — Warum nicht gar? O du armer, armer Mensch!" Luft; dann begab er sich zur Ruhe mit dem festen Vorsatz, gleich des andern Tages früh einen Gang in dieser Angelegenheit zu thun.

Der Besuch.

Der alte Bürger hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht, denn der Inhalt des Briefes war für ihn zu wichtig, als daß er nicht wie ein böses Traumbild seine Seele geängstigt hätte. Als er schon in früher Morgenstunde in das Zimmer trat, wo er mit seiner Tochter zu frühstücken pflegte, erschrak Marie über das blasse, angegriffene Aussehen ihres Vaters und bestürmte ihn mit Fragen wegen der Ursache seines Unwohlseins. Doch der alte Bürger war nicht gewohnt, seine Angelegenheiten mit Frauenzimmern zu beschwatzen, er suchte sie mit wenigen Worten zu beruhigen, befahl ihr seine besten Kleider für einen angesehenen Besuch vorbereiten zu lassen und setzte sich an den runden Tisch aus Nußbaumholz, um in Gesellschaft seiner Tochter den wohlschmeckenden arabischen Trank des Georgius Deodatus Damascenus, den Kaffee, mit Schnitten gerösteten Hausbrodes zu verzehren. Die Tochter des alten Landa war eine lebhafte Brünette von ungefähr achtzehn Jahren, mehr klein als groß, aber eine äußerst liebliche Erscheinung. Ihre hellen, feurig glänzenden blauen Augen zeugten, daß sie nicht ohne Geist und Witz, und einer jener weiblichen Charaktere sei, die in wichtigen Momenten eine männliche Entschlossenheit und Herzhaftigkeit entwickeln. Dies hatte sie bewiesen, als Kuttenberg vor acht Monaten von den Preußen besetzt und gebrandschatzt wurde. Da hatte nämlich ein preußischer Soldat, vermuthlich berauscht, gegen ihren Vater den Säbel gezogen; in diesem furchtbaren Augenblick hielt ihm Marie eine jener großen, damals gebräuchlichen Sattelpistolen entgegen und erklärte mit zwar bebendem, aber entschlossenem Tone, alsogleich loszudrücken, wenn er nicht augenblicklich seine Waffe einstecke. Auf den Soldaten machte diese heroische That des Mädchens einen solchen Eindruck, daß er sich stumm entfernte.

Es war ein heiterer, aber sehr frischer Dezembermorgen, die Luft durchsichtig rein und ohne ein Wölkchen, als der alte Landa in seinem besten Winterkleide aus seinem Hause trat und den Weg nach Neuhof einschlug.

Paul Landa war der Nachkomme eines reichen, allgemein geachteten Erzkäufers in Kuttenberg, der ebenfalls Paul hieß. Der Reichthum seiner Vorfahren hatte sich indeß nicht auf ihn vererbt, denn Elise Landa, die Witwe jenes Paul, hatte im Jahre 1513 den größten Theil ihres Vermögens, bestehend im Baaren an achtzehnhundert Stück ungarischer Dukaten, nebst einigen goldenen und silberuen Monstranzen, Kelchen, Meßgewändern und andern Kostbarkeiten, der Kirche zu Skt. Barbara vermacht. Demungeachtet überkam der Erbe noch immer ein ziemlich bedeutendes Vermögen, welches aber in den Religionsunruhen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, sowie in dem dreißigjährigen Kriege stark zusammenschmolz; dazu gesellte sich noch die völlige Abnahme des Kuttenberger Bergbaues und die daraus entstehende Armuth der Stadt unter Ferdinand II. und III.; und so kam es, daß unser guter alter Bürger im Anfang dieses Jahrhunderts nur wenig bemittelt war und sich erst im Laufe der Zeit durch einige glückliche Spekulationen so weit emporgeholfen hatte, daß er nun für reich galt. Landa war bereits ein Greis von über siebzig Jahren, aber noch immer kräftig und von hoher, Ehrfurcht gebietender Statur. Aus seinem großen blauen Augen sprach Gutmüthigkeit und echte Biederkeit, gepaart mit Klugheit und feiner Berechnungsgabe. Sein ganzes Thun und Lassen trug den Stempel strengster Rechtlichkeit und außerordentlicher Pünktlichkeit und er hielt fest an der altehrwürdigen Sitte unserer Vorfahren, an der Gastfreiheit. — Sein diesmaliger Anzug bestand außer dem großen Mantel, mit echtem russischem Pelz gefüttert, aus einem kurzen, starkfaltigen Rock aus dunkelbraunem Sammt, ebensolchen kurzen Hosen mit Granatschnallen, schwarzen Seidenstrümpfen und großen schwarzen Schuhen, an welchen ebenfalls stark vergoldete Granatschnallen befestigt waren. Er trug der damaligen Sitte gemäß eine mächtige Allongeperücke, auf der ein kleiner, dreieckiger Hut saß; das weiße Halstuch, klar wie frischgefallener Schnee, auf welches Jungfer Marie immer ihre volle Sorgfalt verwenden mußte, war außerordentlich sauber gefaltet und gebunden; dazu gesellte sich der weiße, gefaltete und durchbrochene Brustlatz, eine Arbeit seiner Tochter, zwischen der großen, weißen, mit goldenen und farbigen Blumen gestickten schweren Atlasweste. Außerdem müssen wir noch einer langen goldenen Kette erwähnen, eines Meisterstücks Karrer's, des kunstgeübten Zunftältesten der Prager Silberarbeiter; ferner einer großen goldenen Taschenuhr, in zwei Gehäusen ruhend und ziemlich schwer, gefertigt vom Herrn Landesberger, dem bekannten Prager Uhrmacher, welcher sich in seinem Künstlerbewußtsein wiederholt angetragen hatte, die alte Kunstuhr des Meister Hanus auf dem Altstädter Rathhause in Prag wieder in Gang zu bringen. — —

Eines der schönsten Städtchen in dem damaligen Geschmack

Digitized by Google

war ohne Zweifel Neuhof, nach welchem sich der ehrsame Kuttenberger in gemächlichen Schritt setzte. Der Eingang zu dem, erst vor Kurzem in einen Marktflecken verwandelten Dorfe bildete damals eine Allee aus jungen, gestutzten Kastanienbäumen. Das Ende dieser Allee, deren Mitte ein hohes Kreuz zierte, führte zum Haupteingang des Schlosses, welcher nicht wie heutigen Tags gegen das Städtchen, sondern gegen die Stadt Kuttenberg sah. Da, wo die Allee aufhörte, befand sich ein großer Vorplatz mit zwei halbmondförmigen Bassins, von beschnittenen Bäumen umgeben, rechts davon ein in Deltaform angelegter Teich mit einem Wasserthurm; Beides nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt bestehend. Das Thor, welches den Einlaß nach Neudorf gestattet, hatte zu beiden Seiten eiserne Gitter, die gegen den Haupteingang des Schlosses, wo nun der Meierhof steht, sich ausbogen und ein kleines Bassin mit einem Springbrunnen umgürteten. Mythologische Figuren waren auf den massiven Pfeilern ringsum angebracht. Das Schloß selbst war zu Ende des vorigen Jahrhunderts, theilweise auf den Grundmauern eines ältern, neben dem Meierhofe des Sedlecer Klosterstiftes, dem die ganze weite Fläche bis beinahe gegen die Elbe hin gehörte, erbaut worden. Erst die Eltern des jetzigen Besitzers hatten das Schloß vergrößert und die drei gegen das Städtchen stehenden Säulengänge im italienischen Style hinzugethan. Eine breite Treppe, mit Figuren und andern Emblemen geschmückt, gewährte den Eingang in den großen Garten, der sich längs des einen Seitenflügels des Schlosses hinzog, in seinen Räumen einige Glashäuser mit großen Pomeranzenbäumen bergend, und gegen das Dominikanerkloster zu mit einem Pavillon endigte.

Unser Bürger mied den Haupteingang und schritt durch das unter der Säulengallerie befindliche Thor in den Schloßhof. Mit Vergnügen sah er in das schöne, mit lauter Kastanienbaumalleen verzierte Städtchen hinein, dessen gegen Nordost zugewendetes Ende eine aus dem vorjährigen Preußenkriege herrührende Schanze mit Wassergräben umgab. Da hörte er eine Thüre knarren, und als er sich umwandte, sah er den Baron R. vor sich stehen.

„Ei Herr Landa," war die erste Begrüßung des Freiherrn; „willkommen! was führt Euch auf mein Schloß?"

„In dringenden Angelegenheiten komme ich zu Euch, Herr Baron."

„Dringende Angelegenheiten?" wiederholte langsam der Freiherr. „Ihr wißt, das ich durchaus keine Geschäfte mehr besorge; wendet Euch deshalb an meinen Sekretär."

„Ihr werdet verzeihen, Herr Baron; aber die Angelegenheit, in welcher ich komme, ist so zarter Natur, daß sie sich nur für Eure freiherrlichen Gnaden, nicht aber für das Ohr Eures Dieners eignet."

Der Baron äußerte kein Wort, sondern ging langsamen Schrittes in sein Zimmer zurück; der Kuttenberger folgte ihm. Das Gemach, in welches die Beiden nun eintraten, war düster, die Wände ausgetäfelt mit dunkelbraunem Eichenholz, der Plafond vergoldet mit weißer Stukaturarbeit, und enthielt in der Mitte ein ovales, al fresco gemaltes Bild, den Raub der Prinzessin Europa darstellend. Der Baron schwankte zu einem mit verschossenem Sammt überzogenen alten Lehnsessel und warf sich stöhnend hinein. Regungslos lag er da, die Augen geschlossen, und athmete schwer auf. Der alte Landa, der mit den Lebensverhältnissen und Familiengeheimnissen des Barons vertraut sein mußte, richtete, nachdem er Mantel und Stock abgelegt hatte, einen mitleidvollen, wehmüthigen Blick auf die hinfällige Gestalt des Freiherrn. So vergingen einige Minuten die dem Bürger die nöthige Fassung gaben.

„Herr Baron!" eröffnete er nun stehend das Gespräch; „ich komme in einer Euch nahe berührenden Angelegenheit. Gestern Abends erhielt ich einen sehr wichtigen Brief, Herr Baron — vom Herrn Georg — —"

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Baron zusammen und wehrte durch ein Zeichen der Hand jedes weitere Gespräch ab. Landa dagegen fuhr fort: „Es thut mir unendlich leid, Euer Mißfallen durch diesen Namen zu erregen; aber — doch hier ist der Brief — da — lest ihn!" dabei zog er das vom Juden erhaltene Schreiben aus der Tasche und reichte es dem Freiherrn hin.

„Ich will nichts von dem Verfluchten wissen!" schrie dieser, mit der Hand heftig den Brief zurückstoßend; „ich will nicht!" Und ein krampfhaftes Zucken ergriff seinen ganzen Körper.

„Herr Baron!" begann der Bürger nach einer kleinen Pause mit Nachdruck: „Ich bitte Euch, lest den Brief! Es handelt sich da nicht mehr um die Thorheiten eines feurigen Jünglings, die er schon gebüßt hat; es handelt sich um das Leben Eures Sohnes — um die Ehre Eures Namens!"

Der Baron ließ beide Hände kraftlos heruntergleiten und zwang sich zu einem Lachen, das schauerlich in die Seele des Bürgers klang. „Thorheiten?" schrie er. „Meinen alten Adel und mein Wappenschild zu besudeln, das Herz eines leichtgläubigen guten Vaters zu brechen — was kann es Aergeres geben? Leben! Name! Er hat Beides schon längst verwirkt, der Verfluchte! Statt sich reuvoll zu meinen Füßen zu werfen, spinnt er Hochverrath —"

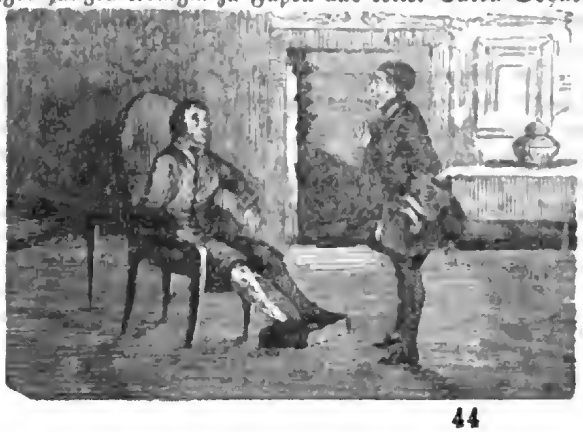
„Ihr seid im Irrthum, Herr Baron!" rief Landa entsetzt; „so lest doch den Brief, vom Herrn Georg selbst geschrieben."

Dieser stieß den Brief zornig von sich, sprang auf und riß aus seinem Sekretär ein anderes Schreiben hervor, das er dem Bürger hinwarf. Darauf lief er im Zimmer wie wahnsinnig auf und ab und stöhnte fürchterlich. Der Bürger hob das Papier auf und las mit Schrecken folgendes:

„Lieber Freund

Ich gebe Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu wissen, daß Dein Sohn während der Anwesenheit des Feindes sich des doppelten Verbrechens des Landes- und Hochverraths schuldig gemacht hat und vor einigen Tagen heimlich verhaftet wurde. Wirf Dich der gnädigen Königin zu Füßen, sie wird vielleicht Gnade fur Recht ergehen lassen. Wenzel Graf K."

„Wenn es wahr ist," sprach nun der Bürger mit ängstlicher Hast zum Baron, der sich inzwischen wieder in den Sessel geworfen hatte; „so eilt, eilt nach Wien, werft Euch der hochherzigen jungen Königin zu Füßen und rettet Euren Sohn!"



Digitized by Google

Der Baron richtete ſich langſam und ſtolz von ſeinem Sitze empor, heftete ſeine Augen ſtarr auf den Fürbitter ſeines Sohnes und die magere Hand wie drohend ausgeſtreckt antwortete er kalt: „Nein! — er mag fallen!“

Der Bürger ſchlug entſetzt die Hände zuſammen.

„Seit vierhundert Jahren,“ fuhr der Baron mit ſichtlich erzwungener Faſſung fort, „war mein Geſchlecht unwandelbar treu dem Königshauſe. Ich danke Gott, daß dieſer — der (er wußte in dieſem Augenblicke nicht, welchen Namen er ſeinem verſtoßenen Sohne beilegen ſollte); „ich danke Gott, daß er das furchtbare Verbrechen des Hochverraths erſt begangen, als mein Name nicht mehr der ſeinige war.“

„O,“ rief der Bürger ſchmerzlich aus; „Ihr könnt als Vater doch nicht Euer eigen Kind tödten! nein, nein, ich könnte es nicht — bei Gott! nicht.“

Der Baron ſah ihn mit einem Blicke der Verachtung und des Mitleids an und antwortete: „Ihr ſeid ein Bürger, Herr Landa; Eure Anſichten und Ideen beſchränken ſich auf den gewöhnlichen Dunſtkreis des Alltagslebens; was wißt Ihr, was ein hochadeliger Herr den Geſetzen der Ehre ſchuldig iſt —“

„Ich danke Gott,“ unterbrach ihn mit Wärme der alte Bürger, ohne im Entfernteſten über die Geringſchätzung ſeines bürgerlichen Standes beleidigt zu ſein; „ich danke Gott, daß mein Bürgerthum mir nicht das Geſetz auferlegt, meine väterliche Liebe zu verläugnen!“

Der Baron maß ihn mit einem langen Blick, zwang ſich zu einem vornehmen Lächeln, ſchritt dann zum Tiſche hin und nahm ein dort liegendes Buch, es durchblätternd.

„Und was das anbelangt, Herr Baron,“ unterbrach der Bürger die eingetretene Stille, „daß Eure Familie ſchon ſeit vierhundert Jahren eine bekannte adelige iſt; nun, die der Landa iſt ſchon ſeit den Jagellonen, alſo auch über die zweihundert Jahre in Kuttenbergs Geſchichte rühmlich genannt; denn da, wo es galt, Wohlthaten zu ſpenden und für die Ehre Gottes ein Scherflein beizuſteuern, da ſtehen die Landa immer obenan.“

Der Baron würdigte dieſe Ahnenvertheidigung des guten alten Bürgers mit keinem Wörtchen, er hielt das Buch in der Hand, bis der Bürger geendet hatte, dann frug er ihn mit dem Tone deutlicher Geringſchätzung: „Kennt Ihr den Junius Brutus aus der römiſchen Geſchichte?“

„Junius Brutus?“ ſagte der Bürger erſtaunt. „Wer iſt das?“

„Dieſer Junius Brutus,“ verſetzte der Baron mit mitleidigem Lächeln, „war römiſcher Tribun. Er hatte zwei Söhne, die ſich gegen die römiſche Republik und gegen ihren Vater verſchworen. Wißt Ihr, was der Vater that?“ Nach einer Pauſe fuhr der Baron langſam fort, auf das Buch als Beleg deutend: „Er ließ Beide hinrichten.“

Der Bürger ſchüttelte ungläubig und erſchreckt den Kopf und wollte eben darauf etwas erwiedern, als der Baron mit der Hand gnädig winkend ihm das Wort abſchnitt: „Ich habe Euch lange genug angehört, Herr Landa, laßt mich nun in Ruhe, überhaupt muß ich jetzt in die heilige Meſſe. Lebt wohl und beläſtigt Euch künftighin nicht mehr mit Aufträgen, die Euch nichts angehen.“ Dies ſprach er mit einer leichten, herablaſſenden Verbeugung, indem er zugleich nach der Thüre deutete.

Entruſtet griff der Bürger nach Mantel, Hut und Stock, empfahl ſich kalt und ſetzte ſtark betonend hinzu: „Handelt wie Junius Brutus und — lebet glücklich und zufrieden, Herr Baron!“ Darauf verließ er eiligſt das Zimmer und das Schloß und athmete erſt frei auf, als er ſich wieder auf dem Wege nach Kuttenberg befand. „Bin ich nicht ein Thor,“ machte ſich ſein tiefer Unmuth Luft, „daß ich dieſen ſtolzen, herzloſen Mann wieder zum glücklichen Vater machen will? Ja trotz meiner ſiebzig Jahre läuft mir noch das Herz davon, ohne auf den Verſtand zu warten. Aber wie der Baron ſeit Kurzem vornehm geworden iſt! Noch vor dreißig Jahren, wie herablaſſend, wie liebenswürdig war er da; alle Augenblicke war er bei mir — ja freilich, damals hatte er Geld nöthig, und ich gab's ihm auch. — Mir iſt nur leid um den armen Jungen, den Georg! hab' ihn ſo oft auf den Knieen gewiegt; und nun kann er unter den Händen des Henkers ſterben! ah, das iſt gräßlich! aber wer hätte auch gedacht, daß er ſo ſchlecht werden könnte, das Land und die Kaiſerin verrathen! Doch nein, nein! das kann er nicht gethan haben, in ſeinem Briefe ſchreibt er ja ausdrücklich: Glaubt nicht, was man auch Schlechtes von mir ſpräche. Wie mein alter Schädel wirbelt! — — Ei wie dumm!“ bei dieſen Worten blieb er plötzlich ſtehen und ſchlug ſich im Aerger vor die Stirne; „über dieſe Geſchichte hab' ich ganz vergeſſen, mit dem Sekretär wegen meines Schuldvertrags zu ſprechen! Ja, gleich morgen ſchreib' ich ihm; 's iſt beſſer ſo, da kommt dieſer Schurke von einem Schreiber mir nicht zu Geſichte. Ich brauche jetzt Geld für Marien. Kann der Baron von den Bürgern ſo verächtlich denken und ſprechen, gut, ſo braucht er auch ihr Geld nicht; hätt's ihm auch nie geben ſollen.“

Unter ſolchem Selbſtgeſpräche war der Bürger zur Maliner Brücke gekommen und wandte ſich, um ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen zu können, auf die linke Seite des wilden Baches. Da lag im Sonnenduft vor ihm die Stadt Kuttenberg, eine große violetgraue Maſſe, deren Konturen auf dem blaßblauen Hintergrunde des Himmels ſich lieblich abzeichneten; einzelne dunkle oder hellere ſenkrechte Linien mit Knöpfchen gaben ſich als ebenſo viele Thurme kund, am großartigſten nahm ſich neben der Skt. Barbarakirche das impoſante Jeſuitengebäude mit ſeinen drei Thürmen aus. „Herrliche Stadt, meine Geburtsſtadt!“ entfuhr unwillkurlich dem Munde des alten Bürgers. „Sie ſieht von hier viel ſchöner aus, als ſie wirklich iſt,“ ſetzte er nach einer kleinen Weile hinzu; „die vielen, vielen Thürme — ein kleines Prag, weiß Gott! wenn nur beſſere Menſchen d'rin wohnen möchten! — — Ei zum Guckuk! was machſt Du denn da?“ rief er erſtaunt einem Menſchen zu, der plötzlich aus dem Bette des Baches geſtiegen, ihn angrinſte und nach lebhaften Geſtikulationen den Finger auf den Mund legte, als wollte er ihm Schweigen anrathen.

„Narr Du!“ ſagte der Bürger, der dieſe Zeichenſprache verſtand; „warum ſoll ich ſchweigen, wenn ich reden kann; was Dir abgeht?“ Darauf frug er ihn durch Zeichen, was er hier mache im tiefen Schnee, und ob ihm nicht kalt ſei? — Den erſten Theil der Frage wollte der Stumme nicht beantworten, den zweiten verneinte er kurz. Da der Bürger aus ihm nicht recht klug werden konnte, ſo gab er ihm zu verſtehen, daß er ihn morgen zu einem Botengange nach Neuhof brauchen könnte. Der Stumme willigte ein, blieb jedoch vor ihm auf dem ſchmalen, nur eine Perſon faſſenden Fußſteige ſtehen. Der Bürger wollte ihn nun, um ſeinen Weg weiter zu verfolgen, bei Seite ſchieben; doch der Stumme ließ es nicht geſchehen und ſtand feſt wie eine Wegſäule. „Nun Tropf, laß mich!“ ſagte ärgerlich der alte Mann, ohne zu bedenken, daß der Stumme auch taub ſei und ihn nicht verſtehen könne. — Der Stumme grinſte wieder und wies dabei zwei Reihen weißer Zähne, um die ihn Jeder beneiden konnte.

Digitized by Google

„Nun was willst Du denn von mir?“ frug Landa den Zudringlichen durch Zeichen.

Der Stumme warf einen bedeutungsvollen Blick in die Tiefe des Baches, wo in demselben Moment ein zweiter Kopf sichtbar wurde. Obgleich der alte Bürger des Stummen Ehrlichkeit genugsam kannte, so dünkte ihm dies doch nicht recht geheuer, und es dauerte auch gar nicht lange, so kletterte die Person, welcher jener Kopf angehörte, vollends herauf und stellte sich vor den erstaunten Bürger. Diesen durchzuckte es freudig und schmerzlich zugleich, als er nun den Heraufgekletterten erkannte.

In der Schmelzhütte.

Hinter dem Czaslauer Thore Kuttenbergs erheben sich unzählige Schlackenhügel. Die Gegend ist öde und unfreundlich, die wellenförmigen Schlackenhügel tragen nur spärlich Gras; kein Haus, keine Hütte unterbricht die trübe Monotonie; nur rechts öffnet sich dann und wann die Aussicht und man erblickt das Dorf Malin, den Geburtsort des böhmischen Geschichtschreibers Bohuslaw Bilegowsky, mit seiner gothischen Kirche, dem hl. Stephan gewidmet. Links davon erhebt sich der silberreiche Kankerberg mit seinen drei Gipfeln; das berühmte Kloster Sedlec inmitten zahlreicher Baumgruppen nimmt sich herrlich aus.

In dieser Jahreszeit aber lag Alles tief unter Schnee begraben, und nur die Straße kennzeichnete sich durch Fußtritte. Dieselbe verfolgten zwei Männer mit leisem, heimlichem Gespräche. Der Eine ist der uns bereits bekannte Jude Abraham, der Ueberbringer jenes inhaltschweren Briefes an Herrn Landa; der Zweite ist der Sekretär des Barons von Neuhof. Das Auge ist der Spiegel der inneren Empfindungen und Gedanken, und nur ein routinirter Weltschauspieler vermag es, seinem Blicke einen andern Ausdruck zu geben, als seine Seele denkt; momentan jedoch zeigt dieser treue Spiegel dem aufmerksamen Beobachter deutlich, was im Innern vorgeht. Wer in die blaugrauen Augen des Sekretärs sah, wurde selbst inmitten des freundlichsten Gespräches, wenn jener sich unbeachtet glaubte, eines Blickes gewahr, der tigerartig lauernd hervorblitzte. Sein hin und wieder geröthetes Gesicht mit der spitzen Nase kontrastirte unangenehm zu seinem blonden Haar, das er nach damaliger Sitte in einem Beutel hinten festgehalten trug.

„Nun Abraham,“ fuhr der Sekretär mit leiser Stimme fort, „bist Du einverstanden?“

Der Jude zuckte die Achsel und entgegnete langsam: „Wie heißt einverstanden? Gnädiger Herr, wenn Ihr verlangt so viel, kann ich doch wahrlich nicht machen ein Anbot. Ich hab' noch nicht geseh'n das Silber, ich hab' noch nicht geseh'n den türkischen Weizen, und hab' noch nicht geseh'n und gemessen die andern Früchte. Wer wird kaufen die Katz' im Sack'?“

Der Sekretär schien das einzusehen und antwortete: „Ihr Juden seid durchgehends abgefeimte Betrüger; aber weil Du eine kleine Ausnahme machst von Deiner Nation, will ich ehrlich verfahren. Also, Du bekommst fünfhundert Metzen Korn. Verstehst Du?“

„Ich versteh',“ sagte der Jude mit dem Kopfe nickend.

„Also ist die Sache abgemacht und heute Abends händige ich Dir das Silber ein,“ schloß der Sekretär.

„Gut,“ sagte der Jude; „aber nur fein klug, daß Niemand was merkt, sonst steht's schlecht mit uns Beiden.“

Der Sekretär warf auf ihn einen heimtückischen, listigen Blick, welcher besser als jede Betheuerung dem Juden die Ueberzeugung von der Verschlagenheit seines Geschäftsfreundes verschaffte. Sie waren beim Grenzstein des Kuttenberger Stadtgebietes angelangt, das zu betreten den Juden strenge untersagt war. Die Beiden trennten sich. Der Sekretär ging der Stadt zu, der Jude schlug links den nächsten Fußweg nach Czaslau ein. Unterwegs murmelte er vor sich hin: „Ein feiner Hallunk', der Sekretär! Der Herr Baron sollte hängen lassen diesen ungetreuen Hund, und er würde behalten in seiner Tasche jährlich einige Tausend Gulden. Mir thut er verkaufen fünfhundert Metzen, die ich muß bezahlen. Mir läßt er messen vierzig Metzen weniger, als ich bezahlt hab', und schreibt ein in's Hauptbuch: Verkauft vierhundert Metzen. Nu, wenn's recht ist dem Herrn Baron — meinetwegen, ich will auch leben!“ —

Der Sekretär schlich gebückt wie immer, über den festgefrornen Schnee. Tausenderlei Gedanken, einer schlechter und nichtswürdiger als der andere, durchkreuzten sein Gehirn. Allmälich aber traten Gedanken ganz eigener Art vor seine Seele; sie mußten qualvolle, peinigende sein; denn er stöhnte auf und rollte wild die Augen und beschleunigte die Schritte, als wollte er diesen bösen Erinnerungen entfliehen. Aber es half nichts; sie klammerten sich an ihn fest wie Vampyre und zogen seine Seele immer tiefer und tiefer in ihren grauenvollen Zauberkreis hinein. So gefoltert durchschlich er die Vorstadt, vorbei an dem von dem reichen Kuttenberger Bürger Stephan Pirkner erbauten Spital und bog in eine längs dem wilden Bache hinlaufende Gasse ein. Inmitten derselben stand die alte Schänke Gottfanda, eines von den sechzig Brau- und Wirthshäusern und von den Honoratioren der Stadt der trefflich zubereiteten Backfische und Krebse wegen fleißig besucht. Heutzutage wird sie blos mehr von der Hefe des Volkes frequentirt. Diesem Orte sich nähernd vernahm der Sekretär mit Verdruß schon von Weitem das lustige Gejohle und Singen der Gäste und verdoppelte seine Schritte, um unbemerkt an dem Hause vorbeizukommen. Aber da erschien eben an der Wirthshausthüre ein bekanntes Gesicht.

„Ei guten Morgen, Herr Sekretär Krtek!“ rief der Heraustretende mit heller Stimme.

Der Sekretär machte eine sauerfreundliche Miene und dankte.

„Wollt Ihr denn nicht hier einige Backfische verschmausen, Herr Sekretär?“

„Ich habe wichtige Geschäfte, Herr Mirek,“ entgegnete jener; „ich muß eilen.“

„Nun, nun,“ meinte Mirek, seines Gewerbes ein Schuhmacher; „Ihr solltet doch nicht so stolz vorübergehen, 's ist ja kaum elf Uhr. Ja, da wir von Uhren reden; da hat ein Fremder d'rin eine sehr schöne und kunstreich gearbeitete mechanische Uhr, die müßt Ihr Euch ansehen. Ich hab's schon weg, wie die Maschinerie beschaffen ist; denn Ihr wißt, ich bin ein Tausendkünstler und verstehe mich auf Uhren wie auf Schuhe.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiederte Krtek ungeduldig; „doch lebt wohl!“

„Da wir eben von Schuhen sprechen,“ fuhr der unermüdliche Schwätzer fort, „so würde ich Euch ersuchen, Herr Sekretär, mein Konto zu berichtigen; denn ich brauche nothwendig Geld, und Ihr wißt, seit einem Jahre hab' ich von der gnädigen Herrschaft keinen Kreuzer gesehen.“

„Ah,“ sagte der Sekretär verdrüßlich; „'s ist kein Geld da; der Krieg —“

„Aber ein Handwerksmann, Herr Sekretär —“

„Nun, so kommt dieser Tage zu mir,“ unterbrach ihn

Digitized by Google

Krtek, „ich werde sehen. Oder — ich komme heute noch im Vorbeigehen zu Euch und will die Sache abthun."

„Gut," schwatzte der Schuhmacher. „Gut, wenn Ihr kommt, so zeige ich Euch den Lehrbrief für meinen Ausgelernten, von mir sehr fleißig geschrieben, mit den mannigfachsten Verzierungen; selbst der Stadtschreiber kann nicht so schön und zierlich schreiben."

Die letzten Worte konnte der Sekretär nicht mehr vernehmen, denn er hatte sich ohne Umstände von dem Tausendkünstler losgemacht und eilte fort. Nach einer halben Stunde gelangte er in das malerische Schmelzhüttenthal, (jetzt Militärschießstatthal). Zur Zeit der reichen Ausbeute standen hier, wie noch die Trümmer zeugen, zahlreiche Pochwerke und Schmelzhütten; zur Zeit unserer Erzählung aber war Kuttenbergs Stern schon gesunken, wegen Mangel an Kohlen und geringer Ausbeute des Tauergauges mußten viele der Pochwerke und Hochöfen geschlossen werden. Einem solchen geschlossenen Hochofen gegenüber, wo nun die städtische Mahlmühle steht, lagen die Häuser des Hüttenmeisters, Schmelzmeisters und noch einiger bei den Hochöfen angestellter Arbeiter. Der Sekretär klopfte an das Haus des Schmelzmeisters. Ein Mädchen öffnete und auf die bejahte Frage: ob ihr Herr zu Hause sei? trat er in das Zimmer.

Der Schmelzmeister war ein alter, granköpfiger Mann; sichtlich schrak er zusammen, als Krtek eintrat. Dieser bemerkte es, ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht, ohne viele Umstände zog er sich einen Stuhl herbei und befahl dem Mädchen, das sich in der Stube zu schaffen machte, dieselbe zu verlassen. Zitternd gehorchte das Mädchen. „Ihr wißt, weßhalb ich komme, Plichta," begann nun der Sekretär. — Der Alte seufzte tief auf, schwieg jedoch. — „Da Ihr es also ebenso gut wißt als ich, so zahlt mir die Schuld," sprach der Sekretär weiter.

„Herr Sekretär," preßte der Alte unter einem schweren Seufzer hervor; „die Zeiten sind schlecht, die „Zubußen" äußerst spärlich und der Gehalt reicht kaum hin —"

„Was geht's mich an, ob Ihr Zubußen habt oder nicht," unterbrach ihn barsch der Sekretär; „ich will mein Geld sammt Zinsen und Interessen der Zinsen — sonst muß ich Euch einsperren oder pfänden lassen."

„Thut was Ihr wollt; ich hab's nicht," versetzte der Schmelzmeister.

„Wenn Ihr Euch Getreide und andere Früchte zum fressen nehmen könnt," fuhr ihn der Sekretär roh an, „so könnt Ihr auch zahlen! Wißt Ihr, wie lang ich schon warte? Vier Jahre—hm!"

Der Alte zuckte die Achsel. „Essen wollen wir Alle, und müssen es, um leben zu können."

„So bezahlt auch!"

„Ach, wartet nur noch zwei Quartale, Herr! Den Herrn Baron wird's nicht gleich umbringen, er hat ja Geld im Ueberfluß."

„Wenn es aber Jeder so machen wollte, wie Ihr, so müßte er bald selbst betteln gehen," bemerkte der Sekretär trocken.

„Wie ich Euch gesagt habe, Herr Krtek," entgegnete der Schmelzmeister entschlossenen Tones, „thut was Ihr wollt, ich habe jetzt keinen Heller. Thut, wie es Euch beliebt, aber treibt mich nicht zum Aeußersten, denn —"

„Nu nu, Schmelzmeister," unterbrach ihn etwas freundlicher der Sekretär, dem es an der Zeit zu sein schien, andere Saiten aufzuziehen; „nur nicht gleich verzweifeln. Ihr solltet kein Geld haben? Ihr braucht ja nur mit dem Löffel — hm! — zu schöpfen und Ihr habt pures Silber! Nun Plichta," setzte er mit leiser Stimme hinzu; „machen wir ein Geschäftchen mit einander wie vor vier Jahren: Ihr könnt Euch dann wieder Korn, Weizen und auch ein paar Gulden abholen; ferner will ich Einiges von der Schuld streichen."

Der Schmelzmeister ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

„Ihr müßt Euch beeilen, Freund Plichta; denn wir haben nur mehr einen geringen Getreidevorrath, und wenn ein Käufer kommt — Ihr wißt, wie das zugeht, — man braucht Geld. Ihr müßt binnen zwei Tagen kommen, wenn Ihr noch was haben wollt. Ich sag' Euch: hübsches Getreide, prächtige Linsen und Erbsen! Ich will Euch nicht drängen, Freund, erholt Euch, kommt mit mir in die Schmelzererei: ich sehe das liebe weiße Metall so gern, wie es in dem Kessel herumschwimmt. Kommt in die frische Luft!"

„Ihr seid ein Teufel!" rief sichtlich aufgeregt der Schmelzmeister; „ja, ja, wer A sagt, muß auch B sagen. Kommt!"

Nachdem Plichta seinen Pelzrock umgeworfen hatte, gingen die Beiden längs dem gefrorenen Bache zu dem letzten Pochwerk und der Schmelzhütte, deren Trümmer noch heutigen Tages bei der Militärschießstätte sichtbar sind. Schon von Weitem hörten sie das Stampfen und Geräusch der Pochhämmer. Aus den hohen Rauchfängen wirbelten schwarze Rauchwolken hervor, deren Niederschlag ringsum Alles mit seinem Ruß bedeckte. Sie betraten nun die hohen gewölbten, ganz berußten Hallen. Links und rechts befanden sich mächtige Heerde, wo in großen kupfernen Kesseln das Silber geschmolzen wurde. Da das Tageslicht hieher keinen Eingang fand, so ward durch den grellen Widerschein der Flammen aus den Oefen das Gewölbe schauerlich erhellt. Mit Ruß bedeckte Männer schlichen wie unterirdische Kobolde hin und her; mitunter tönte durch das monotone Stampfen und Klopfen der Gesang der Arbeiter und Kohlenknechte; Aufseher gingen geschäftig hin und her. Plichta gab in seiner Werkstätte hie und da Zurechtweisungen und Befehle, während sein Begleiter, der Sekretär, mit einem schnellen und scharfen Blicke das Gewölbe durchflog, als suche er Jemanden. Da blieb sein Auge mit fragendem Ausdruck auf einem Schmelzer haften, der zu Ende der Halle beschäftigt war. Der Schmelzer warf ihm einen Blick des Einverständnisses zu, nickte dann wie bejahend mit dem Kopfe und deutete verstohlen auf den Boden hin. Der Sekretär verstand diese Pantomime, er betrachtete mit freudeglänzendem Auge die bezeichnete Stelle, nickte mit dem Kopf und machte dann das Zeichen des Trinkens. Der Schmelzer schlug plötzlich seinen Blick zu Boden, denn der Schmelzmeister war eben mit einer Frage zu ihm getreten. Da der Sekretär den Zweck seines Herkommens erreicht hatte, so nahm er Abschied vom Schmelzmeister mit nochmaligem Erinnern an den ihm gemachten Vorschlag, vom Schmelzer aber mit einem flüchtigen, bedeutungsvollen Blick. Begierig athmete er wieder die, obwol winterlich rauhe, so doch gesunde Luft ein, als er aus der Schmelzhütte an das helle goldene Sonnenlicht getreten war, und zog den Pelz fester an sich, um durch die plötzliche Temperaturveränderung nicht zu leiden. Mit dem Ergebniß des heutigen Tages vollkommen zufrieden, schlug er den Rückweg ein.

Der Flüchtling.

Wir verließen den alten Bürger Landa, als er, auf dem Heimwege begriffen, aus der Tiefe des Bachbettes plötzlich jenen Mann emporklettern sah, dessen Anblick so verschiedenartige Ge-

Digitized by Google

fühle in seinem Innern wach rief. „Jesus Maria!“ schrie er überrascht auf. „Um Gottes Willen, was macht Ihr da, statt bergüber in die baierischen Lande zu eilen?“ Dabei hatte er des Fremden kalte zitternde Hand gefaßt.

Dieser, dessen durch Schmerz, Entbehrungen und Leiden gebleichtem und eingefallenem Antlitz man ansah, daß er noch jung sei, drückte des Bürgers Hand und antwortete mit sanfter, traurig klingender Stimme: „Ihr wißt, guter Landa, was mich hier fesselt und warum ich da bin; ich kann nicht fort von hier!“

„Ihr sollt und müßt,“ antwortete schnell der alte Bürger, „wenn Ihr Euer junges Leben — o Gott, daß ich's sagen muß! — nicht auf dem Schaffot verbluten wollt!“

Der junge Mann schüttelte ernst und traurig das Haupt.

„Ist das nicht ein Herausfordern des Zornes Gottes, eine Vermessenheit sonder Gleichen?“ ereiferte sich der alte Bürger. „Hier ist keine Hilfe für Euch, nur der gewisse, grausenhafte Tod!“

Der junge Mann zitterte heftig vor Kälte.

Der Bürger, es bemerkend, wurde vom tiefsten Mitleid erfaßt über des Fremden traurigen Zustand. „Ach Du mein lieber Gott!“ rief er mit weicher Stimme; „wie Euch friert! Ihr zittert ja vor Kälte wie Espenlaub. O Du mein Gott, was ist da zu thun?! Seit wie lange steckt Ihr denn schon da im Schnee? Und am Ende seid Ihr auch noch hungrig!“

Der Fremde erzwang ein trübes Lächeln und antwortete mit seiner bebenden, zum Herzen dringenden Stimme: „Hungrig? Seit zwei Tagen habe ich nichts als Schneewasser im Munde gehabt, um nur die wütheude Fieberglut meines Innern zu kühlen. Da unten stecke ich seit gestern Abend. — Ihr habt doch den Brief durch den Judenbekommen?“

„Ja, ja, armer Mann. Aber das Herz möchte mir bei Eurem Anblick vor Leid zerspringen!“ und er schlug schmerzbewegt die Hände zusammen. Auch der Fremde faltete seine Hände und heftete seinen Blick zu Boden. „Es hilft nichts,“ begann nach kurzem Stillschweigen der Alte; „es wäre ein Verbrechen an der Menschheit, ließe ich Euch da in der grimmigen Kälte noch länger stehen. Aber wohin? Zu mir nach Hause, jetzt am hellen Tage — s' geht nicht; nein! nein!“

Der junge Mann seufzte tief auf und sprach mit seiner trauerumflorten und vor Frost bebenden Stimme: „Ich will Euch nicht länger aufhalten oder gar in Gefahr bringen, guter Freund! Sagt mir nur das Eine: Lebt sie, und wo? Habt Ihr ihren Aufenthalt gefunden? O sprecht, sprecht, und gebt mir das Leben zurück! Seht, ihretwegen habe ich den weiten, gefahrvollen Weg hieher gemacht!“ Erschöpft hielt er inne.

„Unglückseliger Mann!“ rief der Bürger; „ich soll Euch das Leben zurückgeben? Vergeßt Ihr denn in Eurem Wahnsinn, daß Ihr verloren seid, wenn man Euch in diesem Lande trifft? Laßt sie, wo sie lebt, wenn sie lebt,“ setzte er düster hinzu. „Alle meine Bemühungen blieben fruchtlos — Gott allein weiß es!“

„Also keine Spur!“ klagte der Fremde und ließ im Schmerz das Haupt auf die Brust herabsinken. „Sie ist von ihm gemordet! und ich —“ hastig griff er nach einem der Weidenbäume, um nicht niederzusinken. Der Bürger und der Stumme sprangen hilfreich herbei; der Stumme aber stieß den Alten unwillig bei Seite und gab ihm durch lebhafte Gestikulationen zu verstehen, daß Kälte und Hunger daran schuld seien, er möchte ihn doch mit sich in die Stadt nehmen.

„Ei Du toller Narr!“ fuhr auf dieses hin der Bürger gegen den Stummen los, ganz vergessend, daß dieser ihn nicht hören könne; „komm' mir mit Deinem albernen Zeug nicht in die Quere! Ja, in die Stadt führen, jetzt beim hellichten Tage — das wär' ein schöner Eselsstreich!

Der Fremde hatte sich von der furchtbaren Schwäche wieder ein wenig erholt, er richtete sich, so gut es anging, empor und dem Bürger die Hand drückend sagte er: „Lebt wohl, guter Freund meiner Jugend und meines früheren Glücks!“

„Herr Gott!“ brauste der Alte auf. „Seid Ihr toll oder wißt Ihr nicht, mit wem Ihr sprecht? Freilich bin ich ein alter, Fried' und Freiheit liebender Mann; aber deshalb verlaß' ich keinen Freund in der Noth; weiß Gott, s' ist mir nie in den Sinn gekommen! Doch Ihr werdet einsehen, daß es Euch nur schaden und mir nichts nützen würde, wollte ich Euch bei Tage in mein Haus aufnehmen. Ich bitt' Euch, schweigt!“ sagte er fest und mit männlicher Entschlossenheit, als der Fremde Miene machte, sein Anerbieten auszuschlagen; „kein Wort, ich bin der Aeltere. Wartet ein wenig — ja, jetzt hab' ich's. Ihr kennt doch das Häuschen unten am Bache, wo ein Knecht von mir, der Mathes wohnt — nun ja — ach Gott, Ihr wißt ja!“

„Es ist mir nur zu wohl bekannt noch aus den Tagen meines entschwundenen Glückes!“

„Dorthin also geht so gegen Abend, versteht Ihr? und bleibt dort. Mathes ist treu und verschwiegen. Ich will sogleich selbst mit ihm das Nöthige abthun; er soll Euch etwas Warmes zum Anziehen und eine Flasche Wein zur Stärkung bringen, so lange Ihr noch hier im Bache versteckt sein müßt. Also schnell hinunter, daß Euch Niemand sieht — bald ist die Hilfe da; im warmen Zimmer läßt sich's besser reden, ich habe Euch viel, sehr viel mitzutheilen. Lebt wohl und seid doch ein Mal in Eurem Leben folgsam, gebt mir die Hand darauf!“

Der junge Mann reichte sie ihm seufzend hin und schickte sich an, in sein früheres Versteck hinabzuklettern, als der Taubstumme in seiner Art dagegen Einsprache that. Wild rollte er seine Augen und warf seine Arme wie Windmühlenflügel hin und her.

„Ei Du unverbesserlicher Narr!“ sagte der Bürger lachend und suchte ihm durch Zeichen verständlich zu machen, daß er Niemanden etwas von der Anwesenheit des Fremden verrathen solle. — Der Stumme rollte fürchterlich die Augen, kniff sie dann wieder zusammen und legte den Zeigefinger auf den Mund, während seine rechte Hand wie bethenernd auf dem Herzen ruhte.

„Gut,“ sagte der Alte; „der stumme Teufel ist pfiffig, das weiß ich, und auch treu. Er kann mit mir gehn bis zum Hügel des Freimanns; dort kann er warten, ich schick' ihm den Mathes mit dem Wein. So braucht der Mathes nicht erst zu suchen und der Stumme braucht nicht zu wissen, wohin der Arme flüchtet.“ Nochmals schärfte er dem Fremden die größte Vorsicht ein und verließ mit dem Stummen den Ort, wo der junge Mann so eben herabgestiegen und hinter dem blattlosen Weidengestrippe verschwunden war. Einige Male sah er sich sorgsam rechts und links um, ob sie Niemand belauscht hätte; doch nirgends zeigte sich etwas Verdächtiges, nur auf der fernen Landstraße sah man hin und wieder einzelne Wanderer gehen. Mit sorgerfülltem Herzen und vor Kälte zitternden Gliedern trabte der Alte rüstig vorwärts, Anfangs dem Stummen seine Rolle zutheilend, dann, wie es seine Gewohnheit war, vor sich hinsprechend.

Obwol das Zwiegespräch mit dem Flüchtling kaum über eine Viertelstunde gedauert hatte, so war das Stehen auf dem Schnee für des alten Mannes Gesundheit dennoch nicht ohne nachtheilige Folgen; er begann zu husten. Sein Töchterchen gerieth deshalb

Digitized by Google

in nicht geringe Angst; doch der Alte beruhigte sie und befahl ihr, ohne einem Dritten, wer es auch sein möge, davon etwas wissen zu lassen, die rückwärtige Stube im zweiten Stockwerke zu reinigen und zu heizen, überhaupt alle Anstalten zu treffen, um einem Gaste für einige Zeit eine behagliche Unterkunft zu geben. Marie war darüber sehr erstaunt, doch des Vaters gemessener Befehl nebst der Bemerkung: sie werde noch heute Alles erfahren, schnitt ihr jede neugierige Frage ab und die gehorsame Tochter eilte in die bezeichnete Stube hinauf, um sie wohnlich einzurichten. Der Alte verbrachte den Tag äußerst unruhig; bei jedem Schritte, der im Vorhause erklang, fuhr er hastig empor und ärgerte sich, wenn es nur seine geschäftige Tochter oder das Dienstmädchen war, und hustete dazwischen. Marie war sehr besorgt um die Gesundheit ihres alten Vaters; denn seine ungewöhnliche Aufgeregtheit, deren Ursache sie sich nicht erklären konnte, hielt sie für Vorboten irgend einer Krankheit; doch wenn sie die geheime Herrichtung des Zimmers damit in Einklang brachte, so beruhigte sich momentan ihre Angst. Der Abend erschien und mit ihm nahm die Unruhe des Alten zu. Um überhaupt jeden Verdacht von sich abzulenken, beschloß Lauda trotz seines Hustens in's Wirthshaus zu gehen, und es fand sich, daß dieses Uebel gerade seine Absicht beförderte; denn die anwesenden Gäste drangen in ihn, die raucherfüllte Wirthsstube zu verlassen und lieber das für seinen Zustand zuträgliche warme Bett aufzusuchen. Blasius wollte ihn begleiten, der Alte jedoch nahm dies nicht an und sputete sich nach Hause zu kommen. Eben trat er in die Laube, welche, wie schon erwähnt, die eine Seite des Grünmarkts umgibt, als er vor sich in der Dunkelheit zwei Männer erblickte, welche dieselbe Richtung gegen sein Haus einschlugen.

„Bist Du es, Mathes?" frug der Bürger. Eine bejahende Antwort erfolgte, darauf schritten alle Drei schnell in die dunkle Hausflur und tappten die finstere Treppe hinan.

Im Schloßgarten.

Es war gegen zehn Uhr Nachts, als der Sekretär seine beiden großen Sattelpistolen lud und sie zu sich steckte, darauf befreite er den einen Hofhund von der Kette, legte ihm einen starken Strick um den Hals, und so bewaffnet und begleitet durchschritt er den Schloßgarten. Dieser war nach der damals herrschenden französischen Mode mit einigen langen Alleen gestutzter Kastanienbäume sowie beschnittener Tarnshecken, welche längs der Baumreihen hinliefen, geschmückt. Zu Ende der Hauptallee stand ein Pavillon, auf den der volle Strahl des Mondes mit seiner geisterhaften Bläße fiel. Diesem Pavillon näherte sich nun der Sekretär, nicht ohne ein gewisses Zittern und Bangen im Herzen und in den Gliedern zu fühlen. Seine rechte Hand ruhte fest auf dem Hahn der Pistole, die linke hielt beinahe krampfhaft den immer vorauseilenden Hund am Stricke zurück. Der Vollmond schien hell und klar herab, um ihn rings an dem dunkelblauen Mantel, den Gott schützend um seine geliebte Erde gebreitet hält, funkelten die unzählbaren geheimnißvollen Welten. Den Sekretär kümmerte jedoch wenig die schöne Winternacht, er hatte den Mond heute nur deshalb lieb, weil er ihm das Dunkel erhellte. Als er in die gewölbte, offene Halle des Pavillons trat, zog er seufzend einen Schlüssel hervor und öffnete eine Thür, die in eines der anstoßenden Zimmer führte. „Ruhig, Morok," beschwichtigte er mit leiser Stimme den Hund, der zu knurren anfing; „ruhig, daß du ihn nicht aufweckst!" Dabei trat er in das durch ein Nachtlicht schwach erhellte Gemach, in welchem eine behagliche Wärme herrschte. Einige Stühle, ein Tisch und ein gewaltiges Himmelbett mit geschlossenen Gardinen machten das ganze Meublement aus. Auf dem Tische standen einige Teller sowie eine Flasche Wasser; aus dem Bette erklang deutlich das tiefe Athemholen eines Menschen. Der Sekretär warf einen spähenden Blick rings umher, seufzte tief auf, nahm dann das Lämpchen und schlich auf den Zehen zu dem Bette hin, die Vorhänge auseinander ziehend. Da lag ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren; doch seinem Gesichte nach hätte man ihn für einen Funfziger halten können, so gealtert und eingefallen erschien das gelbe, krampfhaft zuckende Antlitz. Der Sekretär hielt, um den Schlummernden nicht zu wecken, den Athem an sich und sprach zu sich selbst: „O mein armes Kind! o Du unglücklicher Mensch! Er schläft, obwol sein Wachen doch auch nur ein Schlafen ist. Sie haben ihn ausgekleidet und reinliche Wäsche angethan dem Armen — s' ist Alles gut." Hierauf ließ er den Bettvorhang wieder fallen, richtete noch Einiges in Ordnung und verließ hierauf das Zimmer so geräuschlos, wie er es betreten. Nachdem er es verschlossen, trat er wieder hinaus in die helle, wundervolle Mondnacht und schritt über den hartgefrorenen Pfad zur Gartenmauer, wo er ein Thürchen öffnete und in's Freie trat. Er zog nun den Pelz dichter an sich und spähte vorsichtig längs der Mauer hinab und herauf, ob Niemand da sei.

„Ruhig Morok, ruhig!" sagte er zu seinem ungeberdigen vierbeinigen Begleiter; „was witterst du?" Der Hund schnupperte bald in die Luft, bald beroch er die Erde. „Der Schurke!" murmelte nach einer Weile stummen Harrens der Sekretär; „läßt mich so lange warten; bald ist's elf Uhr, und gar nicht angenehm hier in der verdammten Kälte! — Ha, ruhig Morok! spürst du Menschen?" Der Hund fing an zu knurren. „Ruhig, s' ist vielleicht nur ein Haase, der quer Feldein länft.— Vieh, was schnupperst denn immer?" Dabei blickte er jedoch furchtsam nach allen Seiten und hielt die geladene Pistole in Bereitschaft. Da sich nichts Verdächtiges sehen ließ, so lehnte er sich an die Thüre und versank nach und nach in ein gar nicht angenehmes Nachdenken; denn oftmals fuhr er auf, sah sich zitternd um und stieß kurze, wild klingende, abgebrochene Reden heraus. Der Hund hatte, da seine Bemühung, sich loszureißen fruchtlos war, sich niedergelegt, hielt jedoch die Augen wachsam auf die Seite gegen Kuttenberg gerichtet. Langsam verstrich eine halbe Stunde; endlich schlug die Glocke der Martinikirche halb; ihr schauriger Ton weckte mitleidig den Harrenden aus seinem qualvollen Grübeln. Schon wollte er das Warten aufgebend sich zurückziehen, als er fern doppelten Hufschlag hörte und der Hund gleichzeitig anschlug. Der Sekretär fuhr zusammen, hielt jedoch den Hund fest: „Ruhig — was machst du für Lärm! — Hufschlag! — was soll das bedeuten?" — Der Hufschlag verstummte; doch bald darauf hörte man den eiligen Lauf eines Mannes und in wenigen Augenblicken ein schweres, erschöpftes Keuchen. — „Er ist's," dachte der Sekretär, trat, den knurrenden Hund gewaltsam nach sich ziehend, hinter die Gartenthüre, die er zumachte, den Riegel aber in der Hand behielt.

Das Keuchen und Trappen kam immer näher, jetzt schleppte sich ein langsamer, schwerer Schritt zur Thüre — der Sekretär drückte ein wenig den Riegel vor und hielt schmeichelnd und drohend dem Hunde die Schnauze zu. „Aufgemacht! aufgemacht!" ertönte eine heisere, gedämpfte Stimme, während man draußen an der Thüre rüttelte.

„Bist Du's, Jakob?" frug der ängstlich horchende Sekretär durch das Schlüsselloch.

Digitized by Google

„Ja, ja, ich bin's; aber macht nur geschwind auf, sonst erwischt mich das reitende Gespenst!"

In der nächsten Sekunde stand der keuchende Jakob im Garten und stemmte sich mit aller Kraft gegen die Gartenthüre. Der Sekretär, am ganzen Leibe zitternd, schob mechanisch den Riegel vor und verschloß noch obendrein die Thüre. Der Hund hatte unterdessen den ihm verdächtigen Fremden knurrend und die Zähne fletschend berochen; dieser jedoch lehnte noch immer tief Athem holend an der Thüre nnd zitterte so heftig, daß er zu Boden zu sinken drohte.

„Hast Dn's mit, Jakob?" frug der Sekretär, ebenfalls von der Furcht angesteckt.

„Ei freilich hab' ich das verdammte Plik (abgeschöpfte Silber) im Sack; das hat mir ja, der ich mich sonst vor keinem Teufel fürchte, das Laufen so sehr erschwert, und dann hat sich mir noch die verfluchte Furcht an die Fersen gehängt — hn — die kopflosen Reiter — Jesus Maria! da sind sie!" Er zitterte so heftig, daß ihm die Kniee wankten und er zusammenbrach. In diesem Augenblick schlug der Hund an und man vernahm schon ganz nahe das Heranbrausen zweier Pferde. Der Sekretär, abergläubisch und selbst bei Tage furchtsam, wußte nicht, was er in der Angst seines Herzens thun sollte; er stürzte auf die Kniee nieder und umschlang mit beiden Armen krampfhaft den Hals des Hundes, der ein langgedehntes, schauerlich tönendes, seiner Race eigenthümliches Geheule ausstieß. Der gespenstige Doppelhufschlag erklang hart an der Gartenthüre, unwillkürlich drängten sich die Männer dicht an einander und hielten sich, bebend vor Todesangst, krampfhaft fest. Jetzt verstummte plötzlich das Pferdegetrappel.

Nach einer todtlichen Viertelstunde, da sich gar nichts mehr hören ließ und der Hund frisch und munter sich aufrichtete, gewannen die beiden Männer so viel Muth, daß sie sich aufrafften und nach dem Pavillon eilten, wo der Sekretär schnell die Thüre aufsperrte und seinem Begleiter Stille und Behutsamkeit anempfehlend, mit ihm eintrat, jedoch sogleich wieder hinter sich abschloß. Der Schmelzer Jakob sank todesmatt in einen Sessel. Währenddem hatte sich der Sekretär von seiner Angst erholt und die Habsucht begann sich mächtig in seinem Innern zu regen. Er setzte eine Flasche Branntwein, dieses in Kuttenberg damals verpönte Getränk, dem Schmelzer vor, welcher sich auch sogleich daran machte, Furcht nnd Schrecken hinunterzuschwemmen; auf einen Zug hatte er das Glas geleert und schob es zur weiteren Füllung dem Sekretär hin. „Schenkt nur ein; 's thut verdammt Noth!"

„Aber so sag' mir doch, was es denn war, was Dich so außer Athem setzte. Ich hätte mir gern die Reiter etwas näher angesehen, wäre Deine thörichte Furcht nicht dazwischen getreten."

„Na, na, macht Euch nur nicht so muthig, Herr Sekretär," entgegnete der Schmelzer; „Ihr habt ebensoviel, wo nicht mehr Furcht gezeigt, als ich, dem diese kopflosen Gespenster nachjagten. Doch schenkt ein, damit mein Herz aufthaut und meine ausgetrocknete Zunge beweglicher wird."

„Laß das Geplauder, Jakob, und gib das Silber her."

Der Schmelzer griff nach den Taschen, machte ein blödes Gesicht und kratzte sich hinter den Ohren. Der Sekretär war im ersten Augenblick wie vom Blitz getroffen, dann aber brach sein Unwille los. „Schurke!" schrie er, auf den Kranken vergessend; „Du hast mich betrogen, oder das Silber verloren in Deiner dummen Angst vor den gespenstigen Reitern!"

„Nein, nein!" antwortete der Schmelzer; „ich hab's hier festgehalten im Sack unterm Pelz; es kann nur bei der Thüre liegen — ja, dort ließ ich's fallen."

Der Sekretär warf sein Pelz um, steckte heimlich eine Pistole zu sich und begleitet von seinem Hunde, verließ er in Jakobs Gesellschaft das Zimmer, um nach dem Verlornen zu suchen. Sie fanden es auch wirklich und kehrten, Jakob seinen Muth preisend, zurück. Es waren an drei Mark des feinsten Silbers. „Ich hätte Euch mehr gebracht," entschuldigte sich Jakob, „aber der Teufel weiß, 's geht nun bergab mit dem Bergwerk, man kann nicht viel abschöpfen, weil nicht viel da ist."

„So ist's schon recht," meinte der Sekretär, der das Silber inzwischen in der Hand gewogen und dann schnell in eine Schublade gesteckt hatte; immer Etwas ist besser als viel auf einmal, wo man Dich erwischen könnte."

„Pah," machte der Schmelzer, „erwischen! Erstlich denkt Niemand, daß ich's thun würde, weil ich ihnen zu dumm aussehe." Dies sagte er in einem selbstgefälligen Tone. „Aber 's ist verdammt heiß bei Euch da!" nnd er nahm jetzt erst die Pelzmütze vom Kopf und warf sie auf den Tisch. „Ja, sie halten mich Alle für dumm, weil ich wenig rede. — Seht, da mach' ich mir nun ein Loch in die Erde, hart am Heerd', nnd husch! wenn's geht, fliegt so ein Löffel voll Plik hinein und drüber scharre ich dann flink die Erde zu; dann können sie suchen, wenn sie wollen!" dabei stieß er ein brutales, schallendes Gelächter aus.

„Pst, Du Schlingel," ermahnte ihn der Sekretär, „daß Du mir den armen Buben nicht aufweckst!"

„Eh geht mir zum Teufel mit sammt Eurem Bankert!" entgegnete rohder halbtrunkene Schmelzer; „warum quartirt Ihr ihn nicht in's Zimmer ein, wie andere ehrliche Leute?"

Der Sekretär fuhr wüthend auf nnd warf ihm einen giftigen Blick zu; doch bemeisterte er bald seinen Zorn und sagte mit dem sanftesten Tone, der ihm eben zu Gebote stand: „Das Kind ist krank, Jakob. Der Junge ritt und das Pferd schleuderte ihn zu Boden. Und," setzte er mit trauriger Stimme hinzu, „wenn Dn's fassen kannst, so höre! Er wurde wahnsinnig, biß und schlug um sich, so daß wir ihn hier mit Gewalt halten mußten — nach nnd nach aber wurde er schwächer und nun hat er seit paar Wochen kein Bewußtsein mehr, ist wie ein Kind von einem Monat: wir müssen ihn an- und ausziehen, füttern und niederlegen, er hat keinen Willen, keine Bewegung mehr."

„Ah laßt das!" unterbrach ihn der rohe Knecht; „habt ja noch mehr solcher Bankerts; was liegt daran, wenn einer drauf geht!"

„Roher, gefühlloser Kerl!" schrie nun der Sekretär in voller Wuth; „schweig, oder ich laff' Dich durch den Morok hinanshetzen!"

Der Schmelzer brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Pah, das werdet Ihr nicht thun! denn entweder schlüg' ich Euch 's Gehirn ein — hahaha! braucht Euch nicht zu fürchten," setzte er hinzu, als er den Sekretär nach der Pistole greifen sah, „ich bin heute gut aufgelegt, Euer Branntwein schmeckt mir, und dann ist mir's tausendmal lieber im Freien, als in Prachensky's Gesellschaft auf dem Rathhause zu leben." — Bei Nennung dieses Namens fuhr der Sekretär heftig zusammen. — „Ja," sprach der Schmelzer, ohne auf den Sekretär zu achten, weiter, „er soll dieser Tage, wie ich hörte, von Meister Freimann in die Beize genommen werden, der arme Kerl! Nu, was gafft Ihr mich denn so an?" frug er den Sekretär, der ihn mit weit aufgerissenen Augen und am ganzen Leibe zitternd anstarrte. „Ueberhaupt," setzte nach kurzem Nachsinnen der Schmelzer seufzend hinzu, „sind die schönen Zeiten schon vorüber, wo es preußische Goldfuchse für uns regnete! ja vorüber!" Und er begrub seinen Jammer hierüber in dem vollen Glase

Digitized by Google

Branntwein, das ihm der Sekretär mit zitternder Hand einschenkte und hinstellte.

„Schweig, schweig' thörichter Bursche!" flüsterte voll Angst der Sekretär; „halte Dein vorwitziges Maul!"

Doch der Branntwein ließ die einmal wachgerufenen Erinnerungen an frühere Thaten nicht so leicht vertreiben, und der Schmelzer Jakob fuhr in seiner Rede fort: „Ja damals, wie sie den Franz, na den Prachensky, bald erwischt hätten — Ihr wißt ja! — Der Esel soll nur jetzt das Maul halten, wenn ihm der Freimann den eisernen Keil zwischen die eisernen Stiefel treiben wird."

Der Sekretär ging im höchsten Grade aufgeregt im Zimmer auf und ab und trocknete sich den Angstschweiß, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand.

„Da hab' ich einen guten Gedanken, Herr Sekretär!" rief der Schmelzer.

Der Sekretär blieb mehr maschinenmäßig, als mit Willen stehen und starrte ihn an.

„Ich hab' schon nachgedacht, ob dem Franz nicht aus der Schmiere zu helfen wäre, und da glaub' ich, da Ihr mit Tod und Teufel bekannt seid und jeden Hund auf der Gasse kennt, so wär' es Euch ein Leichtes —"

„Ja, Du hast Recht," unterbrach ihn der Sekretär, „ich muß zu ihm — 's geht nicht anders; muß ihn sprechen, es muß sein!" murmelte der Sekretär, ohne auf das Geschwätz des Schmelzers zu achten, zwischen den Zähnen und ging im Zimmer auf und ab. Er überlegte, auf welche Art er den Trunkenen am besten fortschaffen könnte. Aus dieser Verlegenheit riß ihn jener selbst, denn er verlangte sein Geld für das gebrachte Silber, und nachdem Beide noch eine Weile über den Betrag gezankt und gehandelt hatten, wurden sie endlich Eins und der Schmelzer dachte an die Heimkehr. Der Sekretär schenkte ihm noch den Rest der Branntweinflasche ein, warnte ihn, nirgend auszuruhen, um nicht zu erfrieren, von Alledem, was sie mit einander verhandelt hätten, wie bisher reinen Mund zu halten, und begleitete ihn bis zur Gartenthüre, wo sie schweigend Abschied nahmen. Der Sekretär kehrte nun eiligst in den Pavillon zurück, raffte das Silber zusammen und nachdem er sich zuvor überzeugt hatte, daß sein kranker Sohn noch lebe, machte er über ihn das Zeichen des heiligen Kreuzes, verschloß darauf das Zimmer des Pavillons und ging den Mammon verbergen, um dessentwillen er Alles zu thun im Stande war.

An sein Schlafzimmer stieß eine kleine Alkove, in welcher über einem Betschämmel sich ein ungewöhnlich großes Kruzifix befand, vor welchem seine Kinder stets ihr Abendgebet verrichten mußten. Krtek schloß vorsichtig die Thüre, welche auf den Gang, so wie eine zweite, welche in die von seiner Familie bewohnten Gemächer führte, sah dann nach, ob die Fensterläden gehörig verschlossen und mit dem großen eisernen Riegel und der Stange befestigt seien, um jeden Einbruch zu verhüten; dann erst, als er Alles in Ordnung gefunden und sich überzeugt hatte, daß sich Niemand in räuberischer Absicht unter seinem Bette verkrochen, beschloß er, das gestohlene Silber in sein Versteck zu dem andern zu legen. Zu diesem Zwecke nahm er aus einem geheimen Schubfache seines Schreibtisches zwei Schlüssel, und nachdem er an der dem Kreuze gegenüberstehenden Wand mit einem Druck eine kleine Platte geöffnet hatte, ließ er durch den einen Schlüssel dem Mechanismus seinen Lauf. Das Geräusch einer Kette ward hörbar. Das Kreuz beugte sich langsam herüber, bis es im weitern Sinken durch die Kette aufgehalten wurde. Darauf öffnete er mit dem andern Schlüssel ein kleines Schloß und begann die rückwärtige Seite des Kreuzes herauszuziehen. Er betrachtete mit Wohlgefallen die in der ziemlich breiten und langen Höhlung fest aneinandergereihten Rollen mit Gold und Silber. „So," sprach er zu sich selbst; „komm' her, du Silber, ordne dich hübsch zu dem andern; lange bleibst du ja so nicht da, bald wird dich der Jude für blankes Gold eintauschen. So!" Und er schob das Plik zwischen die anderen Rollen fest hinein, betrachtete das Ganze nochmals mit freudeleuchtendem Gesichte, schob dann die Rückwand wieder hinein, verschloß sie und brachte zuletzt den Mechanismus in Bewegung, welcher das liegende Kreuz wieder in seine frühere Stellung emporrichtete. Hierauf warf er sich, müde an Leib und Seele, in den Lehnstuhl, die Augen fest auf das Kreuz geheftet. Seine Gedanken beschäftigten sich jedoch nicht mit dem Erlöser der Welt; es waren wilde, qualvolle, schreckliche Gedanken. Der verstockteste Bösewicht selbst hat Momente, wo all das Gräßliche, das er verübt, sich vor seiner Seele riesenhaft aufthürmt. Das ist der Fall zumeist in der Stille der Nacht, wenn die Natur ruht und der Gerechte schläft seinen erquickenden Schlaf, während ein Engel lächelnd an seinem Lager wacht — dann stürmen auf den Lasterhaften furiengleich seine Leidenschaften ein, bis seine physische Kraft zusammenbricht und der wohlthätigste Gott der Erde, der Schlaf, mitleidig seinen Mantel über die aufgescheuchten, drohenden Geistergestalten wirft und dem gefolterten Herzen momentane Ruhe verschafft. — In diesem gräßlichen Zustande befand sich der Sekretär. Die Augen starr auf das Kreuz, das heilige Sinnbild ewiger Liebe, gerichtet, empfand er alle Torturen eines bösen Gewissens; er konnte sein Auge vom Kreuze nicht wegreißen, er wollte sich mit Gewalt aufraffen und seinen innern Peinigern entfliehen, — und konnte es nicht. Da däuchte ihm: es rieselte rothes, warmes Blut aus des Erlösers Wunden, als zittere der Gekreuzigte in unsäglichem Todesschmerz und es öffneten sich die geschlossenen Augenlider, um den gebrochenen Leidensblick auf ihm ruhen zu lassen. Da begann sich Alles um ihn plötzlich zu drehen, die Haare richteten voll Entsetzen sich empor, kalter Todesschweiß trat auf seine Stirne, in seinen Ohren summte und heulte es sinnverwirrend — — —

In diesem Augenblick geschahen heftige Schläge an die geschlossenen Fensterläden. Entsetzt sprang der Sekretär vom Sitz empor und stürzte besinnungslos zusammen. Die Schläge wiederholten sich, endlich verstummten sie und ertönten bald darauf an der Zimmerthüre.

Im Hause des Bürgers.

Kehren wir nun zu dem alten Bürger zurück, der seinen Gast, nachdem er dessen Begleiter noch auf der Stiege entlassen hatte, in das für ihn bereitete Zimmer führte. Hier herrschte eine wohlthuende Wärme und der Fremde athmete froh auf, als er von dem alten Bürger erfuhr, daß er dieses Gemach als sein eigen betrachten könne. „Und nun," fuhr der Alte fort, „macht's Euch hier bequem; daß Ihr äußerst vorsichtig und stets auf der Hutb sein müßt, brauche ich Euch nicht erst einzuschärfen; Ihr wißt, Eure Sicherheit hängt davon ab." Er warf den Pelz ab und streckte sich behaglich in einen weichen Lehnsessel. „Es ist zwar ungastlich von mir," begann er nach einer Weile, „wenn ich, junger Herr, um Euer bisheriges Thun und Lassen frage; aber ich kann mir wol schon eine solche Freiheit herausnehmen, denn ich bin Euer wärmster, aufrichtigster Freund, hab' Euch ja als Buben auf diesen meinen Knieen geschaukelt — waren das Zeiten!" Und er dachte dabei zugleich mit tiefer Wehmuth an seine dahingeschiedene Frau.

Digitized by Google

Der Flüchtling hatte sich indeß auf einen leeren Stuhl geworfen und sah stillbrütend vor sich hin. In seinem Wesen lag Etwas, das Jeden sogleich für ihn einnehmen mußte, vorzüglich dann, wenn man in seine dunklen Augen mit dem tiefen, melancholischen Ausdruck blickte. Seine Stirne trug denselben Stempel tiefen Ernstes. Sein Gesicht war dunkel gefärbt, ohne den geringsten Anflug von Röthe, und sehr eingefallen; Kummer und Entbehrungen aller Art, wie er selbst schon eingestanden hatte, waren die Ursache. Die Kleidung, welche seinen wohlgeformten Körper umhüllte, war äußerst ärmlich, hatte deutliche Spuren von dem Lagern auf staubigen und schmutzigen Orten an sich und schien äußerst nothdürftig von verschiedenen Personen ungleicher Größe entlehnt worden zu sein. So trug er den Leinwandkittel eines Bauern über einem fadenscheinigen, farblosen, halbzerfetzten Sammtrocke, an dem früher Tressen gewesen sein mochten, denn die Fäden, womit selbe angenäht waren, hingen noch an den Rändern herab. Auch sein übriger Anzug war ein Gemisch von Bauernkleidungsstücken und verschlissenen Resten ehemaliger Eleganz.

Der alte Bürger konnte sein Mitleid über dieses ärmliche Kostüm nicht länger verbergen. „Ach junger Herr!“ rief er in tiefster Wehmuth; „Ihr, der Erbe — —“ Thränen erstickten seine Stimme.

Des Fremden Mund umspielte ein bitteres Lächeln. „Erbe!“ wiederholte er, gedankenvoll vor sich hinstarrend, dann seufzte er laut auf und die Hände ringend erwiederte er: „Laßt Euren Kummer um mich fahren, Freund, versenkt ihn in den Strom des Vergessens, wie ich Glück und Name versenkt habe. Sagt mir, wo ist sie, um deretwillen ich Alles, Alles, selbst den Segen eines alten Vaters geopfert habe — wo ist Babi?“

Der alte Mann rang nach einer Antwort auf diese Frage; endlich zuckte er mit den Achseln und erwiederte langsam mit bewegter Stimme: „Mein Nachforschen, das wegen der feindlichen Armee, die in der Gegend dort postirt war, nur kurze Zeit dauern konnte, war leider umsonst. Das Einzige, was ich vernahm, ist, daß sie einige Wochen im Wahnsinn raste, dann wurde sie stiller und eines Tages verschwand sie plötzlich. Darauf kamen die Preußen — und Alles war aus.“

„Aber die Schlacht konnte nicht ewig währen! Dann nach der Schlacht, was dann?“ stieß der Fremde in einem Athem wild heraus.

„Auch dann, junger Herr, that ich treu meinem Versprechen. Ich fuhr hin und fand — eine Brandstätte. Seit der Zeit ist jede Spur verloren.“

„O ich bin zum Unglück nur geboren!“ rief der junge Mann leidenschaftlich und rang verzweifelnd die Hände. Nach und nach gewann er seinen melancholischen Ernst wieder und sprach: „Habt Dank, guter Freund, Vertrauter meiner Leiden! habt Dank für Eure Mühe! Laßt mich nur heute noch Eure Gastfreundschaft genießen; morgen verlass' ich Euer Haus.“

„Ihr seid toll, Georg!“ schrie der Alte aufgebracht, „rein toll! Wohin wollt Ihr denn? Euch vielleicht köpfen lassen, wie Johann Schuldheiß, der Kuttenberger, dessen Kopf man vor einigen Jahren vom Koliner Thor herunternahm? Oder —“

Die weitere Rede schnitt ihm Georg kurz ab. „Verzeiht,“ sprach er anfangs langsam, dann aber immer schneller und leidenschaftlicher: „Verzeiht, daß ich Euch unterbreche; aber ich bat Euch ja doch über das Ganze einen Schleier zu ziehen! Es sind Umstände und Personen verflochten, die ich Euch nicht nennen kann und will, ohne sie zu gefährden, wenn ich mich auch dadurch frei — versteht Ihr mich? — frei wie der Vogel in der Luft machen und vielleicht auch noch Reichthümer und Stellung verschaffen könnte. Darum, wenn ich Euch lieb bin, schweigt davon, denn das Geheimniß ist nicht das meine; — wäre es das meine,“ setzte er nachdenkend mit trauriger Stimme hinzu, „so würde ich jetzt, da die Sachen so stehen, durchaus keinen Anstand nehmen, mich selbst den Gerichten auszuliefern.“ Er sank in seine frühere Stellung zurück und stützte traurig das Haupt auf die Hand.

Der Bürger hatte mit steigendem Interesse und stiller Freude der Rede Georg's gelauscht, dann fiel er ihm weinend um den Hals und rief ein über das andere Mal frohlockend aus: „Also Du bist kein Landesverräther? Du hast nicht dem Usurpator Treue geschworen und das Herz Böhmens, unser Prag, an die Feinde verrathen?“ Und dabei küßte er ihn zwischen jedem Satze, so daß er sich die Perücke verschob, bis sie herabfiel. „Hoho, ist das eine Freude, guter Junge,“ fuhr er langsamer fort und hob seine Perücke auf; „wenn ich Dich auf meinen Knieen dort in Deinem Schlosse wiegte, da hab' ich immer gesagt, Du müßtest ein echt böhmischer Edelmann werden, treu wie Gold an Deinem Vaterlande hangen — ja, das sagt' ich. Doch da ich über diesen Punkt beruhigt bin, Junker Georg, — denn Ihr müßt wissen, daß ich in meine gute junge Königin Maria Theresia leidenschaftlich verliebt bin — so legt Euch fein nieder und ruht aus von allen Euren Leiden. Ihr könnt ruhig schlafen, Herzensjunker. Hieher kommt kein Verräther, dafür steht Euch der alte Landa.“ Dabei rieb er sich vergnügt und fröhlich die Hände und durchschritt einige Male das kleine Zimmer, bevor er wieder stehen blieb und mit mitleidigem Blicke auf seinen Gast sprach: „Ich wollte, ich hätt' einen Sohn bei der Hand Eurer Kleider wegen, die, aufrichtig gesagt, nicht zum Besten aussehen.“ Jetzt erinnerte er sich an die vorige Umarmung und putzte schnell Rock, Weste und ganz vorzüglich die Aermel putzend ab; dann brachte er noch einige Wäsche und einige seiner eigenen Kleider herauf. „Guter Rath kommt über Nacht,“ sprach er zu dem jungen Manne; „schlaft wohl! morgen wollen wir das Weitere besprechen. Gute Nacht!“ und er schied mit einem warmen Händedruck.

Digitized by Google

Es war schon spät am Tage, als der Flüchtling aus dem so langentbehrten Schlaf erwachte und sich in die Kleider seines alten Freundes warf. Dieser hatte bereits einige Male an der Thüre gelauscht, ob sein Gast sich schon aus den Federn gemacht, und er konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er endlich in das Zimmer trat und den Baron in seinen Kleidern sah, denn Alles war natürlich viel zu weit und groß. Hierauf machte er ihm bekannt, daß er seine Tochter Marie mit in das Geheimniß gezogen habe. „Obgleich ich," fuhr er in seiner Rede fort, „auf die Verschwiegenheit der Frauenzimmer im Allgemeinen keine Häuser bauen möchte, so verpfände ich doch Leib und Seele für mein Kind, das unter dem andern Geschlecht eine ehrenvolle Ausnahme macht."

Während die beiden Männer minder wichtige Sachen besprachen, erschien Marie mit dem Frühstück. Die Begrüßung war von beiden Seiten herzlich und folglich auch traurig, denn Beide erinnerten sich der Geliebten Georgs, die eine Jugendgespielin Mariens gewesen. Marie war so klug, um den aufgeregten Gefühlen Georgs nicht allzuviel Spielraum zu geben, sich bald unter dem Vorwande zu entfernen: ihre Abwesenheit könnte von dem Gesinde bemerkt und dadurch auch die Sicherheit des Flüchtlings gefährdet werden. Der Bürger hatte, was er nur bei besonderen Gelegenheiten that, eine Flasche guten alten Czernosekers bringen lassen. „Ich würde Euch Kuttenberger Wein *) vorsetzen, doch der ist zu süß für den männlichen Gaumen," entschuldigte sich Landa und frug seinen Gast, auf welche Weise er mit dem Stummen zusammengekommen sei. Dieser erklärte ihm das Zusammentreffen, wie folgt: Auf seiner Flucht von Prag hatte er, um keinem Bekannten zu begegnen und Kuttenberg zu meiden, den Weg über Kolin genommen und sich im Walde Kačina über Nacht aufgehalten. In der Dämmerung habe er sich nach Ronow begeben und von diesem Orte seinen Brief nach Kuttenberg senden wollen. Auf dem Wege nach Ronow begegnete er dem Stummen, der ihn sogleich erkannte und eine außerordentliche Freude darüber an den Tag zu legen sich bemühte. Obgleich diese Begegnung dem Flüchtigen Anfangs durchaus nicht lieb war, so erinnerte er sich doch bald, daß der Stumme sich ihm früher wegen einiger demselben erwiesenen Wohlthaten sehr ergeben gezeigt habe und daß doch nicht ein Jeder dessen Zeichensprache sogleich verstehen würde. Er beschloß daher ihn zum Boten zu wählen und nicht nach Ronow zu gehen, sondern an irgend einem sichern Orte in der Umgebung Kuttenbergs die Antwort zu erwarten. Er habe also das Bett des Baches dazu gewählt, da im Winter selten Jemand den da vorbeiführenden Pfad beträte; und wenn dies auch geschähe, so könne der Vorübergehende ihn, im Gestrüppe verborgen, nicht sehen, es müßte jener höchstens vom Pfade ab in das Flußbett gestiegen sein, welche Passion jedoch wol Niemand bei dieser Kälte haben würde. Der Stumme war auch, wie Marie erzählte, noch an demselben Vormittag im Hause gewesen und habe ihren Vater sprechen wollen; da ihm beschieden wurde, daß jener nach Neuhof gegangen sei, so habe er, ohne auch nur einen Tropfen von seinen Lieblingsgetränke, dem Kaffee, anzunehmen, sich sogleich wieder auf die Beine gemacht. Der Stumme hatte in aller Eile dem Junker das Ergebniß seines Ganges mitgetheilt und wollte eben nach Neuhof gehen, als er den alten Bürger aus der Ferne kommen sah. Das Uebrige ist uns bereits bekannt. — Nun erzählte der alte Landa mit einigem Widerstreben das Ergebniß seines Besuches bei dem Baron in Neuhof. Da der freundliche Leser schon geahnt haben wird, daß der Flüchtling Georg, der verstoßene Sohn des Neuhofer Barons sei, so wird er sich leicht vorstellen können, wie erschütternd diese traurige Nachricht auf den jungen Mann gewirkt haben mußte. Er war der Verzweiflung nahe, trotz des Zuredens Landas, daß sich noch Alles zum Besten wenden könne. Dieser beschloß, noch einen Versuch zu wagen, um den allzustrengen Vater zu milderen Gesinnungen gegen seinen einzigen Sohn zu bewegen. Endlich löste sich Georgs ungeheures Seelenleid in Wehmuth auf, er bat den alten Bürger, seine Freundschaft noch so weit auszudehnen, daß er noch einige Erkundigungen hinsichtlich der verschwundenen Unglücklichen in der Umgegend machen möge. Der brave Bürger versprach dies, schärfte seinem Gast dringend ein, äußerst vorsichtig zu sein und Niemanden ohne das verabredete Zeichen zu öffnen, und entfernte sich mit dem Versprechen, ihm Bücher zur Unterhaltung zu verschaffen.

(Schluß folgt.)

*) Alle südlichen Berglehnen um Kuttenberg waren seit uralter Zeit schon mit Wein bepflanzt, der für sehr gut galt, doch etwas zu süß war.

Feuilleton.

Sebastopol nach der Erstürmung.

(Hierzu das Porträt des Generals Bosquet und das Bild: „Der Sturm auf den Malakoff.")

Die Ueberraschung, welche im Lager der Alliirten am Sonntag (9. September) herrschte, als die Nachricht, die Russen hätten die brennende Stadt vollständig geräumt, sich mit Blitzesschnelle verbreitete, ist unbeschreiblich. Wußte man zu jener Zeit doch nicht, welche Tragweite die Besetzung des Malakoffs haben werde, und war man doch im englischen Lager auf einen neuen Sturm gegen den Redan vorbereitet. Alles wollte nun die brennende Stadt in nächster Nähe sehen, und um die Menge von der riesigen Brandstätte abzuhalten, in deren Mitte noch immer Explosionen stattfanden, sahen sich die englischen Generale veranlaßt, einen Postencordon längs der ganzen Fronte aufzustellen. Bevor dies jedoch der Fall war, hatten Zuaven- und Matrosenhaufen schon ihren Weg in die Stadt gefunden, kamen mit Beute aller Art beladen zurück und fügten sich eben nicht am willigsten, wenn die Posten Miene machten, ihnen diese abzunehmen. Die englischen Pikets hatten übrigens nur die Weisung, den Plünderungen von britischer Seite zu wehren; den Franzosen, Sardiniern und Türken durften sie nichts in den Weg legen, und damit war muthmaßlichen Zänkereien am besten vorgebeugt. Das Einvernehmen der verschiedenen Truppenkörper wurde, Dank dieser Vorsicht, auch nach der Einnahme von Sebastopol nicht im mindesten gestört. Als am Sonntag Morgens die Reste der französischen Regimenter, welche den kleinen Redan und die linke Seite des Malakoff gestürmt hatten, zurückkamen, mußten sie vor der auf dem Paradeplatz aufgestellten zweiten englischen Division vorbeimarschiren. Sowie die erste Linie dieser Braven anrückte, brachte sie den englischen Waffengenossen ein donnerndes Hurrah, das von den Engländern freudig erwidert wurde. Die Offiziere salutirten einander; die Engländer präsentirten das Gewehr — es war der erste Bewillkömmensgruß nach der Hitze des vorigen Tages. Die Russen standen den Tag über dichtgedrängt auf den jenseitigen Höhen und beobachteten mit sichtbarem Interesse die Fortschritte des Brandes.

Allmälich kamen Generale und Stabsoffiziere der englischen und französischen Armee zur Fronte geritten, um der Stadt einen Besuch zu machen. Aber das Fort Nikolaus war noch ein Flam-

Digitized by Google

Sturm auf den Malakoff.

Digitized by Google

Digitized by Google

menmeer, Fort Paul war noch immer nicht explodirt, und die Ingenieure erklärten, vor 48 Stunden ließe sich die Stadt nicht mit Sicherheit betreten. Mir (dem Korrespondenten) mit noch einigen Anderen gelang es indessen, die aufgehobenen Posten zu umgehen und zwischen dem Mamelon und Malakoff in's Freie zu gelangen. Der Weg war mit beutebeladenen Franzosen und Trupps russischer Gefangenen bedeckt. Auch Todte, Sterbende und Verwundete, die aus dem Malakoff in die Lager-Hospitäler geschafft wurden, gab es an dieser Stelle in Massen. Wir drängten uns mitten in dieses Gewühl bis zum Kopfe der französischen Sappe, und uns gegenüber lag der furchtbare Malakoff. Ruhig glänzte auf seiner höchsten Spitze die französische Trikolore und neben derselben war man bereits mit der Anlegung eines Semaphors beschäftigt. Noch ein Schritt vorsichtig gethan, um die herumliegenden Verwundeten nicht zu verletzen, und die Sappe ist in unserem Rücken. Zu unseren Füßen dehnt sich ein 20 bis 22 Fuß breiter, etwa 10 Fuß tiefer Graben. Das ist der Fleck, wo ihn die Franzosen überschritten. Sie thaten es vermittelst Planken, die zweckmäßiger als Leitern sind; sie hatten übrigens blos 10, die Engländer 200 Yards bis zum feindlichen Graben zu durchlaufen. Da liegen noch die Schanzkörbe, die den Franzosen halfen, eine fliegende Sappe zu konstruiren, die es ihnen möglich machte, ihre Verstärkungen ohne Unterbrechung nachzusenden, und weiter vorne stößt man auf eine Erdfurche, die erste Arbeit der französischen Ingenieure, um etwaige Drähte, die zu Pulverminen führen könnten, aufzufinden und durchzuschneiden. Wir steigen auf's Parapet hinauf und auf dessen anderer Seite wieder hinab. Da stehen acht Reihen Schanzkörbe, eine auf die andere gethürmt, und jede Reihe bildet im Zurückweichen ein vortreffliches Bankett für die Vertheidiger. Im Innern aber ist es schauerlich. Die Franzosen schaffen ihre Verwundeten fort, und fünf Leichenhaufen liegen aufgeschichtet zur Seite, um die Passage für die Lebenden frei zu halten. Blutlachen bedecken den Boden und schon jetzt ist der Gestank unerträglich. Garstige Fliegenschwärme umsummen Todte und Verwesende, zerbrochene Flinten, zerfetzte Tschakos, Patrontaschen und Tornister, zertrümmerte Feldflaschen liegen in wüsten Haufen mit Patronen, Granaten und Bombenstücken gemischt umher. Die Traversen sind so hoch, daß sich der Malakoff von keinem Punkte aus ganz übersehen läßt; in seiner Mitte aber steht noch ein ruinenartig aussehender Erdhügel, vielleicht die Decke eines bombenfesten Gewölbes, vielleicht der Rest des ursprünglichen, längst verschwundenen Malakoffthurmes. Die Geschütze, die hier gefunden wurden — 60 an der Zahl — sind durchwegs Schiffskanonen und wurden wie diese bedient. Außerdem gab es in diesem Werke blos einige wenige altmodische Mörser.

Die Stärke der Russen war zugleich ihre Schwäche; sie gingen durch ihre bombenfesten Gewölbe zu Grunde. Ein anfangs schmaler, dann immer weiter werdender Gang führt vom Walle in diese Gemächer. Sie sind 4 bis 5 Fuß hoch und halten 8 bis 10 Fuß im Gevierte. Das Licht fällt von außen sehr spärlich ein, und in diese Löcher verkroch sich die Besatzung, wenn das Bombardement am stärksten wüthete. Der Anblick dieser Höhlen, der Gestank in ihnen, ist fürchterlich, aber sie sind gegen die allerschwersten Bomben geborgen. Auf der Decke ist eine Lage sorgfältig geschichteter zersägter Mastbäume angebracht, darauf eine Lage Erde, auf dieser eine Schichte von Schanzkörben, und zuletzt wieder eine dicke Erdlage. In einem dieser in den Felsen selbst eingehauenen Löcher scheint der Kommandant gewohnt zu haben. Fürwahr ein trauriger Aufenthalt! Der Boden war hier fußhoch mit Schriften bedeckt; das ganze Gemach ist wahrscheinlich ein Ueberrest des alten „Weißen Thurmes."

Der Malakoff ist ein geschlossenes Werk; blos rückwärts gegen die Stadt zu blieb es offen, und diese Oeffnung sowol wie die Seitenöffnungen, die zu den nach dem großen und kleinen Redan reichenden Courtinen führten, wurden von den Franzosen natürlich verschlossen, sowie sie eingedrungen waren. Auf diese Weise allein wurde es ihnen möglich, ihre Verstärkungen ununterbrochen an sich zu ziehen und den wiederholten verzweifelten Angriffen des Feindes Stand zu halten. Auch Feldgeschütze brachten sie möglichst rasch nach, und beschossen aus ihnen die russischen Reserven, worin ihnen die englischen Batterien in den Steinbrüchen auf's wirksamste beistanden. Mit dem Malakoff war Sebastopol für die Russen verloren. Der auf der Nordseite befindliche Graben ist noch immer mit russischen und französischen Leichen gefüllt; gegen den kleinen Redan zu ist der Boden buchstäblich vor Leichen nicht zu sehen. Das war die Stelle, wo die Franzosen in ihrem Angriffe auf den Redan furchtbar gelitten haben. Aber auch die Verluste der Russen innerhalb dieses Werkes waren grauenhaft. Noch liegen ihre Leichen wie in einem Schlachthause dort aufeinander gethürmt. Diese schenßlichen Verstümmlungen! diese Blutlachen! es ist entsetzlich.

Vom Malakoff hinabsteigend, gelangten wir in eine gegen den Hafen hin offene Vorstadt, deren Häuser in Trümmern liegen. Sie ist mit Todten angefüllt. Die Russen hatten sich in die Winkel und Verstecke dieser Häuser verkrochen, um dort wie vergiftete Ratten zu verenden. Artilleriepferde, denen der Bauch von den Kugeln aufgeschlitzt wurde, daß die Gedärme heraushängen, liegen auf dem hinter dem Malakoff befindlichen Raume hingestreckt und bezeichnen die Stelle, auf der die Russen den letzten Versuch machten, das Werk mit Hilfe ihrer von schwerer Artillerie gedeckten Kolonnen den Franzosen zu entreißen. Jedes Haus, jede Kirche, öffentliche Gebäude und Schilderhäuser sind hier von Kugeln durchlöchert. Wendet man sich nach links, so gelangt man längs einer hohen, langen, schneeweißen Mauer an den Eingang zu den Werften. Die Mauer selbst trägt überall die Verwüstungsspuren unserer Geschütze und umschließt die Docks, die nach dem Ausspruche unserer Seeleute ihresgleichen in der Welt nicht haben. In einem derselben flaggt lustig ein Dampfer. Thore und Seiten sind in Trümmern und die stattlichen Werftenbauten zur Rechten sind so furchtbar zugerichtet, daß es ein Räthsel ist, wie ihre Mauern noch zusammenhalten. Nur Fort St. Paul steht noch unversehrt, in mächtiger Glorie, aber unheilverkündend vor unseren Blicken. Es wagt sich noch Niemand in seine Nähe, und selbst die mildthätigsten Seelen scheuen sich bis zum Hospital vorzudringen, das, wie wir wissen, in seinen Räumen untergebracht ist. Ich besuchte es am folgenden Tage.

Von allen Schreckuissen des Krieges, die je ein menschliches Auge gesehen, war der Anblick des Hospitals von Sebastopol das allerschrecklichste, herzbrechendste. Hier hört jede Möglichkeit einer Schilderung auf. Wie furchtbar ein Mensch verstümmelt werden kann, ohne zu sterben, nachdem ein jedes Glied zerschmettert ist, jede Ader ihren Blutgehalt ausgegossen hat — das konnte man an dieser Stelle lernen. Das als Hospital benützte Gebäude ist eine der mächtigen, im Innern der Werften gelegenen Bauten, im Mittelpunkt einer Reihe von Baulichkeiten, die einen rechten Winkel mit der Redanlinie bildet. Dadurch war diese Reihe zumeist den über den Redan hinwegfliegenden und gegen die Baraken-Batterie gerichteten Geschossen ausgesetzt. Die Wirkung derselben liegt zutage, wenn man diese Häuserreihe jetzt betrachtet. In eines dieser Gebäude eintretend, bot sich mir ein Anblick, wie, Dank dem Allmächtigen, nur wenigen Menschen je beschieden war.

In einer langen, niedrigen, von viereckigen Pfeilern getragenen, durch zertrümmerte Fenster düster beleuchteten Stube, lagen die verwundeten Russen, die ihr General unserer Barmherzigkeit anvertraut hatte. Die Verwundeten — sagte ich, nein, das ist das echte Wort nicht, die verfaulten und verfaulenden Körper der Soldaten, die in ihrem letzten Todeskampfe hier zurückgelassen worden waren, ohne Beistand, ohne Pflege, so dicht als möglich aneinander gepackt, die Einen auf der Diele, die Andern auf elenden Bettgestellen oder blutgetränkten Strohbünden, aus denen die ekelhaftesten Fluida auf den Boden durchsickerten. Inmitten dieses Getöses explodirender Werke, inmitten von Bomben, die durch die Wände der Stube, in der sie lagen, durchschlugen, umgeben von den knisternden Flammen der brennenden Stadt, hat man diese Unglücklichen, die ihrem Kaiser und Herrn, dem Czaren, nur zu treu gedient haben, dem Tode preisgegeben. Viele hätten durch Pflege gerettet werden können, viele lagen noch lebendig da, während die Maden in ihren Wunden Tafel hielten. Andere, halb wahnsinnig infolge dieser ihrer gräßlichen Umgebung, hatten, vielleicht um dieser zu entrinnen, sich unter die entferntesten Bettgestelle hingewälzt und stierten uns, die leichenblassen Gäste, an. O Gott, mit welchen Augen! Mit gebrochenen Armen und verrenkten Füßen, mit zackigen, aus dem rohen Fleisch herausragenden Splittern lagen sie da und baten um Brod, um Wasser, um Erbarmen, und die nicht mehr sprechen konnten, deuteten sterbend auf ihre Todeswunden. Viele darunter schienen nur mehr an Jenseits zu denken, und so grauenhaft verzerrt war manche dieser Jammergestalten, daß wir, wie von übermächtigen Gewalten festgebannt, das erschrockene Auge nicht von ihnen abzuwenden vermochten. Ist es möglich, daß dieser weiße Knochenhaufen, an den Kleiderfetzen hangen, oder dort diese halbverbrannte Fleischmasse je ein menschlicher Körper gewesen ist?! Diese zu gigantischen Fratzen aufgeschwollenen Gesichter mit den hervortretenden Glotzaugen und den schwarzen heraushängenden Zungen sind Menschenangesichter!? Schauderhaft! Grauenhaft!

In einem dieser Schreckenssäle fanden wir mehrere englische

Digitized by Google

Soldaten, einige todt, einige noch am Leben, und unter diesen den unglücklichen Kapitän Baugham vom 90., der seitdem seinen Wunden erlegen ist. Ich gestehe es offen, ich konnte diese Szenen, vor denen sich selbst unsere Aerzte entsetzten, nicht länger mitansehen. Dieser beengende Leichengeruch, dieser Gestank von brandigen Wunden, verpestetem Blute, verwesendem Fleische war grauenhaft über alle Begriffe. Was aber mögen die Verwundeten gelitten haben, die all' das ertragen, ohne eine helfende Hand, ohne labenden Trunk sterben mußten? Die meisten dieser Leute waren am Sonnabend, vielleicht viele schon am Freitag verwundet worden, und wer vermöße sich zu sagen, wie viel länger andere in diesen Sälen — es gab deren gar viele — gelegen hatten? In der Hast des Rückzuges scheinen die Russen auch noch Todte, um sich Platz zu verschaffen, hereingebracht und mit gräßlicher Satyre auf die Strohlager gebettet zu haben. Um die Verwundeten haben sie sich weiter nicht gekümmert.

Zunächst passiren wir den großen Redan. Welche Ruine sich da unserem Auge zeigt! Sämmtliche rückwärts gelegene Häuser unförmliche Steinmassen, — ein Thurm mit einem von einer Kugel mittendurch getroffenen Zifferblatte, — eine Pyjode in Trümmern, ein anderer Thurm mit zerstörtem Uhrwerk, auf dessen Zifferblatte aber noch der Name des englischen Uhrmachers (Barwise London) zu lesen war, — Küchen, in denen Menschenblut zwischen Kochgeschirren stack; allenthalben die gräßlichste Verwüstung. Es mußte dies früher ein elegantes Stadtviertel gewesen sein. Heute würden es seine ältesten Bewohner nicht wieder erkennen. Den Redan erklimmend, traten uns bald die Spuren des letzten mörderischen Kampfes entgegen. Der Graben mit verbrannten, zerfetzten englischen Leichen gefüllt, das ganze Terrain mit Leichen, zerbrochenen Schanzkörben und Waffen bedeckt, die bombenfesten Gewölbe ganz wie die des Malakoff eingerichtet. In einem derselben fand man ein Notenheft, darin ein Frauenname, und am Eingange einen Blumentopf und einen Canarienvogel. —

Der eigentliche Schlüssel Sebastopols liegt in den weitläufigen Befestigungen, auf welchen sich die Ruinen des Malakoffthurmes befinden, und sein ausgedehntes Befestigungssystem war es allein, welches die Südseite von Sebastopol vertheidigte. Bekanntlich war der Sturm vom 18. Juni für die Verbündeten äußerst ungünstig; am 8. September erfolgte nach dreitägigem Bombardement ein neuer Sturm, welcher die Alliirten zu Herren des Malakoff sowie der übrigen Befestigungswerke der Südseite Sebastopols machte. Der Sturm auf den Malakoff geschah unter dem Kommando des Divisionsgenerals Bosquet, des Siegers in den blutigen Schlachten bei Inkermann und an der Alma.

Maria Josef Bosquet, der glänzendste Name im französischen Heere, der zu den Siegen der Verbündeten in der Krim wol das Meiste beitrug, wurde im Jahre 1810 in der Stadt Pau in Frankreich geboren, trat mit neunzehn Jahren in's Militär ein, erhielt 1833 das Unterlieutenants-Patent und ging bald darauf als Artillerie-Oberlieutenant nach Algerien, wo er sich in den Kämpfen mit den Arabern durch persönlichen Muth, glänzende Tapferkeit und seltene militärische Kenntnisse so sehr auszeichnete, daß er bereits im Jahre 1848 zum Brigadier ernannt wurde. Im Jahre 1853 wurde er Divisionsgeneral, übernahm im Jahre 1854 das Kommando der zweiten Division in der orientalischen Armee und hat als solcher, wie schon erwähnt, zu dem siegreichen Erfolge der französischen Waffen in der Krim wesentlich beigetragen. Es ist überflüssig, noch hinzuzusetzen, daß Bosquet zu den genialsten, gebildetsten und humansten Offizieren Frankreichs zählt.

Das war recht geschehen.

Ein Reiseerlebniß.

Als ich mich im Jahre 1829 in München zum Doktor promoviren ließ, sah es in Deutschland mit den Eisenbahnen noch spärlich aus und das Reisen ging daher auch noch nicht so rasch, wie heutigen Tags. Ich bin nun zwar ein großer Freund von guten Neuerungen und überhaupt für den vernünftigen Fortschritt, allein ich muß denn doch gestehen, daß das Reisen nach Art der alten Weise auch sehr angenehme Seiten hatte und, wenn man auch jetzt in Sturmeseile aneinander wegbraust, so lernte man damals doch Städte und Menschen kennen.

Auf meinen seitherigen Irrfahrten durchs Leben habe ich nur selten Bekanntschaften machen können und ich erinnere mich daher noch mit wahrhaftem Vergnügen an eine höchst interessante aus jener Zeit, wo ich als neugebackener Doctor durch Schwaben nach dem Rhein zurückreiste, und die außerdem noch eine komische Episode lieferte.

Zwischen München, Augsburg, Ulm, Stuttgart und Karlsruhe und umgekehrt, konnte man für billiges Geld an allen diesen Orten zu allen Stunden Retour-Chaisen antreffen, darin ohne Zweifel interessante Bekanntschaften auch vorbehalten blieben, allein es ist für manche Leute von jeher eine eigenthümliche Sache gewesen, cum omnibus verlieb zu nehmen. Auch ich theilte diesen Skrupel und ließ mich in Ulm in den Postwagen einschreiben. Der Hauptwagen war schon besetzt, daher ich meinen Platz in der Beichaise erhielt. Beichaise! Wem reißt es heute nicht noch in den Gliedern, wenn man nur daran denkt?

Als ich einstieg, saßen im Fond zwei Juden, deren mir das liebe Schicksal immer ein paar in Gesellschaft führte, wenn ich mich einer Reise auf gemeinschaftliche Kosten anschließen mußte; neben dem mir bestimmten Sitze schmiegte sich aber ein ganz niedliches allerliebstes Schwabenmädchen in die Ecke, die, wie ich es später erfuhr, in Reutlingen das Licht der Welt erblickte und die berühmte Bibliothek ihrer Vaterstadt von A bis Z kannte; darunter sich in Sonderheit die Werke von der h. Genofeva, vom gehörnten Sigfried, von den sieben Heumonskindern ꝛc. auszeichnen.

Wir alle vier im Wagen schienen der Morgenröthe noch nicht recht in die Augen blicken zu können, denn eingewiegt vom Schaukeln unsers Rumpelkastens verfielen wir alsbald in leises Nicken, dem Uebergang zum Schlummer. Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht, als ich durch einen gewaltigen Ruck am ganzen Körper erbebte, nichtsdestomehr aber in meiner Lage blieb. Ich war zwar wach geworden, hatte aber die Augen noch nicht aufgeschlagen, als ich von einem der Hebräer, die gerne schöngeistern und witzbolden, sagen hörte: „Ich kanns dem Herrn nicht verdenken, daß er so gut schläft, hat er sich doch ein ganz feines Polster ausgesucht," worauf der andere beifügte: „An Ihrer Stelle, Mamselchen, thät ich mer aber nicht gefallen lassen dieses."

Da dachte ich nach, ob ich irgend eine Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit begangen, und in demselben Augenblicke antwortete meine Nachbarin: „Warum denn nicht, der Herr schläft ja so gut, wie sollt' ich ihn denn da stören."

Mit linienbreit geöffnetem Augendeckel suchte ich mich zu orientiren und fand, daß ich mich ganz sans façon mit meinem Kopfe auf den Busen der barmherzigsten aller Schwäbinen gebettet hatte. Kein Wunder, daß ich so sanft schlief. Um nicht als Tölpel zu erwachen und um keine Entschuldigung hervorstammeln zu müssen, spielte ich diesmal den Klugen, verhielt mich noch etwas ruhig, wendete dann den Kopf nach der andern Seite, daß er auf meine eigene Wenigkeit zu liegen kam, und erwachte scheinbar, als das Rad über den nächsten Stein hinwegstolperte. Unsere Unterhaltung fing darauf an, nach und nach lebhafter zu werden, als ich jedoch davon sprach, daß auf der nächsten Station die Plätze gewechselt werden sollten, da stellten sich die Söhne Israels taub, wie ich es vorhin gethan hatte. Angelangt vor der Posthalterei, womit eine Gastwirthschaft verbunden war, stieg ich mit meiner niedlichen Nachbarin aus, nachdem ich sie vorher zu einem gebührenden Frühstück eingeladen hatte, während Isaak und Jakob in aller Gemächlichkeit sitzen blieben.

Auf dieser Station kommunicirten damals verschiedene Postwagen, daher hier auch der Halt länger als sonst dauerte. Meine Gefährtin und ich hatten bereits den Kaffee verzehrt, als ich mich zufällig einmal im Saale umsah, bei welcher Gelegenheit ich die beiden Juden vermißte. Da fiel mir's brühheiß ein, daß die Beiden wahrscheinlich deshalb nicht ausgestiegen seien, um erstens die Rücksitze zu occupiren und dann mit der Zeche zu geizen.

Jetzt rief ich den Posthalter auf die Seite, theilte ihm die Sache in zwei Worten mit und der joviale Mann begriff wie ich. „Wenn die wirklich noch im Wagen sitzen, mein Herr, dann sorge ich dafür, daß Sie mit Ihrer Dame dennoch den Rücksitz erhalten." Mit diesen Worten verließ er mich, um nachzusehen.

Ich hatte eben die Zeche entrichtet, als der Schwager in's Horn schmetterte und uns der Posthalter einlud, in den Wagen zu steigen, während der Kellner unsere Reiseeffekten voraustrug. Zu meinem Erstaunen waren die Juden verschwunden. Meine Begleiterin und ich nahmen die bequemen Hintersitze ein, der Schlag flog zu, der Posthalter reichte mir zum Abschied die Hand, indem er geheimnißvoll lächelte, und „hopp, hopp" ging's jetzt der Landstraße entlang. Von der Reutlingerin bekam ich immer bessere Begriffe, die ich nunmehr auf alle Schwabenmädchen ausgedehnt habe, und gestehe gerne, daß ich eine höchst interessante Bekanntschaft machte,

Digitized by Google

Bosquet.

Digitized by Google

Digitized by Google

denn die Holdängige eröffnete mir, daß sie mit der Familie unsers großen Schiller in einer zwar sehr entfernten, aber doch immerhin verwandtschaftlichen Beziehung stehe.

Es mochte wol eine halbe Stunde nach unserer Abfahrt gewesen sein, als der Posthalter in seinen Hof trat und zu den Knechten sagte: „Die Chaise da müßt ihr jetzt gleich in die Schmiede bringen, damit die Schrauben angezogen und der eine Reif geschweißt werde."

Da guckten die Juden zum Schlage heraus und frugen gleichzeitig: „Fahren mer bald weiter, Herr Posthalter?"

Dieser aber stellte sich höchst verwundert, sie hier in dem unbenützbaren Wagen zu sehen und meinte, daß er von ihrem Hiersein gar keine Vermuthung gehabt habe. „Wo fahren Sie denn hin, Ihr Herren?"

„Gott soll hüten, sein mer doch eingeschrieben bis Eßlingen, wo mer habe zu erscheinen vor Gericht, und müsse eintreffe zur rechten Zeit, sollen mer nicht verurtheilt werden in die Contermazze."

„Ja, aber der Postwagen ist eben vor zwanzig Minuten abgefahren; der Postillon hat sein Zeichen mit dem Horn gegeben und da war es an Ihnen, Ihre Plätze einzunehmen."

„Gott soll hüte, mer sind aber doch gekommen in der Chaise, darin mer noch sitze. Herr Posthalter, lassen Se anspanne!"

„Das ist eine Beichaise, die wird auf der Station gewechselt, und dann ist unterwegs auch ein Reif an dem einen Rad entzwei gegangen und kann gar nicht mehr gefahren werden. Wenn Sie aber Extra-Post nehmen wollen, dann lasse ich einen anderen Wagen einspannen, aber alsdann haben Sie das tarifmäßige Fahrgeld und Trinkgeld bis zur nächsten Station zu erlegen, und wenn Sie den Postwagen nicht mehr einholen, kann ich auch nichts dafür."

„Gott soll hüten, habe mer doch die Billets schon bezahlt bis Eßlingen."

„Kann Alles nichts helfen," schnitt der Posthalter ab, indem er den Gefoppten den Rücken kehrte.

Und wirklich half auch Nichts. Nolens volens mußten die trauernden Juden von den Trümmern ihres Wagensitzes herabsteigen und mittelst Extra-Post ihr Ziel verfolgen. Der Postwagen hatte mittlerweile aber einen solchen Vorsprung gewonnen, daß sie ihn nicht mehr einholen konnten und die ganze Fahrt bis Eßlingen mithin nochmals bezahlen mußten.

Unterwegs sagte Lämmel zum Salme Aron: „Aß mer haben diesmal den Fleck gesetzt neben das Loch."

„Gott soll hüten," meinte dieser, „wenn mer nur nicht verlieren den ganzen Zeug!"

Die Lektion war ihnen aber doch zu gönnen, und gebührte überhaupt Jedem, Jude, oder Christ, Heide oder Türke, der es unterläßt gegen eine Dame galant zu sein und ihr das Rückwärtsfahren zumuthet. Denjenigen, welche sich aber dabei das Frühstück vom eigenen Munde abgeizen, geschieht es doppelt recht.

Poetisches Album.

An —.

Der Himmel Deiner Seele
Strahlt abgespiegelt klar
Mir wieder, freundlichhelle,
In Deinem Augenpaar.

Du Heilige hienieden
Du bist's, der ich vertraut!
Mein längst entfloh'ner Frieden
Ist Deinem Aug' entblaut.

O neig' Dein Antlitz wieder
Dem armen Dulder zu,
Du Seele meiner Lieder! —
O meine Heilige Du!

Einem schlechten Dichter und Baumeister.

Wie gab das Geschick Dir die Gaben verkehrt,
Erst wolltest Du dichten, da fiel Dir Nichts ein;
Doch seitdem Du baust, wird die Klage gehört:
Es fiele nun immer das Ganze Dir ein.

Wolfgang Neumeyer.

Humor, Scherz und Laune.

Anweisung, den Frauenzimmern Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. Wenn man das weibliche Geschlecht in der deutschen Sprache unterrichtet, so fange man bei dem Empfindungsworte an; denn später werden Franenzimmer bei jedem Worte empfindlich, sie bekommen dann immer mehr Worte und immer weniger reine Empfindungen. — Das Geschlechtswort begreifen sie leicht. — Bei den Zahlwörtern nehme man sich in Acht, die Schülerinen an ihre Lebensjahre zu erinnern, sonst kommen sie nie über zwanzig. — Die Ordnungszahlen gehen schon leichter, denn beim Ersten denken sie schon an den Zweiten. — Die Eigenschaftswörter theile man ein in nothwendige und entbehrliche; zu den ersten rechne man: schön, reich, geputzt ꝛc.; zu den zweiten: bescheiden, sittsam, verschwiegen ꝛc. — Bei den Hauptwörtern nenne man ihnen im Anfange nur: Liebhaber, Ball, Tanz ꝛc.; denn daß Diese Hauptwörter sind, leuchtet ihnen bald ein; später nenne man auch: die Treue, die Beständigkeit, die Häuslichkeit ꝛc., weil sie diese Wörter gern als Nebenwörter betrachten. — Bei den Fürwörtern suche man ihnen begreiflich zu machen, daß es außer ich und du noch eine dritte Person gibt. — Bei den Zeitwörtern bemühe man sich, ihnen frühzeitig alle drei Zeiten einzuprägen; denn gewöhnlich vergessen sie über die Gegenwart — Vergangenheit und Zukunft. — In der Syntax mache man ihnen das Studium, wie die Wörter auf einander folgen, dadurch begreiflich, daß man ihnen die Redetheile als eine kleine Haushaltung vorstelle; in welcher die Frau ein regierender, der Mann aber ein regierter Redetheil ist; nun versteht es sich von selbst, was folgen muß. — Daß „ich werde geliebt" zur leidenden Form gehört, fassen sie erst dann, wenn sie sagen: „Ach, ich bin geliebt worden!" — Die Zwischensätze werden ihnen schwerer als die Zwischenreden. — In der Ortographie und der Interpunktion bringen sie es selten weit, denn 1) thun sie meistens groß ohne Ursache; 2) wissen sie wenig vom Gedankenstriche, lassen oft den Gedanken fehlen und machen dagegen den Strich durch die Rechnung; 3) versäumen sie dort, wo es nöthig thut, das Fragezeichen anzuwenden; und 4) brauchen sie zu häufig das Anführungszeichen. Doch gibt es, wie bei jeder Sache, auch hier viele Ausnahmen von der Regel.

Gedankenperlen

aus den Werken der berühmtesten deutschen Schriftsteller, gesammelt von Johann Willim.

Für Wesen, deren Herzen einander verwandt schlugen, bleibt, selbst wenn das zerrissene Band des sittlichen Verhältnisses lange Entfernung auflegt, die Entfremdung ein peinliches Gefühl. Jenen reinen Accord, in den sie zusammen schmolzen, wieder hervor zu zaubern, vermöchte kein Gott; aber jedes lauscht, ob nicht aus der Ferne ein Laut der Sehnsucht herüber schwebe, eine Saite ertöne, welche sanft die feinige anregt; es gewöhnt sich nicht an den Gedanken, daß der schneidende Mißklang sich nie in mildere Töne löse. Dem strengen Gebot der Nothwendigkeit gehorchend, verfolgen die beiden Vereinzelten, jeder schweigend, den getrennten Pfad, aber immer wendet sich ihr Antlitz nach der Gegend, wo der Andere wandelt, immer späht der trübe Blick, ob nicht irgend ein Nebenweg in den einsamen Gang des Geschiedenen hinüber lenke.

Warum blühen die beiden Himmelsblumen, Liebe und Freundschaft, so nahe bei den giftigsten Gewächsen, Haß und Rache? Warum steht das Menschenherz offen vor ihnen wie die goldene Pforte des Westen, durch welche leise Abendwinde wandeln und Stürme toben?

Warum, o Natur kannst du in deiner unnennbaren Schönheit denn doch nicht die Sehnsucht des Herzens stillen? Warum bist du bei deinem kräftigen Walten, bei dem ewig frischen, durch alle deine Adern strömenden Leben, bei deiner beredten, allen Nationen verständlichen Sprache dennoch dem Menschen so öde und todt, wenn ihm unter deinen Millionen Wesen nur das eine fehlt, das er liebt? Aber du umfassest Alle mit gleicher Liebe, deine Milde und Schönheit grüßt Jeden mit gleicher Huld, und das Herz sehnt sich doch nun wieder nach einem Herzen, dem es mehr gilt als Alles.

Glückliche Augenblicke! Stunden des Zaubers und des Lei-

Digitized by Google

dens! gibt es noch ein Glück im Leben, welches die Qualen der Liebe aufwöge?

Das Auge, das sehnend nach oben strebt, die Seele, die kühn zum Himmel schwebt, der Glaube, der sich zu Gott erhebt, das sind die höchsten Güter. Wer nur an irdischer Scholle hängt, Wen jeder kleine Kummer bedrängt und jede leise Irrung kränkt, der kennt nicht die höchsten der Güter.

Es ist erlaubt zu täuschen, wo der Wunsch Gutes zu stiften, ein reines Herz beseelt. In diesem Falle befinden sich die Aerzte, die dem Kranken Genesung vorspiegeln, indem sie selbst die Ueberzeugung haben, daß er sterben müsse.

Die einzige untrügliche Verwandtschaft eines Menschen sind seine Erfahrungen — sie begleiten ihn auf allen seinen Wegen bis zum Grabe, und sie allein täuschen ihn nicht.

Es ist eine gar schöne Zeit, diese Knospenzeit der Liebe, wo die ersten Blätter sich röthen, Thränen nur ein sanfter, erquickender Thau sind, und die Strahlen der Morgensonne mit warmem Hauche die Blätter zum Entfalten hervorlocken. Schwellend drängen sie sich nach dem Lichte, nach dem wärmenden Hauche, ein unbekanntes Gefühl hebt sie immer mehr und mehr empor und im Entfalten suchen sie ihr einziges Glück. Da saugt an einem Wonnetag ein milder Sonnenstrahl den Thau freundlich auf, die Knospe schwellt, sie durchbricht die grüne Hülle, und zart, sanft erröthend öffnet sie ihren verschlossenen Kelch dem Lichte und scheint in dem ersten Duft, den sie aushaucht, leise zitternd zu rufen: ich liebe! Was kümmert sie dann der Stuem, der sie umweht, — küsset doch jeder junge Tag sie mehr und mehr, duftet sie doch an jedem Abend lieblicher, und verweilt doch der West, um ihre zarte Blätterfülle spielend, gern bei ihr. Aber was Duft und Farbe lockte, was das Verborgene zum Leben hervor rief und das Farbenlose mit dem sanften Roth überhaucht — die Strahlen der Sonne bleichen ihre Blüthe, der Zephyr drängt sich nicht mehr zwischen ihre dichten Blätter, sie senkt trauernd ihr Haupt, und er rauscht durch die welken, sie auf seinen Schmetterlingsflügeln mit sich fortnehmend. Kurz sind die Blüthentage des Frühlings, lang ist der Sommer, lang die Tage des Herbstes, und des Winters? o wie tief ist sein Schlaf bis zum Erwachen! — Aber noch kürzer ist das Blüthenleben der ersten Liebe, oft sind es nur Stunden, oft nur Tage, selten Jahre, in denen sie in Gluth und Frische den Menschen beglückt, drückend ist der schwüle Sommer des Lebens, rauh sind die Stürme des Herbstes, und Erinnerung und Sehnsucht nach den schönen Tagen eines Freudenparadieses ist Alles, was uns bleibt.

Edle Blumen haben sogenannte Nectarien, Honigbehälter, in denen die edelsten Säfte der Pflanzen sich sammeln. Aber um dahin zu kommen, muß man zuweilen — wenn man blos ungeschickte Menschenfinger, nicht das Genie der Biene oder Hummel besitzt — die Blume selbst verletzen. Auch die Menschenseele hat so ein Nectarium, das wir oft wie das der Blume behandeln.

Ein Ballsaal an einem Wintervormittag nach einem Ball ist etwas sehr Ungemüthliches; der Glanz ist erloschen, die Musik verstummt, alle die frische Jugendlust verschwunden, die Fenstergardinen sind mit Staub bedeckt, die Lichtstümpfe sitzen in den Lampetten, die Violine und andere Instrumente liegen da wie Mumien und deuten auf ein Leben hin, das einmal war.

Historischer Monats-Kalender.

November.

Am 1. November 1823 starb der dramatische Schriftsteller Wilhelm von Gerstenberg.
— 2. — 1766 wurde Feldmarschall Radetzky geboren.
— 3. — 1853 erließ Kaiser Nikolaus von Rußland sein Kriegsmanifest.
— 4. — 1853 Schlacht bei Oltenitza.
— 5. — 1757 Schlacht bei Rosbach, in welcher Friedrich der Große von Preußen einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter Soubise erfocht.
— 6. — 1835 starb der berühmte Komiker und k. k. Hofkapellensänger Ignaz Schuster.
— 7. — 1750 wurde der Dichter Friedrich Leopold Graf Stolberg geboren.
— 8. — 1712 empfing Kaiser Karl VI. die feierliche Huldigung zu Wien.
— 9. — 1313 Schlacht zwischen den beiden Bewerbern um die deutsche Kaiserkrone: Friedrich dem Schönen von Oesterreich und Ludwig v. Baiern, in welcher Ludwig den Sieg davon trug.
Am 10. November 1483 wurde Dr. Martin Luther zu Eisleben;
— 11. — 1759 Friedrich von Schiller zu Marbach geboren.
— 12. — 1824 starb der Dichter Klamer Eberhard Karl Schmidt.
— 13. — 1853 Heiligsprechung des barmherzigen Bruders Johannes Grande, genannt Peccatore.
— 14. — 1853 Sieg der Russen über die Türken bei Bojandur.
— 15. — 1853 starb die Königin Maria da Gloria v. Portugal.
— 16. — 1853 erlitten die Türken eine Niederlage am Aparitschal. 1708 wurde der berühmte Albrecht von Haller zu Bern geboren.
— 17. — 1629 wurde Bethlen Gabor, der rebellische Fürst v. Siebenbürgen, zur Erde bestattet.
— 18. — 1851 bestieg Georg Friedrich V. den hannöverischen Thron. — 1768 wurde der dramatischer Schriftsteller Zacharias Werner zu Königsberg geboren.
— 19. — 1608 trat Rudolf II. an den Erzherzog Mathias das Königreich Ungarn und das Erzherzogthum Oesterreich ab.
— 20. — 1740 empfing Maria Thresia von der Stadt Wien die allgemeine Huldigung und den feierlichen Schwur der Treue.
— 21. — 1759 Schlacht bei Maxen. Der preußische General Fink kapitulirt nach einem Verlust von 4000 Mann; 11,000 Preußen gerathen in österr. Gefangenschaft.
— 22. — 1420 wurde Prachatitz von Ziska erstürmt.
— 23. — 1457 starb Ladislaus Posthumus (d. Nachgeborne) zu Prag.
— 24. — 1806 Enthüllung der Statue Kaiser Josef's II. auf dem Josefsplatze zu Wien.
— 25. — 1762 wurde der verdiente Schriftsteller Leonhard Wächter (Veit Weber) geboren.
— 26. — 1853 Sieg des russischen Generals Andronikoff über die Türken bei Achalzik.
— 27. — 1812 Uebergang der Franzosen über die Beresina.
— 28. — 1793 durchbrach General Hoche bei Froschweiler die österreichischen Linien und zwang die Verbündeten zum Rückzuge.
— 29. — 1780 starb Kaiserin Maria Thresia im 64. Lebens- und 41. Regierungsjahre.
— 30. — 1853 zerstörten die Russen die türkische Flotte bei Sinope.

Pariser Moden Nr. 11.

1. Ein Mantel mit Sarkragen.

2. Hut von weißem Krepp mit Blonde, an der Seite und am Schirme mit einem Büschel weißer Marabouts und Gräsern ausgeputzt; Kleid von einfarbigem Barège mit einem Unterkleide von Taffet in derselben Farbe; in Falten gezogenes ausgeschnittenes Leibchen mit Revers von einfarbigem Barège, an denen sich Spitzenruchen befinden; Aermel mit zwei Volants, die ebenfalls mit schwarzen Spitzen garnirt sind; Guimpe mit Kragen von Spitzen; Unterärmel von Spitzen; Gürtel mit langen Enden; auf dem Rocke sieben Volants von verschiedener Breite; reiche goldene Aembänder; Stiefelchen von schwarzem Atlas.

3. Haarputz mit Scheitel, schwarzen Spitzen und Band; Kleid von Chantilly-Gaze, auf dem Rocke mit drei abgepaßten Volants; glattes ausgeschnittenes Leibchen mit Canezon von schwarzen Spitzen, der mit schwarzen Sammetstreifen garnirt ist; an jedem Arme ein verschiedenes Armband; Stiefelchen von schwarzem Atlas.

4. Einfacher Eugenie-Haarputz; Leibchen mit Tragbändern von breiter Borte mit schwarzen Sammetmustern, die in langen Enden vorn auf den Rock fallen; auf den langen Schößchen und an den Aermeln Ausputz mit eben solcher Borte; Kragen und Unterärmel von gesticktem Muslin; Stiefelchen von Atlas.

5. Einreihige Herbstpaletots von starkem Tüffel.

Logogriphe.

1.

1. 2. 3. 4. 5.
Ein Blatt vom alten Jahre,
Das dürr am Aft geblieben,
Indeß die frischen grünen
Ringsum der Baum getrieben.

Digitized by Google

2. 3. 4. 5.

Ein Zweig in frischer Jugend,
Der Frucht noch erst verspricht;
Er ändert seinen Namen,
Eh man von ihm sie bricht.

3. 4. 5.

Ein gar unruhig Leben
Auf einmal festgebannt;
Doch löset schnell den Zauber
Ihm Deine warme Hand.

2.

4. 5. 6. 7. 8. 9.

Mit Haupt und Staat,
O Diplomat,
Verbinde mich,
So reit' ich Dich.

1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Sagt, was ihr wollt,
Die Welt, sie tollt,
Im Narrenlauf
Halt' ich sie auf.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Poet, für Dich
Verantwort' ich,
Was Du gedichtet.
„Bin sehr verpflichtet."

(Auflösung folgt.)

Auflösung des Rösselsprunges im 9. Hefte:

Ein gold'ner Morgen war's, als mich der Zufall Dich in lichten Höh'n,
Des Berges Schutzgeist, treffen ließ. Zu bald rief das Geschick mich fort;
Doch in das wunde Herz drang Glück verheißend mir Dein Abschiedswort:
Wenn Menschen auseinander geh'n, so hoffen sie auf Wiederseh'n.

Briefkasten der Redaktion.

Das schwierige Rösselsprung-Problem des 7. Heftes hatten auch gelöst die Herren: P. Ant. Brehm, Kooperator in Chiesch, und P. Emilian Spitzi, Prämonstratenser-Ordenspriester im Stifte Tepl.

Das Rösselsprung-Problem im 8. Hefte haben noch gelöst die Damen: Joh. Swoboda in Zajecic; Theresia Nase, Försterstochter in Salmthal. Die Herren: Joh. Opletal in Großmohran; Adolf Hanel in Rothfluß; Jos. Stareg in Warasdin (Kroatien); Jos. Honz (!) Kaufmann in Smiritz; Wenz. Pospischil, k. k. Rechnungs-Accessist im J. Inst. Reg. zu Ungarisch Hradisch (Mähren); Jos. Schwarz, Lehrer in Lappersdorf; Jos. Kontter in Breitenau (Schlesien); A. Kabus k. k. Bzw. Respizient in Karlsbad; J. A. Feldkirchner in Hirschberg (Böhmen); P. Ant. Brehm, Kooperator in Chiesch; Bar. Löwengrün, Privatier in Graz (Steiermark); Ignaz Long in Podlig; Jos. Linke, Bauer in Bleiswedel; Franz Ploskal, Bäckermeister in Göding (Mähren); Albert Mayßl in Czaslau; Joh. Weisgerber, K F und P R. 114 in Nixdorf (Böhmen). Der Lösung nahe gekommen sind die Herren: Joh. C. Sandner, k. k. Bzw. Obrstbr. in Karlsbad; Aug. Fritsch in Schallan; Joh. Wurth, Unterlehrer in Heiligenkreuz (Oesterreich).

Die Räthsel-Aufgaben im 8. Hefte wurden noch gelöst von den Damen: Ant. Wojaczek in Budischau; Josefine Poglayen in Fiume; Johanna Swoboda in Zajecic. Den Herren: Ignaz Lang in Podlig; Joh. Opletal in Großmohran; Jos. Stareg in Warasdin (Kroatien); J. A. Feldkirchner in Hirschberg. Das Räthsel Nr. 2 löste Hr. Aug. Fritsch in Schallan.

Der Rösselsprung im 9. Hefte wurde gelöst von den Damen: Josefine Poglayen, geb. Visnics, in Fiume; Joh. Swoboda in Zajecic; Theresia Nase, Försterstochter in Salmthal. Von den Herren: P. Franz Patak, Kaplan in Dubenetz; P. Anton Brehm, Kooperator in Chiesch; Wenzel Pospischil, k. k. Rechnungs-Accessist in Ungarisch Hradisch; Emerich Dubsky, in der Ackerbauschule zu Hradischl; A. Kabus, k. k. Bzw. Respizient in Karlsbad; Albert Mayßl in Czaslau; Franz Ploskol in Göding (Mähren); J. R.....t aus Polig; Joh. Karl Sandner, k. k. Bzw. Obrstbr. in Karlsbad; Joh. Schwippl, Wagnermeister in Tepl; Joh. Wueth, Unterlehrer in Heiligenkreuz (Oesterreich); Joh. Heremann in Hohenerlitz; Gab. Keil, k. k. Bzkscomm. in Trautenau.

Das Rösselsprung-Problem im 10. Hefte wurde schon gelöst von der Dame Karoline von Eappe in Prag. Von den Herren: P. Franz Patak, Kaplan in Dubenetz; Samuel Schönberger in Alt-Lieben; Albert Mayßl in Czaslau; Jos. Rueß in Protiwanow.

Die Charaden im 10. Hefte wurden gelöst von Frau Josefa Schönberger und Hrn. Samuel Schönberger in Alt-Lieben. Die zweisilbige Charade, von der Dame Karoline von Eappe in Prag. Von den Herren: P. Franz Patak, Kaplan in Dubenetz; Franz Bauer, Wundarzt in Reichenberg; Wigilsky in Protiwanow.

Hrn. S. D. in H. — So originell und pikant die eingesandte Anekdote ist, so dürfen wir dieselbe doch nicht verwenden, weil sie, obgleich ganz unschuldiger Natur, dennoch übel gedeutet werden könnte. Behalten Sie uns auch fernerhin in freundlichem Andenken.

Hrn. J. W. in H. b. B. (Oesterreich). — Wir bereitwillig wir sind, jede, wenn auch noch so geringe, geistige Anlage anzuerkennen, zu ermuntern und mit Rath und That kräftigst zu unterstützen, haben Sie bereits an sich selbst erfahren und waren so freundlich, uns deshalb Ihren herzlichen Dank auszudrücken. Dies freut uns allerdings, denn wir müssen es leider öffentlich aussprechen, daß die Meisten jener Herren, welche uns ihre schriftstellerischen Versuche zur Beurtheilung vorlegen, von einem so immensen Eigendünkel befangen sind, daß sie diese ihre mehr oder minder verfehlten Elaborate immer für Meisterwerke halten und sich unter die deutschen Klassiker rangiren!); der liebste Dank jedoch wäre uns der, wenn Sie sich ernstlich bestrebten: die von uns so oft gerügten Fehler einmal ablegen und mit dem ganzen Aufgebot Ihrer Kraft etwas Gutes schaffen zu wollen. Schreiben Sie nur ein gelungenes Gedicht, uns Sie haben mehr geleistet, als wenn Sie mit tausend mißlungenen die an geistigen Mißgeburten ohnedies überreiche Welt bestrafen. Von den uns eingesandten Poesien müssen wir alle unbedingt verdammen: sie sind schwerfällige Reimereien ohne einen erheblichen Gedanken. Und werfen Sie doch endlich schon Ihr fatales Verkleinerungsglas weg und betrachten Sie die Welt mit freiem Auge! Das ewige „Kindelein, Blümelein, Röslein, Kränzlein, Sternelein, Engelein" ꝛc., auf das man freilich ohne Mühe genug Reime findet, wird im höchsten Grade unerquicklich. Der Rösselsprung ist kein Rösselsprung; wollen Sie das Schachspiel zu Rathe ziehen.

Hrn. S. M. H. in J. (Schlesien.) — Sie schreiben an uns: „— — wäre ich geneigt novellistische Beiträge zu liefern." So gnädig und bescheidene hat noch Niemand, selbst gefeierte Dichter nicht, zu uns gesprochen. Wir sind ganz zerknirscht und sinnen nach voll Scham: wodurch wir uns wol eine solche Geneigtheit hätten zu Schulden kommen lassen. Doch da führt uns eine zweite klassische Stelle Ihres klassischen Briefes auf die Spur: weil wir Ihren poetischen Versuchen Befähigung nicht absprechen! Also darum Räuber und Mordbrenner! Darum dünken Sie sich schon ein Dichter, ein Novellist, und wollen unser „geneigter Beiträge-Liefernant" sein? Sie können vielleicht einmal ein druckfähiges Gedicht, eine druckfähige Novelle schreiben; aber bis dahin werden Sie noch sehr zunehmen müssen an Alter und Weisheit vor Gott und den Menschen. Jetzt zählen Ihre Elaborate noch zu den rohen Handarbeiten. „Unter welchen Bedingungen wir einen novellistischen Beitrag von Ihnen aufnehmen?" Sie entfalten einen köstlichen Humor, liebenswürdiger Schwärmerling! Wie witzig, wie zweideutig Ihre Frage gestellt ist! Doch nein, Sie können damit nur meinen: was Sie für die Aufnahme desselben zu zahlen hätten? Versucher! Wenn Sie uns den Druckbogen auch mit 1000 fl. CM. bezahlen wollten, wir könnten Ihnen das Blatt selbst nicht öffnen; wenn Ihnen jedoch mit dem Umschlag gedient ist und Sie wir dafür entfallenden Insertgebühren im Vorhinein entrichten wollen, so ließe sich die Sache schon eher machen. Wir sind gefällig nach Möglichkeit, wir Sie sehen. Ihre „Novelle" harrt Ihrer Verfügung.

Hrn. J. H. in H. — Ihre Beiträge werden uns stets willkommen sein.

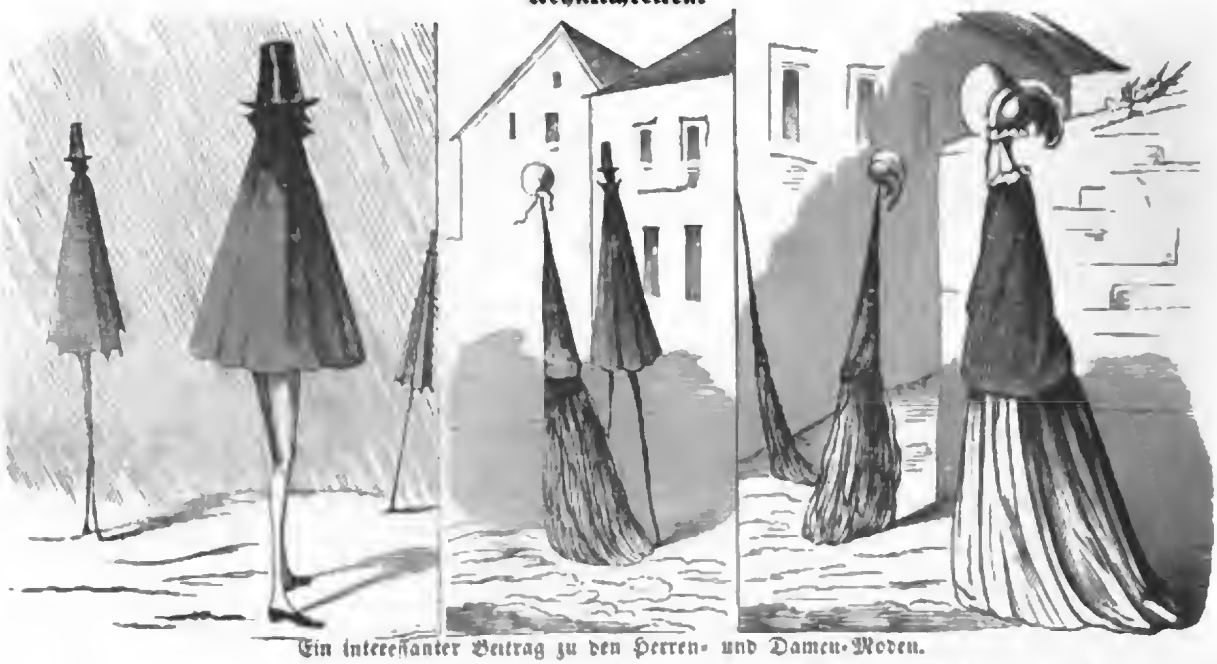
Zuschriften und Beiträge erbitten wir uns unter der Adresse „An die Redaktion der „Erinnerungen" in Prag."

Zur Besprechung liegen uns vor: „Kober's Album. 23.—24. Band. „Der Freihere von Hoftwin." Von Alfred Meißner. — „Bücher für Herz und Scherz." Gesammelte Schriften v. Eduard Pokorny. 2.—3. Band. — „Der Teufel in Wien." Satyrische Wochenschrift. 1. Heft.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Aehnlichkeiten.



Ein intereſſanter Beitrag zu den Herren- und Damen-Moden.

Ein kindiſcher Zeitvertreib.

„Wo warſt Du denn geſtern zwiſchen 10 und 12 Uhr Vormittags?“
„Ich hab' mir wieder einen kindiſchen Zeitvertreib verſchafft.“
„Wie ſo?“
„Ich hab' einen Drachen ſteigen laſſen.“
„W—a—s? Einen Drachen!?“
„Nun, ich hab' meine böſe Alte auf den Stefansthurm geführt.“

Ein ſonderbarer Wunſch.

„Wie geht's, Weinſeppel?“
„Schlecht. Ich wollt', ich wär' ein Kupferſtich an der Wand!“
„Ja, warum denn?“
„Dummer Kerl! Der hat immer ein Glas vor ſich.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

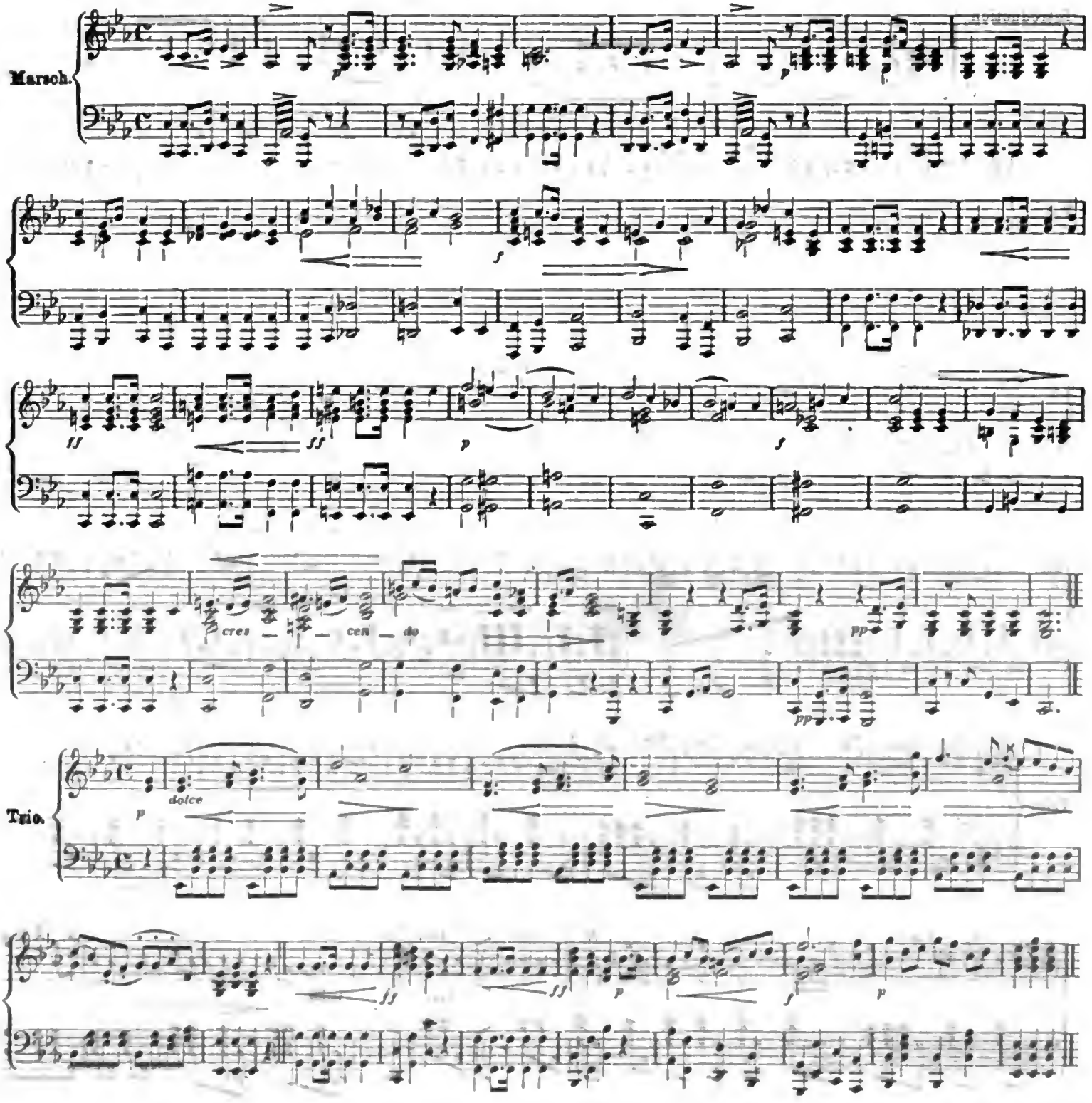
Zanini's Trauer-Marsch.

Allen Freunden des Verblichenen gewidmet

von

Joh. Nep. Judex,

Kapellmeister des löbl. k. k. 10. Lin. Inf. Reg. FML. Zanini.

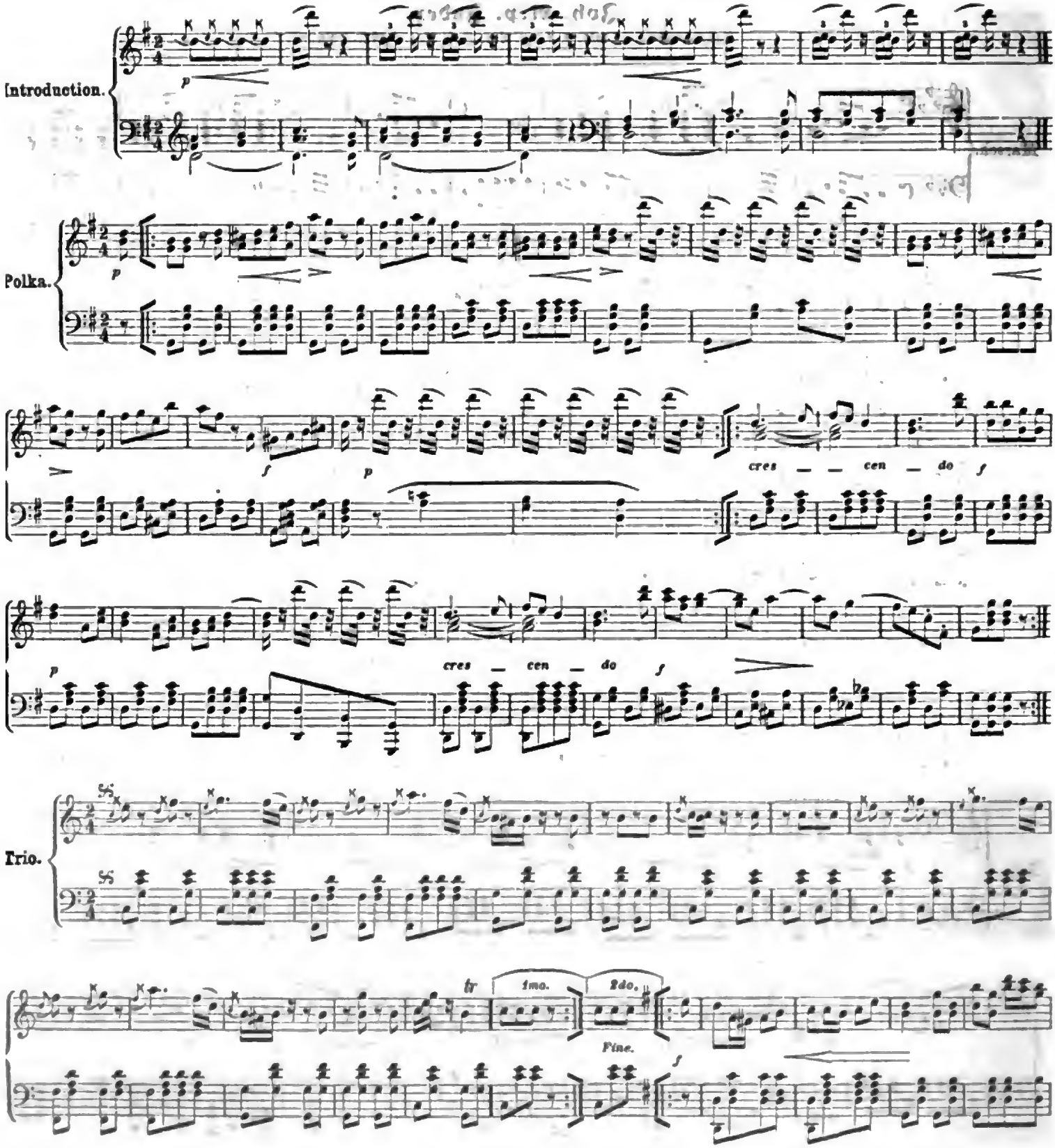


Digitized by Google

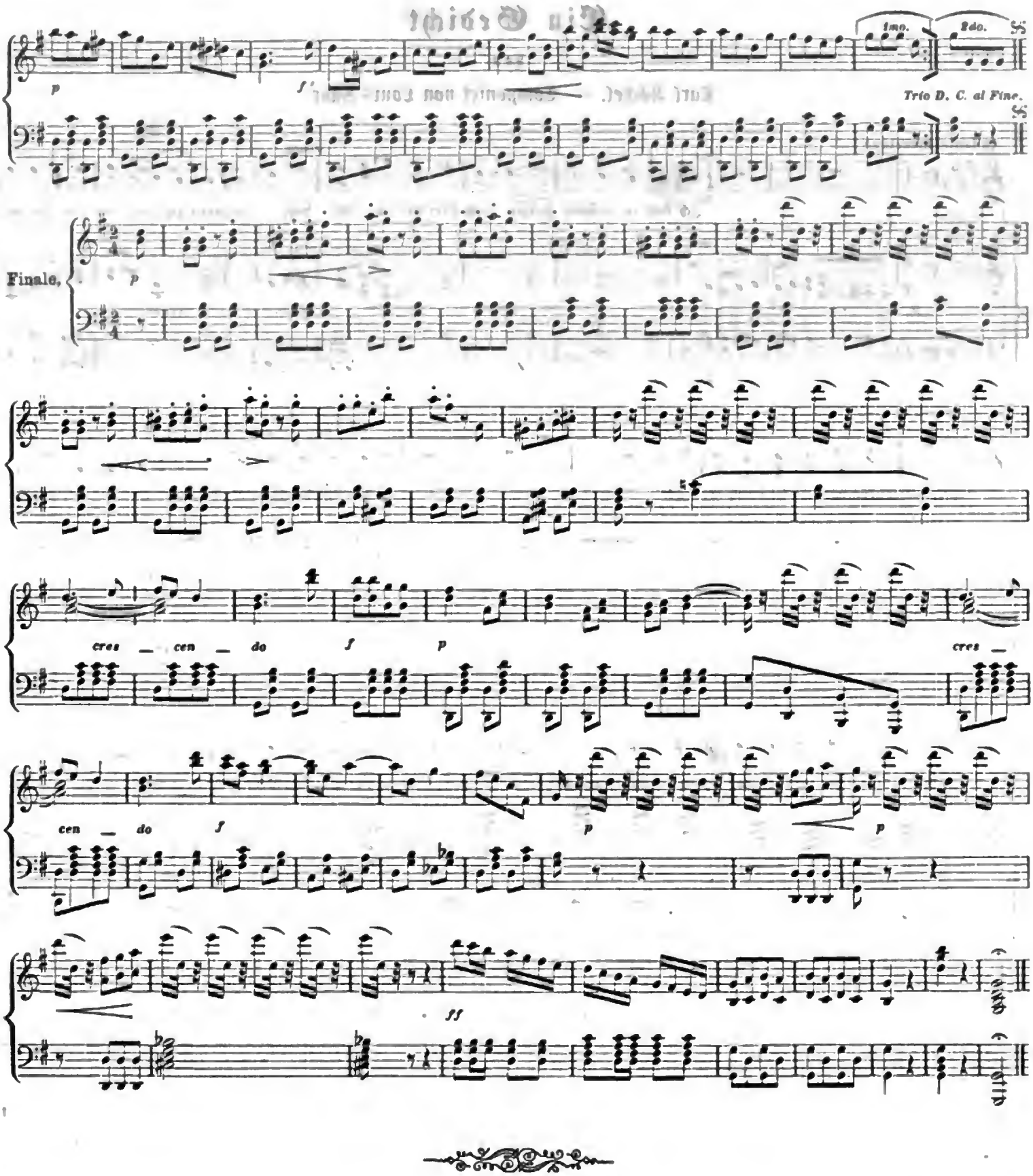
Beiserl-Polka

von

Joh. Nep. Juder.



Digitized by Google

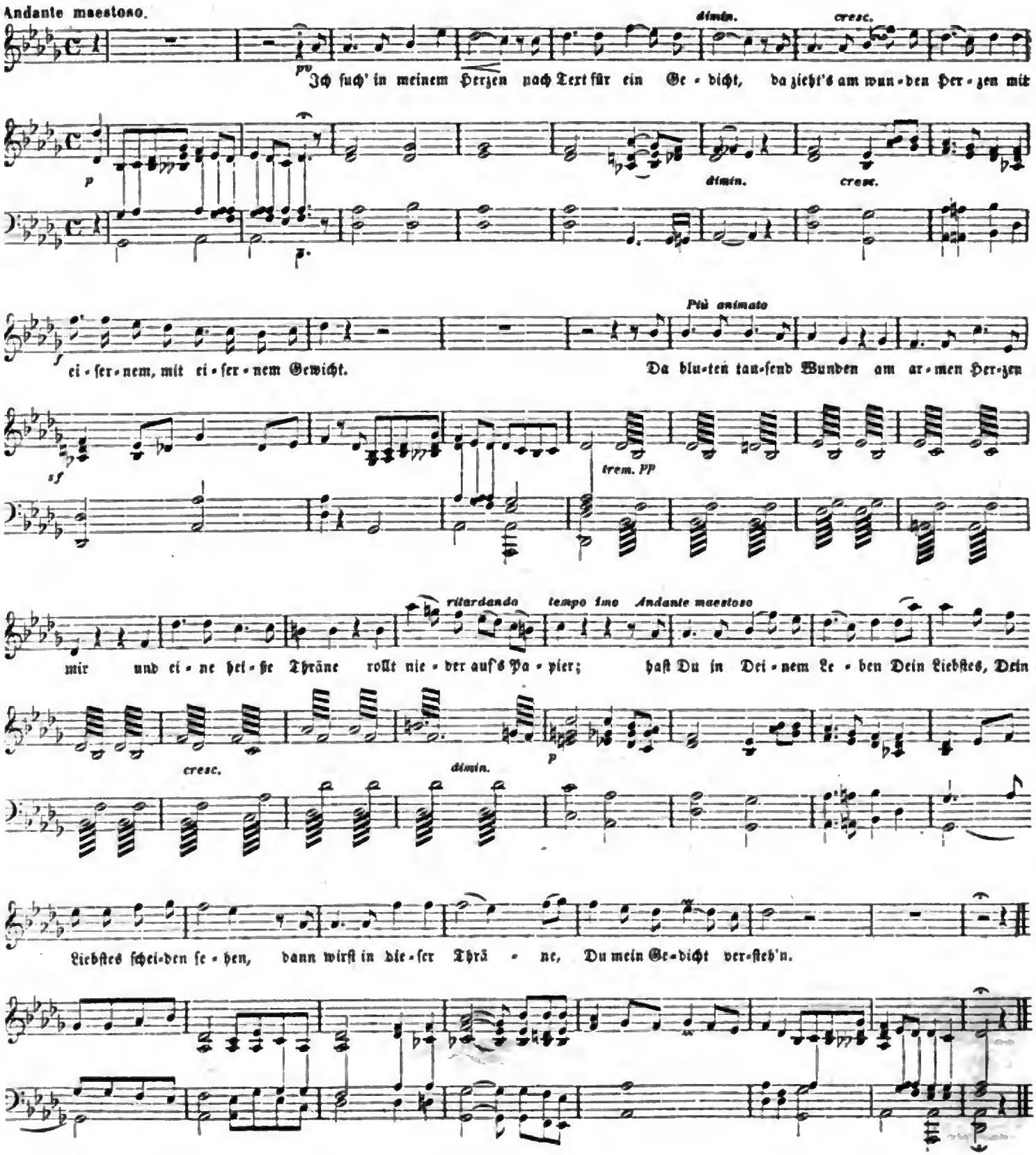


Digitized by Google

Ein Gedicht

von

Carl Böckel. — Componirt von Louis Saar.



Digitized by Google

Der Verſtoßene.

Hiſtoriſche Erzählung aus den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges.
(Schluß.)

Der Mordverſuch.

In dem getäfelten, uns bereits bekannten Gemache des Neuhofer Schloſſes lag der Herr desſelben, der Baron, ſchlummernd in ſeinem alten Lehnſtuhle, neben ihm auf dem großen runden Tiſch von Mahagoniholz lag ein Gebetbuch aufgeſchlagen, in welchem ein ſilbernes Kreuz die letztgeleſene Stelle bezeichnete. Ein düſteres Traumbild mußte die Seele des alten Herrn umfangen halten, denn ſeine Lippen bebten und zuckten, und öffneten ſich zuweilen, um einzelne Worte und zerriſſene Sätze herauszuſtoßen. „Zurück!“ klang es jetzt voll tiefem Schmerz aus ſeinem Munde; „ich will nicht — Er iſt ja mein Sohn, mein Kind — o tödtet ihn nicht!“ Bald darauf nahm ſein Antlitz einen ſtrengen, erzürnten Ausdruck an und er ſprach im Schlafe: „Ich bin Baron, ja das bin ich — uraltes Geſchlecht und untadelhaft — Alle von altem Adel —“ Nun wurden einige Namen hörbar, Namen, welche einen guten Klang in der böhmiſchen Geſchichte beſitzen, Familien, deren Töchter mit ſeinen Urahnen vereinigt geweſen waren; jene, auf welche er im wachen Zuſtande einen beſondern Werth legte, ſprach er auch im Traume lauter, verſtändlicher aus. „Und Du?“ rief er plötzlich, „Du mit einer Leibeigenen, mit einer buhleriſchen Dirne — verflucht ſollſt Du ſein! — — Du drohſt mir — mit dem Tode? Hinweg, Verfluchter —“

Der einzige Zeuge dieſes krankhaften Zuſtandes war — Krtek, der leiſe wie eine Katze die Thüre geöffnet, ſich jedoch alsbald zurückgezogen hatte, als er ſeinen Herrn ſchlafend und von wüſten Traumgebilden gemartert ſah; die Thüre aber ließ er etwas geöffnet, um beim Erwachen des Barons ſogleich bei der Hand zu ſein. Dieſe einzelnen, erſchütternden Ausrufe und ſchmerzhaften Laute des Schlafenden machten wol einigen Eindruck auf ſein verhärtetes Gemüth, ſie weckten jedoch nicht das ſchöne Gefühl des Mitleids über ſeines Gebieters beklagenswerthen Seelenzuſtand, ſondern ſie zerrten aus der finſtern Tiefe ſeiner Bruſt die hohnlächelnden Geiſter der Schadenfreude und Rache hervor. „Siehſt Du,“ begann die Schadenfreude triumphirend; „Du biſt reich, hochgeſtellt, von uraltem Adel und doch — unglücklich! Was hätten wir Armen, Eure Sklaven, Euch Göttern dieſer Erde gegenüber, für einen Troſt in unſern Leiden, wenn es dieſer nicht wäre: daß auch Euch der wilde Schmerz martert und peinigt und an Eurem Herzen frißt wie ein unheilbarer Krebs. Der Schmerz macht uns Alle gleich — Fürſten und Bauern.“ Die Rache dagegen ſchüttelte ihr Schlangenhaupt und ziſchelte mit giftgeſchwolleuer Zunge: „Rache, Rache iſt ſüß! Als ich, faſt noch ein Kind, in ſeine Dienſte kam, da behandelte er mich wie einen Hund, dem man ſeine Treue mit ſchlechtem Futter und Fußtritten lohnt. Aber das Blatt hat ſich gewendet. Nun kann er ohne mich nicht mehr leben; und warum? weil ich ihn — — —“

Da ſtieß der Baron einen durchdringenden Schrei aus. Der Sekretär ſprang in's Zimmer, wo der Baron zitternd neben dem Stuhle ſtand, die bebende Hand wie Hilfe ſuchend ausgeſtreckt, während ſein Auge unſtät umherrollte und ſeine bleichen Lippen ſtammelten: „Er war da — hier — in dieſem Zimmer!“

„Wer, wenn ich fragen darf, freiherrliche Gnaden?“ frug gebückt der Sekretär mit demüthiger, leiſer Stimme.

„Er — er — der — den ich verſtoßen, verflucht habe — ja, er war da; ich habe ſeinen Athem auf meiner Wange geſpürt, ich habe ſeine kalte feuchte Hand gefühlt, wie ſie eiſig auf meinem Herzen lag. Sucht nach im Schloſſe — dort kam er durch die geheime Thüre herein, dort mußte er auch wieder hinaus.“ Dabei zitterte der Baron an allen Gliedern, bis er, vom Sekretär geleitet, erſchöpft in den Lehnſtuhl ſank.

„Eure freiherrlichen Gnaden beliebten nur geträumt zu haben,“ erwiederte nun der Sekretär. „Euer edles Herz beſchäftigt ſich ſtets mit — mit —“ hier ſuchte der niedrige Schmeichler nach der rechten Bezeichnung, denn er hatte unvorſichtiger Weiſe eine Saite berührt, die er nicht gern weiter fortklingen gehört hätte. Aber der Baron ergänzte den Satz, weniger mit dem Ausdruck der Entrüſtung über ſeinen unwürdigen Sohn, als vielmehr mit dem der Scham, bei dieſer ſeiner Schwäche von einem Diener ertappt worden zu ſein, geſenkten Hauptes nach dem Gebetbuche greifend: „Mit Dem, den ich einſt meinen Sohn nannte, wollteſt Du ſagen, Joſef. Doch ich bin ganz ruhig; was wünſcheſt Du?“

Der Sekretär überreichte ihm mehrere zuſammengefaltete Briefe.

„Was iſt das?“ frug ſchnell der Baron, „Geſchäftsſachen?“

„Es betrifft, in aller Unterthänigkeit zu vermelden, den Pächter der Wetřeber Mühle Joſef Mrazek, der um gnädigſten Nachlaß des Pachtzinſes bittet, da —“

„Gut,“ fiel ihm der Baron in's Wort; „was hat er denn ſeit den zwölf Jahren, da er auf der Mühle iſt, ſchon bezahlt?“

Auf dieſe Frage ſchien der Sekretär nicht gefaßt zu ſein; er wollte eben ein Langes und Breites über den Pachtvertrag anfangen, als der Baron mit den Worten: „Gut! gut!“ die Bittſchrift bereits unterſchrieben hatte.

„Der Owčaner Hofpächter bittet fußfällig als ſtaubgeborner Knecht um eine bei dieſer Noth und Theuerung nothwendige Gnadenbewilligung von achthundert Gulden.“

„Die Leute werden mir noch die Haut vom Leibe ziehen!“ murmelte unwillig der Baron.

Der ſchlaue Sekretär meinte hierauf in kriechender Demuth: Der Baron möge ſein edles Herz und Mitleid doch nicht überall walten laſſen und jene Gnade nicht gewähren, obſchon ſie der Mann in der That äußerſt nöthig hätte.

„Ich weiß,“ ſagte der Baron freundlich, „daß Du meinem

Digitized by Google

Hause ein treu ergebener Diener bist und nur für mein Bestes sorgst; aber Du mußt nicht so geizig sein, Josef! Der Noth und dem Elend muß gesteuert werden. Hast Du noch Etwas?" — Der Sekretär verneinte höflich. — „Nun so verlasse mich, damit ich beten kann. Mein lieber Josef, möge Dich Gott recht lange erhalten!"

Dieser küßte dem Baron ehrfurchtsvoll die Hand und verließ das Gemach. Kaum aus den Augen seines Herrn, war das Gesicht des Sekretärs plötzlich ein anderes geworden. Die tiefe, zerknirschte Demuth war verschwunden und hatte einem verschmitzten, triumphirenden Ausdruck Platz gemacht; seine kleinen Augen leuchteten in freudiger Erregung und um seinen Mund spielte ein selbstgefälliges und spöttisches Lächeln. Schon unterwegs nach der Kanzlei hatte er die Früchte des eben stattgefundenen Zwiegesprächs berechnet und schrieb, dort angekommen, auf beide Bittschriften einen abschlägigen Bescheid, im Falle der Nichtbezahlung des Pachtes mit Pfändung u. s. f. drohend, und sandte diese willkürlichen Erledigungen sogleich an die Bittsteller.

Indeß der Sekretär seinen guten Herrn auf so schmähliche Art betrog, suchte jener durch das Lesen geistlicher Bücher und frommer Gebete Ruhe und Trost in sein leidzerrissenes Herz zu träufeln. Da meldete ein Diener Herrn Landa, der mit dem Herrn Baron etwas Wichtiges zu verhandeln hätte. Zu jeder andern Stunde hätte der Baron diesen Besuch wol schwerlich angenommen, diesmal aber hoffte er durch einen Gedankenaustausch und durch die Wiederholung und Vertheidigung des Gethanenen seiner von Zweifeln und bitternen Vorwürfen gequälten Seele Linderung zu verschaffen. Einige Augenblicke später trat der Gemeldete ein. Die Begrüßung war kalt und förmlich. Der Baron wies stumm auf einen Sessel und setzte sich sogleich in seinen Lehnstuhl, die Anrede des Bürgers erwartend.

Landa wurde durch diesen steifen und, wie er meinte, unhöflichen Empfang unzufrieden und verlegen zugleich. Er hatte mit des Barons Vater einige Studienjahre durchgemacht und Beide blieben, trotz ihres Rangunterschiedes, gute Freunde bis zu des Barons Tode. Seine volle Freundschaft übertrug nun Landa auf dessen Sohn, den jetzigen Baron, den er (derselbe war verarmt,) stets mit Rath und That treulich unterstützte. Obgleich der Freiherr die opferfähige und gänzlich uneigennützige Freundschaft des Bürgers anzuerkennen schien, so ließ doch sein ungemessener Stolz kein inniges Verhältniß mit demselben zu. Später führte Georgs unglückselige Neigung zu der Försterstochter, welche Leidenschaft der alte Landa, wenn auch ungern, Anfangs unterstützte, die beiden Alten immer mehr von einander. Landa hatte in den Zerwürfnissen zwischen Vater und Sohn mehrmals die undankbare Rolle des Vermittlers übernommen, natürlich ohne Erfolg, und durch seine warme Vertheidigung des jungen sich die Abneigung des alten Barons zugezogen. Wenn er sich daher von seinem heutigen Besuche nicht viel versprach, so hoffte er dennoch den Freiherrn wenigstens dahin zu bewegen, daß er durch eine Geldunterstützung seinem Sohne die Flucht nach dem Ausland ermögliche. Durch die schon erwähnte ceremonielle Aufnahme verlegen gemacht, hatte er alle jene herrlichen Reden, die er sich auf dem Wege einstudirte, rein vergessen. Er schob sich auf dem Stuhle hin und her und hustete so lange, bis der Baron dieser peinlichen Situation ein Ende machte mit den Worten: „Euer Begehren, Herr Landa?"

„Zum Teufel!" dachte sich der alte Bürger; „bin ich denn nicht sein Gläubiger und er mein Schuldner? Daß er Baron ist und Schloß und Hof noch besitzt, hat er ja einzig meinem Gelde zu verdanken. Muth gefaßt, Alter!" Und er wendete sich ebenso formlich an den Baron: „Ich wurde von Eurem Sohne, Herr Baron —"

„Ich habe keinen Sohn!" unterbrach ihn barsch der Freiherr. „Was weiter?"

„Zum Teufel! was weiter?" platzte der Bürger zornig heraus. „Ich wurde vom Herrn Georg ersucht, noch einmal die Gnade seines Vaters anzuflehen."

„Ich hatte Euch schon oft gesagt, mich mit diesen Sachen nicht mehr zu belästigen," erwiederte frostig der Baron; „und ich muß ernstlich bitten, Herr Landa, Euch jeder serneren Einmischung in meine Familienangelegenheiten enthalten zu wollen. Daß ich dies so lange geduldet, habt Ihr nur meiner Nachsicht und dem zu verdanken, daß Ihr einst meinem Vater einige Dienste geleistet hattet."

„Auch Euch, auch Euch, Herr Baron!" antwortete schnell der Bürger.

„Ich will's nicht läugnen, auch mir," setzte der Baron langsam hinzu. „Doch alles dieses habt Ihr durch Euer Betragen gegen den Vater dieses Ungerathenen quitt gemacht; oder glaubt Ihr, ich wisse es nicht, daß eine gute Hälfte dieser niedrigen Gesinnungen, die der Verstoßene gehegt hat, nur Eurem Einflüstern zu danken sind?"

„Wie? was?" entfuhr dem ob dieser Anschuldigung erstarrten Bürger.

„Ich will und mag nichts mehr von ihm wissen, ich schwör's!" fuhr der Baron immer heftiger werdend fort. „Mag dieser Mensch unter freiem Himmel den Raben zur Beute werden, meinetwegen; gebührt es ihm schon der meuchlerischen That wegen, die er auf das Leben seines Vaters —" er hielt schnell inne und stampfte zornig mit dem Fuße.

„Meuchlerische That?" wiederholte erstaunt und verwirrt der Burger. „Auf Euch einen Anschlag? Ihr seid von Sinnen, Herr Baron!"

„So fragt den Sekretär Krtek," antwortete ihm bestimmt der Baron; „er war mein Retter. Uebrigens will ich Euch die Beweise liefern." Er zog heftig an einer Glockenschnur. Der Bediente trat ein — „Der Sekretar möge herauf kommen!" — Der Diener entfernte sich.

Als der eintretende Sekretär den Bürger sah und gleich darauf des Barons Befehl horte, den traurigen Vorfall jenes verhängnißvollen Abends zu erzählen, wurde er äußerst verlegen und weigerte sich dessen unter allerlei Ausflüchten; und erst auf einen strengen Blick und den nochmals wiederholten Befehl seines Gebieters, währenddem er sich bereits gesammelt hatte, begann er: „Es war im Herbste des vorigen Jahrs, als ich es durch mein Zureden so weit brachte, daß der gnädige Herr Baron das Jagdgewehr umwarf und in meiner Begleitung in den Wald ging. Als wir in die Gegend der alten Eiche kamen und ich, um dem Herrn Baron das Vergnügen des Schießens allein zu lassen, ihm in einiger Entfernung folgte, knallt ein Schuß. Gleich darauf, als der Mörder sieht, daß er gefehlt, stürzt er hervor auf meinen guten, gnädigen Herrn. Ich springe hinzu und packe ihn fest; wir balgen uns, bis Gott der Allmächtige den Mörder über eine Wurzel straucheln ließ. Ich fasse ihn und frage, wer ihn zu dieser That gedungen? Er wollte nichts gestehen; bis ich ihm mit dem Tode drohte, da gestand er den Frevel — der Blutlohn war ein Ring — er übergab ihn uns — —" der Sekretär fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er die hervorbrechenden Thränen abtrocknen, faltete dann die Hände und blickte traurig auf den Boden nieder.

Digitized by Google

„Gut, Joſef, Du biſt entlaſſen," ſagte der Baron in furchtbarer Aufregung. — Der Sekretär verließ das Zimmer. „Und nun, Herr Landa, was ſagt Ihr dazu?"

Der Bürger antwortete langſam: „Und Ihr glaubt dies Märchen, Herr Baron? Wo ſind denn die Beweiſe für die Wahrheit? Wer war der gedungene Mörder, und warum wurde er nicht den Gerichten überliefert?"

„Soll ich meine eigene Schande der Oeffentlichkeit preisgeben? War mir der Ring, ſein Ring, nicht Beweis genug? Uebrigens war mir das Geſicht des Mörders bekannt, es gehörte dem Bruder der Buhlerin meines geweſenen Sohnes an. O wie das brennt! Aber ich habe die ganze Sache verſchwiegen und gehandelt wie ein Edelmann."

Der Bürger ſtand vor ihm, in ſeinen Augen war Mitleid und Schmerz über die Qualen des unglücklichen Vaters zu leſen. „Armer Mann," ſagte er halblaut vor ſich hin, „was nützt Dir Dein Stammbaum und Dein Adelsſchild? Wie er ausſieht — o Gott, wer hätte das vor zwanzig Jahren dem blühenden jungen Manne vorausgeſagt!" Und er wandte ſich an den Freiherrn: „War es jener Kerl, ſo kann die Wahrheit bald an den Tag kommen: er ſitzt im Gefängniß in Kuttenberg —"

„Ich will nichts wiſſen, verſchont mich mit Allem, was das anbetrifft. Ich glaube Niemanden mehr, Herr Landa, ich habe den Glauben an die Menſchheit verloren."

Als der Bürger alle Vorſtellungen fruchtlos ſah, ſagte er nach einer Minute ſtiller Ueberlegung: „So laßt Eurem Sohne doch ſo viel von Geld zukommen, daß er in's Ausland fliehen und dort ſein Leben friſten kann."

Der Freiherr richtete ſich in ſeiner vollen Größe empor und erwiederte: „Ich bin ein loyaler Unterthan und Edelmann, eine Stütze des Thrones und des Geſetzgebers; ich darf demnach keinem Verbrecher die Hand reichen, daß er der gerechten Strafe entgehe. Sollte ſich der Landesverräther auf meinem Territorium zeigen, ſo laſſ' ich ihn durch meine Knechte binden und dem Gerichte überliefern. Ich danke Gott, daß ich die Enterbungsakte ſchon gerichtlich beſtätigen ließ, daß mein Schild frei und makellos bleibt! Dies mein Entſchluß, Herr Landa. In dieſer Angelegenheit ſprechen wir uns nicht wieder. Gott befohlen!" Er nahm wieder ſein Gebetbuch zur Hand und ſchenkte demſelben nun ſeine volle Aufmerkſamkeit.

Landa empfahl ſich kurz und kalt. „Der Mann will unglücklich ſein, ihm iſt nicht zu helfen! Aber der Mordverſuch iſt Betrug; ich muß die Wahrheit erfahren. — Armer Georg, Du biſt verloren!" Mit traurigem Gemüthe ging er nach Kuttenberg zurück.

Eiferſucht.

Mit ſchwerem Herzen geſtand Landa dem Verſtoßenen das Mißlingen ſeines Ganges. Dieſem kam es nicht unerwartet; er kannte die ſtolze, unverſöhnliche Gemüthsart ſeines Vaters. Bisher hatte er, ſo wie der alte Landa, die Urſache ſeiner Verſtoßung nur in ſich ſelbſt geſucht; die Erzählung Krteks von dem Mordverſuche an dem Baron warf nun einen grellen Lichtſtrahl in's düſtere Dunkel. Georg wollte um jeden Preis nach Neuhof eilen, um ſich von dieſem ſchändlichen Verdachte zu reinigen; aber Landa beſchwor ihn, durch dieſen unvorſichtigen Schritt doch nicht Alles auf's Spiel zu ſetzen, und verſprach ihm, Nichts unverſucht zu laſſen, um dieſem niederträchtigen Lügengewebe auf die Spur zu kommen.

Georg führte, um nicht entdeckt zu werden, ein ſehr einförmiges Leben. Des Vormittags beſchäftigte er ſich in ſeinem Verſteck mit Lektüre und blos an manchem Nachmittage leiſtete Marie, die Tochter ſeines edlen Wirthes, ihm Geſellſchaft, wobei er ſie in der franzöſiſchen Sprache unterrichtete. Zuweilen wurde zwiſchen ihm und dem alten Bürger, der nun wieder regelmäßig des Abends die Gaſtſtube beſuchte, eine Partie Schach arangirt. Wir haben ſchon früher mitgetheilt, daß Marie die erklärte Braut eines ordentlichen, braven jungen Mannes war; er hieß Podiwin Roſchowsky und war Stadtſchreiber in Kuttenberg. Landa hätte freilich ſeine Tochter am liebſten in den Armen eines reichen Mannes geſehen, aber er liebte ſie zu ſehr, um ihrer eigenen Wahl Schranken zu ſetzen, und ſo hatte er denn zu ihrer Herzensneigung ſeine Einwilligung gegeben, da Podiwin allgemein des beſten Rufes genoß. Marie durfte, auf den ausdrücklichen Befehl des Vaters, ihren Geliebten nicht in das Geheimniß des Verſtoßenen einweihen, um ihn nicht mit ſeinen Pflichten in Kolliſion zu bringen. Daß dieſer Befehl auf der Seele des Mädchens, die ſonſt ihrem Geliebten gegenüber auch nicht das Geringſte verhehlte, wie ein ſchwerer Alp laſtete und ſie in ſeiner Gegenwart verlegen machte, iſt leicht begreiflich, und ſo geſchah es, daß nach und nach zwiſchen den beiden Liebenden eine eigenthümliche Spannung eintrat und in dem Herzen Podiwins das ſchreckliche Gefühl der Eiferſucht immer ärger um ſich griff. Marie, welche mit den Augen der Liebe dieſe Veränderung an Podiwin nur zu bald bemerkte, litt unſäglich. Sie wußte, daß ein bloßes Wort von ihr hinreichen würde, den böſen Geiſt zu bannen, der ſich zwiſchen ſie gedrängt; aber ſie durfte dies Wort nicht ſprechen und ihre gereizte Stimmung verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag; übrigens trug auch die trübe, traurige Winterzeit einen guten Theil dazu bei. Es war an einem ſolch trüben Tage, der Schnee fiel in großen ſchweren Flocken vom grauen Himmel, als Marie, ihren Geliebten erwartend, um ihren Mißmuth zu verſcheuchen ſich an den Flügel, einem Meiſterwerke damaliger Zeit, ſetzte und ein Lied ſang. Da öffnete ſich langſam die Thüre und Podiwin trat ein. Marie, um ihn für ſein ſpätes Kommen zu ſtrafen, ſang weiter, ohne ihn zu beachten; Podiwin nahm Platz und erſt als ſie geendet, wagte er es ſie anzuſprechen.

„Ihr ſeid ſehr fröhlich im Advent, Jungfrau Marie," begann er gekränkt.

„Und Ihr ſehr traurig, Herr Roſchowsky."

Podiwin ſah ſie mit einem vorwurfsvollen Blicke an und ſagte: „Ihr handelt hart an mir. Möge Gott freigebiger an Liebe gegen Euch ſein, wie Ihr gegen mich!"

„Ihr ſeid ein düſtrer Träumer, Podiwin," erwiederte Marie nach einer Pauſe, in welcher ſie das ängſtliche Pochen ihres Herzens zu unterdrücken vergebens ſich bemüht hatte. „Laßt die finſtern, ſelbſtquäleriſchen Gedanken! Oder hätte ich vielleicht ein Unrecht an Euch gut zu machen?"

„Unrecht!" wiederholte der eiferſüchtige Liebhaber traurig; „bisher noch nicht, da Ihr keine Pflichten übernommen habt und Eure Liebe nur ein Sonnenblick der Gnade war, der in meinem Herzen die Blümchen der Treue und der Liebe zum Leben küßte. Sie leben noch, dieſe Blüthen; aber ihr Daſein friſten nur Thränen, die ich vergieße, weil dunkle Wolken meine Sonne verhüllen."

„Ei laßt die Sonne und Blumen und Wolken; ſagt frei und offen: was hab' ich verſchuldet, deſſen Ihr mich anklagen könntet?"

„Ich ſagte Euch ſchon früher, Jungfrau Marie," entgegnete der Stadtſchreiber, „daß zur Anklage irgend eine Verletzung der Schuldigkeit, der Pflicht gehört; — Ihr aber habt

Digitized by Google

noch keine Schuldigkeit, oder Pflicht, gegen mich übernommen; also könnt Ihr auch nicht gefehlt haben und ich Euch nicht anklagen."

„Ihr martert mich mit Eurer Pflicht und Schuldigkeit! Als wäre ich eine Verbrecherin; und wenn ich etwas verbrochen habe, so war's, daß ich vollkommenes Vertrauen in Euch setzte." Bei den letzten Worten verhüllte sie sich das Gesicht, um dem Geliebten die Thränen nicht sehen zu lassen, welche mit aller Macht hervorzubrechen drohten.

„Wollte Gott, es wäre nur das!" rief Podiwin. „Auf meinen Knieen möchte ich Euch abbitten, wenn ich auch nicht weiß, was."

„Nun so kniet nieder," erwiederte Marie tief aufathmend vor Freude; „kniet nieder und bekennt, daß Ihr ein eifersüchtiger Träumer seid, der keine Gnade verdient."

Podiwin in voller Glückseligkeit war auf beide Knie gesunken, ihre Händchen mit zärtlichen Küssen bedeckend.

„So! und jetzt Treuloser," sagte sie im Tone komischer Würde, „wenn Ihr je wieder Mißtrauen in meine Liebe hegt, so —"

Ein tiefer Seufzer und ein Geräusch in dem nebenanstoßenden Zimmer machte Beide erschrecken.

„Es ist Jemand im Zimmer!" sagte Podiwin schnell aufstehend und wollte nachsehen; doch Marie, ahnend, daß es Georg sein könnte, der manchmal durch den nur ihm zugänglichen Gang herunter zu ihrem Vater kam, hielt Podiwin zurück und bat ihn, sie nicht zu verlassen.

„Es muß doch Jemand darin sein!" war seine Antwort.

„Vielleicht der Vater," sagte, über diese Lüge verlegen, Marie.

Podiwin sah sie scharf an und Marie ward noch verlegener! „Darf ich in das Zimmer Eures Vaters gehen, Marie?" frug er mit Mißtrauen. „O Marie, ich beschwöre Euch, erlaubt mir nachzusehen!"

Marie deutete schweigend nach der Thüre, denn sie hatte überlegt, daß Georg das Zimmer schon verlassen haben müßte. Podiwin stürzte hinein.

Nach paar Minuten kam er mit gefurchter Stirne zurück. „Seit wann sind denn hier im Hause französische Bücher?" frug er und wies ihr ein Buch.

Marie warf einen Blick darauf, es war ein Lustspiel von Moliere, das ihr Georg geschenkt hatte. Ihr Herz empörte sich gegen dieses rücksichtslose Verfahren ihres Geliebten. „Seit wann," erwiederte sie gereizt, „ist es bei Euch Sitte, Zimmer zu durchsuchen und Bücher, die zufällig dort liegen, Euch zuzueignen?"

„Ich eigne mir nichts zu, Jungfrau Marie. Es lag zufälliger Weise auf einem Sessel nahe der Thüre, offen; mein Blick fiel von ungefähr auf Dieses da" — er zeigte auf die innere Seite des Deckels, wo: „Meiner theuren Marie L. von ihrem dankbaren G." deutlich geschrieben stand.

Marie wurde über und über roth und verwünschte tausendmal ihre Unvorsichtigkeit, das Buch liegen gelassen zu haben. Podiwin seufzte tief auf, machte das Buch langsam zu und legte es auf den Flügel. „Ich sehe schon," sagte er mit bebender Stimme, „daß ich hier überflüssig bin. Weiß Gott, Jungfrau Marie! ich hatte nie gedacht, daß Ihr Zucht und Sitte so weit vergessen werdet, Euren Galan im Nebenzimmer verborgen zu halten. Lebt wohl! wir sehen uns nicht mehr."

Er nahm seinen Hut und entfernte sich langsam, hoffend, Marie würde ihn zurückrufen. Doch es war umsonst. Bei seiner Anklage richtete sich die Jungfrau im Vollgefühle ihrer Unschuld stolz empor, warf einen mitleidsvollen Blick auf Podiwin und trat ans Fenster. Kaum aber hatte er das Zimmer verlassen, sank sie wie zerschmettert laut weinend auf den Sessel nieder.

Am Sonntag.

Was das böhmische Volk vorzüglich auszeichnete, war die tiefe Religiosität. Am Samstage, wenn die Vesper- oder Ruheglocke vom Rathhause erscholl, schloßen sich nach und nach alle Buden, die Wirthshäuser wurden gesperrt und alles öffentliche Leben starb ab; dagegen wurde es in dem inneren Theile des Hauses, in dem Frauendepartement, lebendiger; da wurde gescheuert, geputzt und Alles vorbereitet, um den Tag des Herrn würdig feiern zu können. Wehe Demjenigen, der dann noch im Wirthshause anzutreffen war oder trunken durch die Gassen taumelte; ohne Gnade und Barmherzigkeit verfiel er einer schweren Strafe, der Wirth aber ward zu einigen Schock böhmischer Groschen verurtheilt. Selbst in den Häusern war alle lärmende Lustbarkeit, sowie Sonntags während der heil. Messe das Fahren und Reiten durch die Stadt verboten. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden die hierüber bestehenden Gesetze in etwas gemildert.

Es dämmert der Sonntagmorgen über Kuttenberg; der Horizont beginnt röthlich zu glühen, endlich steigt die Sonne empor, feierlich ernst, denn es ist Sonntag. Von allen Thürmen begrüßt Glockensang den Tag des Herrn. Es öffnen sich die Thüren und Thore der Häuser, und Frauen, Mädchen und Männer, wohlgeschützt gegen die frische Morgenluft, trippeln und eilen ernst in die geoffnete Kirche. Nach und nach wird's lebhafter. Alte Herren und Frauen in dunklem Festtagsgewande schreiten andächtig nach dem Gotteshause; hinter ihnen ziehen wieder die Tagwächter, um einen Jeden, der während des Gottesdienstes irgend einen Unfug auf der Gasse treiben sollte, einzufangen. Ringsum sonntägige feierliche Stille. Die Morgensonne glänzt auch so hehr, als wüßte sie es, in die engen und krummen Gassen hinein, ihr Blick fällt auf ein im fünfzehnten Jahrhundert zum Andenken der Bluthnacht eingemauertes Muttergottesbild an der Außenwand eines der alten Häuser, doch diesmal lächelt sie friedlich auf die friedliche Stadt herab.

Doch wenden wir uns nun in die Vorstadt Cech, wo das Wirthshaus Podskal steht. In dem hintern Zimmer, wo durch den Tabaks- und Oelqualm die Personen nicht zu sehen sind, da geht es noch lustig her, trotz der Sonntagsfeier.

Da sitzen einige Bergknappen theils in ihrem Feststaat, theils noch in ihrem Arbeitskleide; unter ihnen Jakob, der Schmelzer, der noch den Rest des vom Sekretär für das gestohlene Silber erhaltene Geld durchaus verthun will. Ferner befinden sich hier einige Individuen, deren Galgenphysiognomien mit der seinigen vollkommen harmoniren. Das allgemeine Gespräch bildete der sichtliche Verfall des Bergwesens und Bergbaues um Kuttenberg. Alle schimpften, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, über schlechte Verwaltung und den gänzlichen Mangel an kräftiger Unterstützung von Seiten der Stadt. Nach und nach steigerte sich das Flnchen, Schimpfen und Streiten zum wilden Lärm, bis endlich der Wirth hereintrat und die trunkenen Gäste mit sanften Worten erinnerte, sie möchten ihn dafür, daß er sie in seinem Lokale beherbergt habe, durch ihre übergroße Lustigkeit nicht verrathen und unglücklich machen; denn obgleich die Stube auf den Hof zugehe, so könnte dieser Lärm doch müssige Leute herbeiziehen und ihn in Strafe bringen.

Digitized by Google

Die Vernünftigeren unter ihnen pflichteten dem Wirth bei, und es stellte sich auf einige Augenblicke so ziemlich Ruhe her; kaum aber hatte der Wirth die Stube verlassen, als der Lärm in erneuerter Heftigkeit losbrach. Der eine dieser wilden Gesellen, ein seiner schlechten Streiche wegen in der ganzen Umgegend nur zu gut gekanntes Individuum, das schon so ziemlich Alles in der Welt unternommen hatte und sich in letzter Zeit durch Unterrichten im Guittarrespiel, durch Notenabschreiben und Kunstreisen auf Jahrmärkte und in die benachbarten Dorfschenken ernährte, dieser Possenreißer ahmte den Wirth und die Wirthin in Gang, Stimme und Rede so täuschend nach, daß Alle ohne Ausnahme dadurch höchlichst belustigt wurden.

Selbst der greise Hutmann, der an diesem wüsten Treiben wenig Gefallen fand, lachte mit und sagte zu seinem Nachbar: „Es ist ein übel Ding, Witek, daß ich so gottlos geworden bin, seit mein Weib in der Erde liegt. Früher war ich der gottesfürchtigste aller Bergleute; und jetzt? — Ich muß Buße thun! Aber an meiner Trunksucht ist nur der Maler Brandl schuld. Wir sitzten so oft gemüthlich mit einander im Kaiserwirthshaus im hintern Stübchen und soffen. Ach der Arme ist todt, und ich, ich lebe noch!"

„Er war ein Prager," bemerkte stolz der Possenreißer, den seine Kameraden nur „Mauldrescher" nannten, „und ein naher Anverwandter von mir."

„Ei Du Mistgabel! man sollte Dich für diese Anmaßung in eine Pfutze hängen!" schrie ihm Witek, der Lehmgräber, zu. „Habe ich nicht wegen diesem Maler einen meiner Kameraden, der ihn beleidigte, fast lahm und krumm geschlagen? He, so geschieht's auch Dir!"

Es wäre bis zur Schlägerei gekommen, hätte nicht ein Bergmann den Witek unter den Arm genommen und fortgeführt. Auch mehrere andere Gäste machten sich auf den Weg. Die aber, welche noch sitzen blieben, kamen auf ihr gewöhnliches Thema, auf die Klagen über das Bergwesen zurück, dessen trostlosen Verfall sie allein den Bürgern zuschrieben, und von den im Uebermaß genossenen Getränken erhitzt beschlossen sie, den Stadtvorgesetzten und Stadtgesetzen zum Trotz unter Sang nach Hause zu ziehen. Der Bergknappe Plachy erwischte eine alte Geige, welche bisher des Sonntags immer an der Wand der Wirthsstube gehangen hatte, um von ihren Wochenstrapazen auszuruhen. Der Knecht beim Bergbauptmann, Wokŕal, nahm aus der Küche einen kupfernen Kessel und einen Schürhaken. Andreas, der Lehmgräber, und Jakob, der Schmelzer, pfiffen aus Leibeskräften, jeder eine andere Melodie; den Beschluß machten an zwanzig Bergknappen, die Alle taumelnd anfangs in ganzer Fronte marschiren wollten, aber bald das Unmögliche ihres Beginnens instinktmäßig einsahen und deshalb paarweise den voraustaumelnden Sängern, Pfeifern, Klopfern und dem Geigenkratzer folgten. Der „Mauldrescher," der des Guten zu viel gethan, mußte das Mitziehen aufgeben und sich begnügen, seinen Rausch auf dem Boden auszuschlafen. Plachy war der Leithammel der betrunkenen Heerde. Angesichts der Stadt jedoch verlor er plötzlich den Muth und blieb unschlüssig stehen, Andreas aber riß ihm die Violine aus der Hand und taumelte vorwärts durch's Kaurimer Thor in die Stadt hinein.

Es war während des Hochamtes, als die lärmende, schreiende und quiekende Rotte durch die leere Hauptstraße über den Röhrenmarkt zog, wo ihr zu seinem größten Unglück Marek der Schuster entgegenkam. Da er so ziemlich den Meisten bekannt war, so begrüßten die lockeren Gesellen sein Erscheinen mit einem Jubelrufe.

„Der Schuster," schrie Jakob der Schmelzer, „der muß mit uns, der soll die Pfanne schlagen!"

Mit diesen Worten hatten sie das arme erstaunte Opfer umringt. Wokŕal trat auf ihn zu. „Was," schrie er ihn an, „ist die Predigt schon aus, daß Du heimwärts auf Deinen Dreifuß ziehst, um Deinen Kindern mit dem Leisten das Maul voll zu stopfen?"

Ein wieherndes Gelächter folgte dieser Anrede an den ganz verblüfften Schuhmacher.

„Nun so sprich doch, Schuster!" lallte einer der Bergknappen.

„Meine Herren!" stotterte endlich Marek, „Ihr irret Euch — ich komme so eben von einer künstlichen Arbeit, ich habe mit schönen Verzierungen versehene Noten geschrieben, bis mich meine Frau in die Kirche geschickt."

„Bruder Schusterherz!" rief Wokŕal! „Pechfinke! Deine Frau schickt Dich also in die Kirche? da darfst Du, ihr zum Trotz, nicht gehen, 's wär' eine Schande; der Mann darf nicht dem Weibe folgen! Komm mit uns, Du hustender Pantoffel!"

„Meine ehrenwerthen Herren!" erwiederte der Schuster, sich bereits fortgezogen fühlend, „haltet doch ein! das geht nicht. Bedenket nur die Sonntagsfeier, und wenn Euch ein Wächter erwischt, denkt nur an die Strafe und die Aussicht auf einige Tage bei Wasser und Brot und Kälte obendrein!"

„Ei was! wir fürchten uns nicht vor dem Teufel, geschweige erst vor dem Wächter; er soll nur kommen!"

Ein lautes: „Da ist er!" begleitet von hellem Gelächter, gab den Andern die Gewißheit von dem Erblicken eines dieser gefürchteten Wächter. Im Anfange wollte der Wächter, durch den Lärm herbeigezogen, in seiner Amtswürde schnell auf sie losgehen, doch als er Bergleute und zwar viele, als die Urheber des Lärms erblickte, so drehte er sich schnell um, um aus dem Rathhause Succurs zu holen. Doch stellte er dies so ungeschickt an, daß seine Absicht errathen und er verfolgt und eingeholt wurde. Nun hatte der Spaß für die Rotte seine Höhe erreicht. Sie bildeten einen Kreis um die beiden sich gegenüberstehenden unglücklichen Opfer; Wokŕal postirte sich hinter Marek den Schuster, und Andreas nahm seine wankelmüthige Stellung hinter dem Wächter ein, darauf faßten Beide als Leiter dieses Figurentheaters die Hände der Personen, und Andreas frug im Sinne des Wächters den Schuster: warum er so spät in die Kirche gehe? Worauf ihm Wokŕal als Schuster wieder antwortete: daß er Pantoffel und Hörner für sich gearbeitet und dabei sich verspätet habe. Marek, in seiner Manneswürde verletzt, protestirte zum Ergötzen Aller dagegen, worauf aber der kräftige Wokŕal seine Hand erhob und dessen Backen etwas unsanft berührte. Dies war nun zu viel. Der hustende Schuster nahm seine ganze Kraft zusammen, um sich zu befreien. Er hieb, stieß und fluchte, bis auf sein Geschrei Bürger herbei kamen und zwischen ihnen und den Betrunkenen eine Balgerei begann. Dieser Lärm zog noch andere Wächter herbei. Nur mit Mühe wurden die trunkenen Bergleute gefangen, in das Rathhaus gebracht, dort streng verwahrt, und schon des andern Tages, trotzdem daß der Berghofmeister sie an seine Gerichtsbarkeit ausgeliefert haben wollte, auf einige Wochen verurtheilt. Die Bergbeamten, die sich in ihrer Jurisdiction beeinträchtigt glaubten, wechselten mit dem Stadtrathe heftige Noten und Reden. Erstere stützten sich auf Privilegien und Herkommen, Letztere auf das Gesetz selbst und gaben zu verstehen, daß dies Privilegium von König Wladislaw zurückgenommen worden wäre. Damit mußten sie sich, da sie keine öffentliche Gewalt

Digitized by Google

anwenden konnten und durften, begnügen; doch machte dies sehr böses Blut unter den übrigen Bergknappen, so daß später gegen hundert derselben auswanderten.

Der Raubbauarbeiter.

Unterhalb des wälschen Hofes schloß die zu beiden Seiten des Berghangs herüber führenden Mauern ein nicht gar großes Thor, welches, weil Ziska hier zuerst eindrang, das Ziskathor genannt wurde. Links davon, wo jetzt noch große starke Mauern einen hoh gelegenen Garten umgeben, stand im achtzehnten Jahrhunderte ein viereckiges niedriges, aber massiv gebautes, thurmartiges Gebäude. Es war ganz verwahrlost, die Dachschindeln hingen lose an den Latten und der Wintersturm nahm manches Stuck dieser Dachbekleidung mit sich. Der Bewohner dieses Thurms, mit Namen Ptatschek, benützte nur die unteren stark gewölbten Räume. In dem einen Gewölbe hatte er sein Laboratorium, in welchem es sehr unheimlich aussah. Tiegel, eiserne und thönerne Töpfe, Kessel, Flaschen, Retorten, Kisten, Bänke und Tische nebst einem Herde waren die Einrichtungsstücke; von der Mitte desselben hing eine kleine Lampe herab, welche den Raum nothdürftig erhellte. In dieses Gewölbe kam außer dem Herrn Niemand hinein. Das obere Stockwerk war wüst, ohne Fenster und Thüren. Ptatschek selbst bewohnte ein weniger schmutzig aussehendes Gewölbe, das durch einen dunkeln Gang von seinem Laboratorium getrennt war. In diesem Gemache saßen, vier Wochen später, einige jener Trunkenbolde, welche des Schöppenmeister-Urtheils zu Folge drei Wochen lang in strenger Haft gehalten worden waren. Doch die Folgen jener Sonntagsentweihung hatten noch eine größere Tragweite erhalten, denn kaum waren die Frevler aus dem Gefängnisse entlassen, als sie vor das Gericht des Berghofmeisters gezogen, neuerdings zu einer Woche Freiheitsstrafe verurtheilt und dann ihres Dienstes schimpflich entlassen wurden. Jakob, der schon seit Jahren mit dem Eigenthümer dieses Thurms in mannigfachen Verbindungen stand, hatte heute, am Tage seiner Entlassung, seine intimsten Leidensbrüder mitgenommen, um hier für sich selbst und die Andern über diese Nacht ein Obdach und Verköstigung, zu finden. Wie es leicht zu denken ist, war Ptatschek über diesen höchst unwillkommenen und gefährlichen Besuch mißmuthig und aufgebracht. Doch seine früheren geheimen Geschäfte mit Jakob waren der Art, daß er es nicht wagen durfte, diesem seinen Unwillen durch Worte oder Thaten erkennen zu geben. Er befolgte also stillschweigend die von Jakob eigenmächtigen Anordnungen zur Herbeischaffung von Getränken und Speisen. Doch waren diese seine Dienstleistungen ähnlich dem eines Hundes, der nur durch die Gegenwart seines Herrn von einem Anfalle auf den ihm verdächtigen Bettler abgehalten wird, sich jedoch mißtrauisch, knurrend, stets bereit loszufahren, um den Gegenstand seiner Wuth herumschleicht. Aber die saubern Gäste beachteten nicht des Wirthes Unfreundlichkeit, sondern überließen sich heißhungrig dem Genusse der leckern Speisen und des Branntweins, ohne viel während der Mahlzeit zu sprechen; dann streckte sich Jeder, so gut es ging, auf die Bänke nieder, um in aller Gemüthlichkeit den lang entbehrten Tabaksdampf einzuathmen.

„'S war ein Kapitalfressen, dieses da," meinte Wokŕal, noch in der Erinnerung schwelgend; „nach dem verdammten Gefängnißleben, wo wir unser hartes Schwarzbrod und die gezählten Erbsen, wie Flintenkugeln so weich, mit den Ratten theilen mußten."

„Ja," bestätigte Andres, „wär' nur so viel gewesen, um davon satt zu werden; aber da denken die Herrn Schöppen: wenn sie Mittags vollauf Braten haben, so brauchen die Andern nichts. Hole sie Alle der Teufel!"

„Ich wollt', sie würden in der Pochmühle klein gestoßen!" bemerkte Jakob, massenhafte Tabakswolken von sich blasend.

„Oder sie säßen unterm Wasserrad," setzte der sonst schweigsame Plachy hinzu, „um zu fühlen, wie angenehm der Aufenthalt in so einem ungeheizten Loche ist."

„Leidensbrüder!" ließ sich Wokŕal vernehmen, „wünschet Euren Feinden nichts Böses, denn wißt Ihr, was die h. Schrift sagt?"

„Laß' uns in Ruhe mit Deinen Sittensprüchen!" brummte Andres; „haben uns nicht alle Schöppen vom ersten bis zum letzten genug Predigten gehalten? Putze lieber den Kienspan, den uns Dein Freund statt der Lampe oder Talgkerze hergestellt hat, man sieht ja gar nichts dabei."

„'S ist doch hundertmal heller, als in den Kerkerlöchern, wo ich Dich für einen Stein ansah und mich auf Dich setzte, Wokŕal."

„Ich gab Dir aber auch einen tüchtigen Puff dafür!"

„'S hilft nichts," sagte Andres aufstehend und den brennenden Kienspan putzend. „Jakob, sag' doch Deinem Freund, er möge, da er kein Licht spendiren will, uns doch wenigstens einige Dutzend dieser Späne hergeben. Vier Wochen hatte ich Dunkelheit, jetzt will ich dafür Licht, sehr viel Licht haben."

„So zünde die Stadt an!" meinte Plachy heimtückisch lachend.

„'S ist wahr, wir sollten die Stadt mit Schwefel und Feuer strafen, wie Gott es mit Sodoma und Gomorrha gethan hat," setzte Wokŕal hinzu.

„Sie verdienen's wahrlich für ihre Beherbergung!" bemerkte Jakob, „ich will nicht mehr länger drin sitzen, Hölle und Teufel!" Bei diese Worten fiel ihm das Schicksal Franzens, seines Kameraden ein, der einer Mordthat wegen in den grausenhaften Kerkern des Rathhauses gefangen saß. Er überlegte, auf welche Art dem Manne zu helfen sei, der, wenn er im Verhör plaudern würde, ihm selbst gefährlich werden konnte. Er nahm dabei Plachy, auf dessen scharfen Verstand und Verschwiegenheit er viel Vertrauen setzte, bei Seite, und während die Andern dem Branntwein zusprachen, überlegten Beide das Wagstück einer gewaltsamen Befreiung.

„Kamerad," sagte Jakob zu ihm, „was sollen wir auch jetzt thun, nachdem wir aus den Dienst weggejagt sind? 's bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir fest zusammenhalten und Denen, die mehr haben, es nehmen, und da wär' halt Franz ein prächtiger Kerl dazu, flink, keck, verschlagen."

„Du hast Recht," erwiederte Plachy, „'s wär' das Beste, weil es das Einzige ist; aber der Stadt müssen wir doch einen Denkzettel geben."

„Verfluchter Span, wie der schlecht brennt," schrie Andres, „ich hätt' wahrlich Lust hinaus zu sehen und irgend wo so ein Dutzend Späne zu stehlen."

„Ja," meinte Wokŕal, „wenn sie nicht die Bürger nach dem Gesetze im Keller haben müßten."*)

„Ueberhaupt ist die Stadt ein Maulwurfshaufen," ant-

*) Alles Holz mußte in den Kellern aufbewahrt werden. Die Handwerker, welche in Holz arbeiteten, mußten ihre Niederlagen vor den Thoren haben.

Digitized by Google

wortete ihm Andres, „und die Bürger sind die Maulwürfe, die alles zum Essen, Trinken und Heizen Brauchbare in ihre unterirdischen Löcher oder Gänge schleppen."

„Nu, warte, ich will sie schon aus ihren Löchern heraustreiben!" gab Wokral zur Antwort. Indessen war der Branntwein ausgegangen und die Gesellen noch durstig. Jakob versprach ihnen noch etwas von diesem angenehmen Getränke zu verschaffen und ging hinaus, den Wirth aufzusuchen; Plachy folgte.

„Es ist bei mir vollkommener Ernst, Jakob," begann Plachy flüsternd; „ich müßte kein Maliner sein, wenn ich nicht jede Gelegenheit ergreifen sollte, mich an den Bürgern zu rächen; und im Grunde genommen, Freund, es jucken mir immer die Hände, wenn ich ein Strohdach sehe und Zunder und Feuerstein und Stahl in der Tasche habe."

Jakob war bei dieser Herzensergießung seines Freundes stehen geblieben, dann drückte er ihm die Hand zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe und antwortete ebenso flüsternd: „Du bist ein ganzer Kerl, Anton."

Plachy legte die Hand auf Jakobs Schulter und erwiederte: „Wir verstehen uns, Jakob. Richte das ganze Zeug ein, wie und wo Du willst, vor den Andern drin wollte ich nichts davon sagen, man kann nicht wissen, ob nicht Einer oder der Andere bleich wird oder ein Kratzen in seiner Kehle bekömmt und so laut hustet, daß es Die im Rathhause hören."

Jakob nickte stillschweigend mit dem Kopfe. „Laß nur, ich kenne einen Jeden von ihnen und werde sie schon zu packen wissen; es bleibt ihnen so nichts anderes übrig, als davon zu gehen oder sich hier auf dem Galgenfeld an einer Drahtkette in der Luft wiegen zu lassen; und überhaupt habe ich etwas gehört von meinem guten Freunde, dem Centihlawek, das mir in der Folge gefährlich werden kann."

„Und das ist?" frng Plachy neugierig.

„Ich werde es Dir zur gelegenen Zeit sagen, Freund Plachy, denn wer weiß, ob uns hier nicht Jemand belauscht, und überhaupt, wir trennen uns nicht mehr und im warmen Bette d. h. wenn wir eins bekommen heute, läßt sich so etwas besser besprechen. Doch geh' jetzt zurück in's Zimmer, ich suche den Wirth auf."

Nach diesen Worten trennten sie sich.

Plachy schlich zurück zu den Uebrigen, Jakob aber tappte nach der Thüre, welche in Ptatschek's Laboratorium führte, die er aber fest verschlossen fand. Jakob schien darüber gar nicht verwundert, er schlich längs der Wand hin, bis er zu einem Schrank kam, den er öffnete. Nun betrat er ein kleines Gewölbe, wo in den frühern Zeiten vielleicht die nöthigen Waffen zur Vertheidigung und andere Rüstungen aufbewahrt gewesen sein mochten; denn noch sah man hier die Haken in der Wand, und mancher Reimspruch irgend eines poetischen Kriegers oder Thorwärters in Bezug auf den Gebrauch der Lokalität verkündigte es dem Fremden.

„Verdammt! auch da ist es finster wie in der Hölle!" brummte Jakob enttäuscht, hier Licht und den Gesuchten zu finden. „He, he, Freund, wo steckst Du denn?" rief er in das Dunkel hinein, nicht wagend weiter zu gehen, da er noch von früher her die Gefahren kannte, welche das Weiterschreiten im Finstern in Laboratorien einem jeden Unbekannten darbiete. Endlich sah er einen Lichtstrahl an die Decke des Gewölbes anschlagen, der durch einen schmalen Riß aus dem Boden heraus kam. Der Lichtstrahl erweiterte sich immer mehr und mehr und bald hörte Jakob deutlich das Athmen eines Menschen, der im Begriff ist, eine Leiter herauf zu steigen, bis zuletzt eine Fallthüre sich langsam aufthat und der Gerufene gleich einem Geiste aus der Tiefe heraufstieg. Dieser schien von der Anwesenheit Jakob's Kenntniß gehabt zu haben, denn er erschrack nicht und wunderte sich gar nicht darnber, sondern brummte: „Zum Teufel, was willst Du denn noch von mir, daß Du mich aufstörst aus meiner Arbeit?"

„Ich dächte, 's steht Dir nicht mehr für die Mühe?" frug ihn der Schmelzer.

„Freilich, 's steht wahrlich nicht für die hündische Arbeit, der Teufel hole Alles!"

„Ja, ja," bestätigte Jakob den Fluch des nächtlichen Arbeiters, „der Teufel holt in Kuttenberg den Bergbau, so wie den Raubbau, Kamerad."

„Und was willst Du denn eigentlich, daß Du durch die geheime Thüre kömmst?"

„Ich suchte Dich auf, erstlich wegen Tabak und Branntwein für die andern Kerls, für mich selbst aber wollte ich mit Dir etwas hinsichtlich dieses Raubbaues ausmachen."

„Ich sagte Dir ja, ich gebe diese Hundarbeit durchaus auf, ich bezahle mir nicht einmal das Pulver damit, das ich mir selbst fabrizire," antwortete ihm zornig der Gefragte.

„Ich behaupte fest, Kamerad, was ich Dir schon früher sagte, Du verstehst das Zeug nicht recht. Laß mich mal eine Woche arbeiten, und Du wirst sehen!"

„Geh zum Teufel!" brummte der Raubbauarbeiter.

„Ei, ei, wie Du wild bist auf mich! Ja, so lange ich noch für Dich in der Schmelzhütte Silber stahl, ei wie höflich warst Du da; aber nun, da ich weggejagt bin, willst Du nichts von mir hören?"

„Ich bin so wie früher," entschuldigte sich Ptatschek, sich erinnernd, daß Jakob im Besitz von Geheimnissen sei, welche bei ihrer Bekanntwerdung ihn leicht in arge Unannehmlichkeit bringen konnten. „Du wirst selbst einsehen, daß ich nicht gut gelaunt sein kann; heute wollte ich die gestrige Arbeit vollenden, und wen bringt mir der Satan her? Dich und Deine Spießgesellen, die ich nicht so genau kenne. Machen die Kerls, statt sich niederzulegen und auszuruhen von ihrem Arreste, hier Lärm und einen Dampf mit dem virginischen Kraute, das so theuer ist, und versaufen volle zwei Pinten Branntwein!"

„Pst! pst! ärgere Dich nur nicht," entgegnete ihm pfiffig der Schmelzer, „sollst Alles bezahlt bekommen von uns, prächtig bezahlt; und was den Tabak anbetrifft, so weiß ich recht gut, daß Dir ihn der Jude ebenfalls umsonst gibt, wie vielen Andern, um ihn in Aufnahme zu bringen."

Ptatschek sagte nichts darauf, sondern ordnete auf dem Fußboden einen kaum bemerkbaren Drahtzug.

„Aha!" meinte Jakob, mit dem Fuße darauf hinweisend, „das war mein Verräther, da ich Deine Höhle betreten habe."

Ptatschek nickte unwillig mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Vorsicht schadet nie," bestätigte Jakob. „Doch sage mir, in welcher Richtung hin liegt der Schacht?

Ptatschek deutete gegen Norden.

„Nun, wenn Du damit einverstanden bist, Kamerad, so werde ich bei Dir als Bergmann in Kost und Wohnung gehen."

Ptatschek zuckte die Achsel und sagte: „Ich werde sehen; komm' nach zwei Tagen wieder, aber heimlich und Abends, hörst Du? dann will ich Dir Antwort geben."

„Aha!" lachte Jakob pfiffig; „Du bist also nicht allein? — Nun, auch gut, Du kennst mich ja, und damit ist Alles abgemacht; gib mir nur die Sachen, daß ich zu den Andern gehen kann; komm'!"

Digitized by Google

Während diesem hatten die in der Stube Zurückgelassenen sich weidlich herumgezankt, bis endlich Jakob erschien. Jakob, auf Plachy einen Blick des Einverständnisses werfend, reichte ihm die Flasche mit den Worten: „Nun rede Kerl, und sei nicht verlegen!“

Plachy ließ sich das nicht zweimal sagen, that einen kräftigen Zug und begann sogleich: „Brüder! Gesellen! Da wir mitsammen im Loche saßen und überhaupt alle Leiden einer mehrwöchentlichen Gefangenschaft mitmachten, hört!“

Darauf eröffnete er ihnen, daß einer ihrer besten und muthigsten Kameraden im Rathhause in den unterirdischen Kerkern liege, führte ihnen dann zu Gemüthe, den armen Kerl einem gewissen Luftsprunge zu entreißen, und um dies ungestört vollbringen zu können, die Stadt an einigen Enden anzuzünden, daß die Aufmerksamkeit der Bürger sich von dem eigentlich bedrohten Rathhause ablenke; dann eröffnete er ihnen noch die Aussicht auf eine angenehme Lebensweise und schlug ihnen vor, die dichten Forste zum Aufenthalte zu nehmen, was um so leichter auszuführen wäre, da das meiste Militär in den deutschen Landen sich herumschlage, die Städter aber selbst zu furchtsam seien, um ihnen das Handwerk zu legen.

Nachdem sie sich das Wort gegeben hatten, Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen, besiegelten sie diesen liebreichen Bruderbund mit einigen Flaschen Branntwein; darauf mußte Jeder seine Meinung hinsichtlich der Ausführung abgeben. Plachy und Jakob, die allein noch so ziemlich bei Verstande waren, hatten indeß schon einen Plan gefaßt, von dessen Durchführung sie sich sehr viel versprachen. Darauf gingen oder wankten Alle nach ihrer Schlafkammer, die in dem obern Theile des Thurmes sich befand. Dann streckten sie sich auf das kalte Stroh nieder und schliefen glücklich ihren Rausch trotz der grimmigen Kälte aus.

Im Kerker.

Am darauf folgenden Abend, die Ruheglocke hatte bereits geläutet, die Verkaufsbuden schloßen sich, schlich ein Mann, von dem dicht herabfallenden Schnee ganz bedeckt, um das Kuttenberger Rathhaus, das durch den großen Brand von 1770 eingeäschert wurde und an welches sich viele blutige Sagen knüpften. Und in der That mußte dieses Gebäude Schrecken einflößen; denn wer dessen dunkle Hallen als Gefangener betrat, sah oft das freundliche Licht des Tages nur dann wieder, wenn er zur Richtstätte geführt wurde, um dort unter den gräulichsten Qualen sein Leben auszuhauchen. Die Marterkammer, der unentbehrlichste Theil damaliger Justizpflege, befand sich in den unterirdischen Räumen des Rathhauses; dort wurde durch die fürchterliche Pein manchem Gefangenen das Geständniß einer That erpreßt, die er nie verübt hatte. Solcherlei Gedanken schien auch der Mann zu hegen, der scheu um das düstere Gebäude schlich, endlich durch das große Thor, welches für die Wirthshausgäste offen blieb, hineinschlüpfte, dem Eingang in die Schenkstube vorbeihuschte und über den Hof in die zweite Thorhalle eilte, wo der Eingang zu den Gefängnissen sich befand. Hier blieb er einige Sekunden stehen, that einen mächtigen Zug aus einer Branntweinflasche und klopfte an das eiserne Gitter der kleinen Thoröffnung.

Nach einigen Minuten erschien ein kleiner, breitschultriger Mann mit einer Lampe. „In promptu! in promptu!“ sagte heraustretend; „was gibt's und was willst Du?“

„Ich bin's, Centihlawek,“ lautete die Antwort; „ich komme, wie ich versprochen.“

„Ah Du kommst in pace, ein seltener casus,“ sagte der Schließer. „Bemühe Dich nur herein, Freund Jakob ohne Engelsleiter und sage mir ohne Scheu, was Du willst, oder wie unser Doktor spricht: in puris naturalibus.“ Mit diesen Worten hatte er dem Gaste die Thüre geöffnet und ihn in ein kleines, starkgeheiztes Gewölbe geschoben; hierauf ging er die Thüre wieder zu schließen. Das Gewölbe oder die Wachtstube, in welcher nun unser bekannte Jakob sich befand, war wirklich nicht derart, daß man mit besonderer Lust drin hätte einige Zeit verweilen mögen; es war nicht gar groß und wurde durch einen riesigen Ofen, um welchen sich eine Bank zog, noch eingeengt; nebenan war eine Prilsche für die Wachthabenden aufgestellt. Rings an den Wänden hingen schwere große Ketten und Haleisen, auch durchaus nicht geeignet, dies verrauchte Gewölbe zu verschönern. Eine schmale gothische Thüre mit starken Riegeln war der Eingangsthüre gegenüber. Jakob fand, als der Schließer mit der Lampe zurückgekehrt war, schon einen Besuch da: es war der Stumme, der auf der Ofenbank saß und den Eintretenden mit seinen funkelnden Augen ansah. Jakob war es durchaus nicht lieb, eine dritte, wenn auch taubstumme Person da zu finden. Aber er konnte und wollte nicht zurück und reichte, um den Schließer seiner Absicht zugänglich zu machen, demselben die Branntweinflasche hin mit den Worten: „Ihr habt da einen armen stummen Teufel; was hat denn der angestellt?“

„Nichts, mein Freund,“ entgegnete Centihlawek nach einem tüchtigen Zug aus der Flasche, „er ist ein guter Kerl, ich brauche ihn öfters als Boten und geb' ihm dafür zu essen, was übrig bleibt, und laß ihn da im Warmen schlafen. Also Ihr kommt wegen des Galgenvogels Franz, den ich in deposito habe? Das geht nicht an, Ihr konnt' ihn ohne Erlaubniß nicht besuchen.“ Doch machte die Branntweinflasche den Schließer endlich weicher und er meinte: „Nun, es mag sein, aber nur in triplo.“

„In Triplo? was ist das für eine Bestie?“ frug neugierig der fortgejagte Schmelzer.

„Sit venia verbo, tu es asinus, oder zu deutsch: Du bist ein großer Esel, mein Freund!“ versetzte lächelnd der gelehrte Gefangenwärter. „In triplo heißt: Wir besuchen den Franz drei Mann hoch, nemlich ich, Du und der Stumme. Also komm!“ Und er nahm ein mächtiges Schlüsselbund und winkte dem Stummen, der sogleich aufsprang.

„Aber woher habt Ihr denn so viel Gescheidtheit her? Ihr sprecht ja wie unser Pfarrer oder der Doktor.“

Der Schließer antwortete geschmeichelt: „Mein Freund, Du mußt wissen, daß ich in Prag die Humaniora studirt habe, aber wegen einiger Kleinigkeiten, die Du nicht zu wissen brauchst, zu einem Doktor als Schreiber ging, dann hier Beschließergehilfe wurde und es bleibe usque ad finem vitae.“

Unter diesem Gespräche hatte derselbe die zweite aus dem Gewölbe führende Thür aufgesperrt und ging voran, ihm folgte, nicht ohne inneres Grauen, Jakob, und der Stumme ging zuletzt. Sie schritten zuerst durch einen engen Gang, wo links und rechts Thüren mit großen Vorhängschlössern sich befanden. Jetzt öffnete der Schließer eine kleine, eisenbeschlagene Thüre; eisigkalte Luft wehte ihnen entgegen. Der Führer wandte sich zu dem schon völlig entnüchterten Schmelzer: „Wir steigen nun in die unterirdischen Gänge; gib Acht, hier sind sechs und zwanzig Stufen!“ Eine enge Wendeltreppe, wieder durch eine Thüre gesperrt, führte hinab. Je weiter sie kamen, desto dumpfiger wurde die Luft, desto beschwerlicher das Athmen. „Pr!“ sagte

Digitized by Google

sich schüttelnd Jakob; „da will ich lieber in den tiefsten, gefährlichsten Schacht fahren!“

Der Schließer lachte: „S' ist nicht so übel, nur ein Bischen dunkel und unangenehm hier zu leben in perpetuum. Aber da sind wir und Du findest Deinen Herzensfreund in parenthesi et pace schlafen, denn er weiß wenig von Tag und Nacht.“

Bei diesen Worten hatte er die letzte Thür in dem Gange aufgeschlossen und stieg nun noch zwei Stufen in ein kaum eine Klafter hohes und ungefähr zwei Quadratklafter breites Gewölbe ohne Fenster herab. Dem Schmelzer fuhr es eisig über den ganzen Körper, die Haare sträubten sich zu Berge, als er in dem Kerker sich nach seinem Freunde umsah. Doch bei der matt brennenden Lampe konnte Jakob durchaus nichts Menschenähnliches entdecken, und er orientirte sich erst, bis der Schließer mechanisch den Wasserkrug untersucht hatte und dann zu der hintern Wand ging, wo auf einer drei Schuh hohen Mauer auf faulem Stroh etwas Dunkles lag.

Der Stumme blieb als müssiger Zuschauer bei der Thüre stehen, und schauerlich war es anzusehen, wie sein Auge aus der Dämmerung herausleuchtete.

Der Schließer stellte seine Lampe in ein in der Mauer befindliches Loch und rüttelte das Menschenähnliche, das auf dem Strohe lag. „He — Samiel — wach auf! 's ist Jemand da, Kerl!“

Der Gerüttelte stieß Anfangs einige rauhe, unverständliche Worte hervor, dann wurde der Sinn seiner Rede geregelter. „Ich weiß nichts mehr, meine Herren Schöppen,“ stieß er hervor, „ich bin zwar kein Freund vom Leitersteigen, aber ich sage Euch, es ist umsonst, ich weiß nichts, ich habe Niemanden erschlagen — Gott sei vor! — Daß meine Kleider voll Schweiß (Blut in der Jägersprache) waren, dafür kann ich nicht, denn —“

„Aha!“ bemerkte der Schließer; „er glaubt sich in der Folterkammer vorm Gevatter. He, Samiel!“

„Aber,“ wandte stotternd vor Angst Jakob ein, „er nennt sich ja Franz.“

„Aber hier heißt er Samiel,“ antwortete der Schließer; „'s sind alle meine mir an's Herz gelegte Teufelchen; nebenan heißt Einer Luzifer. — Mein Herzpinkel,“ er seufzte dabei, „um den es mir noch immer leid thut, der ist fort!“

„Ist er durchgekommen?“ rief Jakob unwillkürlich freudig aus, „'s ist ja nicht möglich von hier!“

„Ach ja,“ antwortete der Schließer; „er wurde in pontificalibus hinausgeführt und endete in der Luft.“

Jakob's ganzer Muth brach zusammen. Es brauchte eine ziemliche Weile, bevor der Gefangene zum vollen Bewußtsein gelangte. Als sein stieres Auge endlich die Personen erkannte, richtete er sich langsam auf, so daß die Kette rasselnd herunterfiel.

Jakob reichte ihm die Branntweinflasche. Franz setzte sie mechanisch an den Mund.

„Halt! halt!“ sagte der Schließer und faßte die Flasche, „laß erst sehen, wie viel für uns Drei d'rin ist. Na, sauf zu, Samielchen, aber nur bis daher; dann ich so viel, und Du asinus, so viel.“ Hierauf setzte er sich zu Füßen des Gefangenen nieder, dem Jakob wies er seinen Sitz gegenüber auf einem Steine an, denn wohlweislich wollte er die Zwei nicht näher an einander kommen lassen. Das verhinderte natürlich die Absicht des Schmelzers. Schon fuhr ihm durch den Kopf, durch einen kräftigen Griff oder Stoß sich des Gefangenwärters zu entledigen, doch die Gegenwart des Stummen machte es unmöglich. Jetzt, als er die furchtbar entstellte Leidensgestalt seines Genossen so mancher Verbrechen sah und erwägte, daß sein Leben oder Tod in den Händen dieses gebrochenen Geschöpfes ruhe, beschloß er um jeden Preis diesen, weil dadurch sich selbst, zu retten. Plaudernd über Dies und Das und in der steten Furcht, Franz könne ihn durch ein blos hingeworfenes Wort verrathen, sann er darüber nach, wie er ihm das Paquetchen, worin die Instrumente zu seiner Befreiung sich befanden, einhändigen und ihm mittheilen konnte, daß der Tag seiner Rettung nahe sei. Um den Gefangenen, der eben von seinen ausgestandenen Leiden und seiner Unschuld sprach, auf ein anderes Gespräch zu bringen, begann Jakob mit der heitersten Miene von der Welt über die Humanität der Richter und die zweckmäßige Einrichtung der Kuttenberger Gefängnisse zu reden.

„Ja,“ bekräftigte lachend der Schließer; „Dein Freund hat Recht und Du solltest nicht so unduldsam sein, Samielchen! denn was fehlt Dir denn? Du bist hier salvirt, hast Essen und Trinken und kannst schlafen den ganzen Tag. Dann wirst Du vorgefordert vor die gnädigen Herren; Du hast die Ehre, mit ihnen zu sprechen, sie sind sehr theilnahmsvoll für Deine früheren Lebensereignisse, sie fragen Dich aus; Du erinnerst Dich freilich nicht an alle Kleinigkeiten; gut, sie sind so freundschaftlich, Dir zu helfen. Da kommt der Gevatter; Du brauchst Dich durchaus nicht zu fürchten vor dem Gevatter, er ist so ein Mensch wie Du, nur daß er rothe Kleider trägt, sonst ist er ein prächtiger Kerl und hat herrliche socios bei sich.“

„Schweigt in des Teufels Namen!“ schrie Franz, „und macht mein Blut nicht vor der Zeit erstarren!“

„Nu, nu, Samielchen,“ antwortete dieser lachend, „nicht so wild, ich thue das, weil mir das Herz warm wird vor Freude, wenn ich Dich sehe.“

Jakob, der einen Streit befürchtete, sprang auf, um Franz zu besänftigen, dabei nahm er die Gelegenheit wahr, das Paquet ihm zuzustecken. Franz begriff sogleich die Absicht seines Freundes, zwang sich zu einem freundlichen Gesicht und sagte: „Nun erzählt in drei Teufelsnamen, was Ihr wollt!“

„Schau' ich wollte sagen,“ begann der Schließer wieder, „daß der Teufel nicht so schwarz ist, als man ihn malt in praesenti casu, d. h. im gegenwärtigen Falle, Samielchen. Der Freimann zieht Dich liebreich in seine Studierkammer, wohin Dich die Herren Richter auch anstandsmäßig begleiten.“ Franz stieß mit aller Gewalt ein Gelächter heraus, das aber furchtbar in den Ohren Jakob's widergellte. Der Schließer, dadurch aufgemuntert, fuhr fort: „Da zeigt Dir der Gevatter einen niedrigen Lehnstuhl, Samielchen, das ist der Sitz der Erkenntniß, der Gedächtnißunterstützer; darauf bringt er ein paar halbrunde Eisen her, die Schraubenstiefel genannt werden —“

„Hol' Euch sammt den Stiefeln Euer Namensvetter!“ sagte mürrisch der Gefangene, unwillkurlich mit den Füßen zuckend, so daß die Ketten rasselten; „ich will meine Füße noch länger brauchen.“

„Ha! ha! Samielchen! so sagen Alle; sie glauben, es geht gleich um's Leben, aber 's ist ja der Doktor dabei, und länger als 15 Minuten dauert's nicht, dann wird ausgesetzt.“

„Ich sage Euch aber, ich bin unschuldig und will meine geraden Füße behalten!“

„Die behälst Du auch,“ antwortete ihm ernst der Erzählende. „Wer nicht vertraut ist mit den Sehnen und Flechsen des Körpers, glaubt, es geht ums Leben. Gott bewahre, Samielchen! 's ist nur ein Spaß, und aus purer Freundschaft für Dich mach' ich Dich aufmerksam auf Alles, daß Du nicht

Digitized by Google

überraſcht werdeſt. Ich habe bei einem Doktor ein ganzes Jahr zugebracht, Pillen gedreht und von den Knochen todter Menſchen das Fleiſch geſchabt. Alſo zu den Schraubſtiefeln! Sieh, das ſind zwei halbrunde eiſerne Dinger, die auf das bloße Bein kommen; dieſe Dinger haben eine Menge zarte, zwei Drittel-Zoll hohe, abgeſtumpfte eiſerne Spitzen. Nun das wird Dir einen ſtarken Mannszoll tief unter die Knieſcheibe, verſtehſt? angelegt und dann langſam zugedreht. Das iſt das Ganze. Geſchehen kann nichts; denn nur dann, wenn das Eiſen auf die Knieſcheiben zu liegen kame, könnte das Ligamentum patellae gedruckt werden und dadurch die Articulation entſtehen, und dann erſt eine Steifigkeit oder eine Anchyloſis erfolgen. — Du ſiehſt, daß Alles wohl bedacht und berechnet iſt, und die Herren ohne Gefahr dem Gedächtniß zu Hilfe kommen; Du brauchſt Dich alſo durchaus nicht zu fürchten. Ihr werdet Euch wundern, wie ich ſo gelehrt reden kann; pah, da könnte ich Euch viel erzählen!" Dabei hatte er den Reſt der Flaſche ausgeleert und hielt ſie gegen die röthlich flackernde Flamme der Lampe. Ein tiefer Seufzer beſagte Allen, daß ſie leer ſei.

Jakob ſah, daß der Schließer nun durchaus nicht länger bleiben würde, er beeilte ſich daher mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Unglücklichen den Schließer zu fragen, ob dieſes Gedächtnißauffriſchungsmittel auch auf dieſen Gefangenen, und ob ſchon in drei Tagen angewendet würde?

„Und warum frägſt Du?" fragte der Schließer.

„Weil ich zur Stärkung Euch und meinem unglückſeligen Freunde einige Flaſchen Herzſtärkung ſchicken würde."

„Schicke immerhin, mein Freund! ich bin ſtets in petto, ſo etwas anzunehmen. Was Den da betrifft, na, das wird ſich zeigen — komm nun in viam, Freund!" Bei dieſen Worten hatte er die Lampe von der Mauer und Jakob beim Kragen genommen, um ihn gutwillig hinauszuführen.

„Und bereite Dich, Du Armer, vor auf den dritten Tag!" ſagte Jakob fortgehend. Franz ſeufzte als Antwort.

So verließen alle drei das Gewölbe und begaben ſich, jeder ſeinen Gedanken nachhängend, auf die Oberwelt. Der Schließer, um ſeine Nachtwache fortzuſetzen, Jakob, um mit ſeinen Gefährten den Plan zur Befreiung des Eingekerkerten zu beſprechen, und der Stumme in dem warmen Gemache des Schließers zu ſchlafen.

Ein neuer Freund.

Der alte Bürger Landa hatte den Kopf ſo voller Sorgen und Geſchäfte, daß er den Zwiſt der beiden Liebenden nicht eher als nach ein paar Tagen gewahrte, weil Podiwin ſich zur beſtimmten Zeit zum Beſuche nicht einfand.

Marie wollte Anfangs auf des Vaters Fragen nicht Rede ſtehen und ſchützte einige kleine Zwiſtigkeiten vor; doch als der Vater darüber wild wurde und Podiwin einen undankbaren Menſchen ſchalt, der ſein Kleinod nicht verdiene, und daß er ihn deshalb zur Rede ſtellen wolle — ſo blieb dem geängſtigten Mädchen nichts anderes übrig, als den ganzen Vorgang getreulich zu erzählen. Dies war dem Alten ſehr unlieb. „Aber um des Himmels Willen, Marie," ſagte er zu dem weinenden Mädchen halb unwillig, „wie kannſt Du auch ſo unvorſichtig ſein; und was fiel dem Georg ein, zu ſolcher Zeit herunterzukommen? und was den verliebten Narren, den Podiwin betrifft, ſo hat er freilich Urſache böſe zu ſein. Aufrichtig geſagt, die Geſchichte mit dem Georg iſt eine fatale und kann mir leicht das Unglück auf den Hals ſetzen. Ja, ja, der Schöppenmeiſter und auch die anderen Herren und ſelbſt viele Bürger ſind mir abhold, weil ich ein ehrlicher, gerader Mann und ihnen zwiſchen ſo manche Winkelzüge gekommen bin. Ich fürchte, ſie werden jede Gelegenheit ſuchen, um mir das nachzutragen. Wenn ich nur wüßte, wie weit ich Podiwin in's Geheimniß einweihen kann!"

„Glaubſt Du," unterbrach ihn die Tochter, „Podiwin wäre einer Verrätherei fähig?"

„Das fiel mir nicht im Traume bei; aber weßhalb ſoll ich ihn in ein Geheimniß einweihen, das ihn in Widerſpruch mit ſeiner Pflicht und uns keinen Nutzen bringt?"

„Er könnte uns davon benachrichtigen, wenn ja Herrn Georgs Aufenthalt entdeckt würde," meinte Marie.

„Das wäre ein nicht übler Grund," nickte Landa mit dem Kopfe, „aber es geht doch nicht. Georg wartet nur, wie er mir ſagte, auf Nachrichten aus Prag. Gott weiß, was das für ein Geheimniß iſt, in das er ſich verwickelt hat. Ich ſollte eigentlich böſe auf ihn ſein, daß er mich, der ich ja die Gefahr mit ihm theile, nicht ſeines Vertrauens würdigt. Hätte ich nicht mehr Vertrauen in ihn, ſo möchte es wol ſchlecht um ihn ſtehen; denn nicht um eine Million würde ich einen Menſchen, der unſere gute Kaiſerin Maria Thereſia verrathen, auch nur eine Nacht in meinem Hauſe dulden, und wär's mein eigener Sohn." Hier ſchenkte er ſich ein Glas Wein voll. „Auf das Wohl unſerer erhabenen Fürſtin und das Verderben aller ihrer Feinde — Vivat hoch!" rief der alte echte Bürger.

„Amen!" erklang eine Stimme aus dem Nebenzimmer. „Sie ſoll leben, triumphirend über alle ihre Feinde!" ſagte Georg heraustretend.

„Ja!" rief der Bürger hocherfreut. „Und nun nehmt das Glas und ſchenkt Euch ein, daß wir zuſammen Eins auf ihr Wohl trinken."

„Mein Gott!" ſagte Marie voll Angſt; „wenn Euch plötzlich Jemand überraſcht — —"

„Mag!" entgegnete der Alte im Feuereifer, auf die perſönliche Gefahr ſeines Gaſtes ganz vergeſſend. „Jeder ſoll's hören, daß Junker Georg ſeine Kaiſerin ebenſo innig liebt wie wir ſie Alle lieben; nicht wahr?"

„Bei Gott ja!" antwortete dieſer; „Niemand iſt ein getreuerer Unterthan als ich."

„Um Gotteswillen!" rief Marie, „verbergt Euch, ich höre Jemanden kommen!" Und ſie drängte den Flüchtling in's Nebengemach.

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thüre, und bevor Landa noch „Herein" rufen konnte, öffnete ſie ſich ſchon und herein trat Podiwin in größter Haſt mit den Worten: „Gott zum Gruß und Gott ſei Dank, daß ich Euch zu Hauſe treffe, Herr Landa."

„Seid mir willkommen, Podiwin," antwortete der Bürger herzlich. „Aber wie Ihr abgehetzt ſeid! Sind denn die Franzoſen wieder da, oder die Preußen, oder krächzt der Adler (die Feuerglocke) Unglück?"

„Nichts von Dem iſt geſchehen, Gott ſei Dank," verſetzte Podiwin, „aber ich habe Euch Wichtiges —"

„Ei ſo nehmt Platz, und Du Marie, gib ein Glas her!"

„Ich dank' Euch," entſchuldigte ſich der Rathsſchreiber, „ich muß ſchnell wieder in's Rathhaus zurück, und dann trink' ich, wie Ihr wißt, keinen Wein."

„Ach geht," lächelte der gemüthliche Bürger; „Ihr trinkt keinen Wein? Sagt ſo was nicht. Habt Ihr Euch nicht damals, als Marie von ihrer gefährlichen Krankheit genas, einen Rauſch angetrunken? Pah! Aber ſo ſetzt Euch doch wenigſtens

Digitized by Google

und — nun also was soll's?" Die letzten Worte sprach er schon etwas unwirsch, da Podiwin weder einen Sitz nahm, noch das Weinglas berührte, das Marie, hochroth im Gesicht, ganz verwirrt auf den Tisch gesetzt hatte.

„Ich möchte gern mit Euch allein sprechen, Herr Landa," antwortete Podiwin kleinlaut.

„Allein? mit mir? Ei ei, was ist denn das?"

„Ich kann's Euch nur unter vier Augen sagen, aber ich bitt' Euch, schnell!"

„So, so; also Mariechen, verlaß' uns, da der Herr Stadtschreiber durchaus auf Deiner Entfernung besteht," sagte Landa unwillig. Marie verließ schweigend das Zimmer. „Und nun sprecht!"

„Herr Landa!" begann der junge Mann verlegen, „ich will mich nicht in Eure Geheimnisse drängen — aber der Schöppenmeister bekam heute vom königlichen Richter einen Brief; was darin stand, weiß ich nicht, doch auf dieses hin wurde beschlossen, noch heute bei Euch eine Hausdurchsuchung —" hier fing er zu stottern an.

„Was?" schrie der Bürger außer sich; „bei mir, bei mir, der ich im Rathe saß, eine Visitation? Tod und Teufel! da muß ich sogleich hin —"

„Um Gotteswillen," rief der Stadtschreiber; „wollt Ihr mich in's Gefängniß bringen wegen meiner guten Absicht? Ich sage Euch, was ich für gewiß hörte und hielt es für meine Pflicht, Euch davon zu benachrichtigen. Aber so Euch daran gelegen ist, mich nicht unglücklich zu machen, so schweigt und beklagt Euch erst dann, wenn es geschehen wird. Lebt wol!"

„Ihr habt Recht," versetzte mürrisch der Alte; „ich dank' Euch für Eure Gefälligkeit."

Podiwin drückte herzlich die dargebotene Hand und empfahl sich.

„Halt, halt! — so wartet nur; ich wollte Euch etwas sagen — na, was war es denn?" — Podiwin blieb erwartend stehen. — „Ja — nun seht — Ihr werdet vielleicht glauben," begann der Alte in größter Verlegenheit, aus der er sich nicht anders zu retten wußte, als indem er sein Glas ergriff mit den Worten: „ja, so trinkt denn auf die Gesundheit aller Marien!"

Podiwin konnte nicht anders, er nahm das Glas, stieß an und sagte: „Mögen sie Alle leben und glücklich werden."

„Marie!" rief der Bürger schnell, „Marie!"

„Ich muß fort, Herr Landa; vergebt —"

„Ihr mußt bleiben! Da Marie," sagte Landa zu seiner hereintretenden Tochter, „bedanke Dich, Herr Podiwin trank auf das Wohl aller Marien. Na, Madel?"

Marie wechselte heftig die Farbe und verbeugte sich, ohne ein Wort über ihre Lippen bringen zu können.

„Ja, was ist denn das?" sprach der Burger; „so steif wie zwei Rathsherren an der Kirchenthüre! Nimm das Glas in die Hand, Marie, und auch Ihr, Podiwin, und trinkt Beide, das heißt ich auch, zuerst: Maria Theresia soll hoch leben!" — Alle stießen an und tranken. — „Und nun, Ihr zwei Närrchen, trinkt Euch einander Glück zu!"

Marie wagte kaum die Augen aufzuschlagen und stand, das Glas in der zitternden Hand, in reizender Verwirrung da. „Ich wünsche Niemanden Böses," stotterte Podiwin, am wenigsten Euch, Jungfrau Marie. Möge Gott Euch Glück und Segen geben!" Er stieß an ihr Glas an und leerte es auf einen Zug. Marie führte zitternd das Glas zum Munde; ihre Augen füllten sich mit Thränen, die sie, als schäme sie sich ihrer, schnell zu trocknen suchte.

„Nun, nun Mariechen, komm' her mein liebes braves Kind!" sagte der Vater, sie innig auf die Stirne küssend. Marie barg ihr Gesicht auf seiner Schulter.

Podiwin stand erschüttert und unschlüssig, was er thun sollte. — „Podiwin," sagte der Alte ernst, „ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr diesem Mädchen da Unrecht gethan habt; gewiß —"

„Vater!" unterbrach ihn Marie und hob ihr thränenfeuchtes Antlitz empor; „Vater! wo kein Vertrauen, ist keine Liebe. Ich war nie falsch, nie!" Und Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ich weiß es," beruhigte sie der Alte, „Du bist ein gutes Kind." Dann wandte er sich an den höchst verlegenen Podiwin: „Fragt nicht nach der Ursache, lieber Freund; aber ich konnte das Leiden meines Kindes nicht länger mehr ansehen und deshalb sage ich Euch: Ihr habt dem Mädchen Unrecht gethan und es kommt der Tag, wo Ihr es erfahren werdet. Wenn Ihr wirklich liebt, so gebt die Hand —"

„Nein, Vater!" unterbrach ihn Marie, sich stolz aufrichtend; „zwingt ihn nicht, wenn ihn sein Herz nicht selbst dazu treibt. Ich verzeihe Euch, Podiwin," setzte sie leiser hinzu: „daß Ihr nicht nur mein Herz mißverstehen konntet, sondern daß Ihr auch mein Heiligstes — die weibliche Ehre —"

„Jungfrau Marie!" unterbrach Podiwin leidenschaftlich die Zurnende, „sprecht nicht weiter! Nie tastete ich Eure Würde an; aber wenn Ihr meine Liebe theilt, so verdiene ich auch Euer Vertrauen, wie Ihr vorhin selbst sagtet. Ich bin ein armer Stadtschreiber, Ihr die Tochter des reichen Bürgers. Das Menschenherz ist wandelbar; warum nicht auch das Eure? Ihr konntet von dem Wahne befangen sein, mich zu lieben, Ihr konntet, da Ihr mich täglich sahet, Euch selbst an den Gedanken gewohnt haben, in mir, der ich, obgleich arm, doch kein schlechter Mensch bin, Euren künftigen Gatten zu sehen. Doch Liebe kann nicht erzwungen werden. Liebe ist ein Funken jenes himmlischen Glucks, das nur in seiner vollen Glorie dort über den Sternen thront. Ich kann Euch ja nicht zürnen, daß bei dem Anblick eines Andern erst der echte Funke jenes gottlichen Feuers in Euch aufloderte. Verzeiht meiner damaligen Heftigkeit, die ich mir selbst nie verzeihen kann; aber mein Herz sah sich zurückgestoßen, aus dem Himmel —"

„Wenn Ihr nichts anders zu bereuen habt," sagte mit bebender Stimme die Jungfrau, „so geht, ich verzeihe Euch!"

„O Marie!" rief Podiwin in flammender Leidenschaft; „warum schenkt Ihr mir kein Vertrauen?"

„Das Räthsel darf und werde ich Euch nicht losen!" erwiederte sie mit leiser, aber fester Stimme.

In diesem Augenblick öffnete sich die Nebenthüre und Georg trat heraus. „Ich werde es Euch lösen!" sprach er in großer Aufregung. Landa und Marie schrien laut auf; Podiwin blickte ihn zuerst zornig, dann erstaunt an. „Ihr kennt mich sehr gut, Herr Podiwin Roschowsky," fuhr Georg fort; „ich bin Georg, fruher Baron und Erbe von Neuhof, jetzt ein Verstoßener, ein Verfluchter, ein Geächteter! Ich forschte auf der Flucht nach meinem Weibe und suchte deshalb diesen Ehrenmann auf, der mich trotz aller Gefahr gastfreundlich aufnahm und schutzte. Ich will ihn dafür nicht mit in mein Verderben reißen, ich stelle mich selbst dem Gerichte!"

„Daraus wird nichts, Ihr mußt hier bleiben!" rief Landa. „Was kann man mir anhaben? Ihr wißt ja noch nichts Sicheres über den Tod Eurer Frau und Eures Kindes, Ihr mußt Euch Beiden erhalten."

Digitized by Google

Georg erwiederte mit seiner wohlklingenden, bis an's Herz greifenden Stimme: „Das Unglück hat an meiner Wiege das Ammenlied gesungen und mich groß gesäugt. Babi ist todt, und das arme Würmchen mit ihr — —" Er sank, überwältigt vom Schmerz, auf einen Stuhl und verhüllte sich das Gesicht.

Alle waren erschüttert. Podiwin trat zu dem Unglücklichen. „Herr Baron," sprach er mit tiefer Rührung, „ich danke Euch für Euer Zutrauen, Ihr habt es an keinen Unwürdigen verschwendet und mir mein ganzes Lebensglück zurückgegeben. Aber ich beschwöre Euch, handelt nicht voreilig, wartet geduldig ab, was die Zukunft bringt. Rathen kann und darf ich nicht, aber warnen kann ich Euch."

Podiwins Eifersucht war nun vernichtet, in wenigen Augenblicken hatte sich das junge Pärchen vollkommen ausgesöhnt und Podiwin führte ein um das andere Mal das schöne kleine Händchen Mariens an seine glühende Lippen. Der alte Landa war in arger Verlegenheit wegen Georg, endlich, als Podiwin sich schon längst entfernt hatte, wurde beschlossen, daß der Geächtete sich so lange, bis die Nachsuchungen vorüber wären, in der Hütte des Knechtes Mathes verbergen solle. Georg wollte Anfangs nichts davon wissen, doch mußte er endlich den Bitten Mariens und den Vernunftgründen Landas weichen und wie es zu dunkeln begann, schlich er, in einen Pelz vermummt, aus der Stadt dem Hause des davon bereits unterrichteten Mathes zu.

Auf der Rowina.

Mißmuthig und fluchend ob seinem Geschicke, daß ihn in solche Lagen warf, betrat der Flüchtling die kleine, reinliche Stube des Knechtes Mathes. Dieser hatte, obgleich es noch nicht spät war, Vorsichts halber Weib und Kinder schon schlafen geschickt und bediente selbst den jungen Mann mit einigem Vorrath seiner Küche; dieser jedoch ließ Alles unberührt stehen und suchte bald das Lager auf. Aber die schweren, quälenden Gedanken, welche er nicht zu bannen vermochte, scheuchten den Schlaf von seinen Augen; die kleine Stube ward ihm zu enge und die warme Luft darin unerträglich. Es trieb und drängte ihn hinaus in die freie Natur, in die frische Winternacht, um sein siedendes Blut abzukühlen und den finstern Hirngespinsten zu entfliehen. Er sprang vom Lager auf, warf seinen Mantel um, verließ die Hütte und eilte hinauf zur Hochebene Rowina. Zu jener Zeit standen daselbst zwei Kirchen, die eine dem hl. Petrus und Paulus, die zweite dem hl. Wenzeslaus geweiht. Rings um das erstere Gotteshaus lagen Bergmannshütten und nicht weit davon der Königsschacht. Es war eine laue, helle Winternacht. Der dunkelblaue Himmel war mit unzähligen goldenen Sternen besäet und der Mond goß sein volles mildes Licht auf die ruhige Erde herab. Wie von Furien der Rache gehetzt, war Georg, ohne auf den Weg zu achten, über die Schneedecke dahingeeilt, bis der Wind seine brennende Stirne gekühlt hatte, dann setzte er sich auf einen Stein unter dem Schutz einer zerfallenen Mauer, um da von Neuem seinen düstern Gedanken nachzuhängen, die ihn der Verzweiflung nahe brachten. Zu seinem Glücke wurde er durch die schweren Schritte eines Mannes aufgestört.

„Gott sei Dank," keuchte Mathes, „daß ich Euch gefunden! Ich war gleich hinter Euch her, als Ihr wie toll aufsprangt und davon liefet; aber Eure Beine sind jünger und kräftiger als die meinen."

Georg war froh, Jemanden um sich zu haben und er nöthigte Mathes, sich neben ihn niederzulassen, was dieser, wenn auch ungern, endlich that. „Schlafe morgen, so viel Du willst," sprach Georg in furchtbarer Aufregung, „heute aber hilf mir die bösen Gedanken verscheuchen. Sprich was Du willst, nur rede, erzähle, schwatze; zwinge mich nicht zurück in die dumpfe, enge Stube, wo die Verzweiflung in jedem Winkel lauert!"

Mathes zuckte mit den Achseln und erwiederte nach einer Weile: „Was soll ich Euch erzählen, Herr; bin ich ja seit vielen, vielen Jahren schon aus Kuttenberg nicht herausgekommen."

„Weißt Du kein Märchen, gar nichts, was zu der Mondnacht und meiner jetzigen Lage paßt? Sprich," frug er weiter, als er umsonst auf eine Antwort des nicht redelustigen Alten gewartet; „ist es wahr, daß die Kirche dort —" er wies auf die St. Barbarakirche hin — „auf Säulen ruht, weil der ganze Berg voll von Gängen und Stollen und Schachten ist?"

Mathes nickte geheimnißvoll mit dem Kopfe: „Ihr würdet staunen, Herr, wenn Ihr in so einen Stollen geriethet. In den meisten Häusern sind Schachte oder Schmelzgewölbe, aus denen Gänge weit und breit bergauf und bergab führen. Aber es ist gefährlich, diese Gänge zu betreten, da sie den Einsturz drohen."

„Warst Du schon einmal in einem solchen Gange?" frug Georg mit gespannter Aufmerksamkeit.

Mathes nickte: „Wie ich noch so ein junger Guckindiewelt war, beredeten mich einige lustige Bergleute, so eine Tour per Spaß mit ihnen zu machen. Ich willigte ein und wir machten uns auf. Ihr kennt doch, Herr, das Haus zum „Ritter" auf dem Röhrenmarkte? Nun seht, von dort aus zogen wir durch einen Keller in so einen Stollen hinein. Kaum, daß wir so ein paar hundert Schritte wandern — hu! was liegt Euch da auf der Erde — ein männlicher Leichnam, neben ihm ein Bündel und unweit davon ein Stock. Wir leuchteten näher hin und wollten das Ding bei Seite schieben; aber kaum rührten wir d'ran, so zerfiel's wie Zunder. Darüber hatten zwar Einige die Courage verloren, aber es half nichts, sie mußten mit den Andern vorwärts. Nein, das war Euch ein Kriechen und Steigen; nein, Gott bewahre, ein zweites Mal wollt' ich um keinen Preis mehr hinein! Endlich kamen wir in eine große Höhle: links und rechts Gänge, Stollen, alte Bretter, Gerüste — ringsum hörten wir die unterirdischen Gewässer rauschen und brausend sich ergießen. Vor uns zog sich ein Stollen hin, hoch und breit, aber mit Wasser angefüllt. Einige der Muthigsten und Neugierigsten von uns eilten zurück, holten Balken und Stricke und machten eine Art Floß daraus; auf dieses stiegen sie nun, ich auch mit, und so steuerten wir hinein in das grausige Dunkel. Wir waren lange dahingefahren, manchmal mußten wir uns der Länge nach niederlegen, um durchzukommen; als endlich, wir konnten so mitten unter der Stadt uns befinden, der Stollen wieder in eine große Höhle endigte, welche keinen Ausgang mehr hatte."

„Ich wundere mich," meinte Georg, welcher mit voller Aufmerksamkeit zugehört hatte, zum Alten, als er geendet; „ich wundere mich, daß während des Krieges die Einwohner diese Höhlen nicht als Zufluchtsörter benützten."

„Als der Schwede da war," antwortete Mathes, „hatten viele der reichsten Kuttenberger ihre Schätze in diesen Stollen vergraben, auch wurden einige dieser Gänge zum Entfliehen zurecht gemacht, die Stollen mit Brettern belegt und die Balken bei den Gesenken erneuert und ausgebessert."

„Und weiter?" fragte Georg neugierig.

Digitized by Google

„Mehr weiß ich nicht; so viel erzählte mir mein Vater, der am Ausbessern mehrerer Stollen selbst mitgeholfen hat. Von den vergrabenen Geldern und Schätzen blieb gar viel dort ruhen, wo es umsonst schimmelt, denn die Eigenthümer davon starben während der Kriege, und die Enkel, die den Ort nicht genau wußten, fanden die Schätze meistentheils nicht."

„Siehst Du dort das Licht?" sprach Georg, um den Alten mittheilsamer zu machen, „wer mag dort in dem Hause" — er deutete ihm die Gegend an — „noch so spät wach sein? Quälen ihn so wie mich, Kummer, Sorgen, oder ist's vielleicht ein furchtsamer Geizhals, den das Miauen einer Katze zu seinen Geldstücken gerufen hat, oder —"

„Um Gotteswillen schweigt, Herr!" unterbrach ihn mit leiser, angstbebender Stimme der Knecht; „das Flämmchen dort bedeutet nicht Gutes!"

„Nichts Gutes, Mathes, warum?"

Dieser, der das Flämmchen immer größer und größer werden sah, bekreuzigte sich und flüsterte mit den Zeichen des Schreckens: „Es kommt aus den Ruinen des Ruthard'schen Hauses."

„Nun, was soll's? Die Ruthard sind längst vermodert, die haben schwerlich das Lämpchen angezündet."

„Auf diesem Hause," flüsterte Mathes, „ruht Gottes Strafgericht."

„Wie so, kennst Du die Geschichte?"

„Herr!" antwortete Mathes, „nicht um Alles in der Welt Angesichts der Ruine; zu Hause in der warmen Stube will ich's Euch erzählen. Kommt fort von hier; eben schlägt die Bergmannsglocke die dritte Stunde."

Der helle silbergleiche Ton des Bergglöckleins hatte ausgeklungen, der Morgenwind strich kalt von Osten her. Georg war aufgestanden, um den Berg zu verlassen. „Sieh Mathes," wandte er sich zu dem Alten, „jetzt ist das Licht verschwunden. Vielleicht ist ein Bergarbeiter in den Ruinen, der auf das Glöckleins Klang gewartet, um schnell an sein Tagwerk zu gehen."

Mathes gab ihm keine Antwort, sondern schritt, da es ihn fror, schnell den Pfad hinab. Plötzlich erhellte sich der dunkle Weg durch einen röthlichen Schein. Beide drehten sich hastig nach der Stadt um. Aus dem Ruthard'schen schlugen mächtige Flammen zum Himmel empor. „Wer hat das Nest in Brand gesteckt?" rief Georg verwundert aus.

„Das ist kein gewöhnliches irdisches Feuer," stotterte Mathes sich bekreuzigend; „es ist ja nichts von Holzwerk d'rin, nur die blanken Mauer." — „Ha, dort wieder!" rief Georg, auf seine Sicherheit vergessend, aus. — In der Gegend des Tandelmarkts quoll weißer Rauch aus der Häusermasse empor und bald leckte eine große grelle Flammenzunge hinauf in den gerötheten Himmel. Jetzt ertönte weithin dumpf und schauerlich der „Adler," die Unheil verkündende Glocke, vom Rathhausthurme.

„Das ruft mich in die Stadt zu meinem Herrn," wandte sich Mathes an Georg: „ich bitt Euch, geht nach Hause, daß Euch Niemand erblickt."

„Ich gehe mit," erwiederte der Flüchtling entschlossenen Tones; „dem Hause des Landa droht Gefahr, zwei Arme vermögen gar viel in Noth; es ist auch meine Pflicht — also vorwärts!"

„Was fällt Euch ein, Herr? Wollt Ihr mit Gewalt in's Verderben rennen? Ihr könnt nichts nützen, und überhaupt wäre das dem Herrn Landa sehr unlieb. Doch hier sind wir beim Hause; ich bitt' Euch, geht hinein und wenn Euch der Lärm keine Ruhe gönnt, so gebt Achtung auf das Haus; seid so gut!"

Georg folgte seinem Führer schweigend in die Stube, wo er sich angekleidet auf's Bett warf. Mathes nahm unterdessen die Handspritze, hing sich den ledernen Wasserkorb um und verließ beruhigt, da er Georg im Bette wußte, das Haus, um seiner Pflicht nachzukommen. Kaum aber waren die Schritte des Wegeilenden verklungen, als Georg von dem Lager aufsprang und leise das Haus verließ, um seinem edlen Freunde Landa, wenn es die Noth erheischen sollte, nach Kräften beizustehen. So war er durch das offene Ziskathor geschritten und begann eben den etwas steilen, zum wälschen Hof führenden Hohlweg zu besteigen, als ihm das Schicksal Jemanden in den Weg warf, auf den er um diese Zeit am wenigsten gefaßt war.

Die Blutmahlzeit im Rathsaale. Der Tod eines Sünders.

Die wilde Rotte, mit dem Schmelzer Jakob an der Spitze, welche sich wegen der erlittenen Gefängnißstrafe an der Stadt rächen wollte, hielt an diesem Tage in den Ruinen des Ruthard'schen Hauses ihre Zusammenkunft, und zerstreute sich dann gegen Abend nach allen Theilen der Stadt, um ihr böses Vorhaben zur bestimmten Stunde auszuführen; nur Andreas blieb im Ruthard'schen Hause zurück. Jakob und Wokral, wohlbewaffnet und mit den nöthigen Einbruchwerkzeugen versehen, schlichen sich in's Rathhaus, stiegen die steinernen Stufen, welche zum Rathhaussaale führten, leise hinan und verbargen sich dort. Als um 10 Uhr das Thor gesperrt worden war, schritten sie zur Ausführung ihres Vorhabens. Mittelst Dietrichen und Brechstangen hatten sie nach mühevollen zwei Stunden vier Thüren gesprengt und gingen eben den Gang hinab, der zu Franzens Kerker führte, als sie Beide plötzlich zurückprallten und wie aus Einem Munde schrien: „Jesus Maria und alle Heiligen!" In der Ecke kauerte nämlich eine unheimliche, ganz blutige Gestalt, stöhnte und ächzte und starrte sie an mit einem Blick voll Grauen. Schon wollten die Beiden, überwältigt vom panischen Schrecken, Reißaus nehmen, als an ihr Ohr dumpf und hohl die Worte schlugen: „Ich bin's ja, ich warte auf Dich, Jakob; so kommt und helft mir auf, zu allen Teufeln!"

Jakob ließ den Schein der Laterne auf die unheimliche Gestalt fallen und sagte dann tiefaufathmend und näher hinzutretend voll Freude: „Ja, 's ist Franz; aber Herr Gott, Du blutest ja wie ein geschlachtetes Schwein!"

„Ja," antwortete Franz und trachtete mit Hilfe Wokrals aufzustehen, „ich hab' mir den Weg heraus theuer erkaufen müssen; nun hat's der verfluchte Hund."

„Wer?" frugen Beide neugierig. Franz stieß die Kerkerthüre auf, nahm die Lampe und leuchtete hinein. Neugierig schauten die Zwei in den finstern Kerker, fuhren aber plötzlich zurück, als sie auf dem Boden einen männlichen Körper liegen sahen.

„Er ist todt, maustodt," sagte Franz. „Er mußte Etwas gewittert haben, denn er kam, was er sonst nie that, alle Augenblicke herunter, durchsuchte Alles und hämmerte auf meinen Ketten herum, ob das Zeug noch ganz wäre. Heute aber feilte ich sie durch und war eben im Begriff, mich an die Thüre zu machen, da hörte ich ihn kommen und — das Andere könnt Ihr Euch denken. Aber nun fort, fort von hier!" Er stützte sich auf seine Spießgesellen, die Drei traten den Rückweg an und kamen bis zur Pforte, welche hinauf zum Vorzimmer führte, als menschliche Stimmen und schwere Tritte aus dem Gange schallten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Alle, da sie die Stimme Centihlaweks, den sie für todt glaubten, erkannten, die sich vernehmen ließ: „Certissime! ich sag' Euch, der Rozsypal ist besoffen, denn schon eine gute Stunde ist er fort und

Digitized by Google

noch immer nicht zurück." — „Schnell hinauf, sonst sind wir verloren!" sagte Jakob leise zu seinen Begleitern und sie sprangen die Treppe hinauf. Oben stürzte Franz zusammen. „Und sollte mich der Teufel holen und Galgen und Rad meiner warten — ich kann nicht weiter!" —

„Komm nur, komm!" rief Jakob mit gedämpfter Stimme und riß Franz mit der Kraft eines Menschen empor, auf dessen Fersen der Blutrichter tritt, „komm oder wir lassen Dich!" — „Geht nur, ich kann nicht weiter," stöhnte Franz, „ich kann nicht." — „Ha, sie kommen!" schrie Wokral, ganz vergessend, daß er dadurch die Wache selbst herbeirufe. „Halt Dein Maul, verfluchter Hund!" versetzte Jakob, „Du verräthst unsern Weg."

Und so war es auch. Unten entstand wildes Hallohgeschrei und eilige Schritte kamen die Stiege herauf. Franz, dessen Angst ihm übermenschliche Kraft verlieh, sprang auf und lief seinen Genossen nach, welche in Todesangst den Gang durcheilten, in das Vorzimmer stürzten und einen Lichtschimmer bemerkend an eine Thure stießen, welche mit mächtigem Geräusch aufflog. Wildes Jauchzen und Hallohgeschrei, das so eben im Gange ertonte, verkündete, daß Franz entdeckt und wieder gefangen worden. „Hoho!" hörte man die Stimme Centihlawek's, „Du bist's Samielchen? Salve, mein liebes Todtschlägerchen! Aber Du bist nicht allein, darauf will ich wetten; also sucht Kinderchen nach seinen socios. Wir müssen die Spitzbuben kriegen; das wird uns ein gutes Trinkgeld von den Herren Schöppen eintragen!" Aber seine Begleiter sträubten sich gewaltig, einen Ort zu betreten, von dem schauderhafte Geschichten im Umlauf waren. Centihlawek mußte seine volle Autorität aufbieten, um sie wenigstens dazu zu bewegen, daß sie den Gefangenen in ihrer Mitte, Einer den Andern am Arme haltend, in den dunkeln Saal traten, wo sie auch bei dem Schein der Laterne die zwei Gesuchten ohne Regung stehen sahen. „Ergebt Euch ad unum omnes, Ihr Spitzbuben!" rief ihnen der Schließer zu. Die Beiden jedoch gaben keine Antwort, sondern fielen zitternd auf die Kniee und wiesen in die Tiefe des Saales hin. Unwillkurlich drehten sich Aller Köpfe nach der bezeichneten Stelle und sie sahen Etwas, was ihnen vor Entsetzen das Haar zu Berge sträubte. Die Thüre, welche aus dem großen Rathsaal in den kleinen führte, stand angelweit offen. An der großen Rathstafel saßen die 12 Schöppen mit dem Schöppenmeister und aßen aus einer großen Schüssel Blut, mit hölzernen Löffeln! Einige Augenblicke standen die Wächter wie Bildsäulen unbeweglich da und starrten das Gräßliche an, dann aber stürzten sie, Alles von sich werfend und selbst ihre Gefangenen im Stiche lassend, mit Geschrei zur Thüre hinaus und fort durch die Gänge im wildesten Lauf. Die drei Verbrecher sanken bewußtlos zu Boden.

Das Geläute der Bergmannsglocke rief die drei Ohnmächtigen in's Leben zurück. Ihr Blick fiel auf die verhängnißvolle Thure, doch die war zu und der Mond schien hell und klar in den Saal herein. Schnell wollten sie dem Schreckensort entfliehen, aber die Thüre war verschlossen und es blieb ihnen kein anderer Ausweg, als durch's Fenster. Obgleich die Fenster einige Klafter von der Erde entfernt waren, so jagte die Angst doch alle Drei hinaus. Wokral, der zuerst sich zu retten suchte, fiel auf den Kopf und blieb todt liegen; ihm nach sprang Jakob und fiel, ohne sich zu beschädigen, auf seinen Kameraden; unglücklicher jedoch war Franz, der beide Arme brach und auch im Innern sich so beschädigte, daß er eine Zeitlang besinnungslos liegen blieb, dann aber, als er erwachte, den furchtbaren Schmerz verbeißend, sich durch das enge Gäßchen fortschleppte, um den Ziskathurm zu erreichen, wo, wie ihm Jakob schon früher mitgetheilt hatte, ein Nachtlager für ihn bereitet war. Während er nun unter den gräßlichsten Qualen Schritt für Schritt dahinkroch, heulte die Sturmglocke alle Bürger wach. Nach wenigen Minuten schon waren alle Fenster erleuchtet und die Mitglieder der Zünfte eilten, jedweder mit einer Handspritze oder andern Löschwerkzeugen versehen, unter dem Geschrei: „Feuer! Feuer! wacht auf, ihr Leute!" durch die Gassen, manche knapp an dem Verwundeten vorüber, um den sie sich jedoch in der Eile und Hast nicht bekümmerten. Glücklich schleppte sich derselbe bis in den Hohlweg, wo er kraftlos zusammensank. In diesem Augenblicke kam ein Mann daher gerannt, der, als er ihn zu Boden stürzen sah, zu ihm sprang, um ihm aufzuhelfen. „O laßt mich ruhig sterben!" stöhnte der Verwundete.

„Heiliger Gott! bist Du's nicht, Franz? Unglücklicher, was ist Dir Ungeheures widerfahren und woher kommst Du?"

„Ich komme so eben aus dem Kerker, Georg," lautete die Antwort; „dem Galgen oder Rad bin ich glücklich entronnen, um hier wie ein Hund zu verenden!"

„Unglücklicher," frug Georg schaudernd, „wohin soll ich Dich tragen, daß man Dich nicht finde?"

„Wenn Ihr mir diesen Dienst erweisen wollt, so tragt mich da in den Thurm, dort bin ich sicher für die Spanne Zeit, die ich noch zu leben habe." Georg faßte und trug ihn den Berg hinab in den Garten des bezeichneten Ortes, wo er ihn auf sein Verlangen ablud. „So," ächzte Franz, „da bin ich geborgen. Nun hört, was ich Euch zu sagen habe; meine Stunde hat geschlagen!"

„Ich will Dir einen Geistlichen holen, Franz."

„Laßt mich in Ruhe! ich mag nicht! ich hab' so lange ich lebe, keinen gebraucht, will ihn auch jetzt nicht! Hört zu und unterbrecht mich nicht, es geht Euch an und Babi."

„O sprich!" bat Georg leidenschaftlich, „wo ist Babi, wo ist mein Kind — Du hast sie nicht gemordet?!"

„Babi lebt und Euer Kind auch; sie hält sich verborgen in einem Hause an dem alten Schloß Listenburg." — Georg jauchzte unter Thränen auf: „Heiliger Vater im Himmel, ich danke Dir!" — „Laßt das!" murrte der verstockte Sünder. „Hütet Euch vor dem Sekretär Krtek, er ist allein an Eurem Unglück schuld. Da Ihr mit Eurer Großjährigkeit auch die Herrschaft übernehmen solltet, so wäre er, hätte er Rechnung legen mussen, mindestens sogleich fortgejagt worden. Um Euch für einige Zeit unschädlich zu machen, streute er Zwiespalt zwischen Euch und Euren Vater, Euer Leichtsinn gab ihm genug Trümpfe in die Hand, sein Spiel hat Euch die Erbschaft gekostet. Auch mußte ich gegen Euch zeugen —"

„Du?" rief Georg aus, „Du, der Bruder meiner Frau?"

„Eh, ich brauchte Geld und hatte keins. Krtek gab mir's, natürlich nur für Arbeit. Dann versprach er mir eine Försterstelle auf der Herrschaft, und ich that's. Ha!" stotterte er, „'s geht mit mir zu Ende—Er stiehlt, hat viel Geld beisammen — er war Kundschafter bei den Preußen und — Ich erwürge Dich, Centihlawek, wenn Du mir kein besseres Fressen gibst!" setzte er in Irrsinn übergehend hinzu: „Setzt mir nur die Daumschrauben sachte an, Ihr Henkersknechte! und brennt mich — thut, was Ihr wollt, Ihr Hunde! ich sag's Euch nicht, wie ich ihn erwürgt habe — ja — ja — hängen möcht Ihr mich, an's Rad flechten." — Georg, entsetzt über den schrecklichen Todeskampf des Verbrechers, beugte sich über ihn und sprach ihm in's Ohr: „Franz, laß alles Irdische fahren und denk' an das Jenseits! Bald stehst Du vor dem gerechten Richter der Welt, der——" Ha!" unterbrach ihn der Sterbende mit einem

Digitized by Google

lauten Schrei; „willst Du meinen Leib untersuchen, ob er fest genug sei, die Qualen Deiner Stacheln und Schrauben und Stricke auszuhalten?“ — Was grinsest Du mich so an, Centihlawek!“ und er wälzte seine Augäpfel so stark hervor, als wollte er sie aus ihren Höhlen treiben.

Da erklang plötzlich ganz nahe eine Stimme: „Da hab' ich den Spitzbuben, und wie es scheint, in duplo.“ Und Centihlawek packte Georg, der eben vom Leichnam aufspringen wollte. „Zurück!“ rief Georg, das Gefährliche seiner Lage einsehend, und versetzte dem Kerkerwächter einen so nachdrücklichen Schlag gegen den Unterleib, daß er alsogleich niedersank. Aber schon wieder fühlte sich Georg von einer zweiten Person gefaßt; die Gefahr verlieh ihm Riesenkraft, mit einer gewaltigen Anstrengung schmetterte er seinen Gegner, Centihlaweks Begleiter, zu Boden und stürzte fort in der Absicht, nach Mathesens Hütte zurückzukehren. Aber der Roßmarkt war angefüllt mit Männern und das Ziskathor besetzt; es blieb ihm also keine Wahl, er mußte sich auf sein gutes Glück verlassend, umkehren. Es gelang ihm vollkommen; er erreichte unangefochten den Grünmarkt und Landas Haus. Er fand, wie es die Sitte bei Feuersgefahr in Kuttenberg mit sich brachte, auch hier alle Fenster erleuchtet und das Hausthor offen, zwischen dem Rosa, Landa's Dienstmädchen, mit einem andern Frauenzimmer stand und das Unglück der Stadt beklagte. Ohne sich zu besinnen schritt Georg auf die Beiden zu. „Ist Herr Landa zu Hause und noch wach?“ frug er. — „Wer wird bei solcher Gefahr schlafen!“ entgegnete Rosa; „er ist draußen gewesen und sitzt jetzt keuchend in seinem Lehnstuhl.“ — „Nun so muß ich ihn sprechen, es ist nothwendig.“ Mit diesen Worten drängte er die Beiden zur Seite und schritt die Stiege hinauf. — „Kennst Du den Mann?“ frug das Mädchen Rosa. — „Mein Gott,“ erwiederte diese, „ich muß ihn schon irgendwo gesehen haben, er kommt mir so bekannt vor. Ich möchte darauf schwören,“ setzte sie nach einer Weile geheimnißvoll leise hinzu, „es sei der Geist des jungen Herrn Barons aus Neuhof.“ „Bei der Mutter unseres Herrn Jesu Christi!“ stimmte ihr das Mädchen bei; „Du hast Recht!“ Und die Beiden wußten nicht vor Angst, was sie thun sollten.

Eröffnungen.

„Aber um Gotteswillen, was treibt Euch hieher?“ frug der alte Landa den eintretenden Flüchtling; „sah Euch Niemand?“

„Verzeiht meine so späte Störung,“ antwortete Georg mit Hast; „aber Sachen größter Wichtigkeit zwingen mich dazu.“

„Hier ist ein Brief an Euch,“ sagte Landa und überreichte das Schreiben sein m Schützling.

Georg erbrach dasselbe, doch kaum hatte er einige Zeilen überflogen, als das Papier seinen Händen entfiel und er mit tonloser Stimme ausrief: „Ich bin verloren und gebrandmarkt!“

„Gebrandmarkt!?“ schrie Landa und seine Tochter, die inzwischen leise eingetreten war. — Georg saß da wie leblos und hielt sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Es trat eine düstere Stille ein, die nur durch das monotone Picken der großen, in einem eichenen Wandgestelle hängenden Uhr unterbrochen wurde.

„Aber zum Guckuk, 's wird doch nicht so schlimm sein!“ begann endlich Landa, „sprecht! vielleicht kann ich Euch rathen und helfen!“

„Ich bin dem Verderben verfallen!“ versetzte Georg mit trauriger Stimme. „Doch Euch will ich Alles vertrauen; Ihr seid der gütige Freund meiner Jugend, der Theilnehmer an allen meinen Freuden und Leiden, mein edler Beschützer — so hört! In Verzweiflung über den Tod meines Weibes, des einzigen Wesens, das mich noch an die Welt fesselt, eilte ich nach Prag. Ich hatte Freunde dort; aber sie glichen nicht Euch, edler Mann; sie verließen mich, den Enterbten, den Verfluchten. Ich legte meinen Namen ab, auf den ich ohnedies kein Recht mehr hatte und nahm den meiner Mutter an. Trotzdem ich mit dem Aufwande aller meiner Kräfte arbeitete, befand ich mich in den drückendsten Verhältnissen. Da machte ich die Bekanntschaft Karl David's, eines feingebildeten, aber excentrischen Mannes, der mir die Stelle eines Sekretärs beim Grafen von Kaiserstein verschaffte. Bald darauf wurde Prag von den Feinden erobert und drei Wochen später war die Krönung Karl's. Da ich der französischen Sprache vollkommen mächtig bin, so gebrauchte mich der Graf zuweilen als Unterhändler mit den Fremden, denn seine Güter befanden sich in ihren Händen und er suchte sie vor totaler Verwüstung zu retten. Bellisle, der französische Oberkommandant, gewann mich lieb, er trug mir eine Stelle in seinem Heere an, die ich entschieden ablehnte, doch mußte ich, ohne ihn zu beleidigen, seinen freundlichen Einladungen Folge leisten. Graf Kaiserstein hatte allerdings, trotz meiner Bitten und Warnungen, etwas vertrauter mit Bellisle verhandelt, doch niemals, dessen bin ich vollkommen überzeugt, war es ihm beigekommen, den Usurpator anerkennen zu wollen. Sein einziger Fehler war, daß er die leichten, geschmeidigen Manieren der fremden Offiziere liebgewann und sie stets zu Gaste lud. Kaiserstein, der unangenehme Folgen fürchtete, verließ deshalb Prag. Die Briefe, welche man in unserem Hause fand, sind meist von meiner Hand und einer, wollte man Gewicht auf ihn legen, könnte mich verderben; er ist von Bellisles eigener Hand, worin er sich für die ihm von mir übersendeten wichtigen Nachrichten bedankt. Er ist einfach, kurz, aber gewichtig und mich scheinbar verdammend; Kaiserstein allein ist im Stande, den Kommentar dazu zu liefern, und er würde es auch thun. Die Geschichte selbst ist einfach. Einige fanatische Leute hatten die wahnsinnige Idee gefaßt, während eines nächtlichen Ausfalles der Franzosen im Innern der Stadt einen Aufstand zu erregen. Da alle Bürger beim Einzug der Alliirten entwaffnet wurden, so wollte man die Läden der Juden, welche auch mit Gewehren und Waffen handelten, erbrechen. Diese aber hatten aus übergroßer Furcht Alles, was nur im geringsten einer Waffe ähnlich sah, vergraben. Ein derlei Versteck hatte der Leiter des Komplottes aufgestöbert und die andern hoffte man durch Anwendung von Gewaltmaßregeln ausfindig zu machen. Mich suchte man für das Projekt zu gewinnen, um durch meine Bekanntschaft mit den Franzosen zu erfahren, was für sie vortheilhaft zu wissen wäre. Ich suchte ihnen die Unmöglichkeit ihres Vorhabens sowie das Unglück, das daraus für die Stadt selbst entstehen müßte, begreiflich zu machen; aber ich sprach zu tauben Ohren; da ich mir keinen Rath wußte, so sprach ich mit Kaiserstein darüber und wir beschlossen, zu dem einzigen und zweckdienlichsten Mittel unsere Zuflucht zu nehmen, nämlich die Tollköpfe durch die Franzosen verhaften zu lassen. Der Jude, der Euch meinen Brief brachte und den ich schon lange kannte, verrieth mir ihre Zusammenkunftsörter sowie ihre Zahl. Ich schrieb das Ganze an Bellisle mit der Bitte, die Unglücklichen nur als Wahnsinnige behandeln zu wollen. Bellisle war edel genug, sein gegebenes Wort treulich zu halten; die Verhafteten wurden nach den Wisehrader Kasematten gebracht. Dies der

Digitized by Google

Vorfall, den meine und Kaisersteins Feinde zu unserem Verderben ausbeuteten. Nach dem Abzug der Franzosen wurde ich gefänglich eingezogen und habe das Gelingen meiner Flucht nur dem Gelde zu verdanken, das ich bei mir trug. Nichts vermag mich zu retten; es sind Briefe und Leute da, die wider mich zeugen und der Graf Kaiserstein hat sich nach Baiern geflüchtet!"

„Das ist freilich schlimm; aber unsere Kaiserin ist eben so hochherzig als schon, sie weiß Wahrheit vom Scheine zu unterscheiden," sagte der alte Landa; „wäre Euer Vater auch so!" — Nun erst fiel dem Geächteten der heutige Vorfall mit Franz ein, in gedrängter Kürze theilte er dem Alten Alles mit. „Nur Muth, lieber Freund!" tröstete ihn Landa; „Ihr seht, Gott hat Euch nicht verlassen, er hat Euch nur schwer geprüft, er wird auch noch Alles zu Eurem Besten lenken. Morgen schon soll Mathes Eure Frau und Euer Kind aufsuchen. Für heute bleibt hier im Hause, da es wol gefährlich wäre in Euer Versteck zurückzukehren; morgen aber müßt Ihr in die Hütte zurück, denn hier seid Ihr doch nicht sicher, wenn auch für heute der Brand die Herren Schöppen vollauf beschäftigen wird. Also schlaft wol! Ihr werdet die Ruhe ebenso nöthig haben, wie ich; und —" er lispelte ihm das Folgende leise in's Ohr: „wenn sie ja kommen sollten, dann will ich Euch noch ein Versteck zeigen, das kein Teufel auffinden dürfte; aber nur im äußersten Nothfall. Lebt wol!"

Es war bereits hoch am Tage, als die Beiden erwachten. Man zerbrach sich den Kopf darüber, wie Georg unerkannt aus dem Hause zu schaffen wäre. Was die zwei Männer nicht ergrübeln konnten, das ersann der schärfere weibliche Witz. Da der Wagen, welcher um Georgs Frau und Kind fahren sollte, nach damaliger Mode ein gewaltig großer Kasten mit Fenstern war, so schlug Marie vor: Georg solle, indeß sie die Mägde in der rückwärts gelegenen Küche beschäftigen würde, als Frauenzimmer verkleidet, mit einem Schleier über dem Gesichte, schnell einsteigen, während der Vater auf der einen und Mathes auf der andern Seite ihn decken könnten, so daß keiner der etwa Vorübergehenden die Verkleidung wahrnähme. Vor der Stadt konnte Georg aussteigen und die paar tausend Schritte bis zu Mathesens Hütte leicht auf Feldwegen zurücklegen und zur größeren Vorsicht noch durch eine Binde über das Auge sich unkenntlich machen. Der Vorschlag wurde angenommen und ausgeführt; nicht lange darauf humpelte ein schwerfälliger Wagen zum Thor hinaus. — —

An demselben Morgen ging der Sekretär Krtek nach Kuttenberg, um Erkundigungen einzuziehen, ob Franz, der Mitwisser seiner Geheimnisse, glücklich seinem Kerker entsprungen sei, theils auch um zu sehen, welchen Schaden das Feuer angerichtet. Stets ein Freund krummer Wege, schlug er auch heute jenen von dichtem Weidengestrüppe unwucherten Pfad am Kuttenberger Bache ein. In allerlei Berechnungen und Spekulationen vertieft, achtete er wenig seiner Umgebung und schrak mit einem Angstschrei zusammen, als plötzlich aus dem dichtesten Gebusch eine verwilderte Mannesgestalt zu ihm herübersprang — es war Jakob, der ehemalige Schmelzer. „Ei macht doch keinen Lärm, ich bin's ja," brummte er. — „Ist Franz davon? Wie ist's gegangen?" frug leise der Sekretär. — „Verdammt schlecht, und was den Franz betrifft, so weiß der Teufel, wo der steckt, seit dem verfluchten Brande sah ich nichts mehr von ihm. Jetzt aber brauch' ich Geld!" — „Geld!" meinte der Sekretär, „ich hab' keins, ich bin ein armer Teufel!" — „Ja, das seid Ihr!" bestätigte Jakob wild lachend, „aber kein armer! Doch wozu das Geschwätz! Ich brauch' Geld und muß es haben, um mich aus dem Staube zu machen und leben zu können; und wenn Ihr, der Ihr an Allem schuld seid, mir keins gebt, so — —" „Pst! um Gotteswillen Mensch, Engel, Hallunke, nicht so laut!" flüsterte Krtek in Todesangst; „komm' heute Abends in den Park." — „Gut, ich komme, aber fünf Mann hoch, und damit holla! gebt uns ein wenig Stren in's Gartenhaus, dort sind wir am sichersten. Doch da hör' ich Tritte," setzte er horchend hinzu; „ich muß fort, vergeßt nicht!" Mit diesen Worten verschwand er wieder in der Tiefe und überließ den Sekretär seinen qualvollen Gedanken.

„Ha, Du Dieb meiner Ehre, Du Räuber meines Glückes!" schrie Georg, als er Krtek's ansichtig wurde, in wilder Leidenschaft; „Gott hat Dich in meine Hand gegeben — er sei Dir gnädig!" Georg konnte nämlich, als er den Wagen verlassen, unmöglich nach der Hütte sogleich sich begeben; sein Herz war voll, die Hoffnung, sein Weib und Kind, die er gemordet geglaubt, bald in seine Arme zu schließen, ließ ihm keine Ruhe und Rast; in der festen Ueberzeugung, hier Niemanden zu begegnen, ging er den Bach entlang, um die frische, erquickende Morgenluft zu genießen. — Krtek war wie vom Blitz gerührt. „O mein lieber, junger, gnädiger Herr Baron!" stammelte er und wollte ihm die Hände küssen; „ach diese Freude, Sie wieder, ach — —" Doch Georg stieß ihn mit geballter Faust zurück. „Elender Schuft!" schrie er mit fürchterlicher, vor Wuth zitternder Stimme; „ich erwürge Dich!" — „O Gott! ich armer alter Mann! o Gott, das ist hart! ich blute — dieser Stoß — o meine armen Kinder!" wimmerte Krtek. — „Bestie! vertheidige Dich!" brüllte der Geächtete; „die Hölle freut sich schon, Dich bald in ihrem Schoße zu haben." — „Aber gnädigster Herr!" unterbrach ihn jammernd Krtek und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, ob Niemand nahe, der ihn befreien würde; „fassen Sie sich und lassen Sie einen alten Mann doch etwas zu seiner Rechtfertigung sagen!" — „Rechtfertigung!" antwortete Georg wild; „kann ein Mörder, der beim Morde überrascht wird und an dessen Händen noch das Blut seines Opfers klebt, sich rechtfertigen? Doch," setzte er nach einer Weile mit verachtungsvollem Blick hinzu, „Du bist nicht würdig, durch meine Hand zu sterben, Du gehörst dem Henker an!" — Krtek athmete wieder auf und war sehr hoch erfreut über diese seine Unwürdigkeit, zugleich vernahm sein feines Gehör, geschärft durch die Angst, Fußtritte sich nähern. „Gnädigster Herr Baron!" begann er, „es kommen Leute, deshalb bitte ich Sie fußfälligst, Ihre Hitze mäßigen zu wollen. Dieses, obgleich adelige Aufbrausen, war allein an allen Mißverständnissen schuld. Belieben nur noch eine kurze Zeit in Kuttenberg oder dessen Umgebung zu verweilen, und werden sehen, daß sich alle Verdrießlichkeiten noch zu Dero hohem Besten werden schlichten lassen." — Georg vernahm in der That nahende Schritte und Stimmen. „Höre Schurke!" sagte er eilig, „hüte Dich, mir noch einmal zu begegnen; es wäre Deine letzte Stunde. Geh!" Der Sekretär ließ sich das nicht zweimal sagen und lief den Nahenden entgegen. Es waren Jezek, der Neuhofer Organist und Schulmeister, Mirek der Schuster und Mauldrescher, der Zitherschläger, in Streit über Mirek's Schönschreiberei begriffen. „Meine Herren, kommt!" schrie Krtek in athemloser Eile; „ich bin so eben von Straßenräubern überfallen worden und nur darum glücklich davongekommen, weil die Spitzbuben Eure Tritte auf dem hartgefrornen Boden hörten. Geschwind!" Nun ging's im wilden Laufe gegen Kuttenberg. Dort angelangt ging Krtek in's Wirthshaus „Gottfanda."

Digitized by Google

Das schauderhafte Abenteuer, welches Centihlawek mit seinen Begleitern während der Verfolgung Jakobs und Wokřals im Rathsaale bestanden, machte ungeheures Aufsehen und veranlaßte eine eigene Sitzung der Schoppen, welche aus Centihlaweks mit lateinischen Brocken untermischten Reden nicht klug werden konnten. Während derselben trat ein Bote vom königlichen Richter ein, der dem Schöppenmeister ein großes, versiegeltes Schreiben überreichte; es war ein von der Prager obersten Behörde im Namen Ihrer königl. Majestät Maria Theresia ausgestellter Verhaftsbefehl gegen den Freiherrn G. v. Z., gewesenen Sekretär des Grafen Kaiserstein, mit dem brieflich beigefügten Bemerken, nach dem Hoch- und Landesverräther strenge zu fahnden, da nur durch ihn die ganze große Schuld seines Herrn entdeckt werden könne. — Der Schöppenmeister winkte den zwei ältesten Schöppen und legte denselben den Fall vor.

„Ich sprach heute Jemanden, der den Aufenthalt des Verbrechers kennt," sagte geheimnißvoll der Aelteste.

„Gewiß?" fiel ihm der Schöppenmeister freudig in's Wort; „bietet ihm Geld an für den Schlüssel des Geheimnisses! Laßt ihn vorfordern durch den Diener!"

„Ich gebe selbst, die Sache in's Reine zu bringen," antwortete der Schöppe; „so etwas läßt sich am besten unter vier Augen abmachen." Und er eilte in's Wirthshaus „Gottsanda." Nach einer Stunde kam er wieder zurück und berichtete das Resultat seines Ganges. Der Sekretär Krtek hatte früher schon in dem Wirthshaus, das, wie wir bereits erwähnt, von den Honoratioren der Stadt besucht wurde, den Aeltesten der Schöppen getroffen und demselben mitgetheilt, daß er ihm das Versteck des flüchtigen Barons sagen könne. Das ihm später angebotene Geld von Seiten des Schöppen erschloß ihm das Geheimniß; denn er konnte mit Gewißheit annehmen, daß Georg sich nur beim Bürger Landa aufhalte. Die nöthigen Vorkehrungen, um des Verbrechers habhaft zu werden, wurden in aller Stille getroffen.

Es war gegen Abend. Georg, in Unruhe über das Ergebniß von Mathesens Fahrt nach seinem Weib und Kind, konnte es in der Hütte nicht mehr aushalten; er verließ sein Versteck, schlich nach der Stadt und gelangte glücklich in das Landa'sche Haus und bis in den ersten Stock; da er jedoch die Stimme der Mägde hörte, so stieg er in's zweite Stockwerk hinauf, das von Allen gemieden war, weil dort der Geist eines ketzerischen Bischofs spuken sollte, und wollte dort so lange warten, bis er ungefährdet zum Alten hinabkommen konnte. Während er nun in dem verrufenen Gange leise auf und abging, zog sich über seinem Haupte die gewitterschwere Wolke zusammen, die ihm Freiheit und Leben kosten soll. Nach dem Befehle des Schöppenmeisters sammelten sich ungefähr zwanzig Mann der Bürgerwehr, mit schweren Feuerschloßgewehren und Säbeln bewaffnet, um ihn zu fangen. Der Stadtschreiber Podiwin Roschowsky hatte wol Andeutungen über eine Zusammenziehung von Bewaffneten heute Nacht gehört, da aber der Schöppenmeister in Schweigen beharrte, so mußte er sich damit begnügen, Marien blos von den verdächtigen Anstalten zu benachrichtigen. Am Wege dahin jedoch vernahm er von einem ihm befreundeten Schöppen Worte, die ihn außer allen Zweifel setzten, daß die Expedition gegen den jungen Baron gerichtet sei. Er eilte in Landa's Haus und theilte dem Bürger seine Befürchtung mit. „Ich danke Euch, Podiwin," entgegnete Landa. „Georg ist in Sicherheit und liegt jetzt wahrscheinlich in den Armen seiner Frau; ich habe — —"

Da öffnete sich die Thüre und herein trat Georg. Alle waren wie vom Blitze gerührt. „Um Gott!" rief endlich Landa aus; „werdet Ihr denn nie zur Besinnung kommen? In diesem Augenblick wird das Haus vielleicht schon umstellt, um Euch einzufangen, und Ihr läuft ihnen selbst in die Hände! Schweigt und entschuldigt Euch nicht!" fuhr er im bittersten Unmuth fort. „Gott sei Dank, daß Euch immer noch ein Weg, freilich ein verzweifelter, zur Rettung offen bleibt! Marie," wendete er sich zu seiner Tochter, „geh' in die Kammer und hole mir aus dem Schranke links zwei Fackeln, dann bringe mir auch eine Flasche des feinen Liqueurs mit; hörst Du? Ihr Podiwin, werdet wol das Mädchen begleiten, daß es sich nicht fürchtet." Das junge Pärchen eilte fort. „Ihr Georg, folgt mir!" Sie gingen in das Schreibzimmer des Alten; dort angekommen, schloß Landa einen ungeheuren, massivgebauten Schreibkasten auf, er drückte an eine Stelle und ein geheimes Fach sprang heraus. Hastig griff er hinein und zog eine Papierrolle hervor. „Gebt nun Achtung," begann der Bürger mit tiefem Ernst; „es handelt sich hier um Euer Leben. Seht, das ist der Plan einiger Stollen und Schachte hier in der Stadt. Dieser Stollen," und er deutete mit dem Finger auf die Stelle, „mündet unterhalb der Barbarakirche am Pache aus; von dort habt Ihr kaum zweihundert Schritte zu Mathes. Ihr müßt noch diese Nacht weiter nach Czaslau und dann nach Baiern. Schweigt, ich bitt' Euch! — Den Ausgang des Schachtes wißt Ihr, der Eingang ist in meinem Keller, wo man hinabsteigt in eine jener alten Probirschmelzen, welche noch in vielen Häusern dieser Bergstadt anzutreffen sind. Die meisten sind unter Wasser und deshalb vermauert, die meinigen aber hatte mein Großvater zur Zeit der Schwedenkriege reinigen lassen; mein seliger Vater mußte ihm das Wort geben, das Ganze im guten Zustande zu erhalten, um, wenn Gefahr drohe, sich hineinzuflüchten. Glaubt mir, Freund, einige Regimenter Soldaten hätten darin Platz und könnten sogar zur Noth darin wohnen, denn Luftlöcher haben alle diese Stollen. Seht Euch also den Plan genau an, daß er sich Eurem Gedächtniß einprägt, denn verirrtet Ihr Euch, wäre der schreckliche Tod des Verhungerns die nothwendige Folge." — Marie brachte das Verlangte. „Hier der Liqueur," fuhr Landa fort, „wird Euch erwärmen und Muth und Kraft einflößen, da diese Fackel Euch den dunklen Weg zur Freiheit erhellen, und da dieser Stock kann Euch auch vielleicht gute Dienste leisten. Nun nehmt Abschied, junger Mann, von meiner Tochter, 's ist ein seelengutes Mädchen." Unter reichlichen Thränen sagte er Allen Lebewol. „Kommt, kommt, sonst überrumpeln sie uns!" ermahnte Landa; „verbannt jede Schwäche, denn Ihr habt echten Muth vonnöthen, um glücklich durch diese Räume zu kommen." Der Alte ergriff die brennende Laterne und sie stiegen leise in den Keller hinab; dort hob Landa mit Hilfe Roschowsky's ein Faß von seinem Lagerbalken, räumte mehrere Bretter weg, öffnete eine Falltüre und sprach sichtbar gerührt: „Hier ist der Eingang. Nehmt den Plan mit, daß Ihr Euch orientiren könnt. Seid behutsam! Nehmt diese paar Gulden zu den nöthigsten Ausgaben für die Reise; Mathes wird Euch alles Uebrige sagen; verlaßt Euch ganz auf ihn und schreibt mir bald." Er zündete nun die Fackel an, machte ihm das Zeichen des heil. Kreuzes auf die Stirne und schob ihn gegen die Thüre mit den Worten: „Geht, geht mit Gott!" Georg, vom Gefühle übermannt, war keines Wortes mächtig, mit Thränen und einem herzlichen Händedruck schied er und betrat muthig den Felsengang.

Digitized by Google

Landa und Roschowsky schloßen die Thüre, ordneten wieder Alles und begaben sich hinauf. Kaum traten sie in's Zimmer, als auch schon Schläge am Hausthor ertönten. „Nehmt Karten heraus, Kinder!“ sagte Landa, „legt sie auseinander und — Ihr versteht mich schon. Fürchtet Euch nicht, Podiwin, Ihr seid mein lieber Schwiegersohn. Ich gehe öffnen.“

Auf die Frage des Alten, wer noch so spät klopfe, lautete die Antwort: „Wir Schöppen und Schoppenmeister begehren Einlaß im Namen Ihrer Majestät, der allergnädigsten Kaiserin!“ — „Dann seid willkommen!“ antwortete Landa und öffnete das Hausthor. Es traten drei Schöppen mit dem Schoppenmeister und einer kleinen Abtheilung der Bürgerwehr herein, Andere sah der Bürger draußen auf dem Markte stehen. „Habt die Güte,“ begann der Schöppenmeister, „uns alle Räumlichkeiten Eures Hauses zu weisen, da uns kund geworden, daß sich bei Euch der Staatsverräther Freiherr G. v. Z. schon seit längerer Zeit aufhalte.“ — „Ich kenne keinen Verräther dieses Namens,“ versetzte der Bürger ernst; „doch thut Eure Schuldigkeit!“

Es wurden nun alle Gänge besetzt und die Herren schritten die Stiege hinauf. Als sie in Landa's Zimmer traten und Roschowsky sahen, rief der eine Schöppe erstaunt und zornig aus: „Ihr da?“ — „Mein künftiger Schwiegersohn, Herr!“ antwortete Landa. — „Schreiten wir zur Untersuchung!“ bemerkte der Schöppenmeister kalt; „kommt mit uns, Herr Landa!“ — Alles wurde nun auf das genaueste durchsucht, nichts unberücksichtigt gelassen; doch Alles war vergebens. In höchster Unmuth verließen sie das Haus, ohne die geringste Spur entdeckt zu haben.

Nicht ohne Herzklopfen trat Georg seine unterirdische Wanderung an. Es übermannt jeden, selbst den muthigsten Menschen ein eigenthümlich ernstes Gefühl, wenn er allein die geheimnißvollen Tiefen der Erde betritt. Der Felsengang hatte die sogenannte Kastenzimmerung, welche noch ziemlich gut erhalten war. Der Stollen ging Anfangs gerade, dann wurde die Zimmerung niedriger, links und rechts liefen Zweigstollen aus; jetzt aber hörte der Stollen, welcher sich bisher nur sehr wenig gesenkt hatte, plötzlich auf und Georg sah mit Schaudern zu seinen Füßen eine schwarze, gähnende Tiefe, aus welcher das tosende Rauschen mächtiger Gewässer unheimlich heraufscholl. Georg selbst gestand später, daß dieser Moment einer der schrecklichsten in seinem Leben gewesen. Schon meinte er irre gegangen zu sein, er nahm die Karte zur Hand und athmete froh auf, als er den Weg richtig und auf dem Plane zwei Treppen verzeichnet fand, welche hinabführten. Da sah er an der morschen Zimmerung einen Balken aus der senkrechten Tiefe hervorragen, die nach dem Plane über zwanzig Klafter betrug. Nach einem tüchtigen Schluck des stärkenden Liqueurs betrat er die hohen feuchten Stufen. Nur mit der größten Vorsicht und indem er sich an die morsche Zimmerung festhielt, kam er glücklich herab. Wäre er nur im Geringsten dem Schwindel unterworfen gewesen, hätte ihn ein Sturz hinab gewiß zerschmettert. Unten angelangt ruhte er aus, im Innern Gott dankend für seine Erhaltung. Nun lief der Stollen wieder geradaus, längs der Seitenwände sah er Eingänge zu andern Stollen, hin und wieder Treppen in Fichtenbalken eingehauen, dann wieder mit Brettern und Balken zugedeckte Schachte. Die Luft wurde reiner, der Stollen aber so niedrig, daß Georg nicht mehr aufrecht gehen konnte. Endlich bog sich der Gang etwas nach links zu und der starke Luftzug, der ihm entgegenwehte, zeigte ihm, daß er bald am Ende seiner Wanderung sei. Gebückt und im Wasser watend erreichte er den Ausgang und stand am Rande des vorbeifließenden Baches. Hier löschte er die Fackel aus und sank ermattet zu Boden. Doch die Sehnsucht, seine Theuern zu begrüßen, ließ ihn bald alle Müdigkeit vergessen und er eilte nach der unweit gelegenen Hütte. Die Freude der Wiedergefundenen war grenzenlos, Mathes aber trieb zur Weiterreise, und die beiden Gatten, die Nothwendigkeit derselben einsehend, bestiegen den ihrer harrenden Wagen, der von Mathes geführt, sie schnell nach Czaslau brachte, von wo sie des andern Tags mit frischen Pferden weiter fuhren, bis sie die bairische Grenze erreicht hatten und somit in Sicherheit waren.

Von hier aus schrieb Georg einen herzlichen Brief an Landa, worin er ihm seine glückliche Rettung meldete und ihm nochmals für alles empfangene Gute seinen wärmsten Dank aussprach.

Die Enterbung und der Schmerz, die Liebe seines Vaters verscherzt zu haben und als Flüchtling im fremden Lande leben zu müssen, ließen ihn in Europa nicht weilen; mit dem Wenigen, das von dem großmüthigen Geschenke Landa's ihm noch übrig geblieben war und einem kleinen Darlehen vom Grafen von Kaiserstein, der als Verbannter in München lebte, übersiedelte er nach Amerika.

Der Tod eines Geizhalses.

Kehren wir nun zu dem Sekretär Krtek zurück, dessen Schicksal auch noch in dieser Nacht entschieden werden sollte. Jezek, der Neuhofer Schullehrer, traf auf dem Rückwege aus Kuttenberg mit ihm zusammen. Der Sekretär schien sehr aufgeregt; er mied ängstlich die Vorübergehenden und selbst für seinen Begleiter hatte er Anfangs weder Blick noch Sprache, noch Gehör — eine ungeheure Last mußte sein Herz beschweren. Dies bewies die Frage, die er plötzlich an Jezek stellte: „Wer ist des Menschen erster Rächster?“ Verwundert sah ihn dieser an und antwortete: „Wer anders als er selbst!“ — Die zweite Frage lautete: ob es Pflicht sei, sich zu schützen, wenn man angegriffen oder bedroht würde? Der magere Schullehrer bejahte. — Die dritte Frage betraf den wichtigsten Punkt. Krtek frug so leise, als fürchte er belauscht zu werden: ob jeder Sünder, der Buße thut, wieder zu Gnaden aufgenommen werde? „Unser Glaube lehrt uns das,“ antwortete wieder, aber mit scheuem Tone der Organist, denn er fürchtete, der Sekretär sei wahnsinnig geworden.

Krtek sprach nun auf dem ganzen Wege kein Wort mehr, tiefsinnig schritt er dahin, scheinbar unbekümmert um Alles, was um ihn vorgehe. Als sie nach Neuhof kamen und Jezek Abschied nehmen wollte, bat er ihn um eine kleine Gefälligkeit. Er drückte ihm einige Pfennige in die Hand und ersuchte ihn, die alte krüppelhafte Bettlerin, welche er gestern durch die Hunde aus dem Schloß habe hinaushetzen lassen und die dabei vielleicht Schaden gelitten, aufsuchen und ihr diese Pfennige einhändigen zu wollen. Er herzte und küßte unaufhörlich seine Kinder und besuchte alle Augenblicke seinen kranken Sohn im Gartenhause, von wo er stets mit vom Weinen gerötheten Augen kam.

So schwand der Tag dahin. Gegen Abend erinnerte er sich plötzlich des unangenehmen Besuches, der ihn erwartete. In seiner Zerstreuung band er den großen Hofhund los und denselben an der Kette haltend rief er den eben vorüberhumpelnden Wächter Thomas her und befahl ihm, den Hund in das Gartenhaus zu bringen und ihn dort anzubinden. Thomas nahm die Kette aus Krteks Hand und entfernte sich mit dem Hunde; kaum aber hatte er einige Schritte vorwärts gethan, wußte der vergeßliche Alte schon nicht mehr, was er thun sollte; der Hund,

Digitized by Google

nur lose festgehalten, wußte sich durch einen mächtigen Ruck seiner Hand zu entreißen und fort stürmte er durch das Schloßthor hinaus auf die Straße, um dort einmal die erlangte Freiheit zu genießen.

Die Nacht brach an. Der Sekretär war gegen seine Familie zärtlicher denn sonst, im Gartenhause, wo sein unglücklicher, ganz blödsinniger Sohn lag, hatte er sich lange aufgehalten und war sehr aufgeregt zurückgekommen. Nachdem seine Familie sich zur Ruhe begeben hatte, ging er in sein Zimmer, das er sorgfältig verschloß. Dann öffnete er seinen Schreibtisch und zog einen kleinen Beutel hervor, den er aber mit scheinbarem Widerwillen hinwarf. „Hüte Dich, mir noch einmal zu begegnen — es wäre Deine letzte Stunde!" murmelte er vor sich hin. „Ja, er hätte mich sicherlich ermordet, wenn mich die Vorsehung nicht väterlich beschützt hätte. — Hüte Dich!" wiederholte er langsam. Es waren dies die drohenden Worte Georgs, die er ihm beim Abschied zugerufen hatte. „Ich muß mich schützen gegen ihn," sprach er weiter zu sich, „ich muß, denn ich habe Familie. Was ich also gethan, war ein nothwendiges Werk der Selbsterhaltung. Und das Geld, das ich vom Herrn Schöppen für die Bekanntmachung seines Aufenthaltes empfing?! Nun er wird sicherlich dafür belobt und kann bei der künftigen Schöppenmeister-Wahl in Hinsicht dessen gewählt werden. Und ist der junge Baron nicht ein Hochverräther, warum würde er sich verbergen, warum? Also habe ich etwas Gutes gethan und nur meinen gebührenden Lohn erhalten; wenigstens das Draufgeld. Aber ich will einen Theil davon zu heiligen Messen für sein Seelenheil verwenden; ja, das will ich!" — Plötzlich erinnerte er sich Jakobs, des Schmelzers. „Dieser Schuft," fuhr er zornig auf, „verlangt Geld von mir, und ich kann's ihm nicht verweigern — o Gott! o Gott! ich muß es ihm geben, mein saner erworbenes Geld, sonst — —" Furchtsam sah er sich im Zimmer um. „Nein, nein! aber er ist zu Allem fähig; wie entgeh' ich seiner Rache, wie schütz' ich mich vor ihm?" Unwillkürlich blieb sein Auge auf den Pistolen und Gewehren haften, die über seinem Tische hingen. „Der Thomas hat den Hund im Gartenhaus angebunden," murmelte er vor sich hin; „der Kerl kriecht über die niedrige Mauer — der Hund bellt — das ist das Zeichen, daß er im Garten ist — darauf — — Gut, es geht; die Welt muß mir übrigens noch danken, daß ich sie von diesem schlechten Menschen befreit habe. Hurtig zur Ausführung!"

Entschlossen nahm er eines jener großen und schweren Gewehre, wie man sie jetzt nur noch in der Sammlung eines Alterthümlers zuweilen findet, von der Mauer herab. Er prüfte es genau, ob es auch geladen sei, steckte noch eine der Pistolen zu sich und verließ das Zimmer. Draußen suchte er einen Nachtwächter auf. „Franz," sagte er zu ihm, „mir träumte heute, daß Diebe in unsern Garten kämen, um von da in's Schloß einzubrechen. Ich habe deshalb schon den Hund im Gartenhause anbinden lassen, der wird sogleich bellen, wenn die Kerle kommen sollten; verstehst Du? Hier Franz, hast Du ein gutes, geladenes Gewehr, und nur niederschießen, — verstehst — und nur gleich niederschießen; denn wird so ein Hallunke auch eingesperrt, so kommt er doch wieder los und dann sind wir Alle, vorzüglich aber Du, nicht mehr unseres Lebens sicher. Also ohne Weiteres tüchtig zielen und losdrücken! Ich werde Alles verantworten und Dich beim gnädigen Herrn zu loben wissen."

Franz versprach seinen Befehl pünktlich zu erfüllen und verfügte sich sogleich in den Garten auf die Lauer.

Der Sekretär eilte wieder in sein Zimmer zurück. Hier versank er in tiefes, düsteres Nachdenken über den Vorfall des heutigen Tages. Die Erinnerung peinigte ihn gräßlich, mit aller Kraft seines Geistes wollte er die wilden Gedanken zurückdrängen, er horchte, ob das Gebell des Hundes noch nicht die Anwesenheit der Spitzbuben kund gäbe; doch Alles war ruhig. Das Blutgeld lag noch auf dem Tische. Hastig griff er darnach, dann warf er es wieder hin, seufzte und verfiel in sein voriges Brüten zurück.

Währenddem hatte der Wächter Franz den Garten betreten. Da er nicht wissen konnte, von welcher Seite die Diebe kommen würden, so däuchte ihm das Beste: sich unweit der Fenster des Schlosses im Dunkel aufzustellen und Acht zu haben, bis der Hund im Gartenhause das verhängnißvolle Zeichen geben würde.

Ueber eine halbe Stunde stand er schußfertig da und wartete. Plötzlich sah er eine verdächtige Gestalt durch die Allee herschleichen.

Es war der Schmelzer, der auf den Sekretär wartend, schon eine geraume Zeit im Gartenhause zugebracht hatte. In der Meinung, Krtek habe auf ihn vergessen, schritt er, fürchterliche Flüche gegen den Sekretär ausstoßend, die Allee herab, um auf das ihm wolbekannte Fenster zu klopfen und den Sekretär an sein Versprechen zu erinnern. Vorsichtig schlich er, wie bemerkt, die Baumreihe hinab, eilte auf das Fenster zu und that einen kräftigen Schlag an die hölzernen Läden.

Während dieser Zeit wollte der Sekretär, um seinem erwachten Gewissen Ruhe zu verschaffen und des Anblicks jenes Blutgeldes enthoben zu sein, dasselbe entfernen. Er ließ die Maschinerie spielen. Das Kreuz senkte sich herab. Schnell schloß er den hintern Schieber auf und warf das Geld hinein. Dabei jedoch war sein Gehörsinn fortwährend fieberhaft gespannt, ob er nicht bald das Bellen des Hundes und den darauf erfolgenden Schuß vernehmen werde. Aber nichts regte sich, Alles war still und öde wie im Grabe.

„Am Ende wurde der Kerl schon eingefangen," sagte er zu sich; „das wäre eine verfluchte Geschichte! Ich muß nachsehen und mir Gewißheit verschaffen."

Er ließ das in der Mauer versteckt angebrachte Maschinenrad schnell gehen und das schwere Kreuz richtete sich empor. Dabei hielt er wieder inne und horchte mit zurückgehaltenem Athem auf irgend ein Zeichen, das ihm die Nähe des Schmelzers verkünden würde. In dieser Seelenangst ließ er mehrmals das Kreuz herab, um nachzusehen, ob es auch gut verschlossen sei, dann mußte das Rad die Kette wieder eilig aufwinden. Er hatte dies aber kaum zur Hälfte vollbracht, als er vor dem Fenster Schritte hörte; gleich darauf geschah ein Schlag auf die schützenden Läden — ein Schuß fiel — ein jämmerliches Stöhnen wurde vernehmbar — und Alles war wieder ruhig wie zuvor.

Als der Schlag an's Fenster erdröhnte, war der Sekretär so mächtig zusammengefahren, daß er fast vom Stuhle gefallen wäre, worauf er stehen mußte, wollte er das Rad in Bewegung setzen. Beim Schusse sprang er vom Stuhle herab, um in die Nebengemächer zu seiner Familie zu eilen.

Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Kaum hatte seine Hand die Kurbel losgelassen, als die Kette mit reißender Schnelle sich abwand, das schwere Kreuz fiel rasselnd auf das Haupt des Sünders und schlug ihn zu Boden.

Durch den Schuß ward das ganze Schloß allarmirt. Krteks Frau, besorgt um das Leben ihres Gatten, ließ, da auf ihr Pochen keine Antwort folgte, sein Zimmer mit Gewalt öffnen und man fand den Sekretär mit zerschmettertem Kopfe

Digitized by Google

todt auf dem Boden liegen. Ebenso fanden die Diener im Garten vor dem Fenster des Sekretärs die Leiche des erschossenen Schmelzers. So gräßlich endete Krtek, der ein sorgsamer Gatte und zärtlicher Vater war, dessen Geiz, Egoismus und Herrschsucht ihn aber bis zu Verbrechen trieben.

Was das Schicksal der übrigen Personen betrifft, so erreichte der brave Bürger Landa ein außergewöhnlich hohes Alter und hatte noch die Freude, drei Enkel auf seinem Schoße zu wiegen; denn Marie heiratete, ein halbes Jahr nach der gefahrvollen Flucht Georgs, ihren geliebten Podiwin. Der alte Baron starb, ein Jahr nach der Ankunft seines enterbten Sohnes zu München, an der Auszehrung. Vor seinem Tode hatte er sich noch einmal den Besuch des alten Bürgers erbeten, um den Verlauf der damaligen Ereignisse zu erfahren. Landa wollte Anfangs durchaus Neuhof nicht mehr betreten und den unglücklichen, stolzen Vater sehen. Endlich ließ er sich doch durch die Bitten seiner Tochter erweichen und ging hin. Er fand den alten, todtkranken Herrn allein, denn seine Gemalin betete den ganzen Tag eingeschlossen auf ihrem Zimmer und war schon seit vielen Jahren abgestorben für die ganze Welt. Als der alte Landa seine Mittheilungen beendet hatte, ersuchte ihn der Baron, ihm die Namen aller derjenigen aufzuzeichnen, welche sich seinem unglücklichen Sohne freundlich gesinnt bewiesen hatten. Darauf entließ er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, nur der Druck seiner feuchtkalten Hand sagte dem Bürger, daß des Sterbenden Gefühle und Gesinnungen in Bezug seines Sohnes sich wesentlich geändert hätten. Als nach des Barons Tode, der einige Wochen später erfolgte, das Testament eröffnet wurde, war Georg zum Universalerben eingesetzt mit der Bedingung, fortan im Auslande zu leben; ferner wurden Alle, welche Landa als Freunde des jungen Barons bezeichnet hatte, mit Legaten bedacht, der alte Bürger selbst aber als zweiter Vater dem Sohne empfohlen.

Georg, der inzwischen in Folge des schriftlichen Zeugnisses von Seiten des Grafen von Kaiserstein von der Mitschuld am Verbrechen des Hochverrathes von den Richtern feierlich losgesprochen worden war, bevollmächtigte seinen alten Freund Landa, die Gelder für ihn zu erheben und nach dem Tode seiner Mutter die Herrschaft zu verkaufen. In dem Briefe, welchen er in dieser Angelegenheit an ihn schrieb, war auch eine Schenkungsurkunde eingeschlossen, die den Enkel Landa's, der ebenfalls Georg getauft worden, in den Besitz eines kleinen Gütchens unweit Kuttenberg setzte. Seinem zweiten Vater übersandte er sein mit Diamanten reich besetztes Porträt, in demselben Kostüme gemalt, das er in jener denkwürdigen Nacht trug, als er sein Vaterland verlassen mußte, gebrandmarkt als Verräther und Verstoßener.

Schließlich sei noch des Abends erwähnt, an welchem, wie der Schmelzer Jakob, Wokral, Franz und die sie verfolgenden Kerkerwächter mit tiefstem Grausen sahen, die Schöppen im Rathssaale rothes Blut aus einer großen Schüssel aßen. Die Zeugen dieses gräßlichen Mahles hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun, als das Gesehene aller Welt zu erzählen und so war bald ganz Kuttenberg voll von der gespenstigen Blutmahlzeit der Schöppen. Bei einem fröhlichen Familienfeste, das Roschowsky schon in ziemlich vorgerücktem Alter gab und wobei auch auf jene Sage die Rede kam, vertraute der Stadtarzt dem gastfreundlichen Wirthe, daß die schauerliche Sage durch einen lustigen Studentenschwank entstanden sei. Der Herr Doktor, Sohn des damaligen Bürgermeisters und zu jener Zeit noch ein junger, fröhlicher Studiosus, wollte nämlich einigen seiner Kollegen ein prächtiges Mahl bereiten. Da aber im Hause seines strengen Vaters dem jugendlichen Frohsinn hätten Schranken gesetzt werden müssen, so beschloßen die jungen Tollköpfe, natürlich ohne Wissen des Bürgermeisters, im Rathsaale bei geschlossenen Fensterläden heimlich ihr Fest zu feiern. Die Frau Bürgermeisterin, welche ihr Söhnchen über Alles liebte, verschaffte ihnen die nöthigen Schlüssel aus dem Schreibtisch ihres Gemals und bereicherte deren Tafel mit manchem köstlichen Leckerbissen. Jene bekannte nächtliche Szene störte das Mahl der aufgeregten Jünglinge. Sie schlürften eben in übergroßer Fröhlichkeit aus einer tiefen Schüssel den sogenannten „Cardinal" (ein rothes Getränke, das durch französische Offiziere zur Zeit der Belagerung Prags bekannt und bald beim Adel und dem vermögenderen Bürgerstande beliebt wurde), als die Thüre aufgerissen ward und die Verbrecher sammt ihren Verfolgern, erschreckt durch das plötzliche Schauspiel, vor Grausen den Kopf verloren. Bei der allgemeinen Bestürzung entfernten sich die Studenten unbemerkt vom Rathhause und schwiegen, wie es sich von selbst versteht, wolweislich über die ganze Geschichte.

Feuilleton.

Ein Weihnachtsmärchen.

Der h. Weinachtsabend senkt sich leise auf die winterlichen Fluren; draußen friert und schneit es, am Ofen aber sitzt es sich desto wärmer und behaglicher. Die Phantasie wird rege, nimmt mich auf ihre windschnellen Fittige und schwebt mit mir davon. Etliche Jahre mochten wir so zurückgelegt haben (die Reise dauerte einen Augenblick!), da ließ sie mich nieder. Ich schaue mich verwundert um — und befinde mich in meinen Kinderjahren, dem Frühlingsthal des Erdenlebens. Mein Herz erweitert sich und schmilzt in süßer Entzuckung hin; ich fühle mich verjüngt, ja neugeboren. Ich ward zum Kinde; der poesiereiche Weihnachtsabend zog mit all' seinem Gefolge: mit Maria und Joseph sammt dem niedlichen Jesukindlein in der Krippe, mit den blasenden Hirten und den weidenden Herden, mit den grünen, reich geschmückten Christbäumen an meiner süß schauernden Seele vorüber, wie ein duftig verschwebendes Feenmärchen. Und meine Seele weinte Freudenthränen, daß sie ewig jung bleibe, und meine Augen weinten Trauerthränen, daß sie immer älter werden und die Welt nicht mehr im rosigen Lichte sehen, wie zuvor. Doch die Phantasie trocknete sie mir schmeichelnd und breitete vor mir ein zaubervolles Gemälde aus zur Weihnachtsbescherung. Ich sah es an mit verzückten Augen, und in meinem Innersten blühte eine märchenhaft duftende Idylle auf.

Am Saume eines dunklen, von wehenden Schneeflocken versilberten Fichtenwaldes stand in friedlicher Einsamkeit eine strohbedeckte Hütte, die Wohnung Sylvesters, seiner Gattin und ihres braven Söhnleins, des blonden, achtjährigen Gottlieb. Der Förster war, seinem Aeußern nach zu urtheilen, ein einfacher und biederer Naturmensch, wie sie noch hie und da — freilich selten! — in der Abgeschiedenheit vom Weltgeräusche vorkommen; seine Gattin eine von jenen Frauen, die einem Raphael zum Modell seiner Madonnen dienen könnten. Der blonde Gottlieb mochte etwa dem siebenjährigen Jesukinde ähnlich sehen, als es mit seinen Eltern zur Wallfahrt nach Jerusalem ging. Dieses Familienkleeblatt lebte in gottseliger Zufriedenheit, wie vor Zeiten die h. Familie in Bethlehem, seine Tage hin, arm an irdischen, reich an himmlischen Gütern. Es war, fern von der geräuschvollen Welt, nur an sich und

Digitized by Google

die göttliche Natur angewiesen, daher behielt es jene patriarchalische Verfassung, wie sie im alten Testamente bei den Erzvätern vorkommt. Während der Vater im wildreichen Forste schweifte, besorgte die Mutter das kleine Hauswesen und der blonde Gottlieb las in der bilderreichen h. Schrift, die ihm das Christkindlein am vorigen Weihnachtsabend beschert hatte. So verging ein Tag nach dem anderen — der blumige Frühling, der heiße Sommer, der fruchtreiche Herbst, und der freundliche Weihnachtsabend pochte wieder an die Thüre der einsamen Hütte. Daß dem lieben Gaste willig geöffnet wurde, versteht sich von selbst; denn die Gastfreundschaft ist gleichsam der Grund jeder patriarchalischen Familie. Der blonde Gottlieb freute sich schon im Voraus, was der liebe Weihnachtsabend ihm bescheren würde, und konnte seine Ankunft gar nicht abwarten. Endlich erschien der Langersehnte. Draußen im Walde rauscht der kalte Dezemberwind in den hohen Fichten und Föhren, in der Hütte aber flackert ein lustiges Feuer im Ofen und strömt eine behagliche Wärme aus; die Fische schmoeren, die mit Mandeln und Rosinen bestreuten Weihnachtskuchen duften, die rothwangigen Aepfel laden zum Genuß ein. Der frommen Sitte gemäß prangt an der Wand, vom Vater aufgerichtet, die Krippe, mit Stroh bedeckt; darin zu beiden Seiten Maria und Josef, zwischen ihnen das niedliche Jesukindlein am ärmlichen Lager, erwärmt vom Athem eines Ochsen und Eseleins. Im Vordergrund bringen die Hirten ihre Gaben dar, als: Milch, Früchte und Lämmer. Ueber der Krippe schwebt in Lichtwolken, von den himmlischen Heerschaaren umgeben, ein Engel, dem erstaunten Bethlehem die Geburt des Erlösers verkündend. Weiterhin erheben sich sanfte Felsenhügel, von weidenden Herden umschwäemt und von Hirtenhütten umkränzt, und die ganze idyllische Hirtenflur überragt das freundliche Felsenstädtchen Bethlehem, wie ein treuer Wächter seine Herde. Der blonde Gottlieb aber steht im Anblick des Christbaumes versunken, der vor ihm am Tische prangt. Wie flimmern die vergoldeten Nusse, wie schimmern die bunten Lichter, wie seufzen die grünen Aeste unter der Last der Festgeschenke! Und das Alles hat ihm das liebe Christkindlein beschert! Doch horch! tönt es nicht draußen, wie Weihnachtsgesang? Oder war es das Horn des Hirten aus dem nahen Dörfchen, oder der Wind, welcher der geheimnißvollen Nacht seinen Preisgesang orgelt? Das ist kein Hirtenhorn, das ist kein Sturmgesang, das ist eine zarte Kinderstimme, die da singt:

„Jesus Christ ist heut geboren;
Bringt ihm eure Opfer dar,
Daß ihr werdet auserkoren,
Wie die fromme Hirtenschaar.
Was ihr gebt, ist nicht verloren,
Denn es trägt euch Zinsen baar.
Alles, was ihr Armen schenket,
Habt ihr Ihm geschenkt — bedenket!
Jesus Christ selbst sagt' es klar."

Die Stimme verstummte, nur das ferne Echo sang die letzten Worte, vom Wind accompagnirt, nach. Vater Sylvester öffnete die Thür und lud den kleinen Sänger zum Eintritt ein. Es war ein blondes, ärmlich gekleidetes Knäblein, ungefähr in dem Alter wie Gottlieb; in der Linken trug es ein Körbchen, worin es die milden Gaben einsammelte, in die Rechte hauchte es, am ganzen Köeper zitternd, um sich zu wäemen. Der blonde Gottlieb nahm das blonde Knäblein bei der Hand und führte es zum prangenden Christbaum.

„Sieh da," sprach er, „das hat mir das liebe Christkindlein beschert."

Das blonde Knäblein lächelte in sich hinein und schien in den Anblick dieser Pracht ganz vertieft. Der blonde Gottlieb es bemerkend, theilte brüderlich mit dem armen Knäblein seine Weihnachtsgeschenke, und bald stand der Christbaum ausgeplündert da.

Während sich nach dem Nachtmal die Eltern mit erbaulichen Reden unterhielten, spielten die blonden Knäblein, die bald Kameraden wurden, mit den erhaltenen Spielsachen, daß es eine Lust war zuzusehen. Wie sie da traulich umschlungen neben einander saßen, einer den anderen liebkosend und am Kinne streichelnd, würde man sie für ein unzertrennliches Zwillingspaar gehalten haben. Je näher die Mitternachtsstunde anrückte, desto offener und fröhlicher, desto verklärter und sinnlichee wurde in seinen Mienen das fremde Sängerknäblein. Die Eltern konnten sich an ihrem Spiel nicht satt sehen und wurden eben darüber einig, es als eine Waise zu behalten, als zwölf Horntöne aus dem nahen Dörfchen die Mitternacht verkündeten. Da erfüllte ein magischer Rosenschein den Hüttenraum, von ferne tönte es wie Aeolsharfen und leiser Engelsgesang, die Krippenfiguren begannen sich zu regen, die Hirten lieblich zu blasen, die weidenden Herden zu blöcken, die schattigen Palmen zu säuseln, die Silberquellen zu murmeln, die Vögel zu zwitschern. Das Jesukindlein nahm die Züge des fremden Knäbleins an und lächelte, wie dieses, dem blonden Gottlieb zu; der Christbaum trieb schnell in die Höhe — durch die Hüttendecke bis zum sternbesäten Himmel; das blonde Knäblein, himmlisch verklärt, von einer Lichtglorie umwallt, nahm den blonden Gottlieb bei der Hand und stieg mit ihm von Zweig zu Zweig, immee höher und höher zum Himmel, bis sie dem in heiligem Schauer dastehenden Elternpaare entschwanden.

Mitos. Straka.

Weihnachtsfeier in Südamerika.

Deutschland und England sind die beiden Stöcke der alten Welt, die am stärksten schwärmen; Deutsch und Englisch die beiden Sprachen, denen man unter jedem Breitengrade begegnet. Und wohin die Wanderer auch kommen, eins nehmen sie gewiß aus der Heimat mit und halten es fest von Geschlecht zu Geschlecht, — die Weihnachtsfeier ihres Landes. Der deutsche Christbaum hat am Mississippi und in den steinigen Gebirgen, am Fuße der Cordilleren und dem „Busch" von Neuholland Wuezel geschlagen und Blüthen und Früchte gebracht. Mit welchen Gefühlen die beiden Völker im Auslande iheer Heimat gedenken, davon will ich heute nicht reden; es ist ja Weihnachten. Aber davon will ich erzählen, wie der Weihnachtsmann, der uns von gefrornen Scheiben, Schlittengeläut, knisterndem Feuer und blinkenden Sternen erzählt, sich so gar fremd ausnimmt im Sommerkleide und mit frischen Blumen im Haar. Vielleicht ist der Contrast unserer Erinnerungen und Ideenverbindungen nirgends größer, als in Lima. Man kennt ihn gar nicht wieder inmitten der maurischen Architektur, der vielfarbigen Bevölkerung, der malerischen Trachten, der reichen Natur und der seltsamen Mischung altspanischer Gebräuche mit den Ueberlieferungen des alten Incareiches. Am heiligen Abend, — in der guten Nacht, wie die Spanier sagen, — ist die ganze Stadt in Bewegung für das kommende Fest. Züge beladener Maulthiere füllen die Straßen, häßliche Kaleschen, mit buntem Papier beklebt, rasseln über das Pflaster, und die indischen Eisverkäufer, ihre Bretter auf dem Kopfe balancirend, rufen Helado, Helado! Auf einmal ruft die Glocke der Kathedrale mit drei tiefen schwingenden Schlägen zum Abendgebet. Die Wirkung ist zauberisch, wie im Dornröschen. In dem Moment erstirbt das Leben der Stadt; jeder Fuß stockt, jede Zunge schweigt, alles Volk verbeugt sich und murmelt Gebete. Unterdessen tönt die Glocke fort. Wieder drei langsame tiefe Schläge, und der Zauber ist gebrochen; Jedermann wünscht seinem Nachbarn guten Abend, und der Strom von Leben ist wieder in Bewegung. Die Spaziergänge um die Wälle sind gedrängt mit Feiernden, deren Gesichter alle Schattirungen zeigen, deren die menschliche Haut fähig ist, von dem aristokeatischen Weiß und der zarten Flgur des reinen spanischen Kreolen durch fünfzig Kreuzungen und Abstufungen bis zu der Ebenholzschwärze und athletischen Gestalt des reinen Aethiopiers, jeder Ton Schwärze mehr durch einen besonderen Namen bezeichnet und mit Verachtung betrachtet von dem helleeen Mulatten oder Mestizen. Rings umher Stühle, die man miethet, um die Nachtkühle zu genießen, und Eisbuden, die ein glänzendes Geschäft machen. Das Eis ist das ganze Jahr in Lima nicht zu entbehren, aber am wenigsten um Weihnachten. Je tiefer die Nacht, desto dichter das Gedränge, desto lauter das Gesumme, durch das die wilden Gesänge des peruanischen Weihnachtsmannes sich Bahn brechen. Er trägt eine schwarze Maske, dieselbe, die er sein Lebelang trägt, einen rothen Mantel, den er nur für den Abend anlegt, und Kalabassen, mit Steinen gefüllt. Bei dem flimmernden Lampenlicht tanzt er zum Schall der Kalabassen und singt in Gurgeltönen ein Lied, das er aus der Helmat mitgebracht, und das der Missionär ihm zugestutzt hat, wie unseren Vorfahren den Christbaum. Auf die Neger folgen Züge indischer Weiber in flatterndem Haar, mit Bändern bedeckt. Mit weicher Stimme singen sie die alten Melodien ihres Stammes, und an ihren anmuthigen Tänzen hätten Europäerinen viel zu lernen. Jede Thür ist offen, aus jedem Hause tönt Musik und die Schatten der Tänzer fliegen über die Fenster. Lima ist vielleicht die gastfreieste Stadt der Welt, obgleich die alten Sitten verschwinden. Aber jetzt noch sieht man über vielen Thüren die „Willkommlampe" zum Zeichen, daß die Familie zu Hause und

Digitized by Google

daß jeder Freund und jeder Fremde gern gesehen ist. Der Fremde wird doppelt freundlich aufgenommen; er hat ja keinen eignen Herd. Von der Steifheit der spanischen Umgangsformen ist hier keine Spur und niemand bedarf einer Einführung. Der Fremde mag das schönste Mädchen der Gesellschaft zum Walzer auffordern. Er ist im Umsehen bekannt mit einem halben Dutzend Damen, die sich selbst bei ihren seltsamen Taufnamen vorstellen; der Familienname wird in der Unterhaltung selten gebraucht. Da ist eine Dame „Himmelfahrt," wahrscheinlich „am Himmelfahrtstage geboren, eine Donna „Heilige Geist" und eine Donna „Jesuita," die aber nicht nach der Gesellschaft Jesu aussieht; und der eheliche deutsche „Johann" findet sich, ohne daß er es merkt, in einen Don „Juan" umgeprägt. Die meisten Damen haben die eigenthümliche graziöse Landestracht, die ihre schönen Figuren vortrefflich kleidet. In manchen Häusern wird eine theatralische Vorstellung gegeben, ähnlich den südeuropäischen Passionsspielen, und oft mit großer Pracht ausgestattet. Das Christuskind liegt nicht selten in einer silbernen Wiege.

Später gibt die große Glocke der Kathedrale das Zeichen zu dem Geläut, welches von allen Thürmen zu der mitternächtigen Messe einladet, dem prächtigsten Schauspiel der römischen Kirche. Das gewaltige Schiff, nicht verengt durch Sitze oder Stühle, bedeckt sich mit Knienden, die frisch vom Walzer kommen. Rund umher an den Wänden stehen in kostbaren Schränken Wachsfiguren von Heiligen, in prächtige Gewänder gekleidet und mit reichen Weihgeschenken bedeckt. Vor ihnen brennen ungeheure Kerzen, sechs bis acht Fuß hoch. Neben dem Altar prangen, zwischen silbernen Säulen, werthvolle Gemälde, die Gabe früherer spanischer Könige. In dem Lichte vielarmiger, zentnerschwerer Leuchter von massivem Silber. Der Schrein, der die Hostie enthält, ist von gediegenem Golde, prächtig gearbeitet und mit Edelsteinen bedeckt, und von dem goldenen Altargeschire funkelt das milde Licht der Smaragden zwischen den feurigen Strahlen der Diamanten. Bei den ersten Tönen der Orgel, die das Gewölbe erschüttern, entwickelt sich aus der Sakristei ein langer Zug von Priestern und Mönchen und windet sich langsam durch die Kirche. Die mannigfachen bunten Trachten verwirren das Auge, und dicke, betäubende Weihrauchwolken gleiten langsam zwischen den Säulen hin. So feiern sie die Geburt dessen, der nicht wußte, wo sein Haupt hinlegen, und der da lehrte, alle Menschen sind Brüder.

Am Weihnachtsabend.

Ich zog am Weihnachtsabend,
Im Arm mein falsches Lieb,
Nach Wolschan *) auf den Friedhof.
Die Nacht wie ich so trüb;

Am Himmel keine Sterne,
Die Straßen öd' und leer,
Die Windsbraut nur, die heulte
Und schlug den Staub umher.

Wir irrten lange, lange,
Wie endlos schien der Weg —
Bald ging es über Felsen,
Bald über morschen Steg,

Und wie auch die Gefahren
Uns donnerten ihr „Halt!"
Wir folgten ohne Schrecken
Der magischen Gewalt.

Da schlug die zwölfte Stunde,
Wir standen an dem Thor,
Es sprangen auf die Flügel,
Der Küster trat hervor:

„Ihr kommt zur späten Stunde,
Doch tretet nur herein:
Wer Einlaß hier begehret,
Der soll willkommen sein!"

Wir traten ein mit Beben;
Das war der Friedhof nicht —
Die Kirchenfenster strahlten
In wunderbarem Licht;

Vom Thurme scholl die Glocke,
Sie zog kein Sakristan;
Vom Chore braust' die Orgel,
Sie spielte der Orkan;

Die Blumen und die Kränze
Verflogen mit dem Duft —
Die Bäume, Sträuche streckten
Die Wurzeln in die Luft;

Es stürzten um die Kreuze,
Die Mäler all' von Stein,
Es brachen auf die Grüfte,
Die Gräber sanken ein —

Und all' die vielen Tausend,
Die längst der Sturm als Raub
Verweht in alle Winde,
Die steigen aus dem Staub

Und hoben sich in Gruppen,
Wie Wetterwolken schwer,
Bis Alle sie verschlungen
Des Aethers tiefes Meer. —

Da schlug es an die Pforten
Mit solchem Donnerschlag,
Als pochte an die Erde
Schon an der jüngste Tag.

Und plötzlich, wie Lawinen
Sich stürzen in das Thal,
So füllten auch die Todten
Den Raum mit Einemmal.

Sie drängten sich in Massen
Herbei wie zum Spalier,
Sie schlossen eine Straße
Bis an die Kirchenthür:

Und Alle, die da sterben
In nächster Jahresfrist:
Die Leidenschaften alle,
Der Geiz, der Neam, die List,

Der Wahn, der Haß, die Tücke,
Die Eifersucht, der Neid,
Des Fanatismus Henker,
Die Lieb' mit ihrem Leid —

Die menschgewordnen Laster,
Ihr ganzes wildes Heer,
Das wälzte wie die Sündfluth
Sich durch die Straße her — —

Je näher sie der Kirche,
Je stiller ward ihr Gang,
Bis Schatten sie, die Kirche
In ihren Schoß verschlang.

Und drinnen klang die Orgel
Und Stimmen tönten hier,
Als sängen Engelschöre:
„Herr Gott, Dich loben wir!"

Wie hob sich meine Seele
Und stimmte jubelnd ein:
Die Erde, frei von Laster,
Sie muß ein Himmel sein! —

Da drängten sich die Todten
Heran zu mir im Kreis,
Die Augen sprühten Feuer,
Doch war es kalt wie Eis, —

Sie rückten immer näher,
Schon fehlte mir der Hauch,
Schon stand mein Lieb, das falsche,
Im Kreis der Todten auch. — —

Vergebens Fluch und Kreuze,
Mein Geist nur wurde frei, —
Mein Körper ward zertreten — —
Da war der Traum vorbei.

Jos. Aug. Lederer.

Rembrandt.

(Mit dem xylographirten Porträt.)

Keinem unserer freundlichen Leser, keiner unserer schönen Leserinen wird der Name des berühmten Künstlers unbekannt sein, den so viele Dichter besungen, so viele der ersten Schriftsteller aller Nationen verherrlicht haben und durch welche er noch fortleben wird, wenn seine eigenen Werke schon längst untergegangen sein werden. Rembrandt (van Rhyn, Paul), einer der vorzüglichsten Maler und Kupferätzer der niederländischen Schule, wurde im Jahre 1606 unweit Leyden in einer Mühle, die seinem Vater gehörte, geboren und

*) Der Friedhof von Prag.

Digitized by Google

Rembrandt.

starb im Jahre 1674. Als charakterisirender Beleg für die Genialität des Künstlers möge Nachfolgendes dienen. Rembrandt, der ein ebenso liebenswürdiger Gesellschafter als großer Maler war, besuchte sehr oft einen seiner Freunde auf dessen Landgut. Eines Tages, als er sich eben wieder dort aufhielt, kam während des Speisens das Gespräch auf die Kupferradirungen. In demselben Augenblick bemerkte der Herr des Hauses, daß der Wein durch die Unachtsamkeit des Gesindes verdorben sei und schickte deshalb einen Diener an seinen Freund, der eine nahegelegene Villa bewohnte, mit dem Ersuchen: er möge ihm mit seinem Keller aushelfen. Rembrandt bot der Gesellschaft eine Wette an: er wolle ein Blatt radiren, bevor der fortgeschickte Diener zurückkäme. Die Wette wurde angenommen. Rembrandt hatte stets einige zum Radiren vorgerichtete Kupferplatten und Radirnadeln bei sich; er machte sich sogleich an die Arbeit und radirte die Landschaft, die man aus dem Fenster des Speisezimmers sehen konnte. Ehe der Diener zurückkam, war die Arbeit beendet und der Künstler gewann die Wette. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Landschaft eines der am gelungensten radirten Blätter Rembrandts ist und sehr gekauft wurde.

Digitized by Google

Einzug Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig, Statthalter von Tirol, in Innsbruck.

(Mit dem lithogr. Porträt.)

Das sprichwörtlich treueste Land des weiten österreichischen Kaiserreiches ist das kleine Tirol, und wärmere Herzen schlagen wol nirgend für das Kaiserhaus als in dem schönen Alpenlande. Die Geschichte hat so viele rührende Beispiele des treuen Tirolersinnes aufgezeichnet und die Heldennamen des Krieges von 1809, wie der ganze Krieg selbst bilden einen so schönen Schmuck in Oesterreichs Herrscherkrone, daß die gefürstete Grafschaft die Ehre, welche ihr Se. Maj. Kaiser Franz Josef dadurch erwies, daß er seinen erlauchten Bruder, den Erzherzog Karl Ludwig, zu seinem Statthalter daselbst bestellte, wol verdiente. Mit unverhohlenem Jubel ward diese Nachricht von den Tirolern aufgenommen: war sie doch ein neuer Beweis, daß die treuergebene Liebe des Tirolerlandes in des Kaisers Herzen Widerklang gefunden hatte. Mit noch größerer Freude ward aber der neue Statthalter empfangen, als er am 22. Sept. des Landes Grenze betreten hatte und seine Reise zu Landesstadt Innsbruck, wo einst Hofer in treuer, einfältiger Weise, wenn auch nur kurze Zeit, des Landes Regierung in die Hand genommen, glich einem Triumphzuge. Ehrenpforten empfingen den Erzherzog in jedem kleinen Dorfe, durch welches sein Weg führte; am meisten zeichnete sich aber die Landeshauptstadt selbst durch die Festlichkeiten aus, die sie ihrem hohen Gaste zu Ehren bereitet hatte.

Der Einzug des Erzherzogs in Innsbruck war auf den 26. September bestimmt. In festlichem Schmucke, mit Blumen und Guirlanden, Tannenreis und Fahnen in den Landesfarben auf das Schönste verziert, harrte die Stadt dem Erzherzog entgegen. Um 3 Uhr Nachmittags langte derselbe bei der Kettenbrücke in Mühlau, der letzten Landgemeinde vor der Hauptstadt, an. Der Fürst von Lichtenstein, der Graf von Biffingen, gegenwärtig Statthalter von Venedig, der Feldmarschallieutenant Baron von Roßbach, Generale, Stabsoffiziere, Kämmerer und Erblandswürdenträger empfingen den Statthalter hier und geleiteten ihn über die Kettenbrücke an der Grenzmarke der Landeshauptstadt. Eine prachtvolle, reich verzierte Ehrenpforte war gleich hinter der Brücke erbaut und rief dem Statthalter das erste Willkommen der treuen Stadt Innsbruck entgegen. Der Bürgermeister von Innsbruck, der Magistrat, die städtische Scharfschützenkompagnie mit Musikchor, zahlreiche Bürger, die Schuljugend und Mädchen in weißen Kleidern mit rothen und grünen Schärpen geschmückt, empfingen ihn mit begeistertem Jubel. Der Bürgermeister überreichte dem Erzherzog eine Bewillkommungsadresse, in der sich die Liebe und Treue des ganzen Landes aussprach, und hierauf setzte sich der Zug nach der Stadt in Bewegung. Voraus marschirte die uniformirte Kompagnie der bürgerlichen Standschützen von Innsbruck, unmittelbar darauf folgte der Erzherzog Karl Ludwig in der Mitte der zu beiden Seiten Spalier bildenden Bürgerschaft, von den militärischen und städtischen Behörden begleitet. Den Eintritt des Erzherzogs in die Stadt hatten Böllerschüsse bezeichnet, die in einem tausendfachen Hochrufe der zahlreichen Menschenmassen ihren Widerhall fanden. Flaggen mit den Farben Oesterreichs und Tirols wehten aus fast allen Fenstern herab, passende Inschriften waren überall an den reich verzierten Häusern angebracht und die Straßen der Stadt selbst glichen einem Blumengarten. Mit sichtbarer Freude ritt Se. kais. Hoheit der Erzherzog durch die freudig bewegte Stadt, überall von Jubelrufen begrüßt, zu der Hauptpfarrkirche St. Jakob, wo er von den höchsten kirchlichen Würdenträgern und den Vorständen der geistlichen Orden empfangen wurde. Der Erzherzog trat in die Kirche ein, und sofort stimmte der Erzbischof von Salzburg den Ambrosianischen Lobgesang an. Feierlich erhebend klangen die Töne durch die weiten Räume des Tempels und Tausende lagen auf den Knien in frommem Gebete. Nachdem die Feier im Gotteshause vollendet, inspicirte der Erzherzog auf dem Rennplatze die Stadt- und Landschützen und ließ das Militär defiliren; darauf empfing er mehre Deputationen aus den Kreisen des Landes, die in schlichter biederer Weise des Landes Glückwünsche aussprachen und ebenso einfache herzliche Worte aus des Erzherzogs Munde wieder mit heim nahmen.

Den schönsten Theil aller Festlichkeiten, welche Innsbruck dem Erzherzoge zu Ehren bereitet hatte, bildete indeß das große Schützenfest, welches am Morgen des 30. Sept. begann. An demselben nahm das ganze Land Theil und das echte Nationalfest verlief in schönster Weise. Von allen Theilen des Landes strömten am Morgen des Festes die Scharfschützen herbei, über 2500 an der Zahl, den nie fehlenden Stutzen über die Achsel geschwungen. Mehr als 80 Fahnen und Standarten flatterten lustig in der Luft und 19 Musikbanden mit wenigstens 500 Musikern ließen es an Musik nicht fehlen. — Die Schützen mit ihren Fahnen und Musikchören, die uniformirte innsbrucker bürgerliche Standschützenkompagnie und die innsbrucker Liedertafel voran, zogen an dem Erzherzog unter lautem Jubelruf und Fahnenschwenken vorüber und bildeten, an der Landeshauptschießstätte angelangt, ein dreiseitiges Massenquarré, um hier den neuen Statthalter zu empfangen. Nachdem der Oberschützenmeister des Landesschießstandes, Dr. v. Klebelsberg, den Erzherzog mit einer Rede bewillkommt und der Erzherzog den Gruß erwiedert hatte, begann das Fest, und lustig knallten auf allen Schießständen die Stutzen und die Böller krachten hinter den Hauptscheiben, so oft ein Schwarzschuß gefallen war. Als aber der Erzherzog selbst den Stutzen in die Hand nahm und wiederholt gute Schwarzschüsse that, da brach, sobald die Böller krachten, vielstimmiger Jubel los, untermischt mit dem Geknatter der Stutzen.

Auf der Reise, welche Se. kais. Hoheit der Erzherzog in den folgenden Tagen durch das Tirolerland antrat, fand er überall einen Widerhall der Festlichkeiten von Innsbruck. Waren sie auch weniger großartig, so schlugen ihm doch überall ebenso treue und biedere Herzen entgegen, und der Willkommengruß, der dem Statthalter, des Kaisers Bruder, in jedem Dorfe, in jeder Hütte zugerufen wurde, war ebenso herzlich.

Winter.

(Hierzu eine lithographirte Beilage.)

Wir legen diesmal unseren schönen Leserinen die geniale Schöpfung eines humoristischen Künstlers vor, der den lieben herzigen Gott Amor, aus purer Galanterie gegen die Damen, zu einem „Liebesdiener" ganz eigener Art macht und einer Jeden zuruft:

„Daß Du nie magst über Kälte klagen,
Will Dir Amor selber Brennholz tragen!"

Der Ritter von Kozojed.

Vaterländische Sage von Ernest Halma.

„Wo ist mein Windspiel?" fragte der Ritter von Kozojed seinen treuen Diener Jan, als er eines Tages von der Jagd zurückkehrte und seinen Lieblingshund vermißte.

„Es muß sich im Walde verlaufen haben, gestrenger Herr!" entgegnete der Diener und blickte dabei schüchtern den Ritter an, dessen Mienen bei dieser unerfreulichen Antwort sich verfinsterten und den Zug bittern Grolles annahmen.

„Also verloren!" murmelte er und in seinem Auge blitzte eine Thräne. Der rauhe Mann, der im Kampfgewühle dem Tode kühn in's Antlitz sah, weinte bei der Erinnerung an seinen Hund. Zu Hause angekommen, befahl er seinen Dienern den verlorenen Liebling zu suchen; allein alle Nachforschungen blieben erfolglos. So verflossen einige Tage. Vergebens bemühte sich der treue Jan, den Gram zu verscheuchen, der an dem Herzen seines Herrn nagte; vergebens suchte er dessen Gedanken auf andere Gegenstände zu leiten: der Ritter verharrte in seinem dumpfen Hinbrüten und vermied sorgfältig jeden Verkehr mit der Außenwelt.

Eines Morgens, als er wie gewöhnlich seinen trüben Ideen nachging, meldete man ihm, daß ein altes, überaus häßliches Weib vor dem Burgthore stehe und Einlaß begehre: sie habe dem Herrn etwas Wichtiges mitzutheilen und wünsche daher vorgelassen zu werden.

„Sie komme!" gebot der Ritter; eine frohe Ahnung tauchte in seiner Seele auf, zum ersten Mal erheiterten sich wieder seine Züge. „Gewiß bringt sie mir eine Nachricht von meinem Windspiel! Fürstlich will ich sie belohnen, — wenn mich meine Hoffnung nicht trügt."

Während er so im Vorgefühle seines Glückes schwelgte, öffnete sich die Thür und an der Schwelle des Gemaches erschien ein Wesen von so ungewöhnlicher Häßlichkeit, daß der Ritter unwillkürlich einige Schritte zurücktrat und die Augen schloß. In der That schien es auch, als hätte die Natur das Abscheulichste aufgeboten, um es in diesem Geschöpfe zu einem Ganzen zu vereinigen.

„Ha! ha! ha!" lachte das unheimliche Weib mit einer krächzenden Stimme, „gefall' Euch wohl nicht, Herr Ritter? War auch einmal jung und schön, aber das Alter hat die Schönheit verwischt

Digitized by Google

CARL LUDWIG,

Erzherzog von Oesterreich, Statthalter von Tyrol

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Winter.

Digitized by Google

und den schlanken Leib gebeugt. Doch zur Sache, Herr Ritter! Ich weiß von Euerem Windspiel. Ueberliefert Ihr Eueren Diener Jan in meine Gewalt, so sollt Ihr heute noch den verlorenen Liebling haben, wo nicht, dann —"

„Elendes Weib!" unterbrach sie zürnend der Burgherr; „Du wagst es, eine solche Forderung an mich zu stellen? Wisse, daß ich, ohne auf Deine Bedingungen einzugehen, Dich zwingen werde, mir zu meinem Eigenthum zu verhelfen."

„Sachte, Herr Ritter, sachte!" erwiederte die Alte mit höhnischem Lächeln; „ich stehe mit mächtigen Wesen im Bunde, die mich vor jeder Gewaltthat schützen! — Um diese gebrechliche Hülle abzustreifen, muß ich mich in dem Blute eines reinen Jünglings baden; dann werde ich wieder jung, geschmückt mit allen Reizen der Schönheit. Darum, Herr Ritter, gehabt Euch wohl, wofern Ihr mir den Jan nicht überlassen wollt."

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich entfernen. Die Versuchung war groß; der Ritter stand da unschlüssig, mit sich selbst im Kampfe. Sein Gewissen warnte ihn, seine Leidenschaft trieb ihn zu dem Verbrechen an. Ach die Leidenschaften sind die mächtigsten Feinde des Menschen! Der Ritter von Kozojed erlag der Versuchung und — Jan war geopfert.

„So nimm ihn denn hin," rief er seiner nicht mehr mächtig, „und verschaffe mir mein geliebtes Windspiel!"

„Heute noch soll Euer Wunsch erfüllt werden," versprach die Alte und verließ frohlockend die Burg. —

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Ihre letzten Strahlen vergoldeten die Gipfel der Berge und drangen als Scheidegruß in die Kerkerzelle des unglücklichen Jan.

„Dies also ist der Lohn für meine Treue!" seufzte der Jüngling und hob klagend seine gefesselten Hände zum Himmel empor. „Möge Dir, Ritter von Kozojed, Gott vergeben, was Du an mir gethan! Mit meinem Leben erlischt auch Dein Glücksstern, die Reue wird mit tausend Krallen Dein Herz zerfleischen, das Bewußtsein, mich gemordet zu haben, Dein Dasein vergiften. Wehe Dir, Ritter von Kozojed!"

Da öffnete sich rasselnd die Thür des Kerkers. „Meine Henker nahen," flüsterte Jan und warf einen scheuen Blick auf die Ankömmlinge. Es war der Ritter und seine dämonische Begleiterin, die Alte.

„Hier hast Du ihn, und beeile Dich!" sprach der Burgherr zu der Hexe, welche mit gierigen Blicken ihr Opfer betrachtete.

„Herr! habe Erbarmen mit mir!" flehte der Unglückliche. „Laß' nicht Deinen treuen Diener eines so schmachvollen Todes sterben!"

Doch das starre, von einer unnatürlichen Leidenschaft beherrschte Herz des Ritters kannte kein Mitleid. Kalt wiederholte er seinen Befehl, und Jan, der sich nunmehr von der Fruchtlosigkeit seiner Bitten überzeugte, ergab sich ohne Murren in sein trauriges Schicksal. Die Alte ergriff ihn bei der Hand und führte ihn hinweg. Der Ritter sah ihnen lange nach, dann verließ er die Burg, um im Getümmel der Jagd sein böses Gewissen zu übertäuben. —

Einen Monat später finden wir den Ritter von Kozojed in Schmerz aufgelöst bei dem Leichnam seines vergötterten Windspiels. Von Gewissensbissen gefoltert, begriff er jetzt erst die ganze Größe seines Verbrechens; die bleiche Gestalt des gemordeten Dieners schwebte drohend vor seiner Seele und erfüllte sein Herz mit der bittersten Reue.

Um seine Schuld zu sühnen, erbaute er ein Kirchlein und daneben einen hölzernen Glockenthurm. Diesen versah er mit einer Glocke vom reinsten Silber, und bestellte eigens einen Glöckner, dessen Pflicht es war, für das Seelenheil des unglücklichen Jan täglich ein Ave zu läuten. Allein dies genügte nicht, das Verbrechen des Ritters zu tilgen; denn als der gedungene Diener den Glockenstrang erfaßte, gab die Glocke keinen Silberklang von sich, sondern die dumpfdröhnenden, inhaltschweren Worte: „Jan, Jan, za ehrta dán"! *)

Dieses wunderbare Ereigniß konnte dem Ritter nicht verborgen bleiben. Weinend vernahm er die traurige Kunde, und der Mahnung des Himmels folgend, kleidete er sich in ein härenes Gewand, um als Glöckner sein Leben zu beschließen. Und o Wunder! Kaum hatte er zum ersten Mal das Seil berührt, als die Glocke in den lieblichsten Klängen ertönte und weithin in's Land ihren Friedensgruß sandte, zum Zeichen, daß der Himmel versöhnt sei.

Von dieser Zeit an entsagte der Ritter jeder andern Beschäftigung; sein ganzes Leben war nur der strengsten Buße geweiht. Sobald der Abend hereinbrach, pilgerte er zu dem Kirchlein und versah hier den Dienst des Glöckners. So verstrichen mehrere Jahre. — Eines Abends sah man vergeblich seiner Rückkehr entgegen: mit dem letzten Glockenklange war auch seine Seele hinübergewallt in ein besseres Jenseits. Auf dem Antlitz der Leiche theonte der Ausdruck himmlischen Friedens, „die Schuld des Ritters von Kozojed war getilgt." —

In den Stürmen späterer Jahre, welche verheerend über Böhmen dahinbrausten und unser Vaterland in seinen Grundfesten mächtig erschütterten, sanken auch das Kirchlein und der Glockenthurm in Trümmer. Die Silberglocke aber versenkte die Vorsehung in die Tiefe eines Brunnens, um sie vor profanen Händen zu schützen. Einst soll es einem alten Mütterchen begegnet sein, daß sie, während sie in dem Brunnen Flachs wusch, die Glocke herauszog; allein der Flachs entglitt der zitternden Hand des erschrockenen Weibes, die denkwürdige Glocke stürzte mit lautem Getöse in die Tiefe zurück und tönte zum letzten Male: „Jan, Jan, za ehrta dán!"

*) Jan, Jan, für ein Windspiel hingegeben!

Die Lostage im Monate Dezember.

Ein Beitrag zu „Sitten und Gebräuche der Deutschen im Saazer Kreise und im Egerlande." Von Karl Gustav Meyer.

Ein hervorstechender Charakterzug der Deutschen im Egerlande und den Gebirgsgegenden des Saazer Kreises ist die Neigung, aus gewissen zufälligen Ereignissen die Zukunft zu deuten, und diese ihre Neigung spricht sich am deutlichsten an solchen Tagen aus, welchen der allgemeine Volksglaube einen besonderen Einfluß auf das Menschenleben zuschreibt. Derlei Tage sind die des h. Andreas, Thomas und der Christabend. Wie an denselben der junge Bursche und die heiratslustige Dirne ihre Frage an das dunkle Schicksal stellen, möge die nachfolgende Skizze zu schildern versuchen.

Wenn am Andreastage das Abendgeläute verklungen und das rege Treiben auf der Gasse erstorben ist, beginnt das „Horchengehen." Das Mädchen vermummt sich duech über den Kopf geworfene Tücher oder auch nur durch übergeschlagene Röcke, und schleicht leisen Schrittes durch die Gassen, bis sie zu einem Hause kömmt, in dessen ebenerdiger Stube sie lautes Gespräch vernimmt. Da bleibt sie stehen, klopft mit dem Zeigefinger der rechten Hand leise an den Fensterrahmen und flüstert:

„Ich klopfe an,
Ob ich dieses Jahr
Bekomm' den Mann?"

Nun lauscht sie mit gespannter Aufmerksamkeit, ob sie im Laufe des Gespräches aus der Stube das Wörtchen: „Ja" vernehmen werde. Belauscht sie dieses, so eilt sie seelenvergnügt von dannen und betrachtet sich vom heutigen Abend an als gewisse Braut, denn sie ist überzeugt, daß, wenn nicht eher, doch sicher mit der nächsten Fasching der Freier sich melden werde. Traurig hingegen hängt sie das Köpfchen, wenn das Wörtchen „Nein" an ihr Ohr klingt; denn noch ein langes, langes Jahr muß sie auf das Ehestandsglück verzichten! Voll Schrecken und Scham jedoch verläßt sie ihr Orakel, wenn der erste Laut,. den sie aus der Stube vernimmt, Kindergeschrei ist; denn das ist für ein Mädchen gewiß eine gar traurige Geschichte, die ihr nun binnen einem Jahre bevorsteht!

Daheim in der Stube haben sich indeß ihre Gespielinen und mehrere Burschen versammelt. In dem Kamine lodert ein Holzfeuer, über das ein eiserner Tiegel, mit einem ansehnlichen Stück Blei darin, gehalten wird. Ist das Blei geschmolzen und flüssig geworden, so geht der Tiegel von Hand zu Hand, jeder Bursche, jedes Mädchen gießt aus demselben das flüssige Blei in eine mit kaltem Wasse angefüllte, auf dem Tisch stehende Schüssel durch den Ring eines großen Erbschlüssels, und weissagt sich aus den wunderlich geformten Figuren des augenblicklich erstarrenden Bleies seine Zukunft — wobei natürlicher Weise ein altes Mütterchen duech ihre langjährige Erfahrung die Hauptrolle spielt.

Hat nun das Mädchen beim „Horchengehen" das Wörtchen Ja gehört und beim „Bleigießen" über das Geschäft oder den Stand ihres künftigen Gatten genügenden Aufschluß erhalten, so läßt es ihr mehe keine Ruhe, denselben wenigstens in effigie kennen zu lernen. Dazu ist das „Samensäen" ein untrügliches Mittel. Bevor die Schöne in ihre Schlafkammer schlüpft, muß sie,

Digitized by Google

was unbedingt zum Zauber nothwendig — irgend Jemanden eine Handvoll Getreide, sei es nun Korn, Weizen, Gerste oder Hafer, entwenden und mit sich in's Bette nehmen. Ist sie endlich entkleidet und das Nachtlämpchen ausgelöscht, so wirft sie mit der rechten Hand das Getreide mit den Worten:

„In Andreas Namen
Sä' ich meinen Samen;
In Andreas Garten
Will ich den Schatz erwarten!"

über ihren Körper zum Bette auf den Fußboden hinaus und entschläft in der süßen Hoffnung: ihr Zukünftiger werde ihr ganz sicher im Traume erscheinen.

Eben so wichtig ist für die junge heiratslustige Welt der Abend des h. Thomas. An demselben gehen mehrere junge Mädchen in die Holzlage oder Küche des Hauses und erfassen im Finstern mit beiden Armen so viele klein gespaltene Scheite, als ihnen eben in die Hände gerathen. Hat nun jede ihren Theil, so macht die dabei unbeschäftigt Gebliebene Licht und nun werden mit klopfendem Herzen die Scheite aufmerksam gezählt, d. i. gepaart. Sind dieselben in gerader Anzahl, so heiratet das Mädchen in diesem Jahre; wo nicht, so muß sie noch ein Jahr warten, ehe der Brautkranz sie ziert.

Nach dieser Frage an die Zukunft versammeln sich alle wieder in der Wohnstube, wo jetzt beim hellen Lichtschein das „Schuhwerfen" beginnt. Ein Mädchen nach dem andern setzt sich nämlich, ein paar Schritte von der Thüre entfernt und mit dem Rücken gegen dieselbe gewendet, auf den Fußboden nieder und befestigt lose an die Zehen des rechten, bloßen Fußes einen Schuh, den sie mit einem raschen Ruck über ihren Kopf schnellt. Steht der Schuh, wenn er zu Boden gefallen, mit der Spitze gegen die Thüre, so ist dies ein sicheres Zeichen baldiger Heirat; steht er in die Quere, bedeutet es Krankheit oder sonstiges Ungemach; steht aber die Spitze einwärts der Stube, so ist dieses Jahr an keine Heirat zu denken.

Der wichtigste aller Abende jedoch ist der Christabend. Schon im Verlaufe des Tages, wenn die Tochter des Hauses den zu den Feiertagen unumgänglich nöthigen Braten einkauft, sucht sie beim Fleischhauer ein kleines Stückchen Fleisch zu entwenden, das ohne Vorwissen des Vaters oder der Mutter auf deren Stuhl gelegt wird. Setzt sich nun der Erstere oder die Letztere zum Abendmale nieder, so wird auf den ersten Namen, den diese aussprechen, sorgsam gelauscht: denn diesen führt der künftige Gatte.

Gleich nach dem Abendessen reihen sich Mädchen und Burschen um den Familientisch, auf den eine große Schüssel voll Wasser gesetzt wird. Jedes der Mädchen befestigt in eine halbe Nußschale ein kleines Wachslichtchen; ein Gleiches thut der Bursche. Nun werden die Lichtchen angezündet und diese Schifflein in's Wasser gesetzt. Deren Schifflein sich annähern und neben einander fortschwimmen, die erhalten dadurch die Gewißheit, auch durch's Leben mit einander vereint zu gehen. Wessen Lichtchen eher erlischt, der stirbt auch früher, u. s. f.

Als ein zweites untrügliches Mittel, den zukünftigen Gatten zu erkennen, wird von den Mädchen das Aufbewahren eines Apfels vom Christmale gehalten, der aber in die Christmette mitgenommen und früh Morgens, unter der Hausthüre stehend, gemächlich verzehrt werden muß. Der Name des eben Vorübergehenden ist der des künftigen Ehegatten.

Ein gleiches ist das Essen eines ganzen Härings kurz vor dem Schlafengehen, nach dessen Verzehren aber nicht mehr gesprochen, viel weniger getrunken werden darf. Jener Mann, welcher der natürlicher Weise vom Durst arg Gequälten im Traume Wasser zum Trinken reicht, wird ihr künftiger Gatte.

Wenn um Mitternacht während der Christmette ein Mädchen sich nicht fürchtet, ganz entkleidet ihr Schlafzimmer auszukehren, so erblickt sie im Schattenbilde ihren künftigen Gatten, bemüht, ihr Hilfe zu leisten.

Humor, Scherz und Laune.

Hat ein sorgsamer Familienvater endlich Eine Tochter an Mann gebracht, so ruft er aus: „Gott sei Dank, Eine ist versorgt!" Die Ehe ist eine Versorgungsanstalt für ausgewachsene Töchter! — In der Ehe beweist der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweist nichts und behauptet Alles. — Die Ehe ist ein Krieg, schon deshalb, weil die Männer, die heiraten wollen, „Werber" heißen. — Ein Gewitter in der Ehe ist, wie ein Gewitter in der Natur, nicht unangenehm; das Unangenehme dabei ist das oft darauf folgende nasse Wetter. — Die Nachtigallen, wenn sie zu lieben aufhören, hören auch zu singen auf; die Ehefrauen sind alle Nachtigallen, wenn sie nicht mehr lieben, hören sie zu singen auf und fangen zu schreien an.

Was muß ein guter Ehemann sein? Er muß ein Dichter sein, um in der Ehe nichts Ungereimtes zu thun. Er muß ein Komponist sein, damit es der Ehe niemals an Harmonie fehle. Er muß ein Ballettänzer sein, um mit seinem Weibchen ein rechtschaffenes Pas de deux zu machen. Er muß ein Porträtmaler sein, um sich von der Liebe seiner Frau stets ein anschauliches und treffendes Bild zu machen. Er muß ein Doktor sein, um zu wissen, daß die Bella-Donna außer dem Hause ein Gift für die Ehe ist. Er muß ein Botaniker sein, um zu wissen, welchen großen Werth eine Mimosa pudica (Schampflanze) in der Ehe hat. Er muß ein Theologe sein, um auf die Worte der Bibel: „Liebet Euch u. s. w." sogleich einen guten Text machen zu können. Er muß ein Geograph sein, um sich in der Ehe niemals zu verirren. Er muß ein Kaufmann sein, um zu wissen, was ein Falliffement des Herzens und ein Liebesbankerott zu bedeuten habe. Endlich muß er, was oftmals das Schwierigste ist, nicht nur Gatte und Gemal, sondern auch Mann sein.

Warum nennt man die vier Strichelchen („ "), mit welchen man im Schreiben eine andere Stelle anführt: „Gänsefüße?" Weil man überzeugt sein kann, daß, je dünner eine Gans, desto sicherer ist man angeführt!

Inwiefern sind der Neid, die Liebe und die Flamme sich ähnlich? Alle drei wachsen und verzehren zugleich.

Welches Kraut will jedes heiratslustige Frauenzimmer gern immer bei sich haben? Mannstreue.

Gedankenperlen.

Welch ein armseliges, dürftiges Gewebe ist unser Leben. Grob und ungeschickt sind alle Farben aufgetragen: alle Freuden sind nur Langeweile, die etwas weniger drückt, Alles verrinnt und verfliegt; wie Bettler stehen wir am Ende unserer Wanderschaft, die unterwegs schon alle die dürftigen Almosen verzehrt haben, die sie gesammelt hatten, sie sind eben so arm, als indem sie ihren Weg antraten. Ach, nur Ein Glück geleitet uns über den dürren Pfad und bestreut ihn mit Blumen, alle Erscheinungen, die uns entgegenkommen, grüßen uns und gehen flüchtig vorüber, nur die Liebe allein ergreift herzlich unsere Hand und begleitet uns treulich durch das Leben.

Die Seelen sind viel werth, die sich noch nicht ganz der Mode und der sogenannten Lebensart zum Opfer gebracht haben. Sie sind sehr selten, und man sollte sie darum köstlich achten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle! Ja! so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird dem Jüngling, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif geworden sie endlich genießen und leben für das Leben, kommt die Religion und sagt: nicht so alter Junge, die Schule ist noch nicht aus, das Leben kömmt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wiege deiner Freiheit.

Die reine kindliche Seele ist so nahe der Natur und Unschuld, ist eine Blüthe aus dem Elisium, deren treibender und nährender Boden bloß ein menschlicher Körper ist.

Man wirkt nicht besser für sich, als durch Wirken für Andere; denn je mehr man Gutes, das aus eigener Kraft und Tugend entsprang, um sich her verbreitet, desto mehr wächst die innere Zufriedenheit und das Wohlgefallen an sich selbst, das alle Vergnügungen der Erde nicht geben können und das nie in der Seele erwacht, ohne sich sogleich als die erste und höchste aller Vergnügungen anzukündigen. Jedes gestiftete Gute ist gleichsam ein Spiegel, der uns das reizende Bild unserer eigenen sittlichen Vortrefflichkeiten vorhält; ein Bild, dessen Anschauen eine weit feinere, tiefere Wollust gewährt, als das Anschauen der vollendetsten körperlichen Schönheit, die doch nie eigenes Verdienst, sondern nur Geschenk der Natur ist.

So tief greift der Schmerz aus Liebe in unser Wesen ein, daß auch das größte Wehe vor ihm verschwindet; das arme Herz kann ihn nicht tragen und sucht in der Natur umher, ob es nicht

Digitized by Google

einen Menschen finde, der mit ihm litte, was ihm zu schwer wird allein.

Häufig ereignet es sich bei von der Natur außerordentlich vernachlässigten und widrigen Leuten, daß, sobald es ihnen gelungen ist, ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, diese Häßlichkeit selbst ein Beweggrund der Theilnahme, des Mitleidens wird, und man sagt sich: Wie Schade, daß ein solcher Geist, daß eine solche Seele in einem solchen Körper wohnen! und man fühlt sich ergriffen, fast gerührt durch diesen Kontrast.

Unerbittlich schwingt sich eine scharfe Geißel über die Menschenherzen, die sie nicht verschont, wenn sie auch unter ihr verbluten. Auf den Altar, auf dem die Menschen ihre Unschuld opferten, haben sie ein Götzenbild gestellt, es hat einen heiligen Schein um das Haupt, den es der Tugend entwendet, und kein Sterblicher wagt es, ungestraft es zu beleidigen. Unerbittlich richtet es ihn, und ist er auch rein vor Gott, so muß er es auch vor diesem Idol sein, wenn er auf Menschenachtung Anspruch machen will.

In den himmlischen Tagen der Jugend, wo das Kind seine Zeitgenossen nicht fragt, ob sie von Familie sind, ob sie Rang und Titel, ob sie Geld und derlei Nichtigkeiten haben, sondern wo sich Allen das fröhliche Herz öffnet, wenn sie gut und freundlich sind, mag es auch dem Kinde frommen, mit Kindern allerlei Standes zu verkehren; die Schule ist ja die Vorbereitung für das Leben. Nicht allein der Knabe, auch das Mädchen soll, zumal bei etwas reiferem Jugendalter, mit den Verhältnissen seiner künftigen Umgebungen bekannt werden, damit es, wenn es aus seiner frommen Unschuldswelt in die schlechte tritt, gefaßt sei auf Alles, was ihm begegne, ohne erst auf die hohe, mehrentheils sehr theure, Schule herber Erfahrungen gehen zu müssen.

Eine getrocknete Thräne wiegt schwerer in der Schale, die über unserem Haupte schwebt; und der Gott der Gerechtigkeit ist auch der Gott der Güte.

Mag auch das Blut in dem echten Menschen seine Rechte behaupten, mag die Gelegenheit auch den Trieben, die bloß der Sinnlichkeit gehorchen, Sprache leihen: so sammelt doch ein Gemüth, das einmal die höheren Genüsse seiner sittlichen Natur kannte, bald in Stille sich wieder und stößt alles Unreine verschmähend von sich.

Historischer Monats-Kalender.

Dezember.

Am 1. Dezember 1853 Schlacht bei Basch-Kadyklar (Ughauli); die Türken wurden von den Russen unter Sebutow geschlagen.

— 2. — 1463 starb Herzog Albrecht, Kaiser Friedrichs IV. Bruder und grimmigster Gegner. — 1848 bestieg Kaiser Franz Josef I. den Thron.

— 3. — 1446 fiel Korinth wehrlos in die Hände der Türken unter Sultan Murad II. — 1750 wurde Johann Martin Miller, der Schöpfer des empfindsamen Romans in Deutschland, zu Ulm geboren.

— 4. — 1852 hielt Kaiser Franz Josef I. das erste Ordenskapitel des goldenen Vließordens.

— 5. — 1310 eroberte Johann v. Luxemburg Prag durch Verrätherei; der Gegenkönig Heinrich und dessen Anhänger retteten sich durch die Flucht.

— 6. — 1399 traf Herzog Albrecht IV., aus seiner Pilgerreise aus dem gelobten Lande heimkehrend, in Wien ein.

— 7. — 1609 wurde Georg Thurczo zum Palatin von Ungarn erwählt. — 1853 floh Peter Petrović (Oheim des Fürsten Danilo) mit seinen Anhängern aus Montenegro nach Cattaro.

— 8. — 1804 entsagte Franz I. der Würde eines deutschen Kaisers und erklärte sich zum Erbkaiser von Oesterreich.

— 9. — 1437 starb Kaiser Sigmund, Karls IV. Sohn, der Bruder des böhmischen Königs Wenzel, zu Znaim im 69. Lebensjahre.

— 10. — 1781 empfing Kaiser Josef II. den russischen Thronfolger Paul im Augarten zu Wien.

— 11. — 1690 folgten 30,000 serbische Familien dem Ipecker Patriarchen Arsenius Tschernojewitsch ins kaiserl. Gebiet nach Syrmien und Slavonien und mühten diese Länder zu ihrem beständigen Aufenthalte. — 1853 starb Radschah, König von Nagpur, sein Gebiet fiel an die ostindische Kompagnie.

Am 12. Dezember 1766 starb Johann Christoph Gottsched, der durch hartnäckige Pedanterie den Aufschwung der deutschen Poesie vergebens zu hemmen suchte. — 1777 starb Albrecht von Haller.

— 13. — 1574 starb Sultan Selim II. — 1853 griffen die Russen die türkische Festung Matschin vergeblich an. — 1769 starb der berühmte Lieder- und Fabeldichter Gellert zu Leipzig.

— 14. — 1701 wurde der Dragoner-Kapitän Lehmann, welcher dem zu Neustadt gefangen gehaltenen Rebellen Fürsten Rákoczy gegen eine Belohnung von 20,000 Gulden zur Flucht verhalf, öffentlich hingerichtet. — 1752 wurde Chr. A. Tiedge, der Dichter der „Urania," geboren.

— 15. — 1809 löste Napoleon seine Ehe mit der Kaiserin Josefine auf.

— 16. — 1381 Vermälung Anna's von Böhmen, der Schwester Wenzels IV., mit König Richard II. von England. — 1804 starb der Dichter Christian Felix Weisse zu Leipzig.

— 17. — 1742 zogen die Franzosen unter Belleisle von Prag ab, nachdem sie dasselbe seit 26. Nov. 1741 besetzt gehalten hatten. — 1788 nahmen die Russen die Festung Oczakow mit Sturm.

— 18. — 1800 erfochten die Alliirten unter Klenau und Simbschen über die Franzosen einen Sieg bei Altdorf. — 1787 starb der didaktische Dichter Johann Jakob Dusch zu Altona, 1803 der herrliche Schriftsteller Johann Gottfried von Herder zu Weimar.

— 19. — 1795 wurde Toulon von den Franzosen wiedererobert, bei welcher Gelegenheit sich Napoleon als Artilleriekommandant auszeichnete. — 1853 Allocution des Papstes in Betreff der Baden'schen Kirchenstreitigkeiten.

— 20. — 1192 wurde Richard Löwenherz von Herzog Leopold gefangen genommen. — 1852 wurde Pegu, eine ehemalige Provinz des Birmanenreiches, den indobritischen Besitzungen einverleibt.

— 21. — 1807 wurde Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien, von Napoleon zum präsumtiven Erben dieses Landes ernannt. — 1853 Tumult der Softas in Konstantinopel. — 1748 wurde der gemüthvolle Dichter Hölty zu Marienser, 1755 der Dichter Blumauer zu Steier geboren.

— 22. — 1790 stürmten die Russen Ismail unter Suwarow.

— 23. — 1466 wurde Georg von Podiebrad vom Papste Paul in Bann gethan. — 1853 Ausweisung der Jesuiten aus Baden. — 1753 wurde der Idyllendichter Franz Xaver Brenner zu Hochstädt geboren.

— 24. — 1837 wurde Ihre Maj. Kaiserin Elisabeth geboren.

— 25. — 1526 starb der Aster-Bau Frangipan, bei der Belagerung Warasdins von einer Stückkugel getroffen.

— 26. — 1805 wurde der Preßburger Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen. — 1762 der Dichter Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis geboren. — 1769 der Dichter Ernst Moriz Arndt auf der Insel Rügen geboren.

— 27. — 1814 wurde der Dichter Franz Dingelstedt geboren.

— 28. — 1805 erfolgte das zweite Wiener Aufgebot.

— 29. — 1606 starb Johann Bocskai, Fürst v. Siebenbürgen, zu Kaschau. — 1853 wurden die Ratifikationen des zwischen Oesterreich und Sardinien am 22. Sept. geschlossenen Telegraphenvertrags ausgewechselt. — 1737 wurde der Dichter Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay, 1746 der Dichter Kramer Eberhard Karl Schmidt geboren.

— 30. — 1426 zerstörten die Taboriten das Kloster Zwettl.

— 31. — 1426 wurde der Sturm der Taboriten auf die Stadt Zwettl herzhaft abgeschlagen. — 1746 wurde der Fabeldichter J. B. Michaelis zu Zittau geboren.

Pariser Moden Nr. 12.

1. Hut von weißem Taffet, mit Blonde, Tülle, kleinen Sammetschleifen und Krepproſen ausgeputzt und mit einer Tüllescharpe belegt; Kleid von schimirtem Tuche, ohne Ausputz auf dem Rocke,

Digitized by Google

mit langem Schößchenleibchen, das mit einer Doppelreihe von Knöpfen besetzt ist, wie rund herum die Aermel.

2. Hut in der Schirmmitte von Sammet, am Schirmrande von Atlas, mit Spitzen besetzt, der Kopf von Atlas mit zwei kleinen Federn; Kleid von schwerer Seide, vorn auf dem Rocke mit drei Reihen Bandschleifen, die fächerförmig auch über das Leibchen gehen; Mirza-Burnus von doppelseitigem Tuche, mit einer Kapuze (welche die linke Seite des Stoffes zeigt), untenherum mit Sammetkügelchen, an der Kapuze mit einer Trodde. Zwei ähnliche Trodden halten den Burnus vorn zusammen.

3. Sammethut mit Spitzen und so besetzt, daß von dem Nackenschiem zwei Barben niederfallen; unter dem Schirme kleine Schmetterlingsschleifen von Spitzen auf der Blonde; Kleid mit drei abgepaßten Volants; St.-Megrin-Mantel von Sammet, auf den in breiten Röheen fallenden Falten leichte Stickereien, unter denselben mit offenen Feansen, welche auf eine sehr breite Spitze fallen.

4. Hut von Kaisersammet, mit Rosen und schwarzen Spitzen garnirt; Kleid von Taffet mit schwaezen Sammettüpfeln, ohne Ausputz auf dem Rocke, auf dem Leibchen mit Borte von Taffet, mit Sammet in der Art des Kleides ausgeputzt; Aermel nach neuem Schnitte mit weißen Untereämeln; sogenannte Herculanum-Armbänder; Stiefelchen von schwaezem Atlas.

Auflösung des Rösselsprunges im 10. Hefte:

Des Menschen Streben geht nach Oben,
Zum Herrscher aller Zeiten;
Und seinen Blick nach doet eehoben,
Wird stets er sicher schreiten;
Und will ihn auch die Kraft verlassen,
Die steile Bahn zu klimmen,
So soll er sich nur Hoffnung fassen:
Gott lohnet gut Beginnen.

Auflösung der Charaden im 10. Hefte:

1. Radschuh. 2. Druckfehler.

Auflösung der Logogriphe im 11. Hefte:

1. Greis, Reis, Eis. 2. Aktion, Reaktion, Redaktion.

Buchschau.

Kober's Album. 23.—24. Band. „Der Freiherr von Hostiwin." Von Alfred Meißner. Wenn je ein literarisches Unternehmen auf die vollste Anerkennung und die wärmste Theilnahme sowol von Seiten der Kritik als der Leseweit Anspruch machen kaan, so gilt dies vorzüglich von Kober's „Album." Es ist nicht blos das Inhaltsverzeichniß desselben eine Nomenklatur der besten deutschen Namensautoritäten, sondern die meisten von ihaen sind auch durch ganz würdige Schöpfungen vertreten. In unseren Tagen, wo die, zumeist ungeschickte, Nachäfferei französischer Blut- und Schauerromane immer mehr überhand nimmt und den Geschmack des großen Lesepublikums gänzlich zu verderben droht, hat ein so verdienstvolles Sammelwerk, wie die „Bibliothek deutscher Original-Romane" eine hohe Bedeutung und dem Herausgeber, der anbeirrt sein selbstgesteckes schönes Ziel verfolgt, gebührt ein warmer Dank und die thätigste Aufmunterung von Seiten aller Gebildeten. An die vielen, meist vortrefflichen Piecen, welche der heurige Jahrgang brachte, reiht sich Alfred Meißner's: „Freiherr von Hostiwin" würdig an. Unser genialer Landsmann, gleich gefeiert als Lyriker, Epiker und Dramatiker, hat durch dieses Werk seine glänzende Begabung für den Roman dargethan; wir hoffen, ihm noch recht oft auf diesem Felde der Literatur zu begegnen.

Bücher für Herz und Scherz. Gesammelte Schriften von Eduard Pokorny. 2.—4. Band. Prag. Bei Gottlieb Haase Söhne. Unsere Zeit ist so arm an echten humoristischen Schriftstellern, daß der Verlust, den wir durch den Tod des geist- und gemüthvollen Eduard Pokorny erlitten, doppelt schwer empfunden wird; dena er war ein Homoeist in der wahren, edlen Bedeutung des Wortes und während seiner langen schriftstellerischen Wirksamkeit der entschiedene Liebling des Publikums. Dasselbe wird die „Gesammelten Scheiften," von denen bereits 4 Bände in gefälliger Ausstattung erschienen sind, wie einen treuen Freund begrüßen, der für Freude stets den reichsten Schatz seischen Humees und echter Fröhlichkeit, für den Schmerz einen kräftigen Trost und die köstliche Theäae des Mitgefühls bereit hat. Die vielen Verehrer und Freunde des leider schon so früh Verblichenen aber werden jener Hand, welche mit eben so viel Emsigkeit als Takt die in allertei Journalen, Zeitschriften und Jahrbüchern zerstreuten Schriften Pokorny's sammelt und herausgibt, ganz besonders zu großem Danke verpflichtet sein.

Was uns anbelangt, müssen wir die „Bücher für Herz und Scherz" unseren Lesern auf das Wärmste anempfehlen, überzeugt, daß sie Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Briefkasten der Redaktion.

Die richtige Lösung des Rösselsprungs im 9. Hefte haben nachträglich eingesendet: Frl. Marie Zorn in Landskron. Die Herren: P. Alois Schöbl, Kaplan zu Thomigsdorf; Moriz Löwy in Manetin; Adalb. Sikora, k. k. Bez. Bezirkskommissär in Kronstadt (Siebenbürgen); Jos. Schwarz, Lehrer in Lappersdorf; Leop. Löbel in Chiesch; Aug. Fritsch in Schallna; Osw. Schramedey in Teplitz; F. E. Pietschmann und Ad. Rudolf Fischer in Nixdorf; Jos. Mühr, Lehrer in Kamitz (Schlesien); Alexander Heinzel, Eberhard Werner und Hubert Zocher in Wiesen; Jos. Liebmann in Stockerau; Wzl. Wolfram in Reitschowes; Wilh. Frankl in Weitentrebetitsch; Albin Roedl in Seitsch.

Den Rösselsprung im 10. Hefte haben gelöst die Damen: Anast. Geister, Lieutenants-Witwe in Kaaden; Joh. Swoboda, Burggrafens-Tochter in Zuaimchtz; Hermine Eckert, Bürgerstochter in Saaz; Marie Zorn in Landskron; Marie Voltl in Brüx. Die Herren: P. Alois Schöbl in Thomigsdorf; A. Hofer in Schönlinde; Ad. Sikora in Kronstadt; Moriz Löwy in Manetin; Georg Käß, Lehrer in Schaab; Mathias Wrana, Zeugschmied in Neustift bei Olmütz (Mähren); F. E. Müller, Lehrer in Dehlau; Osw. Schramedey in Teplitz; Aug. Fritsch in Schallon; Jos. Kontler in Breitenau (Schlesien); Jos. Aug. Lamb in Hohenelbe; Jos. Jüttner, Baumeister in Großherrlitz (Mähren); Franz Sommer, Tischlermeister in Paffek (Mähren); Jos. Mühr in Kamitz; F. E. Pietschmann und A. R. Fischer in Nixdorf; Franz John, Unterlehrer in Arnau; Jos. Rochell in Polig; Joh. Fischer, Lehrer in Proschwitz; J. A. Feidkirchner in Hirschberg; Wendelin Halisch, Gutspächter in Prosnyaksa (Ungarn); G. Hawliczek, Fürst Erzbisch. Eisenwerks-Arzt in Friedland (Mähren); Anton Türr, Lehrer in Wildstein; Fr. Schuh in Sitzitz; Jos. Liebmann in Stockerau (Oesterreich); Wzl. Wolfram in Reitschowes; Wilh. Frankl in Weitentrebetitsch; Albin Roedl in Seitsch; Pet. Schweighofer, k. k. Munitionär in Brünn (Mähren); Joh. Schwippl, Wagnermeister in Tirol.

Die Charaden 1 und 2 im 10. Hefte wurden gelöst von den Herren: J. A. Feidkirchner in Hirschberg; J. Jesner in Neusalkenburg. Die Charade 1: von der Dame Karoline Bechina in Böhm. Aicha; ferner von den Herren: Georg Käß in Schaab; Jos. Pupin, Magazineur in Trzibitz; Aug. Fritsch in Schallna; Osw. Schramedey in Teplitz; Joh. Hartl, Unterlehrer in Feldsberg (N. Oesterreich); Engelbert Gödl, Webermeister in Bärn (Mähren); Franz Wohlmann, Lehrer in Wetwalde; Alex. Heinzel, Handlungs-Commis, Eberh. Werner, Unterlehrer, und Hub. Zocher, Vorstadtjunkt in Wiesen; L. Rechenberg, E. Becker und A. Hofer in Schönlinde. Die Charade 2 löste Herr Joh. Schön-Kunarz bei Konitz (Möhren).

Die Logogriphe 1 und 2 im 11. Hefte wurden bereits gelöst von den Herren: J. A. Feidkirchner in Hirschberg; Josef Karel in Neupaka.

Hrn. F. L. in A. (Ungarn.) — Das Gedicht, geehrter Herr, ist zu lang. Wir rathen Ihnen, die Hälfte davon zu streichen, die andere Hälfte aber keineswegs drucken zu lassen.

Hrn. J. L. in St. (Oesterreich.) — Gewiß, wenn dieselben richtig und die betreffenden Texte gut gewählt sind.

Hrn. J. A. L. in H. — Die Lösung wäre denn doch gar zu leicht!

Hrn. J. Z. in N. — Nr. 3 recht brav; warum aber mähten Sie nicht ein Thema, dessen Lösung so schwierig ist wie der Rösselsprung im 7. Hefte?

Hrn. D. O. in R. (Tirol). — Was sich erlauben kann ein Schiller, darf sich nicht erlauben ein Schüler; „quod licet Jovi, non licet —"

Hrn. S. R. in K. (Mähren). — Leider noch nicht verwendbar. Da wir aber jedes ernste Streben achten und schätzen, wollen wir Ihnen brieflich die Mittel und Wege an die Hand geben, wodurch Sie vielleicht das Erwünschte erreichen könnten.

Hrn. F. F. in A. — Im nächsten Hefte abgedruckt; wir bitten um fernere Mittheilungen.

Hrn. J. K. in B. (Schlesien). — Soll verwendet werden. Wollen Sie aber ja nicht nach Willkür schöne, klangvolle Verse verballhornen! Das ist ein Verbrechen gegen den Dichter und eine Sünde wider den Geist.

Hrn. K. K. in P. — Nr. 1 ist gar nicht übel, doch schon oft und schön besungen worden. Nr. 2 trägt sein Urtheil an der Stirne: „Ein Gedicht, welches keines ist."

Hrn. M. S. in B. — Worte! Worte! nichts als leere Worte!

Dem Hrn. Verfasser von „Palast und Hütte." — Im Schotten kühler Denkungsart des Lebens Unverstand mit süßer Wehmuth zu genießen, ist Tugend und Begriff!!

Digitized by Google

„Schau, Alter, dort geht eben der junge Goldreich aus Triest, ein ganz charmanter Herr. Er besucht die Maler-Akademie und will Künstler werden."

„Wie, Künstler?! Schrecklich, wenn man bedenkt, daß er einer so geachteten Familie angehört!"

Herr. „Ist der Herr Graf bei Hause?"
Portier. „Ja, bemühen Sie sich nur herein!"

Treffende Bemerkung.

„Denken Sie sich, der junge G—, der von seinem Vater eine halbe Million geerbt, ist mit seinem Vermögen fertig. Ein einziger Wucherer hat ihm nach und nach das Geld abgenommen."

„Gräßlich! Wenn das der alte G— wüßte, der würde sich im Grabe herumdrehen."

„Daß sein Sohn so gewirthschaftet?"

„Nein, daß er das Geschäft nicht selbst hat machen können."

Stubenmädchen-Philosophie.

„Stellt Euch vor, Mathes, was mir so eben passirt ist! Ich gehe durch die Allee — es dunkelte bereits — da kommt ein junger hübscher Mann auf mich zu und küßt mich mit Gewalt —"

„Schrecklich! Konnte Sie sich denn nicht zur Wehr setzen, Jungfer Katti?"

„Ich wollte, aber womit sollte ich es? Mit der einen Hand mußte ich mir die Thräne der Scham und der Entrüstung über die Frechheit des Zudringlichen trocknen, mit der andern Hand seinen Hals umschlingen; womit sollte ich mich wehren?"

Google

Schlußwort.

Mit diesem Hefte schließt der fünfunddreißigste Jahrgang der „Erinnerungen." Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, in wenigen aber herzlichen Worten den freundlichen Lesern für ihre Theilnahme unsern warmen Dank auszusprechen. Eben diese Theilnahme, welche das Publikum durch volle fünfunddreißig Jahre unserer Zeitschrift nicht nur ungeschwächt erhalten hat, sondern von Jahr zu Jahr im immer größeren Maße schenkt, ist aber auch der erhebendste Lohn für die Redaktion, welche den „Erinnerungen" ihre Thätigkeit mit Lust und Liebe weiht und deren Sorgfalt stets dahin gerichtet sein wird, den Inhalt immer interessanter herauszustellen.

Im ganzen Kaiserthume existirt kein zweites Blatt, das so wie unsere Monatschrift die Tendenz verfolgt: in historischen Erzählungen, Novellen, Skizzen und Bildern, welche zugleich belehren und unterhalten, die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart zum allgemeinen Verständniß zu bringen. Es ist ein entschieden charakteristisches Merkmal unserer Zeit, daß in einem Maße wie nie vorher das Verlangen nach einer möglichst umfassenden und innigen Bekanntschaft mit der Geschichte in allen Sphären der Gesellschaft sich kundgibt. Früher nur der Tummelplatz einer unfruchtbaren Gelehrsamkeit, ist die Geschichte gegenwärtig die eigentliche Lieblingswissenschaft aller Gebildeten geworden; jeder von ihnen weiß und fühlt jetzt, daß er die Gegenwart nicht begreifen, noch eine Ahnung von der Zukunft gewinnen kann, ohne die Vergangenheit zu kennen und zu verstehen, ja sogar der einzelne Mensch in seinen persönlichen Wünschen, Hoffnungen und Bedürfnissen bleibt sich ein Räthsel, solange nicht die geschichtliche Entwickelung der Menschheit als solcher aufgedeckt vor seinen Blicken liegt.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, nicht in trockenen Abhandlungen, sondern durch ansprechende, populäre Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten, ansprechend sowol im Sinne der Gebildeten als auch im Sinne der weniger Gebildeten, die Lust und Liebe zum eigentlichen Studium der Geschichte zu wecken und zu beleben. Deshalb werden wir unseren Lesern vorzüglich geschichtliche Erzählungen aus der Vergangenheit und Gegenwart bringen und beginnen den künftigen Jahrgang mit der interessanten Zeitgeschichte „Die Rache des Zuaven" von Heinrich Ritter von Levitschnigg, dem gefeierten Dichter und Verfasser des Romans „Die Geheimnisse von Pesth," welcher Roman bekanntlich ungeheure Sensation gemacht hat.

Indem wir die P. T. Herren Abnehmer der „Erinnerungen" zur Pränumeration auf den künftigen Jahrgang höflichst einladen, erlauben wir uns Folgendes zu bemerken:

Nicht blos das Unterhaltende, auch das Belehrende wollen wir in allgemein verständiger, klarer Weise vertreten und zugleich es nicht versäumen, aller wichtigen Erfindungen und Erscheinungen der Zeit unparteiisch und auf vollkommen erschöpfende Art zu erwähnen, so daß wir damit eine Revue des Wissenswerthesten bringen. Aus den Gebieten der Natur-, der Länder- und Völkerkunde, der Astronomie ꝛc. werden abwechselnd interessante, leichtfaßliche Artikel folgen; Feld-, Wald- und Gartenkultur, Handel, Gewerbe und Industrie werden Vertretung finden und selbst Hausfrauen ꝛc. aus unseren Mittheilungen so manches Nützliche und Belehrende entnehmen können.

So viel im Allgemeinen; übrigens verweisen wir auf die Pränumerations-Einladung für den Jahrgang 1856 der „Erinnerungen."

Beiträge der P. T. Herren Schriftsteller erbitten wir uns in leicht leserlicher Handschrift, auf portofreiem Wege, und schon bei der ersten Einsendung die Angabe der Honorars-Bedingungen.

Somit schließen wir diesen Jahrgang mit dem Wunsche, daß der nächstfolgende unseren Lesern noch willkommener sein möge, als es alle früheren waren.

Carl Bellmann,
Eigenthümer und Verleger.

W. H. Landt,
Verantwortlicher Redakteur.

Digitized by Google

Inhalt des ganzen Jahrganges.

Seite

Erzählungen, Novellen, Humoresken, Sagen.

Schlechte Gesellschaft. Original-Roman aus dem Leben, von Jos. Aug. Lebeeer 1
Der Fortuna-Ball. Humoristische Faschingserinnerung von J. Krebs 83
Reiseskizzen. Von Eduard Herold. (Mit einer lithographirten Federzeichnung und zwei Original-Holzschnitten) . 131
Glocke Lochmar. Historische Erzählung nach Ed. Herold von S. Dornheim. (Mit einem Original-Holzschnitt) . 163
Schön Aennchen. Erzählung aus den Zeiten Karls XII., des Schwedenkönigs. Nach dem Schwedischen v. Th. B.....ý 171
Der Zigeunerkönig bei Klausenbueg. Novelle von Heinrich Ritter von Levitschnigg. (Mit einem Original-Holzschnitt) 191
Katzen-Raphael. Künstler-Novellette v. Josef Meßner . 208
König Wenzels Hof. Historische Erzählung nach Prokop Chocholoušek 223
Ida. Historisch-romantische Erzählung aus der Neuzeit (Mit einer Lithographie) 256
Zwei Dorfkinder. Aus den hinterlassenen Papieeen meines Großvaters. Von A. F. Liebelt 268
Die Jagd auf den Wal. Meeresscenen von Herrmann Melville. (Mit zwei Holzschnitten) 273
Das Gottesgericht. Gemälde aus Böhmens Vorzeit von Miloslaw Straka 287
Der treue Knappe. Vaterländische Sage von D. Rellet . 293
Das Kind der Galeerensklaven. Geschichtliche Novelle von L. F. A. (Mit einem Holzschnitte) 302
Die Pariser Industrieausstellung. Novelle von Eduard Leipenburg. 319
Der Verstoßene. Historische Erzählung aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. (Mit zwei Xylogeaphien) . . 329

Feuilleton.

Graf Buol-Schauenstein, k. k. österr. Ministerpräsident. Freiherr von Manteuffel, k. preuß. Staatsminister (mit Porträts) 26
Rückblick auf das Jahr 1854 29
In Kirchensachen 30
Gmunden (mit lithographirter Abbildung) 31
Todtenschau 1854 31
Die Frauen 58
Uffo Horn (mit lithographirtem Porträt) 60 88
Lorelei. Von Josef Meßner 60
Das Standbild Gustav Adolfs von Schweden (mit Xylographie) 60
Berchtesgaden (mit lithographirter Abbildung) 61
Kriegszeitung 62 94
Rückblicke auf die Monate Jäner, Februar, März, April, Mai, Juni 63 96 122 159 186 220
Populäre Naturkunde 63 212
Adolf Pichler (mit xylographirtem Porträt) 89
Moriz von Schwind (mit dem lithograph. Porträt) . 89
Emmerberg bei Wiener Neustadt (m. lithographieter Abbildung) 90
Genre- und Lebensbilder. 1. Die Schuster. 2. Die Schneider. 3. Der Novelle Nichtdruck hat sie getödtet . 119 180
Kaiser Alexander II. und sein Reich (mit den xylog. Brustbildern des russischen Kaiserpaares) 119 157
Josef Führich (mit lithographirtem Porträt) . . . 121
Die Krim (mit einer chemietypirten Karte von der Krim und 3 Lithographien) 124 158 184
Geistergeschichten 125
Aus dem Leben berühmter Dichter 127
Skizzen aus Konstantinopel 155 183 216
Skizzen aus der Krim 184

Seite

Uebersicht der Streitkräfte auf Kriegsfuß der am orientalischen Kriege betheiligten Mächte 159
Karl Freiherr von Bruck, k. k. österr. Finanzminister (mit dem lithogr. Porträt) 178
Ein Naturdichter 210
Kleine Erzählungen und Fabeln. Von A. F. Liebelt . . 214
Alphons della Marmora. Lipeandi (m. d. lith. Portr.) 219
Alexander Freiherr von Bach, k. k. österr. Minister des Innern (mit dem lithographieten Porträt) 244
Peliffier (mit dem xylogr. Poeträt) 247
Der Wirthin Töchterlein. Von Ludwig Uhland (mit einer lithogr. Abbildung) 249
Algier. Historisch-etnographische Skizze (m. einer Lithographie) . 278
Aus dem Kriegsleben in der Krim 281
Die Dampfnudeln. Ein Schwank aus dem Handwerksburschenleben 309
Festivitäten zu Ehren der Königin Viktoria von England in Paris (mit dem Porträt Ihre Maj. der Königin) . . 310
Auf dem Lande (mit einer Lithographie) 311
Sebastopol nach der Erstürmung. (Hierzu das Porträt des Generals Bosquet und das Bild: Der Sturm auf den Malakoff) 344
Das war recht geschehen. Ein Reiseerlebniß 346
Ein Weihnachtsmärchen 370
Weihnachtsfeier in Südamerika 371
Am Weihnachtsabend 372
Rembrandt (mit dem xylogr. Porteät) 372
Einzug Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig, Statthalters von Tirol, in Innsbruck (mit dem lithographirten Porträt) 374
Winter (mit einer lithogr. Beilage) 374
Der Ritter von Kozojed. Vaterländische Sage von Ernest Halma 374
Die Lostage im Monate Dezember. Ein Beitrag zu „Sitten und Gebräuche der Deutschen im Saazer Kreise und im Egerlande.“ Von Karl Gustav Meyer 375

Feuilleton-Artikel.

Historische Skizzen 179 215 310
Sagen 249 374
Poetisches Album . . 62 92 122 156 179 212 280 312 347
Gedankenperlen 314 347 376
Aphorismen 312
Aus dem Leben berühmter Dichter 127
Aus dem Leben deutscher Schriftsteller 316
Humor, Scherz und Laune 90 184 185 217 218 230 250 284 313 347 376
Theater- und Concertrevue . . 31 64 98 128 160 187 250 284
Miszellen 64 93 185 250 282 313
Interessante Notizen 93 185 315
Buntes 283
Industrie, Handel und Gewerbe 186 219
Landwirthschaft und Haushaltung 95 185
Gemeinnütziges 95 127
Militärisches 62 92
Todtenschau 64
Sanitäts-Bulletin 33
Pariser Moden 33 65 97 129 161 188 221 252 285 316 348 377
Buchschau 65 129 189 251 378
Historischer Monats-Kalender 32 64 96 128 160 188 220 251 284 316 348 377
Rösselsprung-Probleme 33 129 221 253 285 317
Charaden 317
Räthsel 161 253
Logogriphe 348
Briefkasten der Redaktion . 33 97 161 189 221 253 317 349 378

Digitized by Google

Lithographien.

	Seite
Titelbild	
Karl Ferdinand Graf von Buol-Schauenstein	26
Gmunden	31
Uffo Horn	60
Berchtesgaden	61
Moritz von Schwind	89
Emmerberg	90
Josef Führich	121
Federzeichnung v. Jos. Bekel	131
Vor Sebastopol	158
Karl Freiherr von Bruck	178
Aluschta. Kampfspiel in Aluschta	186
Der Industriepalast in den Elyseeischen Feldern zu Paris	187
Alphons della Marmora. Liprandi	219
Alexander Freiherr von Bach	244
Der Wirthin Töchterlein	249
Ida	256
Aus Algier	277
Auf dem Lande	311
Der Sturm auf den Malakoff	344
Bokquet	346
Erzherzog Karl Ludwig, Statthalter von Tirol	374
Winter	374

Modebilder für jeden Monat.

Xylographien und Chemitypien.

	Seite
Freiherr von Manteuffel	28
Gustav Adolfs von Schweden Standbild	61
Adolf Pichler	89
Brustbilder JJ. MM. des Kaisers und der Kaiserin v. Rußland	120
Karte der Krim	124
Der Deklamator	142
Der Botaniker	144
Glocke Lochmar	163
Der Zigeunerkönig von Klausenburg	191
Pelissier	247
Zwei Illustrationen zu „Die Jagd auf den Wal“	273
Zwei Illustrationen zu Gedichten	280
Viktoria, Königin von England	310
Das Kind der Galeerensklaven	305
Zwei Illustrationen zu „Der Verstoßene“	329
Rembrandt	372
Bilder-Magazin 34 66 98 130 162 190 222 254 289 318 350 379	

Musikbeilagen.

Vergiß mein nicht! Worte von Schmidt. Musik von F. A. Vogl. — Janni-Polka von Ignaz Jelinek. — Der Musikant. Gedicht von A. Sebus. Musik von E. Tauwitz. — Willkommsprüche-Walzer von Franz Jos. E. Friedrich. — An die Entfernte. Gedicht v. Herlossohn. Musik v. Fr. Michl. — Erinnerungen v. Eduard Tauwitz. — Chansonette espagnole par Louis Saar. — Frühlings-Fest-Galopp und Polka von Mathilde Ringelsberg. — Die schönsten Augen. Gedicht von Heinrich Heine. Musik von Louis Saar. — Ein Stammbuchblatt. Impromptu. Von F. Michel. — Janini's Trauer-Marsch. Zeiserl-Polka. Von Joh. Nep. Juder. — Ein Gedicht von Karl Böckel. — Musik von Louis Saar. — Souvenir aux belles heures de Prague. Nocturne pour le Violoncello et Piano-Forte par Ed. Schulz.

Digitized by Google

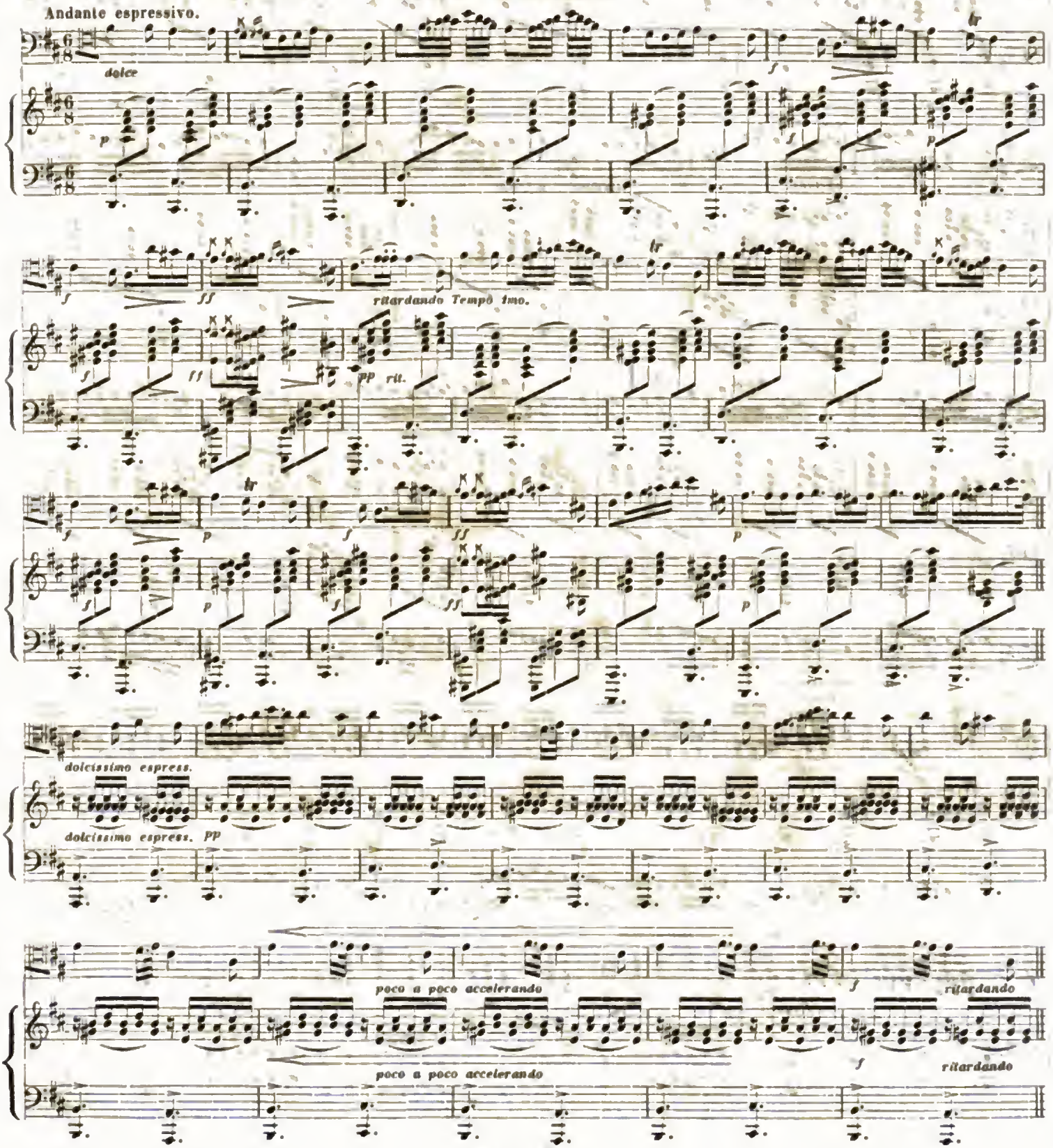
Digitized by Google

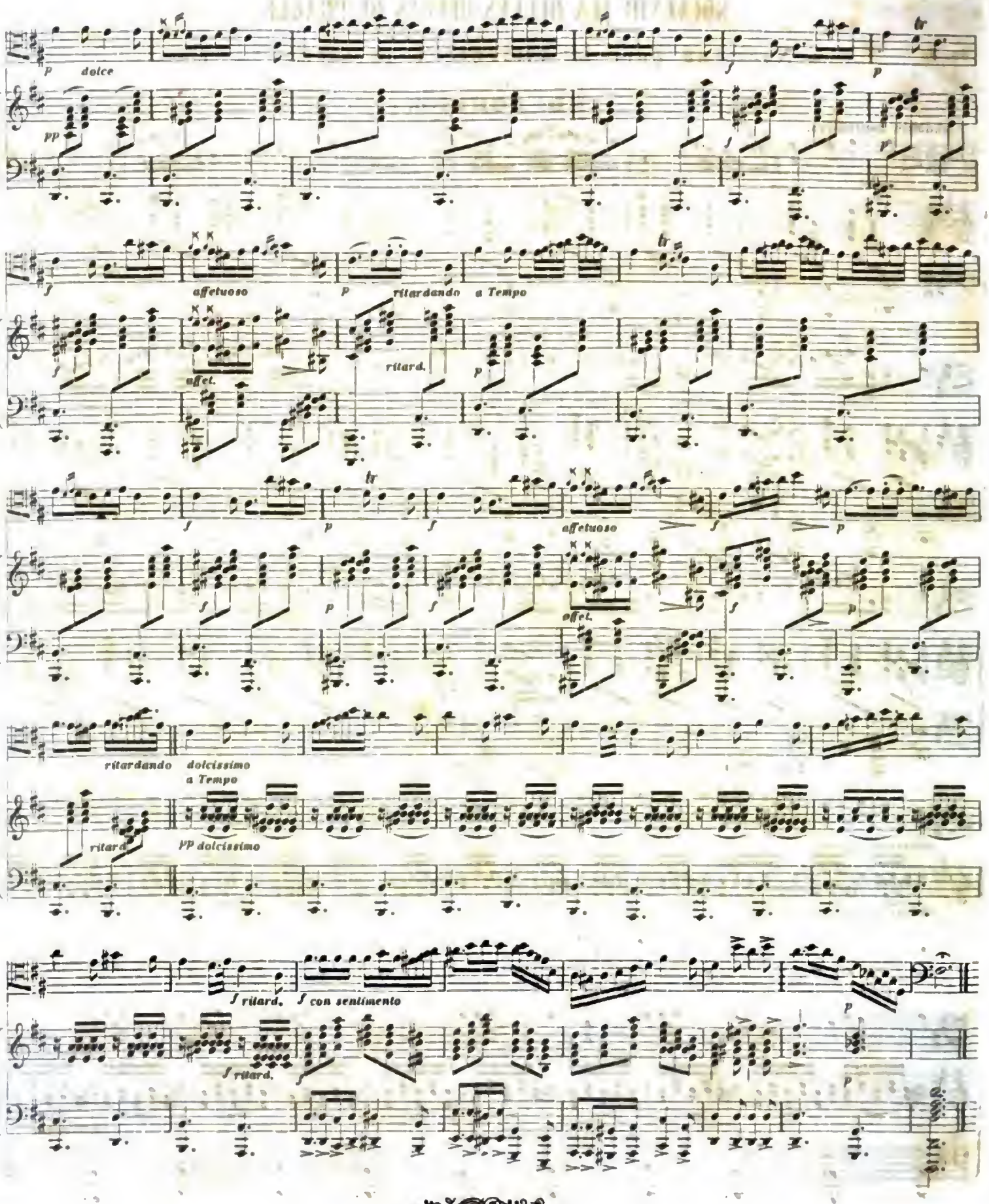
SOUVENIR AUX BELLES HEURES DE PRAGUE.

Op. 3. Nocturne pour le Violoncello et Piano-Forte

par

ED. SCHULZ.

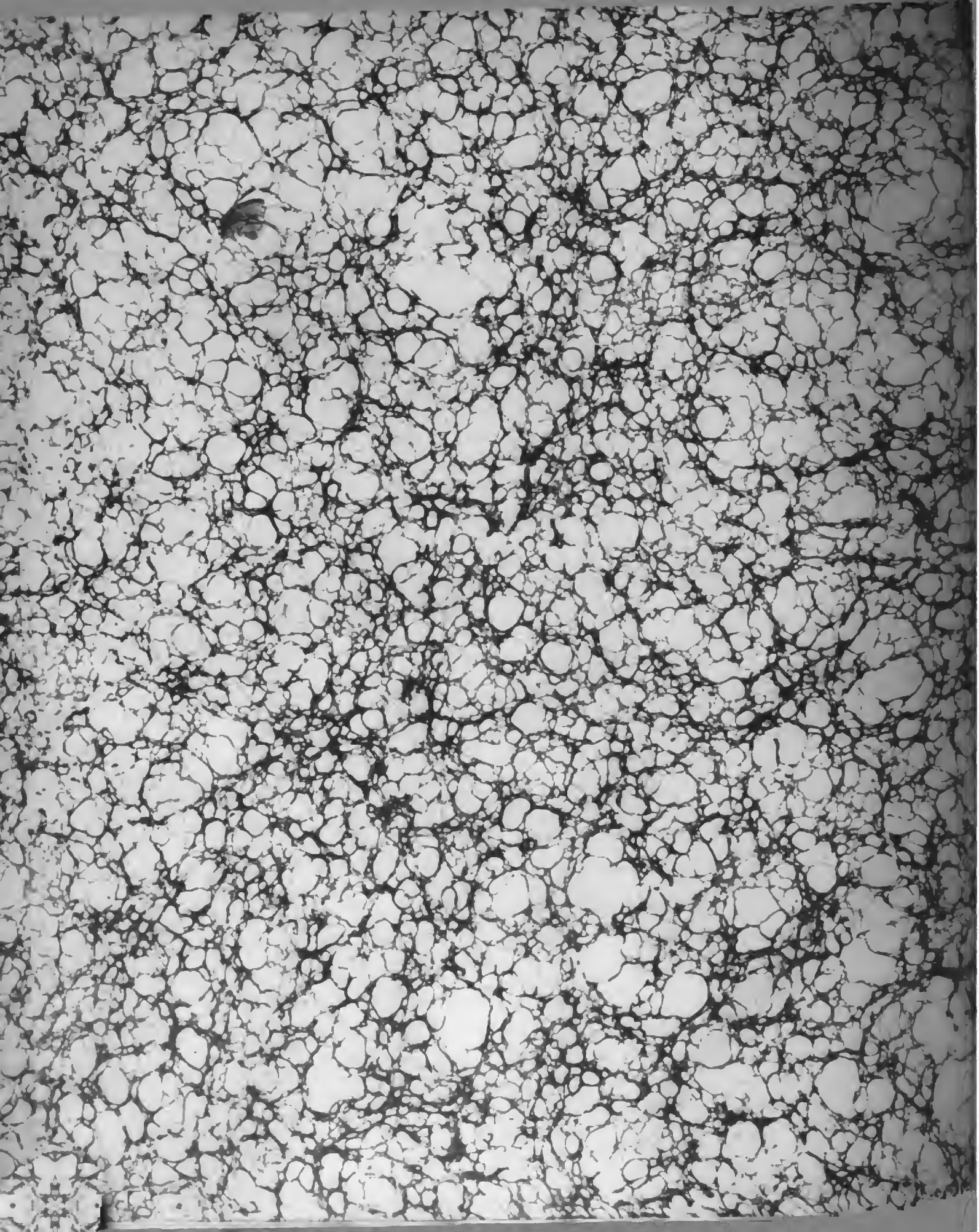




Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z178785300

Digitized by Google